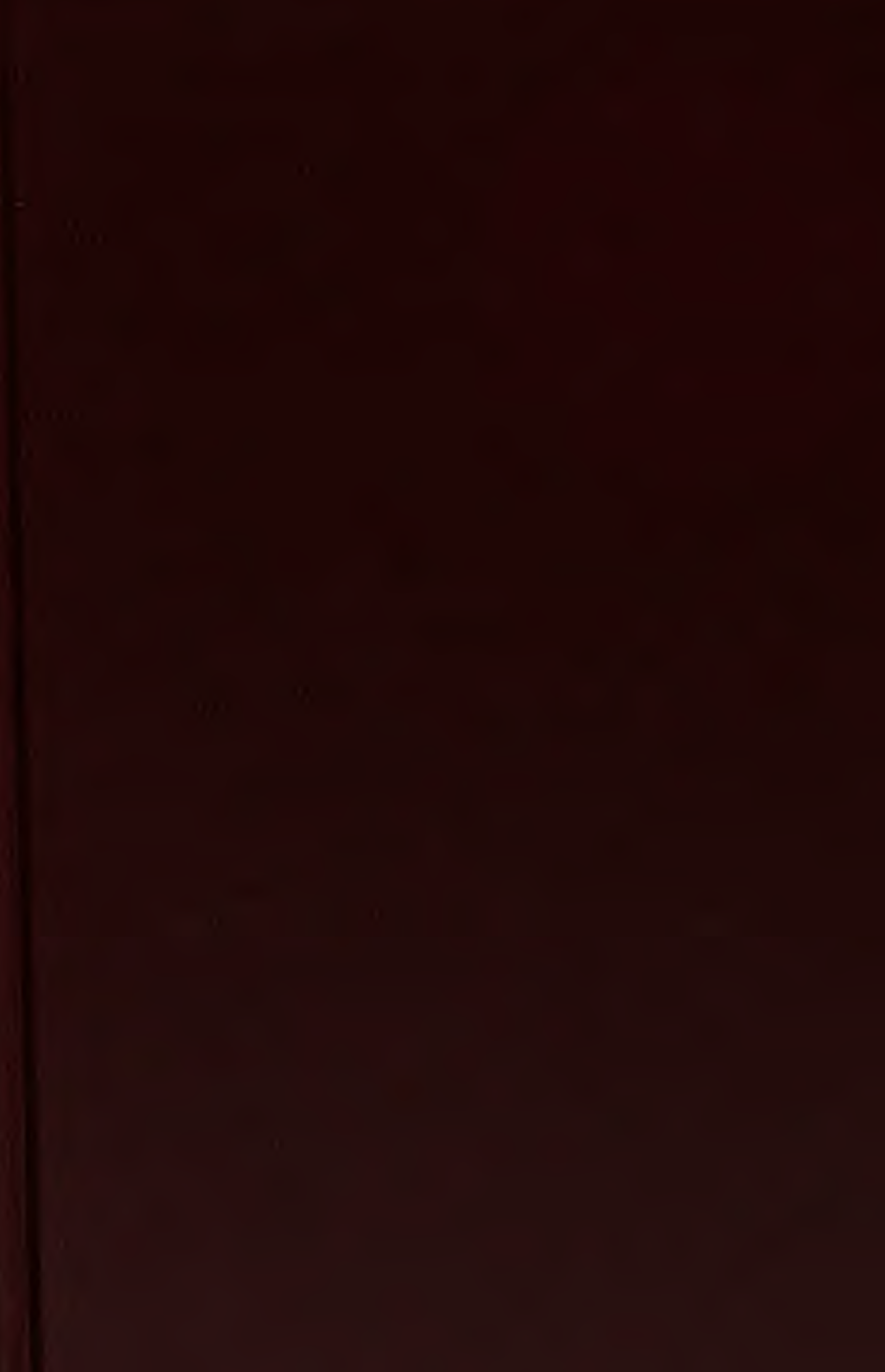
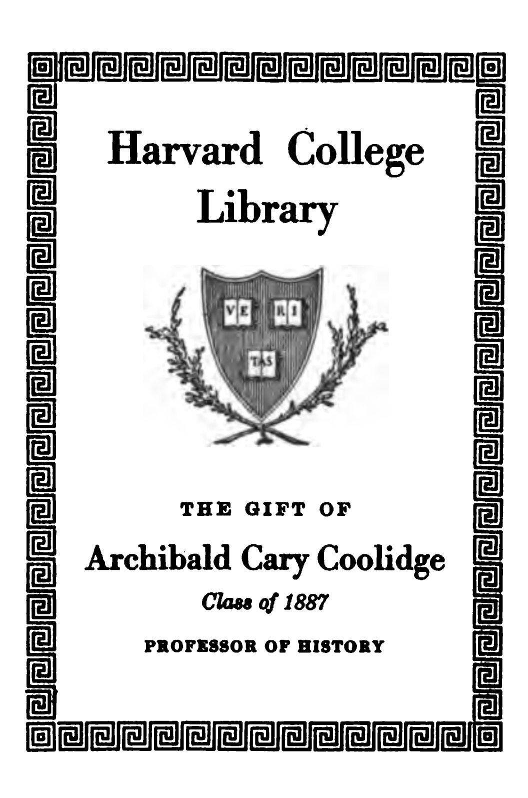
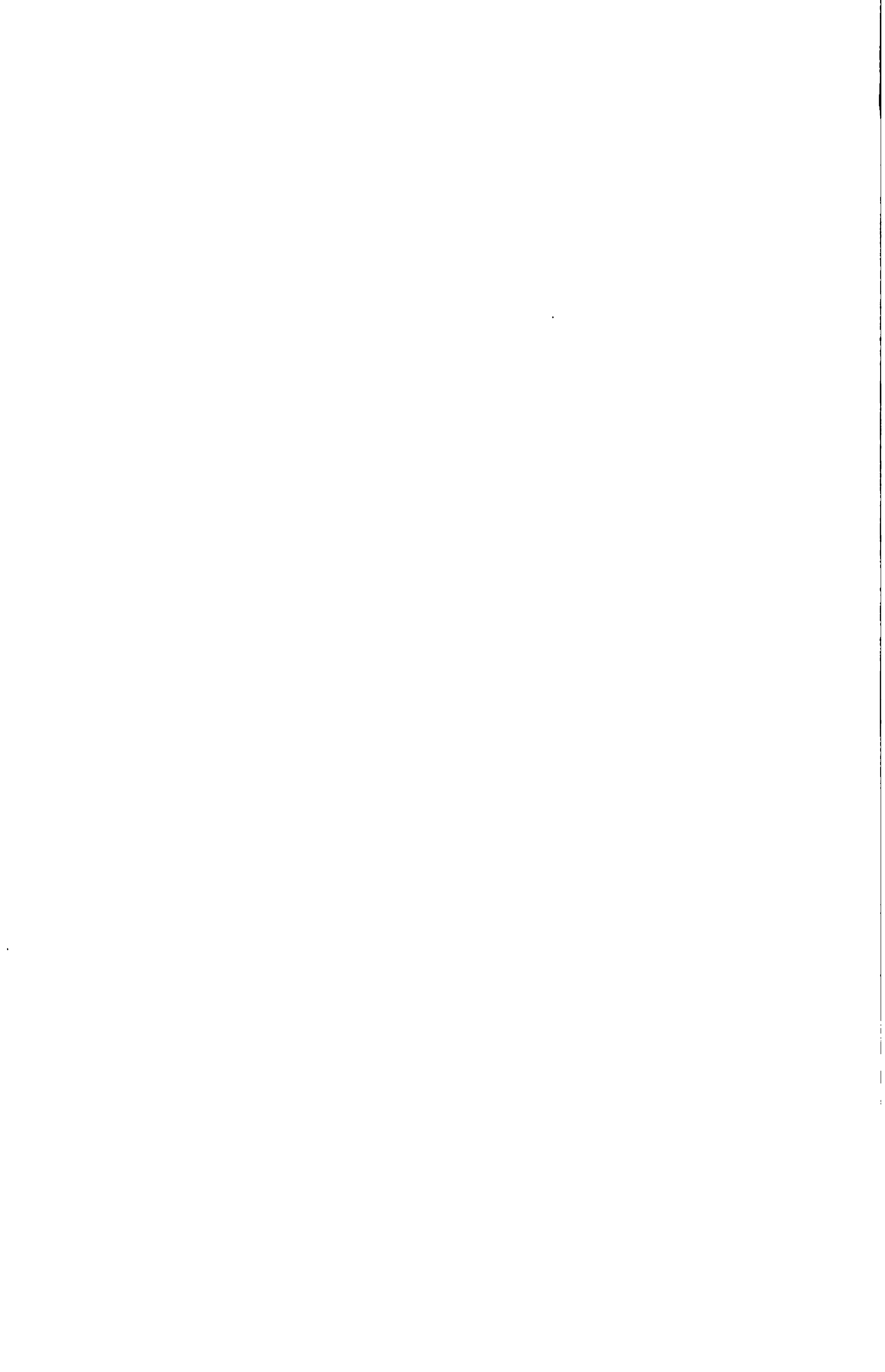



VE RI TAS









Preußens

Geschichte in Wort und Bild.

Dritte Auflage.

II.

Zu geneigter Beachtung. Ein ausführliches Sach- und Namenregister zu den zwei ersten Bänden wird mit dem dritten, dem Schlußbande, ausgegeben.

Preußens
Geschichte in Wort und Bild.

Mit besonderer Rücksicht

auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben

in Deutschland.

Für Haus und Schule.

In dritter sehr verbesserter Auflage herausgegeben

von

Ferdinand Schmidt.



Zweiter Band.

Geschichte Preußens von der Zeit Friedrich's I. bis zum Jahre 1815.

Mit zahlreichen Text-Illustrationen, Tonbildern u. s. w., nach Zeichnungen von L. Burger und Anderen.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1882.





Preußens Geschichte in Wort und Bild. II.

275
54

Illustrirte

Geschichte des Preußischen Staates

von der Zeit Friedrich's I.

bis zur Errichtung des Deutschen Bundes.

Mit besonderer Rücksicht

auf die Entwicklung von Kultur, Sitte und Geistesleben

in Deutschland.

Von

Ferdinand Schmidt.



Dritte sehr vermehrte Auflage.

Mit 250 Text-Illustrationen und 7 Tonbildern, nach Zeichnungen von Ludwig Burger u. A.

Leipzig und Berlin.

Verlag und Druck von Otto Spamer.

1882.

Inhaltsverzeichniß

der

Illustrirten Geschichte von Preußen.

Zweiter Band.

Dritter Theil.

Preußen unter seinen Königen im achtzehnten Jahrhundert.

Erste Abtheilung. Kurfürst Friedrich III., als König: Friedrich der Erste.

Erstes Buch.

Regierungszeit des Kurfürsten Friedrich III. bis zur Erwerbung der Königskrone.

Zweites Buch.

Friedrich der Erste, erster König von Preußen.

Zweite Abtheilung. Friedrich Wilhelm I. und seine Zeit.

Drittes Buch.

Friedrich Wilhelm als Landesvater.

Viertes Buch.

Friedrich Wilhelm I. als Vater des Hauses.

Achtes Buch.

Vom Hubertusburger Frieden bis zum Tode Friedrich's II.

Neuntes Buch.

Regierung Friedrich Wilhelm's II. (1786—1797).

Vierter Theil.

Preußen unter Friedrich Wilhelm III.

Niedergang und Erhebung.

Erstes Buch.

Friedrich Wilhelm's III. Jugend- und erste Regierungszeit.

Zweites Buch.

Bis zum Frieden von Tilsit.

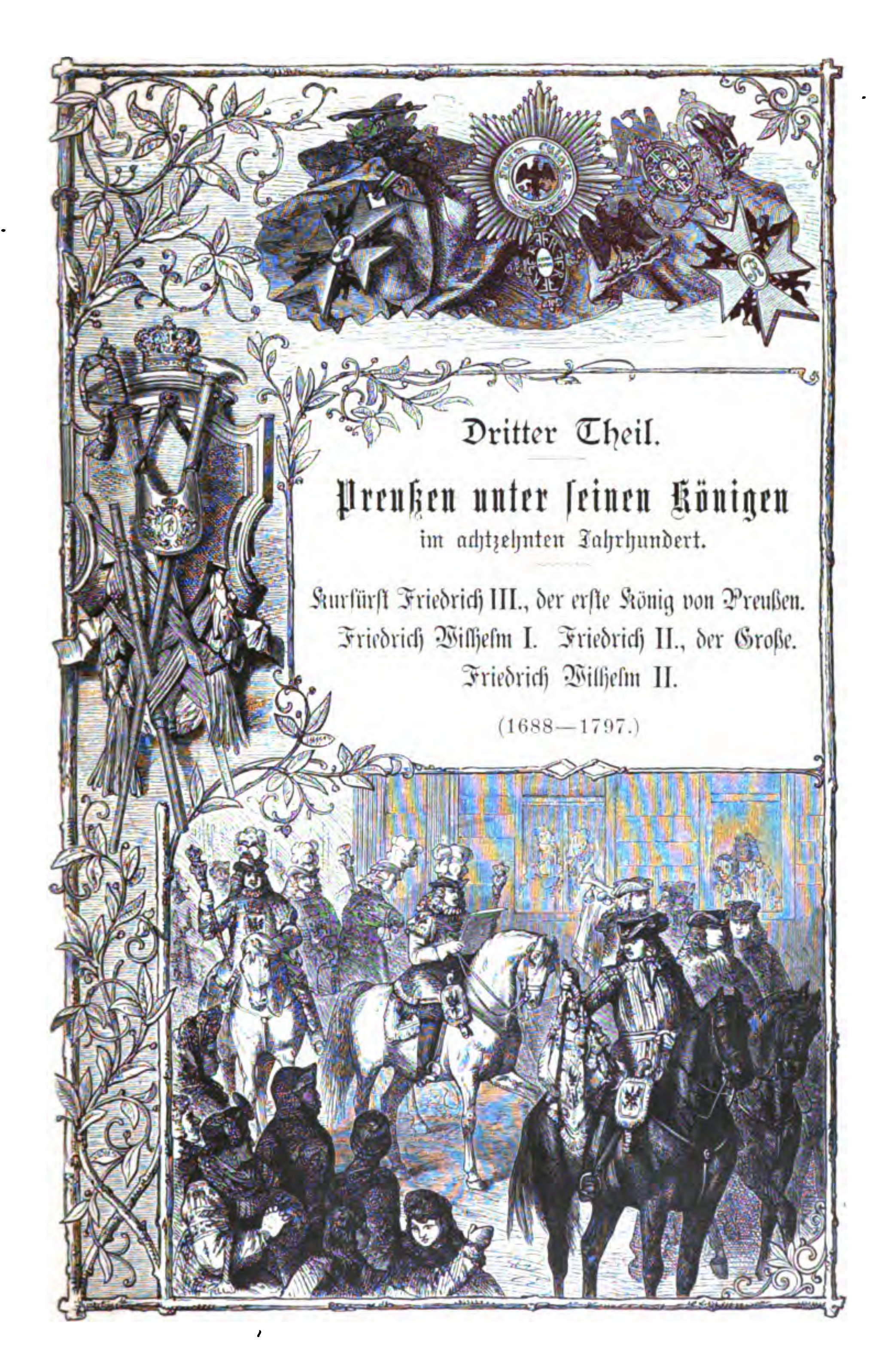
Drittes Buch.

Vom Jahre 1807 bis zum Beginn der Freiheitskriege.

Verzeichniß der Tonbilder.

Druckfehlerverzeichniß.

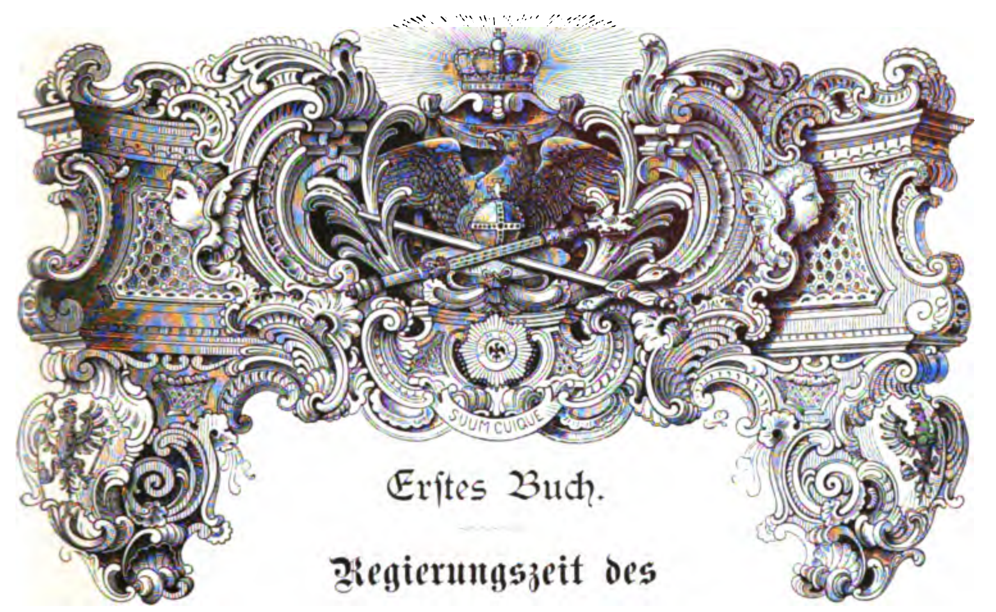
Seite 312 Zeile 7 von u. statt Cramer lies Carmer.
„ 323 „ 15 „ o. „ auf stiegen lies aufstiegen.
„ 327 „ 7 „ u. ist zwischen „machte" und „Befriedigung" einzuschieben „dasselbe".
„ 328 „ 1 „ o. statt seines lies ihres.
„ 328 „ 2 „ „ „ es lies der Deutsche.
„ 328 „ 2 „ u. ist (in der Note) das Wort „hin" zu streichen.
„ 339 „ 6 „ u. statt Elisabeth lies Katharina.
„ 400 „ 4 „ o. „ 1801 lies 1803.
„ 451 „ 4 „ u. „ begehrte lies stellte.
„ 480 „ 20 „ „ „ ihrem lies Ihrem, statt sie lies Sie.


Dritter Theil.
Preußen unter seinen Königen
im achtzehnten Jahrhundert.
Kurfürst Friedrich III., der erste König von Preußen.
Friedrich Wilhelm I. Friedrich II., der Große.
Friedrich Wilhelm II.
(1688—1797.)



Erste Abtheilung.

Kurfürst Friedrich III., als König: Friedrich der Erste.



Erstes Buch.

Regierungszeit des

Kurfürsten Friedrich III. bis zur Erwerbung der Königskrone.

Jugendzeit.

Der Leser hat aus der Jugendzeit Friedrich's bereits im vorhergehenden Bande Mittheilungen empfangen, hier möge eine Vervollständigung derselben erfolgen.

Friedrich, der bei seiner Geburt von schwächlichem Körperbau war, hatte in frühen Jahren das Unglück, daß seine Amme ihn fallen ließ. Infolge dessen bildete sich eine Krümmung des Rückgrates aus. Obgleich nicht ohne Regungen von Heftigkeit, war und blieb doch Gutmüthigkeit der Hauptzug seines Charakters. Die Mutter fühlte sich daher auch besonders zu ihm hingezogen, wogegen der Vater dem feurigen Karl Emil mehr zugethan gewesen zu sein scheint. — Wie ebenfalls schon erwähnt wurde, führte die Oberaufsicht über die Erziehung der Prinzen der tüchtige Minister Otto von Schwerin.

In seinem fünften Jahre erhielt Prinz Friedrich in Eberhard von Dankelmann, einem sehr begabten, kräftigen und kenntnißreichen Manne, seinen Fachlehrer. Daß dieser es sich angelegen sein ließ, den Prinzen schon früh mit allem Ernste an anstrengende Thätigkeit zu gewöhnen, ward ihm von Hofleuten übel gedeutet. Dies zeigt ein Brief der Kurfürstin Luise an Schwerin, in welchem es heißt: „Ich muß Ihnen mittheilen, daß es Personen giebt, welche mir sagen, daß Herr Dankelmann Fritzchen während des Unterrichts sehr anfährt. Ich gestehe, daß dies mir sehr zuwider ist, denn Fritzchen ist ein Kind von gutem Naturell und sehr furchtsam, dies könnte seiner Gesundheit und seinem Geiste schaden. Ich bitte, dies nicht zu dulden und ihm zu sagen, daß es mir nicht angenehm sei. Ich glaube, daß seine Absicht gut ist, und daß er wünscht, er möchte viel lernen; allein er weiß genug für sein Alter, und ich halte dafür: die beste Methode, Kinder zu erziehen, ist Sanftmuth."

Schwerin wie der Kurfürst mochten die besorgte Mutter indeß wol bald davon überzeugt haben, daß Dankelmann's Art und Weise, mit dem Prinzen umzugehen, die rechte sei, denn er ward unter Anerkennung seines tüchtigen Wirkens bald darauf zum Titularrathe ernannt.

Neben der Gutmüthigkeit tritt ein anderer Zug schon frühe in dem Charakter Friedrich's auf, der ebenfalls bis zu seinem Tode hervorstechend blieb: Neigung zu äußerem Glanz, zu Schaugepränge. Friedrich war noch nicht zehn Jahre alt, als ihn schon die Lust anwandelte, einen Orden zu stiften. Er befand sich damals mit Schwerin auf dem Schlosse zu Alt-Landsberg. Nachdem eine Anzahl von Ordenszeichen nach einer von ihm entworfenen Zeichnung angefertigt worden waren und er sich mit den Gebräuchen der Aufnahme in dem Ordenshause der Johanniterritter in Sonnenburg vertraut gemacht hatte, ging die Stiftung des Ordens, von ihm „de la générosité" genannt, in der Kirche zu Alt-Landsberg wirklich vor sich.

Während feierliche Orgelklänge die Hallen des Gotteshauses erfüllten, ließ er sich auf einem mit rothem Sammt überzogenen Kirchenstuhl nieder; der Marschall mit dem Schwerte stellte sich ihm zur Rechten, der Großkomthur, das Ordenskreuz auf sammtnem Kissen in Händen haltend, zur Linken auf, worauf er einer Zahl von angesehenen Hofleuten den Ritterschlag ertheilte. Der Kurfürst hatte ihn gewähren lassen, weil er die Sache als Das nahm, was sie war: eine kindliche Spielerei. Als aber Thorheit und Eitelkeit weiterhin eine große Zahl von Leuten dazu bewog, sich bei dem Prinzen eifrigst um den neuen Orden zu bewerben, sah sich Friedrich Wilhelm genöthigt, eine Beschränkung in Hinsicht auf die Verleihung desselben eintreten zu lassen.

Um den englischen Hosenbandorden, den der Große Kurfürst empfangen hatte, soll Friedrich den Vater fast beneidet haben. In seinem siebzehnten Lebensjahre sprach er das dringende Verlangen aus, diesen Orden zu erhalten, und der preußische Gesandte in London verfehlte nicht, dies dem Könige von England mitzutheilen. Doch der nächste Ritter des Hosenbandordens, der nur in einer bestimmten Zahl verliehen wird, war bereits gewählt, weshalb Karl II. dem geäußerten Wunsche für jetzt nicht nachkommen konnte, was er um so mehr bedauerte, da Friedrich nach dem Tode des Prinzen Karl Emil der Erbe des brandenburgischen Kurhutes geworden war. (Friedrich erhielt den Orden später.)

Doppelspiel Oesterreichs. Auch der traurigen Zerwürfnisse, in die Friedrich mit seiner Stiefmutter Dorothea und durch dieselbe auch mit dem Vater gerieth, wurde schon gedacht. Den Hauptanlaß dazu bot eben der Umstand, daß der Kurfürst jenes ihm von seiner zweiten Gemahlin abgeschmeichelte Testament unterzeichnet hatte, und daß dieses von derselben nach Wien gesandt worden war.

Kaum hatte Friedrich von diesem letzteren Schritte seiner Stiefmutter Kunde erhalten, so begann er im Geheimen sich mit Personen aus der nächsten Umgebung des Kaisers in Beziehung zu setzen. Zuvörderst ließ er den Kaiser aufs Angelegentlichste bitten, dem ihn benachtheiligenden Testamente die Bestätigung zu versagen. Diesem Wunsche sofort zu willfahren, wäre jedoch dem österreichischen Interesse keineswegs zweckdienlich gewesen. Noch befand sich Friedrich Wilhelm im Besitze der Macht, und man bedurfte seines Beistandes gegen die Türken.

So entstand am Wiener Hofe die Frage, was nach Lage der Sache zu thun sei, um den größtmöglichen Vortheil aus den Berliner Zerwürfnissen zu ziehen. Der Kurfürst hatte sich bis dahin jederzeit bereit erklärt, Oesterreich gegen die Türken zu unterstützen, wenn der Wiener Hof ihm die schlesischen Fürstenthümer herausgäbe. Das war der Kaiser jedoch nicht zu thun gewillt. Demgemäß kam man in der Hofburg auf den Ausweg, nicht jene Fürstenthümer, sondern einen dem brandenburgischen Staate angrenzenden Streifen Landes, z. B. den schwiebusser Kreis, als Gegenleistung anzubieten, und sobald die Hülfstruppen angelangt seien, das Angebotene auch wirklich abzutreten, zugleich aber sich von dem Kurprinzen, als Gegendienst für die Nichtanerkennung des ihn benachtheiligenden Testaments, die schriftliche Zusicherung behändigen zu lassen, besagtes Stück Land nach dem Ableben des Vaters wieder an Oesterreich zurückzugeben, womit dann die Streitfrage wegen der schlesischen Fürstenthümer für immer von der Tagesordnung entfernt worden wäre.

In diesem Sinne verhandelte nun der kaiserliche Hof zu gleicher Zeit mit dem Kurfürsten und — hinter dem Rücken desselben — mit dem Kurprinzen. Friedrich Wilhelm

ging darauf ein, dem Rechte auf die schlesischen Fürstenthümer gegen Ueberlassung des schwiebusser Kreises zu entsagen, und der Kurprinz verpflichtete sich schriftlich, diesen Landstrich, sobald er zur Herrschaft kommen werde, wieder an Oesterreich abzutreten.

Der Kurfürst, der von der heillosen Täuschung, welche der Wiener Hof gegen ihn auszuüben die Absicht hatte, nichts ahnte, stellte nun, seiner Zusage gemäß, 8000 Mann für den Krieg gegen die Türken. Diese Hülfsschar war es gewesen, über die er bei Krossen seine letzte Heerschau gehalten hatte.



Derfflinger auf Rügen. Nach H. Lüders.

Derfflinger's letzte Lebensjahre. Der alte Kriegsmann, welcher noch die ersten Regierungsjahre des Kurfürsten Friedrich III. erlebte, war schon vor längerer Zeit von Friedrich Wilhelm zum General-Feldmarschall, im Jahre 1678 zum Statthalter von Pommern und Kammin ernannt worden.

In seinem zweiundsiebzigsten Lebensjahre reichte er ein Gesuch ein, in welchem er den Kurfürsten um seinen Abschied bat, wobei er aussprach, „daß ihn, nachdem der liebe Gott ihn zu dem höchsten Alter habe kommen lassen, welches täglich mehr und mehr Schwachheiten mit sich führe, nach nichts so sehr als nach Ruhe verlange, damit er in der noch

rückständigen wenigen Lebenszeit seinem Gott dienen und sich zu einem seligen Tode desto vergnüglicher vorbereiten könne."

Friedrich Wilhelm mochte den tapferen Haudegen noch nicht aus der Armee scheiden sehen. „Wir geben Euch", heißt es in seinem Bescheide, „aber selbsten vernünftig zu ermessen, wenn Ihr jetzo, da der Krieg eifriger als vorher zur Erlangung eines heilsamen Friedens fortgesetzt werden muß, quittiren solltet, ob Ihr nicht Eure so wohl erworbene Ehre beflecken und Euch bei aller Welt eine bläme zuziehen würdet. Gott hat Euch ein hohes Alter verliehen, es ist wahr, aber er hat Euch auch dabei eine gesunde Leibes-Konstitution gegeben, kraft welcher Ihr, besser als mancher junge Mann, den Kriegs-fatiguen gewachsen seid. Wir dagegen sind nebst einem auch ziemlich hohen Alter vielen beschwerlichen Krankheiten unterworfen und hätten tausendmal mehr Ursache, Uns nach Ruhe zu sehnen, dennoch sind Wir entschlossen, auch den Rest unserer Kräfte daran zu setzen und Unsere eigene Person nicht eher der schweren Kriegslast zu entziehen, bis solcher vorgesetzte Zweck erlangt sein wird. Bei solcher Bewandtniß nun, und da Wir Euch kennen, Ihr auch bereits bei Uns viel Saures und Süßes gekostet habt, so ist es besser, daß Ihr auch bei Uns bis ans Ende ausharret, und nachdem Ihr den Samen säen helfen, auch der Frucht genießet."

Schon aus dem Angeführten ergiebt sich, wie schmerzlich es den Kurfürsten berührte, daß der Kriegsmann, dem am meisten zu vertrauen er die gegründetste Ursache hatte, aus dem Heere scheiden wollte. Mehr noch läßt dies der Schluß seines Schreibens erkennen, der weniger einer Zurechtweisung als einer Entschuldigung und Bitte ähnelt, und in welchem er nicht als Gebieter, sondern als dankerfüllter Freund sich gegen Derfflinger ausläßt. „Allezeit", sagt er, „sind Wir beflissen gewesen, die großen und nützlichen Dienste, so Ihr Uns geleistet, anzuerkennen. Bei Unserer Militz haben wir Euch zu den höchsten Ehren-ämtern, darüber keines, erhoben, auch Unsere Dankbarkeit in anderen Stücken spüren lassen, und sollte dennoch etwas daran fehlen, so sind Wir noch begierig und geneigt, Euch und den Eurigen alle ersinnliche Gnade widerfahren zu lassen."

Daß sich Derfflinger nicht sofort zu entschließen vermochte, seinen Antrag zurückzu-ziehen, ersehen wir aus einem von ihm gleich nach Empfang des kurfürstlichen Erlasses an den Staatssekretär Fuchs gerichteten Schreiben, in welchem er sagt: „Ich muß es vorlieb nehmen, daß man in dem Gedanken steht, ich würde, wenn ich jetzt abdankte, meine Ehre beflecken und bei aller Welt mir eine bläme zuziehen. Diese Worte schmerzen mich fürwahr nicht wenig; meine getreuen Dienste sind vielleicht bei aller Welt mehr bekannt, als in Berlin. Ich habe meiner Ehre zuwider nie etwas in der Welt vorgenommen, sondern dieselbe meinem Blute gleich geschätzt, werde sie auch dadurch nicht beflecken, daß ich aus Anlaß meines hohen Alters meine Kriegsdienste zu quittiren und die Ruhe zu erlangen suche." — Schließlich jedoch fand sich Derfflinger darein, dem Kurfürsten auch ferner noch zu dienen.

Es handelte sich zu jener Zeit darum, die Schweden aus Pommern zu vertreiben. Der alte Derfflinger mußte dabei sein, und er erntete neue Kriegslorbern. Als es galt, Rügen zu nehmen, und die Brandenburger unter dem Feuer der schwedischen Kanonen bei Putbus landeten, griff er an der Spitze von 200 Dragonern 8 schwedische Schwadronen mit einem solchen Ungestüm an, daß sie mit Zurücklassung einer Fahne, zweier Kanonen und einer großen Zahl von Gefangenen und Todten die Flucht ergreifen mußten. Gleich rühmlich war seine Betheiligung an dem schweren, gleichfalls bereits geschilderten Winter-feldzuge in Preußen. — Der Kurfürst hatte es wohl gewußt, daß Derfflinger auch in seinem hohen Alter dem Vaterlande noch gute Dienste zu leisten vermochte.

Im Jahre 1687 — Derfflinger war bereits 82 Jahre alt — ernannte der Kurfürst den Grafen Friedrich Wilhelm von Schomburg zum Oberbefehlshaber der gesammten Armee. In schonendster Weise ward Derfflinger davon benachrichtigt und ihm dabei zugleich die Zusicherung gegeben, daß er in seinen Würden und Einkünften in Nichts geschmälert

werden sollte. Doch dem ergrauten Waffenhelden ging es zu hart an, jetzt noch einem Andern untergeordnet zu werden, und er beschloß, nicht mehr bei Hofe zu erscheinen. In stiller Zurückgezogenheit verlebte er seine Tage auf seinem Schlosse Gusow im Oderbruche.

Ein Jahr darauf sehen wir Derfflinger dennoch wieder in Berlin. Er folgte dem Sarge des Kurfürsten, der ihm im Tode vorangegangen war. Kurfürst Friedrich III. bestätigte dem greisen Helden in einer Urkunde Würden und Stellen.

Während seines Aufenthalts in Berlin geschah es, daß Derfflinger sich eines Tages in dem Zimmer der Kurfürstin befand und nachdenklich auf den jungen Prinzen in der Wiege — den nachmaligen König Friedrich Wilhelm I. — schaute.

„Was denkt Ihr soeben in Eurem Herzen, Herr Feldmarschall?“ fragte die Kurfürstin. Sie mochte wünschen, irgend einen glückverheißenden oder zum Heldenthum mahnenden Ausspruch des alten Kriegsmannes zu vernehmen, den sie dem Prinzen später zur Aufmunterung würde mittheilen können. Derfflinger war aber in diesem Augenblicke von Gedanken ganz anderer Art bewegt, und er war zu ehrlich, um zu heucheln. „Indem ich das kleine Prinzchen ansah“, entgegnete er, „sagte ich im Stillen zu ihm: Dein Großvater hat mich viel gehudelt, Dein Vater wird mich auch noch genug hudeln, Du aber wirst mich wol ungehudelt lassen.“ — Die liebenswürdige Sophie Charlotte, von der wir noch mehr hören werden, nahm diese Aeußerung als einen Scherz und lachte herzlich.

Der greise Held machte unter seinem neuen Kriegsherrn noch einen Feldzug mit, von dem weiter unten die Rede sein wird, und starb 1695 in beinahe vollendetem neunundachtzigsten Lebensjahre auf seinem Schlosse Gusow. Er hatte kurz vor seinem Tode bestimmt: „Mein entseelter Körper soll ohne alles Gepränge beigesetzt werden.“ Bei seiner Gedächtnißfeier sollte, ebenfalls gemäß seiner Anordnung, von seinen Kriegsthaten keinerlei Erwähnung gethan werden, daher der Prediger über die Lebensbahn des Verstorbenen nur äußerte, „Gott habe ihn, von der Muskete an, von dem niedrigsten bis zum höchsten Grade im Militär kommen lassen.“ — Derfflinger war in den Reichsfreiherrnstand erhoben worden, ohne jedoch auf eine solche Auszeichnung jemals etwas zu geben.

Regierungszeit.

Der Große Kurfürst hatte zwar auf seinem Sterbebette des unter der Einwirkung Dorothea's entstandenen Testaments nicht gedacht, sondern auf das von ihm eigenhändig geschriebene verwiesen; aber jenes, den Kurfürsten Friedrich III. benachtheiligende Testament bestand doch und lag in der Hofburg zu Wien; ja es hatte, entgegen dem kaiserlichen Versprechen an Friedrich, die Bestätigung vom Kaiser erhalten, und es ward in Wien bereits mit großer Befriedigung von dem „kundbaren Zerfall Brandenburgs“ gesprochen. —

Erledigung der Testamentsangelegenheit. Friedrich war indeß keineswegs gemeint, letzteres Testament anzuerkennen, weshalb er auch sogleich nach seinem Regierungsantritt in einer Erklärung das gesammte Land als sein einiges Erbe bezeichnete. Er stützte sich dabei zunächst auf ein Gutachten sämmtlicher Mitglieder des geheimen Rathes, in welchem es u. A. heißt: „S. Kurfürstliche Durchlaucht höchst seligen Andenkens, als Sie zwei Tage vor dem seligen Ende Ew. Kurfürstlichen Durchlaucht in vollem Rathe die Regierung gleichsam abgetreten, haben mit sehr nachdenklichen Worten nicht allein zu verstehen gegeben, wie leid es Ihnen thun würde, wenn das mit so viel Mühe, Arbeit, Sorge und Kosten erworbene Ansehen und die Gerechtsame des kurfürstlichen Hauses von den Nachfolgern nicht sollten erhalten werden, hierbei auch, weil Ihnen die Sprache etwas schwer fiel, auf dasjenige verwiesen, was E. K. D. von Dero eigener Hand geschrieben finden würden, mit dem sehr nachdenklichen Anfange, daß Sie sich sehr glücklich geschätzt haben würden, wenn Sie von Dero in Gott ruhendem Vater nur das Geringste dergleichen gefunden hätten. Diese vor dem Ende in vollem Rathe eröffnete letzte Willensmeinung, welche auf das mit eigener Hand geschriebene so vortreffliche Dokument vom

Jahre 1667 verwies und des Testaments vom Jahre 1686 nicht mit einem Worte gedachte, ist beweisend genug.“ Außerdem berief sich der Kurfürst auch auf die Grundgesetze des Hauses, denen zufolge „die kurfürstlich brandenburgische Linie jederzeit nur einen Regenten, den regierenden Kurfürsten, haben solle und zwar über alle Kurfürstenthümer, Fürstenthümer und Länder, so von 1473 und 1613 her der kurfürstlichen Linie zustehen, anfallen und künftig noch anfallen werden.“

Nach Hinwegräumung von mancherlei Schwierigkeiten gelang es dem Kurfürsten, die verwittwete Kurfürstin sowol wie seine Stiefbrüder zu einem Vergleiche geneigt zu machen, der auch bald darauf zum Abschlusse kam. Der Kurfürstin ward ein Jahrgehalt von 30,000 Thalern bestimmt und ihr Potsdam und Krossen als Wohnorte zugewiesen. Nicht minder freigebig bewies sich Friedrich gegen seine Stiefbrüder. Wie groß seine Freude über die Beilegung des Familienzwistes war, erhellt aus einem Schreiben von ihm an den Fürsten von Anhalt, in welchem es heißt: „Ich bin, wie Ew. Liebden leicht errathen können, deshalb nicht wenig consoliret, weil ich dadurch den alten Grund, worauf meines kurfürstlichen Hauses Macht und Ansehen nun so lange Jahre her geruht hat, von Neuem befestiget und das zwischen Meinen Brüdern und Mir von der Natur gebundene Band von Allem, so dasselbe über kurz oder lang alteriren könnte, gänzlich befreit habe.“

Eine gegentheilige Stimmung erregte die Sache natürlich in Wien. Wer weiß, was von dort her noch unternommen worden wäre, hätte die Kurfürstin Dorothea nicht schon in demselben Jahre das Zeitliche gesegnet.

Allerdings bedurfte es nach der bestehenden Reichsverfassung für die rechtliche Giltigkeit des von den Brüdern abgeschlossenen Vergleichs, in welchem dieselben auf die ihnen aus jenem Testament zustehenden Rechte verzichteten, der förmlichen Anerkennung des Kaisers; der Wiener Hof hatte indeß kein Mittel, einem solchen zwischen Familienmitgliedern zu Stande gebrachten Abkommen offen entgegen zu treten, außer, wenn einer der Brüder so unpatriotisch gewesen wäre, den Rechtsschutz des kaiserlichen Hofes anzurufen. Dies geschah glücklicherweise nicht. Nun wollte man wenigstens den schwiebusser Kreis zurück haben, der dem Großen Kurfürsten für die Verzichtleistung auf die schlesischen Fürstenthümer abgetreten worden war. Von Friedrich hatte man ja eine Urkunde in Händen, in der seinerseits die Zurückgabe zugesichert worden war, für den Fall, daß vom Kaiser das letztgezeichnete Testament des Großen Kurfürsten nicht anerkannt würde. Friedrich, der in dieser Sache, ohne mit den Räthen seines Vaters zu jener Zeit darüber Abrede genommen zu haben, gehandelt hatte, kam erst jetzt dahinter, wie sowol er als sein Vater damals vom Wiener Hofe hintergangen worden waren. Durch die erfolgte Vereinigung der Betheiligten war der Preis für die Rückgabe des schwiebusser Kreises, nämlich die Nichtanerkennung des Testaments, von selbst gefallen. So konnte es scheinen, als sei eine Zurückgabe des genannten Kreises keineswegs eine Forderung des Rechts. Dazu kam, daß der kaiserliche Hof offenbar nicht befugt gewesen war, während der Lebzeiten des regierenden Fürsten mit dem Kurprinzen des Hauses ein Jenem unbekanntes Abkommen zu treffen. Zu Recht bestand nur Das, was der Kaiser mit Friedrich Wilhelm eingegangen war: Entschädigung für die Verzichtleistung auf die schlesischen Fürstenthümer durch Ueberlassung des schwiebusser Kreises. Friedrich glaubte daher zur Zurückgabe desselben an Oesterreich keineswegs verpflichtet zu sein, und die freiwillige Abtretung des fraglichen Gebietes widerstrebte ihm um so mehr, weil die Bevölkerung desselben zum größten Theil der protestantischen Kirche angehörte. Er strengte deshalb alle Mittel an, seinem Rechte Anerkennung zu verschaffen, und lehnte mehrfach Geldanerbietungen ab, die ihm von Wien aus gemacht wurden, ja er drohte sogar, den ganzen erschlichenen Handel öffentlich bekannt zu machen. Immerhin aber trug auch er einen Theil der Schuld des ärgerlichen Vorganges; außerdem lag sein Wort vor, das er freilich nicht als Vertreter des Staates, aber doch als Mann gegeben hatte. So kam endlich (1694) ein neues Abkommen zu Stande. Er gab den schwiebusser

Kreis zurück, wogegen er eine geringe Geldentschädigung (1/4 Million Thaler) sowie die Anwartschaft auf Ostfriesland und die Herrschaften Limburg und Speckfeld in Franken erhielt. Auch genehmigte Oesterreich endlich, wogegen es sich unter der Regierung des Großen Kurfürsten fortgesetzt gesträubt hatte, dem Titel „Kurfürst von Brandenburg" hinzufügen zu dürfen: „Souveräner Herzog von Preußen".

Friedrich hatte somit, genöthigt durch eine Verkettung ungünstiger Umstände, doch schließlich gegen seine bessere Ueberzeugung von Dem, was Recht sei, in die Abtretung des schwiebusser Kreises gewilligt; seiner rechtlichen Auffassung nach traten aber auch damit die Ansprüche des Hauses Brandenburg auf die schlesischen Fürstenthümer wieder ins Leben, und dieser seiner Ansicht gab er bei der Unterzeichnung des Vertrages unverhohlenen Ausdruck, indem er sagte: „Ich will und werde mein Wort halten, weil ich muß. Unsere Rechte auf die schlesischen Fürstenthümer auszuführen, überlasse ich meinen Nachkommen, welche ich bei diesen widerrechtlichen Umständen weder verbinden kann, noch will! Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzt, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls dereinst zu thun und zu lassen haben." — Nun, unter den Nachkommen trat ein halbes Jahrhundert später der Mann auf, der da wußte und es auch auszuführen verstand, was dem Hause Oesterreich gegenüber zu thun sei!

Wilhelm von Oranien. Das, was den neuen Kurfürsten von seinem großen Vorgänger unterschied, war nicht seine Gesinnung, sondern der geringere Grad seiner Willenskraft. Denn seine deutsche und im Besondern seine protestantische Gesinnung trat von Anfang bis zu Ende seiner Regierung überall, wo sich Gelegenheit dazu bot, zu Tage. Er war ein freundlicher Herr, daher unter allen Fürsten des Hauses der beliebteste bei dem Volke; seine Gutmüthigkeit artete aber auch nicht selten in Schwäche aus, die für das Land bisweilen von sehr nachtheiligen Folgen war. Kabalen mancherlei Art, von denen wir noch hören werden, wucherten in verderblicher Weise am Hofe und im Heere. Es fehlte eben die starke Hand des Staatslenkers, die den verschiedenartigen Kräften eine dem Ganzen heilsame Richtung zu geben vermocht hätte. Wie alle Hohenzollern, zeichnete auch Friedrich sich durch persönliche Tapferkeit aus. Neben den Großen Kurfürsten gestellt, ist seine kriegsmännische Tüchtigkeit freilich nur gering anzuschlagen.

Bald sollte ihm Gelegenheit werden, zu bekunden, ob er ein Förderer und Fortführer des Werkes seines großen Vorgängers sei.

Es handelte sich in Europa um ein neues Unternehmen gegen den Protestantismus. Nicht von dem Hause Habsburg, sondern von Ludwig XIV. sollte der Schlag ausgeführt werden, und dieser war nicht gegen Deutschland gerichtet, sondern bestimmt, zunächst England zu treffen. Sei der Protestantismus erst in England überwunden, dann würde mit Hülfe Oesterreichs, so hoffte Ludwig, auch in Deutschland der Zweck des Dreißigjährigen Krieges sich noch nachträglich erreichen lassen. Europa sollte dem geistlichen und weltlichen Absolutismus, wie er in Frankreich und Oesterreich seinen Ausdruck gefunden hatte, vollständig überliefert werden. Die Zeit schien günstig. Der Große Kurfürst, der selbstbewußte, thatkräftige Herrscher und unerschrockene Schirmherr der protestantischen Kirche, der Fürst, der sich mit Recht das „Oberhaupt der Reformation" genannt hatte, war todt; — die Gefahr für die gute Sache schien größer, denn jemals.

Jakob II. von England. Schon in den letzten Jahren der Regierung des Großen Kurfürsten waren von Ludwig XIV. Einleitungen zur Ausführung dieses gefährlichen Planes getroffen. König Jakob II., in innigster Verbindung mit Ludwig stehend, hatte sich offen für die katholische Kirche erklärt. Schon damals bestürmten Abgesandte der englischen Protestanten, welche die Größe der ihnen drohenden Gefahr wol erkannten, Jakob's Schwiegersohn, Wilhelm III. von Oranien, der an der Spitze der vereinigten holländischen Provinzen stand, mit der flehentlichen Bitte, ihnen Hülfe zu bringen. Wilhelm faßte nach kurzem Erwägen

der Umstände den hochherzigen Entschluß, ihnen bewaffneten Zuzug zu gewähren. In der Stille traf er seine Vorbereitungen und wandte sich vor allen Dingen an den Schutzherrn des Protestantismus, an Friedrich Wilhelm. Diesem vertraute er, in welcher Gefahr die protestantische Kirche, zunächst in England, sich befinde, und was er zu thun gesonnen sei. Der Kurfürst sagte ihm bewaffneten Beistand zu, doch sollte er die Ausführung des kühnen Planes Wilhelm's III. nicht mehr erleben. Von welcher Theilnahme er für das gefahrvolle, aber unerläßliche Unternehmen erfüllt war, geht aus dem Umstande hervor, daß er noch auf seinem Sterbebette dem diensthuenden Offizier die Parole: „Amsterdam und London" gab. — — Wie übel hätte es nun um die gute Sache gestanden, wenn der Nachfolger Friedrich Wilhelm's nicht auch der Erbe der Gesinnungen desselben gewesen wäre! —

Jakob war auf seiner bedenklichen Bahn fortgeschritten und hatte seine Einleitungen derart getroffen, daß er hoffen durfte, in kurzer Frist ein ihm ergebenes Parlament zusammenzubringen. Mit dessen Hülfe, meinte er, würde es ihm dann ein Leichtes sein, sich zum Herrn der Flotte und des Heeres und damit zum unumschränkten Machthaber über England zu machen.

Gefahr war im Verzuge. Wilhelm von Oranien hatte beschlossen, mit 15,000 Mann nach England überzusetzen; aber er durfte Holland nicht von Truppen entblößen, weil dann um so gewisser ein Einfall der Franzosen zu befürchten stand. Zur Deckung des Landes wünschte er nun eine brandenburgische Hülfsmacht von 6000 Mann, die zu stellen der Kurfürst sich bereit erklärte. Die Mannschaften sollten in holländischen Sold genommen werden. Außer den Brandenburgern rückten in Holland ein: 4000 Mann aus Braunschweig, 2000 aus Hessen-Kassel und 1000 aus Württemberg, so daß die vereinte deutsche Hülfsmacht aus 13,000 Mann bestand. Jedoch dieser Schutz genügte dem kühnen, aber zugleich auch äußerst vorsichtigen Wilhelm von Oranien noch nicht. Gleich erfahren auf dem Schlachtfelde wie auf dem Felde der Unterhandlung, gelang ihm das fast Unglaubliche — er wußte den deutschen Kaiser, ja sogar den Papst Innocenz XI. für sich zu stimmen.

Wie war dies möglich geworden? — Nur dadurch, daß es ihm gelang, in Beiden die Meinung hervorzurufen, die Hülfe, die Ludwig dem Könige von England zuzuwenden beabsichtige, verdecke nur dessen letzten, ehrgeizigen Zweck, der auf nichts Geringeres als auf die Gründung einer französischen Universalmonarchie abziele.

Erst nachdem er sich den Rücken gedeckt hatte, schiffte sich Wilhelm III. mit 15,000 Mann auserlesener Truppen ein, um in England den Thron gesetzmäßiger Freiheit zu gründen.

Krieg gegen Ludwig XIV. Trotzdem nun Deutschland sich von dem ländergierigen Ludwig bedroht sah, ließen es doch lächerliche Rangstreitigkeiten zwischen den „diplomatischen Briefträgern", den Abgesandten zum Reichstag zu Regensburg, nicht zu angemessener gemeinsamer Kraftentwicklung kommen. „Hier war es", erzählt Pütter, „wo in den ersten Jahren des jetzigen Reichstags der Unterschied zwischen kurfürstlichen und fürstlichen Gesandten so weit getrieben wurde, daß Letztere bei der Tafel sogar nur auf grünen Stühlen sitzen sollten, wenn Jene auf rothen saßen. Endlich brachten die Fürsten es doch dahin, daß überall nur grüne Stühle gesetzt wurden. Als dies zum ersten Male geschah, erschien ein kurfürstlicher Gesandter mit einem rothen Mantel, den er während der Tafel so über den Stuhl zurückfallen ließ, daß es doch so scheinen konnte, als ob er auf einem rothbeschlagenen Stuhle säße. Danach berichtete er an seinen Hof, er glaube dadurch doch den für die kurfürstlichen Gesandten bisher hergebrachten Vorzug gerettet zu haben. Eine andere Distinktion von der Art wurde darin gesucht, daß kurfürstlichen Gesandten der Stuhl auf den Teppich gesetzt wurde, auf welchem der Provinzial-Kommissarius unter dem Baldachin saß, den fürstlichen nur auf den bloßen Boden des Zimmers, bis endlich vermittelt wurde, daß den fürstlichen Gesandten der Stuhl doch wenigstens noch auf die Fransen des Teppichs gesetzt werden sollte."

Mit Erörterungen dieser und ähnlicher Nichtigkeiten vergeudeten die Reichstagsgesandten ihre Zeit, während die theuersten Güter des Vaterlandes, Güter, für die das deutsche Volk schon so unermeßliche Opfer gebracht hatte, aufs Ernsteste bedroht waren! —



Wilhelm III. (von Oranien) empfängt die Abgesandten des ihm günstigen Adels.
Zeichnung von P. Philippoteaux.

Die Rüstungen in Brandenburg und einigen anderen deutschen Ländern waren Ludwig nicht verborgen geblieben, wol aber der eigentliche Zweck derselben, der, wie oben bemerkt ward, darauf hinausging, dem Prinzen von Oranien die Ueberschiffung nach England zu ermöglichen.

Wilhelm von Fürstenberg. Ludwig hatte indeß sein Ziel mit gewohnter Kraft und Schlauheit verfolgt. Er hatte stark gerüstet, und es war ihm gelungen, einige deutsche Fürsten auf seine Seite zu ziehen. Theile und herrsche! Diesen Grundsatz hat das deutsche Volk leider gar zu oft von auswärtigen Machthabern zu seinem Schaden auf sich in Anwendung bringen lassen. Der Erzbischof zu Köln, zugleich Bischof von Hildesheim, Münster und Lüttich, mithin Herr eines ansehnlichen deutschen Gebietes, war dem Tode nahe. Ludwig's Bemühungen gingen nun dahin, den erzbischöflichen Stuhl mit einem ihm ergebenen Manne, dem Bischofe von Straßburg, Wilhelm von Fürstenberg, zu besetzen, um dadurch eine neue starke Handhabe zum Zweck beliebiger Einmischungen in deutsche Angelegenheiten zu gewinnen. Wirklich gelang es ihm auch, die Wahl dieses Mannes zum Beigeordneten des Erzbischofs durchzusetzen, doch hatten die Gegenbemühungen des Kaisers, Friedrich's und anderer deutschen Fürsten den Erfolg, daß der Papst jener Wahl die Bestätigung versagte. Der Erzbischof starb, und das Kapitel in Köln stand nun vor einer neuen Wahl. Es kam zu einem heftigen Auftritte. Der anwesende Wilhelm von Fürstenberg ward von einem Mitgliede des Kapitels der Landesverrätherei bezichtigt. Dennoch wählte ihn die Mehrzahl, wogegen die Minderzahl der Stimmen auf den Bruder des Kurfürsten von Bayern, den siebzehnjährigen Prinzen Clemens, fiel, wiewol sich derselbe bereits im Besitze zweier deutschen Bisthümer befand.

Es ist andern Orts darauf verwiesen worden, daß man zu jener Zeit auf solche Art oftmals nahe Verwandte von Fürsten zu versorgen pflegte, und daß die Päpste, wenn anders sie ihre politischen Interessen dabei nicht gefährdet sahen, solchen Wahlen nicht entgegen waren. In diesem Falle handelte es sich übrigens für die deutschen Fürsten ausdrücklich darum, den Bruder des Prinzen Clemens, den Kurfürsten von Bayern, durch diese Wahl von Frankreich abzuziehen.

Clemens ward vom Papste anerkannt, weshalb Ludwig XIV., aufs Höchste entrüstet, nun ohne Säumen den Krieg gegen Deutschland zu beginnen beschloß, zumal Oesterreich zur Zeit noch mit den Türken zu thun hatte. Einmal, um Wilhelm von Fürstenberg zu stützen, fürs Andere unter dem haltlosen Vorwande, er fühle sich verpflichtet, die Ansprüche der Herzogin von Orleans auf den Nachlaß ihres Bruders, des letzten Kurfürsten von der Pfalz, aus dem Hause Simmern, aufrecht zu erhalten, ließ er Mannschaften ins Kölnische einrücken.

Friedrich, der da fürchtete, es könne mit Köln ebenso gehen wie früher mit Straßburg, erhob lebhafte Vorstellungen dagegen in Paris und verwies namentlich darauf, daß die Wahl eines deutschen Erzbischofes doch offenbar eine innere Angelegenheit des Reiches sei, in die sich nach dem Völkerrecht eine fremde Macht nicht zu mischen habe. Ihm ward jedoch die stolze Antwort zutheil: Ehre und Interessen des Königs erlaubten ihm nicht, solche Beleidigung ruhig hinzunehmen.

Nun erfolgte die Kriegserklärung Ludwig's gegen das Reich. Zwei Heere brachen in die Pfalz ein und nahmen kurz hinter einander Kaiserslautern, Speyer, Worms, Heilbronn, Philippsburg und Heidelberg. Der Kurfürst von Mainz öffnete ihnen verrätherischer Weise seine Hauptfestung; Fürstenberg bemächtigte sich mehrerer Plätze des Kölner Bisthums, indeß der Kurfürst von Bayern nicht einig mit sich werden konnte, gegen wen er das Schwert ziehen sollte.

Die Lage des Reiches war für den Augenblick gefahrvoll. Die Truppen der katholischen Reichsstände befanden sich in Ungarn, wo sie an dem Kriege Oesterreichs gegen die Türken Theil nahmen; Dänemark, aufgereizt gegen Deutschland, drohte Hamburg und Lübeck zu überfallen. Daher waren nur die Truppen der protestantischen Fürsten Norddeutschlands im Stande, alsbald den Kampf gegen die französischen Heere aufzunehmen.

Diese hatten indeß in den eingenommenen Gebieten, am meisten in der Pfalz, unmenschlich gewüthet und Greuel der ärgsten Art ausgeübt, die schönsten Schlösser verwüstet, deren Trümmer heute noch von den lieblichen Höhen Heidelbergs in das Neckarthal niederschauen und das Andenken an die Verwüster brandmarken. Die von den Franzosen in der Pfalz und der Nachbarschaft ausgeübten Schandthaten übertreffen Alles, was die Geschichte des Dreißigjährigen Krieges aufzuweisen hat. Die Schändlichen entblödeten sich sogar nicht, die Gräber der alten deutschen Kaiser, die ihre Ruhe im Dome zu Speyer gefunden, zu entweihen und die Gebeine der Reichsoberhäupter umherzustreuen. Hunderte von blühenden Ortschaften sanken, nachdem sie geplündert worden waren, in Asche, Tausende von Menschen wurden unbarmherzig niedergemetzelt. Es sollte zwischen Deutschland und Frankreich eine Wüstenei geschaffen werden.



Friedrich vor Bonn.

Der Kaiser erklärte, „die Krone Frankreichs sei nicht blos als Feind des Reiches, sondern der ganzen Christenheit, ja nicht anders, denn als der wahre Türke selbst zu betrachten.“ Dieser Erklärung trat Friedrich bei, indem er zugleich andere deutsche Fürsten aufs Eifrigste ermahnte, für des Reiches Bestand kein Opfer zu groß zu achten.

Nun versuchte Ludwig, auch Schweden wieder zu einem Einfall in Norddeutschland zu bewegen. Sein Gesandter in Stockholm wies darauf hin, wie jetzt der günstige Zeitpunkt gekommen sei, die unter dem Großen Kurfürsten empfangene Scharte auszuwetzen. — Friedrich war jedoch wachsam und arbeitete dem französischen Einfluß entgegen. Auf seinen Betrieb setzten die Seemächte und der Kaiser dem schwedischen Minister Grafen Oxenstjerna ein Jahrgehalt von 20,000 Thalern aus. Schweden verhielt sich ruhig.

Friedrich begab sich nun selbst nach dem Niederrhein und übernahm den Oberbefehl über das bis dahin von dem General von Schöning geführte Heer. Kaiserswerth, seit zwei Tagen beschossen, ward unter der Leitung des Kurfürsten stärker bedrängt und öffnete zwei Tage später seine Thore. Nun ging es an die Belagerung des stark befestigten Bonn, das von dem tapfern Asfeld mit 8000 Franzosen besetzt war. Das Belagerungsheer, aus Brandenburgern, Holländern und Münsterländern bestehend, zählte 30,000 Mann. Nachdem die Belagerungsarbeiten vollendet waren, erfolgte eine vier Tage und vier Nächte ununterbrochen anhaltende Beschießung. Bereits glich die Stadt einem Trümmerhaufen, dennoch verweigerte der französische Kommandant die Uebergabe.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß dem Kurfürsten die Kraft fehlte, aufkeimende Parteiungen unter den Würdenträgern seines Staates und den hohen Offizieren seiner Armee rechtzeitig zu unterdrücken, und daß daraus manches Unheil erwuchs. So auch hier. Unter den brandenburgischen Generalen Schöning, Barfuß und Schomburg herrschten in Bezug auf die zweckentsprechendste Art der Fortsetzung des Kampfes Meinungsverschiedenheiten; ein Jeder suchte seine Ansicht in rücksichtslosester Weise zur Geltung zu bringen, wobei es unter den Streitenden, selbst in Gegenwart des Kurfürsten, zu den heftigsten Erörterungen kam.

Der Kurfürst beschloß nun, sich von der Lage des Platzes durch eigene Anschauung zu unterrichten. Begleitet von Schöning, Dankelmann und einer kleinen Feldwache, näherte er sich der Festung bis auf 500 Schritt. Plötzlich wurde auf ihn ein lebhaftes Feuer eröffnet, Kugel auf Kugel zischte vorüber. Dankelmann bat den Kurfürsten inständig, sein Leben nicht so nutzlos aufs Spiel zu setzen. Friedrich aber ritt, ohne das geringste Zeichen von Besorgniß blicken zu lassen, ruhig des Weges weiter. Da brach aus einer Hecke ein Hinterhalt hervor. Der Kurfürst und die Seinen sahen sich plötzlich von Feinden umringt, doch schlugen sie sich tapfer durch. — Die Belagerungsarbeiten wurden nun nach den Anordnungen des Kurfürsten fortgesetzt, die Festungswerke enger eingeschlossen.

Da gelangte die Nachricht ins Lager, daß französische Entsatztruppen sich der Festung näherten. Der Kurfürst sandte dem Feinde 10,000 Mann unter Schöning entgegen, worauf sich die Franzosen eilig über die Mosel zurückzogen. Nun kam von den Kaiserlichen, die Mainz belagerten, ein dringendes Gesuch um Unterstützung. Der Kurfürst befahl Barfuß, mit 6000 Mann nach Mainz aufzubrechen. Barfuß versäumte es, dem inzwischen zurückgekehrten Obergeneral von Schöning, der sich bei sämmtlichen Oberoffizieren durch sein stolzes, hochfahrendes Wesen verhaßt gemacht hatte, davon Anzeige zu machen. Beide Generale trafen im Vorzimmer des Kurfürsten zusammen, und es kam zu einem heftigen Wortwechsel, der damit endete, daß, obgleich der Kurfürst dazwischen trat, auf beiden Seiten der Degen gezogen wurde. Dieses unehrerbietige Benehmen gegen den Landesherrn und diese Verletzung der Kriegsordnung durfte nicht ungeahndet hingehen. Der Kurfürst befahl, Schöning zu verhaften, dem General Barfuß dagegen nur den Degen abzunehmen, Beide aber vor ein Kriegsgericht zu stellen. Nach Anhörung desselben wurde Schöning zur Verbannung auf seine Güter, Barfuß zu einer Haftstrafe vom Kurfürsten verurtheilt. Auf diese Art büßte die Armee ein paar tapfere Kriegsmänner ein.

Die nach Mainz gesandten Brandenburger kehrten nach Uebergabe der Festung zurück, und der Kurfürst betrieb nun um so eifriger die Belagerung Bonns. Er selbst besuchte täglich die Laufgräben. Bei einem unter seinen Augen unternommenen Hauptsturme gelang es den Verbündeten, bis zum Hauptwalle vorzudringen und sich dort festzusetzen. Die Zahl der Belagerten war bereits von 8000 bis auf 1500 Mann Dienstfähige zusammengeschmolzen; dennoch wollte der Kommandant Asfeld sich zur Uebergabe der Festung nur unter der Bedingung entschließen, daß ihm ein ehrenvoller Abzug gestattet würde. Der Kurfürst genehmigte dies, ja er sandte dem tapfern Kriegsmanne, der tödlich verwundet worden war, sogar seinen Leibarzt. Nun ward Bonn (12. Oktober 1689) übergeben.

Weniger günstig verliefen die weiteren Kriegsoperationen. Der Kurfürst hatte bald Veranlassung, unzufrieden sowol mit dem Kaiser als auch mit Wilhelm von Oranien zu sein. Wilhelm III., dessen kühnes Unternehmen mit Erfolg gekrönt war, und der sich von den Engländern als Befreier begrüßt und zum König von England erhoben sah, zeigte sich zwar als solcher sogar in noch höherem Grade als bisher als unversöhnlicher Gegner Ludwig's XIV., aber er unterstützte doch den Kurfürsten nicht in gleich rückhaltsloser Weise, wie dieser bei dem kühnen und gefahrvollen Unternehmen des Oraniers es gethan hatte.

Desgleichen war von Seiten der kaiserlichen Heerführer bei Vertheilung der Winterquartiere am schlechtesten für die tapferen Brandenburger gesorgt worden, woraus dem Kurfürsten große Kosten erwuchsen. — Ludwig, der von der Verstimmung Friedrich's gegen seine Verbündeten Kenntniß erhielt, beschloß sofort, diesen Umstand für sich auszubeuten. Er ließ den Kurfürsten einladen, mit ihm ein Bündniß einzugehen, wobei er ihm überaus günstige Bedingungen zusicherte. Friedrich, treu seiner deutschen Gesinnung, erklärte jedoch dem Botschafter, er werde Denjenigen, der ihm noch einmal mit Anerbietungen solcher Art komme, aufhängen lassen.

Der Krieg gegen die Franzosen wurde von Seiten des Kaisers, der gerade zu derselben Zeit glückliche Erfolge über die Türken errungen hatte und diese Erfolge möglichst auszubeuten bestrebt war, nur äußerst lässig fortgesetzt. Was dem Deutschen Reiche im Westen verloren zu gehen drohte, wog bei ihm nicht Dasjenige auf, was er im Osten für seine Hausmacht zu gewinnen hoffte. Damals erklärte der spanische Gesandte: der Kaiser habe Räthe, die wenig danach fragten, ob ganz Deutschland zu Grunde gehe, wenn in Ungarn auch nur eine elende Hütte erobert werde!

In Wien tröstete man sich damit, daß man sagte, die Fürsten, die angegriffen würden, möchten sich ihrer Haut wehren, und es sei schon alles Mögliche von Oesterreich gethan, wenn es Hülfstruppen sende. Dessenungeachtet aber wollte der Kaiser auf das Recht, die Oberbefehlshaber zu erwählen, nicht verzichten. Der Kurfürst, offenkundig von dem besten Willen beseelt, für Deutschlands Recht mit dem Schwerte kraftvoll einzustehen, mußte es gleichwol geschehen lassen, daß der Kaiser dem Herzoge von Lothringen den Oberbefehl über das verbündete Heer übergab. Als dieser bald darauf starb, wählte die Mehrzahl der Verbündeten den Kurfürsten Friedrich zum Oberbefehlshaber. Nun aber erklärte der Landgraf von Hessen, ihm nicht gehorchen zu wollen, die Jülicher und Lütticher wollten nur ihr Land besetzt halten, die Reichsstädte weigerten sich, Geschütze nach dem Rhein zu schaffen! — Was konnte unter so heillosen Zuständen auch bei der tüchtigsten Kriegführung gegen einen einigen, entschlossenen Feind herauskommen? Wol kein Land in der Welt hat von der ältesten bis in die neueste Zeit unter ähnlichen Umständen so viel Unbill über sich ergehen lassen müssen, als Deutschland, und wenn man dies erwägt, kann man sich des Staunens nicht erwehren, daß es nicht längst vollständig die Beute der ringsum wohnenden Völker geworden ist.

Im folgenden Jahre übernahm König Wilhelm von England den Oberbefehl über das verbündete Heer. In einem Schreiben an den Kurfürsten sagte er über die Brandenburger, „daß es angenehm sei, die Schönheit der Truppen zu betrachten, noch mehr aber, ihre Tapferkeit zu bewundern."

Die Kriegführung war aber auf Seiten der Verbündeten, trotz der Tüchtigkeit des königlichen Feldherrn, nicht vom Glücke begünstigt. Allgemach begann der Eifer der Verbündeten zu erkalten, und Ludwig suchte durch geschickte Verhandlungen mit einzelnen derselben sich die bisher errungenen Vortheile zu sichern. Wären alle Betheiligten von gleich deutscher Gesinnung wie der Kurfürst beseelt gewesen, so würde der Krieg mit verstärkter Kraft fortgeführt worden sein. Friedrich ließ durch seinen Gesandten im Haag erklären: „Es sei nicht genug, daß Frankreich sich erbiete, Dasjenige zurückzugeben, was es nach dem Frieden von Nymwegen an sich gerissen habe, man müsse fest bestehen auf der Wiedergabe

Dessen, was seit dem Westfälischen Frieden in französische Hände gerathen, und die nöthigen Anstalten zur Fortsetzung des Krieges nicht aus dem Auge verlieren."

Ehe wir dem innern Schalten und Walten des Fürsten, den wir in dieser Zeit auf dem Throne Preußens sehen, unsere Aufmerksamkeit zuwenden, haben wir zu besserem Verständniß des Vorhergegangenen sowie des Nachfolgenden noch einige Worte über die Wehrverfassung des Deutschen Reiches zu sagen, um es erklärlich zu machen, wie ein so großes und an Hülfs- und Kriegsmitteln nicht armes Land mit einem so wehrkräftigen Volke hinsichtlich seiner Armee zum Spotte der ganzen Welt werden konnte.

Die deutsche Wehrverfassung trägt vor Allem die Schuld, daß das kriegerische Volk der Deutschen nach dem Dreißigjährigen Kriege in Ohnmacht versank und alles Ansehens im Auslande verlustig ging. Der tiefere Grund der nationalen Schwäche Deutschlands lag freilich in erster Reihe an der Zersplitterung in so viele kleine, unabhängige Fürsten- und Herrengebiete, geistliche Prälaturen, Reichsritterschaften, freie Reichsstädte, ja Reichsdörfer. (In Schwaben gab es sogar einzelne reichsunmittelbare Bauernhöfe.) Es gab, seit Hannover hinzugekommen, 9 Kurfürsten, 33 geistliche, 61 weltliche Reichsfürsten, 35 Reichsprälaten außer den Komthuren des Deutschen Ordens und über 100 Reichsgrafen und Herren. Die Zahl der Reichsstädte und der Reichsritterschaft aufzuführen, erlasse man uns. Wenn nun ein Reichsheer aufgestellt werden sollte, hatten die Kreistage der zehn deutschen Kreise über ihre Kontingente und den Kreisobersten zu beschließen; der Generalissimus wurde zwar vom Kaiser bestellt, aber die einzelnen Reichsstände sorgten für die Uniform, die Bewaffnung, Verpflegung u. s. w. Im schwäbischen Kreise, um nur einen anzuführen, waren das allein 97, darunter 5 Aebtissinnen!

Denke man sich nun die buntscheckige Soldateska, welche da zusammenkam! Sie forderte den Spott heraus. Ein Oberst sagte: „Bei meinem Regiment fehlen blos ein Dutzend Hanswürste und Schornsteinfeger, um die Faschingstrachten komplet zu machen." Das schwäbische Kürassierregiment Zollern war von 61 Reichsständen zusammengebracht, dazu stellte die Aebtissin zu Hagenbach 2, die zu Guttenzell 1 Mann. Es ging auch in die Brüche; denn nach den Reichsmatrikeln, welche 1422 zuerst vereinbart, 1521 erneuert und 1681 zuletzt so festgestellt wurden, wie sie bis zur Auflösung des Deutschen Reichs 1806 in Kraft geblieben, war mathematisch genau berechnet, wie viel seiner Unterthanen jeder Reichsstand zu dem Simplum der Reichsarmee, 28,000 Mann Infanterie und 12,000 Reiter, zu stellen hatte. Ueber die Bruchtheile mußten die Betroffenen sich einigen. So war der Reichsfreiherr von Sickingen zu 5 1/3 Infanteristen und 2/3 Kavalleristen verpflichtet. Und wie kamen diese Kontingente zusammen! „Heut ein Trüpplein mit langsamen Schritten, morgen eins, übermorgen gar nichts!" Ernsthafter äußerte sich der kaiserliche Gesandte: „So geht es immer, wenn so viele Köpfe das Geschäft leiten. Jeder handelt nur, wo, wie und wann es ihm beliebt; der Eine erscheint früh, der Andere spät im Felde, jeder sucht nach seiner Willkür zu befehligen."

Da vermochte selbst ein so bewährter Feldherr, wie Markgraf Ludwig von Baden, der im Jahre 1693 auf das Begehren der deutschen Fürsten an die Spitze der Reichsarmee gestellt wurde, nichts Entscheidendes auszurichten und mußte sich begnügen, feste Lager zu beziehen. Der Krieg am Rhein wurde auch von den Franzosen schläfrig betrieben, aber in den Niederlanden wie in Italien gewannen die Letzteren mehrere Schlachten. Dort siegte der Herzog von Luxemburg über König Wilhelm von England, der, wie schon früher bemerkt, als Staatsmann viel bedeutender als in seiner Eigenschaft als Heerführer war. Gewiß ist es, daß er nur wenig Glück im Kriege hatte. In Italien schlug Marschall Catinat, ein guter Soldat von edlem, einfachem Charakter, den Herzog von Savoyen. Schließlich blieb der Vortheil auf Seiten der Franzosen; dennoch knüpfte Ludwig Friedensunterhandlungen an, und es zeigte sich der französische Machthaber geneigt, Frieden zu schließen — ohne Landgewinn, weil ihm jetzt andere Ziele vor Augen schwebten.



Einrückende Truppen der Reichsarmee. Zeichnung von Ludwig Burger.

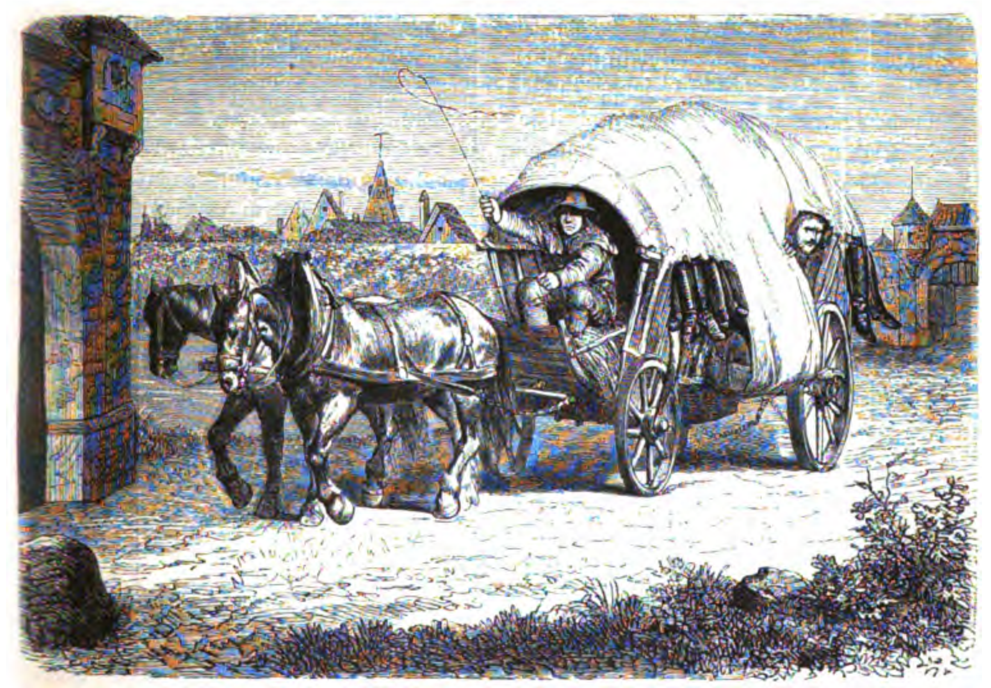
Friede zu Ryswick. Friedrich's Forderungen fanden nicht die Beistimmung seiner Mitverbündeten, und es kam endlich zu Ryswick (sprich y = ei), einem Dorfe in der Nähe von Haag, zu Friedensverhandlungen, die mit einem Friedensschlusse endeten (1697). Ludwig gab die Eroberungen und Einverleibungen zurück, die er auf dem rechten Rheinufer gemacht hatte, wahrlich, ein viel zu geringer Ersatz für die von Friedrich der guten Sache gebrachten Opfer! Dieser hatte gethan, was in seinen Kräften stand; er konnte mit gutem Gewissen öffentlich erklären: „allein habe er nicht im Felde bleiben können, wie zum eigenen großen Nachtheile sein Vater nach dem Nymweger Frieden. Er habe sich unter allen Reichsständen zuerst vor den Riß gestellt, Bündnisse geschlossen und veranlaßt, auch über 20,000 Mann größtentheils auf eigene Kosten gehalten und sich so gezeigt, daß, wenn man einig gewesen, die Sache einen bessern Ausgang genommen haben würde."

In anderer Beziehung hatte Ludwig einen entschiedenen Erfolg davongetragen. Ihm war es gelungen, nach Abschluß des Friedens demselben noch eine ihm günstige Bestimmung einzuschieben und deren nachträgliche Annahme durchzusetzen. Es solle — dies war der Inhalt derselben — in den rheinischen Orten, in denen während ihrer gewaltsamen Besetzung durch französische Truppen katholischer Gottesdienst gehalten worden sei, fernerhin ein solcher neben dem evangelischen fortbestehen dürfen. Jedermann meinte, Ludwig habe die neunundzwanzig Ortschaften im Auge, in denen während des Krieges auf Frankreichs Betrieb katholische Kirchen erbaut worden waren. Hinterher erklärte Ludwig den Sinn dieser Klausel dahin, daß selbst Ortschaften, in denen auch nur *eine einzige Messe* von einem Feldpater abgehalten worden sei, von jener Bestimmung eingeschlossen seien, und ein von französischer Seite aufgenommenes Verzeichniß zählte nicht weniger als 1922 Ortschaften auf, denen das bezeichnete Recht nun nicht mehr streitig gemacht werden könne. Die katholischen Fürsten Deutschlands ließen sich den geübten Trug natürlich gern gefallen; die protestantischen Fürsten aber vermochten allein dagegen nichts auszurichten.

Erwerbungen. Der Beruf, Hort des Protestantismus zu sein, war von Sachsen auf Brandenburg übergegangen. Der Große Kurfürst hatte die Annahme der polnischen Königswürde abgelehnt, weil von ihm mit der Annahme der Krone von Polen der Uebertritt zum katholischen Bekenntniß gefordert worden war. Anders dachte Kurfürst *August* II. *von Sachsen*, seiner Körperkraft wegen „der Starke" genannt. Kaum war Johann Sobieski gestorben, so bewarb sich der Kurfürst von Sachsen aufs Eifrigste um die polnische Königswürde, obgleich er wußte, daß die Uebertragung derselben auch jetzt von jener Bedingung abhängig gemacht werde. Die weltlichen Ehren, nach denen ihn gelüstete, hatten alle Bedenken aus seiner Seele verscheucht, und mit der Annahme der polnischen Königskrone trat er in den Schoß der alleinseligmachenden Kirche über.

Dieser Umstand ward für Friedrich zunächst Veranlassung zu einigen Erwerbungen. Der gewissenlose August befand sich früher schon fast immer in Geldverlegenheiten; nach Annahme der Königswürde, deren Behauptung kostspielig war, steigerten sie sich in hohem Maße. Er ließ nun dem Kurfürsten von Brandenburg den Ankauf einiger Aemter und Erbrechte anbieten. Nach kurzer Verhandlung kam der Kauf dreier zwischen Sachsen und dem Fürstenthume Halberstadt gelegenen Aemter, *der Vogtei über das Reichsstift Quedlinburg und der Reichsstadt Nordhausen* für 300,000 Thaler, sowie des *Amtes Petersberg bei Halle* für 40,000 Thaler zu Stande. Nachdem Friedrich das Geld erlegt hatte, erhob die Aebtissin von Quedlinburg, eine geborene Prinzessin von Sachsen-Weimar, Einsprache gegen den Kauf und drohte, sich an die herzoglich sächsischen Häuser um Hülfe zu wenden. Friedrich ließ sogleich die Stadt besetzen, und die Bürgerschaft verstand sich ohne Weiteres zur Erbhuldigung. In gleicher Weise verfuhr Friedrich gegen Nordhausen. Kaum vernahm er, daß einige Magistratsmitglieder mit der Absicht umgingen, sich unter hannöverschen Schutz zu begeben, so sandte er Truppen in die Stadt und zwang den Rath, sein Recht anzuerkennen.

Elbing. Die Angelegenheit in Betreff Elbings hatte Friedrich gleich nach seiner Thronbesteigung in die Hand genommen. Elbing war dem Großen Kurfürsten in dem Vertrage zu Wehlau verpfändet worden, ohne daß es ihm gelungen war, die Stadt förmlich in Besitz zu nehmen. Das Bemühen Friedrich's in einer frühern Zeit, sein Recht von dem damaligen Könige von Polen anerkannt zu sehen, war gescheitert. Jetzt, nachdem August auf den polnischen Thron gelangt war, beschloß Friedrich, sein unzweifelhaftes Recht unter allen Umständen zur Geltung zu bringen. Zunächst wurde der Versuch gemacht, die Stadt durch List in brandenburgische Gewalt zu bringen. Es erschienen in derselben eines Tags brandenburgische Offiziere, die eine große Anzahl Reiterstiefel kauften. Früh um 3 Uhr des andern Morgens fuhr der mit Stiefeln beladene Wagen vom Markte ab.



Der Lederstiefelhandel in Elbing.

Der Plan der Führer war, mit dem Wagen auf der Zugbrücke zu halten und dadurch ihr Aufziehen zu wehren. Es sollte auf diese Art einer Abtheilung brandenburgischer Soldaten, die den Befehl erhalten hatten, sich im Dunkel der Nacht der Stadt zu nähern, Eingang verschafft werden. In der Nacht aber hatte man Kunde von dem Anrücken der Mannschaften empfangen, und es war infolge dessen von dem Magistrat der Befehl ertheilt worden, die Thore nicht vor sechs Uhr zu öffnen. Wirklich waren die Generale Barfuß und Brandt mit 800 Mann Fußvolk und 300 Dragonern zur bestimmten Zeit vor der bezeichneten Zugbrücke eingetroffen. Da sie aber das Thor verschlossen und die Zugbrücke aufgezogen fanden, vermutheten sie, daß ihre Absicht verrathen worden sei. Sie traten nun offen gegen die Stadt auf, und General Brandt machte dem Magistrate die Anzeige, daß er Befehl habe, die Stadt in Besitz zu nehmen. Da aber der Rath erklärte, sich an den Kurfürsten wenden zu wollen, schritt der General Brandt nicht sogleich zu Feindseligkeiten, sondern ging einige Meilen zurück und verstärkte sich bis auf 4000 Mann. Inzwischen hatte sich der Rath mit Vorstellungen an den Kurfürsten und mit der Bitte um Beistand an die Städte Danzig und Thorn, wie auch an Polen gewandt. Der Kurfürst berief sich auf sein verbrieftes Recht, und von den Freunden blieb die Hülfe aus.

Zwischen dem Kurfürsten und dem König August hatte eine Verständigung stattgefunden. August sah sich indeß genöthigt, der öffentlichen Stimme des Polnischen Reiches insofern Rechnung zu tragen, als er die Elbinger zur Vertheidigung aufforderte und ihnen auch Hülfe versprach — freilich mit dem Vorsatze, diesem Versprechen nicht nachzukommen.

Nun rückte Brandt vor die Stadt, forderte sie auf, ihm die Thore zu öffnen, und als dies nach einer dreitägigen Frist nicht geschah, begann er sie (am 6. November 1698) mit glühenden Kugeln zu beschießen. Vier Tage später ergab sich die Stadt. Der Kurfürst erklärte, Elbing so lange besetzt halten zu wollen, bis ihm die schuldige Pfandsumme zurückerstattet sei.

Ganz Polen gerieth in Aufregung. August durfte es nicht wagen, sich der allgemeinen Stimme offen zu widersetzen. Die Polen konnten es immer noch nicht vergessen, daß die Kurfürsten von Brandenburg das Herzogthum Preußen früher nur als Vasallen der polnischen Krone in Besitz gehabt hatten. Es erfolgte ein Aufgebot des polnischen und lithauischen Adels, der brandenburgische Gesandte in Warschau erhielt Befehl, das Land zu verlassen, und der polnische Gesandte in Berlin die Weisung, nach Warschau zurückzukehren. Dennoch wußte August die Angelegenheit so zu wenden, daß es nicht zum Kriege kam. Am 12. Dezember wurde ein Vertrag abgeschlossen, in welchem Polen sich bereit erklärte, seine Verpflichtung gegen Brandenburg durch Zahlung von 300,000 Thalern binnen drei Monaten zu lösen. Als Pfand wurden dem Kurfürsten die an Polen von dem russischen Zar verpfändete Moskowitische Krone und einige polnische Reichskleinode gegeben und zugleich festgestellt, daß, wenn die Einlösung in der bezeichneten Frist nicht stattfände, der Kurfürst das Recht habe, das Gebiet von Elbing in förmlichen Besitz zu nehmen. — Wie es die zerrütteten Verhältnisse Polens vermuthen ließen, blieb die Zahlung aus, und so kam Elbing (1702) an Brandenburg.

Außerdem brachte Friedrich das Amt Dietenborn im Harz durch Kauf an sich, auch zog er die ebenfalls im Harz gelegene Grafschaft Hohenstein ein, die durch Ueberlistung in andere Hände gekommen war. Einigen Betheiligten gewährte er genügende Entschädigung.

Dankelmann und Wartenberg. Wir haben Eberhard von Dankelmann, den Lehrer und Jugendführer Friedrich's, bereits als eine durch und durch ehrenhafte Persönlichkeit kennen gelernt. Friedrich, zur Herrschaft gelangt, berief ihn in den Staatsdienst und schenkte ihm, wie er es auch verdiente, sein vollstes Vertrauen. Im Jahre 1688 wurde Dankelmann zum Wirklichen Geheimen Staats- und Kriegsminister, 1695 zum Oberpräsidenten mit dem ersten Range am Hofe ernannt. So nahm Dankelmann unter dem Kurfürsten eine Stellung ein, wie sie Schwerin unter dem Großen Kurfürsten innegehabt hatte.

Freilich war Dankelmann's Stellung von größeren Gefahren bedroht, als die seines eben so rechtschaffenen Vorgängers, und zwar aus mancherlei Gründen. Die Kriege und die Prachtliebe Friedrich's erforderten große Geldsummen. Dankelmann, der an den glänzenden Hoffestlichkeiten keinen Gefallen fand und in großer Einfachheit lebte, dabei in seinen Aeußerungen gegen Hoch und Niedrig eben nicht wählerisch war, gab dem Kurfürsten oft auf eine seiner Stellung allerdings nicht angemessene Weise seinen Mißmuth über die Vergeudung der Staatseinnahmen zu erkennen. Friedrich in seiner angeborenen Gutmüthigkeit nahm Aeußerungen dieser Art lange Zeit ungeahndet hin, um so mehr, als er sich nicht der Einsicht verschließen konnte, daß Dankelmann nach nichts Anderem, als nach dem Besten des fürstlichen Hauses und des Landes strebe.

In der That war Dankelmann's Lage oft zum Verzweifeln übel. Er suchte zu kargen mit den Ausgaben für das Hofleben, und doch war er wiederum gezwungen, die kurfürstlichen Kassen, wenn sie leer waren, zu füllen. Woher aber sollte er das Geld nehmen, als aus dem Lande vermittels Einführung neuer Steuern oder Erhöhung bestehender? Hier grollte man ihm, weil er sich beständig sträubte, zu geben — dort, weil er nahm.

Um das Heer zu erhalten, sah sich Dankelmann im Jahre 1691 genöthigt, eine Kopfsteuer einzuführen, die alle Einwohner des Staates vom Fürsten bis zum Tagelöhner traf.

Der Kurfürst mußte eintausend, die Kurfürstin fünfhundert, ein Graf oder ein wirklicher geheimer Rath sechzig Thaler zahlen, und so ging es herab bis auf das um Tagelohn dienende Weib, das mit zwei Groschen besteuert wurde. Zwei Jahre darauf war die Durchführung einer gleichen Maßregel, bei der die Zahlungssätze, namentlich für die höheren Stände, noch erhöht worden waren, nöthig geworden. Außerdem gelang es dem thätigen Manne, durch eine verbesserte Verwaltung der fürstlichen Güter (Domänen) der Hofkasse jährlich beinahe eine Million Thaler zuzuführen. Alle diese Summen genügten dennoch nicht, die Anforderungen des Hofes zu befriedigen und die gemachten Schulden zu tilgen.

Die Anführung dieser Thatsachen wird genügen, um zu erklären, wie es kam, daß der schon von Natur ernste Mann, den man nie lachen sah, gedrückt von der Last, die auf ihm lag, und die, trotz der angestrengtesten Arbeit, zu bewältigen sich keine Aussicht bot, immer herber ward, und daß er, der nicht einmal den Kurfürsten schonte, immer weniger säuberlich mit den ihm verhaßten Hofschranzen umging, deren Zahl zu seinem tiefsten Verdrusse beständig noch vermehrt wurde. Dabei hing er mit unverbrüchlicher Treue an dem Kurfürsten, dessen bessere Eigenschaften er wohl zu würdigen wußte.



Eberhard von Dankelmann.

Dankelmann stand endlich am Hofe ganz allein, nur noch von dem bisher unerschütterten Vertrauen des Kurfürsten gehalten. So war es wol ganz natürlich, daß in ihm die Fragen aufstiegen: Wirst du Herr der von der Schwäche des Fürsten großgezogenen, dem Lande verderblichen und dir feindlichen Mächte werden? oder werden diese dich doch noch stürzen? oder endlich: wird der Kampf unentschieden bis zum Tode des Kurfürsten oder deinem Tode währen?

Was in seiner Seele um jene Zeit vorging, zeigt folgender Vorfall. Während eines Tanzes bei Hofe trat der Kurfürst zu Dankelmann in dessen Arbeitszimmer. Indem sich Friedrich ein Gemälde ansah, that Dankelmann plötzlich die Aeußerung zu ihm, Alles, was er hier sähe, werde ihm bald gehören, und setzte auf die eindringliche Frage des Kurfürsten nach dem Sinne dieser räthselhaften Aeußerung hinzu: er werde in Ungnade fallen, gefangen gesetzt und seiner Aemter und Würden beraubt werden. Eines Tags aber, setzte er hinzu, werde seine Unschuld zu Tage kommen, und dann werde er das Verlorene zurück erhalten. — Betroffen sah ihn der Kurfürst einen Augenblick an, dann griff er nach einem auf dem Tische liegenden Neuen Testamente und schwor, solches solle nimmer geschehen, so wahr .... Dankelmann unterbrach ihn, indem er behauptete, es werde dennoch geschehen, da selbst der Kurfürst es nicht zu hindern vermöge.

Es wird sich bald zeigen, inwieweit Dankelmann richtig vorausschaute.

Einer der gewandtesten, glattesten Hofleute am Berliner Hofe war der Oberkammerherr Freiherr Kolb von Wartenberg. Bereits unter dem Großen Kurfürsten zum Rathe

ernannt, war er vor kurzer Zeit und zwar — dies ist wenigstens vielfach behauptet worden — auf Dankelmann's Zuthun zu jenem hervorragenden Amte berufen worden. Dieser Mann wurde der Mittelpunkt der dem ehrlichen Dankelmann feindseligen Partei, die sich zum Sturze desselben verschworen hatte. Indem Wartenberg, im vollen Gegensatze zu Dankelmann, den Schwächen Friedrich's schmeichelte und vor demselben seine wahren Gesinnungen in meisterhafter Weise zu verdecken verstand, befestigte er sich mehr und mehr in der Gunst des Fürsten.

Wartenberg gehörte zu der Klasse von Leuten, die einer der größten Menschenkenner, der britische Dichter Shakespeare, in folgenden Worten schildert:

— — — „Solch Gleisnervolk
Nagt oft, gleich Ratten, heil'ge Band' entzwei,
Zu fest verknüpft zum Lösen; schmeichelt jeder Laune,
Die auflebt in dem Busen seines Herrn,
Trägt Oel ins Feu'r, zum Kaltsinn Schnee; verneint,
Bejaht und dreht den Hals wie Wetterhähne
Nach jedem Wind und Luftzug seiner Obern." —

Nach und nach wußte er durch gelegentlich hingeworfene wohlberechnete Aeußerungen in Friedrich den Verdacht zu erregen, Dankelmann hege die freventliche Absicht, Herrschaft über den Landesfürsten zu gewinnen. Es werde nicht gelingen, dafür bürge die Weisheit des Monarchen; — aber sei es nicht schon ein Verbrechen, einen solchen Schein zu erwecken? Stelle das nicht schon den erhabenen Namen des Landesherrn im In- und Auslande bloß!? — So senkte der gewandte Bösewicht eine Saat gefährlicher Gedanken in die Seele des ihm arglos vertrauenden Fürsten; bald ging sie auf und trug üble Frucht.

„Gefährliche Gedanken sind gleich Giften,
Die man zuerst kaum wahrnimmt am Geschmack,
Doch die nach kurzer Wirkung auf das Blut
Gleich Schwefelminen glüh'n."

Eines Tages that der Kurfürst in Heftigkeit die Aeußerung: „Dankelmann will den Kurfürsten spielen, doch werde ich ihm zeigen, daß ich selbst Herr bin!" — Dankelmann hatte nach und nach seinen sechs Brüdern, gegen deren Redlichkeit und Tüchtigkeit sich ebenfalls nichts Haltbares sagen läßt, ansehnliche Staatsämter gegeben. Dieser Umstand vermehrte sowol den Neid als auch die Furcht seiner Gegner, die ihn in spöttischer Weise Dankelmann den Großen nannten. Dazu kam noch ein an sich höchst unschuldiger Vorgang, der aber klüglich ausgebeutet ward. Der Hofdichter Herr von Besser hatte die Dankelmann's in einem Gedichte gefeiert, in dem es von dem Vater und den sieben Söhnen heißt:

„Drei sind geheime Räth' und drei sind Präsidenten,
Des allerjüngsten Amt ist, Kanzler sein und Rath. —
Das ganze Griechenland hatt' eh'mals sieben Weisen,
In seinen Söhnen hat sie Dankelmann allein."

Noch übler aber wirkte Folgendes. Um Dankelmann, dem sie ihr Glück zu verdanken hatten, eine Freude zu bereiten, ließen einige Beamte ihm zu Ehren eine Schaumünze prägen. Auf der einen Seite war das Dankelmann'sche Wappen, ein wachthaltender Kranich, angebracht, auf der andern Seite sah man — in Beziehung auf die sieben Söhne — sieben Sterne am Himmel über einer Stadt.

Die Besteller der Schaumünze hatten natürlich keine Ahnung davon, welch ein gefährliches Mittel dieselbe in den Händen der Feinde Dankelmann's gegen diesen werden würde. Der Graf Christoph Dohna, Gouverneur des Kurprinzen, der ebenfalls schon vielfach durch das rauhe, rücksichtslose Wesen Dankelmann's verletzt worden war, gehörte dem Kreise an, der an dem Sturze des einflußreichen Ministers arbeitete. Man verbreitete nun zunächst, Dankelmann habe, von unerhörtem Stolze getrieben, selbst diese Schaumünze prägen lassen. Das „brandenburgische Siebengestirn", zu dem Dankelmann sich und die Seinen erhoben, spreche doch in der That lauter als Alles seine für Fürst und Land gefährlichen Gesinnungen aus! — Sodann beschloß der Graf Dohna, dem Kurfürsten eine dieser Schaumünzen in scheinbar

absichtsloser Weise in die Hände zu spielen. Der Kammermohr, eine Art Hofnarr, empfing von ihm eine solche, und es wurde nun, um jenen Zweck zu erreichen, ein trügerisches Spiel abgekartet. Als der Kurfürst zu Dohna ins Zimmer trat, sah er, daß der Mohr sich weigerte, etwas herauszugeben, was Jener heftig begehrte. Der Kurfürst begehrte zu wissen, was man vorhabe. Da sagte Dohna, der Mohr wolle ihm eine Schaumünze, die er ihm gezeigt habe, nicht wieder einhändigen. Auf das Verlangen des Kurfürsten, die Münze zu sehen, überreichte Dohna ihm dieselbe mit den Worten: „Ew. Kurfürstliche Durchlaucht werden nichts Neues sehen, da Sie selbst die Schaumünze haben schlagen lassen.“ „Ich“, sagte der Kurfürst, sie betrachtend, „ich hätte diese prägen lassen? Ich weiß nicht, was das ist.“ Er las die auf die Verherrlichung der Dankelmann's angebrachten Umschriften, gab sie an Dohna zurück und brach das Gespräch ab. — Aber das Maß seines Mißtrauens gegen Dankelmann war jetzt übervoll. Des Ministers Handlungsweise erschien ihm von nun ab in einem für diesen im höchsten Grade ungünstigen Lichte. Er hatte ihn so hoch erhoben, und nun — so schien es ihm — stellte sich, von verderblichem Ehrgeiz getrieben, dieser Mann über den Fürsten selbst, dadurch ihn, seinen Herrn und Wohlthäter, in der Meinung des Volkes erniedrigend. —



Christian Thomasius.

Als Dankelmann sah, daß er die Gunst des Kurfürsten verloren habe, bat er um seinen Abschied. Der Kurfürst, natürlichen Regungen der Großmuth und der Dankbarkeit folgend, genehmigte seine Entlassung, indem er zugleich schriftlich aussprach, daß dieselbe nicht als ein Zeichen seiner Ungnade gelten solle. Dankelmann behielt seinen Rang, das erbliche Postmeisteramt, die Präsidentenstelle in Kleve, die Hauptmannschaft zu Neustadt an der Dosse, und dazu bestimmte ihm der Kurfürst ein Jahrgehalt von zehntausend Thalern. Zugleich ward ihm freigestellt, in Berlin, in Neustadt oder in Kleve seinen Wohnsitz zu nehmen.

Dankelmann war der obersten Staatsleitung enthoben; aber das genügte seinen Feinden noch nicht. Das war kein Sturz, wie sie ihn gewünscht hatten. Sie setzten daher das Werk ihrer Niedertracht fort und wußten es in kurzer Zeit dahin zu bringen, daß Dankelmann von Berlin nach Neustadt verwiesen wurde. Jetzt fehlten angeblich wichtige Staatspapiere, die, wie gesagt ward, in fremden Händen zu hochverrätherischen Zwecken gemißbraucht werden könnten.

Wer anders als Dankelmann konnte sie haben! Und was war von diesem stolzen und nun so tief gekränkten Manne nicht zu befürchten! Das Wohl des Fürstenhauses und das des Landes stand auf dem Spiele! Plötzlich wurde Dankelmann (am 10. Dezember 1697) in Neustadt verhaftet, nach Spandau, bald darauf aber, um ihn weiter von dem Kurfürsten zu entfernen, nach der Festung Peitz gebracht. Zugleich belegte man seine Güter und sein Vermögen mit Beschlag. Die gegen ihn eingeleitete Untersuchung zog sich in die Länge. Nachdem dieselbe bereits drei Jahre gewährt hatte, ward dem Hoffiskal Müller bei 2000 Dukaten Strafe befohlen, den Prozeß binnen vier Wochen zu Ende zu bringen. „Heiliger Gott, gerechter Richter“, schrieb Müller in das Protokoll, „Artikel kann ich machen, aber woher soll

ich die Beweise nehmen? Ich habe ein corpus actorum verlangt und nichts erhalten. Niemand will das Herz haben, den schlechten Zustand des Prozesses Sr. Kurf. Durchlaucht zu offenbaren." Lächerliche, boshafte und unbegründete Beschuldigungen wurden nun gegen Dankelmann aufgehäuft. Er habe, hieß es, die Leitung der ganzen Staatsverwaltung an sich gerissen, habe vielfach eigenmächtig gehandelt und des Kurfürsten Ansehen im Lande zu schädigen gesucht.

Erst fünf Jahre später wagte es ein Mitglied des Gerichtshofes, in einem besseren Sinne über den Angeklagten an den Kurfürsten zu berichten. Um diese Zeit war auch Graf Dohna seinem Sturze nahe, was ihn wol bewegen mochte, eine Fürbitte für den Mann einzulegen, dessen traurige Lage er mit verschuldet hatte. Dankelmann erhielt die Erlaubniß, bis auf eine halbe Meile im Umkreise von Peitz frische Luft zu schöpfen. Im Jahre 1707 ward ihm, nachdem man ihm das schriftliche Versprechen abgenommen hatte, gegen Niemand Rache üben zu wollen, Kottbus als Aufenthaltsort angewiesen. Aus seinem ihm entzogenen Vermögen wurden ihm von jetzt ab jährlich 2000 Thaler gezahlt.

Im höchsten Grade beklagenswerth ist es, daß einem so vortrefflichen Manne also mitgespielt werden konnte. Man kann ihm höchstens den Vorwurf machen, daß er Das, was er für Fürst und Volk als heilsam erkannte, in allzu rücksichtsloser Weise, namentlich dem Fürsten gegenüber, zur Geltung zu bringen bestrebt war, wodurch er in dem Letzteren die den Bestrebungen seiner Widersacher günstige Stimmung erweckte und nährte.

Gleich nach dem Sturze Dankelmann's hatte Wartenberg seine Stelle eingenommen. Ihm, dem es nicht um das Wohl des Staates, sondern nur um seinen eigenen Vortheil zu thun war, gelang es, seine jährliche Einnahme in kurzer Zeit bis auf 100,000 Thaler zu steigern. Da er jeder Laune des Fürsten geschickt zu schmeicheln wußte, befestigte er sich in der Gunst desselben in dem Grade, daß die wenigen Redlichen, die es in der großen Zahl der Hofbeamten gab, aus Furcht schwiegen. Offenbar war ein solcher Zustand gleich verderblich für den Fürsten wie für das Land. Daß dennoch die Staatsverwaltung sich auf einer gewissen Höhe erhielt, ist einmal dem kräftigen Anstoße zuzuschreiben, der in Bezug auf die Verwaltung vom Großen Kurfürsten ausgegangen war, fürs Andere dem glücklichen Umstande, daß Friedrich selbst, wie schon nachgewiesen wurde, an Gesinnung, wenn auch nicht an Kraft, dem Vater glich, so daß selbst ein Wartenberg, dieser durch und durch selbstsüchtige Mensch, um sich beim Kurfürsten beliebt zu machen, Begeisterung für manches Gute nicht allein zur Schau tragen, sondern es fördern mußte, was er unter anderen Umständen verfolgt und vernichtet haben würde.

Protestantische Einwanderer. Die bei dem Tode des Großen Kurfürsten unter den französischen Einwanderern entstandene Besorgniß, daß der Erbe der Macht ihnen nicht gleichen Schutz gewähren werde, wie sein unvergeßlicher Vorgänger, schwand bald. Nicht nur bestätigte Friedrich die den Eingewanderten verliehenen Rechte und Freiheiten, sondern auch er verhieß den in fremden Ländern bedrohten Glaubensgenossen gastliche Aufnahme. Was Anfangs ein frommes Werk der Menschlichkeit war, zeigte sich bald genug auch äußerlich als segenbringend für das Land. Manche wohlthätige Einrichtung, die in dem Leben des Staates jetzt Fleisch und Blut geworden ist, verdanken wir den Einwanderern. Die Zahl der Franzosen, unter Abrechnung derer, welche in den Kriegsdienst traten, betrug im Jahre 1700 über 15,000. Fünf Regimenter bestanden zum größten Theile aus eingewanderten Franzosen. Viele brachten nicht unbedeutende Geldsummen ins Land; namentlich aber übten die französischen Einwanderer auf dem Gebiete des gewerblichen Lebens einen wohlthätigen Einfluß. Sie legten an verschiedenen Orten Wollen-, Seiden-, Leder-, Gold- und Silberwaarenfabriken, Walkmühlen, Pressen, Färbereien und Waarenmagazine an. Wurden doch durch ihre Gewerbthätigkeit allein 43 Fabrikate und gewerbliche Erzeugnisse, die man früher mit schweren Geldopfern aus dem Auslande hatte beziehen müssen, im Lande heimisch. Es muß ferner anerkannt werden, daß die geistige und gesellige Bildung der Einwanderer aus den höheren Ständen nicht wenig dazu beitrug, den Sinn für geistiges Leben

in weiteren Kreisen zu erregen. — Man vergesse nicht hierbei in Erwägung zu ziehen, daß die Franzosen, die um ihres Glaubens willen auswanderten, gerade zu den Besten ihrer Nation gehörten. In ihnen war neben geistiger Regsamkeit auch Tiefe des Gemüths vorhanden, wie sie sich auch durch größere Sittenstrenge vor den meisten Genossen ihrer Heimat auszeichneten. Die Vermischung der französischen Einwanderer mit den Bewohnern der Hauptstadt mag den eigenthümlichen Berliner Volksgeist mit hervorgebracht haben, der neben dem Grundzuge deutschen Biedersinnes eine außerordentliche Beweglichkeit zeigt.

Es wurde mitgetheilt, in wie unmenschlicher Weise die Franzosen im Jahre 1688 die Pfalz verwüsteten. Dort hatte man es namentlich auf die protestantischen Wallonen abgesehen, die im sechzehnten Jahrhundert durch den blutdürstigen Herzog Alba aus den Niederlanden vertrieben und in der Pfalz aufgenommen worden waren. Ihnen gewährte Friedrich im Jahre 1689 dieselben Freiheiten und Rechte, deren sich die französischen Einwanderer zu erfreuen hatten. Mehrere Tausend Wallonen kamen ins Land; der größte Theil derselben ließ sich in dem seit seiner Zerstörung bis dahin noch fast gänzlich wüst liegenden Magdeburg nieder, das sie wieder aufbauten. Die Uebrigen siedelten sich in der Umgegend von Burg und Stendal an; sie beschäftigten sich vorzugsweise mit Gemüse-, Tabaks- und Obstbau. Daß die meisten Einwanderer lange Zeit noch von dem Wunsche beseelt waren, unter gesicherten Zuständen wieder zur Stätte ihrer Geburt zurückzukehren, erklärt sich aus den natürlichen Gefühlen, die in jeder Menschenbrust leben. Ob nun gleich von Seiten des Großen Kurfürsten sowol wie von Seiten Friedrich's nicht wenige Geldmittel zu Gunsten der Einwanderer verwandt worden waren, so zeigten doch beide Fürsten eine seltene Uneigennützigkeit und eine durch und durch edle Gesinnung auch darin, daß sie unausgesetzt bemüht waren, Jenen die Rückkehr zu ermöglichen. Der protestantischen Religion Duldung in der Heimat der Auswanderer zu verschaffen, war ihr unausgesetztes Streben. Die Hartnäckigkeit, mit der Ludwig XIV. Anträge und Forderungen solcher Art zurückwies, benahm den französischen Flüchtlingen jedoch nach und nach alle Hoffnung, ihre Heimat wieder zu betreten, und sie bürgerten sich allgemach bei uns ein — ein unersetzlicher Schade für Frankreich, das in den Protestanten ja eben eine bedeutende Zahl seiner edelsten Landeskinder von sich gestoßen hatte. Unter Friedrich fanden ferner 840 protestantische Waldenser in Brandenburg Aufnahme. Aber schon nach einem Jahre trieb sie die Sehnsucht nach ihren heimatlichen Bergen und Thälern, wie auch der Wunsch, Theil zu nehmen an dem Kampfe für die ihnen unrechtmäßig genommenen Wohnsitze, nach dem Süden zurück. Von dem Kurfürsten wurden ihnen, als sie ihren Wunsch zurückzukehren ihm hatten vortragen lassen, keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt.



Jakob Spener.

Christian Thomasius. Aber nicht nur Protestanten fremder Lande fanden in Brandenburg eine Zufluchtsstätte, sondern auch frei denkenden Männern des deutschen Volkes, die von ihren Landesregierungen Verfolgungen zu erleiden hatten, wurde hier Schutz gewährt.

In Leipzig lehrte zu jener Zeit der außerordentlich geistreiche, lebhafte und gelehrte Doktor der Rechte Christian Thomasius, der durch seine Vorlesungen wie auch als Herausgeber der ersten deutschen Zeitschrift, in der er u. A. mit aller Energie seiner Ueberzeugung und seines edlen Herzens die noch immer fortdauernden Hexenverfolgungen bekämpfte, sich

bald den Haß der lutherischen Partei zuzog. Es ging ihm so, wie es vielen wackeren und frommen Leuten zu allen Zeiten ergangen ist: weil er den Glauben der herrschenden Partei nicht in jedem Punkte theilte, ward er als Irrlehrer und Feind der Religion angeklagt und von der Kanzel herab und im Beichtstuhl aufs Bitterste angegriffen.

Philipp Jakob Spener, der hochbegabte Kanzelredner, hatte Aehnliches zu erleiden. Dieser, seit dem Jahre 1685 als Hofprediger in Dresden wirkend, erregte dadurch Aufsehen, daß er den Glauben nicht durch das leere Behaupten gewisser Glaubenssätze, sondern durch Thaten der Liebe und Reinheit des Wandels wollte erwiesen haben. Er und seine Anhänger erhielten den Namen „Pietisten", ein Name, der später erst eine Bezeichnung für solche Leute wurde, die ihrer Christenpflicht in dem Ergehen in frommen Gefühlen genug gethan zu haben vermeinen. Eine Auffassung des Christenthums, wie Spener sie hinstellte, fand vor den Leipziger und Wittenberger Theologen keine Gnade.

August Hermann Francke, der an der Leipziger Universität Vorlesungen über die Bibel und das theologische Studium hielt, glich ihm in Bezug auf Glauben und Lehre.

Der letztgenannten beiden Männer nahm sich Thomasius auf das Lebhafteste an, indem er für sie in wahrhaft aufopfernder Weise stritt. Mit der Zunahme der Angriffe gegen sie und ihn, ihren Vertheidiger, wuchsen ihm Muth und Kraft. —

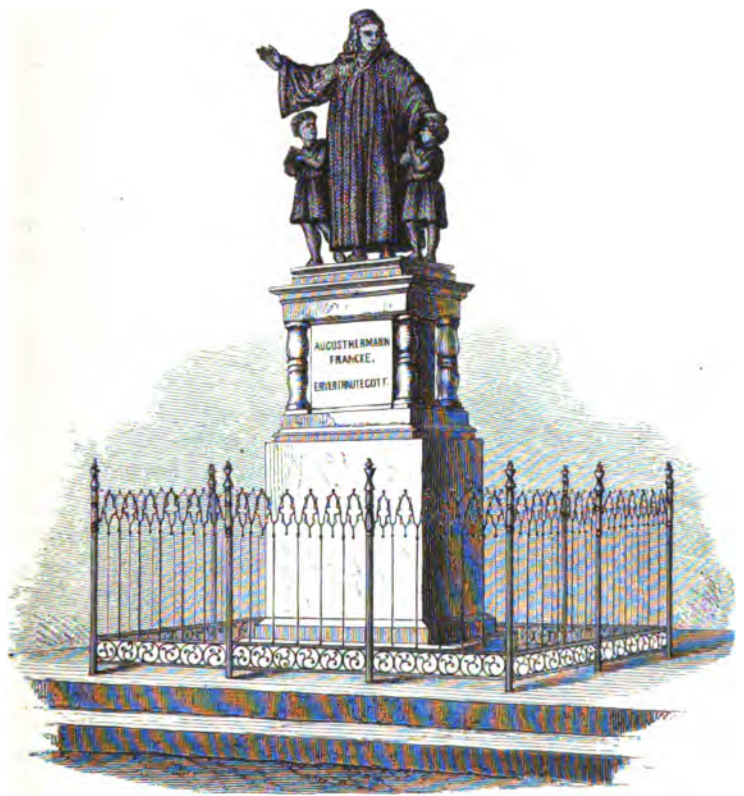
Gerade zu jener Zeit hatte der dänische Hofprediger Masius eine Schrift erscheinen lassen, in welcher er den Fürsten die Vortheile darlegte, die ihnen das Lutherthum gewähre. Die ganze Auseinandersetzung lief auf den Gedanken hinaus: das Lutherthum lehre, die Macht der Fürsten komme unmittelbar von Gott, daher dasselbe am geeignetsten sei, das Volk im Gehorsam gegen die Regierenden zu erhalten. Neige sich nun auch ein Fürst nicht persönlich zum Lutherthume, so fordere es doch sein Vortheil, es im Lande auf jegliche Art zu stützen und zu fördern. — Der fromme Mann redete fast wie Machiavell. Er hatte es offenbar auf Erhebung des Lutherthums zur Staatsreligion abgesehen.

Thomasius widerlegte den Hofprediger Masius in jedem Punkte mit den schlagendsten Gründen. Aber was half dies bei Leuten, die die Religion nur schätzen, so weit sie sich ihnen als Mittel darstellt, herrschsüchtigen Gelüsten Vorschub zu leisten? Die Gegenschrift von Thomasius erregte am dänischen Hofe einen solchen Grimm, daß sie auf Befehl des Königs durch Henkershand den Flammen übergeben wurde. Nicht lange darauf fand Thomasius Anlaß zu neuem Kampfe. Die sächsischen Theologen hatten großen Anstoß an der Verheirathung des lutherischen Herzogs Moritz Wilhelm von Sachsen-Zeitz mit der reformirten Herzogin von Mecklenburg-Güstrow, der Schwester des Kurfürsten Friedrich, genommen. Es erfolgten von vielen Seiten die heftigsten Angriffe. Auch über diese Angelegenheit sprach sich Thomasius in einer Schrift klar und furchtlos aus; er bewies, daß jene Verbindung göttlichen und menschlichen Geboten durchaus nicht widerstreite, demnach nicht gegen die heilige Schrift sei. — Nun war das Maß des Hasses gegen den tapfern Mann voll. Die sächsischen Theologen setzten es durch, daß ihm sein Landesherr das Halten von Vorlesungen und das Herausgeben von Schriften bei strenger Strafe verbot. Von Anhängern ging ihm zu gleicher Zeit die Nachricht zu, man beabsichtige, ihn festzunehmen. Letzteres bestimmte ihn, in Berlin eine Zufluchtsstätte zu suchen. — In Berlin hatte inzwischen auch der fromme Spener Aufnahme gefunden; er wirkte mit Segen an der Nikolaikirche. Thomasius ward mit einem Gehalte von 500 Thalern zum kurfürstlichen Rathe ernannt, auch nahm Friedrich, angeregt durch Dankelmann, der zu dieser Zeit bei ihm noch in voller Gunst stand, den Plan seines Vaters auf, in Halle eine Universität zu errichten.

Errichtung der Universität zu Halle. Bald darauf finden wir Thomasius in Halle, wo er in seiner Wohnung Vorlesungen hielt. Spöttischerweise hatten noch kurz zuvor die Theologen in Halle geäußert, er möge sich doch ja, wenn er nicht vor leeren Stühlen lesen wolle, Zuhörer mitbringen. Aber es währte nicht lange, so war seine Wohnung für die Zahl seiner Hörer viel zu klein, und es ward ihm auf seinen Wunsch von

dem Stadtrathe ein Hörsaal in der auf dem Marktplatz gelegenen „Wage“ eingeräumt. Großen Beifall fand es, daß er, was bis dahin auf den Universitäten noch unerhört gewesen, seine Vorlesungen in deutscher Sprache hielt.

Unter dem 20. Juni 1692 ertheilte der Kurfürst der neuen Universität die Statuten und Privilegien. Es war um so mehr ein Bedürfniß zur Stiftung dieser Hochschule vorhanden, als seit der Zeit des Großen Kurfürsten den Brandenburgern der Besuch der lutherischen Universitäten zu Wittenberg und Leipzig untersagt und in der Nähe eine reformirte Universität nicht vorhanden war. Friedrich berief unter anderen tüchtigen Männern den in Erfurt (dorthin hatte sich der milde Prediger aus Leipzig vor dem Wüthen der Lutheraner zurückgezogen) seines Amtes entsetzten August Hermann Francke nach Halle. Die Einweihung der Universität, wobei Friedrich selbst zugegen war, erfolgte am 10. Mai 1694.



Hermann Francke-Denkmal in Halle.

Die Eröffnungsrede hielt Paul von Fuchs, der unter Anderm den Ausspruch that: als das rechte Symbol des brandenburgischen Staates erscheine ihm Pallas, welche zugleich den Kriegs- und Friedenskünsten vorstehe. — Die Zahl der Studirenden an der neuen Hochschule stieg schon nach wenigen Jahren von 700 auf 2000. — Thomasius sowol als Francke entfalteten hier, ein Jeder in seiner Weise, eine für die Kirche, die Wissenschaft und das Leben außerordentlich segensreiche Wirksamkeit.

Stiftung des Waisenhauses in Halle. Francke ist der Stifter des Waisenhauses und Pädagogiums daselbst. Dieser edle Mann, der in Halle zugleich als Prediger der Vorstadt Glaucha wirkte, faßte den Sinn seines Amtes in wahrhaft apostolischer Weise auf; er lebte wie ein treuer Hirt in seiner Gemeinde und theilte sein Brot mit den Armen. Letztere leiblich und geistig zu heben, bestrebte er sich unablässig. Von Wohlhabenden ward ihm manche Gabe geboten, die er redlich zum Wohle der Bedürftigen verwandte. Oft freilich

ging es auch bei ihm gar knapp und kümmerlich zu. Eines Tages fand er zu seiner großen Freude in der Armenbüchse, die er in seinem Hause aufgestellt hatte, sieben Gulden, welche eine fromme Frau hineingethan hatte. Daraufhin beschloß er eine Armenschule zu stiften; zwei Thaler verwandte er zum Ankauf von Büchern, ein armer Student übernahm es, für einen Thaler monatlich täglich zwei Stunden Unterricht zu ertheilen. — Jene Gabe reichte freilich nicht lange aus; doch fanden sich Wohlthäter, die das Unternehmen unterstützten, und bald wurden in der neu begründeten Schule auch Kinder gegen Schulgeld unterrichtet.

Aber was halfen Zucht und Lehre in der Schule, wenn das Haus wieder verdarb, was die Schule aufbaute? Francke beschloß, arme Kinder, deren sicheres Verderben vorauszusehen war, wenn sie der Einwirkung ihrer bisheriger Häuslichkeit nicht entzogen würden, in Pflege zu nehmen. Arme Studirende waren dem Menschenfreunde bei dem Werke der Erziehung behülflich, wofür er ihnen Freitische verschaffte. Zuerst nahm er zwei Kinder auf, dann noch zwei, bald befanden sich zwölf bei ihm. Wahrlich, er hatte einen guten Theil von dem Glauben in sich, der Berge versetzt. Das unmöglich Scheinende ward möglich. Sorgen um das tägliche Brot gab es genug, aber wenn die Noth am größten war, blieb auch Gottes Hülfe nicht aus. — Man erkannte in immer weiteren Kreisen: hier werde ein Gotteswerk geübt; Wohlhabende gaben Geld, arme Landleute aus den nächsten Dörfern trugen Lebensmittel herbei, und gar Manche noch bethätigten Liebe um Liebe.

Im Jahre 1698 ward der Grundstein zu dem jetzt noch bestehenden Halle'schen Waisenhause gelegt, in welchem bis heute schon viele Tausend arme Waisen erzogen worden sind. Ein Denkmal, das dem wahrhaft frommen Manne später unter Friedrich Wilhelm III. gesetzt worden ist, trägt die einfache Inschrift: „Er vertraute Gott".

„Dem Beispiele Francke's", sagt G. Freytag in seiner vortrefflichen Schrift „Neue Bilder aus dem Leben des deutschen Volkes", „folgte man in vielen anderen Städten, und für alle Zeiten soll unser Volk mit besonderem Interesse auf diese Stiftungen unserer frommen Vorfahren sehen. Denn sie sind die ersten gemeinnützigen Unternehmungen, welche durch freie Beiträge Einzelner aus ganz Deutschland gegründet wurden. Zum ersten Male wurde durch sie dem Volke in das Bewußtsein gebracht, wie Großes durch das Zusammenwirken Vieler geschaffen werden könne. Daß diese Erfahrung dem Volke damals wie ein Märchen erschien, ist nicht auffallend, wenn man erwägt, daß in den Jahrzehnten vor und nach 1700 aus den Ländern deutscher Zunge weit mehr als eine Million Thaler für Waisenhäuser und ähnliche wohlthätige Anstalten zusammengebracht sein muß — allerdings nicht nur aus Privatkassen."

Sophie Charlotte.

Mit Sophie Charlotte, seiner zweiten Gemahlin, hatte sich Friedrich schon vor seinem Regierungsantritte vermählt. Sie war die einzige Tochter des Kurfürsten Ernst August von Hannover und der Prinzessin Sophie aus dem kurpfälzischen Hause und — von mütterlicher Seite — eine Enkelin der unglücklichen Kurfürstin Elisabeth Stuart von Kurpfalz. Ihre Mutter, die genannte Kurfürstin Sophie von Hannover, war an Geist, Wissen und Thatkraft eine der hervorragendsten Fürstinnen ihrer Zeit. Sie hatte viel Theil daran, daß Hannover zum Kurfürstenthume erhoben wurde.

Es möge an dieser Stelle darauf verwiesen werden, daß, gemäß der von Wilhelm III. von England festgesetzten und vom Parlament genehmigten Thronfolgeordnung, der Bruder der Prinzessin Sophie Charlotte, Georg, und mit ihm das Haus Braunschweig-Hannover im Jahre 1714 zur Regierung in England gelangte, was zur Folge hatte, daß von da ab die Könige von England, da sie zugleich Kurfürsten von Hannover waren, vielfach in die deutschen Angelegenheiten verwickelt wurden. — Mit größtem Eifer ließ die Herzogin es sich angelegen sein, ihrer Tochter Sophie Charlotte, die bestmögliche Ausbildung zu geben. Da die Prinzessin von Natur hoch begabt war, so wurden die Bemühungen ihrer Mutter von

vorzüglichem Erfolge gekrönt. Siebzehn Jahre alt, schrieb und sprach die Prinzessin das Französische, Englische und Italienische mit eben solcher Leichtigkeit wie ihre Muttersprache. Im Lateinischen und in den ernsten Wissenschaften hatte sie große Fortschritte gemacht, auch fand sie Geschmack an der schönen Literatur und der Kunst und übte fleißig Musik.



Gottfried Wilhelm Leibniz. Dieser große Philosoph (geb. zu Leipzig den 3. Juli 1646) bekleidete um jene Zeit in Hannover das Amt eines Bibliothekars und Rathes und stand bei der Herzogin in großem Ansehen. Sie unterhielt sich gern mit ihm über gelehrte Dinge und über Staatsangelegenheiten, und bald widmete auch die Prinzessin diesem erleuchteten Geiste ihre Bewunderung und Verehrung. — So hoch Leibniz geistig emporragte, so armselig war er körperlich ausgestattet. Er hatte einen unverhältnißmäßig großen Kopf, kleine Augen, krumme Beine, ging gebückt und trug den Kopf zwischen den Schultern, als sei er verwachsen. Frühzeitig hatte er einen kahlen Kopf bekommen, und auf der Mitte desselben befand sich ein Gewüchs von der Größe eines Taubeneies. Gleichwol ward kein Kavalier des Landes so gern gesehen von den fürstlichen Frauen des Hofes wie dieser Mann; eine Unterredung mit ihm betrachtete Sophie Charlotte als einen Hochgenuß. Bezeichnend für ihren Wissenseifer ist eine Aeußerung, die Leibniz einst gegen sie that. „Es ist nicht möglich“, sagte er, „Sie zufrieden zu stellen; Sie wollen stets das Warum vom Warum wissen.“

In ihrem siebzehnten Lebensjahre (1684) fand ihre Vermählung mit Friedrich statt, und es erfolgte ihre Uebersiedelung nach Berlin. Da sie, im Gegensatz zu ihrem Gemahl, der Glanz und Pracht liebte, nach geistigen Genüssen suchte, so fand ein inniges Zusammenleben mit ihm nicht statt. Doch gab es bei aller Verschiedenheit des Charakters doch einige Punkte, in denen die Wünsche und Bestrebungen des fürstlichen Ehepaares zusammentrafen. Beiden war es darum zu thun, Kunst und Wissenschaft zu fördern; von Seiten des Kurfürsten geschah dies freilich vorherrschend um deswillen, weil, wie er sich sagte, Kunst und Wissen dem Staate und dem Hofe Zierde verleihen, während Sophie Charlotte sich gänzlich von dem Interesse an der Sache leiten ließ; sie fand Gelegenheit, Manches zur Hebung der Wissenschaften zu thun, und ließ es an Anregungen auch nicht fehlen.

Friedrich kaufte seiner Gemahlin das nahe bei Berlin gelegene Dorf Lützen, woselbst er ihr ein Schloß erbauen ließ. Das Schloß, anfänglich Lützenburg genannt, empfing durch Friedrich erst nach dem Tode seiner Gemahlin, um ihr Andenken zu ehren, den Namen Charlottenburg und gleichzeitig wurde das Dorf zur Stadt erhoben. In diesem Schlosse verlebte Sophie Charlotte im Kreise geistreicher Menschen, die sie um sich versammelte, ihre glücklichsten Tage.

Der Engländer Toland, der während seines Aufenthalts in Brandenburg ebenfalls Zutritt bei Hofe fand, berichtet u. A. Folgendes: „Die Fürstin bringt ihre meiste Zeit in einem Palaste zu, der bei dem Dorfe Lützen an der Spree, eine Meile von Berlin, liegt und noch nicht völlig ausgebaut ist. Von Berlin kann man bis dahin durch einen Park oder Thiergarten auf einer Treckschüte und kleinem Kahne zu Wasser fahren. Der Garten, welcher zwischen dem Schlosse und dem Flüsse mitten inne liegt, wird mit der Zeit, seiner Größe nach, einer von den allerschönsten in Deutschland werden, und wird ihn schon jetzt so leicht keiner in England übertreffen. Allein weil doch hier noch nichts zu seiner Vollkommenheit gelangt ist, so will ich für jetzt keine weitere Beschreibung machen, obgleich sonst nicht zu zweifeln ist, daß es in kurzer Zeit ein sehr angenehmer Ort werden wird, und zwar das durch Anordnung und Einrichtung Sophie Charlottens, der schönsten Prinzessin ihrer Zeit, die keinem Menschen an Annehmlichkeit der Unterhaltung und des Umganges etwas nachgiebt. Sie hat überaus viel gelesen und kann mit allerhand Leuten von allerhand Dingen reden. Man bewundert sowol ihren scharfen Geist als ihr gründliches Wissen, so sie in den schwersten Stücken der Weltweisheit erlangt hat. Ja, ich muß frei und ohne Schmeichelei gegen ihre hohe Person bekennen, daß ich in meinem ganzen Leben Niemand gehört, welcher geschicktere Einwürfe hätte machen oder die Unzulänglichkeit eines vorgebrachten Argumentes oder Schlusses hurtiger entdecken, oder auch die Schwäche und Stärke einer Meinung leichter penetriren können, als eben sie. Kein Mensch hat jemals besser die Kunst gelernt, wie man sich bei allem seinem Thun und Lassen mit Nutzen eine zuläßliche Ergötzlichkeit machen könne, als eben sie, allein ihr angenehmster Zeitvertreib ist die Musik, und wer sie in so hohem Grade lieben will, muß sie auch so wohl verstehen, als diese Fürstin, welches nicht leicht ist. Sie spielt vollkommen auf dem Cymbal, welches sie alle Tage thut; sie singt auch wol, und der berühmte Buononcini, einer von den größten heutigen Meistern, sagte mir einst, daß ihre Kompositionen überaus accurat gesetzt wären. Sie sieht es gern, wenn Fremde ihr aufwarten und ihr von Allem, was in ihren Landen merkwürdig ist, Nachricht geben. Alles, was lebhaft ist, kommt an ihren Hof, und sieht man allda zwei Dinge, nämlich Studiren und Lustbarkeiten, in voller Einigkeit beisammen, die doch sonst die Welt für einander ganz zuwider hält. — Was ihre Person anbelangt, so ist sie nicht lang und schmal, sondern vielmehr etwas stark von Leibe, ihre ganze Bildung ist durchaus regulär und ihre Haut sehr weiß und lebhaft. Sie hat blaue Augen und kohlschwarze Haare; sie hat sehr gern schöne Damen um sich, wie denn ihr ganzes Frauenzimmer voll davon ist."

Der italienische Gelehrte Gregorio Seti, der auf seiner Reise durch Deutschland auch Berlin berührte, schreibt über seinen Aufenthalt am kurfürstlichen Hofe daselbst:

„Der Hof zu Berlin ist ein irdisches Paradies, in welchem die Kurfürstin als Baum des Lebens prangt, deren engelreine Tugend und irdische Vollkommenheit Allen um sich her Leben, Geist und Anmuth verleihen.“ — Den Kreis von gelehrten und geistvollen Männern, welchen die Fürstin in ihrem Schlosse fast täglich um sich sammelte, wußte sie mit feinem Takte und ohne auf Bekenntniß, Abstammung, Geburt oder Rang zu achten, auszuwählen; vorzugsweise erfreute sie sich an Unterhaltungen über Fragen, die sie meist aus den Gebieten der Philosophie und Religion aufwarf. (Die Eigenthümlichkeiten und das äußere Wesen der damaligen vornehmen Gesellschaft wird uns späterhin noch beschäftigen. Vgl. S. 81.)



Eine Abendgesellschaft bei Sophie Charlotte.

Gedanken an Erwerbung der Königskrone. Gedenkt man des Glanzes, den Friedrich liebte, so liegt der Gedanke nahe, daß der Wunsch, das Kurfürstenthum zu einem Königthum zu erheben, der Eitelkeit des Fürsten entsprungen sei. Geistreich sich dünkende Leute haben gesagt, hier bewähre sich wieder einmal der Satz „kleine Ursachen, große Wirkungen“, denn der Umstand, daß Friedrich seinen durch den Fall in der Kindheit gekrümmten Rücken durch eine besonders zugerichtete Kleidung habe zur Ebenheit herausputzen lassen, habe ihn offenbar hinübergeleitet zu weitergehenden Wünschen nach äußerem Schein, Prunk und nach Zierrat aller Art — schließlich nach Erlangung der Königskrone. —

Weiterhin wird erzählt, außer der angedeuteten körperlichen Unebenheit spiele ein Lehnstuhl die zweite Rolle in dieser Angelegenheit. Als nämlich Friedrich mit dem zum Könige von England erhobenen Wilhelm von Oranien im Haag zusammengetroffen sei, habe man — der herrschenden Sitte gemäß — für den König einen Lehnstuhl, für Friedrich aber einen Stuhl ohne Lehne hingestellt. Von nun an habe es dem Kurfürsten gegolten, um jeden Preis die Königskrone zu erringen.

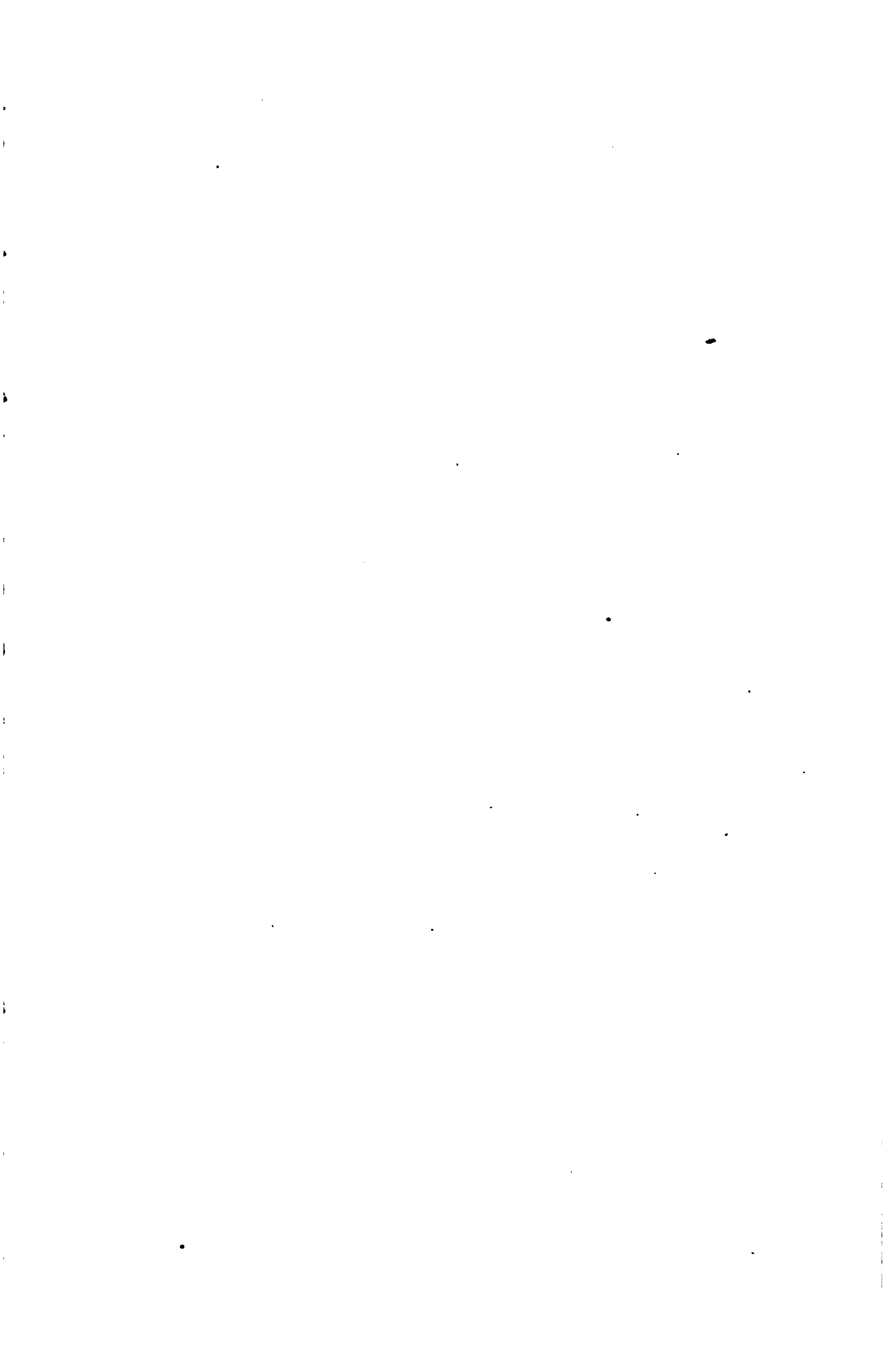
Doch „wozu die Brücke breiter als der Fluß?“ Gewiß war Friedrich der Eitelkeit nicht bar; eine Auffassung aber, die das Streben Friedrich's, sich die Königskrone auf das Haupt zu setzen, einzig und allein als aus seiner Eitelkeit entsprungen erklärt, kann nur von Leuten getheilt werden, die nur die Oberfläche geschichtlicher Ereignisse sehen. Wer die Strömung des geschichtlichen Lebens Brandenburgs vom Anfange der Regierung des Großen Kurfürsten bis zum Tode Friedrich's als ein Ganzes ins Auge faßt, wer die Mittel genauer betrachtet, die Friedrich anwandte, um den geistigen Inhalt des Staatslebens in der Bahn, die der Vater ihm gegeben, zu erhalten, und wer endlich gleichzeitige Vorkommnisse an anderen Höfen mit in Betracht zieht, der erkennt bald, daß die Eitelkeit dem Kurfürsten keineswegs Führerin auf seiner Lebensbahn, sondern nur Begleiterin — freilich eine sehr kostspielige — war.

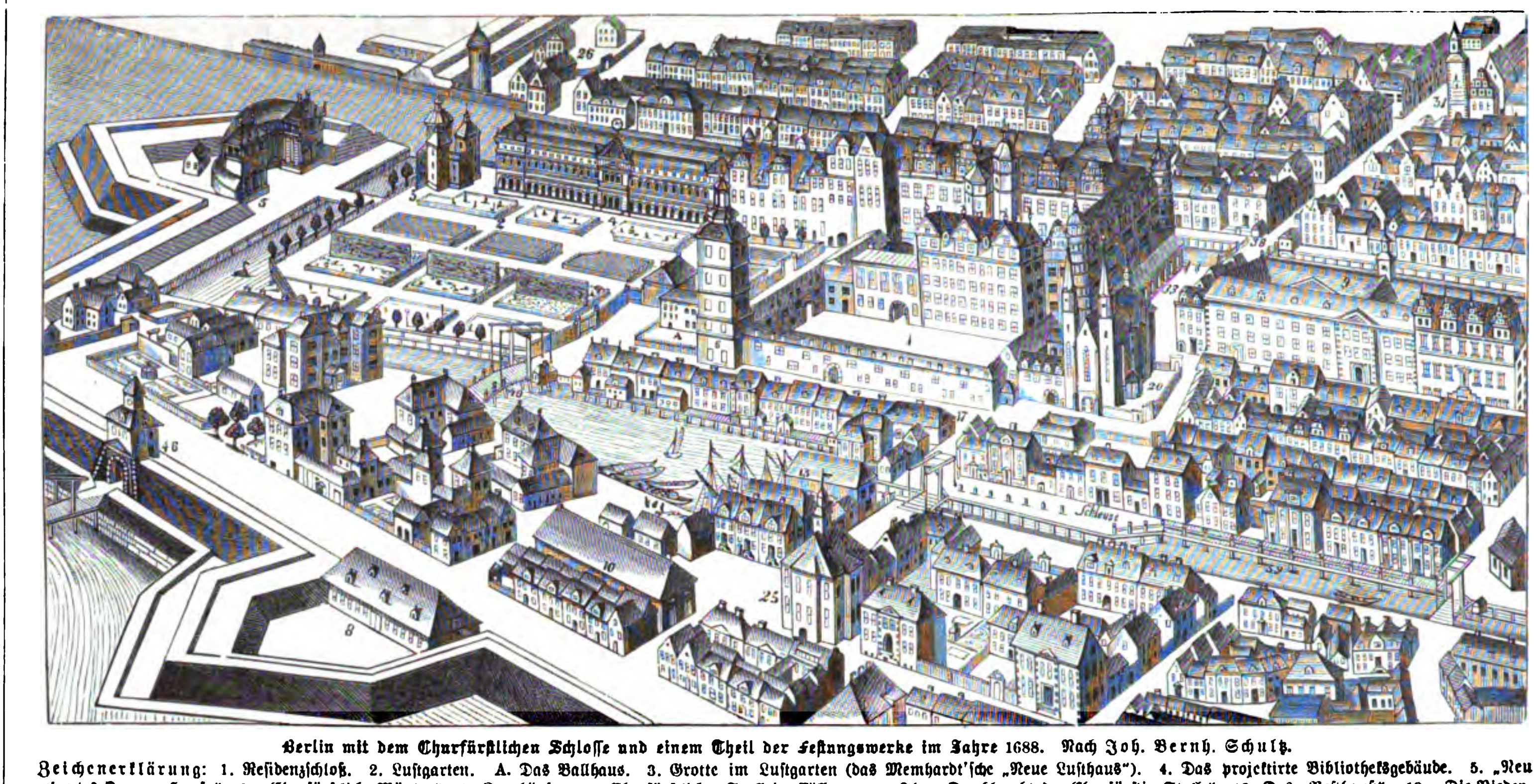
Den brandenburgisch-preußischen Staat zu einem Königreiche zu erheben, war ein Gedanke, der in der Luft lag. Diesen Gedanken hätte vielleicht schon der Große Kurfürst zur Verwirklichung gebracht, wenn dem Letzteren eine längere Lebensdauer beschieden gewesen wäre. Der Titel eines Herzogs von Preußen erinnerte immer noch an das Verhältniß zu Polen, und wir haben ja gesehen, daß diese Erinnerung von mancherlei üblen Nachwirkungen war. Friedrich wurde in immer eindringlicherer Weise wieder auf jenen seinen Wunsch zurückgeführt. Ludwig XIV. hatte ihn mehrmals dazu aufgefordert, nicht aus Wohlwollen gegen Brandenburg, sondern getrieben von dem Wunsche, Oesterreich einen empfindlichen Streich zu spielen. Er sah von seinem Standpunkte aus darin das beste Mittel, Brandenburg für immer von Oesterreich zu scheiden, und rechnete darauf, daß Brandenburg bei den infolge eines solchen Ereignisses unausbleiblich eintretenden Kämpfen gegen den Kaiser die Bundesgenossenschaft Frankreichs nicht werde entbehren können, wodurch für letzteres dann die erwünschte Gelegenheit nicht ausbleiben werde, sich für seine „Hülfe“ auf Kosten Deutschlands bezahlt zu machen.

Es läßt sich vermuthen, daß in der geheimen Unterredung, die Friedrich mit seinem Vater kurz vor dessen Tode hatte, auch diese Angelegenheit zur Sprache kam. Unter dem Großen Kurfürsten waren die verschiedenen Theile des Staates zu einem Ganzen verbunden worden, die Erhöhung des Staates zum Königthum mußte geeignet erscheinen, eine noch innigere Verbindung der Theile herzustellen. Auch war zu jener Zeit ein allgemeines Aufstreben unter den bedeutenderen Fürstenhäusern bemerkbar. August von Sachsen wurde König von Polen, die Linie Pfalz-Zweibrücken gelangte in Schweden zum Königsthron, Wilhelm von Oranien ward König von Großbritannien, das Haus Braunschweig-Lüneburg (jetzt Hannover) trachtete danach, in den Besitz der Kurwürde zu gelangen; Zar Peter führte sein weites Reich in die Reihe der Großmächte Europa's ein. Mußten nicht Vorgänge dieser Art für Friedrich Anlaß werden, den unzweifelhaft von Anfang seiner Regierung an gehegten Wunsch fortgesetzt zu verstärken?

Endlich muß noch in Erwägung gezogen werden, daß Brandenburg an Macht und Ansehen sogar manches Königreich jener Zeit überragte. Leibnitz, der sich lebhaft mit dieser Angelegenheit beschäftigte, that die Aeußerung, daß allezeit zur Erfüllung des Wesens auch der Name gehöre; der Kurfürst von Brandenburg habe Alles gehabt, was königlich sei; König aber sei er erst dadurch, daß er König heiße. —

So mochte die Eitelkeit Friedrich's immerhin Antheil an seinem Bestreben, die Königskrone zu erlangen, haben; der Hauptgrund lag für ihn in dem Verständniß der Zeit und der Geschichte seines Landes.





Berlin mit dem Churfürstlichen Schlosse und einem Theil der Festungswerke im Jahre 1688. Nach Joh. Bernh. Schultz.

Zeichenerklärung: 1. Residenzschloß. 2. Lustgarten. A. Das Ballhaus. 3. Grotte im Lustgarten (das Memhardt'sche „Neue Lusthaus"). 4. Das projektirte Bibliotheksgebäude. 5. „Neu gebautes Orange Hauß." 6. „Churfürstliche Müntze." 8. Zeughäuser. 9. Churfürstlicher Stall in Cölln. 10. „Ihrer Durchlaucht der Churfürstin Stall." 12. Das „Posthauß". 13. „Die Niederlage." 17. „Mühle beim Schloß." 20. Die Domkirche nebst dem Domkirchhof auf dem Schloßplatz. 25. Friedrich=Werdersche Kirche und Cöllner Rathhaus; daneben rechts das „Fürstenhaus". 26. Die Heilige Geistkirche. 29. „Das Joachimsthalische Gymnasium." 31. Das Berlinische Rathhaus. 33. Die Stechbahn (die zweite). 38. Die Lange Brücke (jetzt Kurfürstenbrücke). 39. Die neue Brücke auf dem Werder (die Straße führte zum Leipziger Thore). 40. Die Hundebrücke (Schloßbrücke). 46. Das „Neue Thor".



Scene aus dem Krönungszug nach Königsberg. Zeichnung von Ludwig Burger.

Zweites Buch.

Friedrich der Erste,
erster König von Preußen.

Nach der damals noch in Deutschland herrschenden Ansicht konnte die Ertheilung der Königswürde an deutsche Fürsten nur von dem römisch-deutschen Kaiser ausgehen. Friedrich's Bestreben war seither dahin gegangen, Oesterreich zu Danke sich zu verpflichten. Für Das, was Friedrich zum Nutzen des Hauses Habsburg gethan hatte, fühlte sich dieses freilich nicht zu wirklicher Dankerweisung verpflichtet. Die im Geheimen aufs Thätigste betriebenen Verhandlungen wegen des Königstitels führten zu keinem Ergebniß, und es war schon eine Reihe von Jahren vergangen, ohne daß Friedrich seinem Ziele auch nur um einen Schritt näher gerückt war. — Da bot sich dem Kurfürsten eine Hülfe aus einem Lager dar, in dem er — seine Denk- und Handlungsweise in Anschlag gebracht — eine Befreundung zu vermuthen wahrlich nicht berechtigt war — aus dem Lager der Jesuiten.

Erwerb der Königskrone. Der Jesuit Vota, ein äußerst gewandter, weltkluger und kenntnißreicher Mann, den sich der zur katholischen Religion übergetretene König August von Polen zum Beichtvater erwählt hatte, überreichte dem Kurfürsten Friedrich eine von ihm verfaßte Denkschrift, in der die Vortheile aus einander gesetzt waren, die sich für Friedrich aus

der Annahme des Königstitels ergeben würden. Was liegt näher als die Vermuthung, daß der Inhalt der Denkschrift das Ergebniß der Unterredung des Jesuiten Vota mit seinem Beichtkinde, dem Könige August, war? Der Denkschrift war der Rath beigefügt, Friedrich möchte sich, wenn ihm die Königswürde zufiele, nicht König von Preußen nennen, da dieser Titel in Polen nicht gern gesehen werden und auch den König August, wenn dieser ihn anerkenne, in Polen verhaßt machen würde: er möchte vielmehr den Titel eines Königs der Vandalen oder Wenden wählen. Der Schwerpunkt der Denkschrift lag aber darin, daß dem Kurfürsten gerathen ward, sich mit seinen auf die Erlangung des Königstitels zielenden Anträgen nicht an den Kaiser, sondern an den — Papst zu wenden. Dieser Rath enthüllt die tiefere Absicht des Jesuiten. Er hoffte, den Kurfürsten zum Abfall von dem evangelischen Bekenntniß zu bewegen. Das wäre ein Sieg ohne Gleichen für die katholische Kirche gewesen. Vota hatte mehrfach Gelegenheit gehabt, durch längeren Aufenthalt in Berlin die Verhältnisse am kurfürstlichen Hofe kennen zu lernen. Die Kurfürstin Sophie Charlotte, die sich, wie der Leser weiß, trotz ihres Freisinnes in Sachen der Religion doch gern und viel mit gelehrten und gebildeten Männern über religiöse Streitfragen zu unterhalten liebte, hatte auch den Jesuiten Vota mehrfach zu ihren Abendgesellschaften gezogen, um ihn den reformirten Hofpredigern gegenüber in ihrer Gegenwart die Satzungen der katholischen Kirche vertheidigen zu lassen. Der ziemlich heftig geführte Disput verlief selbstverständlich im Sande, aber die Kurfürstin hatte an dem geistreichen Manne, mit dem sie später noch längere Zeit in gelehrtem Briefwechsel gestanden hat, Gefallen gefunden; er war bei ihr ein gern gesehener Gast und lernte auf diese Weise auch den Kurfürsten persönlich kennen. Nun war zwar Friedrich gleichfalls, wie wir wissen, in Glaubenssachen ziemlich tolerant, wie denn überhaupt am kurfürstlichen Hofe der Unterschied des Bekenntnisses damals nicht besonders betont wurde. Gleichwol aber ging Vota in seinem Urtheil, das er sich über die Gesinnung Friedrich's gebildet hatte, zu weit. Er verwechselte Toleranz mit Gleichgiltigkeit gegen das Bekenntniß und meinte demnach, die letztere wiege dem Kurfürsten nicht so schwer, daß sie der höchsten Befriedigung seines auf Erlangen der Königskrone gerichteten Wunsches die Wage halten werde, zumal da er auch die sonstige Sinnesart Friedrich's bis in die tiefsten Falten durchschaut zu haben glaubte und der auch heute noch vielfach über ihn verbreiteten Meinung war: die Eitelkeit sei seine Achillesferse. Beträte Friedrich — so spekulirte nun der Schlaue — nur den Weg erst, mit Rom in der angedeuteten Angelegenheit zu verhandeln, so werde sich mit Leichtigkeit dahin wirken lassen, seinen Wunsch bis zur blinden Gier zu steigern, und wenn man dann zuletzt als einziges Opfer für das verlangte Zugeständniß den Wechsel des Glaubensbekenntnisses fordere, so könne das schließliche Ergebniß nicht zweifelhaft sein. Sei der Kurfürst aber erst zur katholischen Kirche übergetreten, so werde die Mehrzahl der gesinnungslosen Hofleute und der gehorsamen Beamten nachfolgen. — So mochte auch König August von Polen denken, der es natürlich gern gesehen haben würde, wenn von einem fürstlichen Genossen ein gleicher Verrath an der Sache des Glaubens geübt worden wäre, wie er sich einen solchen um irdischer Vortheile willen hatte zu Schulden kommen lassen. — Es ging dem Kurfürsten dem Jesuiten Vota gegenüber gerade so, wie es dem gelehrten Thomasius den sächsischen Theologen und Eiferern gegenüber ergangen war. Weil Friedrich nicht Alles glaubte, was geistliche Eiferer als Wahrheit ausgaben, so meinte der Jesuit, er glaube gar nichts. Er irrte sich in jeder Hinsicht in dem Fürsten, und sowol seine Hoffnung als die Roms ward an der protestantischen Gesinnung Friedrich's schmählich zu Schanden.

Verwicklungen. Es schien demnach um diese Zeit fast, als sollte Friedrich's sehnlicher Wunsch eine Erfüllung nicht finden. Der Kaiser war ihm vorherrschend aus politischen Gründen entgegen; aus der Hand des Papstes die Krone zu nehmen, widerstrebte dem protestantischen Gewissen des Kurfürsten. Dennoch behielt er sein Ziel fortgesetzt im Auge. Konnten nicht Ereignisse eintreten, die Oesterreich zwangen, seine Hülfe zu begehren, wo dann sich eine Gegenforderung aufstellen ließ?

In der That geschah dies. Zunächst brachte die Absicht des Kaisers, das Haus Braunschweig-Lüneburg zur Kurwürde zu erheben, eine gewaltige Mißstimmung unter den Kurfürsten hervor. Namentlich war die ältere Linie des braunschweigischen Hauses darüber aufs Höchste erbittert. Dennoch verlieh der Kaiser dem Herzog für sich und seine Nachkommen in absteigender Linie die Kurwürde. Dieses eigenmächtige Verfahren Leopold's hatte zur Folge, daß der Herzog Anton Ulrich von Wolfenbüttel, das Haupt der älteren braunschweigischen Linie, dann die Herzöge von Braunschweig, der König von Dänemark in seiner Eigenschaft als Herzog von Holstein, die Herzöge von Mecklenburg, der Landgraf von Hessen-Kassel, der Markgraf von Baden, die Bischöfe von Würzburg, Hildesheim, Münster und andere Fürsten zusammentraten und ein Bündniß mit Ludwig XIV. schlossen. — Die Verbindung einer so großen Anzahl von Reichsständen mit Ludwig war für Oesterreich ein gefährlicher Vorgang. — Worauf dieses Bündniß hinausging, erhellt aus der Erklärung Ludwig's: „sie bei ihren Rechten schützen zu wollen.“ —



König Karl XII. von Schweden, der Eisenkopf.

Frankreich hat es jederzeit als ein einträgliches Geschäft erachtet, „Unterdrückte und Bedrohte zu schützen.“ — Gleichzeitig waren im Norden infolge des Auftretens eines jungen Kriegshelden ernste Verwicklungen zum Ausbruch gekommen.

Karl XII. von Schweden hatte in seinem fünfzehnten Lebensjahre (im Jahre 1697) den Thron bestiegen. Im Hinblick auf die Jugend Karl's hielt König August von Polen die Zeit für günstig genug, um einen Krieg mit Schweden zu beginnen. Ein solcher, glücklich durchgeführt, erschien ihm als Mittel, weitergehenden Plänen, die sich auf die Erringung der erblichen Königswürde in Polen bezogen, Vorschub zu leisten. Auch Peter von Rußland war der Meinung, daß jetzt eine passende Gelegenheit gekommen sei, sein Reich bis zur Ostsee zu erweitern, sich also zum Herrn der zu jener Zeit noch schwedischen Küste zu machen. Endlich wünschte auch der König Friedrich IV. von Dänemark, die seinem Lande von Schweden entrissenen Gebiete wieder zurückzugewinnen. So kam zwischen diesen drei Fürsten ein Bündniß gegen Schweden zu Stande, während August die unlängst mit Karl XII. eingeleiteten Friedensverhandlungen, um Letzteren zu täuschen, fortsetzte.

Karl, der jetzt in seinem achtzehnten Lebensjahre stand, befand sich gerade — es war um die Weihnachtszeit — auf der Bärenjagd. Kühn bis zur Verwegenheit, führte er als einzige Waffe nur einen eisenbeschlagenen Knüttel und hatte eben einen gewaltigen Bären mit demselben erlegt, als er die Botschaft empfing, es sei ein Versuch gemacht worden, Riga mit einem Heerhaufen von 7—8000 Sachsen zu überrumpeln, und nur der Wachsamkeit und Entschlossenheit des Kommandanten der Festung sei es zu danken, daß der verrätherische Anschlag keinen dem Feinde günstigen Erfolg gehabt habe.

Karl XII. ritt sogleich nach Stockholm und rief den Senat zusammen. Unter den Mitgliedern zeigte sich völlige Rathlosigkeit. Man sprach von Unterhandlungen und von Opfern, die leider gebracht werden müßten. Karl war gänzlich anderer Meinung und wußte durch begeisterte Rede die Versammelten kriegerisch zu stimmen. „Ich habe beschlossen", sagte er unter Anderm, „nie einen ungerechten Krieg zu führen; ein gerechter Krieg soll aber nur mit dem Untergange meiner Feinde endigen!"

Nun wurde mit Eifer gerüstet. Karl landete mit einer auserlesenen Kriegsschar in der Nähe von Kopenhagen, schlug die Dänen aufs Haupt, schloß die Hauptstadt ein und erzwang von dem gedemüthigten Friedrich IV. einen für Schweden günstigen Frieden.

August von Polen lag indeß vor Riga, während ein russisches Heer von 80,000 Mann Narwa belagerte, das nur von 500 Schweden vertheidigt wurde. Plötzlich vernahmen die Russen den Anzug Karl's XII., der aber nur einen Heerhaufen von 8000 Mann führte. Dennoch griff er den zehnfach stärkeren Feind an, der sich noch dazu in dem Vortheil einer befestigten Stellung befand. Mit dem Rufe: „Gott mit uns!" erstürmten die Schweden — ihr König in vorderster Reihe — die Schanzen, und nach einem dreistündigen mörderischen Kampfe hatten sie einen vollständigen Sieg erfochten. 18,000 Russen deckten das Schlachtfeld, 30,000 wurden gefangen genommen.

Welche Erschütterungen ließen sich von einem solchen jungen Kriegsfürsten erwarten!

So hatte also auch im Norden ein Krieg begonnen, von dem sich nicht voraussehen ließ, wie weit er die Betheiligung Oesterreichs nach sich ziehen werde.

Außerdem drohte in Betreff der spanischen Erbfolge dem Kaiserhause eine andere und zwar eine voraussichtlich schwere Verwicklung. König Karl II. von Spanien war schwer erkrankt, und man fürchtete sein Ableben. Da er der letzte Habsburger auf dem spanischen Throne und kinderlos war, so sah sich Kaiser Leopold als den Erben aller spanischen Lande an. Eine Vereinigung so großer und werthvoller Gebiete unter dem österreichischen Scepter erschien aber den übrigen europäischen Potentaten als äußerst bedenklich, und Leopold mußte fürchten, daß dieselben unter Hinweis auf die Gefährdung des europäischen Gleichgewichts den Versuch machen würden, ihn an der Besitzergreifung seines Erbes zu hindern. Leopold bestimmte deshalb seinen zweiten Sohn, den Erzherzog Karl, zum Erben der spanischen Monarchie, während Ludwig XIV. bereits im Geheimen daran arbeitete, wenigstens einen Theil der reichen Erbschaft an sich zu reißen.

Doch Karl von Spanien hatte weder im Sinne, den spanischen Länderbesitz an Oesterreich, noch ihn an Frankreich fallen zu lassen. Er ernannte einen entfernteren Verwandten, den Kurprinzen von Bayern, zu seinem Erben. Nachdem dieser aber plötzlich mit Tode abgegangen war, gelang es dem schlauen Ludwig XIV., den König Karl von Spanien zu vermögen, daß dieser den Prinzen Philipp von Anjou, einen Enkel Ludwig's, sich zum Erben erkor. Unter solchen Umständen lag die Wahrscheinlichkeit nur zu nahe, daß mit dem Tode Karl's II. ein schwerer Kampf um die spanische Monarchie sich erheben würde.

Der Kronvertrag. Immer gewichtiger drängte sich für den Kaiser die Frage in den Vordergrund: auf den Beistand welcher Macht wird sich bei den fortgesetzt drohender sich gestaltenden Verwicklungen mit Sicherheit rechnen lassen? Bis dahin stand nur der kürzlich vom Kaiser zum Kurfürsten erhobene Herzog von Hannover auf seiner Seite.

Jetzt war der Zeitpunkt gekommen, in welchem Friedrich die Gewährung der Forderung Leopold's, ihm eine Hülfsmacht zu stellen, von der Erfüllung seines längst gehegten Wunsches in Bezug auf den Königstitel abhängig machen konnte. Die Frage, ob man Friedrich willfahren solle oder nicht, verursachte schwere Kämpfe im Kabinet des Kaisers, und je länger, je mehr gewannen diejenigen österreichischen Staatsmänner, die für Abweisung stimmten, die Oberhand. Der brandenburgische Gesandte, Graf Dohna, am Zustandekommen eines günstigen Resultats verzweifelnd, verließ Wien, und es blieb nur sein Sekretär daselbst zurück. Da geschah es, daß ein eigenthümlicher Zufall der Sache Friedrich's plötzlich eine günstige Wendung gab. Der in Wien zurückgebliebene brandenburgische Gesandtschaftssekretär Bartholdy erhielt aus Berlin einen Brief in Geheimschrift, in welchem gesagt ward, es möge bei den weiteren Verhandlungen des Kaisers Beichtvater, der Jesuit Wolf, umgangen werden. Bartholdy las in der Hast die Geheimschrift, als heiße es: Wolf müsse nicht umgangen werden. Sofort wandte er sich Namens des Kurfürsten in einem geheimen Schreiben an Wolf, dem es nicht wenig schmeichelte, daß auf seine Mitwirkung so großer Werth gelegt ward, und der nun sofort für die Sache Friedrich's eintrat und den Kaiser für dieselbe einzunehmen wußte. — Der eigentliche Name jenes Jesuiten war Baron von Lüdingshausen, und als solcher hatte er schon vordem Gelegenheit gehabt, im Gefolge einer kaiserlichen Gesandtschaft längere Zeit in Berlin zu verweilen. Erst nach seinem später erfolgten Eintritt in den geistlichen Orden hatte er den Namen Wolf angenommen.

Nun traf auch noch die Nachricht von dem Ableben des Königs von Spanien (1. Nov. 1700) in Wien ein. Das Gefürchtete war geschehen — Karl II. hatte in seinem Testamente den französischen Prinzen Philipp von Anjou zum alleinigen Erben seiner weiten Reiche eingesetzt. Diese Nachricht und die Einwirkung Wolf's machten allen Bedenken ein Ende, der Kurfürst empfing eine zustimmende Antwort, und es kam nun zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten Friedrich unter dem 16. Nov. 1700 zu dem sogenannten „Kronvertrag".

Friedrich verzichtete auf rückständige Geldforderungen und verpflichtete sich, für den Fall, daß es wegen der spanischen Erbfolge zum Kriege kommen sollte, dem Kaiser eine Hülfsmacht von 8000 Mann zu stellen. Der Kaiser sagte ihm während der Dauer des Krieges eine jährliche Zahlung von 150,000 Gulden zu, wodurch freilich die Kriegskosten nur zu einem sehr geringen Theile gedeckt wurden. In Betreff der Erhebung Hannovers zu einem Kurfürstenthum verpflichtete sich Friedrich, die Angelegenheit im Sinne des Kaisers ordnen zu helfen; auch versprach er, wegen der Bedrückung der Protestanten in anderen Ländern kein Vergeltungsrecht an den Katholiken in seinem Lande zu üben, wogegen der Kaiser die Verpflichtung übernahm, den Religionsbeschwerden der Evangelischen in seinem Lande im Wege des Gesetzes Abhülfe zu schaffen. — Der Hauptpunkt des Vertrages aber bezog sich auf die Annahme der Königswürde. Er lautet in verkürzter Gestalt:

„Da der Kurfürst dem Kaiser vorstellen lassen, daß er aus verschiedenen Gründen die Absicht habe, seinem Hause den königlichen Titel zu erwerben, so habe der Kaiser, in Betracht des uralten Glanzes und Ansehens des Kurhauses Brandenburg und wegen der von dem jetzt regierenden Kurfürsten dem gemeinen Wesen bisher geleisteten großen Dienste resolviret, eine solche wohlverdiente Dignität dem Kurfürsten beizulegen, erkläre auch aus kaiserlicher Macht und Vollkommenheit, wenn der Kurfürst dieser erlangten Approbation zufolge sich wegen seines Herzogthums Preußen zum Könige ausrufen und krönen lasse, daß er, der Kaiser, und sein Sohn, der römische König, auf erhaltene Anzeige ihn unverzögert in und außerhalb des Reiches für einen König in Preußen ehren, würdigen und erkennen und ihm diejenigen Prärogative, Titel und Ehren erweisen wollen, welche andere europäische Höfe vom Kaiser und kaiserlichen Hofe erhielten."

Der Abschluß des Vertrages erfüllte den Kurfürsten mit außerordentlicher Freude. „Da Friedrich I.", sagte er, „in mein Haus die Kurwürde gebracht, so wollte ich gern als Friedrich III. die königliche Würde hineinbringen, denn: „Alles Dreifache ist vollkommen."

Alsbald wurden Anstalten getroffen, das so lange erstrebte Werk zum Abschluß zu bringen.

Sogleich nach Auswechselung des Vertrages erließ Friedrich ein Schreiben an sämmtliche europäische Höfe, in welchem es heißt: „Er werde den Titel eines Königs in Preußen annehmen, da dieses zuvörderst eine an sich völlig zulässige, durch Gründe und Beispiele überflüssig gerechtfertigte Sache sei und durch solche Erhebung keinem in der Welt das Geringste entzogen würde. Er hege deshalb zu den sämmtlichen Mächten in Europa, sonderlich zu den Kurfürsten, Fürsten und Ständen des Deutschen Reiches das unzweifelhafte Vertrauen, dieselben würden aus bloßer Mißgunst und Neid einem an sich so unschuldigen Werke sich nicht widersetzen, noch wegen des Namens und des Aeußerlichen von einer Sache, die Se. Kurfürstliche Durchlaucht bereits vorlängst gehabt und ihr kein Mensch in der Welt mit Fug streitig machen könne, Schwierigkeiten erregen, welche darunter erzeigte Gunst und Willfährigkeit Dieselben in dergleichen und anderen Fällen dankbarlich anerkennen würden."

Daß der Kurfürst in Bezug auf die Ausführung der Bestimmungen Eile walten ließ, entsprang einer berechtigten Vorsicht. Die Gegner des Abkommens in Wien waren auch jetzt noch thätig, das Werk nicht zum definitiven Abschluß kommen zu lassen, und unter den Gegnern befanden sich gerade die bedeutendsten Staatsmänner Oesterreichs. Aeußerte doch der Prinz Eugen mit Heftigkeit: „die kaiserlichen Minister seien des Henkens werth, welche dem Kaiser gerathen, die preußische Königswürde anzuerkennen!" —

Krönung Friedrich's I. als König.

Der Aufbruch nach Königsberg erfolgte in der rauhen Winterzeit. Da Friedrich zu seiner Begleitung eine sehr große Anzahl von Personen bestimmt hatte, so waren außer den Pferden aus dem Marstall und denen der höheren Staatsbeamten noch gegen 30,000 Vorspannpferde nöthig. Der Zug bestand aus vier Abtheilungen. Friedrich, seine Gemahlin und seine Brüder reisten mit der mehr als zweihundert Karossen und Rüstwagen umfassenden ersten Abtheilung; bei der zweiten Abtheilung befand sich der Kurprinz, die dritte bestand aus dem Hofstaate, die vierte aus drei Compagnien Leibgarden und der Schweizergarde.

Unter wie anderen Umständen war von dem Großen Kurfürsten derselbe Weg mehrmals, und zwar auch jedesmal zur Winterzeit, zurückgelegt worden! — Dieses großen Fürsten Ruhmesthaten hatten gleichsam das Gold zu der Krone erworben, die Friedrich auf sein Haupt zu setzen sich jetzt anschickte. Er mochte wol auf dem Wege Betrachtungen über das Damals und das Jetzt anstellen und mit Dankbarkeit seines großen Vaters gedenken.

Am 29. Dezember — nach einer zwölftägigen Reise — traf man in Königsberg ein.

Die nächsten beiden Wochen wurden von den Vorbereitungen zur Krönungsfeier, die mit der größten Pracht begangen werden sollte, hingenommen. So kam der 15. Januar 1701 heran. An diesem Tage sah man vier Herolde aus dem Schlosse reiten, die der Stadt die Erhebung des Herzogthums zu einem Königreiche zu verkünden hatten. Sie trugen blausammtne, mit Gold gestickte Waffenröcke und schwarzsammtne Hüte, auf denen weiße Federn wogten. Ein Jeder hielt in der Rechten einen Stab mit einer goldenen Krone. Die Decken ihrer Pferde waren von Silberstoff und mit goldenen Kronen und Adlern verziert. Vor ihnen her ritt eine Abtheilung Dragoner, eine Zahl hoher Staatsbeamten folgte ihnen. An fünf Orten der Stadt hielt der Zug, und einer der Herolde verlas mit lauter Stimme folgende Bekanntmachung:

„Kund und zu wissen sei hiermit Jedermann, daß es der göttlichen Vorsehung gefallen hat, das Herzogthum Preußen zu Gunsten des allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürsten Friedrich, unsers allergnädigsten Beherrschers, und der allerdurchlauchtigsten, großmächtigsten Fürstin Sophie Charlotte, unsrer allergnädigsten Beherrscherin, zu einem Königreiche zu erheben. Wir proklamiren sie daher hiermit zum König und zur Königin in Preußen. — Ein jeder getreue Unterthan rufe also mit uns aus: Es lebe Friedrich, unser allergnädigster König! Es lebe Sophie Charlotte, unsere allergnädigste Königin!"

Jubelnd stimmte das Volk ein. — Während des Umzuges läuteten sämmtliche Glocken der Stadt, von den Wällen donnerten die Kanonen.

Stiftung des schwarzen Adlerordens. Am Tage vor der Krönung, am 17. Januar, erfolgte die Stiftung des schwarzen Adlerordens. Mit dem Orden bekleidete Friedrich zunächst sich und den Kurprinzen und darauf siebzehn Ritter. Das Ordenszeichen ist ein goldenes, blau emaillirtes, in acht Spitzen ausgehendes Kreuz. Auf demselben sieht man den Namenszug des Stifters und vier schwarze Adler. — Die Ritter tragen das Kreuz an einem breiten orangefarbenen Bande, von der linken Schulter über die Brust nach der rechten Hüfte zu, nebst einem silbernen gestickten Stern. In der Mitte dieses Sterns zeigt sich ein schwarzer fliegender Adler, welcher in der einen Klaue einen Lorberkranz, in der andern Donnerkeile hält, mit dem beigefügten Wahlspruche: SUUM CUIQUE.



Ritter des schwarzen Adlerordens.

Lorber und Blitz versinnbildlichen Das, was in dem obigen schönen Wahlspruche („Einem Jeden das Seine") ausgesprochen wird. In der Stiftungsurkunde über den Orden wird das Sinnbildliche desselben dahin erklärt: „Der Adler, der König des Geflügels, das Sinnbild der Gerechtigkeit, zeigt eben den Endzweck Unseres Reiches und Ordens an und worauf Beides abzielt, nämlich: Recht und Gerechtigkeit zu üben und Jedwedem das Seine zu geben; welches desto deutlicher auszudrücken Wir den Adler, in der einen Klaue einen Lorberkranz, in der andern Donnerkeile und über dem Haupte Unseren gewöhnlichen Wahlspruch Suum cuique zur Ueberschrift verordnet: mit dem Kranze die Gerechtigkeit der Belohnungen, mit den Donnerkeilen die Gerechtigkeit der Strafe und mit dem Suum cuique die allgemeine Unparteilichkeit anzudeuten, nach welcher nicht nur Einem und dem Andern, sondern Allen durchgehends und Jedwedem nach Verdiensten das Seine geleistet werden sollte." — Die Orangefarbe des Bandes hatte Friedrich zum Andenken an seine Mutter, Luise von Oranien, gewählt.

Ueber die Kleidung der Ritter des schwarzen Adlerordens sei noch Folgendes erwähnt: „Es leget ein jeder Ritter", heißt es in den Ordensstatuten, „einen Rock von blauem Sammet an und über demselben einen Mantel von inkarnatrothem Sammet, mit himmelblaufarbenem Mohr gefüttert, jedoch mit dem Unterschied, daß Unser und des jedesmaligen Kronprinzen Mantel lange, die Ritter an den ihrigen aber ganz kurze Schleppen haben, und wird solcher Mantel mit langen abhangenden und am Ende starke Quäste habenden Schnüren auf der Brust zusammengebunden." Der schwarzsammtne Hut war mit einem weißen Federbusche geziert.

Friedrich hielt auch nach Stiftung dieses großen Ordens den in seiner frühen Jugend gestifteten Orden de la Générosité noch aufrecht und bestimmte ausdrücklich in den Statuten des schwarzen Adlerordens, „daß Niemand den großen Orden bekommen solle, der nicht vorher, wenigstens eine kurze Frist, den Orden de la Générosité getragen."

Die Krönung. Am Morgen des 18. Januar 1701 waren in dem Audienzsaale des Königsberger Schlosses die höchsten Staatsbeamten versammelt. Auf der einen Seite desselben befand sich ein prächtiger Thronhimmel, unter demselben standen zwei silberne Sessel.

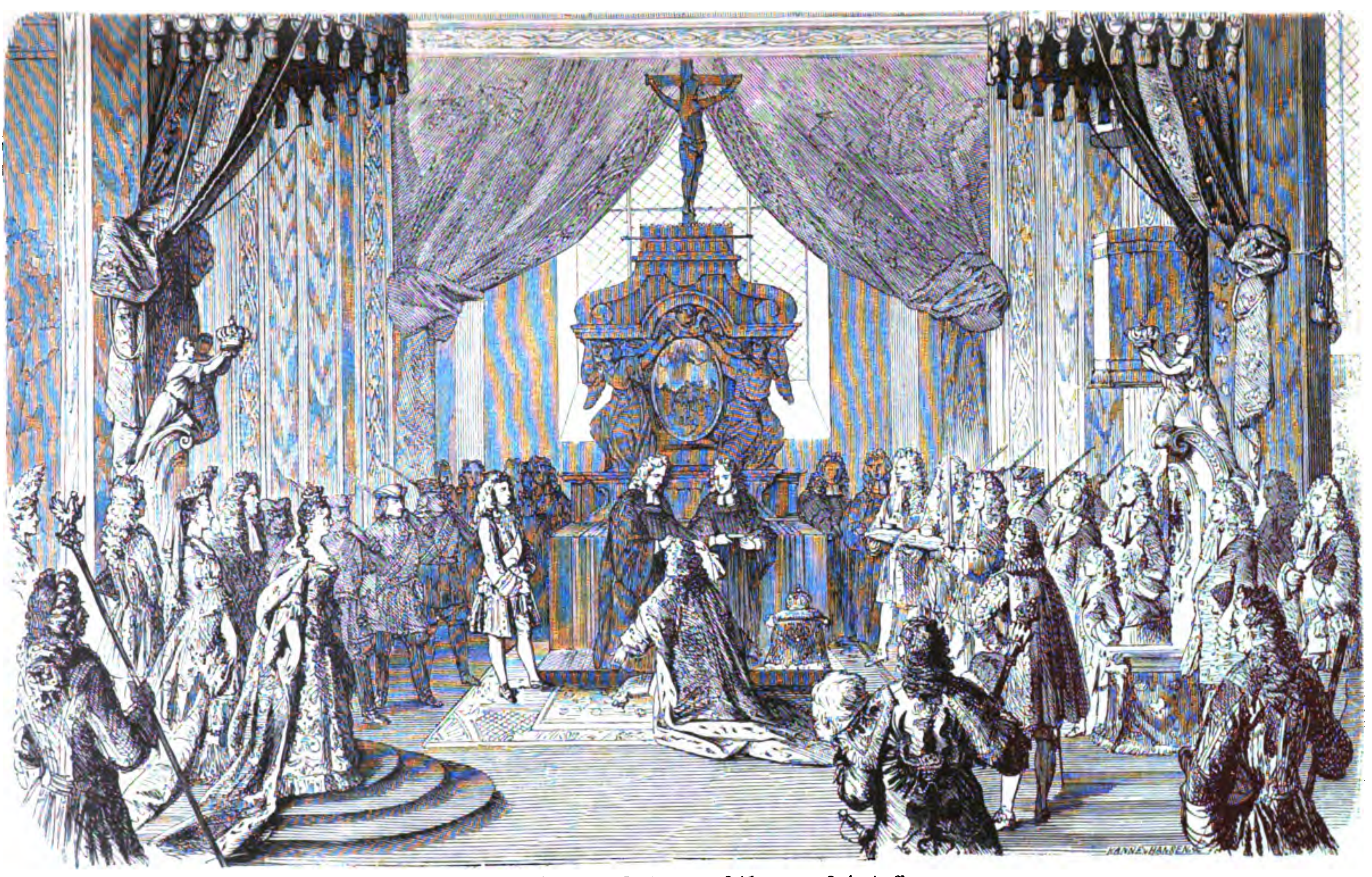
Hier erschien Friedrich in feierlichem Aufzuge und setzte sich auf den Thron nieder. Die Staatsbeamten nahten sich ihm, knieten vor ihm nieder und übergaben ihm die Abzeichen der königlichen Würde. Friedrich setzte sich die Krone mit eigener Hand — er wollte weder einer geistlichen noch einer weltlichen Macht die neue Würde zu verdanken haben — auf sein Haupt und nahm das Scepter in seine Rechte. Der König trug ein mit Goldstickereien reich verziertes Kleid von Purpursammt; jeder der diamantenen Knöpfe desselben hatte einen Werth von 3000 Dukaten. Sein Purpurmantel, der über der Brust von einer goldenen, mit drei kostbaren Diamanten, im Werthe von 100,000 Thalern, verzierten Spange zusammengehalten ward, hatte einen breiten Hermelinbesatz und zwar mit goldenen Kronen und Adlern gestickt. Das Scepter, ein Prachtgeschenk Peter's des Großen, war von Gold und Silber, mit Brillanten und Rubinen reich besetzt, und trug an der Spitze einen goldenen Adler mit ausgebreiteten Flügeln. Die Bügel der Krone funkelten von kostbaren Diamanten.



Krönungsthaler Friedrich's I.

Als der Kronprinz und des Königs Brüder sich ihm zur Unterthänigkeit verpflichtet hatten, erhob sich der König und begab sich in das Zimmer der Königin. Voran wurden ihm Krone und Scepter für die Königin getragen. Die Königin war angethan mit einem kostbaren, mit Diamanten besetzten Kleide von Goldstoff, ihr Mantel war von Purpur und hatte, wie der des Königs, einen breiten Hermelinbesatz. Als der König sich ihr genaht hatte, ließ sie sich vor ihm auf die Kniee nieder, worauf er ihr die Krone auf das Haupt setzte.

Hierauf begab sich das königliche Paar in den Audienzsaal und nahm die Huldigung der daselbst Anwesenden in Empfang. Jetzt kündigte das Geläut sämmtlicher Glocken den Beginn der gottesdienstlichen Feier an. Im Festschmucke wogte die Menge auf den Straßen einher. Vom Schlosse bis zur Schloßkirche war der Weg mit rothem Tuche belegt, Reihen von Soldaten zu Pferde und zu Fuß standen auf beiden Seiten. Auf diesem Wege begab sich nun der König und die Königin unter einem karmoisinrothen, sammtnen, mit großen goldenen Quasten und Schnüren reich verzierten Baldachin, der von zehn Kammerherren getragen wurde, über den Schloßplatz zur Schloßkirche. Voran ritten Herolde, Pauker, Trompeter, Marschälle, hohe Staatsbeamte, die Reichsinsignien tragend, Vertreter der Stände und andere Eingeladene. — Der König und die Königin ließen sich auf die für sie vor dem Altar aufgestellten Thronsessel nieder. Die Geistlichen, welche die Salbung zu verrichten hatten, waren von dem Könige erst kurz zuvor zu Bischöfen ernannt worden; auch dadurch gab der König deutlich zu erkennen, daß seine weltliche Macht unabhängig von der geistlichen Macht bleiben solle.



Salbung Friedrich's I. in Königsberg. Zeichnung von Ludwig Burger.

Nachdem die Salbung vollzogen worden war, rief das Volk, während die Posaunen ertönten: „Amen! Amen! Glück zu dem Könige! Glück zu der Königin! Gott verleihe ihnen langes Leben!“ Unter dem Geläut der Glocken und dem Donner der Kanonen begab sich der Zug ins Schloß zurück. Nun war jenes Wort erfüllt, das der Königsberger Prof. Bödeker 44 Jahre früher (s. Bd. I. S. 632) den fürstlichen Eltern Friedrich's zugerufen hatte.

Friedrich hatte nunmehr den Namen König Friedrich I. angenommen. Der Titel lautete „in“ Preußen, weil der König nur Ostpreußen besaß; später, als auch — nach der Theilung Polens — das polnische Westpreußen hinzukam, nannte sich Friedrich II. König „von“ Preußen.

Wie üblich, ward das rothe Tuch dem Volke überlassen. Während der Hof und die geladenen Gäste im Schlosse Tafel hielten, sah sich die Bevölkerung auf mancherlei Art erfreut.

Auf dem Marktplatze wurde, gemäß dem Gebrauch bei den Kaiserkrönungen zu Frankfurt a. M., ein ganzer Ochse, der an einem Spieße gebraten und mit Rehen, Hasen, Geflügel und Würsten gefüllt worden war, der harrenden Menge preisgegeben. Zwei kunstreich gearbeitete Adler sprudelten rothen und weißen Wein empor; die königliche Hofkammer hatte für den Festwein, der bei bengalischer Beleuchtung auf offener Straße getrunken wurde, 6000, für die Braten nebst den dazu gegebenen Riesenkuchen und Brezeln 4000 Thaler zu zahlen. Auch wurden, um auch darin den bei den Kaiserkrönungen geübten Gebrauche zu huldigen, 6000 Thaler in Silbermünzen (S. 40), die eigens zur Feier geschlagen worden waren, durch königliche Diener unter die Menge geworfen. Das gab viel des Ringens für die niederen Leute, viel des Scherzes für die vornehmen Zuschauenden an den Fenstern. Lagen doch die Straßen voll Schnee, der die Silbermünzen sofort den Blicken verbarg! — An demselben Tage fanden sowol in Königsberg, als in anderen größeren Städten Preußens Beleuchtungen, Thierhetzen und Unterhaltungen anderer Art statt. Die Armen in Königsberg empfingen 1000 Thaler, für Berlin und Königsberg wurden Armenhäuser begründet.

Der Propst von Berlin hatte an dem Krönungstage in seiner Predigt dargelegt, „daß die Regierung eines Königs zur Ehre Gottes und zum Besten der Unterthanen geführt werden müsse.“ Der Regent, sagte er, habe vor Allem anzuerkennen, daß er um der Unterthanen, nicht der Unterthan um seinetwillen in der Welt sei. Das stimmte genau überein mit dem Sinne des Satzes, den der Große Kurfürst einst dem Könige, als Letzterer noch ein junger Prinz war, in die Feder diktirt hatte: „Ich werde meine Regierung so führen, daß ich weiß, sie ist nicht meine Privatangelegenheit, sondern die Sache meines Volkes.“

Aus der Zeit des Aufenthalts König Friedrich's I. in Königsberg ist noch einer bedeutsamen Handlung von seiner Seite Erwähnung zu thun. Er nahm in der lutherischen Schloßkirche und aus zu derselben gehörenden Gefäßen das heilige Abendmahl. Es war dies eine thatsächliche Aufforderung an beide evangelische Bekenntnisse, Frieden mit einander zu halten.

Die zunächst nur für Preußen gegründete Würde umfaßte doch nach ihrer innern Bedeutung zugleich auch alle übrigen Theile des brandenburgischen Staates. — In Berlin beschäftigte man sich indeß bereits eifrig mit Vorbereitungen zu einem würdigen Empfange des Herrscherpaares. Die waffenfähigen Mannschaften der Bürgerschaft und der Gewerke waren zu 39 Compagnien zusammengetreten und übten sich fleißig im Exerziren. Die beiden Compagnien der Kaufleute trugen Röcke von weißem Tuche mit Silber und Hüte mit silbernen Tressen. Die Fleischhauer hatten eine Compagnie Kürassiere gebildet, lauter kräftige Gestalten, die in ihren glänzenden Kürassen auf ihren vortrefflichen Pferden sich sehr gut ausnahmen. Auch die übrigen Mannschaften gewährten einen stattlichen Anblick.

Am 6. Mai 1701 hielt der König mit seiner Gemahlin seinen Einzug in Berlin. Wir halten uns nicht bei der Schilderung aller der Festlichkeiten auf, die an diesem Tage in Berlin stattfanden: mögen die Liebhaber von dergleichen Schilderungen sie in Streckfuß' „Berlin“ und in Besser's „Preußischer Krönungsgeschichte“ nachlesen. Nur sei erwähnt, daß die Feierlichkeiten in der märkischen Hauptstadt jene in Königsberg an Pracht fast noch übertrafen, und daß der Einzug durch die Georgenstraße stattfand, die zum Andenken an

dieses Ereigniß den Namen „Königsstraße“ erhielt. Das Thor der Georgenstraße befand sich damals noch diesseit der heutigen Königsbrücke. Es ward, der Straße entsprechend, von da ab „Königsthor“ und die Vorstadt außerhalb des Thores „Königsvorstadt“ benannt.

Anerkennung und Widerspruch. Schon in Königsberg war von dem Könige von Polen ein Glückwunsch an König Friedrich eingegangen. In Berlin angekommen, empfing Letzterer in schneller Folge Anerkennungsschreiben von dem Kaiser, den Königen von England und Dänemark, vom Zar Peter, von den Generalstaaten, der Schweiz, von Savoyen, Florenz und Kurpfalz. Etwas später trafen Botschafter der Kurfürsten von Mainz und Trier, des Königs von Portugal und der Republik Venedig ein, die gleichfalls Anerkennungsschreiben ihrer Höfe überreichten. Karl XII. von Schweden zögerte noch mit der Anerkennung, doch erfolgte dieselbe, wie auch die Frankreichs und Spaniens, später. Indeß fehlte es auch nicht an Einsprache.

Das Deutschritterthum lebte noch. Freilich führte es, da seine Zeit vorüber war und es seinen Fall selbst verschuldet hatte, nur ein schattenhaftes Dasein. Aber es befand sich noch im Besitze bedeutender Mittel. Es besaß ansehnliche Balleien und werthvolle Einkünfte in Deutschland und anderen Theilen von Europa. Daß ihm Preußen verloren gegangen war, konnte der Orden immer noch nicht verschmerzen, und es waren vom Kapitel von Zeit zu Zeit Versuche gemacht worden, wieder in den Besitz des Landes zu gelangen. Der zur Zeit lebende Ordensmeister erhob nun unter dem 11. Februar 1701 einen Protest gegen die Annahme der Königswürde durch Friedrich. Da der Kaiser ihn damit abwies, wandte er sich an die Kurfürsten von Bayern und Köln; diese schlossen sich dem Proteste an.

In gleichem Sinne und zugleich mit großer Heftigkeit trat der Papst gegen Friedrich auf. Daß am päpstlichen Hofe der Aerger über die Erhebung Friedrich's zum Könige nicht gering sein mußte, ist nur zu erklärlich. War doch der Plan des schlauen Jesuiten Vota, Friedrich zu vermögen, sich nicht an den Kaiser, sondern an den Papst wegen Anerkennung der Königswürde zu wenden, an der entschieden protestantischen Gesinnung Friedrich's gescheitert. Der Papst Clemens IX. protestirte in einem Konsistorium. „Es ist uns mitgetheilt worden“, sagte er in seiner Allokution, „daß Friedrich, Markgraf von Brandenburg, vermittels eines frechen und bisher unter Christen nahezu unerhörten Sakrilegiums, sich den Namen und die Insignien eines Königs von Preußen angemaßt hat, unter Verachtung der Kirche Gottes und durch einen strafwürdigen Bruch des Rechtes, welches in dieser Provinz dem sogenannten Deutschen Orden zusteht. Er hat sich also durch diese Handlung schamloser Weise der Zahl Derjenigen beigesellt, welche jenes göttliche Wort verdammt: Sie haben geherrscht, aber nicht durch mich. — Bis zu welchem Grade eine solche Handlung den apostolischen Stuhl beleidigt und den heiligen Kanones widerspricht, welche befehlen, daß ein ketzerischer Fürst die Gewalt niederlegen soll, statt zu neuen Ehren erhoben zu werden, dafür ersparen wir Eure ausgezeichnete Frömmigkeit und Euer wohl bekannter Eifer die Beweisführung. Indeß wollen wir Euch nicht in Unwissenheit darüber lassen, daß wir diese Schandthat nicht bemäntelt haben; vielmehr haben wir, um das Nothwendige so viel als möglich zu thun, und entsprechend den Pflichten unseres Amtes, durch Briefe an die katholischen Fürsten dieses freche und gottlose Attentat öffentlich verdammt. Zugleich haben wir sie ernstlich ersucht, nicht zu dulden, daß durch irgend eine Anerkennung, welche den von besagtem Markgrafen usurpirten Ehren gezollt wird, man in einem nichtkatholischen Fürsten jene ehrwürdige und geheiligte Königswürde erniedrige, welche als ein besonderes Geschenk Gottes die Stütze und Zierde der wahren Religion sein soll.“

Dies der Segenswunsch, den Rom dem preußischen Königthum in seine Wiege legte. — Wenn wir auch weit davon abstehen, durch Anführungen solcher Art Haß säen zu wollen, so wäre es andererseits doch eine Versündigung gegen die geschichtliche Wahrheit, so charakteristische Vorgänge zu verschleiern oder wol gar sie gänzlich zu verschweigen. Gewiß thut der von des Gegners Anschauungen wohl Unterrichtete gut, wachsam zu sein. — Clemens empfing indeß bald genug seine Abfertigung. Ein Professor der Rechte in

Halle, **Ludwig**, geißelte in der Schrift „Päpstlicher Unfug über das Recht, Könige zu ernennen", die Anmaßung des Papstes. Er wies unter Anderem darauf hin, daß, als die Republik Venedig ihrer Zeit von dem Papste in den Bann gethan worden sei, sie nichts als die Worte erwiedert habe: „Es ist das Wort eines Schmähenden, nichts weiter!" Der Papst hatte in Bezug auf Fürsten, die er nicht ernannt, gesagt: „Sie herrschen, aber nicht durch mich!" — Professor Ludwig erinnerte daran, daß gerade dies Wort von dem heiligen Bernhard in Bezug auf die Päpste ausgerufen worden sei. — Diese Schrift fand nicht nur in Deutschland, sondern auch in Italien große Verbreitung.

Einige Jahre später wurde gelegentlich der Wahl Kaiser Karl's VI. noch ein Versuch gemacht, der Auffassung Roms Geltung und Nachdruck zu verschaffen, indem dem päpstlichen Nuntius die Weisung zuging, die Protestation gegen die Rechtsbeständigkeit der Königswürde Friedrich's zu wiederholen. Kaum hatte der preußische Gesandte Kenntniß davon erhalten, so erklärte er dem Nuntius, er betrachte ihn, ob er gleich Neffe des Papstes sei, in Bezug auf die hier vorzunehmende Kaiserwahl nur als einen italienischen Edelmann und werde demnach seine Maßregel gegen ihn zu treffen wissen, wenn er sich unterfange, seinen Herrn und König auch nur mit einem Worte zu beleidigen. Zugleich sandte er einen Kurier an den König nach Berlin und gab ihm von dem Geschehenen Nachricht. Der König billigte sein Verfahren und ermächtigte ihn, für den Fall, daß dennoch die Protestation erfolge, sofort das Einrücken der in Italien sich befindenden preußischen Truppen in den Kirchenstaat zu veranlassen. Als dies der Nuntius erfuhr, legte er Verwahrung gegen die Behauptung ein, daß er Namens des Papstes gegen die Königswürde Friedrich's habe protestiren wollen!

Bedeutung der Krönung. Sehen wir von begleitenden Nebenumständen ab, so können wir sagen: Die Krone, die ein Hohenzoller am 18. Januar 1701 sich aufs Haupt setzte, war das Symbol der seit 1640, dem Regierungsantritt des Großen Kurfürsten, steigenden Macht des brandenburgisch-preußischen Staates und des durch diese Macht gewonnenen Ansehens. Die Thatkraft des Großen Kurfürsten hatte die Erhebung des Staates zum Königthum möglich gemacht, das Verdienst Friedrich's ist es, der erworbenen Macht die allgemeine Anerkennung errungen zu haben.

Bedeutungsvoll und folgenschwer, wie für den brandenburgisch-preußischen Staat war der Vorgang der Krönung auch für Deutschland. Die habsburgischen Kaiser hatten in vollständiger Verkennung ihres Berufes, „Mehrer" oder doch wenigstens „Hüter" des Reiches zu sein, bei ihrer politischen Thätigkeit stets nur ihr Hausinteresse im Auge gehabt; Machtlosigkeit nach außen und beginnender Zerfall im Innern des Reiches kennzeichneten ihre Regierung. Die Herrscher Frankreichs verstanden diese Schwäche mit Klugheit zu benutzen, wichtige Gebiete des Reiches fielen fast ohne Schwertstreich in die Hände nachbarlicher Eroberer, und die absichtlich geschürte innere Zwietracht verhinderte ein einheitliches, thatkräftiges Vorgehen gegen den gemeinsamen Feind. Unter solchen Umständen kam nun Alles darauf an, ob einer der Theile des Reiches zu einer selbständigen Macht, zum Träger des nationalen Gedankens sich entwickeln würde. Die Fähigkeit und den Willen dazu hatte der brandenburgisch-preußische Staat unter dem Großen Kurfürsten gezeigt, seine Erhebung zum Königreich löste ihn von der hemmenden Abhängigkeit vom Kaiser; jetzt konnte Preußen die nothwendige Verjüngung der Nation thatkräftig in die Hand nehmen.

Für Oesterreichs Interessen war das eine Gefahr, und da man dieselbe dort sehr wohl erkannte, entschloß sich der Kaiser nur schwer und nur unter dem Druck der Umstände dazu, in die Erhebung Preußens zum Königreich zu willigen. Die Bedingungen, unter welchen endlich die Einwilligung des Kaisers gegeben wurde, waren hart, dem ersten Könige „in" Preußen waren dem Hause Oesterreich gegenüber die Hände gebunden; seinen Nachfolgern aber hinterließ derselbe mit dem Königstitel ein kostbares Erbe, das in der richtigen Hand zu einer furchtbaren Waffe gegen Oesterreich und die selbstsüchtige Regierung seiner Herrscher werden konnte und geworden ist, und dem das Deutsche Reich seine Wiedergeburt verdankt.



Statue des alten Dessauer auf dem Marktplatz zu Dessau.

Fürst Leopold von Dessau, der „alte Dessauer“, und andere Helden in den Kriegen gegen Ludwig XIV.

Friedrich erhielt den Ruhm des vaterländischen Kriegsheeres aufrecht, nicht dadurch, daß er sich, wie sein Vater, in seinen Kriegen persönlich in hervorragender Weise betheiligte, sondern vornehmlich dadurch, daß er tüchtige Männer zu Führern zu wählen wußte. Mit einem dieser Kriegshelden, der unter Friedrich seine Kriegslaufbahn begann, haben wir unsere Leser jetzt bekannt zu machen.

Es ist der Fürst Leopold von Anhalt-Dessau, später von seinen Bewunderern in der Armee und im Volke „der alte Dessauer“ genannt. Sein Vater, Fürst Johann Georg von Anhalt-Dessau, wurde uns bereits aus der Geschichte des Großen Kurfürsten, als Feldmarschall und Statthalter der Mark Brandenburg bekannt. — Leopold war ein naher Verwandter König Friedrich's, denn seine Mutter und die Mutter des Königs, die unvergeßliche Luise von Oranien, waren Schwestern.

Gedenken wir hiernach zunächst seiner Jugendzeit. Früh schon machte sich in Leopold eine wilde, ungebändigte Natur bemerkbar. Am liebsten begleitete er — schon als kleiner

Knabe — den Vater zur Jagd und zu Waffenübungen. Die zu zärtliche Mutter gewann keine Macht über ihn; aber auch seinen Erziehern verursachte er die größte Noth; sie vermochten trotz aller Mühe nichts mit ihm auszurichten, so daß er es nicht einmal im Lesen und Schreiben weit brachte.

Als er siebzehn Jahre alt war, starb sein Vater. Nun meinte er aller Fesseln ledig zu sein und machte Miene, die Regierung des Landes anzutreten. Aber es war bestimmt, daß die Mutter die vormundschaftliche Regierung zu übernehmen habe, und kaum gelang es, ihn mit dieser Bestimmung auszusöhnen. — Als Leopold das achtzehnte Lebensjahr erreicht hatte, erklärte er, sich mit Anna Liese, der Tochter des Apothekers Föhse in Dessau, vermählen zu wollen. Diese war ihm in seinem zehnten Jahre als siebenjähriges Mädchen als Spielgefährtin zugeführt worden; nun hatte sich aus der Zuneigung des Knaben die heftigste Leidenschaft entwickelt. Was half es, daß man ihm vorstellte, sein Stand gestatte ihm eine solche Verbindung nicht, Kaiser und Reich würden dagegen Einspruch erheben, kein Hof würde demnach die Apothekerstochter, falls er sie zur Gemahlin nähme, als Fürstin anerkennen! — Er erklärte, trotz Kaiser und Reich von seinem Entschlusse nicht abgehen zu wollen; denn er habe Anna Liese lieb, habe ihr seine Hand versprochen, und was man hier und dort von seiner Wahl denke oder sage, kümmere ihn nicht.

Eine solche Hartnäckigkeit des jungen Fürsten setzte den ganzen Hof in Bestürzung. Die Hofschranzen fabelten von Liebestränken, die — könne es denn anders sein? — von der engelschönen Zauberin bereitet und ihm beigebracht worden seien.

Endlich kam man auf den Gedanken, eine Reise in die Welt möchte vielleicht geeignet sein, ihn von seiner Liebespein zu heilen. Den Vorschlag zur Reise vernahm er gern, und alsbald brach er auf, doch nicht, ohne seiner Anna Liese die Versicherung gegeben zu haben: „Kehre ich wieder, so wirst du meine Frau!" — Er ging zunächst nach Berlin. König Friedrich fand Gefallen an dem jugendlichen Feuerkopfe und machte ihm Aussicht, das Kommando über das Infanterieregiment Nr. 3, das der Vater Leopold's geführt hatte, zu erhalten, sobald dasselbe erledigt sein würde. Nun reiste Leopold über Nürnberg, Innsbruck, Trient, Verona nach Venedig. Der ihm zur Begleitung gegebene französische Edelmann, Herr von Chalisac, hatte nicht wenig von der Unbändigkeit des jungen Fürsten zu leiden. Als dieser nach wild durchschwärmter Nacht einst gegen Morgen trunken nach Hause kam und Chalisac ihn mit ernsten Vorhaltungen empfing, griff er nach einer Pistole und legte sie auf den strengen Sittenprediger an. „Tödten Sie mich", sagte Chalisac, „aber bedenken Sie, wie eine solche That sich einst in der Geschichte der Fürsten von Anhalt, welche so viel Ruhmwürdiges gethan haben, ausnehmen wird!" — Diese mit Ruhe und Würde gesprochenen Worte brachten den fürstlichen Jüngling augenblicklich zur Besinnung. Er warf die Pistole zu Boden, umarmte seinen Begleiter und dankte ihm voll Inbrunst, daß er ihn von einem Verbrechen zurückgehalten habe.

Von Venedig begab man sich nach Rom. Um die Kunstgegenstände der Weltstadt bekümmerte Leopold sich gar nicht, aber auf den Fechtböden und Reitbahnen der ewigen Stadt konnte man ihn täglich finden, und es ward dort dem kühnen, gewandten Fechter und Reiter der Beifall der Kenner reichlich gespendet. — Bei einem Ausfluge auf die See in einem kleinen Boote gerieth er in Lebensgefahr. Es erhob sich plötzlich ein so heftiger Sturm, daß die Führer des Bootes sich verloren gaben. Sie legten die Ruder hin, holten mit zitternden Händen ihre Rosenkränze und Heiligenbilder hervor, fielen auf die Kniee und riefen in ihrer Verzweiflung die Heiligen an. Ein solches Gebaren mißfiel dem jungen Fürsten im höchsten Grade. Er donnerte die Schiffer an, ihre Schuldigkeit zu thun, ja er schlug mit dem Ruder auf sie ein. Vergebens! Sie waren des Glaubens, nur die Heiligen könnten hier helfen. Da griff er selbst ans Werk, und es gelang ihm, das Boot in den Hafen zu führen.

Nach vierzehnmonatlicher Abwesenheit traf Leopold im Januar 1695 wieder in Dessau ein. Die sehr zärtliche Mutter umarmte ihn unter Freudenthränen, und ihre ersten Worte

enthielten die Bitte, er möge ihr die Liebe erweisen, Anna Liese nicht mehr zu sehen. „Von Anna Liese komme ich eben", erwiederte er, und fügte die bestimmte Erklärung hinzu, daß, so lieb er auch die Mutter habe, er von seinem Entschlusse, Anna Liese zur Gemahlin zu nehmen, nicht abgehen könne. — Nun kam man auf einen unglücklichen Plan. Um seinen Glauben an die Treue der schönen Apothekerstochter wankend zu machen, wurde es veranstaltet, daß, gerade als Leopold an dem Hause ihres Vaters vorüberging und Anna Liese am Fenster saß, sich ihr ein junger Mann mit vertraulicher Geberde nähern mußte. Kaum hatte dies Leopold bemerkt, so stürzte er mit dem Degen in der Hand in das Haus und stieß den Unglücklichen, der sein Heil in der Flucht suchte, nieder. Kein Richter erhob sich, um den Fürsten wegen des in blinder Wuth ausgeübten Mordes zur Rechenschaft zu ziehen.

Von Friedrich gelangte jetzt die Aufforderung an Leopold, sich zur Armee nach den Niederlanden zu begeben. Der junge achtzehnjährige Oberst kam unter der Führung Wilhelm's III. zum ersten Male vor Namur ins Feuer. Im Jahre darauf wurde er Generalmajor. Nach Abschluß des Friedens zu Ryswick (1697) bezog das Regiment Anhalt Halberstadt als Garnison. Hier empfing Leopold von Friedrich den Befehl, Quedlinburg durch einen Handstreich zu nehmen. Er führte ihn mit 240 Mann glücklich aus.

Im Jahre 1698 nahm Leopold die Erbhuldigung der Städte und der Landstandschaft in Dessau entgegen und vermählte sich darauf, seinem Worte getreu, mit Anna Liese. „An allen Höfen", sagt Carlyle, „wurden die Perrücken geschüttelt"; endlich legte sich (1701) der kaiserliche Hof ins Mittel und erhob die Gemahlin Leopold's, die übrigens eben so verständig und liebevoll wie schön war, in den Reichsfürstenstand.

Leopold lebte von jetzt an abwechselnd an dem Hofe zu Dessau und bei seinem Regimente in Halberstadt; letzterem wendete er offenbar die größere Aufmerksamkeit zu. Soldat vom Scheitel bis zur Sohle, führte er wesentliche Verbesserungen in Bezug auf die Taktik bei seinem Truppentheile ein, die auch, da sie in hohem Grade als zweckmäßig befunden wurden, weitere Verbreitung fanden. Von ihm rührt der Gleichschritt beim Marschiren und die Anwendung des eisernen Ladestocks statt des hölzernen her. Sein Muth, seine Unerschrockenheit, seine Art und Weise, mit den Soldaten zu verkehren, machten ihn, ob er gleich eine eiserne Strenge im Dienst walten ließ, zum Lieblinge des ganzen Heeres. Friedrich ernannte ihn im Jahre 1703 zum Ritter des schwarzen Adlerordens. Leopold, „diese wahre Windsbraut von einem Menschen", diente drei preußischen Königen. Zunächst werden wir ihm in dem spanischen Erbfolgekriege wieder begegnen.

Prinz Eugen von Savoyen, im Volksliede „der edle Ritter" genannt, blieb nicht nur der populärste Held jener kriegerischen Zeit, er war während eines halben Jahrhunderts Oesterreichs Schutz und Schirm, ein Mann, der für sich allein eine Armee aufwog. Dieser große Heerführer, aus einer Seitenlinie des savoyischen Hauses stammend, war, seines schwächlichen Körpers wegen, in seiner Jugend zum geistlichen Stande bestimmt gewesen. In seinem siebenten Jahre hatte man ihm (dem „Prinzen") bereits zwei Abteien übergeben, doch war er, so angenehm man ihm auch das Leben der hohen Geistlichen zu schildern suchte, lieber bei Truppenmusterungen als bei Prozessionen, und er las lieber die großen Geschichtswerke des Alterthums als die Legenden der Heiligen. Kaum dem Knabenalter entwachsen, bat er den König Ludwig XIV. von Frankreich um ein Regiment. Ludwig, der den „kleinen" Eugen scherzend stets nur „das Aebtchen" genannt hatte, fand diesen Wunsch lächerlich und empfahl ihm, beim geistlichen Stande zu bleiben. Als nun (1683) der Krieg der Türken gegen Oesterreich ausbrach, loderte der kriegerische Sinn in der Brust des Prinzen in hellen Flammen empor. Eugen begab sich nach Wien, um Theil zu nehmen an dem Kampfe gegen die Ungläubigen. Seine kleine Figur und der Umstand, daß er gewöhnlich mit einem grauen Obermantel auszureiten pflegte, gab den kaiserlichen Soldaten Veranlassung zu der scherzhaften Aeußerung: der kleine Kapuziner werde wol schwerlich vielen Türken den Bart ausraufen!

Aber wie irrte man sich in dem jungen Kriegsmann! Unter der Leitung des kriegserfahrenen Markgrafen Ludwig von Baden und des berühmten Herzogs Karl von Lothringen entwickelte sich das ihm angeborene Talent zur Kriegführung bald in solchem Maße, daß die Genannten ihn nach kurzer Zeit dem Kaiser mit der Versicherung vorstellten, in diesem jugendlichen Krieger rege sich der Geist des ersten Feldherrn des Jahrhunderts.

Die Brandenburger in den Türkenkriegen. Eine Hülfsmacht von 6000 Mann unter Führung des Generals von Barfuß, der bereits unter Schöning bei der Eroberung von Ofen rühmlich mitgewirkt hatte, nahm Theil an dem wieder entbrannten Kriege. Es kam bei Salakemen zu einer entscheidenden Schlacht, die um so verhängnißvoller für die Deutschen zu werden drohte, als die Türken ihnen an Zahl um das Doppelte überlegen und im Besitze einer äußerst vortheilhaften Stellung waren. Dennoch wurde der Feind vollständig geschlagen.

Die „brandenburgischen Feuermänner", wie die preußischen Truppen von den Türken genannt wurden, bewährten auch hier ihre unübertreffliche Tapferkeit, ja, sie trugen, obgleich verhältnißmäßig gering an Zahl, zu dem glänzenden Erfolge wesentlich bei. Ein Eilbote ward vom Kaiser nach Berlin mit einem Dankschreiben an Friedrich gesandt, General von Barfuß in den Reichsgrafenstand erhoben. In der dem General darüber ausgefertigten Urkunde heißt es: „da er unter glücklicher und tapfrer Anführung der in jüngst geendigtem Türkenkriege wider den Erbfeind christlichen Namens geschickten 6000 Mann Hülfsvölker bei der zu Szlankament (Salakemen) vorgegangenen blutigen Schlacht einen so unverzagten Heldenmuth und Resolution bezeigt, daß desselben hierbei bewiesene ungemeine Tapferkeit und Geschicklichkeit Uns von Unserer ganzen Generalität angerühmet, auch ihm und gedachten Hülfsvölkern billig ein nicht geringer Theil des erstrittenen großen Sieges zugelegt worden."



General von Barfuß.

In der mörderischen Schlacht hatten über 1000 Brandenburger den Tod gefunden. Ein größerer Theil war vorher schon durch Krankheiten dahingerafft worden. Das Hülfscorps wurde vervollständigt und nahm auch in den folgenden Jahren unter Führung von Brandt, Schlabrendorf und anderen Generalen bei Belgrad, Temesvar, Titel, namentlich aber bei Zentha rühmlich Theil an den erbitterten Kämpfen gegen die Türken.

Die Schlacht von Zentha (1697) gab dem tapfern Prinzen Eugen, der hier zum ersten Male den Oberbefehl über das vereinte Heer führte, die Feldherrnweihe. Als eben die Schlacht beginnen sollte, sprengte ein Eilbote herzu und händigte dem Prinzen ein Schreiben des Hofkriegsrathes ein. Eugen, der die Unentschlossenheit dieser Kriegsbehörde kannte, ahnte den Inhalt, steckte das Schreiben uneröffnet in die Tasche und gab das Zeichen zum Angriff, der zu einem glänzenden Siege, zu einer fast völligen Vernichtung des Feindes führte. Nun erst öffnete der Prinz den Brief und fand in demselben den gemessensten Befehl, unter allen Umständen eine Schlacht zu vermeiden. —

Wie die Brandenburger sich hier bewährten, erhellt schon daraus, daß Eugen den General Schlabrendorf, auf dem Schlachtfelde mit den Worten umarmte: „Lieber Herr General, Gott, Ihm und seiner angeführten Truppen Tapferkeit haben wir diesen Sieg zu danken!"



Die Brandenburger in der Schlacht bei Zentha. Zeichnung von Ludwig Burger.

Der Ruf: „Die Brandenburger!“ machte den Halbmond erzittern; in zehn Feldzügen waren die brandenburgischen Waffen immer siegreich gewesen.

„Wie der Sturm, der Eichensplittrer, selbst an Felsenhäuptern bricht,
So vergebens tobt der Türke, wo der Brandenburger ficht;
Staunend fragt der Sarazene nach der kleinen Heldenschar,
Die dein sandesdürrer Boden, starkes Brandenburg, gebar.
Und nun lebt's in Volkes Munde, sagt es fernsten Zeiten an,
Daß am festesten von Allen steht der Brandenburg'sche Mann!“ —

Schon war der Ruhm Eugen's durch die Welt geflogen, und Ludwig XIV. hatte es nun zu bedauern, den Prinzen so gänzlich verkannt zu haben. Dieser, unter den glänzendsten Verheißungen von ihm aufgefordert, in die Dienste Frankreichs zu treten, schrieb an Ludwig die denkwürdigen Worte: „Ehre und Dankbarkeit waffnen mich für Oesterreich gegen Frankreich. Ich bin Feldmarschall des Kaisers; das mag wol eben so viel sein, als Marschall von Frankreich. Was sollen mir Pensionen? Ich bin reich genug, sobald es mir nicht an Gelegenheit fehlt, meinem Monarchen Beweise meiner Treue und meines Eifers abzulegen.“ Graf Kanitz sagt in dem kürzlich erschienenen Werke „Aus dem deutschen Soldatenleben“ über den Prinzen: „Wie Eugen es liebte, seinen Namen in drei verschiedenen Sprachen zu unterzeichnen, nämlich: Eugenio von Savoye, so spricht sich auch in seinem Charakter der Grundtypus dieser drei Nationalitäten aus, deren Blut in seinen Adern strömte. Er besaß die ruhige Besonnenheit und den kalten Heldenmuth des Norddeutschen, den selbstvertrauenden Unternehmungsgeist des Franzosen und die Verschlagenheit des Italieners. Diese drei Eigenschaften, in glücklichem Einklange gemischt, mußten wol einen Feldherrn erzeugen, den selbst Napoleon für einen der größten Generale der Geschichte erklärte, dessen Feldzüge man nothwendig studirt haben müsse, ehe man selbst ein vollendeter Feldherr sein könne.“ Trotz seiner romanischen Abkunft erwies sich übrigens Eugen am Kaiserhofe als der beste deutsche Mann, und Deutschland kann auf diesen eingebürgerten großen Feldherrn stolz sein; manches Unheil, das die Hofburgpolitik über das gesammte Deutschland zu bringen entschlossen war, wurde durch ihn abgewendet.

Der spanische Erbfolgekrieg.

Inzwischen war das „große Bündniß“ gegen Ludwig XIV. zu Stande gekommen, an dem Oesterreich, England, Holland und Preußen Theil nahmen. Dies Bündniß ging, wie der Leser weiß, darauf hinaus, zu verhindern, daß Spanien und Frankreich unter einem Scepter vereinigt würden.

Kurfürst Friedrich hatte dem Kaiser 8000 Mann Hülfstruppen versprochen, er sandte aber 20,000 Mann Kerntruppen unter dem Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau; Dänemark schickte 6000 Mann, und das englische Parlament, gereizt durch Ludwig's parteiische Anerkennung des Prinzen von Wales nach dem Tode seines Vaters, Jakob's II., als König Jakob III., votirte die Anwerbung einer Armee von 40,000 Mann. Auch das Deutsche Reich schloß sich dem Bündniß an, später noch Portugal und der Herzog von Savoyen (1703). Eine Welt von Feinden, welche Ludwig's XIV. unersättliche Ländergier gegen sich unter die Waffen gerufen hatte! Nur die wittelsbachischen Brüder von Bayern und Köln, vergessend, daß sie deutsche Reichsfürsten waren, standen auf Seite Frankreichs.

Marlborough. Noch vor der Kriegserklärung Englands starb König Wilhelm 1702 infolge eines Sturzes mit dem Pferde, und seine Schwägerin Anna bestieg den Thron, die letzte Stuart, welche die Krone getragen. Eine britische Armee von 40,000 Mann unter dem Grafen, später Herzog von Marlborough vereinigte sich mit der holländischen. Marlborough war ein Mann von überaus einnehmender Persönlichkeit, von hohem Geist und seltener Redegabe; er besaß große politische Einsicht, so daß er als Staatsmann sich ebenso

auszeichnete, wie als Feldherr. Seine Gemahlin Sarah war die Herzensfreundin der Königin Anna und beherrschte längere Zeit dieselbe vollständig. Thatsächlich war Marlborough eine Zeit lang der eigentliche Regent von England.

Wie Prinz Eugen kühn und entschlossen, handelte auch er stets auf eigene Verantwortung, was ihm freilich leichter war, da er bei seiner Stellung nicht fürchten durfte, zur Rechenschaft gezogen zu werden. In seinen ersten Feldzügen in den Niederlanden schlug er die Franzosen in mehreren Gefechten und eroberte eine Anzahl niederländischer Plätze, bis ihn die Fortschritte des Feindes auf anderen Kriegsschauplätzen nach Deutschland riefen.

Prinz Eugen hatte in Italien einen würdigeren Gegner, als Villeroi, der von ihm in Cremona 1702 überfallen und gefangen genommen worden war, in dem Herzog von Vendôme gefunden. Indessen befand sich Eugen's Heer in der traurigsten Beschaffenheit; es fehlte an Kriegsmaterial und Verpflegung, monatelang blieb der Sold aus, ebenso der Ersatz, sodaß der Prinz kaum noch 28,000 Streiter dem 80,000 Mann starken Feinde entgegenzustellen vermochte. Alle seine Berichte und Vorstellungen beim Hofkriegsrathe bewirkten keine Aenderung, es fehlte an Geld.

Am Rhein befehligte wieder Markgraf Ludwig von Baden. Hier wie in Italien wechselten die Erfolge, doch gewannen die Franzosen allmählich die Oberhand; auch in Italien, behauptete sich, als Prinz Eugen nach Wien gegangen war, um den Kaiser persönlich den elenden Zustand der Armee zu schildern, Guido Starhemberg nur mit Mühe gegen Vendôme. Da überschritt ein französisches Heer unter Villars den Rhein, drang in Schwaben ein und vereinigte sich bei Tuttlingen mit den Bayern. Bisher hatte sich der Kurfürst auf die Vertheidigung beschränkt; jetzt erklärte er an Oesterreich den Krieg, fiel im Juni 1703 in Tirol ein und eroberte es in 14 Tagen bis zum Brenner. Hierauf vereinigte er sich wieder mit Villars, und Beide schlugen die Oesterreicher bei Höchstädt.

Prinz Eugen war inzwischen Präsident des Hofkriegsrathes geworden; aber auch er konnte dem drückenden Geldmangel nicht abhelfen. „Und wenn die ganze Monarchie", schrieb er an Starhemberg, „auf der äußersten Spitze stehen und wirklich zu Grunde gehen sollte, man aber mit nur 50,000 Gulden oder noch weniger in der Eile aufhelfen könnte, so müßte man es eben geschehen lassen und vermöchte dem Uebel nicht zu steuern."

Die Franzosen waren gegen Ende des Jahres (außer in den Niederlanden) im Vortheil, und der Marschall Tallard berichtete mit französischer Ruhmredigkeit: „Wir haben mehr Fahnen erobert, als gemeine Soldaten verloren." Ludwig's Armeen standen auf sämmtlichen vier Kriegsschauplätzen in Feindesland, in den Niederlanden, in Deutschland, in Italien und in Spanien.

Der Kaiser hatte mit einem gefährlichen Aufstand in Ungarn, an dessen Spitze Rakoczy, der Liebling des Volkes, stand, zu kämpfen und rebellische Streifscharen schon wieder vor Wien gesehen; dem Prinzen Eugen gelang es, der Empörung wenigstens Einhalt zu thun. Er erhielt jetzt den Befehl über die Armee, welche dem Marschall Tallard am Rhein und an der Mosel entgegengestellt werden sollte. Das andere kaiserliche Heer mit der Reichsarmee befehligte Markgraf Ludwig gegen die Bayern und Franzosen an der Donau; in Italien kommandirte Starhemberg.

So war die Lage im Beginn des Feldzuges von 1704, in welchem eine Schlacht der Wendepunkt des ganzen Krieges werden sollte. Der gefährlichste Feind der Verbündeten war der Kurfürst von Bayern, welcher die Franzosen bis in das Herz von Deutschland geführt hatte und selbst mit ansehnlichen Streitkräften im Rücken der gegen Frankreich operirenden Heere stand; darum mußte dieser zuerst angegriffen werden. Das konnte aber nur durch die Mitwirkung Marlborough's geschehen, und Prinz Eugen vereinbarte mit diesem nun einen großartigen Kriegsplan. In Verfolg dieses Planes trat Marlborough am 19. Mai mit 18,000 Mann, indem er seinen Gegner Villeroi täuschte, den Marsch nach Deutschland an, überschritt bei Koblenz den Rhein, zog den Main aufwärts und

vereinigte sich, nachdem er die Preußen und Hessen, welche am Rhein standen, wie auch ein dänisches Corps an sich gezogen, 30,000 Mann stark, am 22. Juni mit dem Markgrafen von Baden. Marlborough's Operation war eben so kühn als schwierig, da er feindliche Heere und Festungen, seine Rückzugslinie preisgebend, hinter sich ließ; er führte sie aber glücklich durch. Tallard hatte ebenfalls den Rhein überschritten, um sich durch Marsin's Truppen zu verstärken und zum Kurfürsten von Bayern zu stoßen.

Die erste Zusammenkunft, die Marlborough mit dem Prinzen Eugen hatte, flößte beiden Feldherren, trotz der Verschiedenheit ihres Wesens, gegenseitige Achtung ein, welche sie fortan in seltener Uebereinstimmung, ohne kleinliche Eifersüchteleien handeln und dann auch große Erfolge gemeinsam erringen ließ. Es wurde nun beschlossen, den Feind, der im Lager bei Höchstädt stand, anzugreifen.

Die Schlacht bei Höchstädt (am 13. August 1704). Der Feind glaubte an keinen Angriff; erst gegen 7 Uhr, als der Nebel gesunken war, bemerkte er die Verbündeten, welche bereits am Nebelbach, der vor der Front in einer flachen Thalsenkung lief, aufmarschirten. Durch den genannten Bach getrennt, standen beide Heere sich bald in Schlachtordnung gegenüber.

Als Marlborough gegen Mittag die Meldung empfing, daß genügende Brücken über den Bach geschlagen seien, gab er Befehl, denselben zu überschreiten, und richtete seinen Hauptangriff auf Blindheim, wo er aber außerordentlich starken Widerstand fand. Der Herzog beschloß daher, das Gefecht vor Blindheim nur hinhalten zu lassen, während der Hauptangriff nun auf die Mitte gerichtet werden sollte. Tallard verstärkte diese durch 9 Bataillone, ihr Feuer brach den ersten Angriff der verbündeten Reiterei. Als derselbe mit der Wucht der Gesammtmasse wiederholt ward, gelang es, die feindliche Schlachtordnung zu sprengen. Damit war die Schlacht entschieden. Tallard's noch einmal zusammengeraffte Reiter flohen, als Marlborough's Kavallerie auf sie eindrang, der Marschall wurde eingeholt und gefangen. Auch Prinz Eugen war mit seiner ganzen Macht vorgerückt und bedrängte den Kurfürsten von Bayern und Marsin, welche nun unter dem Schutz angezündeter Dörfer den Rückzug antreten wollten, was ihnen aber nicht gelang. Von erdrückender Uebermacht eingeschlossen, streckte auch die ganze Besatzung von Blindheim die Waffen. Die Trophäen des Sieges waren 246 Fahnen und Standarten, 141 Geschütze, gegen 5000 Wagen, darunter 34 Kutschen mit „französischen Frauenzimmern“, wenn man dies zu den Trophäen rechnen will.

Es ist hier nicht der Ort, die rühmliche Kriegführung Eugen's und Marlborough's des Weiteren eingehend zu verfolgen, es kommt uns vielmehr vornehmlich darauf an, über die Betheiligung der preußischen Truppen zu berichten. Diese war eine höchst rühmliche, und namentlich erntete der noch immer junge Held Leopold von Anhalt-Dessau herrliche Kriegslorbern. In dem ersten Treffen bei Höchstädt (1703), wo die Kaiserlichen von den Franzosen überrascht und zum Rückzuge genöthigt wurden, hatte Leopold von Dessau fünf preußische Regimenter geführt, und nur der Unerschrockenheit, mit der er den Rückzug zu decken wußte, war es zu danken, daß das zerstreute Heer wieder vereint werden konnte. Ueber die Haltung der Preußen heißt es in dem Berichte eines feindlichen (bayerischen) Offiziers, „daß die königlich preußischen Truppen wie Mauern gestanden und als lauter muthige Löwen gestritten, daß sonst außer dieser resistance wahrhaft das ganze deutsche Corps zu Grunde gerichtet worden wäre.“

In der zweiten Schlacht auf demselben Schlachtfelde bei Höchstädt und Blindheim, in der, wie wir soeben erzählten, das vereinte französisch-bayerische Heer aufs Haupt geschlagen ward, entschieden unter Führung Leopold's die preußischen Truppen den Ausgang des Tages.

Es sei aus dem Schlachtberichte nur einiger Scenen Erwähnung gethan. Die Brandenburger hatten mehrere bayerische Bataillone gesprengt und ihnen eine Anzahl Kanonen genommen. Nun aber wurden sie mit Uebermacht angegriffen und begannen zu weichen.

Mit dem Rufe: „Brandenburger, denkt an Warschau und Fehrbellin!“ sammelte Leopold die Weichenden; sie wieder in das Feuer führend, entreißt er einem feindlichen Dragoner eine schon von diesem erbeutete Fahne. Da stürzt er mit dem von einer Stückkugel getroffenen Pferde zusammen. Er springt auf, und mit der Fahne in der Hand führt er die Seinen vorwärts, während es dem Prinzen Eugen nicht gelungen war, die Seinen zum Stehen zu bringen. „Ich hatte“, sagte Letzterer später in einem Schreiben, „kaum Pistolen genug, um das Zurückweichen meiner Kürassiere zu verhindern; genöthigt, sie von den Pferden zu schießen, warf ich mich in die Linie.“ Als er sich von der Fruchtlosigkeit seiner Bemühungen überzeugt hatte, rief er: „Hallunken, ich will nur mit tapferen Soldaten kämpfen!“ und jagte zu den Brandenburgern, die ihn mit lautem Zuruf empfingen.



Prinz Eugen, Ludwig von Baden und Marlborough im Kriegsrath. Zeichnung von Camphausen.

Eugen schrieb an seinen Kriegsherrn: „Die preußischen Truppen haben sich ein unsterbliches Lob verdient, von welchem ich selbst Zeuge gewesen bin, vorzüglich was die auf dem rechten Flügel gestandene Infanterie betrifft, deren Offiziere und Soldaten mit unerschrockener Herzhaftigkeit gefochten und die feindlichen Angriffe etliche Stunden aufgehalten, bis endlich mit Gottes Hülfe durch das entsetzliche Feuer gedachter Infanterie der Feind in eine solche Konfusion gerathen, daß er ihrer Bravour nicht länger zu widerstehen gewußt, sondern in unglaublicher Verwirrung die Flucht ergriffen.“ In dem Schreiben rühmt Eugen namentlich „die heldenmüthige Conduite (Führung) des Generals, Fürsten von Anhalt-Dessau, welcher auf keinerlei Weise seine Person geschont oder vor eigener Gefahr sich entfärbt, sondern im Gegentheil mit größter Unerschrockenheit seine Leute in das härteste Treffen geführt, dergestalt, daß man ihm die Gewinnung der vortrefflichen Victorie zu seinem unsterblichen Nachruhm größtentheils anzuschreiben hat.“

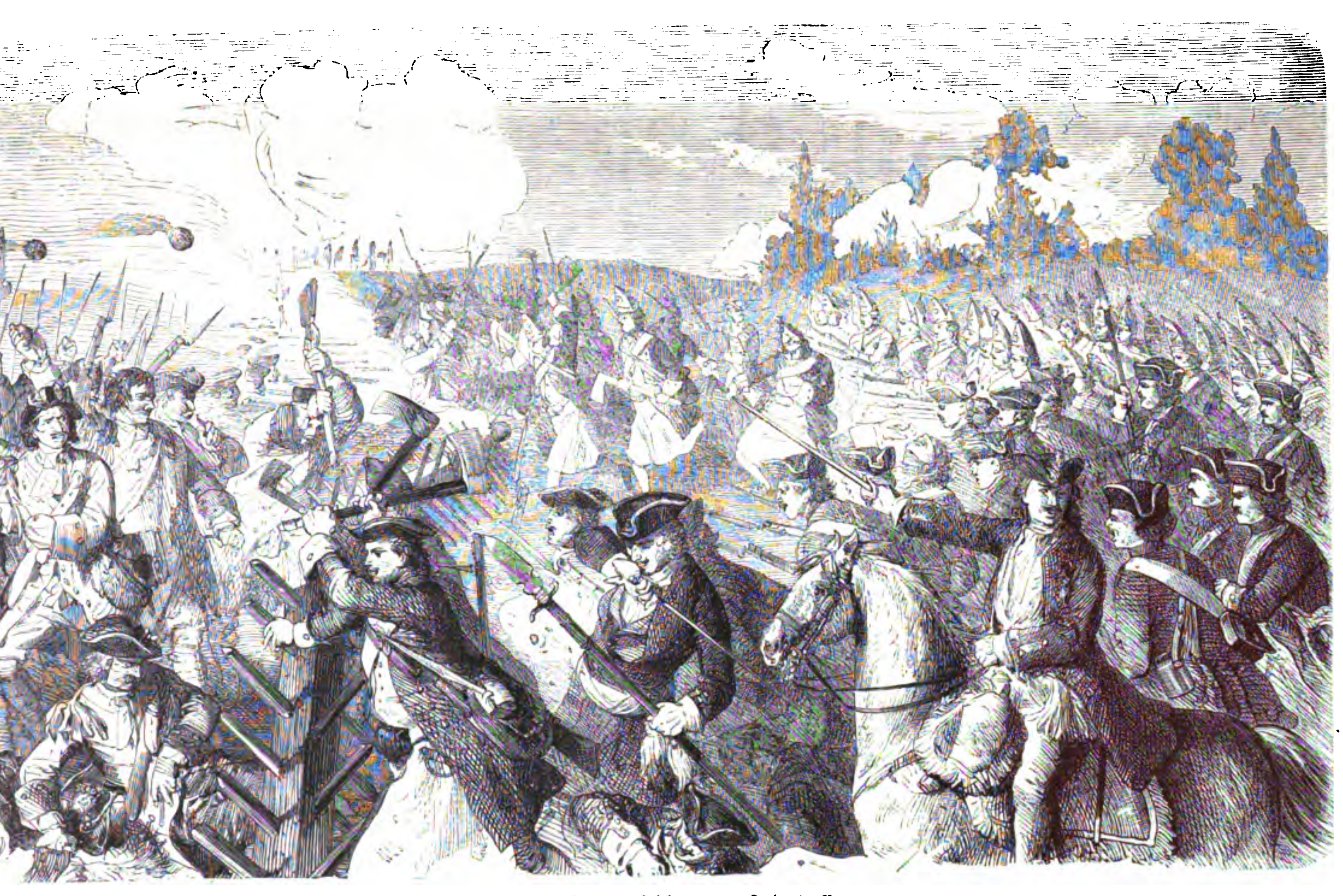
Die Trümmer des französisch-bayerischen Heeres hatten sich über den Rhein gerettet, und Ludwig vernahm mit Schrecken, wie verhängnißvoll der Kampf in Deutschland für ihn gewesen war. Nach der Schlacht bei Höchstädt marschirten die Verbündeten zum Rhein. Das Kriegsglück hatte die Franzosen verlassen; wenn sie auch noch kleinere Erfolge gewannen, im Großen folgte bald Niederlage auf Niederlage; etwas Bedeutendes fiel nicht mehr vor. Prinz Eugen führte nun das Kommando in Italien, wo es ziemlich schlecht stand, Marlborough marschirte wieder nach den Niederlanden. Auf beiden Schauplätzen geschah 1705 nichts Entscheidendes, Eugen lieferte Vendôme bei Cassano eine blutige Schlacht, konnte aber den Kampfplatz nicht behaupten. Angefeuert durch die Erfolge auf diesem Kriegsschauplatz, bestrebten sich die Franzosen die in Deutschland davongetragenen Schlappen in Italien wieder auszuwetzen. — Ueber den Antheil, den die Preußen an der Schlacht bei Cassano hatten, heißt es in dem Bericht des Prinzen Eugen: „Auf unserm linken Flügel ging es unter der ungemein tapferen Anführung des Fürsten von Anhalt, als woselbst die löblichen preußischen Truppen gestanden, nicht minder tapfer, als auf dem rechten zu. . . . Es ist nicht zu beschreiben, was für ein großes Feuer, dergleichen ich noch niemals gesehen, beiderseits und ohne Aufhören gewesen; es konnte aber dieses nicht so groß und stark sein, als tapfer und unglaublich die ganze Armee von dem Obersten bis zum Niedrigsten gefochten hat; wie denn von der Infanterie die Leute bataillonsweise in die Kanäle gesprungen und selbige durch das Wasser bis an den Hals vor des Feindes erschröcklichem Feuer passiret, auch nachgehends, ohngeachtet ihr Gewehr und Munition am Leibe völlig naß geworden und deswegen nicht mehr schießen können, den Feind abermalen zurückgeschlagen und verjaget haben.“

Eine fast beispiellos in der Kriegsgeschichte dastehende Großthat wurde von zwei preußischen Compagnien verrichtet. Nachdem sie sich das Ufer erkämpft hatten, sahen sie sich plötzlich einem französischen Dragonerregiment gegenüber. Nichts schien leichter, als sie, die von ihrer durchnäßten Munition keinen Gebrauch mehr machen konnten, in den Kanal zurückzuwerfen. Da warfen sie, „wie von einer höheren Eingebung geleitet“, die Musketen mit dem Riemen über die Schulter, zogen die Säbel und stürzten sich, einer Windsbraut gleich, der feindlichen Reiterei entgegen. Diese, durch den unerhörten Vorgang von Schrecken ergriffen, wandte sich zur Flucht. Das Regiment löste sich auf, und der größte Theil der Dragoner fand den Tod in den Wellen der Adda.

Als Erinnerungszeichen an diese Heldenthat ward den beiden Compagnien der lederne Faustriemen am Säbelgriff, sonst nur eine Zubehör des Reitersäbels, verliehen. In der 7. und 8. Compagnie des Kaiser Alexander Grenadier-Regiments bestehen jene Compagnien noch jetzt fort, und noch heut sehen wir an ihren Hüftmessern den Riemen als Ehrenschmuck.

Auch eine Erinnerung heiterer Art knüpft sich an den Sieg von Cassano. Nach der Schlacht veranstalteten die dortigen Landesbewohner den Siegern eine Festfeier. Bei derselben ward eine Weise gespielt, die wahrscheinlich bisher die Begleitung eines heimischen Volksliedes gewesen war. Dem Fürsten Leopold gefiel die Weise so sehr, daß er sich dieselbe seitdem bei jeder Gelegenheit vorspielen ließ. Es ist dasselbe Tonstück, das heut noch im preußischen Heere und Volke als der Dessauer Marsch bekannt ist. In welchem Grade Leopold diese einfache Melodie liebte, geht daraus hervor, daß er nicht selten beim Singen von Luther's Kernliede „Eine feste Burg“ (dies Kirchenlied pflegte er „unsers Herrgotts Dragonermarsch“ zu nennen) unwillkürlich in dieselbe hineingerieth.

Kaiser Leopold war 1705 gestorben; sein Nachfolger Josef I., einer der besten Fürsten aus dem Hause Habsburg, führte leider nur kurze Zeit das Scepter. Er hatte sich schon im Felde hervorgethan, war mit Enthusiasmus als Kaiser begrüßt worden und setzte den Krieg kraftvoll fort. Karl, sein Bruder, dem es nicht gelungen war, von Portugal aus in Spanien einzudringen, landete in Catalonien und wurde hier als König anerkannt. — Im Mai 1706 errang Marlborough den glänzenden Sieg bei Ramillies, infolge dessen die ganzen spanischen Niederlande in seine Gewalt fielen.



Die Preußen bei Turin. Zeichnung von Ludwig Burger.

Der Kurfürst von Bayern, der sich nach dem Rückzuge des vorigen Jahres von Marsin getrennt und in den Niederlanden gekämpft hatte, floh nach Frankreich, die Kurfürstin suchte in Venedig Sicherheit. Max Emanuel, in Deutschland geächtet, sah sein Land in den Händen der Oesterreicher, seine vier Söhne zu Klagenfurt in strenger Haft gehalten, seine einzige Tochter einem Kloster überwiesen. Das Haus Wittelsbach in Bayern schien zu Grunde zu gehen. Dagegen war für die kaiserlichen Waffen das Jahr 1706 ein überaus günstiges.

Schlacht von Turin. Die Franzosen, die aus Oberitalien schon fast ganz herausgedrängt waren, wurden bei Turin aus ihrem letzten Rückhalt getrieben, als ihnen die Kaiserlichen und ihre Verbündeten am 7. September entgegenrückten. Bei ihrem Aufmarsche zur Schlachtordnung sahen sich die Kaiserlichen von dem wohlverschanzten Feinde mit einem so mörderischen Geschützgruß empfangen, daß es die größte Mühe kostete, nur vorwärts zu kommen. Bald jedoch antworteten die Kanonen der Verbündeten nicht weniger derb, und es begann ein Artilleriekampf, welcher zwei Stunden andauerte. Jetzt erging der Befehl zum Sturm gegen die Palissaden. Lange ward unentschieden gestritten. Endlich setzte sich der Oberfeldherr Prinz Eugen selber an die Spitze der Brandenburger, welche unter ihrem „Bullenbeißer", wie Prinz Eugen den alle Gefahr verachtenden Leopold von Dessau nannte, auf dem linken Flügel neben den Kerntruppen der Grenadiere standen. Die Brandenburger stürmten zuerst die Verschanzungen, trotz der Verheerungen durch die Feuerschlünde der Gegner. Dem Prinzen Eugen zur Seite wurden ein Page und ein Diener erschossen, ihm selbst ein Pferd unter dem Leibe. Noch lange schwankte der Kampf hin und her, bis es auch an anderen Stellen den Kaiserlichen möglich wurde, durch die Schanzen einzudringen und diese in ihrer ganzen Ausdehnung zu erobern. Zuletzt fand auch noch ein glücklich geleiteter Ausfall der Garnison von Turin statt, obgleich die Festung während der ganzen Schlacht ununterbrochen beschossen wurde. „Die feindliche Armee", schreibt der Herzog von Savoyen an den König von Preußen, „ist vor meiner Stadt Turin in ihren eigenen Linien geschlagen worden. Die Truppen Ew. Majestät haben den größten Antheil an diesem Siege gehabt. Ich kann ihren Muth und die Tapferkeit ihres Anführers, des Fürsten Leopold von Anhalt, nicht genug loben und bin Ew. Majestät so vielen Dank schuldig, daß ich besorgt bin, Ihnen nie meine ganze Erkenntlichkeit bezeugen zu können." Eugen's Urtheil lautet: „Der Fürst von Anhalt-Dessau hat mit seinen Truppen bei Turin abermals Wunder gewirkt. Zweimal traf ich ihn im stärksten Feuer selbst an der Fronte derselben, und ich kann es nicht bergen, sie haben an Muth und Ordnung die Meinigen weit übertroffen. Für die Bequemlichkeit solcher Truppen muß man so viel als möglich sorgen. Die Preußen verdienen es, und kein Preis ist zu hoch, wodurch ich ihr Ausharren erkaufen kann."

Die Niederlage der Franzosen war eine vollkommene, ihr fast 80,000 Mann starkes Heer so gut wie vernichtet. Sie verloren allein 3000 Pferde, denn in den Schanzen hatten 30 Compagnien abgesessener Dragoner gekämpft, die nicht wieder in die Sättel kommen konnten. Infolge dieser blutigen Schlacht sahen sich die Franzosen genöthigt, Italien ganz aufzugeben; denn der kaiserliche General Daun war unterdessen bis nach Neapel vorgedrungen, und auch König Philipp hatte Spanien für eine Weile verlassen müssen. Freilich erfocht auf der spanischen Halbinsel kurz nachher die durch Truppenzuzug aus Italien verstärkte französische Armee unter dem Herzog von Berwick einen Sieg bei Almanza (1707), infolge dessen Karl II. von Habsburg sich wieder auf die Provinz Catalonien beschränkt sah. Dagegen wurden den Franzosen in den Niederlanden wiederholt Niederlagen beigebracht. Prinz Eugen und Marlborough schlugen bei Oudenarde den französischen Marschall Vendôme aufs Haupt und besiegten im folgenden Jahre den bis dahin nicht unterlegenen Marschall Villars bei Malplaquet, der blutigsten Schlacht während des spanischen Erbfolgekrieges, welcher, wie später des Näheren dargelegt werden wird, auch der preußische Kronprinz Friedrich Wilhelm beiwohnte. Zwei spanische Provinzen, die spanischen Niederlande und Mailand, waren den Franzosen entrissen worden.

Der verderbliche spanische Erbfolgekrieg, zu dessen Führung Deutschland während vierzehn langen Jahren die schwersten Opfer an Gut und Blut für eine dem Reich durchaus fern liegende Sache auferlegt wurden, fand erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I., des Sohnes Friedrich's I. im Jahre 1714 sein Ende; wir werden im nächsten Abschnitt auf den weiteren Verlauf und Schluß desselben zurückzukommen.

Die brandenburg-preußischen Truppen. „Welches waren die mächtigen Hebel", fragt Graf Kanitz in seinem bereits genannten Werke, im Hinblick auf das Verhalten der Brandenburger in den oben geschilderten Kämpfen „die jene Häuflein tapferer Streiter zu solch preiswürdigem Benehmen anregten?"



Preußische Soldaten aus der Zeit Friedrich's I.

Er antwortet: „Vaterlandsliebe, Unterthanentreue, Kriegerehre und Soldatensinn sind gewiß mächtige Motive, die nicht hoch genug zu veranschlagen sind, und wehe dem Heere, dem solche Worte ein leerer Schall sind; hier aber waren es gewiß nicht die allein entscheidenden. Was ist es vielmehr, das vor Allem eine Armee — zumal eine nach den Grundsätzen der damaligen Zeit zusammengesetzte — unbesiegbar macht, was auch allein das Benehmen der Preußen bei Höchstädt und Turin in der eben geschilderten Weise ermöglichte? Es ist die Mannszucht. Die Mannszucht war zu jener Zeit in dem preußischen Heere recht eigentlich eine eiserne zu nennen, und, geleitet durch die sichere Hand eines Leopold von Dessau, konnte sie wol fast bis zur Unbesiegbarkeit führen. Die strengste Mannszucht, angewandt auf ein Exercitium, welches in seinen peinlichen, oft in übertriebene

Künsteleien ausartenden Verfeinerungen den einzelnen Soldaten zur willenlosen Maschine machte, bezeichnet das Wesen des preußischen Infanteristen zur Zeit seiner ersten Könige. In dem uns aufbewahrten Exerzirreglement Friedrich's I. finden wir eine Menge der zusammengesetztesten Uebungen aufgezeichnet, aus denen in unerschöpflicher Abwechselung immer und immer wieder neue sich entwickeln, und es ist kaum zu begreifen, wie es möglich war, sie in ihrer bunten Mannichfaltigkeit dem Soldaten, und wenn er auch noch so lange diente, einzuprägen. Rechnen wir hierzu noch die große Zahl schwieriger Handgriffe, die sonst der Infanterist bald mit der Muskete, bald mit der Pike, bald mit der Handgranate und selbst mit dem spanischen Reiter ausführen mußte, da gehörte zu diesem allen eine so zur Natur gewordene, eine so mechanische Disziplin, daß der Soldat allerdings auch selbst mitten im wildesten Kampfgetümmel nicht im Stande war, seiner strengen Schule, des Exerzirplatzes, zu vergessen. Solche Schüler, auf die er sich unter allen Umständen verlassen konnte, herangebildet zu haben, war nun vor Allem das Verdienst des kühnen Leopold von Dessau, dieses gründlichsten aller Exerzirmeister, und wenn auch seine großen Feldherrngaben bei seinen Erfolgen gewiß nicht gering anzuschlagen sind, so darf man doch nicht vergessen, daß Siege, wie die bei Höchstädt und Turin, ohne die unvergleichliche, gleichsam angeborene Tüchtigkeit von Truppen, wie sie Leopold zur Verfügung standen, wol kaum errungen worden wären.

Es sei an dieser Stelle in Kürze des Aussehens der preußischen Truppen gedacht. Wie in vielen äußeren Dingen, hatte der König auch in Bezug auf die Montirung der Truppen danach gestrebt, sich von Ludwig XIV. nicht überflügeln zu lassen.

Behrenhorst giebt uns über den Aufzug einer preußischen Grenadiercompagnie folgende Schilderung: „Röcke, Westen und Aufschläge hellblau mit rothem Unterfutter, weit und lang, gelbe Knöpfe darauf. Die Westen gehen bis zum Knie, die Oberröcke sind nur um ein paar Zoll länger, Aufschläge und Aermel von Roquelaurweite. Die Gemeinen tragen den Rock offen, die Schöße aufgehakt, die Ober- und Unteroffiziere aber den Rock bis unten zugeknöpft. Alles hat stumpf abgespitzte Beutelmützen von Tuch, vorn weiß, das Hintertheil bei den Gemeinen blau, bei den Offizieren roth. Die Ober- und Unteroffiziere haben dicke weiße Halstücher, die Gemeinen rothe, vorn in einen Knoten geschlungen. Alles hat Handschuhe; die Gemeinen tragen rothe, die Unteroffiziere blaue, die Offiziere schwarze Strümpfe. Alles ist mit Flinten, Bajonnetten und Pallaschen mit gelben Handgriffen bewaffnet, Bandeliere der Gemeinen gelb, der Offiziere roth, Ringkragen vergoldet.“ Außerordentlich war der Troß, den die hohen Offiziere in damaliger Zeit mit sich führten. Man ersieht dies z. B. aus dem Bericht über die Beute, die den Siegern von Höchstädt in die Hände fiel. Es werden u. A. aufgeführt 334 Maulthiere, mit dem Feldgeräth und dem Silbergeschirr der höheren (französischen und bayerischen) Offiziere bepackt 2c. —

Anschließend an die Schilderung eines Kupferstiches, der uns ein ziemlich anschauliches Bild einer Feldschlacht jener Zeit giebt, sagt Kanitz: „Da sieht man etwa rechts im Vordergrunde in kolossalen Verhältnissen eine Gruppe verwundeter Krieger, oder ehrbarer Konstabler, auf ihre Karthaune gelehnt, oder lustige Marketender und Troßknechte; in der Mitte hoch zu Roß den Feldherrn mit dem kleinen Hut auf der mächtigen Allongeperücke, mit hohen Reiterstiefeln und bauschigen Spitzenärmeln, mit ausgestrecktem Kommandostabe auf jene Schwadronen deutend, welche den fliehenden Feind wie Spreu vor dem Winde in den Hintergrund jagen. Dort Infanteriemassen, sich durch einen Hohlweg windend — hier ein über die Ebene dahinjagender Trompeter, dessen feister Hengst mit spitzem Kopf und dickem Halse den mächtigen Schweif in zierlicher Wellenlinie in die Lüfte schwingt — rings brennende Dörfer, umgestürzte Wagen, vernagelte Geschütze — ein Bild der Verwüstung!“

Tod der Königin Sophie Charlotte.

Sophie Charlotte hatte auch als Königin in der oben geschilderten Weise weiter gelebt. So großen Werth ihr Gemahl auf den königlichen Titel legte, von so geringer Bedeutung erschien ihr die Rangerhöhung. Niemand war froher als sie, als endlich die sechs Monate dauernden Krönungsfestlichkeiten vorüber waren. „Glauben Sie nicht", schrieb sie bei ihrer Rückkehr nach Berlin an Leibniz, „daß ich diesen Glanz und diese Kronen, von denen man hier so viel Aufhebens macht, den Vergnügungen philosophischer Unterhaltung vorziehe, welche wir zusammen in Lützenburg hatten." — Damit sie ihrer Neigung, zurückgezogen von den geräuschvollen und glänzenden Nichtigkeiten des Hofes, geistreiche Männer und Frauen um sich zu versammeln, nach Gefallen leben könne, schenkte ihr Friedrich einen in der Spandauer Vorstadt gelegenen großen Garten und ließ für sie in demselben ein Sommerschloß erbauen. Sie gab ihm den Namen Mon-bijou (Mein Kleinod). Die zu dem Garten gehörige ansehnliche Feldflur wurde von der Königin theils verpachtet, theils umsonst an Unbemittelte abgetreten. Letzteres gab Veranlassung, daß hier in kurzer Zeit ein neuer Stadttheil entstand.

Im Januar 1705 unternahm Sophie Charlotte, obgleich sie an einem Halsübel litt, eine Reise nach ihrer Heimat Hannover. Als sie dort angekommen war, verschlimmerte sich das Uebel, und es traten krampfhafte Erstickungszufälle ein. Ruhig, wie immer, sprach sie den um sie besorgten Angehörigen Muth ein. Bald indeß erkannte sie, daß die Stunde ihres Todes nahe sei. Zu ihrem jüngeren Bruder, der ihre Hand mit Thränen benetzte, that sie die Aeußerung: „Es ist nichts so natürlich, als der Tod; er ist unvermeidlich, und ich empfinde keine Betrübniß darüber, daß ich sterben muß."

Die Krankheit nahm zu, Rettung schien unmöglich. Nun fand sich der Prediger La Bergerie bei der Königin ein, da er sich für verpflichtet hielt, sie in ernster Weise auf den Tod vorzubereiten. „Jetzt könne sie sehen", sagte er, „daß die Könige und Königinnen nicht mehr noch minder sterblich seien, als alle übrigen Menschen, und daß auch sie vor dem Throne der Majestät Gottes erscheinen müßten, um daselbst Rechenschaft zu geben von ihren Handlungen." In milder Weise erwiederte die Königin: „Man erkennt seine Freunde in der Noth. Sie kommen, um mir Ihre Dienste anzubieten in einer Zeit, wo ich nicht mehr im Stande bin, etwas für Sie zu thun; ich danke Ihnen dafür." — Der Geistliche fuhr fort: „Ihro Majestät müssen auch jetzt die Eitelkeit und das Nichts der Dinge hienieden erkennen, zu welchen Sie vielleicht nur zu sehr hingeneigt gewesen, und die Wichtigkeit der himmlischen Dinge, welche Sie vielleicht vernachlässigt und verachtet haben", worauf die hohe Kranke entgegnete: „Das ist wahr." — Die Oberhofmeisterin, die infolge dieser Aeußerung nicht vermocht hatte, ein ironisches Lächeln zu unterdrücken, sagte darauf, zum Prediger gewandt: „Dies ist der Königin Sünde nicht gewesen." — „Haben Ihro Majestät", fuhr der übereifrige Seelenhirt fort, „wahrhaft Ihr Vertrauen in Gott gesetzt? Bitten Sie ihn recht ernstlich um Verzeihung für alle Sünden, welche Sie begangen haben? Nehmen Sie Ihre Zuflucht zu dem Blute und Verdienste Jesu Christi, ohne den es uns unmöglich ist, vor Gott zu bestehen?" Die Königin antwortete: „Ja". Nach einer Pause sagte sie mit dem Ausdrucke der Ruhe und Milde: „Ich habe seit zwanzig Jahren der Religion ein ernstliches Studium gewidmet und mit Aufmerksamkeit die Bücher gelesen, die davon handeln; mir ist kein Zweifel übrig. Sie können mir nichts sagen, was mir nicht bekannt wäre; ich kann Sie versichern, daß ich ruhig sterbe."

Nun bat der Arzt L'Estoc die kranke Fürstin, sich nicht mit unnöthigem Sprechen anzustrengen, worauf sie zum Prediger sagte: „So leben Sie wohl, mein lieber La Bergerie, L'Estoc schilt auf mich und will nicht, daß ich spreche. Ich sterbe als Ihre gute Freundin." Bald darauf trat ihr Bruder, der Kurfürst Ernst August, an ihr Bett; zu ihm sagte sie mit freundlicher Miene: „Ich werde eines glücklichen und sanften Todes sterben." —

Jetzt kam der Geistliche, der sich vorher etwas zurückgezogen hatte, wieder näher. Der Kurfürst wandte sich gegen ihn und sagte, „er habe die Königin gefragt, ob sie wünsche, daß er noch mit ihr spreche, worauf sie geantwortet, das sei gar nicht nöthig, sie wisse wol Alles, was man ihr bei solchem Anlaß sagen könne, sie habe sich schon Alles selbst gesagt und sage es sich noch: sie hoffe gut mit ihrem Gotte zu stehen." Als nun ihre liebe Freundin, die Pöllnitz, in Thränen zerfloß, äußerte sie: „Beklagen Sie mich nicht, ich gehe jetzt, meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm Gelegenheit giebt, seine Prachtliebe sehen zu lassen." Kurze Zeit darauf reichte sie ihrem Bruder die Hand, indem sie sagte: „Leb' wohl, mein geliebter Bruder, ich erstické!"

Nach den Berichten der Aerzte war ihr Scheiden dennoch ein sanftes und schmerzloses.

Sophie Charlotte starb in ihrem siebenunddreißigsten Lebensjahre. Längere Zeit schon vorher hatte sie als Text zu ihrer Leichenpredigt die Worte erwählt: „Jesus spricht: ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben."

Den König erschütterte die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin so sehr, daß er in Ohnmacht fiel. Als er sich wieder erholt hatte, war seine erste Sorge auf ein würdiges Begräbniß der Verstorbenen gerichtet. Die Leiche der Königin ward nach Berlin gebracht und zunächst in der Schloßkapelle beigesetzt. Die Trauerfeierlichkeiten sollten im großartigsten Maßstabe stattfinden. Fünf Monate lang war man aufs Eifrigste mit der Ausschmückung des Domes beschäftigt; Sarg und Sarggestell kosteten allein gegen 100,000 Thaler. Zu ihrem Gedächtniß wurden acht Denkmünzen geprägt, auch erschien ein Bericht über die Vorgänge bei ihrer Bestattung als Prachtwerk.

Für einen kleinen Theil der ungeheuren Summen, die für die Trauerfeierlichkeiten ausgegeben wurden, hätte der Fürstin von Künstlerhand ein herrliches Denkmal gesetzt werden können. „Kein Denkmal von Stein und Erz", sagt Friedrich Förster, „ist ihr errichtet worden; wol aber grünt und blüht, ihr Andenken lebendig zu erhalten, mit jedem Frühjahr in schönerer Fülle der von ihr hervorgerufene Park zu Charlottenburg."

In einem Briefe, in dem Leibniz einem Freunde den Tod der Königin anzeigt, heißt es: „Nie hat man eine geistreichere und leutseligere Fürstin gesehen. Da sie mich oft ihrer Unterredung würdigte, und ich dieses Glückes gewohnt war, so habe ich den Verlust in der allgemeinen Trauer mehr als Andere empfunden. Als sie in Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich folgen konnte. Je weniger wir auf eine so traurige Nachricht gefaßt waren, desto mehr wurden wir davon gerührt. Ich bin einer gefährlichen Krankheit nahe gewesen, und ich habe mich nur mit Mühe wieder erholt. Diese große Königin besaß eine unglaubliche Wissenschaft nicht gemeiner Dinge, mit einem steten Streben, immer mehr zu erforschen, und ihre Unterredungen mit mir gingen stets dahin, ihre Wißbegierde zu befriedigen, welches der Welt dereinst würde zum Vortheil gedient haben, wenn sie uns nicht der Tod zu früh geraubt hätte."

Von welcher Bedeutung das Leben und Wirken der Königin für das Land war, bezeichnet Friedrich der Große in folgenden Worten:

„Diese schöne und geistreiche Fürstin war es, welche die wahre gesellschaftliche Feinheit und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, nach Brandenburg, und Geist und Würde in die von ihrem Gemahle so sehr geliebte Etikette brachte."

Blick auf den nordischen Krieg. Karl XII., der königliche Bärenjäger, der, in heimtückischer Weise angefallen, sein Schwert gezogen hatte, um die ihm angethane Schmach blutig zu rächen, war indeß von Sieg zu Sieg geflogen. Wie die genannten Helden, Leopold von Dessau, Eugen und Marlborough, war auch er in unglaublich kurzer Zeit der Abgott seines Heeres geworden. Bei der Landung in der Nähe von Kopenhagen, als die Kugeln

um ihn herumflogen, hatte er seinen Begleiter gefragt, was das für ein Pfeifen sei, und auf die Antwort: „Sire, das sind Flintenkugeln!“ erwiedert: „So? Nun, das soll allezeit meine Lieblingsmusik sein!“ Seine Thaten zeigten, daß diese Worte nicht der Ausdruck eitler Prahlerei waren. In der Schlacht bei Narwa ward ihm das Pferd erschossen. „Die Leute wollen mich im Reiten üben“, sagte er und schwang sich auf ein anderes Pferd. Der Weg führte ihn durch einen Morast. Hier verlor er das zweite Pferd, auch blieb ihm ein Stiefel im Sumpfe stecken. Ohne sich um den Stiefel zu kümmern, sprang er auf ein drittes Pferd, und vorwärts ging es gegen den Feind. Es wurde bereits angeführt, daß Karl mit seinen 8000 Schweden die Russen, die 80,000 Mann stark waren, vollständig schlug. Ein ungeheurer Kriegsvorrath, die Kriegskasse, das Gepäck, alle Fahnen, 145 Kanonen, 28 Mörser waren dabei in seine Hände gefallen.



Karl XII. und August II., der Starke. Zeichnung von Sachße.

Der erste Gang des achtzehnjährigen Helden, nachdem er unter dem Donner der Kanonen die Stadt betreten hatte, war in die Kirche, in der er Gott auf seinen Knieen für den errungenen Sieg dankte. Graubärtige Krieger wurden durch diesen Anblick bis zu Thränen gerührt.

Nun drang Karl XII. in Polen ein und schlug den König August, dessen Heer doppelt so stark als das der Schweden war, bei Clissow (1702). August floh nach Sachsen. Nachdem Karl Warschau und Krakau besetzt hatte, erklärte er den Polen, er sei gekommen, den verrätherischen August zu entthronen und einen neuen König wählen zu lassen. August's Anhänger waren so eingeschüchtert, daß eine Neuwahl zu Stande kam, die auf den Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszczynski, fiel, der im Jahre 1705 zum Könige von Polen gekrönt wurde.

Hierauf marschirte Karl mit seinem Heere nach Sachsen. August, der an Widerstand gar nicht zu denken wagte, wurde (in dem Frieden zu Altranstädt, 1706) gezwungen, der

Jetzt kam der Geistliche, der sich vorher etwas zurückgezogen hatte, wieder näher. Der Kurfürst wandte sich gegen ihn und sagte, „er habe die Königin gefragt, ob sie wünsche, daß er noch mit ihr spreche, worauf sie geantwortet, das sei gar nicht nöthig, sie wisse wol Alles, was man ihr bei solchem Anlaß sagen könne, sie habe sich schon Alles selbst gesagt und sage es sich noch: sie hoffe gut mit ihrem Gotte zu stehen." Als nun ihre liebe Freundin, die Pöllnitz, in Thränen zerfloß, äußerte sie: „Beklagen Sie mich nicht, ich gehe jetzt, meine Neugier zu befriedigen über die Urgründe der Dinge, die mir Leibniz nie hat erklären können, über den Raum, das Unendliche, das Sein und das Nichts, und dem Könige, meinem Gemahl, bereite ich das Schauspiel eines Leichenbegängnisses, welches ihm Gelegenheit giebt, seine Prachtliebe sehen zu lassen." Kurze Zeit darauf reichte sie ihrem Bruder die Hand, indem sie sagte: „Leb' wohl, mein geliebter Bruder, ich ersticke!"

Nach den Berichten der Aerzte war ihr Scheiden dennoch ein sanftes und schmerzloses.

Sophie Charlotte starb in ihrem siebenunddreißigsten Lebensjahre. Längere Zeit schon vorher hatte sie als Text zu ihrer Leichenpredigt die Worte erwählt: „Jesus spricht: ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubet, der wird leben, ob er gleich stürbe, und wer da lebet und glaubet an mich, der wird nimmermehr sterben."

Den König erschütterte die Nachricht von dem Tode seiner Gemahlin so sehr, daß er in Ohnmacht fiel. Als er sich wieder erholt hatte, war seine erste Sorge auf ein würdiges Begräbniß der Verstorbenen gerichtet. Die Leiche der Königin ward nach Berlin gebracht und zunächst in der Schloßkapelle beigesetzt. Die Trauerfeierlichkeiten sollten im großartigsten Maßstabe stattfinden. Fünf Monate lang war man aufs Eifrigste mit der Ausschmückung des Domes beschäftigt; Sarg und Sarggestell kosteten allein gegen 100,000 Thaler. Zu ihrem Gedächtniß wurden acht Denkmünzen geprägt, auch erschien ein Bericht über die Vorgänge bei ihrer Bestattung als Prachtwerk.

Für einen kleinen Theil der ungeheuren Summen, die für die Trauerfeierlichkeiten ausgegeben wurden, hätte der Fürstin von Künstlerhand ein herrliches Denkmal gesetzt werden können. „Kein Denkmal von Stein und Erz", sagt Friedrich Förster, „ist ihr errichtet worden; wol aber grünt und blüht, ihr Andenken lebendig zu erhalten, mit jedem Frühjahr in schönerer Fülle der von ihr hervorgerufene Park zu Charlottenburg."

In einem Briefe, in dem Leibniz einem Freunde den Tod der Königin anzeigt, heißt es: „Nie hat man eine geistreichere und leutseligere Fürstin gesehen. Da sie mich oft ihrer Unterredung würdigte, und ich dieses Glückes gewohnt war, so habe ich den Verlust in der allgemeinen Trauer mehr als Andere empfunden. Als sie in Hannover die Welt verließ, war ich in Berlin, weil ich ihr nicht gleich folgen konnte. Je weniger wir auf eine so traurige Nachricht gefaßt waren, desto mehr wurden wir davon gerührt. Ich bin einer gefährlichen Krankheit nahe gewesen, und ich habe mich nur mit Mühe wieder erholt. Diese große Königin besaß eine unglaubliche Wissenschaft nicht gemeiner Dinge, mit einem steten Streben, immer mehr zu erforschen, und ihre Unterredungen mit mir gingen stets dahin, ihre Wißbegierde zu befriedigen, welches der Welt dereinst würde zum Vortheil gedient haben, wenn sie uns nicht der Tod zu früh geraubt hätte."

Von welcher Bedeutung das Leben und Wirken der Königin für das Land war, bezeichnet Friedrich der Große in folgenden Worten:

„Diese schöne und geistreiche Fürstin war es, welche die wahre gesellschaftliche Feinheit und die Liebe zu den Künsten und Wissenschaften, nach Brandenburg, und Geist und Würde in die von ihrem Gemahle so sehr geliebte Etikette brachte."

Blick auf den nordischen Krieg. Karl XII., der königliche Bärenjäger, der, in heimtückischer Weise angefallen, sein Schwert gezogen hatte, um die ihm angethane Schmach blutig zu rächen, war indeß von Sieg zu Sieg geflogen. Wie die genannten Helden, Leopold von Dessau, Eugen und Marlborough, war auch er in unglaublich kurzer Zeit der Abgott seines Heeres geworden. Bei der Landung in der Nähe von Kopenhagen, als die Kugeln

um ihn herumflogen, hatte er seinen Begleiter gefragt, was das für ein Pfeifen sei, und auf die Antwort: „Sire, das sind Flintenkugeln!“ erwiedert: „So? Nun, das soll allezeit meine Lieblingsmusik sein!“ Seine Thaten zeigten, daß diese Worte nicht der Ausdruck eitler Prahlerei waren. In der Schlacht bei Narwa ward ihm das Pferd erschossen. „Die Leute wollen mich im Reiten üben“, sagte er und schwang sich auf ein anderes Pferd. Der Weg führte ihn durch einen Morast. Hier verlor er das zweite Pferd, auch blieb ihm ein Stiefel im Sumpfe stecken. Ohne sich um den Stiefel zu kümmern, sprang er auf ein drittes Pferd, und vorwärts ging es gegen den Feind. Es wurde bereits angeführt, daß Karl mit seinen 8000 Schweden die Russen, die 80,000 Mann stark waren, vollständig schlug. Ein ungeheurer Kriegsvorrath, die Kriegskasse, das Gepäck, alle Fahnen, 145 Kanonen, 28 Mörser waren dabei in seine Hände gefallen.



Karl XII. und August II., der Starke. Zeichnung von Sachße.

Der erste Gang des achtzehnjährigen Helden, nachdem er unter dem Donner der Kanonen die Stadt betreten hatte, war in die Kirche, in der er Gott auf seinen Knieen für den errungenen Sieg dankte. Graubärtige Krieger wurden durch diesen Anblick bis zu Thränen gerührt.

Nun drang Karl XII. in Polen ein und schlug den König August, dessen Heer doppelt so stark als das der Schweden war, bei Clissow (1702). August floh nach Sachsen. Nachdem Karl Warschau und Krakau besetzt hatte, erklärte er den Polen, er sei gekommen, den verrätherischen August zu entthronen und einen neuen König wählen zu lassen. August's Anhänger waren so eingeschüchtert, daß eine Neuwahl zu Stande kam, die auf den Woiwoden von Posen, Stanislaus Leszczynski, fiel, der im Jahre 1705 zum Könige von Polen gekrönt wurde.

Hierauf marschirte Karl mit seinem Heere nach Sachsen. August, der an Widerstand gar nicht zu denken wagte, wurde (in dem Frieden zu Altranstädt, 1706) gezwungen, der

polnischen Krone zu entsagen und Stanislaus als König von Polen anzuerkennen. Auch mußte er versprechen, von allen gegen die Schweden geschlossenen Bündnissen, namentlich von dem Bündnisse mit Rußland, zurückzutreten.

Während seines Aufenthaltes in Sachsen besuchte Karl das Schlachtfeld von Lützen, auf dem sein großer Vorgänger Gustav Adolf den Heldentod gefunden hatte. Beim Anblick des Schwedensteins äußerte er tief gerührt: „Ich habe mich bemüht, zu leben wie er; vielleicht schenkt mir Gott auch einst einen so schönen Tod!"

König Friedrich, der trotz der dringendsten Aufforderungen in das Bündniß gegen Karl nicht eingetreten war, suchte sich in gute Beziehungen mit dem Nordlandshelden zu setzen, und er benutzte die Gelegenheit, den schlesischen Protestanten einige Erleichterung zu verschaffen. Auf seine Aufforderung schloß sich Karl einer Verwendung für jene bei dem Kaiser an. Beide Fürsten beriefen sich auf die Bestimmungen des Westfälischen Friedens, und der Kaiser sah sich — auf einige Zeit wenigstens — genöthigt, den Bedrückungen der Evangelischen in Schlesien Einhalt zu thun; ja, man bequemte sich sogar dazu, den Protestanten die eingezogenen Kirchen herauszugeben.

Das dreifache Weh. Der Person Ludwig's XIV., sowie den politischen und religiösen Bestrebungen desselben war Friedrich von Herzen abgeneigt, in Bezug auf äußeres Gepränge dagegen war dieser ihm —. Vorbild.

Die französische Hofetikette war an den Berliner Hof übertragen worden. Die Kleidung der Hofbeamten und Hofbedienten strotzte von goldenen und silbernen Tressen; es wurden ein Oberceremonienmeister mit einem Gehalte von 2000 Thalern, ein Oberheroldsmeister und fünf Oberheroldsräthe eingesetzt. Für das Jahr 1706 finden wir folgende Gehälter verrechnet: für den Schloßhauptmann 3776 Thaler und Hartfutter für 6 Pferde, für den Grand-maître de la Garderobe 4000 Thaler, für sechzehn Kammerherren 20,000 Thaler, für zweiunddreißig Kammerjunker 25,000 Thaler, für vier Leibmedici 200—1000 Thaler. In demselben Jahre kostete der Hofstaat 364,000 Thaler, wobei ein Posten von 55,000 Thalern nicht eingerechnet war, den der König besonders bezog. Nach dem Ausgabe-Nachweis des Jahres 1712 beliefen sich die Gesandtengehälter allein auf fast $^{1}/_{4}$ Million Thaler, wobei allerdings die Kosten für die außerordentliche Gesandtschaft zum Utrechter Kongreß in Betracht zu ziehen sind, der in jenem Jahre eröffnet wurde und 1713 zu dem Frieden von Utrecht führte. — Die französische Schauspielergesellschaft erhielt einen jährlichen Zuschuß von 6000 Thalern. Ja, die Sucht, dem sonst so verhaßten Franzosenkönige in äußeren Dingen nicht nachzustehen, ging so weit, daß Friedrich sich — zwei „Geliebten" hielt. Es handelte sich hierbei in der That nur um den Schein, denn der König lebte im strengsten Sinne des Wortes sittenrein. Das ganze Verhältniß mit jenen erkorenen Frauen (eine derselben war die Frau des Grafen Wartenberg) bestand darin, daß Friedrich, wie von Stenzel nachgewiesen worden ist, mit ihnen in der Dämmerung während des Sommers in einem kleinen Garten des Schlosses, während des Winters in einigen Zimmern eine Stunde lang auf und ab ging. — In welchem Maße Friedrich von der eben bezeichneten Sucht beherrscht war, geht deutlich auch aus dem Umstande hervor, daß bei Enthüllung der Reiterstatue seines großen Vaters mit peinlichster Genauigkeit die Feierlichkeiten in Scene gesetzt wurden, die bei der Enthüllung der Bildsäule Ludwig's XIV. in Paris beobachtet worden waren.

Mit Künstlerhand entwirft L. Ranke folgendes Schaubild des Hofes unter Friedrich: „König Friedrich fühlte sich glücklich, wenn er in der Pracht seines Ornats auf dem Throne saß, umgeben von seinen Brüdern, den Markgrafen, die mit fürstlichem Pomp erschienen, den Rittern seines Ordens, der alsdann an kostbarer Kette getragen wurde, seinen Kammerherren mit den goldenen Schlüsseln, den Mitgliedern seines geheimen Staatsraths und Ministeriums in ihren gestickten Amtstrachten, den Generalen und Obersten seines Kriegsheeres. In alter Schweizerart, in weißem Atlas mit goldenen Spitzen verbrämt, prangten die Offiziere seiner Trabanten. Was nur irgend zum Hofe gehörte, Garderobe und Stall,

Keller, Küche, Bäckerei, Silberkammer; mußte Ueberfluß zeigen. Vierundzwanzig Trompeter riefen zur Mittagstafel. Die Jägerei und vor Allem die Musikkapelle waren zahlreich besetzt. Auch den Hofnarren ließ sich der Fürst nicht nehmen, der ihm zuweilen im Scherz entdeckte, was ihm von Anderen verschwiegen wurde."

Außerordentlich große Summen wurden bei Festlichkeiten und Feierlichkeiten verausgabt. Aber woher sollte all das Geld, das der Aufwand kostete, genommen werden? Der vom Großen Kurfürsten dem Lande hinterlassene Staatsschatz war bis zum letzten Thaler längst ausgegeben, und leider erhielt sich der elende, schmeichlerische und nur auf seinen Vortheil bedachte Graf Wartenberg fort und fort in der Gunst seines Herrn.

„Es ist der Kön'ge Fluch, bedient von Sklaven
Zu sein, die Vollmacht seh'n in ihren Launen." —

Der ehrliche Dankelmann war gestürzt; Männer, ihm gleich an Denkungsart, aber nicht an Muth, wagten es nicht, dem Könige über den wahren Zustand des Landes Aufklärung zu geben. Wartenberg mahnte nicht ab von Ausgaben für überflüssigen Aufwand; er kam den Liebhabereien des Königs sogar mit Vorschlägen entgegen, einmal, um sich in der Gunst desselben zu erhalten, fürs Andere, um in den Summen, die unnütz verausgabt wurden, seine Hand zu haben. Die wichtigsten Staatsämter waren besetzt mit Leuten seines Schlages.

Wartenberg, **W**ittgenstein, **W**artensleben, diese Männer beherrschten eine Zeit lang das Land. Da jeder der Namen mit W anfängt, nannte sie das Volk „das dreifache Weh!"

Während Dankelmann stets bestrebt gewesen war, durch möglichste Einschränkung des Hofhalts die Kosten desselben zu verringern und die Steuerlast des Volkes zu mindern, waren jene Männer, die in ihrem eigensten Interesse den Hofhalt noch glänzender, noch verschwenderischer zu machen suchten, als er es bereits war, geradezu unerschöpflich im Ersinnen neuer Steuern, in der unausgesetzten Erhöhung der bereits bestehenden. Zur Fortführung des Schloßbaues mußten aus den Steuereinkünften allmonatlich 6000 Thaler entnommen werden, die enormen Kosten der Königskrönung suchte man durch eine besondere Krönungssteuer aufzubringen. Wer eine Perrücke tragen wollte, hatte den sechzehnten Theil des Werthes derselben als Steuer zu entrichten, bezog er dieselbe aber — was vielfach geschah — aus Paris, so war als Steuer der vierte Theil des an sich schon sehr hohen Preises von oft 200—300 Thalern zu erlegen. Wer Kaffee, Thee oder Chokolade trinken wollte, hatte alljährlich für zwei Thaler einen Erlaubnißschein zu lösen, und damit sich auch der ärmere Bürger, der an solchen Luxus nicht denken konnte, der Steuer nicht entziehen könne, wurden selbst die nothwendigsten Kleidungsstücke besteuert und von jedem Stück ein Groschen erhoben. Sogar auf — Schweineborsten wurde eine Steuer eingeführt, und als nun der durch diese allerdings merkwürdige Steuer herausgeforderte Volkswitz sich den Pächter derselben, einen Kommerzienrath Creutz, in unliebsamer Weise zur Zielscheibe nahm, erschien am 4. Juni 1709 ein königlicher Erlaß des Inhalts: „Wer den Kommerzienrath Creutz oder dessen Commis mit schimpflichen und ehrenrührigen Worten, wie geschehen, angreift, soll sofort ohne weiteren Prozeß mit Gefangenschaft und anderen Leibesstrafen belegt und desgleichen gegen alle Uebertreter des Schweineborsten-Handlungs-Privilegiums verfahren werden." — Es würde zu weit führen, all die verschiedenen anderen Steuern, in deren Ersinnung jene „drei großen Weh" eine unvergleichliche Findigkeit darthaten, hier einzeln aufzuzählen. Der Leser ersieht bereits aus diesen Beispielen, zu welchen Mitteln jene Männer griffen, um die Kosten für einen möglichst verschwenderischen Hofhalt aufzubringen und dadurch zugleich — sich selbst zu bereichern, wobei sie die Schwäche und Nachgiebigkeit des Königs, der von den Bedrückungen des Volkes nichts wußte und über die wahre Lage des Volkes in einem bedauerlichen Irrthum von ihnen gehalten wurde, trefflich auszunutzen verstanden.

So sehr indeß die Steuerkraft des Volkes fast bis zur Erschöpfung in Anspruch genommen wurde, so wollten doch die Einkünfte für die weitgehenden Bedürfnisse des Hofhalts

und der Staatsverwaltung niemals recht zureichen, und so erklärt es sich, daß Alles, was auch nur eine entfernte Möglichkeit, gesteigerte Einkünfte zu erzielen, darzubieten schien, mit Begierde aufgegriffen wurde. Nun hatte damals ein gewandter italienischer Abenteurer unter dem Namen Caëtano Conte di Ruggiero viel von sich reden gemacht, und obgleich man nach mancherlei traurigen Erfahrungen nachgerade so ziemlich alles Vertrauen auf die Kunst der Alchemisten verloren hatte, so war es jenem Abenteurer dennoch gelungen, die Meinung zu verbreiten, als sei er im Besitz des Geheimnisses, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, oder doch wenigstens nahe daran, dieses Geheimniß zu ergründen. Friedrich erfuhr davon, und da er eine solche Gelegenheit sich nicht entgehen lassen zu dürfen glaubte, so wurde Caëtano veranlaßt, seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen, wo er bei Hofe eine glänzende Aufnahme fand. Gewandt, wie er war, wußte er sich schnell das Vertrauen des Königs zu erwerben, und da es ihm gelungen war, durch eine geschickte Täuschung den König zu überzeugen, daß er wirklich im Besitz des lange gesuchten Geheimnisses sei, erfreute er sich der ungemessenen Gunst und Gnade des Königs, die er auch demnächst nach Kräften auszunutzen bestrebt war. Als aber Friedrich nunmehr auf die praktische Bethätigung seiner Fähigkeit zu dringen begann, entzog sich der Betrüger diesem unbequemen Drängen durch die Flucht. Mit Gewalt nach Berlin zurückgeholt, wiederholte er hier noch einmal das frühere Schauspiel: er täuschte den König und entfernte sich, als die Goldfabrikation in großem Maßstabe vor sich gehen sollte, wiederum heimlich von Berlin. Noch immer konnte Friedrich sich nicht entschließen, alle Hoffnung aufzugeben; noch einmal wurde Caëtano mit Gewalt nach Berlin zurückgeschafft und zur Wiederholung des Experimentes genöthigt. Jetzt aber wurde der Betrug entdeckt, und nun traf ihn in aller Schwere der Zorn des Königs, der sich in seinen schönen Hoffnungen so schmählich getäuscht sah. Caëtano wurde ins Gefängniß geworfen und nach längerer Haft in Küstrin daselbst am 23. August 1709 an einem mit Flittergold ausgeschlagenen Galgen aufgehängt, allerdings eine harte Strafe für einen Mann, der zwar in der That ein Betrüger war, den aber im Grunde doch der König selbst in seinem Gaukelspiel bestärkt und nachmals sogar zu weiterer Fortführung seiner Täuschungen genöthigt hatte.

Lange trieben die Minister ihr verderbliches Wesen im Lande. Das Land stöhnte unter der Last, während die Hofschranzen in thörichtem Gaukelspiel die Kräfte des Landes vergeudeten, Einzelne gewissenlos ihre Taschen füllten. Endlich thaten sich eine Zahl von Männern, Feldmarschall **Barfuß**, die Grafen **Dönhoff**, **Lottum**, **Dohna** und Andere, zusammen und veranlaßten den Hofmarschall **von Wensen**, dem Könige zu entdecken, welche Unterschleife und Erpressungen sich Wartenberg zu Schulden kommen lasse. Wensen unterzog sich dem Wagestücke. Er wußte sich Gehör beim Könige zu verschaffen und erbot sich, nachzuweisen, daß die Tafel des Premierministers mehr koste, als die des Königs, und daß Wartenberg von dem durch Unterschleife gewonnenen Gelde sich in der Pfalz ein Gut nach dem andern kaufe, während seine Gemahlin von Zeit zu Zeit große Summen nach England sende. Der König schwieg zu den Beschuldigungen; er hielt seinen Liebling der Ausführung solcher Dinge für unfähig. Als Wensen das Zimmer verlassen hatte, trat Wartenberg ein. Friedrich erzählte ihm, was er eben vernommen habe. Was Wartenberg gesprochen und wie er sich geberdete — wer hat es gesehen? Nur so viel vernahm man, daß der König schließlich ihn für schuldlos erklärte, indem er zugleich in Zorn gegen die Ankläger, namentlich gegen den Hofmarschall von Wensen, aufloderte. Ferner erzählte man sich auch, daß Wartenberg (um Wensen desto sicherer zu verderben) bei dem hierdurch fast zu Thränen gerührten Monarchen die dringlichste Fürbitte eingelegt habe.

Wenige Tage darauf wurde Wensen als Staatsgefangener nach Küstrin geführt, Barfuß mit Pension entlassen, die Dohna's empfingen Weisung, sich auf ihre Güter nach Preußen zurückzuziehen, und Lottum wurde nach Flandern kommandirt, um den Oberbefehl über die preußischen Truppen zu übernehmen.

Fester als je war die Macht Wartenberg's begründet; man buhlte sogar um seine Gunst mehr, als um die des Königs, der ihn schalten ließ.

Zum Theil um den König von Staatsgeschäften so viel als möglich abzulenken, hatte man ihn zu bewegen gewußt, eine dritte Vermählung einzugehen. Diese gereichte ihm nicht zum Segen. Die junge Königin Sophie Luise, Schwester des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, eine eifrige Lutheranerin, quälte den König vielfach mit Bekehrungsversuchen und verhehlte es ihm nicht, daß sie die Reformirten als der Verdammniß verfallen ansah. Friedrich sagte bei solchem Anlaß eines Tages zu ihr: „Wenn Sie glauben, daß ich (als Reformirter) verdammt werde, dann können Sie ja nach meinem Tode nicht sagen: der selige König!“ Die Königin erwiederte: „Ich werde sagen: der liebe, verstorbene König.“ — Wir wissen, wie duldsam Friedrich war, und wie lebhaft er wünschte, Reformirte und Lutheraner im Lande zu vereinen. Nun mußte er sehen, daß sich in seiner nächsten Nähe, am Hofe, religiöse Parteien bildeten, die sich mit Eifer befehdeten.

Es gelang indeß dem Grafen Wartenberg nicht, die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit für immer verstummen zu machen. Zunächst wurde nun ein Angriff auf den Grafen von Wittgenstein ausgeführt, indem man sagte, Wittgenstein habe sich eine Gehaltszulage von 5000 Thalern eigenmächtig zuerkannt, er habe weiterhin eine von dem Könige für das durch die Pest heimgesuchte Preußen bestimmte Summe nicht dahin gesandt, ferner unterlassen, die nöthigen Anordnungen zur Abwehr der Seuche zu treffen, auch sei von ihm eine Summe von 70,000 Thalern, die der König gnädigst für die durch einen großen Brand fast gänzlich verheerte Stadt Crossen bestimmt habe, unterschlagen worden.

Wartenberg, sobald er von der Anklage vernahm, übersah mit einem Blick, daß es ihm nicht möglich sei, für seinen Freund einzutreten, ohne sich selbst zu schaden. Er machte plötzlich Front gegen ihn und trat selbst in tugendhafter Entrüstung als sein Ankläger auf. Nach einer kurzwährenden Untersuchung wurde Wittgenstein verhaftet und als Staatsgefangener nach Spandau geführt. Das Volk war so erbittert über ihn, daß die militärische Begleitung Mühe hatte, ihn vor thätlichen Angriffen zu schützen. Das Erkenntniß lautete: Zahlung von 24,000 Thalern Ersatz, Abnahme des schwarzen Adlerordens und Landesverweisung.

Die Strafe würde wol strenger ausgefallen sein, wenn die Untersuchung strenger geführt worden wäre. Daß dies nicht geschah, hatte seinen Grund ohne Zweifel darin, daß Wartenberg in dem vollständigen Aufdecken der Schurkereien Wittgenstein's einen guten Theil Material zu einer Anklage gegen sich selbst geliefert haben würde.

Indeß auch seine Stunde schlug. Es war ein Ankläger gegen ihn aufgetreten, dessen Wort doch mehr ins Gewicht fiel, als seiner Zeit das des Hofmarschalls Wensen — der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Der König erkannte nun endlich, daß auch Wartenberg's Wirken dem Lande verderbenbringend sei, und ließ ihm die Siegel abfordern. Wartenberg spielte seine Rolle mit Klugheit bis zu Ende. Er schrieb an Friedrich: Wie er stets seinem Herrn und Könige treu und gehorsam gewesen sei und es als seine höchste Pflicht erkannt habe, dem Willen desselben ohne jegliche Rücksicht Anerkennung zu verschaffen, so komme er auch jetzt als gehorsamer Unterthan dem königlichen Befehle nach und reiche das Gesuch um seinen Abschied ein; nur die Bitte wage er noch auszusprechen, Se. Majestät wolle ihm huldreichst gestatten, Hochdemselben für die ihm so vielfach erwiesenen Gnadenbezeigungen persönlich seinen allerunterthänigsten Dank zu Füßen legen zu dürfen.

Der König gewährte die Bitte des argen Mannes, dem er immer noch zugethan war. Wartenberg brach beim Abschied in Thränen aus, der König war erschüttert. Die Ueberreichung eines Ringes an den Grafen gab Zeugniß von dem Zwiespalte im Herzen des Königs.

Wartenberg begab sich mit seiner Gemahlin nach seinem zwei Meilen von Berlin gelegenen Gute Woltersdorf. Von hier schrieb er dem Könige einen höchst wehmüthigen Brief, in welchem er ihn um die Gnade bat, das Gut Woltersdorf nebst allem dort befindlichen Porzellan sowie dem dazu gehörigen Garten seiner Frau als ein Geschenk von

und der Staatsverwaltung niemals recht zureichen, und so erklärt es sich, daß Alles, was auch nur eine entfernte Möglichkeit, gesteigerte Einkünfte zu erzielen, darzubieten schien, mit Begierde aufgegriffen wurde. Nun hatte damals ein gewandter italienischer Abenteurer unter dem Namen Caëtano Conte di Ruggiero viel von sich reden gemacht, und obgleich man nach mancherlei traurigen Erfahrungen nachgerade so ziemlich alles Vertrauen auf die Kunst der Alchemisten verloren hatte, so war es jenem Abenteurer dennoch gelungen, die Meinung zu verbreiten, als sei er im Besitz des Geheimnisses, unedle Metalle in Gold zu verwandeln, oder doch wenigstens nahe daran, dieses Geheimniß zu ergründen. Friedrich erfuhr davon, und da er eine solche Gelegenheit sich nicht entgehen lassen zu dürfen glaubte, so wurde Caëtano veranlaßt, seinen Aufenthalt in Berlin zu nehmen, wo er bei Hofe eine glänzende Aufnahme fand. Gewandt, wie er war, wußte er sich schnell das Vertrauen des Königs zu erwerben, und da es ihm gelungen war, durch eine geschickte Täuschung den König zu überzeugen, daß er wirklich im Besitz des lange gesuchten Geheimnisses sei, erfreute er sich der ungemessenen Gunst und Gnade des Königs, die er auch demnächst nach Kräften auszunutzen bestrebt war. Als aber Friedrich nunmehr auf die praktische Bethätigung seiner Fähigkeit zu dringen begann, entzog sich der Betrüger diesem unbequemen Drängen durch die Flucht. Mit Gewalt nach Berlin zurückgeholt, wiederholte er hier noch einmal das frühere Schauspiel: er täuschte den König und entfernte sich, als die Goldfabrikation in großem Maßstabe vor sich gehen sollte, wiederum heimlich von Berlin. Noch immer konnte Friedrich sich nicht entschließen, alle Hoffnung aufzugeben; noch einmal wurde Caëtano mit Gewalt nach Berlin zurückgeschafft und zur Wiederholung des Experimentes genöthigt. Jetzt aber wurde der Betrug entdeckt, und nun traf ihn in aller Schwere der Zorn des Königs, der sich in seinen schönen Hoffnungen so schmählich getäuscht sah. Caëtano wurde ins Gefängniß geworfen und nach längerer Haft in Küstrin daselbst am 23. August 1709 an einem mit Flittergold ausgeschlagenen Galgen aufgehängt, allerdings eine harte Strafe für einen Mann, der zwar in der That ein Betrüger war, den aber im Grunde doch der König selbst in seinem Gaukelspiel bestärkt und nachmals sogar zu weiterer Fortführung seiner Täuschungen genöthigt hatte.

Lange trieben die Minister ihr verderbliches Wesen im Lande. Das Land stöhnte unter der Last, während die Hofschranzen in thörichtem Gaukelspiel die Kräfte des Landes vergeudeten, Einzelne gewissenlos ihre Taschen füllten. Endlich thaten sich eine Zahl von Männern, Feldmarschall Barfuß, die Grafen Dönhoff, Lottum, Dohna und Andere, zusammen und veranlaßten den Hofmarschall von Wensen, dem Könige zu entdecken, welche Unterschleife und Erpressungen sich Wartenberg zu Schulden kommen lasse. Wensen unterzog sich dem Wagestücke. Er wußte sich Gehör beim Könige zu verschaffen und erbot sich, nachzuweisen, daß die Tafel des Premierministers mehr koste, als die des Königs, und daß Wartenberg von dem durch Unterschleife gewonnenen Gelde sich in der Pfalz ein Gut nach dem andern kaufe, während seine Gemahlin von Zeit zu Zeit große Summen nach England sende. Der König schwieg zu den Beschuldigungen; er hielt seinen Liebling der Ausführung solcher Dinge für unfähig. Als Wensen das Zimmer verlassen hatte, trat Wartenberg ein. Friedrich erzählte ihm, was er eben vernommen habe. Was Wartenberg gesprochen und wie er sich geberdete — wer hat es gesehen? Nur so viel vernahm man, daß der König schließlich ihn für schuldlos erklärte, indem er zugleich in Zorn gegen die Ankläger, namentlich gegen den Hofmarschall von Wensen, aufloderte. Ferner erzählte man sich auch, daß Wartenberg (um Wensen desto sicherer zu verderben) bei dem hierdurch fast zu Thränen gerührten Monarchen die dringlichste Fürbitte eingelegt habe.

Wenige Tage darauf wurde Wensen als Staatsgefangener nach Küstrin geführt, Barfuß mit Pension entlassen, die Dohna's empfingen Weisung, sich auf ihre Güter nach Preußen zurückzuziehen, und Lottum wurde nach Flandern kommandirt, um den Oberbefehl über die preußischen Truppen zu übernehmen.

Fester als je war die Macht Wartenberg's begründet; man buhlte sogar um seine Gunst mehr, als um die des Königs, der ihn schalten ließ.

Zum Theil um den König von Staatsgeschäften so viel als möglich abzulenken, hatte man ihn zu bewegen gewußt, eine dritte Vermählung einzugehen. Diese gereichte ihm nicht zum Segen. Die junge Königin Sophie Luise, Schwester des Herzogs von Mecklenburg-Schwerin, eine eifrige Lutheranerin, quälte den König vielfach mit Bekehrungsversuchen und verhehlte es ihm nicht, daß sie die Reformirten als der Verdammniß verfallen ansah. Friedrich sagte bei solchem Anlaß eines Tages zu ihr: „Wenn Sie glauben, daß ich (als Reformirter) verdammt werde, dann können Sie ja nach meinem Tode nicht sagen: der selige König!“ Die Königin erwiederte: „Ich werde sagen: der liebe, verstorbene König.“ — Wir wissen, wie duldsam Friedrich war, und wie lebhaft er wünschte, Reformirte und Lutheraner im Lande zu vereinen. Nun mußte er sehen, daß sich in seiner nächsten Nähe, am Hofe, religiöse Parteien bildeten, die sich mit Eifer befehdeten.

Es gelang indeß dem Grafen Wartenberg nicht, die Stimme der Wahrheit und Gerechtigkeit für immer verstummen zu machen. Zunächst wurde nun ein Angriff auf den Grafen von Wittgenstein ausgeführt, indem man sagte, Wittgenstein habe sich eine Gehaltszulage von 5000 Thalern eigenmächtig zuerkannt, er habe weiterhin eine von dem Könige für das durch die Pest heimgesuchte Preußen bestimmte Summe nicht dahin gesandt, ferner unterlassen, die nöthigen Anordnungen zur Abwehr der Seuche zu treffen, auch sei von ihm eine Summe von 70,000 Thalern, die der König gnädigst für die durch einen großen Brand fast gänzlich verheerte Stadt Crossen bestimmt habe, unterschlagen worden.

Wartenberg, sobald er von der Anklage vernahm, übersah mit einem Blick, daß es ihm nicht möglich sei, für seinen Freund einzutreten, ohne sich selbst zu schaden. Er machte plötzlich Front gegen ihn und trat selbst in tugendhafter Entrüstung als sein Ankläger auf. Nach einer kurzwährenden Untersuchung wurde Wittgenstein verhaftet und als Staatsgefangener nach Spandau geführt. Das Volk war so erbittert über ihn, daß die militärische Begleitung Mühe hatte, ihn vor thätlichen Angriffen zu schützen. Das Erkenntniß lautete: Zahlung von 24,000 Thalern Ersatz, Abnahme des schwarzen Adlerordens und Landesverweisung.

Die Strafe würde wol strenger ausgefallen sein, wenn die Untersuchung strenger geführt worden wäre. Daß dies nicht geschah, hatte seinen Grund ohne Zweifel darin, daß Wartenberg in dem vollständigen Aufdecken der Schurkereien Wittgenstein's einen guten Theil Material zu einer Anklage gegen sich selbst geliefert haben würde.

Indeß auch seine Stunde schlug. Es war ein Ankläger gegen ihn aufgetreten, dessen Wort doch mehr ins Gewicht fiel, als seiner Zeit das des Hofmarschalls Wensen — der Kronprinz Friedrich Wilhelm. Der König erkannte nun endlich, daß auch Wartenberg's Wirken dem Lande verderbenbringend sei, und ließ ihm die Siegel abfordern. Wartenberg spielte seine Rolle mit Klugheit bis zu Ende. Er schrieb an Friedrich: Wie er stets seinem Herrn und Könige treu und gehorsam gewesen sei und es als seine höchste Pflicht erkannt habe, dem Willen desselben ohne jegliche Rücksicht Anerkennung zu verschaffen, so komme er auch jetzt als gehorsamer Unterthan dem königlichen Befehle nach und reiche das Gesuch um seinen Abschied ein; nur die Bitte wage er noch auszusprechen, Se. Majestät wolle ihm huldreichst gestatten, Hochdemselben für die ihm so vielfach erwiesenen Gnadenbezeigungen persönlich seinen alleruntertänigsten Dank zu Füßen legen zu dürfen.

Der König gewährte die Bitte des argen Mannes, dem er immer noch zugethan war. Wartenberg brach beim Abschied in Thränen aus, der König war erschüttert. Die Ueberreichung eines Ringes an den Grafen gab Zeugniß von dem Zwiespalte im Herzen des Königs.

Wartenberg begab sich mit seiner Gemahlin nach seinem zwei Meilen von Berlin gelegenen Gute Woltersdorf. Von hier schrieb er dem Könige einen höchst wehmüthigen Brief, in welchem er ihn um die Gnade bat, das Gut Woltersdorf nebst allem dort befindlichen Porzellan sowie dem dazu gehörigen Garten seiner Frau als ein Geschenk von

ihm annehmen zu wollen. Er sei gesonnen, den preußischen Staat ganz zu verlassen, um zu verhindern, daß seine Feinde etwa sagten, er strebe danach, wieder in sein früheres Amt zu gelangen. — So klüglich leitete der heillose Heuchler seinen Abzug ein.

Der König nahm das Gut an, bezahlte es aber dem Grafen. Da man nun vernahm, Wartenberg wolle sich nach Frankfurt a. M. begeben, so entstand die Besorgniß, er möchte Staatsgeheimnisse verrathen, und wenig fehlte daran, daß er, um ihm die Möglichkeit, jenes auszuführen, abzuschneiden, doch noch eingezogen wurde. Diejenigen Staatsbeamten, die ihn genauer kannten, behaupteten aber, er werde schweigen, wenn man ihn dafür gut bezahle. So wurde ihm ein Ruhegehalt von jährlich 24,000 Thalern bewilligt.

Wartenberg nahm eine Summe von mehreren Millionen, seine Frau Diamanten im Werthe von einer halben Million Thaler mit nach Frankfurt. Aber der ungetreue Mann blieb nicht lange im Genuß der betrügerisch erworbenen Güter; im Jahre darauf ereilte ihn der Tod. Noch in seinem Testamente hatte er den Kampf gegen seine Feinde fortgesetzt. — Seiner Bestimmung gemäß wurde seine Leiche nach Berlin gebracht, um in der Parochialkirche beigesetzt zu werden. Als der Zug vor dem Schlosse vorüber kam, sah man den König am Fenster stehen. Er weihte dem Verstorbenen Thränen stiller Wehmuth und ließ darauf drei Tage lang Niemand vor sich.

Neue Erwerbungen. Nach einer im Jahre 1644 vollzogenen letztwilligen Verfügung des Großvaters Friedrich's (von mütterlicher Seite), Friedrich Heinrich's von Oranien, sollten die oranischen Länder, falls des Prinzen einziger Sohn, Wilhelm II., ohne Erben bleibe, an dessen älteste Schwester Luise, Gemahlin des Großen Kurfürsten, oder deren Nachkommen übergehen. Wilhelm II. hinterließ einen Sohn, Wilhelm III., dem Friedrich von der ersten Zeit seiner Regierung an so treu beigestanden hatte, weshalb ihm von diesem, der kinderlos war, die Zusage gemacht worden war, daß die oranischen Länder nach seinem Tode an Preußen fallen sollten. Im Widerspruch mit dieser Zusage hatte er jedoch letztwillig einen Enkel der jüngeren Schwester seines Vaters, den unmündigen Prinzen Frieso von Nassau-Dietz, als Erben eingesetzt.

Als nun nach Wilhelm's Tode das Testament eröffnet und sein Inhalt bekannt wurde, legte Friedrich gegen die Bestimmungen desselben Protest ein, doch konnte er trotz der eifrigsten Bemühungen nichts weiter erlangen, als die Lehnshoheit über die Grafschaften Montfort und Mörs und die Theilung der hinterlassenen Juwelen und des Hausgeräths. (Erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I. ward die streitige Angelegenheit endgiltig, wenn auch keineswegs dem getroffenen Abkommen gemäß, erledigt.)

Eine bedeutendere Erwerbung war die von Neufchatel und Valengin in der Schweiz. Das Erbrecht auf beide Gebiete war an das Haus Oranien gekommen, und Wilhelm III. hatte die Lehnsansprüche auf dieselben an Friedrich übergehen lassen. Als nun im Jahre 1706 das Lehn der genannten Gebiete frei wurde, und Friedrich sich anschickte, dieselben in Besitz zu nehmen, erhob, von Ludwig XIV. aufgestachelt, der Prinz Franz von Conti Einspruch dagegen. Als Ludwig vernahm, daß die Einwohner der streitigen Gebiete für Preußen gestimmt seien, ließ er ihnen zu wissen thun, „daß, falls sie nicht seinem Willen sich fügten, kein Winkel der Erde sie vor seinem Zorne schützen solle!“ Nachdem jedoch England, die Generalstaaten und die angeseheneren schweizer Kantone Erklärungen zu Gunsten Friedrich's abgegeben hatten, sah sich Ludwig, zumal um diese Zeit der spanische Erbfolgekrieg seine Kräfte bedeutend in Anspruch nahm, gezwungen, die völlige Besitzergreifung von Neufchatel und Valengin von Seiten Friedrich's (1707) ohne Widerstand geschehen zu lassen.

Durch Kauf brachte der König in demselben Jahre die Herrschaft Tecklenburg und die Stadt Rheda im Münsterschen an Preußen. — Ein Jahr später nahm Friedrich, gemäß der letztwilligen Verfügung des mit Tode abgegangenen Herrn der Grafschaft Geyern, Besitz von diesem in Franken gelegenen kleinen Ländchen.


Suum
L. BURGER

Berlin unter König Friedrich I.

Der Leser erinnert sich der Schilderung Berlins durch die Feder des französischen Reisenden Patin (Bd. I, S. 630), dem im Jahre 1676 Alles dort so überaus schön dünkte, und wir wissen, welche Verschönerungen und Verbesserungen Berlin dem Großen Kurfürsten zu danken hat. Doch war Alles, was auf dem Gebiete der Bauthätigkeit nicht nur in der Zeit des Großen Kurfürsten, sondern überhaupt in dem Zeitraum der letzten vier Jahrhunderte geschehen war, geringfügig gegen Dasjenige, was während der Regierungszeit Friedrich's geschah. Vom ersten Jahre seiner Regierung an strebte Friedrich danach, der Hauptstadt auch äußerlich das Gepräge eines Königssitzes zu verleihen.

Die Kurfürstenbrücke. Etwa dreißig Jahre früher war die lange Brücke noch einmal als ein Holzbau erneuert worden. Friedrich beschloß, sie aus Sandstein herstellen zu lassen, und übertrug den Bau dem Ober-Baudirektor Nehring. Dieser rückte das mittelste der fünf mächtigen Joche weit hinaus, um einen Platz für die Reiterstatue des Großen Kurfürsten zu gewinnen, das Werk des Bildhauers Andreas Schlüter, dem man den ehrenvollen Beinamen des „Michel Angelo Deutschlands“ beigelegt hat. „Es war dies“, sagt F. Adler, „der bestgewählte Platz für das Gedächtnißmal des Fürsten, welcher, begeistert für Alles, was den Niederlanden entstammte, in seine Staaten den Festungs-, den Brücken-, den Schleußen- und Kanalbau der Niederländer übertragen hatte, der selbst in Handel und Schiffahrt mit deren berühmten Seefahrern zu konkurriren suchte. Kein Hohenzoller hat so viel Neigung für Mechanik und Wasserbau gehabt, wie er, darum ziemte ihm auch der ideale Ehrenplatz auf stolzer Brücke, an dem Handel und Wandel noch heut vorbeifluten.“ Der Bau der Brücke begann 1692, das Heroenbild des Großen Kurfürsten ward jedoch erst 1706 aufgestellt.

Ueber Schlüter's Meisterwerk und dessen Standort läßt sich der oben genannte Kunstkenner folgendermaßen vernehmen: „Wo ist in der modernen Kunst, in ganz Europa ein zweites, welches die geistige Größe mit physischer Kraft so wunderbar verschmolzen zeigt, aus dem die Majestät des Fürsten so ergreifend hervorleuchtet? Mit dem Bau der Kurfürstenbrücke, dieser gemeinsamen Schöpfung von Baukunst und Skulptur, trat der brandenburgische Staat in die Reihe kunstpflegender Staaten ein. Dieses Denkmal ist daher der Anfang einer kunsthistorischen Epoche für Preußen. Der erst seit 1692 in brandenburgische Dienste getretene Bildhauer Schlüter ist sich der seltenen Größe und der tiefen Bedeutung der schweren Aufgabe in vollem Maße bewußt gewesen, denn er hat sie mit dem Ernste und der Hingebung gelöst, welche nur großen und gereiften künstlerischen Naturen eigen ist.“ Diesem Urtheil schließt sich der Kunstschriftsteller A. Woltmann an, indem er sagt: „Mit den antiken Denkmälern der beiden Balbus zu Neapel, mit Verocchio's trutzigem Colleone zu Venedig schließt der imposante Friedrich Wilhelm den Kreis der schönsten Reiterstatuen in der Welt. Ein Aufbau wie dieser ist von neueren Bildwerken nicht wieder erreicht worden. Die Eckfiguren des Piedestals wirken durch den Schwung der Linien, und ihre bewegten Formen werden durch die mächtige Ruhe der oberen Gruppe dominirt. Auf dem wuchtigen Rosse sieht der gewaltige Mann herab, siegreich, willenskräftig, von unerschütterlicher Festigkeit, trotz gemessenen Schrittes unaufhaltsam. Nur ein ebenbürtiger Künstlercharakter, der die Größe des Fürsten zu fassen verstand, vermochte ihn in dieser Weise darzustellen.“ — Auch eine Volkssage knüpft sich an das herrliche Denkmal. Das Volk erzählt sich, wie Ad. Streckfuß schreibt, der Meister habe einst vor seinem Werk gestanden und dasselbe nicht nur mit gerechtem Stolz, sondern mit Selbstüberhebung betrachtet. „Das ist das größte Kunstwerk“, rief er aus, „welches ich jemals geschaffen und welches jemals geschaffen wurde. Kein Neider und Zweifler soll wagen, mir auch nur den geringsten Fehler daran zu zeigen!“ — Neben dem Meister stand einer seiner Schüler, ein unbedeutender, scheelsüchtiger junger Mann, der längst den Ruhm Schlüter's beneidet hatte.



Das Denkmal auf der Kurfürstenbrücke.

Er lächelte höhnisch, als der Künstler das stolze Wort aussprach, dann trat er hin zu dem Meisterwerk und sagte: „Wahrlich, kein König kann jemals auf solchem Pferde reiten; seht nur den rechten Vorderhuf an, dem fehlt ja das Eisen!“ — Und so war es in der That. — Schlüter, so erzählt die Sage, sei über den gerechten Vorwurf so erschrocken, habe sich, durch den kleinen Fehler an seinem Werke so gedemüthigt gefühlt, daß er, wahnsinnig vor Schmerz, in der Verzweiflung sich von der langen Brücke in die Spree gestürzt und unter seinem Werke seinen Tod gefunden habe. — Wahr ist an der Sage nur, daß dem rechten Vorderhuf wirklich das Eisen fehlt. Schlüter hat seinen Tod nicht in der Spree gefunden; indeß erfuhr er später mancherlei bittere Kränkungen, wie noch berichtet werden wird, und die Volkssage hat hier Thatsachen mit falschen Gerüchten zu einem Ganzen verwebt.

Andreas Schlüter. Nur ein kurzes Wort über die persönlichen Verhältnisse dieses genialen Mannes. Schlüter's Geburtsort ist Hamburg. Frühzeitig kam er mit seinem Vater, dem Bildhauer Gerhard Schlüter, nach Danzig. Der Artushof, die gothischen Kirchen und viele prächtige Häuser der alten Hansastadt waren wol geeignet, seinen künstlerischen Sinn zu nähren. Ueber seinen Entwicklungsgang ist Näheres nicht bekannt geworden, doch wird als sicher angenommen, daß er in Italien war und an Ort und Stelle die bedeutendsten antiken Werke der Plastik wie auch hervorragende Bauwerke der Hochrenaissance studirte. Zu jener Zeit gehörte Danzig noch zu Polen, und Schlüter fand bei seinem Landesherrn, Johann Sobieski, seinen ersten Wirkungskreis. Von Warschau aus folgte er dem Rufe des Königs Friedrich und ward in Berlin zunächst als Hofbildhauer angestellt.

Schloßbau. Inzwischen war der Gedanke in der Seele Friedrich's gereift, die Reihe der verschiedenartig gestalteten Gebäude, aus denen das Schloß bestand, in ein gemeinsames Gebäude zusammenfassen zu lassen, und er übertrug die Ausführung dieses Planes dem trefflichen Schlüter, dessen Meisterschaft bereits beim Zeughaus sich bewährt hatte. Hören wir über den Antheil Schlüter's an dem neuen Bau das Urtheil des sachverständigen, oben schon erwähnten Baurathes F. Adler. „Was nun Schlüter in einer siebenjährigen Bauzeit bei einer Fülle von Verwaltungsgeschäften und eigenen Kunstarbeiten geleistet hat, mit welchem Ideenreichthum er das Innere und Aeußere ausgestattet hat, kann nur Derjenige beurtheilen, welcher eine spezielle Kenntniß des alten Schloßbaues besitzt und den älteren Bau mit Schlüter's Schöpfung vergleicht. Was aber Jedem, Einheimischem wie Fremdem, Kunstkenner wie Laien, bei der Betrachtung des Schlosses sofort und unleugbar entgegentritt, ist der Ausdruck grandioser, imponirender Einheit. Wer erkennt nicht, daß die hochfliegenden Pläne des neuen Königs, aus Preußen einen einheitlichen geschlossenen Staat zu machen, durch Schlüter's Geist im Schloßbau verkörpert worden sind? Man blicke auf die Hofburg zu Wien, jenes Konglomerat von Flügeln, Pavillons und Höfen, und vergleiche damit das in sich geschlossene, auf tiefdurchdachtem Plane ruhende Königsschloß zu Berlin, so erkennt man, daß die Baukunst den Gegensatz beider Staaten, beider Höfe nicht schlagender charakterisiren konnte. Das Schloß zu Berlin (dessen Ansicht aus der Zeit Friedrich's I. und Friedrich Wilhelm's I. wir in dem nachfolgenden Abschnitt bringen) ist der Gipfelpunkt der profanen Baukunst des achtzehnten Jahrhunderts in Deutschland. Zwar giebt es eine Fülle von trefflichen, ausgedehnten, prachtvollen Fürstenschlössern aus jener Zeitepoche, aber keines derselben ist an Ernst, Würde und Hoheit dem Berliner Schlosse vergleichbar.“

Leider wurde Schlüter's großartige Thätigkeit in äußerst beklagenswerther Weise unterbrochen. Es erging dem vortrefflichen Künstler in gewisser Beziehung, wie es seiner Zeit dem rechtschaffenen Dankelmann ergangen war: Neidern gelang es, ihm die Gunst des Königs zu entziehen. Schlüter erhielt den Auftrag, den an der Lustgartenecke des Schlosses stehenden sogenannten „Münzthurm“, in welchem sich unten die Münze, oben das Reservoir für die Wasserkunst des Lustgartens befand, bis auf etwa 400 Fuß zu erhöhen, damit der Springbrunnen höher steige. Zugleich sollte der Thurm zur Aufnahme des von Friedrich in Holland gekauften Glockenspiels dienen, das später seinen Platz auf dem Thurm der Parochialkirche erhielt.

Bald nach dem Beginn des Baues zeigten sich Risse, sie erweiterten sich — der Thurm mußte abgetragen werden. Der König, darüber in hohem Grade ungehalten, setzte eine Kommission zur Prüfung des Falles ein. Die Hauptperson derselben war der Architekt Freiherr von Eosander, der, weil er von deutschen Eltern in Gothland geboren, Eosander von Göthe genannt ward. Der königliche Befehl an die Einberufenen lautete dahin, gemeinsam mit Schlüter zu berathen. Dies geschah auch, aber in einer für Schlüter beleidigenden Weise, indem die Kommissionsmitglieder wie Inquisitionsrichter verfuhren und mit höhnenden Aeußerungen um sich warfen, wodurch Schlüter endlich so gereizt ward, daß er die Sitzung verließ.



Das Zeughaus in Berlin mit seiner jetzigen Umgebung.

Nun hatten seine Neider vollends das Feld gewonnen. In ihrem Bericht an den König suchten sie nachzuweisen, daß ein Mann, der sich der vom Könige gestellten Aufgabe nicht gewachsen gezeigt habe, als Baumeister nicht gelten könne. Schlüter mußte seinen Abschied nehmen, und sein Hauptgegner, Eosander von Göthe, ward an seiner Stelle mit der Fortführung des Schloßbaues betraut. Wie hart dieser Schlag Schlüter traf, zeigen dessen Briefe aus jener Zeit. An den Schloßhauptmann von Printzen schrieb er: „Ich kann versichern, daß ich übermenschlich wegen dieser Werke leiden muß; ich habe über die dreißig Jahre mit großen Arbeiten Tag und Nacht zugebracht, und ist unter allen den Werken kein Fehl begangen; auch habe ich in Berlin schon erwiesen, daß man ja wol sehen kann, ob ich ein Meister gewesen, da ich hierher gekommen bin, und nun muß ich mich von Solchen so höhnisch und recht wie ein unvernünftiger Junge traktiren lassen. — Ich muß nicht allein leiden, daß ich mein so lange mit großer Mühe zusammengebrachtes Werk abbrechen und davon in der Welt Schande haben muß, ich kann vor Traurigkeit nicht schlafen — und muß doch noch täglich erfinnen, erfinden und arbeiten.“ Die Erhöhung des Münzthurms kam übrigens auch unter Schlüter's Nachfolger nicht zur Ausführung, weil das Mißlingen des ersten Versuches nicht auf einem vom Baumeister begangenen Fehler beruhte, sondern auf der natürlichen

Beschaffenheit des Bodens, worauf das Schloß sowie ein großer Theil der Stadt Berlin steht, und der wegen des sumpfigen Untergrundes eine solche Last nicht zu tragen vermochte.

Vollendet wurde der Schloßbau erst unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I.

Das Zeughaus. Vorher schon, im Jahre 1695, legte Friedrich den Grundstein zu dem prachtvollen Zeughause, dessen Bau unter Leitung der Baumeister Nehring, de Bodt und Grüneberg vor sich ging. (Ersterer entwarf auch die Zeichnungen zu der Parochialkirche, zu den Kolonnaden und Kaufläden am Mühlendamm.) Während der Bauriß des Zeughauses von de Bodt und Nehring herrührt, verdanken wir die herrlichen Bildwerke am Zeughause der Künstlerhand des großen Schlüter. Das Hauptportal ist mit Statuen, der Rand des Daches mit Trophäen, die Fenster mit Bildwerken, darunter die schön gebildeten Helme, von Schlüter geschmückt. Schöpfungen desselben Meisters sind die Köpfe sterbender Krieger (S. 73), die den Schmuck der Fenster des inneren Hofes bilden. Ueber dem Hauptportal befindet sich das in Metall gegossene und vergoldete Bildniß des Königs und darüber die Inschrift: „Der Gerechtigkeit der Waffen, dem Schrecken der Feinde, dem Schutze seiner Völker und Verbündeten Friedrich I." Die beiden Geschosse des Zeughauses, deren unteres von einem dreifachen Gewölbe und deren oberes durch dorische Säulen gestützt ist, enthalten Waffensammlungen, Fahnen und Siegeszeichen. In neuester Zeit ist das Gebäude durch theilweisen Umbau noch um Vieles verschönt und zur Ruhmeshalle erweitert worden.

Einige Jahre noch war Schlüter in Berlin thätig, doch die ihm widerfahrene Unbill hatte die Schwungkraft seines Geistes gelähmt. Bald schon, 1714, erlöste ihn in Petersburg der Tod. Von Eosander von Göthe rührt die Schloßfaçade an der Schloßfreiheit her, welche den Haupteingang bilden sollte und daher mit dem großen Hauptportal geschmückt wurde. „Aber an diesem einen Beispiel erkennt man deutlich das viel geringere Talent des Nachfolgers", urtheilt F. Adler. „Das mächtige Hauptportal ist eine fast sklavische Nachahmung des Triumphbogens des Septimius Severus zu Rom und kann schon deshalb gegen die von Schlüter selbständig geschaffenen, nicht minder großartigen Schloßportale an der Schloßplatz- und Lustgartenseite sich ebenbürtig nicht behaupten. Unter seinen Zeitgenossen blieb Schlüter eine einsame, unverstandene Erscheinung, an seinem genialen Gedankenfluge übten damalige Gymnasial-Professoren ihre beschränkte Kritik, und es ist eine bezeichnende Thatsache, daß kein Bildwerk, kein Gemälde, kein Kupferstich die äußere Erscheinung dieses Kunstheroen uns überliefert hat. Man hat ihn vergessen wollen — aber die Steine reden, wenn Menschenzungen schweigen, seine Kunstwerke haben Berlin zur Königsstadt gemacht, Berlins Ruhm ist sein Ruhm für alle Zeiten! Und wer Schlüter's seltenes Talent, seine Bildung, sein Wissen tiefer erkennen will, der muß die nur in Fragmenten erhaltenen Entwürfe zu einem prachtvollen Dome, zur Verbindung des Schloßplatzes mit der Jägerstraße, die Pläne für Thore, Brücken, Kirchen und Schlösser genauer betrachten und darf weder die in Berlin noch vorhandenen Privatgebäude, noch die herrlichen Grab- und Ehrendenkmäler in hiesigen Kirchen übersehen." Unter den Schlüter'schen Privatbauten steht obenan der Palast des Grafen Wartenberg, die sogenannte „Alte Post" an der Ecke der Königs- und Burgstraße. Der mittlere Theil des Schlosses zu Charlottenburg ist ebenfalls Schlüter's Werk; Kuppel und Seitenflügel wurden nach Abgang Schlüter's von Eosander von Göthe gebaut. Letzterer ist auch der Erbauer des Schlosses Monbijou und des Schönhauser Schlosses.

Unter Friedrich I. wurde die „Dorotheenstadt" vergrößert und (1688) der Bau der „Friedrichsstadt" begonnen. Es durfte dort nur nach den von Nehring gezeichneten oder gebilligten Rissen gebaut werden. Die Bürger wurden durch freie Lieferung von Baumaterialien zum Bauen angelockt. Im J. 1695 zählte die Friedrichsstadt bereits über 300 Häuser. Im J. 1701 erfolgte die Grundsteinlegung zu der Garnisonkirche und zu den beiden Kirchen auf dem Markte der „Friedrichsstadt", der „Französischen" und der sogenannten „Neuen". Zu Ehren seiner dritten Gemahlin, Sophie Luise, gab der König der Spandauer Vorstadt den Namen „Sophienstadt" und legte auch hier den Grund zu einer Kirche, der Sophienkirche.

Man täuscht sich außerordentlich, wenn man glauben wollte, der erweckte Kunstsinn sei eine nur vereinzelte Erscheinung und von den Bewohnern der von der Natur so kärglich bedachten Mark sei überhaupt etwas wie ein Kunstaufschwung gar nicht zu erwarten. So zeigt beispielsweise die Schloßkirche des Dorfes Buch bei Berlin einen wahrhaft stattlichen Kuppelbau, sie hat reizvolle Details, und es sind die Schnitzereien des Altars und der Kanzel überaus tüchtige Leistungen. Auch an hervorragenden Erzeugnissen der Kleinkunst fehlt es nicht; wir erinnern nur an den schönen Pokal aus dem siebzehnten Jahrhundert im Schlosse zu Berlin, ein wirkliches Meisterwerk in seiner Art. Nicht zu vergessen sind ferner die zahlreichen, zum Theil höchst kunstvoll ausgeführten Medaillen, für welche Friedrich eine besondere Vorliebe hatte, und die er aus Anlaß wichtiger politischer Ereignisse wie auch freudiger Familienereignisse am Hofe schlagen ließ; die Zahl der auf diese Weise unter Friedrich's Regierung entstandenen Denkmünzen beträgt weit über hundert, und die Berliner Stempelschneider erfreuten sich weithin eines verdienten Rufes.



Köpfe sterbender Krieger. Von Andreas Schlüter.

Auch die Malerei sah sich gefördert, und es fanden, nachdem der Kunstsinn der Bürger durch das Vorbild des Hofes einmal geweckt war, tüchtige Maler, namentlich aus den Niederlanden, unter verhältnißmäßig glänzenden Bedingungen nach Berlin berufen, ausreichende Beschäftigung. Besonders verdienen erwähnt zu werden Cornelius Abraham Bega, der Porträtmaler Huant und der Geschichtsmaler Terwesten, der mit einem Gehalt von 1200 Thalern am Hofe angestellt war, sich aber ausdrücklich verpflichten mußte, für den Kurfürsten allein und dagegen für niemand anders „ohne spezielle Permission in Fresco, Trampo oder auf Leinewand etwas zu verfertigen."

Die Akademie der Künste. Um nun allen diesen künstlerischen Kräften Gelegenheit zu geben, sich um einen gemeinsamen Mittelpunkt zu scharen und durch feste Vereinigung um so eindringlicher zur Hebung der Kunst in der Mark zu wirken, gründete Friedrich am 20. März 1699 die Akademie der Künste, die am 11. Juli desselben Jahres eingeweiht wurde. Sie brachte während der Regierungszeit Friedrich's I. manche Früchte zum Zeitigen. Die Räume, welche man derselben bei ihrer Begründung zur Benutzung überwiesen hatte, waren dieselben, die sie zum Theil noch heute innehat, nämlich die oberen Räume des königlichen Marstalles nach der Seite der Linden zu.

Die Räume nach der Dorotheenstraße zu wurden in zweckdienlicher Weise für die alsbald näher zu besprechende „Akademie der Wissenschaften“ sowie für die „Sternwarte“ eingerichtet.

Infolge des königlichen Vorgehens und zum Theil durch unmittelbare Einwirkung des Hofes entwickelte sich, wie oben gesagt, in weiteren Kreisen ein gewisser Kunstsinn. Hatte man früher z. B. das Haus und seine innere Einrichtung schmucklos und nur auf den unmittelbar praktischen Nutzen berechnet hergestellt, so begnügte man sich damit jetzt nicht mehr; man erstrebte schönere und edlere Formen. Groß ist daher die Zahl der aus jener Periode stammenden kunstvollen Hausgeräthe, zierlichen Beschläge, Holzdecken und beachtenswerther Gewölbebauten, vornehmlich auch der künstlich zusammengesetzten Friese und der Fenster- und Thüreinfassungen. Ebenso fesseln unsere Aufmerksamkeit namentlich in den Städten des Havellandes die gleichfalls in jener Zeit entstandenen, zierlich durchbrochenen Häusergiebel, sowie die Leistungen der Technik des Backsteinbaues, der durch holländische Ansiedler ins Land kam und nicht selten ganz achtbare Gebilde zu Tage förderte. Wie der Leser bereits weiß, hatten sich besonders auch die aus Frankreich eingewanderten und vom Großen Kurfürsten vielfach geschützten und geförderten Hugenotten um die Einführung und Verbreitung der Kunst und namentlich des Kunstgewerbes in Kurbrandenburg verdient gemacht.

Im Großen und Ganzen war aber doch die Kunst in der Mark, infolge des geringen Wohlstandes, nur eine durch Hofgunst künstlich getriebene Pflanze, die in der Sonne dieser Gunst zwar in verhältnißmäßig kurzer Zeit recht schöne und kräftige Blüten trieb, die aber, als ihr jene künstliche Pflege entzogen und sie auf dem rauhen Boden der nachfolgenden Periode sich selbst überlassen sah, alsbald verdorren mußte. Der echte Sinn für Kunst und Kunstschöpfungen war in die weiteren Kreise des Volkes noch nicht genügend eingedrungen, der fremde Setzling hatte noch nicht Zeit gehabt, auf dem etwas rauhen und undankbaren Boden die zur selbständigen Weiterentwicklung nöthigen Wurzeln zu treiben.

Zu den königlichen Liebhabereien aus der Zeit Friedrich's I. gehört noch eine eigenthümliche Anlage, nämlich der **Hetzgarten**, den der König nahe dem damaligen Königsthor (Neue Friedrichsstraße) einrichten ließ. Wie heut noch die Stierkämpfe den Sitten der Spanier, so entsprach zu jener Zeit das Hetzen wilder Thiere dem Geschmack unseres Volkes. „Wer weiß“, erzählt **Joh. Jac. Spieß**, ein Zeitgenosse Friedrich's I., „daß besonders in den vorigen Zeiten es mit unter die Lustbarkeiten großer Herren gerechnet wurde, allerhand fremde oder auch einheimische wilde Thiere, welche sie zu dem Ende genähret oder fangen lassen, als Löwen, Bären, wilde Schweine, Büffelochsen, Tiger, Adler, Hirsche u. a., entweder selbst mit einander kämpfen oder durch Hunde hetzen und, war man des Dinges satt geworden, selbige entweder wiederum in Verwahrniß bringen zu lassen, um zu anderer Zeit diese Lustbarkeiten wiederholen zu können, oder die zum Tode bestimmten, wenn sie nicht im Kampfe geblieben, theils selbst oder durch Andere endlich erlegen zu lassen: — der wird sogleich einsehen, was man unter Hetzgarten zu verstehen hat.“ — Die Anlage hatte viel Aehnlichkeit mit einem römischen Amphitheater, sie bot also Zuschauern Gelegenheit, gefahrlos das Hetzen der wilden Thiere mit anzusehen. Zur Zeit des obengenannten Berichterstatters bargen die Behälter drei schöne Löwen, drei afrikanische Tiger, sieben große schwarze Bären, einen weißen Bären, ein großes Wildschwein, einen Auerochsen und andere Bestien. An den Seiten des Hetzgartens befanden sich die Gebäude für die Thierwärter. Die ganze Anlage gab einem Hofschmeichler Anlaß, öffentlich auszusprechen: nunmehr sei Berlin als ein „zweites Rom“ anzusehen! — Friedrich I. war persönlich ein großer Freund solcher Thierhetzen und ließ deshalb nach seiner Krönung auch in Königsberg einen Hetzgarten einrichten, in welchem während der Anwesenheit des Hofes öfters Hetzen stattfanden. Bei einem derartigen Schauspiel, das im Jahre 1708 zur Feier des Einzugs der dritten Gemahlin Friedrich's, Sophie Luise von Mecklenburg, daselbst abgehalten wurde, betheiligte sich Letztere sogar persönlich, indem sie durch einen wohlgezielten Schuß von der Estrade aus einen Auerochsen zu Boden streckte.

Am 17. Januar 1709 erschien ein Edikt Friedrich's, durch welches bestimmt ward, daß alle fünf Städte: Berlin, Cöln, die Dorotheen-, die Friedrichs- und die Sophienstadt, mit ihren Vorstädten nur einen gemeinschaftlichen Rath und ein gemeinschaftliches Gericht haben und den Namen **Berlin** als Gesammtnamen führen sollten, wobei zugleich die Vorrechte des alten Berlin als aufgehoben erklärt wurden. Die Ernennung sämmtlicher neu eintretenden Mitglieder des Stadtraths fand alljährlich am Krönungsfeste statt.

Pflege geistigen Lebens. Einen bleibenden Glanz gewann die Regierungsperiode Friedrich's durch Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Der ursprüngliche Gedanke dazu ist auf die geistreiche Kurfürstin **Sophie Charlotte** zurückzuführen. Auf ihre Anregung benutzte der große Leibniz eine sich darbietende Gelegenheit, dem Könige die Stiftung einer solchen gelehrten Gesellschaft zu empfehlen.

In einem von Leibniz auf Befehl Friedrich's ausgearbeiteten Gutachten heißt es: „Der Zweck der Sozietät müsse sein, der Menschen Glückseligkeit zu befördern, welche hauptsächlich in der Weisheit und Tugend, dann in der Gesundheit und Bequemlichkeit des Lebens bestehe. Das lasse sich am besten in der Vereinigung dazu geeigneter Männer unter dem Schutze eines aufgeklärten und großmüthigen Fürsten erreichen, wodurch in zehn Jahren so viel gewonnen werden könne, als sonst in Jahrhunderten. Die erste Grundlage des menschlichen Glückes bilde die gute Erziehung der Jugend. Es sei eine Schande, zu sehen, wie viel kostbare Zeit verschwendet werde, um Unnützes oder auf Umwegen und schlecht Nützliches zu lernen, was man leichter auf zweckmäßige Weise sich zu eigen machen könne." — Weiterhin heißt es: „Durch Kupferstiche ließen sich viele sowol schöne als mechanische Künste deutlich machen, noch mehr durch Sammlung von Natur- und Kunstgegenständen. Alles Wichtige, was man von diesen wisse, sollte, ohne Geschichte, Alterthümer und Sprachen zu vernachlässigen, aus guten Büchern und noch mehr bei erfahrenen Männern jedes Glaubens und Landes, nächstdem auch alle Erfahrungen, welche die Erhaltung der Gesundheit bezweckten, gesammelt, neue Beobachtungen angestellt und von Aerzten erfragt werden. Dazu müsse man die Körper der Menschen, der Thiere, der Pflanzen und anderer Gegenstände der drei Naturreiche, welche Mittel zur Heilung, Ernährung oder zu Instrumenten für den Menschen gäben, genauer anatomisch, chemisch und vorzüglich mikroskopisch untersuchen, wodurch man schon viel entdeckt habe. Bald werde man einen noch größeren Schatz von Kenntnissen über das Innere der Natur sammeln. Diese Beschäftigungen würden auch für Land- und Bergbau, für das Manufakturwesen, für Künstler und Handwerker, für den Handel und die schönen Künste sehr nützlich werden durch Verbesserung älterer und Einführung neuer Erwerbszweige und Kulturweisen des Bodens. Bei dem Kriegswesen hänge, nächst der Zucht, Uebung und dem Unterhalte, alles Uebrige, nämlich die Bereitung der Waffen, der Kriegsbedürfnisse, die Befestigung und das Geschützwesen von den Grundgesetzen der Mathematik und Physik ab, auch würde es wichtig sein, eine Schule für Chirurgie in der Art der Kriegsschule zu bilden. Vielfachen Schutz würde man gegen unvorhergesehene Unglücksfälle durch Feuer und Wasser erhalten, endlich die Verbreitung des Glaubens und der Bildung bei entfernten Völkern durch die mathematischen und medizinischen Kenntnisse, welche den Missionären Eingang verschafften, bewirken können. Durch die Vermittlung des freundlich gesinnten Zaren Peter könne man Männer bis China und Indien schicken, deren Reisekosten durch gewinnbringenden Handel gedeckt würden, und welche neue Kenntnisse und werthvolle Erfahrungen mit heimbrächten."

G. W. von Leibniz, Präsident der Akademie der Wissenschaften. Friedrich nahm den Plan mit Begeisterung auf, erklärte sich zum Protektor der Gesellschaft, ernannte Leibniz zum Präsidenten derselben und unterzeichnete am 11. Juli 1700 den von jenem entworfenen Stiftungsbrief, in welchem er in seiner eigenen Ausdrucksweise als Hauptaufgabe der Akademie hinstellte, „Alles zu thun, was zur Erhaltung der deutschen Sprache in ihrer anständigen Reinheit, auch zur Ehre und Zierde der deutschen Nation gereiche."

In solchem Sinne wird in der Instruktion hervorgehoben: „die Gesellschaft solle eine deutschgesinnte sein, sich den Ruhm und die Aufnahme der deutschen Nation, Gelehrsamkeit und Sprache vornehmlich mit angelegen sein lassen und dafür sorgen, daß die uralte deutsche Hauptsprache in ihrer natürlichen Selbständigkeit erhalten werde und nicht ein ungereimter Mischmasch und Unkenntlichkeit daraus entstehe. Er, der König, werde selbst darauf sehen, daß in den Ausfertigungen der Behörden fremde und übel entlehnte Worte vermieden, dagegen gute deutsche Redensarten hervorgesucht und vermehrt würden; auch solle die Gesellschaft mit deutscher Benennung und Beschreibung der vorkommenden Dinge und Wirkungen von erfahrenen Leuten unterstützt, in den Archiven und in den Provinzen bei dem Landmanne sollten die weniger bekannten deutschen Wörter gesammelt werden, indem darin ein Schatz des Alterthums verborgen stecke. Auch das wichtige Werk der Historien, sonderlich der deutschen Nation und Kirche, empfehle er der Akademie; besonders aber solle das wahre Alterthum des evangelischen Glaubens, die Nothwendigkeit und Beschaffenheit der evangelischen Reformation gegen die Verdrehung der Widersacher behauptet und die Ehre der Deutschen gerettet und ihm, dem Fürsten, der wohl erlaubte Ruhm werden, daß unter seiner Regierung dergleichen gute Dinge gestiftet und hervorgebracht worden."



Gottfr. Wilhelm von Leibniz.

Was Friedrich in Bezug auf die Beseitigung des „Mischmasches und der fremden und übel entlehnten Worte" beabsichtigte, blieb leider ein frommer Wunsch. Noch in späterer Zeit klagte Leibniz, der Mischmasch habe in solch abscheulicher Weise überhand genommen, „daß die Prediger auf der Kanzel, die Sachwalter in der Kanzlei, die Bürger im Schreiben und Reden mit erbärmlichem Französisch unser schönes Deutsch verdürben."

Anders stand es um den Wunsch, „die Nothwendigkeit und Beschaffenheit der evangelischen Reformation gegen die Verdrehung der Widersacher zu behaupten." Dieser Weisung kamen einzelne Mitglieder der gelehrten Gesellschaft alsbald mit Eifer nach. Es war dies von großem Segen, da es galt, das gewonnene Feld auch auf dem Gebiete der Wissenschaft zu behaupten. L. v. Ranke spricht einen herrlichen Gedanken aus, indem er sagt: „Einen besseren Bund konnte der preußische Staat nicht schließen, als mit dem auf richtigem Wege sich fortentwickelnden Geist der deutschen Nation."

Einführung des neuen Kalenders. Eine weitere hochwichtige Aufgabe der Akademie betraf den sogen. „neuen Kalender". Schon längst erkannte man die Zeiteintheilung des alten Kalenders als im Widerspruch stehend mit dem Lauf der Gestirne, und es war deshalb gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts in Regensburg eine Versammlung von Astronomen zusammengetreten, die sich auch nach längeren Berathungen über die vorzunehmenden Veränderungen einigten. Friedrich I. betraute die Akademie mit der Ausführung der astronomischen Berechnungen und der Feststellung des neuen Kalenders für die brandenburgischen

Staaten, indem er ihr zugleich den Druck und Verlag desselben als eine neue Einnahmequelle überließ. Begreiflicherweise entstand durch Einführung des neuen Kalenders gar mancherlei Verwirrung im Lande, da dem 18. Februar sogleich der 1. März zu folgen hatte.

Die Königliche Bibliothek wurde durch Ankäufe bedeutend vermehrt, ebenso die Kunstkammer. Die Nummern der letzteren stiegen von 600 auf 1500. Der König nahm es wohlgefällig auf, wenn ihm von hochgestellten Personen Kunstsachen geschenkt wurden. Er behielt sie eine Zeit lang in den Königlichen Gemächern und gab sie dann an die Kunstkammer. Auf diese Art wurde die Sammlung namentlich durch eine große Zahl von Schnitzwerken in Elfenbein und Bernstein bereichert.

Friedrich hielt sich eine vortreffliche Hofkapelle, in der vorzugsweise die unsterblichen Tonwerke der beiden Meister der deutschen Musik, Sebastian Bach und Händel, geübt wurden. Auch das Theater erfreute sich der Fürsorge des Königs und namentlich auch der Königin Sophie Charlotte, und wenngleich die Schaubühne der Natur der Sache nach damals keineswegs, wie man das heute gern und eher mit Recht thut, als eine Schule der Bildung zu bezeichnen war, so sind doch aus der Regierungszeit Friedrich's die ersten energischen Schritte zu einer Hebung des Schauspiels zu verzeichnen. Das Bedürfniß nach theatralischen Aufführungen war allgemein, und auch bei den Hoffestlichkeiten bildeten dieselben einen wesentlichen Bestandtheil der für die Gäste veranstalteten Unterhaltung. Reisende Schauspielergesellschaften fanden in Berlin stets ehrenvolle Aufnahme und reichliches Auskommen; denn die Eintrittspreise waren, wenn man die damaligen Zeitverhältnisse in Betracht zieht, außerordentlich hoch. Da indessen, wie leicht erklärlich, bei den Vorführungen der reisenden Schauspielergesellschaften doch hin und wieder Ungehörigkeiten und anstößige Sachen vorkamen, so beschloß Friedrich, ein eigenes Hoftheater zu gründen. Eine bewährte französische Schauspielergesellschaft unter Leitung des Franzosen du Rocher wurde nach Berlin berufen und geeignete Räumlichkeiten wurden im Gebäude des königlichen Marstalles für dieselbe hergerichtet. Die Gesellschaft erhielt, wie weiter vorn schon erwähnt wurde, jährlich 6000 Thaler und mußte sich dafür verpflichten, zweimal wöchentlich ausschließlich für den Hof unentgeltlich Vorstellungen zu geben. An den übrigen Abenden durfte für Rechnung der Gesellschaft öffentlich gespielt werden. Dieses Hoftheater, das einen nicht unbedeutenden Fortschritt auf dem Gebiet des Schauspiels kennzeichnet, hatte indeß keinen langen Bestand; die durch den unglücklichen Zustand der dritten Gemahlin Friedrich's verursachte Stimmung am Hofe veranlaßte die Aufhebung desselben im Jahre 1711.

Durch des Königs Fürsorge entstanden ferner die Friedrichsschule in Frankfurt, das Collegium Fridericianum in Königsberg und das Gymnasium Fridericianum in Halle. Für die Söhne des Adels stiftete Friedrich eine Fürstenschule. Für Fürstensöhne waren 600, für junge Grafen 400 und für die Söhne vom niederen Adel 300 Thaler jährlich zu bezahlen. Die Zöglinge wurden namentlich in den neueren Sprachen, in Mathematik, Philosophie, Geschichte, Physik, Architektur und Heraldik unterrichtet.

Die protestantische Weltanschauung, die in Preußen ihre Stätte gefunden hatte, sollte ihre Bedeutung auch noch in anderer Weise darthun und zwar durch die Gründung der Volksschule. Freilich hatten die Reformatoren sie schon ins Leben gerufen, aber in den Stürmen des Dreißigjährigen Krieges war sie, wie so manches andere geistige Gut der Nation, zu Grunde gegangen. Die Leser erinnern sich des Ediktes des Großen Kurfürsten, in welchem dieser die Absicht ausspricht, die Volksschule in Brandenburg wieder zu begründen, wie auch des Umstandes, daß die Durchführung dieser Absicht an den Streitigkeiten der Lutheraner und Reformirten scheiterte, so daß nur an wenigen Orten Schulen entstanden. Daher blieb auch die Schuleinrichtung in dem von der Kurfürstin Luise gestifteten Waisenhause in Oranien vereinzelt dastehen. — Mit der Geschichte des preußischen Königthums beginnt eigentlich erst die Geschichte des preußischen Schulwesens. Die ganze Jugend des Volkes soll Unterricht empfangen — das stand jetzt als Staatsgesetz fest.

Damit war viel gewonnen. — Freilich handelte es sich auch jetzt nur um einen Anfang, jedoch von Wichtigkeit dadurch, daß die bezüglichen Maßnahmen sich auf das ganze Land bezogen und thatsächlich zur Ausführung kamen. Zieht man dies in Erwägung, so nimmt man es mit in den Kauf, wenn man liest, daß den Schulmeistern empfohlen war, „zu ihrem bessern Unterhalt" ihr Handwerk zu betreiben; daß man ihnen in Preußen sogar gestattete, „ihres Privilegii mit der Höferei und Branntweinschank zu gebrauchen" — mit der einzigen Einschränkung, „daß solches nicht vor und unter, sondern nach der Predigt geschehe."

Preußen trat auch unter Friedrich's Regiment immer kräftiger als Schild des Protestantismus und als Schirm der Gewissensfreiheit in den Vordergrund. „Fast kein Jahr ging vorüber, in dem sich der König nicht in Schlesien, in der Pfalz oder sonst wo in Deutschland der bedrückten Protestanten angenommen hätte. Und nicht beschränkter Glaubenseifer leitete ihn, sondern er hielt an dem Grundsatz fest, daß in Glaubenssachen volle Freiheit stattfinden müsse." — Ein Zeugniß für die unbefangene Denkweise des Königs giebt sein Verhalten gegen die Juden, als gegen diese die Anklage erhoben worden war, daß in gewissen Gebeten Christus von ihnen verspottet würde. Getaufte Juden hatten ausgesagt, zum Zeichen ihres Abscheues vor dem Heilande spieen sie, so oft sie ihn gelästert, aus und sprängen dann von dem Orte hinweg. Im Volke entstand darüber große Erbitterung, und es war Schlimmes zu befürchten. — Der König verbot nachdrücklich, die Juden auf bloße Beschuldigungen hin zu strafen und zu verfolgen, indem er zugleich bekannt machen ließ, daß eine strenge Untersuchung angeordnet sei. Als Enderfolg erschien ein Edikt, worin es hieß: Er, der König, und alle Statthalter Gottes auf Erden müßten nebst der Verherrlichung des Namens Gottes auch den Hauptzweck verfolgen, nicht nur das zeitliche Wohl der ihnen anvertrauten Unterthanen zu fördern, sondern auch dafür zu sorgen, daß, wo nicht Alle zu Gott bekehrt, doch ihr Gericht einstens nicht schwerer werde. Er habe nun mit erbarmendem Herzen das arme Judenvolk angesehen, so ihm Gott in seinen Landen unterwürfig gemacht, und wünsche herzlich, daß es endlich von seiner Blindheit möge befreiet und zum Glauben an den Heiland gebracht werden; doch gehöre das Werk der Bekehrung zu dem geistlichen Reiche Christi, nicht zum weltlichen des Königs, der auch die Herrschaft über die Gewissen der Menschen dem Herrn aller Herren einzig überlassen und daher die Zeit ihrer Erleuchtung geduldig abwarten müsse, die Geistlichen jedoch ermahne, das ungläubige Volk mit Sanftmuth zu bekehren; dagegen sei er aber auch verpflichtet, der Bosheit Derer zu wehren, die sich gegen Christus erheben wollten. — Nachdem der König hiernach angeführt, daß die Untersuchung ein den Juden im Ganzen günstiges Ergebniß gehabt habe, fährt er fort: „er befehle aber für alle Zeiten, daß kein Jude in seinen Landen, bei Strafe, daraus alsofort verjagt zu werden, die der Lästerung verdächtigen Worte gebrauche, indem er dabei ausspeie und hinwegspringe, ferner, daß auch das Gebet „„Alenu leschabbeach"" laut einem Vorbeter solle nachgesprochen werden, ohne daß dabei verächtliche Geberden gemacht würden. Wer es außerhalb der Synagoge laut spreche, der solle des Landes verwiesen werden, wer aber insgeheim dagegen fehle, den wolle er der göttlichen Allmacht überlassen haben, und werde Christus seine Ehre zur rechten Zeit zu wahren wissen." — Ein dem jüdischen Schriftenthum angehörendes Buch war mit Beschlag belegt worden, weil darin Gotteslästerung enthalten sein sollte. Der König verfügte die Aufhebung der Beschlagnahme und schrieb den Anklägern: „er überlasse es den gelehrten Männern, die darin vielleicht versteckte böse Absicht der Juden — das Gericht darüber stehe allein Gott zu — herauszusuchen und sie ihnen zur Ueberzeugung vorzustellen."

Die Schwächen des Königs sind nicht verschwiegen worden. Auch von seinem Volke wurden sie empfunden. Unordnung im Haushalt stört das Leben der Familie wie das des Staates. Fehlte es doch oft genug an Mitteln, heilsame, mit Liebe gehegte Zwecke zu fördern, ja eingegangenen Verpflichtungen nachzukommen, wie das Beispiel Puffendorf's zeigt, dem für seine vortreffliche Geschichte des Großen Kurfürsten 10,000 Thaler zugesagt worden waren.



Des scheidenden Königs Segen.

Mit Mühe und Noth konnte derselbe 6000 Thaler erhalten. — „Das Volk wußte es“, heißt es in der „„Historischen Schilderung von Berlin““, „daß der König, der es gut mit ihm meinte, nur hintergangen wurde. Dem Monarchen die Augen zu öffnen, war so leicht nicht möglich, indem alle Zugänge zu ihm von dem Oberkämmerer und seinen Kreaturen besetzt waren, die Alles sehr fein zu vereiteln wußten, was denselben von dem wahren Zustande seiner Lande unterrichten konnte. Man umgab ihn überall mit Glanz und Pracht, zeigte ihm von jedem Dinge nur die angenehme und schöne Seite, und Friedrich glaubte, sein Volk sei glücklich und seine Regierung die wohlthätigste, die es geben könne.“

So kam es, daß das Volk den leutseligen, gutmeinenden Herrn liebte und auf die Kunde von seiner schweren Erkrankung erschreckt vor dem Schlosse zusammenströmte; als es ihn aber plötzlich am Fenster sah, brach es in ein Freudengeschrei aus. Carlyle hat Recht, wenn er sagt: „Die Geschichte verweilte bisher zu viel bei den Schattenseiten Friedrich's.“ Der Hauptgrund zu der vorwiegend ungünstigen Würdigung liegt ohne Zweifel in dem Umstande, daß Friedrich einen so großen Vorgänger und so hervorragende Nachfolger hatte.

Tod Friedrich's I. Durch seine Gemahlin wurden dem Könige seine letzten Lebenstage verdüstert, indem ihre Bekehrungsversuche fortgesetzt einen heftigeren Charakter annahmen. Sie fiel endlich in förmlichen Wahnsinn. Der König ruhte eines Tages in seinem Lehnsessel. Da sprang plötzlich eine Glasthür klirrend hinter ihm auf und eine weißgekleidete, mit Blut befleckte Gestalt warf sich, heftige Drohungen gegen ihn ausstoßend, über ihn. Es war die kranke Königin, die sich der Aufsicht ihrer Wärterin entzogen und bei dem Aufstoßen der Thür sich wahrscheinlich verwundet hatte. Der König erkrankte aufs Neue und heftiger. Bald fühlte er, daß die Stunde seines Todes nahe sei. Er that unter Anderem die Aeußerung: „es wäre die Welt doch nur ein Schauspiel, das bald zu Ende gehe; wer nicht mehr als dieses hätte, wäre übel daran.“ — Am 24. Februar ließ er seine Familie und die hohen Staats- und Hofbeamten zu sich rufen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Sein Angesicht erhellte sich, als seine Blicke auf seinen Enkel, den einjährigen Prinzen Friedrich (den nachmaligen Friedrich den Großen) fielen. Der Kronprinz, seine Gemahlin und die vierjährige Prinzessin Wilhelmine knieten am Bette nieder; der König sprach über die Seinen den Segen. Am Tage darauf, den 25. Februar 1713, verschied er. Friedrich war über 55 Jahre alt geworden und hatte fünfundzwanzig Jahre lang regiert.

„Die Königswürde, welche er erlangt“, sagte später sein Enkel Friedrich der Große in seinen Memoiren, „hob das Haus Brandenburg aus der Abhängigkeit empor, in welcher die anderen deutschen Fürsten unter dem Hause Oesterreich schwankten. Friedrich I. gab durch die Erwerbung derselben seinen Nachfolgern eine Mahnung, einen Antrieb zu hohen Dingen; er schien ihnen sagen zu wollen: „Macht euch des Titels würdig, den ich euch verschafft, vollendet den Bau der Größe, dessen Grundstein ich gelegt!“ —



Orden de la Générosité.

Kulturgeschichtlicher Umblick.

„Frankreich hat es weit gebracht, Frankreich kann es schaffen,
Daß so manches Land und Volk wird zu seinem Affen“

war von dem Dichter Logau fünfzig Jahre früher gesagt worden, jetzt hatte dieser Ausspruch eine noch größere Bedeutung. Frankreich oder vielmehr Ludwig XIV. hatte der europäischen Welt die Perrücke aufs Haupt gesetzt. Falsches Haar war schon früher getragen worden, jedoch nur, um den Mangel des eigenen Haares zu verbergen. Auch die Erfindung der Perrücke fällt in eine weit frühere Zeit; den alten Aegyptern war sie schon bekannt. Ihre Herstellungsart jedoch war sehr vervollkommnet worden; was aber diese Art Haartracht von der der früheren Zeit wesentlich unterschied, war der Umstand, daß durch das Tragen der Perrücke der Mangel des Eigenhaares nicht mehr verheimlicht werden sollte, sondern daß das eigene Haar selbst verdrängt wurde. Das eigene Haar mußte einem von todtem Haare gemachten Kopfputze weichen.

Die Herrschaft dieser Mode war von dem Tage an gesichert, an dem Ludwig XIV. sich die erste Perrücke auf sein Haupt setzte und für Paris 48 Hofperrückenmacher ernannte. Von Frankreich aus verbreitete sich die neue Haartracht mit reißender Schnelligkeit über Deutschland und mit ihr die Schlafmütze. Letztere war nothwendig, um das kahle Haupt Nachts vor Erkältung zu schützen. Bis zum Jahre 1665 hatte der Große Kurfürst sein eigenes Haar getragen, in diesem Jahre aber eroberte die Perrücke auch sein fürstliches Haupt.



Aus der Perrückenzeit.
1 Allonge-Perrücke. 2 u. 3 P. à noeuds. 4 P. en bourse, Seitenansicht; 5 vordere Ansicht. 6 Bandeau d'amour.

Den heftigsten Widerstand fand die Perrücke an der Geistlichkeit. Dieselbe unterlag jedoch, wie es ihr in dem Kampfe gegen die Mode immer ergeht, beugte endlich ihr Haupt unter den Lockenwald und hielt später zähe an dieser Tracht fest, als längst schon die eitle Welt sich von ihr abgewandt hatte. Anfangs war von Seiten der Kirche gegen die „Hoffahrt, fremdes Haar zu tragen“, geeifert worden — fünfzig Jahre später erlaubten die kirchlichen Oberen keinem Predigtamtsbewerber die Kanzel zu besteigen, „so er hoffährtigen Sinnes sich mit seinem eigenen Haare vor der Gemeinde sehen zu lassen die Absicht hege.“

In der ersten Zeit ihres Bestehens war die Perrücke dem gelockten Eigenhaar möglichst ähnlich, bis über die halbe Stirn kräuselten sich Löckchen, um das Geflecht zu verdecken. Später wuchs sie empor, und die Lockenfülle senkte sich nieder auf Schultern und Rücken. Der wunderliche Hauptschmuck, in letzgenannter Form Staats- oder Allongenperrücke genannt, war den Zeitgenossen gleichsam „der Heiligenschein, der Nimbus der Hoheit, Würde und Majestät, das prächtige Bild der Sonne, die in freundlicher Größe die hellen Morgennebel durchbricht.“ Eine Perrücke dieser Art kostete bis 1000 Thaler. Ihre Farbe war blond, später trat an Stelle des Blond das Weiß des Puders. Eine solche volle Perrücke trug der Große Kurfürst schon seit 1672. Zur Zeit Friedrich's I. nahm sie noch an Größe zu. So erschien der berühmte Leibniz in der Regel in den Abendgesellschaften

der Königin Sophie Charlotte (vgl. S. 31) mit einer Perrücke, deren Gelock bis auf die Hüften reichte. Niedere Leute trugen immer Perrücken von kürzeren Haaren, und zwar in der Regel von Ziegenhaaren.

Diese eigenthümliche Haartracht bewirkte eine gänzliche Veränderung der Tracht. Ein schwerer Hut würde die kunstreich geformten Löckchen des Hauptes zerdrückt und „den zarten Schmetterlingsstaub des Puders“ verwischt haben. Der Hut ward daher zuerst auf einer Seite, dann auf zwei, endlich auf drei Seiten aufgeklappt, auch verwandte man zu seiner Herstellung die leichtesten Stoffe; später trug man ihn — hatte doch der Kopf Schutz genug durch die künstliche Haarbedeckung! — zusammengeklappt unter dem Arme.

Die Zierde des feinen gestickten Kragens, wie ihn alle Helden des Dreißigjährigen Krieges (vergl. S. 83) noch trugen, war, wie man beim Vergleich der Abbildungen auf S. 31 und 83 auf den ersten Blick ersehen wird, wenigstens für Nacken und Schultern, nicht mehr nöthig, weil Beides vom wallenden Perrückenhaar bedeckt ward. So blieben von dem Kragen nur vorn am Halse zwei viereckige schlichte oder mit Spitzen besetzte Streifen übrig, die sich, „Bäffchen“ genannt, bei der Tracht der Geistlichen bis heute erhalten haben. Mystische Erklärer haben später diese Bäffchen zu „Abbildern der Gesetzestafeln Mose“ erheben wollen.

Mit der Perrücke wanderte ferner die lange Weste mit den breiten, mit Borten besetzten Taschen und den zum Theil die Oberschenkel bedeckenden Klappen nach Deutschland. Der Reiterstiefel, dessen Geburtsstunde die eherne Zeit des Dreißigjährigen Krieges war, verblieb den Dragonern, Reitern und Studenten. Das Bein und der Fuß wurden bekleidet mit der eng anschließenden sammtnen oder seidenen Kniehose, dem seidenen Strumpfe und den Schuhen mit hohen rothen Absätzen. Zum Schmuck des Beines gehörten außerdem blitzende Knie- und Schuhschnallen. Zur Vervollständigung des Staatsanzuges ist noch der reich mit glänzenden Knöpfen besetzte Galarock zu erwähnen, dessen Säume und Knopflöcher mit Goldborten und Goldfransen eingefaßt waren, von denen aus Goldstickereien sich über das ganze Stück verbreiteten. Der Stoff dieses Staatsrockes war dunkler oder heller, ja selbst weißer Sammt. Unter den weit zurückgeschlagenen und mit Stickereien geschmückten Aufschlägen sahen zierliche Manschetten hervor. Endlich haben wir auch noch der Kleinode zu gedenken: des großen Solitairs am kleinen Finger und der lang herabbaumelnden Uhrkette. — Der längst schon schmal getragene Bart auf der Oberlippe glich fast einem dünnen Pinselstriche und endete bisweilen in zarten Löckchen über den Mundwinkeln. — Zu dem Bilde eines Mannes jener Zeit würde das Ritterschwert schlecht gepaßt haben. Es war in der That auch dem leichteren Stoßdegen mit Stichblatt und Handkorb gewichen, der sich mit Beginn des achtzehnten Jahrhunderts in den zierlichen Galanteriedegen verwandelte. Noch trug man in der Rechten das lange spanische Rohr mit dem goldenen Knopfe.

Den Charakter der Frauenkleidung jener Zeit bezeichnen: die Schleppe, die Schnürbrust und der hoch aufgethürmte Kopfputz. Das Haar ward so hoch aufgegipfelt, daß geputzte Frauen, wenn sie zu Hofe oder zum Balle fuhren, nicht selten auf den Boden der Kutschen niederknieen mußten, wollten sie sich nicht den Kopfputz an dem Kutschendache eindrücken. Ein lebendiges Bild einer Dame aus dem vorigen Jahrhundert zeichnet uns Johanna Schopenhauer in ihrem „Jugendleben“, in welchem sie sich selbst bei ihrem ersten Ballbesuche schildert: „Ein ungeheurer, mit Drahtgestell und Roßhaar unterbauter, mit großen Massen von Federn, Blumen und Bändern gekrönter Haarthurm setzte über meinem Haupte meiner Länge mindestens eine Elle zu. Die weißen, kaum mehr als zolldicken Stelzchen unter den mit goldgestickten Schleifen gezierten Ballschuhen suchten dagegen dieses Mißverhältniß auszugleichen. Die Stelzchen waren hoch genug, um mich fast nur mit den Fußspitzen den Boden berühren zu lassen. Ein aus dicht aneinander gefügten Fischbeinstäbchen gefertigter Harnisch, steif und fest genug, um einer Flintenkugel zu widerstehen, trieb gewaltsam Arme und Schultern zurück, die Brust heraus und schnürte die Taille zur Wespenform ein. — Und nun der Reifrock, und über diesem der mit Falbeln und allerhand Kinkerlitzchen fast bis

ans Knie hinauf garnirte seidene Rock, und über diesem noch das mit einer langen Schleppe versehene Kleid von dem nämlichen Stoffe; das letztere ging vorn weit auseinander.



Tanzgesellschaft in einem vornehmen Hause im siebzehnten Jahrhundert. Nach einem gleichzeitigen Kupferstich.

„Es war zu beiden Seiten ebenso garnirt wie der Rock. Hals und Brust wurden freier getragen, als man es jetzt schicklich finden würde. Die Aermel reichten bis an den Elnbogen und waren bis zu den Schultern hinauf mit Blonden und Bändern reich garnirt."

Da das Anziehen und namentlich die Herstellung des Festkopfputzes stundenlange Arbeit erforderte, so kam es vor, daß Modedamen, die in den Vormittagsstunden, etwa bei einer Trauung, öffentlich erscheinen mußten, sich am Abende vorher „anziehen“ ließen und die Nacht steifsitzend auf einem Stuhle verbrachten. Schwarze Schönpflästerchen, gewöhnlich „Muschen“ genannt, in der Gestalt von Sonnen, Monden und Sternen, von Täubchen und Amoretten, trug man in Perlmutterdöschen stets bei sich und beklebte damit, um die Weiße der Haut zu heben, Stirn, Wangen, Mundwinkel, Hals und Schultern. Die richtige Anwendung dieses eigenthümlichen Schmuckmittels bildete ein wichtiges Kapitel in der Geheimlehre der Toilettekunst.

Und dennoch würden wir uns dem Vorwurfe oberflächlicher Beurtheilung mit Recht aussetzen, wenn wir in dem Bilde der Zeit schlechthin nichts als Unnatur erblickten. —

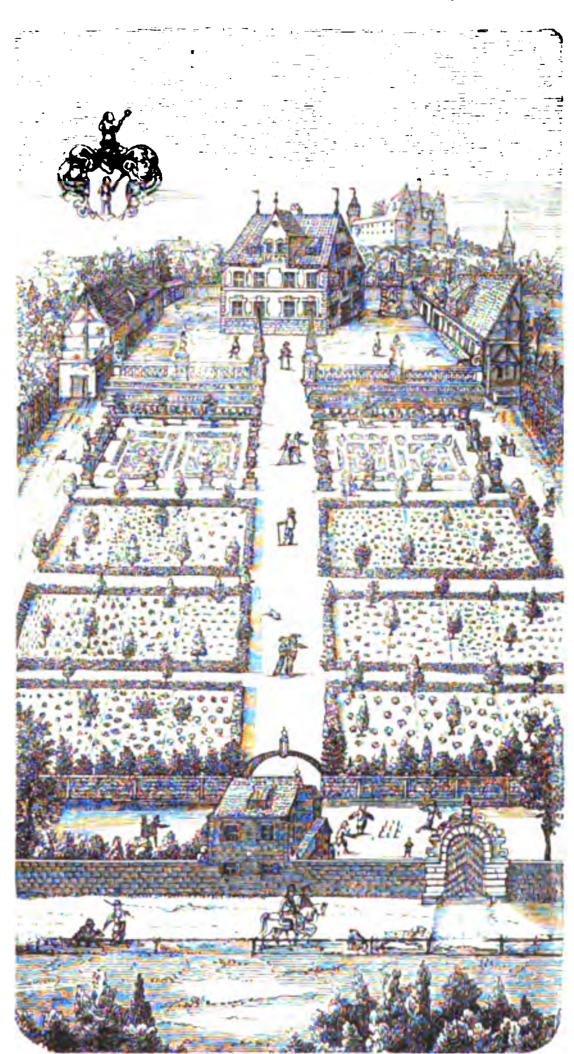
Vergegenwärtigen wir uns die grauenhafte Zeit des Dreißigjährigen Krieges und das Geschlecht, mittels dessen nach dem Westfälischen Frieden eine neue Ordnung der Dinge hergestellt werden sollte. Das sittliche Leben der Gesellschaft war bis auf den Grund zerrüttet; was noththat, um die grenzenlose Verwilderung zu beseitigen, war Maß und Gesetz nach jeder Richtung hin. Höchstes Bedürfniß war Eintritt von Sitte und Zucht, und was diesen Zweck förderte oder zu fördern schien, mußte willkommen geheißen werden, mochte es auch sein, was es wollte, und kommen, woher es wollte. Dies vorausgesandt, kann behauptet werden: die von jenseit des Rheines herkommende Perrücke und die mit ihr einwandernden fremden Gäste, Ceremoniell und Galanterie, deren Symbol gleichsam die Perrücke war, hatten doch einen erziehlichen Einfluß auf das Volksleben. Sie halfen in den heimischen Geistern Zucht und Ordnung wieder erwecken, den Nachwuchs einer verwilderten Zeit bändigen. Mit dem schweren Reiterstiefel ward auch die vandalische Roheit des Ausdrucks jener gesetzlosen Zeit abgelegt. Wie die ganze Haltung und Bewegung in der lockigen Perrücke und in den Schuhen mit den hohen spitzen Absätzen gemessen ward, so ward es auch der Ausdruck der Rede und das Verhalten gegen einander. Aber freilich, die fremden Gäste hatten auch einen Gifthauch aus ihrer Heimat mitgebracht, oder sie erzeugten nach nicht langem Verweilen einen solchen. Allgemach begannen sie entnervend, späterhin geradezu sittenverderbend in unserem Lande zu wirken. Im mündlichen wie im schriftlichen Ausdruck begann die Phrase den Gedanken zu umhüllen, wie die aufgethürmte Lockenfülle der Perrücke das Manneshaupt; mehr und mehr nahm die Redeweise die gezierte Bewegung des Gecken an. Wohin wir blicken, Perrückengelock! — Im Kleide, im Hause, im Garten, in den überladenen Häuserverzierungen, in der Anrede, in den geschnörkelten Schriftzeichen, in den Leistungen der Gelehrten, in den sich häufenden Citaten aus fremden Werken, in der Ausschmückung der amtlichen Erlasse und der mündlichen Rede durch Fremdwörter — überall tritt uns der Perrückenstil entgegen.

Als Probe amtlicher Schreibweise möge hier eine Adresse an das Reichskammergericht zu Wetzlar eine Stelle finden: „Denen hoch- und wohlgebohrnen, edlen, vesten und hochgelahrten, dann resp. hochgebohrnen, wohl- und hochedelgebohrnen respective Ihro kaiserl. und königl. katholischen Majestät verordneten wirklichen geheimen Räthen, dann des löblich kaiserl. und Reichs-Kammer-Gerichts zu Wetzlar, fachverordneten Kammer-Richter-Präsidenten und Beisitzern, unseren besonders lieben Herren und lieben Besondern, dann hochgeerthest auch respective freundlich vielgeliebten und hochgeerthen Herren Vettern, dann hochgeehrten wie auch weiters respective insonderst hochgeneigt und hochgeerthesten Herren.“

Selbst bis ins rauhe Kriegs- und Lagerleben hinein drängt sich die Ueberschwenglichkeit und Verlogenheit des Ausdrucks. So beschwert sich Prinz Eugen in einem vertraulichen Schreiben an einen Freund über die „unbesiegliche Höflichkeit“ des Herzogs von Marlborough. „Prinz Ludwig und ich“, heißt es in dem Schreiben, „bestrebten uns bei der ersten Zusammenkunft, dem Herzog von Marlborough mit aller Höflichkeit zuvorzukommen, aber wir zogen immer den Kürzeren. Prinz Ludwig sagte ihm: der Herzog sei zu rechter Stunde

gekommen, das Deutsche Reich und auch seine, des Prinzen, Ehre zu retten. „Das Deutsche Reich“, erwiederte er, „ist durch Ihre Person allein, wenn man sie unterstützt, schon gerettet.“ Ich rühmte ihm, daß ich in meinem Leben noch keine Truppen von solchem Muthe und solcher Herzhaftigkeit als die seinigen gesehen habe. „Alles dies“, sagte er, „verursacht nur Ihre Gegenwart.“ — Die gedrechselten überschwenglichen Anreden und Titulaturen gegen Vornehme trugen sich auf die Gesinnung über, die schließlich kriechend wurde. Der Vater unterzeichnet einen Brief an seinen Sohn: „Dein wohlaffectionirter Vater.“

Die gezierten Herren wie die Schönheitspflästerchen im Gesicht tragenden Damen rümpften die Nasen, wenn Jemand in seiner Ausdrucksweise noch etwas von der Einfalt und Derbheit der Luther'schen Art zu reden hatte. So sah es zumeist in den Kreisen der Gesellschaft aus, die durch Stand und Vermögen hervorragten. Die meisten deutschen Höfe wurden mehr und mehr Pflanzstätten französischer Liederlichkeit, keiner in dem Maße als der sächsische. Selbst der Berliner Hof hatte einen französischen Anflug bekommen. Daß das Volk dazu da sei, durch Mühsale und Entbehrungen aller Art den Fürsten und ihren Höflingen die Mittel zu einem Leben voll Uebermuth und Ueppigkeit zu verschaffen, galt an den meisten Höfen als eine sich von selbst verstehende Sache. Das Erkennen der Forderungen des Christenthums war in dem Maße in jenen Regionen abhanden gekommen, daß man meinte, dem Volke geschähe hohe Gnade dadurch, daß ihm gestattet sei, die irdische Herrlichkeit des Hoflebens, die, einem fressenden Feuer gleich, des Volkes Gut verschlang, in stillem Entzücken anzuschauen, und leider gab es unter den Hoftheologen jener Zeit wenige, die die Wahrheit ebenso nach oben, wie nach unten hin verkündet hätten. Geistliche und auch Gelehrte schmeichelten den Großen und suchten deren Laster zu beschönigen. Ein seltenes Beispiel von Unerschrockenheit wird uns von dem würdigen Prälaten Osiander erzählt, der, als das Fräulein von Grävenitz, eine Buhlerin des Herzogs Eberhard Ludwig von Württemberg, in frecher Weise forderte, in das Kirchengebet eingeschlossen zu werden, die Antwort gab: es werde ja immer im Vaterunser für sie gebetet: „erlöse uns von dem Uebel!“ — „Sonst“, klagte ein Zeitgenosse, „ist man viel freier gewesen, die Laster auch der Fürsten und Herren zu strafen; jetzt muß gehofiret sein. Gott erbarm's!“



Landhaus und Gartenanlage zu Anfang des vorigen Jahrhunderts.
Nach einem Kupferstich.

„Während Jammer und Armuth in Sachsen zunahmen," sagt Schlosser, „vermehrte König August II. den Glanz seines Hofes, Festeund Aufzüge, Günstlinge, Maitressen und natürliche Kinder. Nachdem die Polen sich losgesagt, mußte Sachsen allein die Kosten des Heeres und besonders der adligen Garde tragen. Erlaubte und unerlaubte Mittel wurden angewandt, Geld zu machen; die gutwilligen Stände übernahmen eine Million Schulden nach der andern, bewilligten nach hergebrachter Weise immer neue Schocke Groschen und Quatember, errichteten Lotterien, beschlossen Vermögenssteuer, sie ließen für einen Karneval am Hofe selbst von Fabrikbedürfnissen Abgaben zahlen, sie gewährten im Frieden ordentliche und außerordentliche Kriegssteuer." Wohlgefällig berichtet ein Hofgeschichtschreiber, die Herren Landstände hätten etliche Wochen die meisten Abende in die Redouten bei Hofe gehen, auch Opern und Komödien besuchen können; Seine königliche Majestät wären so prächtig maskirt gewesen, daß die Juwelen, welche sie auf dero Leib gehabt, auf mehrere Millionen geschätzt worden. — Im Monat September werden italienische, französische Opern und Komödien gegeben, dann Kampfjagen mit Feuerwerk, Turniere zu Roß und zu Fuß, Carousſel und Ringrennen, Türken- und andere Aufzüge, Nachtrennen, Wasserjagd, Jahrmarkt mit maskirten Nationaltrachten, Damen- und Bergbaufest. Gleichzeitig herrscht Hungersnoth im Lande, besonders im Erzgebirge, wo das Brot an manchen Orten ganz mangelt. Graf von Friesen heirathete die ältere Comtesse Cosel, eine natürliche Tochter des Königs. Der Festbeschreiber sagt: „Der König kam deshalb nach Pillnitz, versammelte einige Regimenter und den ganzen Hofstaat; es wurden solche Lustbarkeiten angestellt, dergleichen wol, dieweil die Welt steht, bei einem gräflichen Beilager nicht gesehen worden."

Es seien hier nach Schlosser noch einige Züge aus dem Hofleben jener Zeit angeführt. Am bayerischen Hofe herrschte großer Aufwand mit Hunden, Pferden, Jagd und Prozessionen; in Württemberg regierte und verkaufte das Land unter Herzog Eberhard Ludwig eine Buhlerin des Herzogs, unter Karl Alexander der Jude Süß Oppenheimer. Karl Alexander, der katholisch geworden war, dachte nur an Lustbarkeiten, Pracht und Geld. Um letzteres in genügender Menge herbeizuschaffen, verkaufte Oppenheimer den Meistbietenden Stellen und Einkünfte. In allen Prozessen ward willkürlich um Geld gestraft, die Waisenhäuser und frommen Stiftungen wurden beraubt. Während der dreijährigen Regierung des Herzogs wurden durch Stellenverkauf und Erpressungen anderer Art über eine Million Gulden zusammengebracht. In einem Jahre betrug der Wildschaden allein eine halbe Million. Was nicht an Oppenheimer und seine Genossen kam, verschwand für Feste und Aufzüge, Juwelen, Opern, Komödien, Sängerinnen und Tänzerinnen und Karnevalslustbarkeiten. — An den Höfen der geistlichen Fürsten ging es gleich übel zu. Der Bischof Schönburg in Bamberg hatte einen vollständigen Hofstaat, 30 Kammerherren und 16 Züge Pferde. Bei Tafel saß der geistliche Herr in einem rothsammtnen, golddrapirten Lehnsessel, es gab für gewöhnlich 14 Speisen, eben so viel Schüsseln Nachtisch. — Karl Biedermann sagt in seinem Werke: Deutschlands trübste Zeit, oder: der Dreißigjährige Krieg in seinen Folgen: „Der Adel drängte sich immer massenhafter in den Dienst der Fürsten, suchte dort Entschädigung, Bereicherung, Auszeichnung, und löste sich so in ähnlicher Weise von seinen Unterthanen ab, wie der Fürst von dem Volke. Oder, wenn er zeitweilig auf seinen Gütern erschien, spielte er dort gern den Souverän im Kleinen, umgab sich mit einem steifen Ceremoniell und verschwendete nicht selten die Reste seines Vermögens in Luxusbauten — Nachahmungen der fürstlichen Schlösser im Kleinen — statt an die Verbesserung der ruinirten Güter oder die Wiederaufhülfe der verarmten Unterthanen zu denken. Einzelne Ausnahmen gab es allerdings sowol unter dem Adel als unter den Fürsten, allein der allgemeine Zug war so, wie wir ihn geschildert. — Die bürgerlichen Klassen hatten ebenfalls ihren inneren Halt, ihre alte Ehrenhaftigkeit und ihren Sinn für Unabhängigkeit zum großen Theile eingebüßt. Wohlhabende Kaufleute haschten nach Adelstiteln und schämten sich ihres bürgerlichen Standes und Gewerbes.



Preußische Geschichte. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Markt zu Brandenburg im siebzehnten Jahrhundert. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die alte Solidität verschwand nur zu häufig aus Handel und Wandel, wie aus der Lebensweise des Bürgerstandes, indem Einer es dem Andern zuvor zu thun suchte, unbekümmert, ob er die Mittel dazu habe, oder ob er es dafür sich und den Seinigen am Nothwendigsten fehlen lassen, wol gar zu unredlichen Arten des Erwerbs greifen müsse." — Mehr noch als für eine frühere, galt für die jetzige Zeit der Klageruf des Dichters Logau:

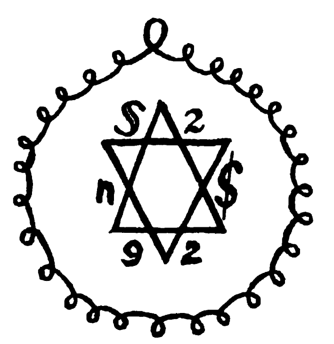
„Weiland war das Sein werther als der Schein,
Nunmehr ist der Schein werther als das Sein."

Wunderdoktoren. So nothwendig und nützlich ein lebhafter geistiger und materieller Wechselverkehr der Völker unter einander ist, so ward doch vom Auslande unserem Volke, infolge seiner Empfänglichkeit für alles Fremdländische und Neumodische, fast mehr des Schlimmen wie des Guten übermittelt. Von Frankreich aus fanden alle die geschilderten Thorheiten und Uebel Zutritt bei uns; von den Niederlanden pedantische Sitten und religiöse Spitzfindigkeiten; Italien sandte seine Sänger und Sängerinnen, seine Buhlerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, Marktschreier, Abenteurer und Künstler aller Art. Gelüstete es einem Schwindler oder Wundermann, seinem Beutel einen Dienst zu erweisen, so geschah dies in der Regel unter wohlklingendem italienischen Namen. Unter solchen traten vorzugsweise Angehörige einer besonderen, freilich etwas niedrigen Klasse der ärztlichen Zunft dem dummgläubigen Publikum der niederen und höheren Regionen entgegen. Der Heilschwindel ist freilich weder ein Produkt des Mittelalters noch der Rococozeit — er ist so alt als die Menschheit selber und war früher die Domäne der Beschwörer, der weisen Frauen und Hexen und verwandter dunkler Kreaturen.

Wenn die gebräuchlichen Hausmittel nicht anschlugen, und die Natur sich nicht selber half, dann stand es schlimm um den von Krankheit und Siechthum Heimgesuchten, denn mit der ärztlichen Kunst war es damals überaus schlecht bestellt, wiewol seit der epochemachenden Entdeckung des Blutumlaufes durch Harvey auch die medizinische Wissenschaft mancherlei Fortschritte gemacht hatte. Es gab unter den Jüngern Aesculap's eine Menge Marktschreier und Wunderdoktoren, welche auf öffentlichen Plätzen und anderen Orten Gerüste aufrichteten und von da aus das gaffende Volk anriefen, ihm Ziegelstaub als sogenannte goldene Medizin anpriesen und weiterhin chinesische Pulver, paracelsische Panaceen, Goldtränke, seraphinische Latwerge, „Gottes Wundergüte preisendes Otternschmalz" und viele andere mit arabischen und anderen Benennungen ausstaffirte Heilmittel in Pillen-, Sirups-, Tropfenform u. s. w. für theures Geld verkauften. Den Vornehmen und Reichen wurden als wundersame Arkana aufgelöste Perlen und Edelsteine, Silber- und Goldpräparate gereicht. Das aurum potabile galt lange Zeit für ein Universalmittel. Fuchslunge sollte bei Schwindsucht, die Eingeweide eines Wolfes bei Kolik, Eberklauen und Menschenblut bei der Fallsucht, Bilsensamen gegen Zahnweh, magnetische Salben gegen allerhand Gebrechen Hülfe bringen. Es gab viel angestaunte Charlatane, welche das Fett Hingerichteter zu Wunderbalsamen verarbeiteten, ferner wurde die Muttermilch als ein Remedium für den äußersten Fall empfohlen. Im „Simplicissimus" steht zu lesen, daß aus dem Blute der kranken Leute ein „köstlicher Schnupftabak" bereitet worden sei. Die Bruch-, Stein-, Hühneraugen- und Wurmschneider, die Zahnbrecher u. s. w. ziehen von Ort zu Ort, von Markt zu Markt mit neuen und alten Latwergen, Elixiren und ihren „unvergleichbaren" Theriakschmierereien. Letzteres hochangesehenes Heilmittel stand hoch im Preise und war ein Gemisch aus Opium, spanischem Wein, Honig, Baldrian, Angelikawurzel, Meerzwiebel, Zimmt, Kardamom, Myrrhe und Eisenvitriol. Außerdem führten die Wunderdoktoren eine Menge anderer Geheimmittel, wie z. B. das Philosophenöl, allerhand Liebestränke, Schönheitsmittel, Amulette (Adler und Blutstier), Brillen, Goldtinkturen und die kostbare Quintessenz, durch deren Anwendung man bald reich zu werden vermochte u. s. w.

Die Wunderdoktoren erschienen in stattlichem Gewande, zu Ende des siebzehnten Jahrhunderts in mächtigen Wolkenperrücken und aufgestülpter Hornbrille, um die Menge in dem

Glauben, grundgelehrte Heilkünstler vor sich zu haben, zu bestärken. An der Seite des scharlachrothen oder zeisiggrünen Rockes mit Goldtressen fehlte selten der Galanteriedegen, die mit kostbaren Ringen geschmückten Hände prangten zwischen Spitzenmanschetten, aus der langschößigen Weste drängte sich ein anspruchsvoller Busenstreifen hervor, an den Schuhen blinkten dicke silberne Schnallen. Die Charlatane kündigten sich als Mitglieder mehrerer Fakultäten an, als weitgereiste, in den Wissenschaften wohl erfahrene Doctores, und sie verstanden es, ihre Reden an die maulaufsperrende Menge mit lateinischen und griechischen Floskeln auszustaffiren. Weit umher reisende „Aerzte" hielten sich öfters zwei und mehrere Bediente und zogen wol in eigenem Wagen von Stadt zu Stadt. Die gedruckten Anpreisungen der Wunderkuren sind mit Abbildungen von unglaublichen, wundersamen Operationen versehen, die der glücklichen Hand des Charlatans gelungen; weiterhin sind zu schauen: Gläser mit Schlangen, Skorpionen, Bandwürmern, Mißgeburten rc. Possenhaft aufgeputzte Heilgehülfen und Diener verkündigen vorher durch Trommelschlag in den Gassen oder durch Trompetenschall von den Gerüsten herab den staunenden „Meßfieranten" die Ankunft des kaiserlich, königlich, kurfürstlich, wol auch päpstlich privilegirten Magus oder Wunderdoktors. Ein solcher Marktschreier, ein gewisser Fuchs, zog 1742 als Augen-, Bruch-, Stein-, Wurm- und Wundarzt umher mit Hanswurst und aufgeputztem Heiducken und ließ durch diese sein vielgesuchtes „spanisches Laxirbrot" der herbeiströmenden Menge „rekommandiren".



Amulet (Bleiplatte aus d. 17. Jahrh.).

Das Eigenthümliche bei diesem kaum faßbaren Schwindel ist, daß die Regierungen und Ortsobrigkeiten diese Charlatans in ihrem Gewerbe durchaus nicht störten, wiewol das Unheil, welches diese Heilkünstler, die sich unbefangen an die schwierigsten Operationen wagten, in ihrer dreisten Unwissenheit unter Vornehmen und Geringen anrichteten, gerade groß genug war. — So blieb es bis zu Anfang unseres Jahrhunderts.

Man sah damals noch vielfach in Silber gefaßte „Adler- und Blutsteine", Arzneikörper, und andere völlig wirkungslose Substanzen, an deren Zauberkraft noch geglaubt wurde. Ja, man findet bis zur Stunde im Volke noch vielfach den Aberglauben an mit kabbalistischen Figuren und Beschwörungsformeln beschriebene „Zauberzettel". — Dem Vieh wurden „Schutzzettel" um den Hals gehängt, oder es wurden solche über die Thür oder an die Wand des Hauses genagelt. Selbst noch in den Kriegen gegen Oesterreich kauften die Soldaten dergleichen Schutzzettel als „Kugelsegen" zu Tausenden, um sich gegen Schuß und Hieb „fest zu machen". — Unsere Abbildung stellt ein solches Amulet (Bleiplatte aus dem siebzehnten Jahrhundert) dar.

Infolge der Dummgläubigkeit unseres Volkes, seiner läppischen Vorliebe für alles Ausländische, der Verschwendungssucht seiner Fürsten und Vornehmen, der religiösen Engherzigkeit und fortdauernden Unduldsamkeit — mit einem Worte infolge des fortschreitenden politischen und sozialen Verfalles erschienen auch die verbliebenen lobenswerthen Eigenschaften der Deutschen in getrübtem Lichte, ja oft mochte man die besseren Güter des Volkes für unrettbar dem Verderben preisgegeben halten. — Längst schon hatte hier und da ein deutschgesinnter Mann — ein Gelehrter, ein Geistlicher, ein Dichter — die Gefahr erkannt, die uns aus der Nachäfferei und Ausländerei erwuchs, vornehmlich aber von dem Franzosenthum drohte, und es war mancher mahnende Ruf erhoben worden. Stimmen dieser Art waren indeß fast wirkungslos verhallt. Die Zeit war nicht dazu angethan, daß eine öffentliche Meinung sich hätte bilden und bestimmend auf das Leben des Volkes wirken können.

Zweite Abtheilung.

Friedrich Wilhelm I. und seine Zeit.



Nach der Thronbesteigung. (Siehe S. 97.)

Drittes Buch.

Friedrich Wilhelm als Landesvater.

Jugendzeit des Kronprinzen.

Im Hinweis auf den im letzten Abschnitt geschilderten Sittenverfall dürfen wir behaupten: es ist als eine Gottesfügung zu betrachten, daß der Wille, das fremdländische Wesen, vornehmlich das Franzosenthum, abzuweisen und der deutschen Sitte und Eigenart Raum zur Entfaltung ihrer Innerlichkeit zu verschaffen, in der Seele eines deutschen Fürsten in einer solchen Stärke auftrat, wie sich dies in höherem Grade weder zuvor noch nachmals bei einem deutschen Regenten bemerkbar gemacht hat. — Friedrich Wilhelm I., der Nachfolger König Friedrich's I., war der Mann, welcher während der Periode allgemeiner Sittenverderbniß durch sein Beispiel, ja selbst mittels Zwanges alte gute deutsche Sitten wieder zu Ehren zu bringen suchte. Ein urkräftiger Germane, ein Mann von altem Schrot und Korn, bisher in Schweigsamkeit gehalten von der Ehrfurcht, die er seinem königlichen Vater zollte, tritt er, als kaum das Diadem der Herrschaft seine Stirn berührt hatte, plötzlich in seiner wahren Natur in die französirte Welt des Hoflebens ein, um all den flunkernden Flitter, der ihm längst bis in den Tod zuwider gewesen war, weit hinweg zu fegen. Seine Hand war eisern und dabei nicht von einem „Sammthandschuh bedeckt." —

Wir müssen es im Hinblick auf den Segen, den Friedrich Wilhelm uns gebracht, hinnehmen, daß er bisweilen — wir werden davon noch zu reden haben — zu weit griff, daß er neben vielem Schlimmen auch einzelnes Gute vernichtete oder abwehrte. Es sei gestattet, hier noch einmal darauf zu verweisen, wie der Hauptschlüssel zur Beurtheilung geschichtlich hervorragender Personen in dem Zusammenhange mit der kulturgeschichtlichen Entwicklung ihrer Zeit liegt, daher es nothwendig ist, denselben sich möglichst zu vergegenwärtigen.

Friedrich Wilhelm ward in dem Jahre des Regierungsantritts seines Vaters (1688) in dem Schlosse zu Berlin geboren. Als man der Mutter der Kurfürstin, die auf die frohe Kunde von der glücklichen Niederkunft ihrer Tochter aus Hannover herbeigeeilt war, den neugeborenen Enkel überbrachte, brach sie in Freudenthränen aus und konnte nicht Worte genug finden, seine Gesundheit, seine kräftigen Gliedmaßen und seine hellen Augen zu rühmen. Es war nicht zu verwundern, wenn die glückselige Großmutter in dem jungen Kinde einen kleinen Herkules in der Wiege sah.

Die fürstlichen Eltern dachten vor allen Dingen bald daran, dem Prinzen eine tüchtige Erzieherin zu geben. Eine solche fanden sie in der Frau von Rocoulles, einer französischen Protestantin, die sich, ihre Mutter und ihre beiden Töchter mit bewunderungswürdiger Kühnheit während jener Verfolgungen durch den Fanatismus des Hofes (Dragonaden) aus Frankreich nach Deutschland gerettet hatte. Sie verwaltete ihr Amt mit der größten Hingebung, doch machte ihr der mehr und mehr erwachende Eigenwille des Prinzen viel zu schaffen. Eines Tages sprach sie gegen den etwa fünfjährigen Prinzen die Drohung aus, ihm, einer Unart wegen, das Frühstück vorenthalten zu wollen. Als sie sich danach auf einige Augenblicke in das Nebenzimmer begiebt, geht der Prinz zum Fenster, öffnet es und stellt sich — es war im dritten Stockwerk des Schlosses — auf die äußere Brüstung desselben. Man denke sich den Todesschrecken der armen Frau, als sie den Prinzen in dieser höchst gefährlichen Stellung findet. Auf seine Drohung, sich hinabzustürzen, wenn ihm nicht das Begehrte sogleich gebracht werde, fand der Eigensinn des Prinzen natürlich unbedingt Berücksichtigung. Die Frau von Rocoulles zitterte noch an Händen und Füßen, als Friedrich Wilhelm schon am Tische saß und das schnell herbeigeholte Frühstück in aller Seelenruhe verzehrte.

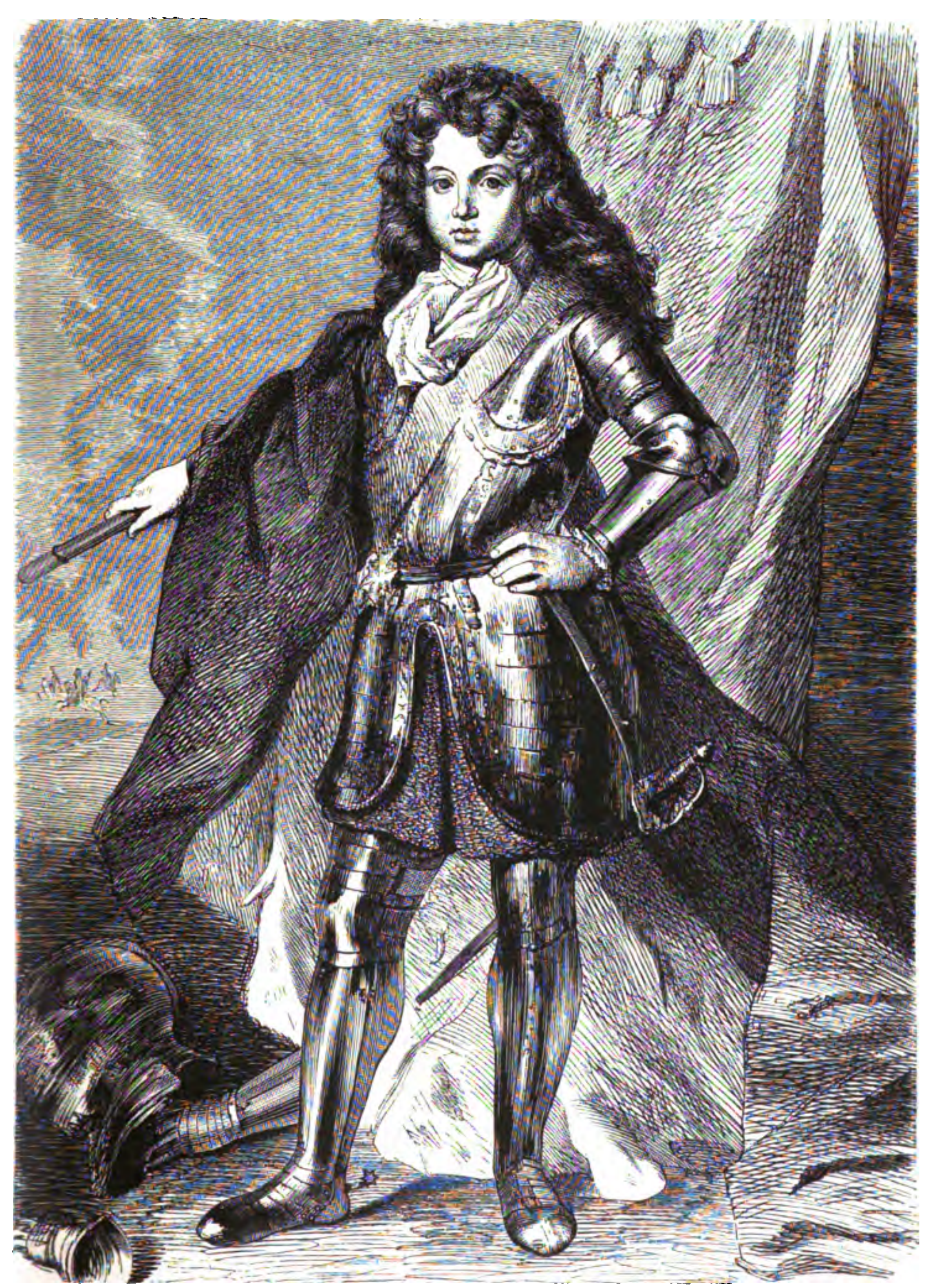
Aehnliche Auftritte bestimmten die fürstlichen Eltern schon jetzt, die Erziehung ihres Sohnes einem tüchtigen Offiziere anzuvertrauen, und sie erwählten zu dem Amte eines Oberhofmeisters des Prinzen den Grafen Alexander Dohna. Pöllnitz sagt von ihm: „Er war von schönem Wuchs und von einnehmendem Aeußern. Seine Sitten waren streng und stoisch; er war gottesfürchtig. Rechtschaffenheit und Ehrgefühl leiteten ihn in allen seinen Handlungen. Da er aber von Jugend an bei dem Heere gedient, hatte er ein stolzes, hochmüthiges und befehlendes Wesen angenommen.“

Ein schon frühzeitig auffallend an dem Prinzen hervorstechender Zug war der, daß er Pracht nicht liebte. Faßmann erzählt: „Es war für den Prinzen ein mit Gold stark bordirtes erstes männliches Kleidchen gemacht worden, das Sie mit einer ziemlichen Zufriedenheit angesehen, dasselbe sich auch mit aller Gelassenheit haben anlegen lassen. Als man hingegen auch dem jungen Herrn einen Schlafrock von Brocat vorgelegt, hat er ihn erstlich von hinten und vorne, auch von innen und außen genau betrachtet, alsdann aber denselben ergriffen und ihn in das Feuer geschmissen, welches, weil es zur Winterzeit gewesen, in einem Kamin sehr stark gebrannt.“ — „Durch diesen Vorgang“, sagt Faßmann weiterhin, „hat die Natur zu erkennen gegeben, daß der Prinz dereinst ein Feind von aller übermäßigen Pracht sein würde.“

In der Instruktion, die der Oberhofmeister empfing, heißt es unter Anderm:

„Insonderheit muß der Kurprinz von der Majestät und Allmacht Gottes wohl und dergestalt informiret werden, daß Ihm allezeit eine heilige Furcht und Verehrung vor Gott und dessen Geboten beiwohne: denn dieses ist das einzige Mittel, die von menschlichen Gesetzen und Strafen befreite souveräne Macht in den Schranken der Gebühr zu erhalten. Und gleich wie andere Menschen durch Belohnungen und Strafen der höchsten Obrigkeit vom Bösen ab- und zum Guten angehalten werden, also muß solches allein die Furcht Gottes bei großen Fürsten, über welche kein menschliches Gericht Strafe oder Belohnung erkennet, aufwecken. Und geschiehet solches, wenn sie von der Majestät und Gerechtigkeit Gottes wohl persuadiret sein, und daß, ob sie gleich über alle Menschen, dennoch Gott

über sie, und sie vor demselben nur Staub und Asche sind, vor welchem sie auch dermaleinst von ihrer Regierung, ja auch von jedem unnützen Worte ebensowol werden Rechenschaft geben müssen, als der geringste ihrer Unterthanen.



Der Kronprinz im zwölften Lebensjahre. Nach dem Bilde von Pesne.

„Und damit der Kurprinz solches um so leichter und besser fassen möge, kann man Ihm die Exempel derjenigen Könige und Fürsten, welche Gott wegen ihrer Frömmigkeit und Gottesfurcht mit einer glücklichen Regierung gesegnet und groß gemacht, wie auch im

Gegentheil die Exempel derer, welche durch Abwendung von Gott und eine lasterhafte Conduite sich und ihre Lande in alles Unglück gestürzt, unnachlässig vorhalten."

Der schöne Knabe hatte eine außerordentlich zarte Gesichtsfarbe. Allen, namentlich seiner Mutter, gefiel das sehr, ihm dagegen behagte es durchaus nicht. Er wünschte sich das wetterbraune Ansehen der Kriegsleute. Eines Tages findet ihn die Mutter in der Sonne liegen, wie er eben sein Gesicht mit einer Speckschwarte reibt, um mit Gewalt das ihm verhaßte blendende Weiß hinwegzubringen. Doch seine Haut war von solcher Weiße, daß selbst Mittel dieser Art nicht zum gewünschten Ziele führten. — Da am Berliner Hofe, wie überall an den deutschen Fürstenhöfen, fast nur französisch gesprochen wurde, so lernte der Prinz sich in der französischen Sprache bald fertig ausdrücken. Nicht so in seiner Muttersprache, die er fast nur von niederen Personen und Landleuten sprechen hörte, daher es kam, daß er auch später nur das etwas derbe und grobkörnige Deutsch der gewöhnlichen Leute schrieb und sprach.

Friedrich Wilhelm hatte das zwölfte Jahr erreicht, als sich sein Vater nach Königsberg begab, um sich die Königskrone auf sein Haupt zu setzen. Er begleitete denselben, war also Zeuge aller der großartigen Feierlichkeiten, die dort stattfanden; auch sein Titel erhöhte sich, indem er von dem Augenblicke an, in welchem die Krönung vollzogen ward, nicht mehr Kurprinz, sondern Kronprinz hieß. — Es ist dem Leser bekannt, daß Friedrich bei dieser Gelegenheit den schwarzen Adlerorden stiftete. Der Kronprinz war der Erste, der den Ritterschlag von dem König empfing.

Dem Leser ist es ferner erinnerlich, daß es am Hofe Sitte geworden war, Geld mit vollen Händen auszustreuen. Des Prinzen Art dagegen, mit dem Gelde umzugehen, hatte ihn früh schon in den Ruf eines jungen Geizhalses gebracht. Es ist noch jetzt ein Ausgabebuch von ihm — „Rechnung über meine Dukaten" — vorhanden, das er von seinem zehnten bis zwölften Jahre geführt hat, aus dem einerseits zu ersehen ist, daß er jede, auch die kleinste Ausgabe, sorgfältig vermerkte, aus dem aber andererseits auch hervorgeht, daß er den Nothleidenden oft und reichlich von dem Seinigen spendete.

In seinem dreizehnten Lebensjahre bestieg der Kronprinz zum ersten Male ein Pferd, und der Vater, der es liebte, jedes Begegniß des Hauses zu feiern, ließ zum Andenken an diesen Tag eine Schaumünze prägen, die den Kronprinzen zu Pferde zeigt, und die für die Anschauungen jener Zeit charakteristische Umschrift: „praeludia regni" (Vorspiel der Regierung) trägt. Der Hofpoet, Herr von Besser, suchte auch seinerseits zur Verherrlichung des Tages durch ein Gedicht beizutragen, in welchem Machwerke es unter Anderm heißt:

„Ich wünsche, daß, wie du des Staates Ebenbild
Jetzt, ein gezäumtes Pferd, lernst nach der Regel führen,
Also der Unterthan, was deine Reitkunst gilt,
Dereinst in deiner Kunst des Herrschens werde spüren."

Zu Vergleichen solcherlei Art verstieg sich die Muse der damaligen Hofdichtkunst. Ein „Wandeln auf der Menschheit Höhen" war das freilich nicht. — Bald zeichnete sich der Kronprinz als Reiter und Jäger aus. In dem Wusterhausenschen Forst erlegte er manches Stück Wildpret. Daher mag es gekommen sein, daß ihm das Jagdschloß zu Wusterhausen (drei Meilen von Berlin) auch noch in späterer Zeit ein Lieblingsaufenthalt geblieben ist.

Da man in der Wahl der Fachlehrer des Kronprinzen keinesweges glücklich gewesen war, hielt seine geistige Entwicklung mit seiner körperlichen nicht gleichen Schritt. Es fehlte nicht an Auftritten der Heftigkeit und des Trotzes, doch wurde sein rechtschaffener und ehrenhafter Sinn immer nur auf kurze Zeit durch leidenschaftliche Aufwallungen entstellt.

Da er schon seit früher Jugend mit Leib und Seele dem Soldatenstande zugethan war, so erregte es in ihm eine außerordentliche Freude, als ihm vom Vater gestattet wurde, sich aus einer Zahl adeliger Knaben eine Compagnie Kadetten zu bilden. Er war nun unermüdlich im Einexerziren, und bald brachte es seine Compagnie in ihren kriegerischen Uebungen zu großer Fertigkeit.

Der schon genannte Engländer Toland, der, wie bemerkt, zu den Abendgesellschaften der Königin Sophie Charlotte Zutritt hatte, spricht sich über den Prinzen sehr günstig aus. „Der Kronprinz", sagt er, „logirt auf dem Schlosse zu Berlin und hat noch bis Dato kein anderes Lustschloß für sich als Wusterhausen, wo er zu jagen pflegt. Es hat die Natur der männlichen Gestalt dieses jungen Helden zugleich alle Schönheit und Ehrbarkeit des weiblichen Geschlechts mit eingedrückt. Denn er ist wahrlich ein überaus angenehmer Prinz, sehr gnädig und freundlich, von einem guten Verstande und begierig, alle Dinge zu wissen, auch nicht unfleißig in den Studien, und zwar dies unter dem Grafen Dohna, welcher sein Hofmeister ist. Ich habe ihn öfter auf der Reitschule, auch seine anderen Exerzitien mit großer Approbation machen sehen. Es scheinet aus seiner Natur, nach seinem Alter, als ob er ein starker Herr werden würde; er ist sehr wohl proportionirt, doch thut auch sonst die Gestalt und Taille nicht viel zur Sache, wenn er nur sonst von der ansteckenden Seuche der Hoffuchsschwänzer und von den Verderbern junger Regenten frei und verwahrt bleibt."

Nun, vor dem Pesthauch der „Hoffuchsschwänzerei" schützte den Prinzen seine natürliche Derbheit und Geradheit. Zwischen ihm und den heuchlerischen und schmeichlerischen Hofschranzen bestand, als er kaum das Jünglingsalter erreicht hatte, eine unübersteigbare Kluft, und es mochte die betreßten Herren manchmal eine Ahnung davon überkommen, daß die Tage ihres müßiggängerischen Lebens gezählt seien. Der Kronprinz behandelte sie, soweit es die Ehrfurcht gegen seinen königlichen Vater ihm nicht wehrte, mit völliger Nichtachtung, oder er trieb sogar seinen Spott mit ihnen. Einst trat er in das Vorzimmer des Königs und fand dort um den Kamin sitzend, in dem ein Feuer loderte, eine Zahl von Geheimen Räthen und Kammerherren. Es erfolgt allgemeine Erhebung und darauf eine so tiefe Beugung, daß die Locken der großen Pariser Allongeperrücken, mit denen die Häupter der Räthe und Kammerherren geschmückt waren, fast den Boden berühren. Der Prinz setzt sich zu ihnen und lenkt das Gespräch auf die Modethorheiten, für die so große Summen ins Ausland, namentlich nach Paris, wanderten. Natürlich finden seine Worte die „allerunterthänigste Beistimmung". „Ich bin sehr erfreut", sagt der Kronprinz, aus dessen hellen Augen der Spott blitzt, „daß Sie, meine Herren, mit mir so übereinstimmen, und ich darf ohne Zweifel hoffen, daß Sie mir Ihre Uebereinstimmung gern durch die That beweisen werden." Neue allgemeine Erhebung und tiefste Verbeugung. „Nun denn", ruft der Kronprinz, indem er seine kleine Stutzerperrücke vom Haupte nimmt und sie ins Feuer wirft, „ich nehme die Herren beim Wort; ein Hundsfott, der mir's nicht nachthut!" Wie die Herren einige Augenblicke verblüfft einander anschauten — es war ein Gaudium ohne Gleichen für den Kronprinzen. Aber was half es? Einer nach dem Andern nahm den theuren Schmuck von dem ehrwürdigen Haupte und überantwortete ihn den Flammen.

Die Einführung des Kronprinzen in den Staatsrath fand im Jahre 1705 statt. Um diese Zeit war er bereits auch Oberst und Inhaber eines Infanterieregiments. Damals trat auch schon die Liebhaberei an langen Soldaten in ihm hervor. Auch berichten Zeitgenossen aus jener Zeit, es habe sich klar erkennen lassen, nach welchen Grundsätzen Friedrich Wilhelm später regieren werde. Es sei nämlich von ihm eine Aeußerung des Cyrus als das klügste Wort im Alterthum in Bezug auf Regierungskunst bezeichnet worden. Dies Wort lautet: „Die sichersten Mittel, einem Volke, einem Lande, einem Königreiche ein dauerndes Glück zu bereiten, sind ein Heer ausgewählter Krieger und eine gute Haushaltung."

Verheirathung. Als Friedrich Wilhelm das achtzehnte Lebensjahr zurückgelegt hatte, ließ der König für ihn um die Hand der Prinzessin Sophie Dorothea, Tochter Georg Ludwig's, Kurfürsten von Hannover und Königs von England, werben. Nachdem das Jawort eingegangen war, reiste der Kronprinz nach Hannover, und es fand seine Verlobung mit Sophie Dorothea (im Juni 1705) statt. — Zeitgenossen rühmen die Schönheit, den Geist und die Herzensgüte der Braut außerordentlich.

„Sie war von hohem, schlankem Wuchse, ihre Gesichtszüge waren regelmäßig und die blauen Augen voll Feuer, ihr schönster Schmuck. Ihre Hautfarbe war das zarteste Weiß,

welches durch das braune Haar noch mehr gehoben wurde. Alle diese äußeren Reize wurden noch erhöht durch die Vorzüge ihres Geistes und Herzens." — Wenige Tage nach der Verlobung begab sich der Kronprinz zur Armee nach den Niederlanden. Der Leser möge sich hier dessen erinnern, was über die Veranlassung und den Fortgang des Spanischen Erbfolgekrieges gesagt worden ist, an dem auch eine preußische Hülfsmacht Theil nahm. Hier fand Friedrich Wilhelm Helden vom echten Schlage, die ihm schon von Jugend an lieb und werth gewesen waren, so den Fürsten Leopold, den Prinzen Eugen, den Herzog von Marlborough. Wie es scheint, machte Marlborough den nachhaltigsten Eindruck auf ihn.

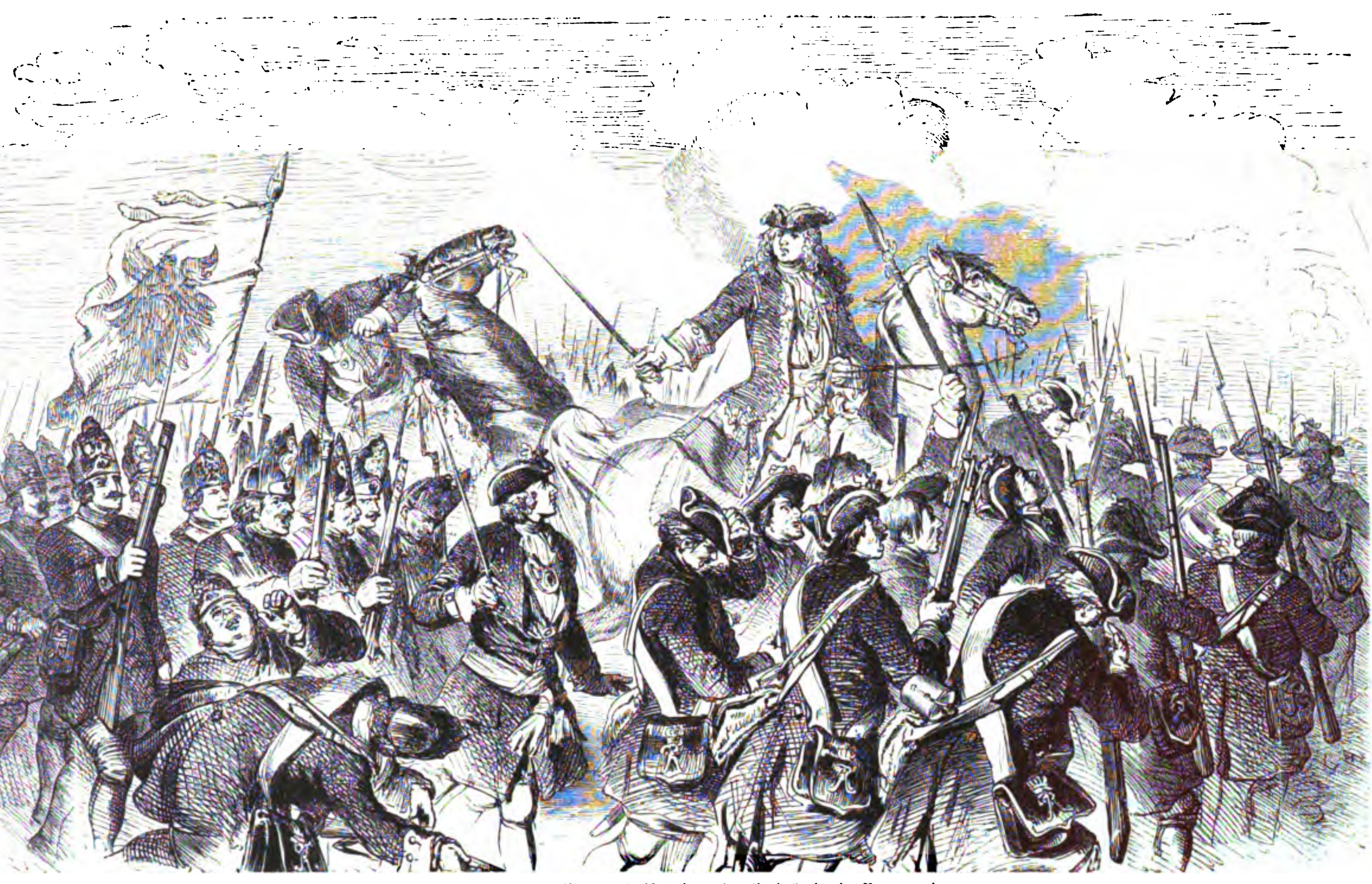
Nachdem der Kronprinz sich unter Führung Marlborough's bei der Einnahme von Menin die Rittersporen verdient hatte, begab er sich nach Berlin und von dort nach Hannover, woselbst am 14. November 1705 seine Trauung mit Sophie Dorothea vollzogen ward. Natürlich gab der Einzug des fürstlichen Paares in Berlin dem Könige Friedrich wieder Veranlassung zur Veranstaltung glänzender Feierlichkeiten, die sich denn der Kronprinz, um seinen von ihm so hochverehrten Vater nicht zu erzürnen, stillschweigend gefallen ließ.

Doch im Arm der Liebe längere Zeit sorglos zu ruhen, während preußische Truppen im Felde standen, hätte der Sinnesart Friedrich Wilhelm's wenig entsprochen. Er begab sich (1709) wieder zum Heere, um nun an ernsteren Kriegsereignissen Theil zu nehmen.

Aus der Instruktion, die der Kronprinz von Friedrich empfangen hatte, ist zu ersehen, wie in dem Vaterherzen der Wunsch, seinem Nachfolger Gelegenheit zu kriegerischer Ausbildung zu geben, mit der Sorge um das Leben und Wohlergehen desselben kämpfen. „In Bataillen aber wollen Wir", heißt es in der Instruktion, „daß Seine Liebden Sich bei der Person des Herzos von Marlborough halten, in Belagerungen auch nicht weiter hazardiren sollen, als Unsere Generale gut finden werden. Seine Liebden wissen, wie herzlich Wir Sie lieben, und daß bei Unserem nunmehr angehenden Alter Wir alle Unsern zeitlichen Trost und Hoffnung auf Sie gerichtet haben, und werden Sie also hoffentlich ohne Noth Sich nicht um ihre Gesundheit und Leben und, welches darauf wol nothwendig erfolgen würde, auch Uns selber mit Gram und Kummer unter die Erde bringen."

Bei Malplaquet. In nachhaltiger Erinnerung blieb dem Kronprinzen die Schlacht bei Malplaquet, in der jedes der sich bekämpfenden Heere über 100,000 Mann stark war. Die Franzosen hatten ein äußerst fest verschanztes Lager inne; dennoch beschlossen Marlborough und Eugen den Angriff auf dasselbe. Eugen, der den rechten Flügel führte, eröffnete Morgens acht Uhr den Kampf. Ganze Reihen der Seinen wurden von der Kugelsaat aus den feindlichen Batterien niedergeworfen. Der Prinz erhielt einen Streifschuß am Kopfe; er stillte das Blut durch sein Taschentuch. Stundenlang währten schon Angriff und Widerstand und noch stand die Entscheidung aus. Marlborough, an dessen Seite sich Friedrich Wilhelm befand, hatte auf dem linken Flügel bereits 12,000 Mann verloren. Zwei der Ordonnanzen des Kronprinzen fielen dicht neben ihm, ein Sattelknecht lag ebenfalls, von einer Kugel niedergestreckt, am Boden.

Eugen hatte indeß dem Feinde so zugesetzt, daß der französische Befehlshaber sich genöthigt sah, einige Regimenter des Centrums herbeizuziehen. Kaum bemerkte dies Marlborough, so stürmte er gegen die Mitte vor, und es gelang ihm, das feindliche Heer zu durchbrechen. Damit war der Sieg entschieden. Die Blutarbeit war entsetzlich gewesen, denn es bedeckten nicht weniger als 33,000 Mann an Todten und Verwundeten das Schlachtfeld. — Ueber die Betheiligung der preußischen Truppen, und insbesondere über die des Kronprinzen an der Schlacht, wird im Theatrum Europaeum berichtet: „Se. Königl. Hoheit der Kronprinz von Preußen haben sich in der Schlacht beständig um die beiden erfahrenen Feldherren, den Prinzen Eugen und Herzog Marlborough, befunden und mit denselben alle Gefahr, aber auch alle Ehre gemein gehabt, dazu Sie sich um so viel mehr berechtigt fanden, weil einige tausend Mann preußischer Völker, wie gewöhnlich, auch in diesem Feldzuge ihre alte Tapferkeit behaupteten und sonderlich in der entsetzlichen blutigen Schlacht unglaubliche Proben derselben sehen ließen, davon S. K. H. ein Zeuge war."



Kronprinz Friedrich Wilhelm bei Malplaquet. Nach Ludwig Burger.

Im November desselben Jahres traf der Kronprinz wieder in Berlin ein.

Bald darauf entwickelte sich ein Mißverhältniß zwischen ihm und dem Könige. Ueber die Veranlassung zu demselben belehren uns die von Dohna hinterlassenen Denkwürdigkeiten, in denen es heißt: „Böswillige, die ich wol nennen könnte, wenn ich wollte, hatten einigen Schritten, welche der Kronprinz, namentlich in Beziehung auf die Aushebung seiner großen Grenadiere, gethan, eine sehr üble Deutung gegeben. Der von Natur gutmüthige König, der sich aber nur zu leicht gegen etwas einnehmen ließ, zeigte sich ungehalten gegen seinen Sohn, wovon dieser Prinz, der seinen Vater zärtlich liebte, so sehr betroffen ward, daß er nicht mehr aß und trank und zusehends magerer wurde. Kein Zureden, daß er es nicht so tief zu Herzen nehmen müßte, konnte helfen, nichts vermochte ihn zu trösten.“

Dohna warf sich dem Könige zu Füßen und beschwor ihn mit weinenden Augen, den Verleumdern des Kronprinzen keinen Glauben zu schenken, indem er es als seine unerschütterliche Ueberzeugung aussprach, daß es von den Feinden des königlichen Hauses nur darauf abgesehen sei, den Kronprinzen zu beseitigen. Der König reichte dem Grafen die Hand, indem er sagte: „Wollte Gott, daß Alle, die sich mir nähern, so herzlich mit mir sprächen, allein das ist das Los der Fürsten, die Wahrheit nur durch die trüben Nebel der Verstellung und Kabale zu erblicken.“ — Noch an demselben Tage war das alte herzliche Verhältniß zwischen Vater und Sohn wieder hergestellt.

Es ist unzweifelhaft, daß der Anlaß zu dem Zerwürfniß von einigen Höflingen ausgegangen war. Man hatte gehofft, daß der Kronprinz nach seiner Vermählung, wenn nicht seinet-, so doch seiner Gemahlin wegen seine Hofhaltung ausdehnen würde. Nun aber verringerte er sogar noch seinen Hofstaat, ja er trieb die Einfachheit so weit, daß er z. B. bei Einladungen die Bedingung stellte, die Tafel nur mit einer Schüssel zu besetzen. Mußte darin nicht eine verzweifelte Aussicht für die verwöhnten Hofschranzen liegen?

Wie tief übrigens dem Kronprinzen das Zerwürfniß mit dem Vater zu Herzen gegangen war, ergiebt sich aus folgender Mittheilung Dohna's: „Der Kronprinz“, erzählt derselbe, „war so gnädig, mir den verbindlichsten Dank für meine Vermittlung zu bezeigen; noch in späteren Jahren erinnerte er sich dessen und sagte einst, als er bereits König geworden war, vor einem zahlreichen Gefolge in Preußisch-Holland: „„Dies ist Derjenige, der mich mit meinem Vater wieder versöhnte und durch seine guten Dienste die bösen Klatschereien, die man gegen mich angebracht hatte, zunichte machte. Er ist es, der mir gewissermaßen das Leben gerettet hat, denn ohne jene Versöhnung wäre ich in eine tödliche Schwermuth verfallen.““

Aus der Ehe des Kronprinzen waren bis jetzt drei Kinder hervorgegangen. Zwei Söhne hatten gleich nach der Geburt das Zeitliche gesegnet, eine Tochter, **Wilhelmine**, von der wir noch Manches hören werden, lebte. Mit ihrem klugen Geplauder erheiterte sie dem alternden Großpapa manche Stunde. Aber es fehlte ein Thronfolger. Da ward den fürstlichen Eltern und auch dem Könige die große Freude zutheil, daß die Kronprinzessin Sophie Dorothea wieder eines Knaben genas. Es geschah dies am 24. Januar 1712, einem seitdem in der Geschichte höchst denkwürdigen Tage. Denn der an diesem Tage im Berliner Schlosse geborene Prinz **Friedrich** war der spätere große König.

Friedrich war von schwächlicher Gesundheit, und die kronprinzlichen Eltern sowol als der König fürchteten, auch er werde, wie seine Brüder, früh sterben. Als der alternde König der Schwiegermutter am hannoverschen Hofe brieflich anzeigen konnte, „daß der kleine Friedrich bereits sechs Zähne habe“, war er freudig erregt. Oft sah man ihn an der Wiege Friedrich's, Gott anflehend, dem Kinde Gesundheit und langes Leben zu verleihen. Und wenn dann das schöne Kind seine großen blauen Augen nach ihm aufschlug und ihn anlächelte, so schaute er, im Hinblick auf Haus und Land, hoffnungsvoll in die Zukunft, ohne freilich zu ahnen, zu welchen großen Dingen sein Friedrich berufen war.



Preußische Geschichte II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Friedrich Wilhelm I.



Im Ministerrath. Zeichnung von A. Kretschmer.

Vom Regierungsantritt bis zum Frieden mit Schweden.

Am 25. Februar 1713 stand Friedrich Wilhelm am Sterbebette seines Vaters. Als im Vorsaale, in welchem dichtgedrängt in Gruppen die Hofleute harrten, der Tod des Königs bekannt wurde, konnte man in den Mienen derselben mehr Furcht und Besorgniß als Trauer lesen. Plötzlich schritt Friedrich Wilhelm nassen Auges durch sie hindurch und begab sich in sein Zimmer. Sogleich ließ er sich von dem Oberhofmarschall von Printzen die Liste der Hofbeamten vorlegen und durchstrich dieselbe vom Anfang bis zum Ende, indem er äußerte, hiermit seien sämmtliche bisher bestehende Hofämter aufgehoben, doch dürfe sich Niemand vor dem Leichenbegängnisse des Königs entfernen.

Das war Friedrich Wilhelm's erste That als Staatsoberhaupt. Sein erster schriftlicher Befehl lautete: „Saget dem Fürsten von Anhalt, daß ich der Finanzminister und der Feldmarschall des Königs von Preußen bin; das wird den König von Preußen aufrecht halten."

Eine neue, tief einschneidende, dem bisherigen Wesen vollkommen entgegenstehende Ordnung der Dinge am Hofe begann. Die Blicke aller der beperrückten und betreßten Herren des Vorsaales waren nach der Thür des Zimmers gerichtet, in welchem sich der neue König befand. Printzen tritt verstörten Angesichts heraus, er vermag kein Wort hervorzubringen. Da nimmt ihm der Kammerherr von Tettau die durchstrichene Liste aus der Hand, starrt hinein, hebt sie dann empor und ruft: „Ach, unser gnädigster König ist todt, und unser neuer Herr schickt uns Alle zum Teufel!"

Der König behielt für sich nur einen Kammerherrn, zwei Pagen, zwei Kammerdiener, zwei Reitknechte, einen Haushofmeister, einen Kammerier, zwei Köche und noch einige andere Hofbediente. Den Kammerherren ward freigestellt, als Offiziere in die Armee einzutreten.

Am nächsten Tage ließ sich Friedrich Wilhelm von der Generalität und der Garnison zu Berlin den Eid der Treue schwören. Die Huldigung der kurmärkischen Ritterschaft fand im Schlosse, die der Städte auf dem Domplatze statt. Die Huldigung der übrigen Stände des Landes sollte gelegentlich erfolgen, je nachdem der König einen oder den andern Landestheil bereisen würde. Alles kostspielige Gepränge verbat er sich.

An demselben Tage, an welchem ihm die Garnison von Berlin den Eid der Treue geschworen hatte, begab sich der König nach dem Jagdschlosse Wusterhausen. Hier ließ er sich die Gehalts- und Pensionsliste vorlegen, ging sie sorgsam durch und verminderte und strich allerorten, wo ihm Summen zu groß oder gänzlich überflüssig zu sein schienen, und zwar „ohne Schonung, ohne Ansehen der Person, mochte nun der Markgraf Philipp Wilhelm, sein Oheim (Sohn der zweiten Gemahlin des Großen Kurfürsten), oder der Fürst Leopold von Dessau, oder ein Stallknecht davon betroffen werden."

Die Pensionen und Gnadengehalte, die an Offiziere und Beamte bisher gegeben wurden, betrugen 276,000 Thaler; Friedrich Wilhelm setzte sie auf 55,000 Thaler herab. Sowol die Luxuspferde mit dem prächtigen Geschirr, als auch Juwelen und kostbares Hausgeräth ließ er verkaufen, die Ceremonienkleidung der Ritter des schwarzen Adlerordens wurde abgeschafft.

Es stand dem neuen König klar vor Augen, daß das Wirthschaften in der alten Weise nicht weiter gehen dürfe, wenn der Staat nicht in unheilbaren Verfall gerathen solle. Lange genug hat es Feiertage gegeben, mochte er sich sagen; wohlan, gehen wir mit Ernst wieder an die Arbeit! Wir mußten in der Gegenwart schon gleichsam von der Zukunft leben. Bringen wir die Sache wieder ins Gleiche, leben wir von dem, was wir selbst erworben, ja, giebt Gott Segen dazu, sparen wir einen Nothgroschen für die Zukunft! — Das Dichterwort Schiller's:

„Arbeit ist des Bürgers Zierde,
Segen ist der Mühen Preis"

kannte Friedrich Wilhelm natürlich nicht, aber was der Dichter vom Segen der Bürger-Arbeit gesagt, das könnte im vollsten Sinne auch auf diesen Fürsten Anwendung finden, welcher auf dem Throne Bürgertugenden übte und den Segen seiner Arbeit als Segen seines Volkes hinterließ. Und wahrlich, sein fester Vorsatz war: Allen als Erster voranzuleuchten!

König Friedrich hatte Glanz und Feierlichkeiten geliebt — der Sohn fühlte sich gedrungen, ganz im Sinne des Vaters das Leichenbegängniß desselben anzuordnen. So sahen die Berliner am Tage der Beisetzung der königlichen Leiche den ganzen Glanz des königlichen Hofes noch einmal, aber auch zum letzten Male.

„Darauf wurde", sagt Stenzel, „der geräuschvolle Hof plötzlich still und einsam. An die Stelle der Verschwendung trat Sparsamkeit, an die der Pracht die größte Einfachheit, an die der glänzenden Hoffeste traten Wachtparaden und Heerschau. Statt der kostbaren Kleider zahlreicher Hofbeamten sah man nur Uniformen der Offiziere, die den König umgaben und den Dienst auch als Kammerherren mit versahen. Die Stelle mächtiger Günstlinge nahmen die Generaladjutanten ein; statt der leisen Tritte und Worte schleichender Hofleute ertönte der laute Schritt und Befehl der Kriegsmänner. Die behagliche Ruhe wich der raschen Thätigkeit, die Aufsichtslosigkeit der Ordnung, die falsche, freundliche Heiterkeit dem natürlichen rauhen Ernst, die nachsichtige Milde der unerbittlichen Strenge. Der Hof in seiner völligen Umwandlung zeigte ein Abbild seiner Fürsten. Der milde und schwache Friedrich I. war geschieden; der starke, kräftige Friedrich Wilhelm regierte. Zum Text der Huldigungspredigt bestimmte er Psalm 101, 6: „Meine Augen sehen nach den Treuen im Lande, daß sie bei mir wohnen, und habe gern fromme Diener."

Friedrich Wilhelm stand im fünfundzwanzigsten Lebensjahre, als er zur Regierung kam. Nach Pesne's besten Bildern war er untersetzter, kräftiger Gestalt, „ungezwungen und doch wie ein Thurm dastehend." Bei dem Leichenbegängniß des Vaters hatte er zum letzten Male die große Allongeperrücke auf dem Haupte. Bilder und Münzen zeigen ihn in den ersten Jahren seiner Regierung mit einem Haarzopf. Nach Faßmann und Pöllnitz trug er eine kleine, braune Stutzperrücke, in den späteren Lebensjahren eine fast weiße. Obwol ihm die französische Sprache geläufiger war als die deutsche, redete er doch als deutscher Mann bei Hofe wie auf dem Exerzirplatz nur deutsch. Seine Stimme hatte einen hellen metallischen Klang. — Friedrich Wilhelm ist es, der, ganz gegen den Geschmack der französischen Könige, durch sein Beispiel bei den Fürsten die Sitte einführte, Uniform anzulegen.

In der ersten Zeit seiner Regierung trug er allerdings noch bisweilen bürgerliche Kleidung, von 1719 ab erschien er aber nie anders als in Uniform, und zwar in der eines Obersten der Potsdamer Garde (seines Leibregiments), blau mit rothen Aufschlägen und silbernen Litzen, gelber Weste und ebensolchen Beinkleidern, Stiefletten von weißer Leinwand mit kupfernen Knöpfen. Das Tuch war inländisches Fabrikat und durchaus nicht von feinster Sorte. Sein Regenrock war von sehr grobem Tuche. „Der König habe es", erzählt Faßmann, „als etwas Unbilliges und Wunderliches angesehen, bei garstigem Wetter mit einem kostbaren Wetterrock zu prangen."

Krieg und Frieden. Der Spanische Erbfolgekrieg, an welchem der König als Kronprinz zweimal, zuletzt in der mörderischen Schlacht bei Malplaquet, persönlich Theil genommen hatte, war immer noch nicht beendigt. Wir wissen, daß bei diesem Kriege das französische Königshaus und das österreichische Kaiserhaus mit einander um den Preis der spanischen Königskrone rangen. Da aber die übrigen Staaten keine Neigung zeigten, ein so großes Erbe unmittelbar an Frankreich oder an Oesterreich fallen zu lassen, so strebte jedes der beiden Fürstenhäuser danach, ein Glied seines Hauses auf Spaniens Thron zu bringen.

Preußen hatte dem österreichischen Kaiserhause treulich beigestanden, und dasselbe war durch diesen Beistand sowie durch den Englands und Hollands, in dem Kriege bisher glücklich gewesen; Ludwig XIV., durch die Noth gedrängt, verlangte sehnlichst nach Frieden und erklärte sich bereit, auf alle anderen spanischen Nebenländer und dazu noch auf Straßburg und das Elsaß zu verzichten, wenn man seinem Enkel Sizilien überlasse. Straßburg und das Elsaß wieder an Deutschland — das war ein Gedanke, der alle deutsch gesinnten Herzen höher schlagen machte! — Jedermann erwartete, Kaiser Joseph werde dafür Sizilien ohne Weiteres und mit Freuden aufgeben. Doch nein, das Haus Habsburg, das wieder lebhafter als je danach strebte, in Italien zu herrschen, verwarf — gegen die Rathschläge Eugen's — das Anerbieten, und wiederum war damit die Hoffnung auf Wiedergewinnung jener werthvollen Grenzlande für Deutschland auf lange Jahre dahingeschwunden!

Karl VI. Deutscher Kaiser. Die Zurückweisung seiner Friedensanerbietungen brachte den Herrscher Frankreichs allerdings für den Augenblick in eine höchst bedenkliche Lage, aber nur zu bald trat ein Ereigniß ein, welches zu Gunsten Ludwig's den Dingen eine ganz andere Wendung gab. Kaiser Joseph I. starb plötzlich. Da er einen Sohn nicht hinterließ, ward sein Bruder Karl, der bisher um den Thron Spaniens gegen Frankreich gekämpft hatte, zum Deutschen Kaiser erwählt. Dies änderte sofort die Haltung der Mächte gegen einander. Wie hätte man nun noch wünschen können, daß der neu erwählte Kaiser, der außerdem der Erbe der österreichischen Monarchie war, auch noch Herr von Spanien werden möchte?

Friede zu Utrecht. Zunächst entzog England dem Kaiser Karl seine Unterstützung, trat in Unterhandlung mit Frankreich und gewann bald auch Holland, Preußen und Savoyen für sich. So kam (1713) der Friede zu Utrecht zu Stande. Der Enkel Ludwig's, Philipp, gelangte als König Philipp V. auf Spaniens Thron. Dagegen erhielt England von Spanien Gibraltar, den Schlüssel zum Mittelländischen Meere, sowie die Insel Minorca, und Frankreich erkannte die protestantische Thronfolge in England an. Friedrich Wilhelm hatte seinen Beitritt zu diesem Frieden davon abhängig gemacht, daß ihm das bis dahin spanische Ober-Geldern, ein kleines Landgebiet mit 50,000 Einwohnern, abgetreten und von Frankreich sowol die Königswürde Preußens als auch der rechtmäßige Besitz von Neufchatel und Valengin anerkannt werde. Beides geschah. Der Herzog von Savoyen erhielt Landschaften im Mailändischen und die Insel Sizilien. Einige Jahre später trat der Herzog Sizilien für Sardinien an Oesterreich ab, und es ward ihm als Ersatz für diesen unvortheilhaften Tausch der Titel „König von Sardinien" zugestanden. Das Festhalten des habsburgischen Hauses an der altüberlieferten Hausmachtspolitik hatte zur Folge, daß die günstige Gelegenheit, Straßburg und das Elsaß Deutschland wiederzugewinnen, unbenutzt blieb, daß Frankreich nicht ein Dorf verlor.

Der Kaiser erkannte zunächst den ohne seine Betheiligung abgeschlossenen Frieden nicht an; ein Jahr darauf mußte er sich jedoch entschließen, ihm beizutreten (1714 zu Rastatt). Oesterreich erhielt die spanischen Niederlande (Belgien), Neapel, Mailand, Mantua, die toscanischen Seehäfen und Sardinien, welche letztere Insel es, wie bemerkt, für Sizilien umtauschte.

Was in den Friedensschlüssen weniger offen zu Tage getreten war, das waren Thatsachen, die, obwol gleichfalls wichtige Ergebnisse des Krieges, erst später als solche erkannt wurden. Die Häuser Habsburg und Bourbon hatten sich gegenseitig außerordentlich geschwächt, dagegen hatte der Krieg Preußen auf seiner Bahn ein gutes Stück weiter gebracht und zugleich die protestantische Dynastie auf dem Throne Großbritanniens befestigt — „zwei weltgeschichtliche Thatsachen voll von Zukunftskeimen."



Heimkehr der brandenburg-preußischen Truppen. Zeichnung von A. Kretschmer.

Für die preußischen Waffen war der Krieg außerordentlich ruhmvoll gewesen. Von neun Schlachten, in denen die Preußen mitgefochten, waren fünf gewonnen worden, eine war unentschieden geblieben; in 40 Gefechten hatte der Feind nur fünfmal Vortheile zu erringen vermocht, von 26 belagerten feindlichen Plätzen waren 23 erobert worden.

Tod Ludwig's XIV. Im folgenden Jahre (1715) starb auch Ludwig. Auf seinem Sterbebette sagte er, hindeutend auf seinen damals fünfjährigen Urenkel Ludwig: „Ich habe den Krieg allzulieb gehabt; er soll mir darin nicht nachahmen!" Vergeblich fragte der Sterbende nach seinem Beichtvater Le Tellier. Dieser, wie andere Personen, die ihm nahe gestanden, hatte sich geflüchtet, weil er mit der Todesstunde des Despoten einen Ausbruch der Volkswuth gegen sich fürchtete. In den letzten Jahren verabscheut von seinem Volke, das zuletzt nicht nur einen guten Theil seines Wohlstandes eingebüßt hatte, sondern auch an Sittlichkeit und an Vertrauen zu sich selbst verarmt war, und verlassen von seinen Kreaturen, endete der Fürst, der in frevelhaftem Hochmuthe sich den Staat genannt hatte — „L'État c'est moi!"

Die Nachricht von seinem Tode erregte überall Jubel im Lande. Die Menge folgte dem Leichenzuge des „großen Ludwig" mit pöbelhaften Ausbrüchen des Volkswitzes; man sah sich genöthigt, die Leiche so schnell als möglich auf Nebenwegen weiter zu führen.

Noch einmal Karl XII. Wir sahen den kühnen Nordlandshelden zuletzt in Sachsen, nachdem er kurz hinter einander die Dänen, die Russen und die Sachsen geschlagen, den König August der Krone Polens für verlustig erklärt und dem Polnischen Reiche einen neuen König gegeben hatte. — In Kursachsen verweilte der König ein volles Jahr und dort kleidete und besoldete er sein Heer auf Kosten des Landes. Dann trat er den Rückmarsch an, um dem Zaren Peter noch nachdrücklicher zu beweisen, wie übel er gethan, daß er sich von dem verrätherischen König August zu einem Bündnisse gegen ihn habe verleiten lassen. Im Anfange des Jahres 1708 überschritt er mit seinem Heere die Weichsel und erreichte nach unendlichen Beschwerden die Stadt Holowcin. In der Nähe der Stadt standen die Russen unter Scheremetow in einem außerordentlich festen, namentlich auf fast allen Seiten von Sumpf und Wasser umgebenen Lager. Die Schweden durchwateten, ihr König voran, unter fürchterlichem Kanonenfeuer die Moräste. Erst der achte Angriff führte zum vollständigen Siege.

Man glaubte nun, Karl werde nach Moskau marschiren, um die russische Macht in ihrem Mittelpunkte zu treffen, allein plötzlich wandte er sich gegen die Ukraine. Es geschah dies auf Veranlassung des feurigen Kosakenhetmans Mazeppa, der längst schon vergeblich danach gestrebt hatte, der Zinspflicht gegen den Zaren ledig zu werden. Von ihm waren dem Könige Hülfstruppen und Lebensmittel versprochen worden, wenn er, anstatt in gerader Linie nach Moskau zu gehen, den Umweg durch sein Gebiet nähme.

Daß Karl auf diesen Vorschlag einging, ward sein Verderben. Von einem so mühseligen Marsche, als der war, den er hier mit seinen Schweden zu machen hatte, hat die Kriegsgeschichte aller Zeiten kaum ein Beispiel aufzuweisen. Anfangs litt das Heer durch unaufhörliche Regengüsse. In dem aufgeweichten Boden blieben die Kanonen stecken. Später trat eine so grimmige Kälte ein, daß die Reiter absitzen mußten, wollten sie nicht auf den Pferden vor Frost erstarren, aber dennoch mußten sich Menschen und Thiere in vollem Laufe vorwärts bewegen. Viele starben vor Kälte und Entkräftung; Tausenden erfroren Hände oder Füße. Je mehr die Truppen an Zahl abnahmen, desto öfter wurden sie von umherschwärmenden russischen Heerhaufen beunruhigt, die zugleich weithin die Gegend verwüsteten, so daß bald ein neuer grimmiger Feind, der Hunger, in den Reihen der Schweden zu wüthen begann.

Pultawa. Endlich erreichte Karl mit kaum noch 28,000 Mann Pultawa, die Hauptstadt der Ukraine. Sie war gut befestigt und hatte eine starke Besatzung, während die Schweden nur mit 18 Kanonen ihr Feuer gegen die Werke eröffnen konnten. Karl wurde bei dieser Gelegenheit verwundet und für einige Zeit an das Lager gefesselt. — Unterdessen rückte Zar Peter I. mit 65,000 Mann auserwählter Truppen heran. Es kam zu einer mörderischen Schlacht, in der die Russen siegten. Der kranke König Karl ward auf ein Pferd gebracht. Eine Kugel warf letzteres jedoch nieder; einem zweiten Pferde, auf das man ihn gehoben hatte, erging es ebenso. Nun trug man ihn in eine Kalesche, in der er glücklich den Dnjepr erreichte. Die fast endlose Steppe, in der sich jetzt die Schweden befanden, bot nichts als Wurzeln und Wild. — Nach Mühsalen ohne Gleichen wurde die türkische Grenze überschritten. Der Pascha von Bender nahm den Helden, dessen Ruhm bereits bis nach der Türkei gedrungen war, ehrenvoll auf, und der Sultan ließ ihm täglich 500 Thaler und Lebensmittel im Ueberfluß für sich und die Seinen anweisen.

Nun hätte Karl durch Ungarn und Deutschland nach Schweden zurückkehren können. Das aber schien ihm nicht ehrenvoll zu sein. Er wollte vielmehr auf demselben Wege, auf dem er gekommen, wieder heimkehren. Eine Möglichkeit zur Ausführung eines solchen Planes war aber nur denkbar, wenn die Türkei sich mit ihm gegen Rußland verband, und in der That wußte er den Sultan zum Abschluß eines Bündnisses zu bewegen.

Unterdessen hatten sich die Dinge auf den früheren Kriegsschauplätzen Karl's wesentlich verändert. Von Dänemark, Rußland und Sachsen war das Bündniß gegen ihn erneuert worden. August II. hatte den Altranstädter Frieden für erzwungen und ungiltig erklärt und war mit 13,000 Mann in Polen eingefallen; die Russen überschwemmten Livland und Esthland.

Im Frühlinge 1711 erfolgte die von Karl gewünschte Kriegserklärung des Sultans an Rußland, und alsbald setzte sich ein bedeutendes türkisches Heer in Bewegung. Diesem entgegen zog der russische General Scheremetow mit einer ebenfalls ansehnlichen Heeresmacht. Der Zar Peter I. und seine Gemahlin Katharina befanden sich beim Heere. Unversehens sahen sich die Russen von den Türken vollständig eingeschlossen. Im Kriegsrath erklärten die erfahrensten russischen Offiziere, daß es in der Macht der Türken stehe, das ganze russische Heer auszuhungern und es dann gefangen zu nehmen. Peter verschloß sich in sein Zelt, Niemand erhielt Zutritt zu ihm. Sein Weib, Katharina, rettete das Heer, indem sie ihren kostbaren Juwelenschmuck zum Opfer brachte. Sie sandte diesen an den Vezier, der, durch den Glanz des Goldes, der Edelsteine und der Perlen geblendet, augenblicklich in Verhandlungen mit dem Zaren eintrat und ihm den Abzug und einen billigen Frieden zugestand.

Durch Karl's rastlose Bemühungen wurde zwar von der Türkei noch zweimal an Rußland der Krieg erklärt, aber die Kaiserin Katharina verhinderte denselben, denn sie hatte gezeigt, durch welche Mittel man sich am wirksamsten mit den türkischen Großen vertragen könne.

Karl in Bender. Der Aufenthalt des Königs von Schweden in der Türkei währte bereits mehrere Jahre, und da nun der Sultan meinte, es sei damit der Gastlichkeit gegen den flüchtigen Helden vollkommen Genüge geschehen, ließ er ihm zu erkennen geben, daß er seine Abreise wünsche. Um ihn zur Ausführung dieses seines Wunsches zu zwingen, entzog er ihm zunächst den bisherigen Unterhalt. Karl nahm Geld von Juden gegen hohe Zinsen auf und blieb in Bender. Nun ward das kleine Lager des Königs von Türken und Tataren eingeschlossen und ihm die Botschaft zugesandt, daß der Sultan aufs Ernsteste entschlossen sei, ihm einen ferneren Aufenthalt in der Türkei nicht zu bewilligen. Karl antwortete nicht und blieb. Als wiederholte Vorstellungen sich gleichfalls fruchtlos erwiesen hatten, erfolgte der zuletzt angedrohte Angriff auf das kleine Lager der Schweden. Die Kanonen donnerten, die Verschanzungen wurden von Türken und Tataren erstiegen. Karl leistete in seinem Hause mit etwa 50 Tapferen den äußersten Widerstand. Man warf Feuer auf das Haus, schon schlugen brennende Balken im Innern nieder. — Karl wollte den Platz nicht verlassen. Da machte ihn einer der Seinen auf ein steinernes Gebäude aufmerksam, das geeigneter zur Vertheidigung sei. Der König beschloß, sich bis zu demselben durchzuschlagen. Plötzlich sahen die Türken die Thorflügel des Hauses auffliegen und den König mit seiner todesmuthigen Schar unter Pistolenschüssen hervorstürmen. Da trifft ihn ein Unfall. Er verwickelt sich mit den Sporen, stürzt und wird — nicht ohne Mühe und aus mehreren Wunden blutend — entwaffnet. Mit staunender Verehrung schauen die türkischen Truppen auf den „Helden aus dem dunklen Lande". Karl ward nach Demotika geführt und dort streng bewacht; nur wenige seiner Getreuen waren noch am Leben.

In demselben Jahre (1713), in welchem Karl diesen verzweifelten Kampf zu bestehen hatte, war Friedrich Wilhelm I. in Preußen zur Regierung gelangt. Bald sollte auch Preußen in den nordischen Krieg, von dem es sich bisher fern gehalten hatte, verwickelt werden.

Wie viel war seit einem langen Zeitraum schon geschehen, um alte und neue Rechte, die sich auf Pommern bezogen, zur Geltung zu bringen! Der Große Kurfürst hatte die Schweden zum Lande hinausgeworfen, war aber gezwungen worden, das in Besitz genommene Land wieder herauszugeben. Nun befand sich Karl XII. seit mehreren Jahren in der Türkei, und es schien fast, als sei seine Heldenlaufbahn der Flug eines Meteors gewesen, das nun auf weitentferntem Boden niedergefallen war, um dort zu verglühen. Feinde, die er in der ersten Zeit seines Auftretens so schwer gedemüthigt hatte, schickten sich jetzt an, Rache an ihm zu nehmen, wodurch aber zugleich Preußen bedroht ward. War ja doch zu befürchten, daß, wenn August II. Sieger blieb, sich die Polen in Schwedisch-Pommern festsetzen würden. — Konnte, durfte unter solchen Umständen Friedrich Wilhelm dem Gange der Ereignisse unthätig zuschauen? —

Vertrag von Schwedt. Friedrich Wilhelm trat in Unterhandlung mit dem muthmaßlichen Thronerben Schwedens, dem Herzog von Holstein-Gottorp, der von Dänemark bedroht war, und dieser versprach, wenn er mit preußischer Hülfe den schwedischen Thron besteige, Schwedisch-Pommern an Preußen abtreten zu wollen. Es kam ein Vertrag zu Stande, demzufolge Preußen in Gemeinschaft mit Holstein Stettin und Wismar besetzen sollte.

Von der gegnerischen Seite hatte sich Peter I. bemüht, Preußen in das Bündniß gegen Karl XII. zu ziehen und ihm dafür die Gewährleistung des Besitzes von Stettin angeboten. Der schwedische Befehlshaber, General Meyerfeld, der Stettin besetzt hielt, weigerte sich, die Festung zu übergeben, wurde aber nach kurzer Belagerung seitens eines russisch-sächsischen Truppentheils dazu gezwungen. Nun kam 1713 zwischen Peter, August und Friedrich Wilhelm der Vertrag von Schwedt zu Stande. — Friedrich Wilhelm hatte dabei nur die Verpflichtung übernommen, zu verhindern, daß von Schwedisch-Pommern aus Angriffe auf die Verbündeten ausgeführt würden, wogegen von diesen zugesagt worden war, Stettin und dessen Bezirk sammt dem Lande bis an die Peene bis zur Beendigung des Krieges als neutrales Gebiet zu betrachten.

Friedrich Wilhelm hatte bei Besetzung von Stettin die Zahlung von 400,000 Thalern Kriegskosten an die Verbündeten übernommen, deren Wiedererstattung ihm bei Zurückgabe des Platzes zugesichert worden war. — Alle waren mit diesem Uebereinkommen zufrieden, nur Karl nicht. Vielmehr legte er, als er in der Türkei davon vernahm, sofort dagegen Protest ein. — Aber er wollte es nicht beim Worte lassen, sondern beschloß, an Ort und Stelle dagegen zu handeln.

Dem Sultan war es im höchsten Grade willkommen, als er vernahm, Karl sei endlich willens, sein Land zu verlassen. Er schenkte ihm ein prächtiges, mit Gold gesticktes Zelt, Säbel und Dolch mit von Diamanten besetzten Griffen, acht schöne arabische Rosse mit silberbeschlagenem Geschirr und silbernen Steigbügeln und sechzig Wagen mit Mundvorrath. Nun brach Karl auf, nachdem er lange geruht hatte, um aufs Neue vulkanische Erschütterungen im Norden Europa's hervorzurufen. Unerträglich ward ihm schon nach wenigen Tagen die Langsamkeit seiner türkischen Begleitung. Seinem Befehle gemäß wurde von jetzt ab an jedem Morgen um zwei Uhr aufgebrochen. So ging es bis zur türkischen Grenze. Hier ließ er seine übrig gebliebenen schwedischen Tapferen zurück und ritt in Verkleidung, von nur zweien der kernhaftesten seiner Treuen, den Obersten Düring und Rosen, begleitet, eiligst davon. Ein Jeder hatte noch ein Handpferd. Rosen blieb schon am dritten Tage unterwegs liegen. Der Geist des altnordischen Heldenthums hatte den König gepackt — unaufhaltsam trieb es ihn vorwärts.

Karl in Stralsund. In einer kalten Novembernacht hielt vor einem Thore Stralsunds ein Reiter „weiß wie Schnee" und begehrte, sich für einen Kurier ausgebend, Einlaß. Man zögerte einen Augenblick. Die Art und Weise seines Auftretens — er sprach sogleich von „Aufhängen" — bestimmte indeß die Wache, ihm, dem Unbekannten, das Thor zu öffnen. Der wachthabende Offizier kommt herzu und stürzt mit einem Freudenruf vor ihm auf die Knie, denn er erkennt in dem Vermummten seinen König. In 16 Tagen hatte Karl einen Weg von 280 Meilen zurückgelegt, die Walachei, Siebenbürgen, Ungarn, Oesterreich, Bayern, Schwaben, die Pfalz, Westfalen und Niedersachsen im Fluge durchritten — nun befand er sich wieder in einem Hauptbollwerke seiner Macht. Man mußte ihm, als er sich entkleidete, um sich nach 16 Nächten zum ersten Male wieder in ein Bett zu legen, die Stiefel von den Füßen schneiden. — Die Nachricht von der Rückkehr des Königs erweckte eine grenzenlose Begeisterung unter der Einwohnerschaft Stralsunds. Einem solchen Gegner sah sich Friedrich Wilhelm — gewiß mit Widerstreben — plötzlich gegenüber.

Krieg gegen Karl XII. Friedrich Wilhelm war, als ihm die Nachricht von der Ankunft Karl's XII. zuging, durchaus nicht willens, gegen ihn Krieg zu führen. War doch Karl gerade ein Mann nach seinem Sinn, mit dem in Freundschaft leben zu können

sein aufrichtiger Wunsch stets gewesen war. Er ließ den König durch den Grafen von Schlippenbach bewillkommnen, ihm dabei aber auch erklären, daß er Stettin bis zur Rückzahlung der von ihm ausgelegten 400,000 Thaler besetzt halten werde. — Karl jedoch, „unbeugsam wie schwedisches Eisen", verlangte sofortige Zurückgabe des Platzes, wie auch des eben bezeichneten Gebietes bis zur Peene. Zugleich betrieb er starke Rüstungen. Dadurch ward nun auch Friedrich Wilhelm genöthigt, sich in Kriegsbereitschaft zu setzen. Er verstärkte die Besatzung Stettins und ließ dort ein Magazin für 15,000 Mann anlegen.

Darüber verging der Winter. Während noch Unterhandlungen geführt wurden, eröffnete Karl die Feindseligkeiten damit, daß er die preußische Besatzung auf Usedom und Wollin überfiel und sie durch Uebermacht zurückdrängte. Nun erklärte Friedrich Wilhelm an Karl (28. April 1715) den Krieg. Er that dies immer noch mit Unwillen. „Warum", sagte er, „will mich gerade der König, den ich am meisten schätze, dazu zwingen, sein Feind zu sein?"

Da Gefahr im Verzuge war, beschloß Friedrich Wilhelm, den tapferen Gegner, ehe derselbe sich noch mehr verstärkte, in Stralsund aufzusuchen. Im Lager zu Schwedt wurde das, namentlich durch die Bemühungen Leopold's von Dessau neugebildete 32,000 Mann starke preußische Heer gemustert. Schönere Truppen, sagten fremde Offiziere, habe man nirgends gesehen. — Dänische und sächsische Hülfstruppen trafen außerdem beim Heere ein.

Friedrich Wilhelm, gesonnen, den Oberbefehl über das Heer zu übernehmen, erließ eine Instruktion für den geheimen Rath, in der es unter Anderem hieß: „Es soll an meine Frau von Allem gesagt und sie um Rath gefragt werden. Dieweil ich aber ein Mensch bin und kann todtgeschossen werden, so befehle ich Allen, für Fritz (den Kronprinzen) zu sorgen, davor sie Gott belohnen wird." — Auch über seine Beisetzung gab er für den Fall seines Todes Anordnungen. „Sie sollen dabei kein Festin machen; bei Leib und Leben keine Ceremonien, als daß sie die Regimenter in der Reihe das Gewehr nehmen und schießen lassen." — Drohungen von Frankreich her ließ Friedrich Wilhelm gänzlich unbeachtet.

Im Juli (1715) befand sich das gesammte Heer, bestehend aus preußischen, sächsischen und dänischen Truppen, vor Stralsund. Die Festigkeit der Stadt mit ihren äußeren und inneren Linien, mit Sümpfen, Gräben und Wällen ist dem Leser noch aus der ausführlichen Darstellung der Belagerung durch Wallenstein und aus der Zeit des Großen Kurfürsten bekannt. Karl hatte alle Befestigungen noch verstärken lassen, auch waren die Inseln Rügen und Usedom durch Schanzen, Schiffe und Truppen in guten Vertheidigungszustand gesetzt worden.

Die Belagerungsarbeiten wurden nun unter Leitung Friedrich Wilhelm's mit der größten Anstrengung betrieben. Karl ließ es an kühnen Ausfällen nicht fehlen; doch war Friedrich Wilhelm wachsam und stets schnell bei der Hand, so daß sein Gegner nicht nur nichts ausrichtete, sondern es auch geschehen lassen mußte, daß die Festung von Woche zu Woche enger umgürtet ward. Dennoch war keineswegs sichere Aussicht vorhanden, derselben Herr zu werden, so lange die Schweden noch Zufuhr erhielten. Ihre Verbindung mit dem Meere konnte aber nur abgeschnitten werden, wenn es gelang, die Insel Rügen zu nehmen.

Fürst Leopold von Dessau, damals in der Mitte der Vierziger stehend, erhielt den Befehl, einen Angriff auf die Insel auszuführen. In einem von ihm erlassenen Tagesbefehl an die Heeresabtheilung, die ihm zur Verfügung gestellt worden war, heißt es unter Anderm: „Die Bravour wird nicht zu kommandiren sein, weil es lauter ehrliche, brave Leute, von denen man nichts Anderes, nächst göttlicher Hülfe und Beistand, zu vermuthen hat, insbesondere, wenn diese ihnen vorgeschriebene Disposition in allen Stücken observirt wird. An Retraite wird nicht zu denken sein; dies muß man den Gemeinen wohl einprägen."

Am 15. November landete Leopold mit 20,000 Mann bei Stresow, unweit Putbus, auf Rügen. Die Ausschiffung ging des Abends ohne Störung vor sich und war, da der Mond hell schien, um 11 Uhr vollzogen. Auf Befehl Leopold's wurde die genommene Stellung sogleich mit Wall und Graben umzogen und außerdem zur Deckung spanische Reiter (bewegliche Holzzäune) aufgestellt. Die Truppen blieben die Nacht unter Waffen.

Die Vorsicht des Feldherrn war gerechtfertigt. Denn schon war Karl mit 4000 Mann Fußvolk und Reiterei und 8 Kanonen von Stralsund nach Rügen herübergekommen, um die Landung zu verhindern oder die etwa schon Gelandeten zu überfallen. Gegen 4 Uhr Morgens stand er dem Feinde, der auf einen Angriff vorbereitet war, gegenüber.



Angriff auf die Schanze bei Stresow.

Als die schwedischen Offiziere die beiderseitigen Kräfte abwogen und die festen Verschanzungen sahen, wurden sie bedenklich und wünschten um so mehr, daß Karl Verstärkungen an sich ziehen möchte, da sie wohl begriffen, daß man es hier nicht, wie einst bei Narwa, mit Russen, sondern zumeist mit Preußen — nur der kleinere Theil des feindlichen Heeres bestand aus Dänen und Sachsen — zu thun habe. Karl schenkte, wie so oft, den Vorstellungen seiner Getreuen kein Ohr, gab das Zeichen zum Angriff und stürmte den Seinen voran. Tollkühn, wie immer, war er der Erste, der in den Graben sprang und sich mit dem Degen in der Hand einen Weg durch die spanischen Reiter zu bahnen suchte. Sein Beispiel half aber wenig, auch nicht die heldenmüthigste Nachfolge. In kurzer Zeit waren zwei seiner Bataillone zersprengt oder kampfunfähig gemacht. Karl selbst ward verwundet

und mußte aus dem Getümmel hinweggetragen werden. Die Preußen stürmten den zurückweichenden Schweden nach. Karl vergaß seiner Wunde und führte die Seinen noch einmal gegen den Feind. Zum zweiten Male getroffen, vermochte er sich nicht mehr aufrecht zu erhalten und ward nun nach der von 700 Mann besetzten Fährschanze getragen, wohin sich auch, trotz lebhafter Verfolgung von Seiten des Feindes, noch 500 Schweden zurückzuziehen vermochten. Diese und die Besatzung wurden am nächsten Morgen gefangen genommen. Den König hatte man nach Stralsund hinüber gerettet.

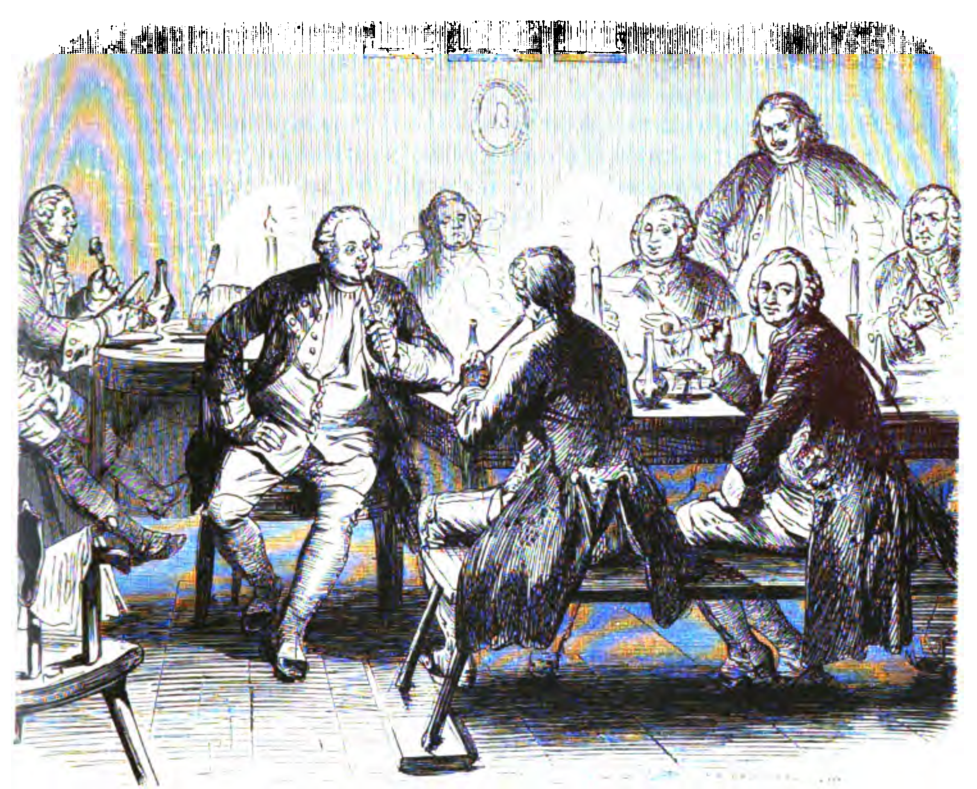
Rügen war in die Gewalt der Preußen gefallen, der nahe Fall Stralsunds demnach zu erwarten. Da der Winter angebrochen war, verdoppelten die Verbündeten ihre Anstrengungen. Nachdem auf die Festung bereits mehrfache Angriffe stattgefunden hatten, wurde sie mit glühenden Kugeln beschossen und ein Hauptsturm vorbereitet. Karl XII., der, wiewol von den erhaltenen Wunden noch nicht genesen, an den heftigsten Gefechten Theil genommen hatte, ward von den Seinen fußfällig und unter Thränen gebeten, Stralsund zu verlassen. Gerathe er in Gefangenschaft, sagte man ihm, so sei Alles rettungslos verloren; bleibe er aber frei, so werde er für Schweden Verlorenes wieder zu gewinnen wissen. Als der König endlich einsah, daß die Stadt nicht zu halten sei, entschloß er sich, dieselbe zu verlassen. Er bestieg ein kleines Boot, um sich nach einer, eine Viertelmeile entfernt liegenden schwedischen Fregatte zu begeben. Die Verbündeten empfingen Kunde davon, und der König von Dänemark befahl, eine Batterie auf das Boot zu richten und es in Grund zu bohren. Friedrich Wilhelm aber, der dem Helden das Entkommen wünschte, ließ, da der Dänenkönig von seinem Vorhaben, Karl zu vernichten, nicht abstehen wollte, zwei preußische Regimenter vor die Kanonenschlünde aufmarschiren, indem er ausrief: „Erst müßt Ihr uns erschießen!" So entkam Karl. — Am folgenden Tage ergab sich Stralsund.

Frieden. Im Januar 1716 kehrte Friedrich Wilhelm nach Berlin zurück. Er verbat sich den vorbereiteten Triumpheinzug; dagegen befahl er die Abhaltung eines Lob- und Dankfestes in allen Kirchen. — Da bald nach der Einnahme Stralsunds auch Wismar sich ergab, so waren damit die Schweden vollständig aus Deutschland verdrängt. Doch kam der Friede erst nach dem drei Jahre später erfolgten Tode Karl's zu Stande.

Karl XII. hatte den Plan gefaßt, Norwegen den Dänen zu entreißen. Indeß sein General Armfeld mit 10,000 Mann gegen Drontheim vorrückte, legte er sich mit 20,000 Mann vor Friedrichshall. Hier in den Laufgräben fiel er durch Meuchelmord, wie in dem neunten Bande des de la Gardie'schen Archivs nachgewiesen worden. Der König war durch die Schläfen geschossen worden. Gegen die Brustwehr gelehnt, die Hand am Degengriffe haltend, so wurde er am 11. Dezember 1718 aufgefunden.

Karl's Schwester und Nachfolgerin Ulrike Eleonore wandte sich im darauffolgenden Jahre mit Friedensvorschlägen an Friedrich Wilhelm, und am 1. Februar 1720 kam es zum Friedensschluß. Schweden trat Stettin nebst dem Bezirke zwischen Oder und Peene und den Inseln Usedom und Wollin an Preußen ab, wofür Friedrich Wilhelm bis Ablauf des Jahres eine Entschädigung von 2,000,000 Thaler an Schweden zahlte; das erworbene Gebiet betrug 95 Geviertmeilen. Rußland erhielt außer einem Theile von Finnland die schwedischen Ostseeprovinzen, Dänemark die schleswigschen Besitzungen des Herzogs von Holstein-Gottorp. — Der Besitz des Handelsplatzes Stettin und der Odermündungen war für Preußen die endliche Erfüllung des lang Erstrebten: „einen Fuß am Meere zu haben, um an dem Commercio der ganzen weiten Welt Antheil nehmen zu können." Die Freude des Königs war groß, der Erwerb ein hochwichtiger.

Schweden, dieses arme, dünn bevölkerte Land, hatte seine längere Zeit behauptete Großmachtsstellung nur dem Genie einer Reihe bedeutender Fürsten zu danken gehabt. Unter einem denkwürdigen Heldenfürsten hatte es dieselbe verloren; an seine Stelle traten Preußen und Rußland — Rußland stetig „wachsend unter dem Anhauche germanischer Kultur" — um sich als neue Großstaaten im Rathe Europa's immer entschiedener geltend zu machen.



Im Tabakskollegium. Zeichnung von Ludwig Burger.

Das Heerwesen.

„Preußen ist ein Militärstaat." Dies ist oft ausgesprochen worden, von der einen Seite als ein Vorwurf, von der andern als eine Berufung auf die Geschichte des Staates, die klar erkennen lasse, auf welchem Wege Preußen allein vorwärts kommen könne, wenn es sich selbst nicht untreu werden und sich zum Stillstande und damit zum Rückgange verurtheilen wolle.

Das Heer. Die Geschichte des brandenburgisch-preußischen Staates bis zum Anfange des achtzehnten Jahrhunderts liegt jetzt vor. Bis dahin wenigstens war die blutige Arbeit des Schwertes zur Erhaltung und Gestaltung des Staates eine nicht abzuweisende Nothwendigkeit gewesen. Wäre der Große Kurfürst nicht für des Landes Recht mit dem Degen in der Faust mannhaft eingetreten, wie hätte das Land sich dann aus dem Siechthum, in das der Dreißigjährige Krieg es gestürzt, erheben, Kraft für Entwicklung im Innern gewinnen und namentlich ein Bollwerk des auf dem Boden des Protestantismus sich entwickelnden nationalen Lebens werden können? Das Schwert aus der Hand legen, hätte für des Großen Kurfürsten Nachfolger geheißen, sich und die erworbenen Güter, die ein weiteres Aufblühen ermöglichten, der Gnade eines rachsüchtigen Feindes preisgeben. Preußen mußte beständig auf der Wache stehen — auch Friedrich I. hatte in dieser Beziehung seine Pflicht erfüllt.

So überkam Friedrich Wilhelm das Land. Die Feinde des aufblühenden preußischen Staates kannte Niemand besser als das preußische Fürstengeschlecht selbst. Manche dahin zielende Aeußerung drang in die Oeffentlichkeit; das Entscheidendste aber hat sich durch Familientraditionen fortgepflanzt. Was der Fürst in den ernsten Stunden vor dem Scheiden dem Sohne anvertraute, gehört zur innersten Geschichte des preußischen Staates.

Friedrich Wilhelm hielt auf eine starke Truppenmacht noch mehr als sein Vater, und schon in den ersten Jahren seiner Regierung zeigte es sich, wie nothwendig und segenbringend

eine solche für Preußen war; nur auf ein starkes und schlagfertiges Heer gestützt, konnte Friedrich Wilhelm Geldern und Vorpommern erwerben. War es nun wohlgethan, daß der König sein Heer nach und nach von 48,000 Mann bis auf mehr denn 80,000 Mann erhöhte? Die entscheidende Antwort giebt die Geschichte seines Nachfolgers, Friedrich's des Großen. — Hier möge zunächst mitgetheilt werden, auf welche Art der König die Armee schuf.

Vor allen Dingen darf nicht außer Acht gelassen werden, daß er, entsprechend den Anschauungen seiner Zeit sowol als auch den Forderungen seines Naturells, sich als absoluter Herr seines Volkes fühlte. Was er dem Staate schuldig zu sein glaubte, ihm nämlich in jedem Augenblicke, so es sich nöthig erweisen sollte, bereitwillig Gut und Blut zum Opfer zu bringen, das, meinte er, sei demselben doch auch ein jeder Unterthan schuldig. Ihn habe Gott an den Platz gestellt, auf dem am besten zu erkennen sei, was des Staates Wohl von ihm und von den Unterthanen fordere, daher sein Wille oberstes Gesetz sei und erfüllt werden müsse, ohne Widerrede. Wer nun von Gott einen gesunden und starken Körper empfangen habe, der sei ohne alle Frage verpflichtet, zum Schutze des Landes einzutreten, sobald er, der oberste Kriegsherr, es befehle. — Diesen Anschauungen gemäß verfuhr er von den ersten Jahren seiner Regierung an. Wenn die Werbungen im Inlande und im Auslande sich nicht als genügend erwiesen, die nöthigen Mannschaften aufzubringen, wurden ohne Weiteres die tauglichen jungen Leute im Lande zwangsweise unter die Soldaten gesteckt. Es erschienen zwar Verordnungen, die Milderung oder auch Aufhebung der gewaltsamen Werbungen in Aussicht stellten, doch wurde nach ihnen nicht verfahren. Unter allen Umständen sollte und mußte Preußen den Schutz und Schirm eines starken Heeres haben.

„Die langen Kerle". Ein Uebelstand aber war die Liebhaberei des Königs für große Leute in der Armee. Schon als Kronprinz hatte er sich „lange Kerle", wie der amtliche Ausdruck lautete, mit bedeutenden Kosten zu verschaffen gewußt, ein Umstand, der bei dem oben erwähnten Zerwürfniß mit seinem Vater eine Rolle spielte. Während seiner Regierung steigerte sich diese Liebhaberei bis zur förmlichen Sucht, die dem Lande vielfach Nachtheil brachte. Daß der Sache ursprünglich ein guter Gedanke zu Grunde lag, kann jedoch nicht in Abrede gestellt werden. „Er wollte ein Heldenvolk um sich haben und es fortpflanzen. Das Herabsinken der Rasse auf dem Wege der modernen Civilisation war ihm ein Greuel." Ein großer, starker Körper, meinte er, werde die Beschwerden des Dienstes besser ertragen, als ein kleiner, schmächtiger. Auch mochte von ihm der Eindruck, den eine Schar kräftiger Kriegsmänner hervorbringt, in Anschlag gebracht werden. Allein das artete bald dahin aus, daß vorherrschend nach „langen Kerlen" gesucht und wirkliche Kriegstüchtigkeit weniger in Anschlag gebracht wurde. Die „Potsdamer Riesengarde" — so nannte man das Leibregiment des Königs, das er selbst als Oberst kommandirte — hat eine Weltberühmtheit erlangt. Dies Regiment zählte 2400 Mann und bestand aus drei Bataillonen. Im ersten derselben befand sich kein einziger Mann, der nicht wenigstens nahe an sechs Fuß maß. Die Werber des Königs waren nicht nur für Preußen, sondern auch für das Ausland eine wahre Landplage. Hungerige Habichte können nicht eifriger hinter Tauben her sein, als jene hinter „langen Kerlen" her waren. Der König stellte ihnen große Summen zur Verfügung. Daß die Werber zumeist nicht nach rechtlichen Grundsätzen verfuhren, sondern Gewalt und List anwandten, und daß desfallsige Berufungen der in ihrem Rechte Gekränkten beim Könige ohne Erfolg blieben, ist allbekannt. Es geschahen Dinge, die man selbst in jenen Zeiten nicht mehr für möglich gehalten hatte. Leopold von Dessau ließ einen Studenten der Theologie in Halle auf offener Straße „aufheben" und in den Soldatenrock stecken. Infolge dessen ging eine Vorstellung aus Halle an den Berliner Hof ein. Der König schrieb an den Rand: „Soll nit raisoniren, ist Mein Unterthan." Der „Aufgehobene" blieb Soldat.

Wer von großem Körperbau war, mußte, gleichviel weß Standes er war, in jedem Augenblicke gewärtig sein, den gefürchteten Werbern in die Hände zu fallen. Sah sich doch der berühmte Gottsched, auf den wegen seiner bedeutenden Körpergröße die preußischen

Werber ihre Augen geworfen hatten, veranlaßt, seinen Wohnsitz von Königsberg nach Leipzig zu verlegen, um ihren unablässigen Nachstellungen zu entgehen. Ja es kam hier und da zu offenem Aufruhr, indem man die Opfer soldatischer Willkür mit Gewalt zu befreien suchte.

In Jülich befand sich ein Tischlermeister von ansehnlicher Körperlänge. Einige Werbeoffiziere umschlichen ihn, konnten ihm aber lange nicht beikommen. Da wird eines Tages ein Sarg bei ihm bestellt und zwar, wie man sagt, für den Flügelmann des dort stehenden Regiments, der gestorben sei. Der Tischler sendet am nächsten Tage den Sarg zu dem Hauptmann des Regiments, Baron von Hompesch. Bald darauf läßt dieser ihn rufen und sagt ihm, der Sarg sei zu klein. Der Tischler behauptet, der Sarg sei noch zwei Zoll größer, als er bei ihm bestellt worden sei, worauf der Hauptmann entgegnete: „Da müßte er ja groß genug für Euch sein!“ — „Freilich ist er das!“ sagt der Tischler, und um dies zu beweisen, legt er sich hinein. Im Nu wird von kräftigen Armen der Sarg geschlossen, vernagelt, auf einen draußen bereitstehenden Wagen gesetzt, und fort geht's zur Stadt hinaus. Als man den Sarg auf der Landstraße öffnete, fand man den Mann todt; er war erstickt. Der Baron v. Hompesch ward mit lebenslänglicher Gefängnißhaft bestraft.


Die Potsdamer Riesengarde. Zeichnung von Adolf Menzel.

Wie schon bemerkt, wurde in dieser Weise von einzelnen Werbeoffizieren auch im Auslande Menschenraub getrieben, sobald die angebotenen Werbegelder nicht zum Ziele führten. Der König regte gelegentlich selbst zu solchen Gewaltsamkeiten an. Es war ihm die Nachricht zugegangen, daß sich in einem Kloster in Italien ein außerordentlich langer Mönch befinde, und als ein preußischer Major sich erbot, ihn nach Potsdam zu schaffen, erhielt er einen zweijährigen Urlaub und eine bedeutende Summe Geldes. Der Major ging nach Polen, nahm das katholische Bekenntniß an und ließ sich in ein Kloster aufnehmen. Nach einiger Zeit reiste er mit Empfehlungsschreiben nach Italien, besuchte das Kloster, in welchem sich der lange Mönch befand, und befreundete sich mit diesem. Eines Tages erzählte er dem Abt, er habe reiche evangelische Verwandte in Polen, die er für sein Leben gern zum Katholizismus bekehren möchte, und bat, ihm jenen Mönch zur Beihülfe an dem Werke mitzugeben. Der Abt ließ sich bethören und gab seine Zustimmung. Schon am nächsten Tage reisten die Betheiligten ab, und der Mönch, der die Karte der mittleren und nördlichen Staaten Europa's wol schwerlich genau studirt haben mochte, ließ sich geduldig nach — Potsdam führen. Hier ward ihm ohne Erbarmen der blaue Rock angezogen, und statt des Rosenkranzes mußte er Tag für Tag die Muskete zur Hand nehmen. — Bald darauf wurde ein Kapuzinermönch, der in Preußen umherreiste und Geld für den Papst sammelte, aufgehoben und als gemeiner Reiter in das Regiment des Fürsten von Anhalt gesteckt.

Wer einmal preußische Uniform trug, dem war damit in Aussicht gestellt, zeitlebens Soldat bleiben zu müssen. Da nun etwa die Hälfte des Heeres aus Ausländern —

Russen, Engländern, Schweden, Spaniern, Ungarn, Italienern, Franzosen u. s. w. — bestand, so läßt sich, zumal wenn man das Verfahren der gewaltthätigen Aufhebungen mit in Anschlag bringt, leicht denken, daß die tollsten Ueberschreitungen nichts Seltenes waren. Im Jahre 1730 wurde ein Komplott, das darauf ausging, Potsdam an allen vier Ecken anzuzünden und dabei mit gewaffneter Hand auszubrechen, nur mit genauer Noth unterdrückt. — Desertionen kamen nur zu häufig vor. Um diese zu verhindern, oder der Ausreißer wieder habhaft zu werden, wurden die strengsten Gewaltmittel in Anwendung gebracht. In den geschlossenen Städten ließ sich eine Aufsicht über die Mannschaften leicht bewerkstelligen, schwerer auf dem platten Lande. War ein Soldat davongelaufen, so mußte sogleich die Sturmglocke gezogen werden und die ganze Bauernschaft zu Fuß und zu Pferde dem Flüchtlinge nachsetzen. Für den Ergriffenen zahlte die Kriegskasse zwölf Thaler. Auf Lässigkeit beim Nachsetzen stand harte Strafe: für das Dorf 100 Thaler, für die Stadt 200 Thaler, für den Landrath oder den Edelmann des betreffenden Bezirks 100 Dukaten.

Bei Armuth der Ortschaft mußten aus dem Dorfe die beiden angesehensten Bauern, aus der Stadt acht der vornehmsten Bürger zwei Monate lang beim Festungsbau karren. Wer einem Ausreißer Vorschub leistete, kam an den Galgen.

Jährlich wurden die Truppen neu eingekleidet, das Fußvolk blau, die Reiterei weiß, die Husaren roth. In Bezug auf Schnitt und Zierrat verfuhr man mit der ängstlichsten Genauigkeit. „Der König", heißt es in Behrenhorst's Betrachtungen, „würde sich selbst auf die Wache geschickt haben, wenn er sich in einem Kleidungsstücke, das nicht montirungsmäßig war, betroffen hätte." Und Graf Seckendorf sagt in einem Schreiben an Eugen: „Ein Offizier, der kein Puder in sein Haar gestreut, würde kassirt werden." Der König hatte den Offizieren befohlen, beim Exerziren stets zu verfahren, als ob er zugegen sei, in der Garnison den Dienst Tag und Nacht so zu handhaben, als ob der Feind vor den Thoren stehe, und auf das Putzen der Waffen wie auf größte Sauberkeit und Reinlichkeit der Kleidung und des Körpers stets mit unerbittlicher Strenge zu halten.

Ein anschauliches Bild des soldatischen Lebens und Treibens in Preußen zu jener Zeit giebt uns G. Freytag in seinem schon erwähnten Werke: „Wer kurz vor 1740 unter der Regierung König Friedrich Wilhelm's I. preußisches Land betrat, dem fiel in der ersten Stunde das eigenthümliche Wesen auf. Bei der Feldarbeit, in den Straßen der Städte sah man immer wieder schlanke Leute von soldatischem Aussehen, mit einer auffallend rothen Halsbinde. Es waren Kantonisten, die schon als Kinder in die Soldatenregister eingetragen waren, zur Fahne geschworen hatten und eingezogen werden konnten, wenn der Staat des Königs ihrer bedurfte. Jedes Regiment hatte 500—800 dieser Ersatzleute; man nahm an, daß dadurch die Armee in drei Monaten um 30,000 Mann vermehrt werden konnte, denn Alles lag für sie in den Regierungskammern bereit, Tuch und Gewehre. Und wer zuerst ein Regiment preußischen Fußvolks sah, dem wuchs das Erstaunen. Die Leute hatten eine Größe, wie sie an Soldaten nirgends in der Welt zu sehen war; sie schienen von einem fremden Stamme. Wenn das Regiment vier Glieder hoch in Linie stand — die Stellung in drei Gliedern wurde gerade damals erst eingeführt — dann waren die kleinsten Leute des ersten Gliedes nur wenige Zoll unter sechs Fuß, fast ebenso hoch das vierte, die mittleren wenig kleiner. Man nahm an, daß, wenn die ganze Armee in vier Reihen gestellt würde, die Köpfe vier schnurgerade Linien bilden müßten; auch das Gewehr war etwas länger als anderswo. Und nicht weniger auffallend war das propre Aussehen der Mannschaft: wie Herren standen sie da, mit reiner guter Leibwäsche, den Kopf sauber gepudert, mit einem Zopfe, alle im blauen Rock, zu den hellen Kniehosen Stiefletten von ungebleichter Leinwand, die Regimenter durch Farbe der Westen, Aufschläge, Litzen und Schnüre unterschieden. Trug ein Regiment Bärte, wie z. B. das des alten Dessauers in Halle, so war der Bart sauber gewichst. Jedem Mann wurde alljährlich vor der Revue eine neue Montur bis auf Hemde und Strümpfe geliefert, auch in das Feld nahm er zwei Anzüge mit.

„Noch stattlicher sahen die Offiziere aus: mit gestickter Weste, um den Leib die Schärpe, am Degen „das Feldzeichen", Alles von Gold und Silber, und am Halse den vergoldeten Ringkragen, in dessen Mitte auf weißem Felde der preußische Adler zu sehen war. In der Hand trugen Hauptmann und Leutnant die Partisane, die man schon damals ein wenig verkleinert hatte und „Sponton" nannte, die Unteroffiziere noch die kurze Pike.



„Lange Kerle", dem Könige in Potsdam vorgestellt. Zeichnung von Ludwig Burger.

„Es galt damals für schön, daß die Kleidung enge und gepreßt saß, und ebenso waren die Bewegungen der Leute kurz, geradlinig, die Haltung eine gerade, straffe, der Kopf stand hoch in der Luft. Noch merkwürdiger waren ihre Bewegungen. Denn sie marschirten zuerst von allen Kriegsvölkern in einem Gleichtritt, die ganze Linie nach der Schnur wie ein Mann. Diese Neuerung hatte der alte Dessauer eingeführt; es war ein langsames und würdiges Tempo,

das auch im ärgsten Kugelregen wenig beschleunigt wurde. Auch die Musik erschütterte Den, der sie hörte. Die großen messingenen Trommeln der Preußen (sie sind leider jetzt zur Kleinheit einer Schachtel herabgekommen) erregten ein ungeheures Getöse. Wenn in Berlin von einigen zwanzig Trommlern zur Wachtparade geschlagen wurde — kein Fremder versäumte das anzuhören — dann zitterten alle Fenster. Und unter den Hautbois war sogar ein Trompeter, ebenfalls eine unerhörte Neuerung. Die Einführung dieses Instruments hatte überall in Deutschland Staunen und Einwendung verursacht, denn die Trompeter und Pauker des heiligen römischen Reichs bildeten eine zünftige Genossenschaft, welche durch ein schönes kaiserliches Privilegium geschützt war und die unzünftigen Feldtrompeter nicht dulden wollte. Aber der König kehrte sich gar nicht daran. Und wenn vollends die Soldaten luden und feuerten, so war die Präzision und Schnelligkeit einer Hexerei ähnlich. Das Feuer der ganzen langen Bataillonsfront war ein Blitz und ein Knall. Wenn die Salven der exerzirenden Mannschaft früh am Morgen unter den Fenstern des Königsschlosses dröhnten, war der Lärm so groß, daß alle kleinen Prinzen und Prinzessinnen aus den Betten mußten. Aber wer das Soldatenvolk recht sehen wollte, der mußte nach Potsdam reisen. Der Ort war ein ärmlicher Flecken gewesen zwischen Havel und Sumpf; der König hatte ein steinernes Soldatenlager daraus gemacht. Dort lagen um das königliche Schloß in kleinen Ziegelhäusern, die zum Theil auf holländische Art gebaut waren, die Riesen des Königs, das weltberühmte Grenadierregiment. Wer von den Grenadieren mit Frau und Kindern behaftet war, der erhielt ein Haus für sich; von den anderen Kolossen hausten je vier bei einem Wirth, der ihnen aufwarten und Kost besorgen mußte. Es waren schöne Leute, die in ihren blechbeschlagenen Grenadiermützen noch um vier Hände breit höher wurden, und die Querpfeifer des Regiments waren gar Mohren. Wer zu der Leibkompagnie des Regiments gehörte, der war so merkwürdig, daß er abgemalt und sein Bild im Korridor des Potsdamer Schlosses aufgehängt wurde. Diese Enakssöhne in Parade oder exerziren zu sehen, reisten viele distinguirte Leute nach Potsdam." — Den Exerzirmeistern, sagt Benckendorf, habe es als ein unübertreffliches Kunststück gegolten, aus Menschen in Masse Maschinen zu machen, und es sei dies so vollkommen gelungen, daß man aus solchen Maschinen nicht wieder habe Menschen machen können. Alle diese Wunder aber seien bewirkt worden durch der Korporale Haselstöcke, durch unmäßiges Prügeln und unablässiges Exerziren.

Der Sold der Offiziere blieb, wie er unter Friedrich I. gewesen war, der des gemeinen Soldaten ward auf zwei Thaler monatlich erhöht, der Reiter erhielt $2^1/_2$—3 Thaler. Auf dem Marsche gab es eine Zulage. — Besonders günstig stand des Königs Leibregiment. Der gemeine Mann erhielt monatlich vier Thaler, außer der persönlichen Zulage, wie sie bei der Anwerbung festgestellt war, und die sich auf 5, 10, 20 Thaler monatlich, ja bei einzelnen auf mehrere Thaler täglich belief.

Wer dem Könige einen „langen Kerl" oder gar mehrere Exemplare dieser Art zuzuweisen vermochte, der war seiner Gunst sicher. So kam es, daß auch Personen, die nicht zum Soldatenstande gehörten, eifrig bemüht waren, große Leute für den König aufzutreiben, was unter Anderen der österreichische General Graf Seckendorf that, der — wir werden noch davon hören — das Vertrauen des Königs in wahrhaft spitzbübischer Weise mißbrauchte. Peter I. von Rußland schenkte dem Könige 150 lange Kerle, jährlich kam ein Nachschub. Allerdings erbat und erhielt er dafür vollen Ersatz durch eine entsprechende Anzahl geschickter Handwerker und Künstler, die mit Güte oder Gewalt vom Könige zur Uebersiedelung nach dem russischen Nachbarreiche veranlaßt wurden. Der Gesandte am englischen Hofe, Geheimrath von Borcke, vernahm von einem Riesen in Irland, Namens James Kirckland, der 6 Fuß 11 Zoll maß. Es gelang ihm, denselben für des Königs Leibregiment anzuwerben. Freilich erforderte es die fast unglaublich erscheinende Summe von 9000 Thalern, um die durch Bestechung, glänzende Geschenke, Handgeld, Reisekosten u. s. w. gemachten Ausgaben zu bestreiten. Die sehr interessante ausführliche Rechnung darüber findet sich

in dem bereits mehrfach erwähnten Buche König's über Berlin. Der Flügelmann des Regiments, **Jonas**, maß 8 Fuß 2 Zoll; sein Nachfolger, **Hoffmann**, war von solcher Körperlänge, daß August der Starke von Sachsen, der bekanntlich ungewöhnlich groß war, mit ausgestreckter Hand nur bis an die Nasenspitze desselben reichte. Im Jahre 1713 ließ sich in Frankreich ein Deutscher, Müller aus Weißenfels, als Riese für Geld sehen; bald darauf fand man ihn als fünften Mann der Leibgarde in Potsdam. Im Hinblick auf die Riesen des Leibregiments kann man mit Schiller sagen: „Es stieg das Riesenmaß der Leiber hoch über Menschliches hinaus!"

Für diese seine „lieben blauen Kinder", wie der König seine Soldaten nannte, sorgte er in der That wahrhaft väterlich. Nicht nur, daß er ihnen Grundstücke schenkte, Häuser baute, ihnen gestattete, öffentliche Bier- und Weinhäuser, Material- und andere Verkaufsläden zu eröffnen und verschiedene Gewerbe zu treiben, er machte ihnen auch außerordentliche Geldgeschenke, beförderte vortheilhafte Heirathen — natürlich mußte auch die Frau, um die Fortpflanzung des Riesengeschlechtes zu sichern, durch ungewöhnliche Körpergröße sich auszeichnen — und ließ sich gelegentlich von ihnen zu Gevatter bitten.

So kam es, daß der sonst so haushälterische Fürst allein in den Jahren von 1713 bis 1735 12,000,000 Thaler für Werbungen ins Ausland gehen ließ, und das Alles, um seiner Liebhaberei willen, recht „lange Kerle" im Heere zu haben! Bedenkt man ferner noch, daß derselbe Fürst, der in allen Stücken um Leibes und Lebens willen den strengsten Gehorsam verlangte, seinen Werbern bei schlimmen Vorkommnissen durch die Finger sah, sobald sie ihm nur Prachtexemplare von großen Leuten zuführten; daß er, der sonst ehrenfeste, fromme Mann, in diesem Punkte weder nach göttlichem noch menschlichem Recht fragte, so muß man gestehen, daß jene Liebhaberei bei ihm etwas wahrhaft Räthselhaftes ist. Für solche Ausgaben konnten die regelmäßigen Staatseinnahmen natürlich nicht ausreichen, und neue ergiebige Geldquellen mußten eröffnet werden, um die gewaltigen Summen, welche die Anwerbungen verschlangen, aufzubringen.

Dazu erschien nun dem Könige die seit den Zeiten des Großen Kurfürsten bestehende Marinekasse vorzüglich geeignet.

Diese Marinekasse, an welche ein jeder neu angestellte Staatsbeamte einen Theil seines ersten Jahreseinkommens abgeben mußte, hatte ursprünglich den Zwecken der vom Großen Kurfürsten geschaffenen jungen preußischen Marine gedient. Aber schon König Friedrich I. hatte diese ursprüngliche Bestimmung ganz außer Acht gelassen; er ließ die Kasse allerdings fortbestehen, aber die einlaufenden Gelder wurden für ganz andere Zwecke verwendet. Auch Friedrich Wilhelm I. hegte für die Erhaltung der Marine gar kein Interesse und verkaufte die kleine Besitzung Preußens an der afrikanischen Küste für eine geringe Summe an die Holländer. Die Marinekasse ließ aber auch er ihrem Wesen nach fortbestehen, nur wurde sie jetzt „Rekrutenkasse" genannt und ihre Einkünfte zur Bezahlung der Werbegelder für sein Potsdam'sches Leibregiment bestimmt. Außer den Beiträgen der Beamten, deren Höhe in willkürlicher Weise bestimmt wurde, wurden dieser Kasse nun auch noch andere Einnahmequellen eröffnet. So wurden bei Verleihung von Titeln und äußeren Ehrenzeichen jetzt Zahlungen an die Rekrutenkasse zur Bedingung gemacht, und bei hoher Strafe durfte einem Juden die Erlaubniß zum Heirathen nicht ertheilt werden, wenn er sich nicht vorher mit der Rekrutenkasse abgefunden hatte. Durch solche Maßregeln war es möglich, dieser Kasse bald sehr bedeutende Einnahmen zuzuführen, und man darf wol annehmen, daß die vielen Millionen, welche für Anwerbungen ausgegeben wurden, zum allergrößten Theil durch sie aufgebracht wurden, zumal man in den späteren Regierungsjahren des Königs leider so weit ging, schließlich jede Anstellung im Staats- oder Kommunaldienste von größeren oder geringeren Zahlungen an die Rekrutenkasse abhängig zu machen. Es ließ sich durch entsprechende Zahlungen an dieselbe auch sonst Mancherlei erreichen, was ohne solche unter allen Umständen versagt gewesen wäre.

Lebensweise und Wesen des Königs. „Müßiggang ist aller Laster Anfang!“ Ob der König dies Sprüchwort oft im Munde führte, ist aus den uns überkommenen Nachrichten über ihn nicht ersichtlich. Aber er verlangte dem Sinne desselben gemäß von einem Jeden nützliche Thätigkeit und ging selbst Allen mit rühmlichem Beispiele voran. Im Sommer stand er um 4, im Winter um 6 Uhr auf, wusch sich mit frischem Brunnenwasser und las darauf in „Creuzberg's täglicher Andacht“ seinen Morgensegen. Dann erschienen seine Kabinetsräthe, und es ging an die Arbeit. Alle eingelaufenen Schreiben wurden in seiner Gegenwart geöffnet; die kurzen Bescheide, die er gab, schrieb er in der Regel selbst auf den Rand der Eingabe. Nun erfolgten die Vorträge der Räthe, worauf den angemeldeten Ministern und Generälen Audienz ertheilt ward. Um zehn Uhr begab sich der König nach dem Paradeplatz und von dort nach dem Marstall (in der Breiten Straße). Auf dem Paradeplatze wurden ihm Gesandte anderer Regierungen und vornehme Fremde vorgestellt, auf dem Wege dorthin nahm er in der Regel Bittschriften entgegen. War er vom Marstall zurückgekehrt, so hatte einer oder der andere der Kabinetsräthe wieder Vortrag bei ihm. — Schlag zwölf Uhr ging's zur Tafel, zu welcher fremde Gesandte, Geheime Räthe und Generäle geladen wurden. Der König liebte eine einfache, derbe Hausmannskost und bestellte die Zurichtung der Speisen, wie er sie bei einfachen Landleuten vorfand, bei denen er sich auf Jagdausflügen und Reisen gern selbst einlud. Wie Alles, was nach Franzosenthum schmeckte, war ihm auch die französische Kochkunst ein Greuel, nur bei Besuchen hoher Gäste wurden derselben einige Rechte eingeräumt. — Es möge an dieser Stelle der von ihm wenige Wochen vor seinem Tode erlassenen Tafelordnung Erwähnung gethan werden, in der er bestimmte, daß bei Tafel nur der Königin ein silberner, jedem andern Tischgenossen aber ein zinnerner Teller vorgesetzt werden solle; ferner, daß „des Mittags acht Speisen auf die königliche Tafel kommen sollen, nämlich eine gute Suppe, zwei andere, NB. wohlfeile Essen, zwei Braten, *wovon nur der eine angeschnitten werden darf*, und etwas Gebackenes.“ —

Nach dem Essen ritt oder fuhr der König aus, um Bauten, Arbeiten auf dem Lande und dergleichen in Augenschein zu nehmen. Wehe dem Müßiggänger, der ihm unter die Augen kam! Sein Knotenstock hat Manchem das Gaffen für lange Zeit verleidet. Ein Jeder, den er traf, mußte gefaßt darauf sein, von ihm des Strengsten gefragt zu werden, wohin er gehe, was er vorhabe u. s. w. Dabei verlangte er, daß der Gefragte ihm gerade ins Gesicht schaute. Schien es doch, als wolle er einem Jeden tief in die Seele hinein sehen, ob nicht in derselben etwa irgendwo Flunkereien vorhanden seien. Festes, sicheres Anschauen, freimüthige, klare Antworten gewannen sein Herz. Einst bog er zu Pferde um eine Straßenecke, als ihm ein junger, ehrbar aussehender Mann entgegenkam. Der König hielt dicht vor ihm, daß seines Pferdes Nüstern die Brust des jungen Mannes berührten.

„Wer ist Er?“ herrscht er ihn an. — „Ein Candidatus Theologiae, Ew. Majestät!“

„Woher?“ — „Aus Berlin, Ew. Majestät.“

„Hm, taugen nichts, die Berliner!“ — „Freilich, die Mehrzahl, Ew. Majestät; aber es giebt doch Ausnahmen, ich kenne deren zwei.“

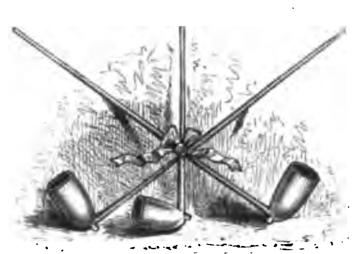
„Wer sind die?“ — „Ew. Majestät und — ich.“

Das war ein Mann nach des Königs Sinn: unerschrocken, klar, schlagfertig. Es währte nicht lange, so saß er in einer guten Pfarre.

Modenarren und Modenärrinnen klopfte das Herz an jeder Straßenecke; sahen sie den König in der Ferne, so suchten sie den ersten besten Zufluchtsort. Aber wehe dem Flüchtlinge, wenn der König, dessen hellen Augen nicht so leicht etwas entging, ihn bemerkt hatte! Was Anderes — so urtheilte er — kann zur Flucht veranlassen, als Feigheit oder ein böses Gewissen? — Einst jagt er einem flüchtigen Juden nach, holt ihn ein und fragt ihn, weshalb er vor ihm geflohen sei. Auf die Antwort, er habe sich gefürchtet, geräth der König in heftigen Zorn und bläut dem Zitternden mit seinem Wusterhausener

Knotenstocke den Rücken, rufend: „Ihr sollt mich nicht fürchten, lieben sollt Ihr mich!“ Das war für die damalige Zeit eine sehr volksverständliche Art und Weise der Belehrung.

Das Tabakskollegium. Um 5 oder 6 Uhr begab sich der König in seine Abendgesellschaft, gewöhnlich das Tabakskollegium genannt. Das im Berliner Schlosse für diese Abendgesellschaft eingerichtete Zimmer befand sich in der Nähe des Weißen Saales. Es glich einer großen holländischen Prachtküche. Nur Eingeladene durften erscheinen, und dies waren in der Regel diejenigen Personen, welche die tägliche Umgebung des Königs bildeten: die Generäle und Obersten Leopold von Dessau, von Grumbkow, von Derschau, Graf Dönhof, der die Bauten an dem nach ihm genannten Dönhofsplatze anlegte, von Gersdorf, von Sydow und Andere. Bisweilen erhielten jedoch auch auswärtige Gesandte Zutritt. Da der König das Tabakrauchen liebte, so sah er es gern, wenn ein jeder der Gäste, wie er, eine Thonpfeife im Munde hatte, mochte der Eine oder der Andere, wie es z. B. von Leopold von Dessau immer geschah, auch nur so thun, als ob er rauche. Auf dem Haupttische standen geflochtene Körbchen mit leichtem holländischen Tabak und kupferne Pfännchen mit glühendem Torf. Den König konnte es sehr ungnädig machen, wenn etwa einer der Gäste sich die Pfeife aus seinem Beutel mit besserem Tabak stopfte. Die Gäste, die zu essen begehrten, fanden auf einem Nebentische Brot, einen Topf mit guter Butter und Braten oder Schinken. Da mochte sich denn ein Jeder selbst bedienen. An dem Tische standen zwei hölzerne Bänke und für den König ein hölzerner Sessel. Sobald die Gäste an dem Haupttische Platz genommen und vor einem Jeden ein weißer Krug mit Potsdamer, Köpnicker, Braunschweiger oder auch Duckssteiner Bier und ein Glas aufgestellt worden war, verließen die Bedienten das Zimmer, damit die Unterhaltungen ungestört stattfinden konnten.


Holländische Tabakspfeifen aus dem XVII. und XVIII. Jahrhundert.

In diesen Abendgesellschaften wollte der König ganz und gar Mensch unter Menschen sein. Alle Förmlichkeit war beiseite gesetzt; ein Jeder kam und ging nach Belieben, Niemand durfte sich erheben, wenn der König erschien, oder wenn er die Versammlung verließ. Hier nun sprach sich Friedrich Wilhelm, der schon im gewöhnlichen Leben nicht gerade zurückhaltend war, über Alles, was sein Herz bewegte, in ungezwungenster Weise aus. Gleiche Offenheit forderte er von seinen Gästen. Einen Hauptgegenstand der Unterhaltung bildeten die auswärtigen Angelegenheiten. Der vielgenannte und vielgefoppte Hofgelehrte und Hofnarr Gundling und nach dessen im Jahre 1731 erfolgtem Tode seine Nachfolger, die bereits erwähnten Faßmann und Morgenstern, mußten als Einleitung dazu das Wichtigste aus den französischen, holländischen und deutschen Zeitungen und Bulletins vorlesen, vorzugsweise diejenigen Artikel, die den König oder seine Regierung angriffen. Wegen seiner Soldatenliebhaberei wurde der König oft darin verspottet. Aber er wußte sich auch zu vertheidigen. Eines Tages brachte eine holländische Zeitung die Nachricht, in Potsdam sei einer der großen Grenadiere gestorben, und man habe bei seiner Leichenöffnung zwei Magen, aber kein — Herz gefunden. Der König befahl, zu entgegnen: die Nachricht sei wahr, nur habe man zu bemerken vergessen, daß der Grenadier ein geborener Holländer gewesen sei. — Da nun der König den Diplomaten gegenüber stets mißtrauisch war, dagegen für das Wort eines einfachen alten Offiziers allezeit ein offenes Ohr hatte, so ließen es fremde Gesandte, die an den Berliner Hof kamen, in der Regel ihre erste Sorge sein, sich mit den einflußreichsten Mitgliedern der Tabaksgesellschaft zu befreunden. Vieles von Dem, was in den Abendgesellschaften besprochen ward, erhielt später Gestalt und Leben, so daß man mit Recht sagen kann, das Tabakskollegium habe der Sache nach die Bedeutung eines geheimen Staatsrathes gehabt. — Ueberhaupt ließ der König hier seiner Laune freien Lauf, und nicht blos Gundling,

sondern auch die Generäle und Obersten bekamen von ihm manche auf sie gemünzte Spöttereien zu hören. Er nahm aber auch gepfefferte Erwiederungen hin, da er hier eben nur als Oberst seines Leibregiments gelten wollte. Freilich ging es auch dann und wann nicht ohne Ungehörigkeiten ab. — Der Major von Jürgas, der sich nach der Meinung des Königs zu viel mit gelehrten Dingen abgab, wurde einst von diesem ein Tintenklecker genannt. Jürgas, der dem starken Ducksteiner Biere wol etwas zu sehr zugesprochen hatte, fuhr heraus: „Das sagt ein Hundsfott!" stand auf, verließ das Zimmer und warf die Thür hinter sich zu, daß es krachte. Das war ein häßlicher Handel. „Der König", so erzählt Morgenstern, „erklärte sich gegen die Anwesenden, daß er als rechtschaffener Offizier, der nichts auf sich sitzen lassen könne und wolle, die Beleidigung mit dem Degen auszumachen willens sei. Alle Anwesenden erhoben sich dagegen und machten ihm bemerklich, daß er nicht blos Offizier, sondern auch König sei und sich als solcher nur für Beleidigungen, welche dem Staat widerführen, schlagen dürfe. Der Major von Einsiedel, welcher bei dem Gardebataillon Stellvertreter des Königs war, übernahm es, die Sache abzumachen, schlug sich am folgenden Tage mit Jürgas auf krumme Säbel und erhielt eine leichte Verwundung an dem rechten Oberarm. Als Einsiedel mit verbundenem Arm dem Könige Bericht erstattete, bedankte sich dieser und hing ihm einen Probetornister um, indem er fragte, ob er damit über die Straße gehen würde, wenn der Tornister voll Geld wäre. „Unbedenklich", sagte Einsiedel, und sofort füllte der König eigenhändig den Tornister mit harten Thalern, welche er in einem eisernen Kasten bei sich stehen hatte, hing ihn Einsiedel über die Schultern und kommandirte: „Marsch!" — Mit dem Major von Jürgas sah er die Sache als abgemacht an und trug ihm jene Beleidigung nicht nach."

Peter der Große in Berlin. Es möge hier eines Besuches Peter's I. von Rußland gedacht werden. Der Zar, der mit seiner Gemahlin Katharina 1717 eine Reise zu Schiffe nach Holland ausgeführt hatte, beabsichtigte, durch den preußischen Staat nach Rußland zurückzukehren. Als Friedrich Wilhelm davon vernommen, und das Finanzdirektorium bei ihm angefragt hatte, wie hoch es in Bezug auf die Ausgaben für die zarischen Majestäten und den diese begleitenden Troß gehen könne, antwortete er: „Ich will 6000 Thaler destiniren. Davor soll das Finanzdirektorium die Menage so machen, daß ich den Zaren defregiren kann von Wesel bis Memel; in Berlin wird er aparte traktiret. Nicht einen Pfennig gebe ich mehr dazu!" — Das Finanzdirektorium erwarb sich die besondere Zufriedenheit des Königs dadurch, daß, wie er später aus dem ihm vorgelegten Nachweis ersah, sämmtliche Reisekosten sich nur auf 3127 Thaler beliefen. Ueber den Aufenthalt des Zaren mit Gemahlin und Gefolge in Berlin hat die älteste Tochter des Königs, Prinzessin Wilhelmine, in ihrer späteren Zeit eine Schilderung niedergeschrieben, aus der wir Folgendes entnehmen: „Der Zar und die Zarin kamen (von Potsdam aus) zu Wasser in Monbijou an; der König und die Königin empfingen sie am Ufer des Stromes; der König gab der Zarin die Hand, um sie an das Land zu führen. Als der Zar ausgestiegen war, streckte er dem Könige seine Hand entgegen und sagte zu ihm: „Ich bin sehr erfreut, Sie zu sehen, mein Bruder Friedrich!" Er näherte sich dann der Königin, um sie zu umarmen, doch sie verweigerte es. Die Zarin begann damit, der Königin die Hand zu küssen, was sie mehrmals wiederholte; sie stellte ihr dann den Herzog und die Herzogin von Mecklenburg vor, die sie begleitet hatten, und 400 sogen. Hofdamen. Es waren meistens deutsche Dienstmädchen, welche die Funktionen von Damen verrichteten, Kammermädchen, Köchinnen und Wäscherinnen. — Die Königin wollte diese Kreaturen nicht grüßen; die Zarin behandelte daher, um sich zu rächen, die Prinzessinnen von Geblüt mit vielem Stolze, und der König erlangte nur mit vieler Mühe, daß sie dieselben grüßte. Ich sah diesen ganzen Hof am Morgen nach seiner Ankunft, als er kam, um der Königin seinen Besuch zu machen. Die Königin empfing sie in den großen Zimmern des Schlosses; sie gab der Zarin die Hand und führte sie in das Audienzzimmer. Der König und der Zar folgten. Sobald mich dieser Fürst sah, erkannte er

mich wieder, da er mich fünf Jahre vorher gesehen hatte. Er nahm mich in die Arme und zerfleischte mir das ganze Gesicht durch die Stärke seiner Liebkosungen; ich gab ihm Ohrfeigen und stritt mit ihm, so viel ich konnte, indem ich sagte, daß ich dergleichen Vertraulichkeit nicht wolle, und daß er mich herabsetzen solle. Er lachte darüber und unterhielt sich lange mit mir.



Moden aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert.
Ende des siebzehnten. Erste Hälfte des achtzehnten. Rococo (1780). Revolutionszeit, Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

„Die Kaiserin war klein und ramassirt, sehr von der Sonne verbrannt und hatte weder Ansehen noch Grazie; man hätte sie ihrem Aufzuge nach für eine Schauspielerin halten können. Ihr altmodisches Kleid war auf dem Trödel gekauft, mit Silber und Schmuz bedeckt. Die Vorderseite ihrer Brust war mit Steinen geschmückt; die Anordnung derselben in ihrer Art einzig; es war ein doppelter Adler, dessen Federn, mit schlechtestem Golde besetzt, übel eingefaßt waren.

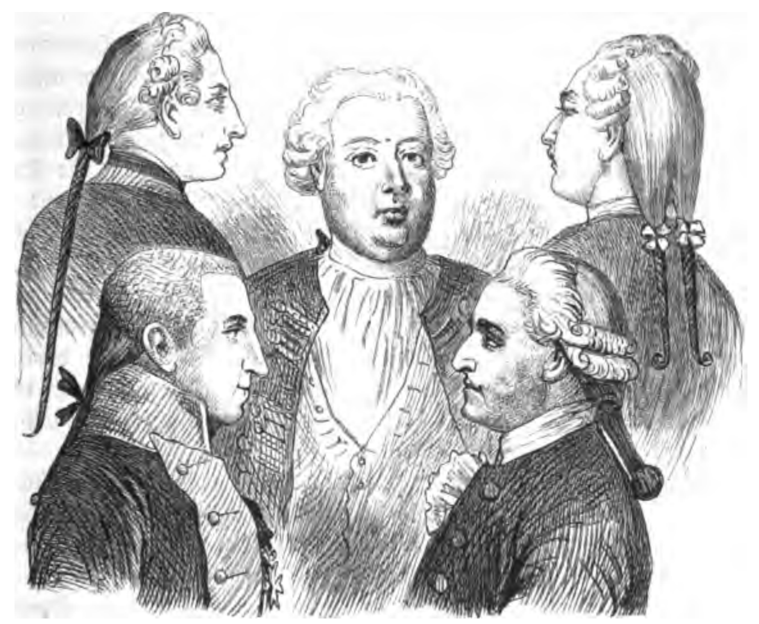
Sie trug ein Dutzend Orden und eben so viele Heiligenbilder und Reliquien, die der Länge nach zum Schmuck ihres Anzuges herabhingen, so daß man, wenn sie ging, einen Maulesel zu hören glaubte; alle ihre Orden, die sich an einander stießen, machten kein geringes Geräusch. Der Zar dagegen war sehr groß und wohlgebaut, sein Gesicht war schön, aber der Ausdruck desselben hatte etwas Rohes, wovor man erschrecken konnte; er trug Matrosenkleider. Die Zarin, welche sehr schlecht Deutsch sprach und nicht gut verstehen konnte, was die Königin zu ihr sagte, ließ ihre Närrin zu sich treten und unterhielt sich mit ihr auf russisch. Ich weiß nicht, was sie zu ihr sagte, aber sie lachte laut auf. Man setzte sich endlich zur Tafel, wo der Zar sich an die Seite der Königin begab. Es ist bekannt, daß dieser Fürst in seiner Jugend Gift bekam, und daß er infolge dessen öfter von Konvulsionen befallen wurde. Da er über Tische in einen solchen Zufall verfiel, machte er mehrere Krümmungen, und da er sein Messer in der Hand hatte und gegen die Königin sehr lebhaft gestikulirte, bekam dieselbe Furcht und war mehrmals nahe daran, aufzustehen. Der Zar gab ihr aber die Versicherung, daß sie von ihm kein Leides zu befürchten habe; zugleich nahm er ihre Hand, die er mit so vieler Heftigkeit drückte, daß die Königin genöthigt war, um Schonung zu bitten. Hierüber lachte er gutmüthig und sagte, sie habe noch zartere Knochen als seine Katharina. — Am andern Tage zeigte man ihm die Merkwürdigkeiten Berlins. Unter den Antiken befand sich eine Statue, die eine heidnische Gottheit in einer unschönen Stellung darstellte. Man hielt dieses Stück für etwas Außerordentliches. Der Zar bewunderte die Statue sehr und befahl der Zarin, sie zu küssen. Als sie sich weigerte, gerieth er in Heftigkeit und sagte ihr in gebrochenem Deutsch: „Kop ab!“ Sie gerieth in Furcht und that Alles, was er verlangte. Darauf begehrte er ohne Weiteres diese Statue und einige andere von dem Könige zum Geschenk, der sie ihm nicht abschlagen konnte. — Der barbarische Hof ging nach zwei Tagen wieder fort; die Königin begab sich sogleich nach Monbijou, wo die Zerstörung Jerusalems herrschte. Alles war so ganz ruinirt, daß die Königin sich genöthigt sah, das Schloß neu einzurichten.“

Der Zopf und die Zopfzeit. Es sei hier über die Zopfzeit, in die wir jetzt eingetreten sind, ein Wort gesagt, zumal Friedrich Wilhelm I. mit Recht als Erfinder des Zopfes bezeichnet wird. Der Zopf steht insofern mit der Perrücke (vgl. S. 81) in einem entschiedenen Gegensatz, als diese das eigene Haar verdrängte, wogegen der Zopf es wieder zu Ehren brachte, mochte er immerhin sich durch Einlage fremden Haares verstärken.

Aber nicht plötzlich trat diese Haartracht auf; durch Mancherlei ward ihre Einführung vorbereitet. Wir haben gesehen, wie die Perrücke ihren Trägern eine zierliche Gemessenheit der Bewegung abnöthigte. Man wußte selbst beim Tanze der Forderung, die Locken zu schonen, zu genügen. Anders war es bei den Uebungen im Reiten und Fechten; dabei konnte es nicht ausbleiben, daß der Lockenwald durch einander geschüttelt wurde, was die einzelnen Locken verdarb und den Trägern ein wirres Aussehen gab. Man suchte sich in Deutschland dadurch zu helfen, daß man beim Fechten und Reiten die Locken hinten zusammenband. Das war der Anfang des Zopfes. Dies Zusammenbinden des Haares bewirkte, daß die Locken bei jenen lebhaftere Bewegungen unbedingt erfordernden Uebungen nicht hin und her flatterten, es schützte sie indeß doch nur zum Theil vor dem Zerzaustwerden. Die Franzosen gingen einen Schritt weiter und steckten die Locken in ein zierliches, flaches, seidenes Säckchen. So entstand der Haarbeutel, der sich alsbald auch in Deutschland einbürgerte.

Die Perrücke hatte unterdessen an Umfang nach und nach verloren, doch war sie immer noch eine kostspielige Tracht, deren Unterhalt verhältnißmäßig viel Zeit und Geld hinnahm. Im Heere hatte sie zuerst bei den obersten Anführern Aufnahme gefunden, war aber bald bei allen Offizieren in Gebrauch gekommen. Als nun endlich die Perrücke Allgemeintracht im Volke geworden war, blieben nur die Soldaten von den Offizieren abwärts übrig, die nach älterer Weise ihr eigenes Haar trugen. Daß dieser Umstand von einem Kriegsherrn, wie Friedrich Wilhelm es war, der das Aeußere seiner Soldaten bis auf die geringfügigste

Kleinigkeit überwachte, in strengste Erwägung gezogen ward, kann nicht auffallen. Was thun? Die Perrücke bei dem gesammten Heere einzuführen, hätte eine bedeutende Mehrausgabe aus der Staatskasse erfordert, ganz abgesehen davon, daß dem Könige diese Mode zuwider war (er trug nur die kleinste Art der Perrücken, den sogenannten Muffer). Aber noch andere Bedenken machten sich geltend. Welch unsägliche Mühe würde es verursacht haben, bei dieser Tracht Gleichmäßigkeit, welchen Aufwand von Zeit, die Perrücken zugleich säuberlich zu erhalten! Da wies denn die Mode des Zusammenbindens der Locken bei Reitern und Fechtern naturgemäß auf einen Ausweg hin. Nicht die Locken der Perrücken, sagte sich der König, sollen meine Soldaten sich im Nacken zusammenbinden, sondern ihr eigenes Haar. Das ist einfach und billig, und der Zopf paßt vortrefflich zu den Linien der engen, knappen Kleidung! — Es erfolgten die entsprechenden Befehle, und es war damit der eigentliche Zopf zunächst als die Tracht der gemeinen Soldaten eingeführt.



Zopftrachten (in der Mitte König Friedrich Wilhelm I., der Erfinder des Zopfes).

Allgemach verstieg sich die neue soldatische Haartracht bis zu den Heerführern. Von hier aus verbreitete sie sich in den Kreisen des Adels und der höheren Beamten sowie im Bürgerstand und gewann endlich Bürgerrecht in der ganzen gebildeten Welt. Die Geltung des Zopfes, dem man es nicht an Bänderschmuck fehlen ließ, stieg mit seiner Stärke.

Längst schon war der Puder in Gebrauch und wurde sowol bei der Perrücke als auch bei der Zopffrisur angewandt. Um ihm Halt zu geben, ward das Haar zuvor mit Pomade eingeschmiert. Dann tüpfte man den Puder mit einer seidenen oder leinenen Quaste auf das Haar, wandte auch wol einen kleinen Blasebalg an, um ihn in das Haar zu blasen. Mehr und mehr ging man verschwenderisch mit dem Streumittel um, endlich ward der Puder so dick aufgetragen, daß das Haar — auch die Jugend schmückte sich mit dem Schnee des Alters — schneeweiß erschien. Der Hauptbestandtheil des Puders war Weizenmehl. Demnach entzog man zur Zeit der Blüte dieser eigenthümlichen Art, sich zu schmücken, eine außerordentliche Menge eines vortrefflichen Nahrungsmittels seinem natürlichen Gebrauche. Nach einer mäßigen Berechnung sind in Preußen um die bezeichnete Zeit jährlich über 570,000 Scheffel Weizenmehl auf diese Art verbraucht worden.

Gewerbthätigkeit. Der Aufwand des Hofes unter Friedrich I. und das damit gegebene Beispiel hatte sich der Entwicklung der Gewerbthätigkeit als sehr förderlich erwiesen.

So kam es, daß die plötzlich eingetretenen, auf Ersparnisse im Haushalt abzielenden Neuerungen unter Friedrich Wilhelm Anfangs viele Klagen hervorriefen. Doch der Strom des gewerblichen Lebens war nur auf kurze Zeit gehemmt worden, um im Großen und Ganzen in eine andere Richtung geleitet zu werden. An die Stelle des höfischen Aufwandes traten die Ausgaben für das Heer, das, wie schon erwähnt wurde, der König während seiner Regierung fast um das Doppelte vermehrte. Es mag die Behauptung, die Vermehrung des Heeres habe der Gewerbthätigkeit und somit dem weiteren Aufblühen der Städte zum Vortheil gereicht, im ersten Augenblicke als unhaltbar erscheinen, aber es hat damit gleichwol seine Richtigkeit. Der König verbot die Ausfuhr der Wolle und die Einfuhr fremder Tuche. Die Stoffe, die das Land hervorbrachte, sollten für das Land verwerthet und damit zugleich die Menge müßiger Arbeitskräfte in Thätigkeit gesetzt werden. Der Leser erinnert sich der alten, in der Klosterstraße gelegenen markgräflichen Hofburg. Sie wurde von Friedrich Wilhelm zum Hauptplatz der neuen Gewerbthätigkeit bestimmt, und bald lagerten in ihren weiten Räumen Massen roher Wolle und gefertigter Tücher und Zeuge. Daher der jetzt noch geltende Name „Lagerhaus“. Tausende von fleißigen Händen wurden hier beschäftigt, und schon im Jahre 1714 erschien ein königlicher Befehl, demzufolge die Regimenter die feineren Tücher sowie die Zeuge zu Jacken und Rockfutter von hier zu beziehen hatten. Der Generalität und sämmtlichen Offizieren der Armee wurde bei Androhung der Ungnade des Königs befohlen, die Tuche und was sonst zu den Montirungen gehörte nur aus inländischen Fabriken zu entnehmen. Nach einem weiteren Befehle sollten königliche Beamte und Vasallen kein anderes als rothes und blaues, im Lande angefertigtes Tuch, auch nur inländische Zeuge, Strümpfe und Hüte für sich und ihre Dienerschaft verbrauchen. Das Geld sollte eben im Lande bleiben. Durch Herbeiziehung tüchtiger Werkmeister aus den Niederlanden kam es bald so weit, daß preußische Tuche und Gewebe vom Auslande, namentlich von Rußland, verlangt wurden. „Es ist zum Erstaunen“, heißt es in einem Bericht aus jener Zeit, „welche Menge Tuche, Eisenwaaren, Salz und fabrizirte Artikel mannigfaltiger Art die Russen von uns kaufen.“

Das Finanzwesen. Um in der Finanzverwaltung Ordnung und steten, sicheren Gang herzustellen, schuf der König das „Generalfinanzdirektorium“. Demselben wurden alle Domänen-, Forst-, Jagd-, Post-, Münz- und Bergwerkssachen zugewiesen, nur das Generalkriegskommissariat blieb als abgesonderte Behörde bestehen. Die Karossen- und Perrückensteuer wurde abgeschafft, die Accise dagegen, welche die Haupteinnahme des Staates bildete, verschärft und auch in den Landestheilen eingeführt, in denen sie bisher noch nicht bestanden hatte. Da die Besitzer der größeren Güter bisher für ihren Bedarf von dieser Verbrauchssteuer befreit waren, so führte der König auf dem Lande eine allgemeine Steuer, „Kontribution“, ein, die einen Jeden ohne Unterschied traf. Er ging dem Adel mit gutem Beispiele voran, indem er sich selbst eine Steuer auferlegte. Auf seinen Befehl mußten alle Wagen des königlichen Hauses ebenso wie die anderen einfahrenden Wagen an den Stadtthoren zu Berlin angehalten, durchsucht und die auf denselben befindlichen Gegenstände der Verzehrung versteuert werden.

Später wurde auch noch das Kriegskommissariat der Hauptfinanzkasse einverleibt, für die der König eine Geschäftsordnung — ein Muster von Klarheit und Bestimmtheit, aber freilich auch von äußerster Strenge — ausarbeitete. Die Sitzungen des Direktoriums begannen im Sommer pünktlich um sieben, im Winter um acht Uhr. Eine Stunde Verspätung, ohne die vorher eingeholte Erlaubniß des Königs, wurde mit 100 Dukaten, die Versäumniß einer ganzen Sitzung mit der Hälfte des Jahrgehaltes bestraft. Wer zweimal ohne Erlaubniß oder genügende Entschuldigung fehlte, ward „cum infamia“ kassirt. Die Sitzungen sollten so lange währen, bis die laufenden Geschäfte abgethan seien. Zogen die Arbeiten sich aber bis über zwei Uhr hinaus, so hatte die königliche Küche eine Mahlzeit von vier guten Gerichten nebst Wein und Bier herbeizuschaffen.

In der Instruktion droht der König den Beamten, „die nicht in allen Stücken der Instruktion nachleben, sondern es etwa wieder auf den alten Schlendrian wollen kommen lassen": — „diese mögen sich nur im Voraus Rechnung machen, daß Wir es ihnen nicht schenken, sondern ihren Ungehorsam und Widerspänstigkeit auf gut Russisch bestrafen werden."

Als sehr vortheilhaft bewährte sich in Bezug auf die Einnahme aus den Domänen die Veränderung der Erbpacht in eine Zeitpacht. Die Pächter trieben sich bei ihren Geboten in die Höhe und waren danach, um bestehen zu können, gezwungen, sich guter Bewirthschaftung zu befleißigen.

Streitigkeiten mit der Ritterschaft.

Der Leser weiß, daß durch die veränderte Kriegführung längst der uralte Gebrauch, daß die Ritter sich persönlich zu Pferde einzustellen hatten, abgekommen war. So lange dieser Gebrauch in Wirksamkeit gewesen, hatte die Steuerfreiheit der Ritter eine Berechtigung gehabt. Jetzt aber, seitdem das Volk die Last der Kriegführung zu tragen hatte und dem Adel obendrein die Offizierstellen zugute kamen, lag nichts näher, als die Einschränkung solcher Rechte. Schon Friedrich I. hatte den Versuch gemacht, die Ablösung jener Lehnsverbindlichkeit durch eine Geldzahlung einzuführen; er war jedoch an dem Widerstreben des Adels damit gescheitert. Friedrich Wilhelm griff, wie Alles, auch diese Sache kräftig an. Er verlangte 50 Thaler für jedes Ritterpferd, stellte aber später die Summe von 40 Thalern fest. Für einige Gegenden ward die Ablösungssumme noch niedriger gestellt. Die märkische Ritterschaft gab ihre Bereitwilligkeit zu erkennen, sich einer solchen Bestimmung zu unterwerfen, fügte aber bei: „sie hoffe, daß an den Vorrechten des Adels dadurch nichts geändert werde." Eine solche Erklärung abzugeben, äußerte sich der König, wolle er den Betheiligten nicht wehren. Was er ihnen lasse, bestehe in Nichtigkeiten, was er zu Gunsten des Landes gewinne, in Wirklichkeiten. Einen solchen Tausch wünsche er wol alle Tage machen zu können!

Die Ritterschaft im Magdeburgischen und in Preußen dagegen trat mit demselben Widerstande auf, wie Friedrich I. ihn gefunden hatte; ja acht Ritter aus dem Magdeburgischen waren so sehr auf die Erhaltung jenes Vorrechtes versessen, daß sie sich mit einer Klage nach Wien wandten. Da gerade in dieser Zeit kein gutes Einvernehmen zwischen Wien und Berlin herrschte, nahm man sich in der Hofburg der klagenden Herren lebhaft an, worüber der König im höchsten Grade aufgebracht wurde. Er befahl seinen Ministern, die Sache gegen die Kläger „mit äußerstem Nachdruck fortzusetzen und ihnen den Kitzel zu vertreiben, weiter an dergleichen gottloses und frevelhaftes Beginnen gegen ihren Landesherrn zu denken." In Wien nahm man indeß die Klage der Ritter sehr ernst, um so mehr, als das in derselben ausgesprochene Verlangen den dort herrschenden Anschauungen entsprach, und man eine sich darbietende Gelegenheit sich nicht entgehen lassen wollte, zu zeigen, wer Oberherr im Reiche sei. Wirklich ging man so weit, zu Gunsten der acht Ritter einen Exekutionsbefehl an Kursachsen und mehrere Reichskreise zu erlassen, und wer weiß, was geschehen wäre, wenn nicht Fragen der großen Politik dazwischen getreten wären, die den Kaiser bestimmten, Friedrich Wilhelm nicht noch weiter zu reizen. Die klagenden Herren mußten sich schließlich fügen.

Wie wenig der König überhaupt geneigt war, dem Wohle eines Standes das Wohl des Ganzen zum Opfer zu bringen, dafür mögen bei dieser Gelegenheit zwei Beispiele angeführt werden. Der König beabsichtigte, in Preußen den Hufenschoß einzuführen, wogegen der Landmarschall der preußischen Stände Namens derselben förmlich Protest einlegte. Empört darüber, drohte der König, „den Junkers ihre Autorität zu ruiniren", und fügte hinzu: „Ich stabilire meine Souveraineté wie ein Rocher von Bronce!" — Ein Herr von Strunckede in Kleve reichte eine Beschwerde ein, in welcher er sagte, ein Herr von Pabst, der von jüngerem Adel als er sei, habe sich in der Kirche über ihn gesetzt, wodurch er veranlaßt worden sei, sich in ein anderes Gotteshaus zu begeben. Der König wolle die Gnade haben,

den alten Adel in seinen Vorrechten zu schützen. In seiner Antwort nannte der Monarch dieses Verlangen des von Strunckede eine Thorheit und fügte hinzu, daß, da in Berlin eine derartige Rangordnung nicht üblich sei, man sie auch in Kleve nicht aufrecht zu halten brauche. Wenn Pabst sich über ihn, den König, setze, so bleibe er doch, was er sei.

Einwanderung. Die Spuren des Dreißigjährigen Krieges waren in Preußen noch immer nicht verwischt. Wie einst unter den Askaniern christliches und deutsches Leben durch Heranziehung von Einwanderern gefördert worden war, so geschah ein Gleiches unter den Hohenzollern, namentlich unter dem Großen Kurfürsten. Für ihn galt es, die Wunden, die der Dreißigjährige Krieg dem Lande geschlagen, zu heilen und dem Menschenmangel auf weiten Strecken durch neue Ansiedelungen abzuhelfen. Wir erinnern an die Einwanderung der Hugenotten, denen er ein Asyl bot. Aber es blieb trotz seines unermüdlichen Wirkens in dieser Beziehung noch viel zu thun übrig. Befanden sich beim Schluß seiner Regierung doch allein noch in den kurmärkischen Städten gegen 4000 wüste Stellen. Unter seinem Nachfolger Friedrich I. geschah für Kolonisation verhältnißmäßig wenig. Desto thätiger zeigte sich auf diesem Gebiete Friedrich Wilhelm I. Ganz besonders bedurfte Ostpreußen des Neuanbaues. Der Leser erinnert sich, in wie grauenhafter Weise hier Polen und Lithauer während des schwedisch-polnischen Krieges gewüthet hatten. Nicht allein Hunderte von Ortschaften waren zerstört und viele Tausende von Menschen erschlagen worden, es hatten die dem Kriege nachfolgenden Würgengel Hunger und Seuchen ebenfalls viele Tausende der Einwohner dahingerafft. Nun war, wenige Jahre vor Beginn der Regierung Friedrich Wilhelm's I., in dem unglücklichen Lande ein neuer Dämon aufgetreten: die orientalische Pest, welche in den Jahren 1708—1711 den dritten Theil der Bevölkerung hinwegraffte, so daß in Ostpreußen nur 400,000 Menschen übrig blieben. Die Folge davon war, daß gegen 60,000 Hufen Landes verödet lagen.

Der Kurfürst erließ drei Patente, in welchen er evangelische Ausländer zur Einwanderung aufforderte. Bauern, welche auf eigene Kosten kämen und ihre Niederlassung auf der angewiesenen Stelle (mit 2 Hufen oder 60 Morgen = 15 ha Saatland und dem nöthigen Wiesgrund) selbst bestritten, sollten neun Freijahre genießen; die auf Staatskosten mit einem Hofe versehenen drei, die auch auf Staatskosten zugereisten zwei Jahre. Allen Ansiedlern wurde das Nöthige an Wirthschaftsgeräthen, Vieh und Saatgetreide, den Gemeinden Weideland und Holzungsrecht zugesagt, die Leistung nach Ablauf der Freijahre billig bemessen.

Der nächste Erfolg war der, daß bis Ende des folgenden Jahres (1725) 9500 Personen und zwar aus Franken, der Pfalz und zum kleineren Theile auch aus der Schweiz einwanderten. Polen und Lithauern war aus politischen Gründen die Aufnahme versagt.

Einwanderung der Salzburger. Da trat ein Ereigniß ein, das dem Könige die Ausführung seines Wunsches in umfangreicherer Weise möglich machte und ihm zugleich Gelegenheit bot, vor Kaiser und Reich zu erkennen zu geben, daß er sich, wie einst der Große Kurfürst, als Schutzherrn der evangelischen Kirche betrachte, und daß er, gleich seinem Vorgänger, unter keinen Umständen gesonnen sei, Bedrückungen seiner Glaubensgenossen zu dulden.

In dem Erzstifte Salzburg, einem sagenreichen, wegen seiner Naturschönheiten, seiner Felsgebirge, grünen Thäler und hellen, fröhlichen Gewässer gefeierten Ländchen, hatte ihrer Zeit die Lehre des Johann Huß einen guten Boden gefunden, und der Geist, von dem damals Vieler Herzen ergriffen worden waren, war nicht wieder auszurotten gewesen. Eine Zeit lang waren die Verfolgungen eingestellt worden, man hatte die Bewohner des Erzstiftes ihrem Glauben leben lassen. Nun kam im Jahre 1727 der Freiherr von Firmian in das bischöfliche Amt, ein Mann, der den fanatischen Vorsatz hegte, das lutherische Wesen, koste es auch, was es wolle, in dem Erzstifte auszurotten. Er rief eine Schar Jesuiten herbei, und es begannen nun Quälereien gegen die Evangelischen, ähnlich denen, die früher in den österreichischen Erblanden geübt worden waren; Einzelne wurden eingekerkert, Andere mit Geld- und Leibesstrafen belegt. Zwei der Gemißhandelten wanderten

aus, aber man behielt ihnen ihre sämmtliche Habe zurück. Diese und andere Gewaltthätigkeiten führten die evangelischen Salzburger — ihre Zahl belief sich damals auf 20,000 — nur enger zusammen. Nun beschloß Firmian, als Erzbischof Leopold Anton, noch entschiedener gegen die ihm verhaßten „Ketzer" vorzugehen. Er wandte sich an den Kaiser, und es wurden ihm zur Durchführung seiner Pläne österreichische Truppen zur Verfügung gestellt. Diese wurden in die Häuser der Evangelischen einquartiert. Plötzlich erschien, mitten in dem harten Winter von 1731 auf 1732, ein erzbischöflicher Erlaß, demzufolge die nichtansässigen Evangelischen bei schwerer Ahndung binnen acht Tagen „mit hintantragendem Sack und Pack das Salzburgische zu meiden hätten."

In einem zweiten Erlaß wurde auch den ansässigen Evangelischen befohlen, das Land zu verlassen. Statt ihnen jedoch, den Bestimmungen des Westfälischen Friedens gemäß, eine Frist von drei Jahren zu gewähren, gab ihnen der Erzbischof, je nach ihrem Vermögen, nur verhältnißmäßig geringe Zeit, ihre Güter zu veräußern. Die „Nichtansässigen" wurden auch wirklich nach acht Tagen durch Soldaten zur Grenze transportirt. Die Ansässigen, die wenigstens in der schweren Winterzeit nicht weggetrieben wurden, sandten Abgeordnete an die evangelischen Fürsten und baten um Beistand. Auch in Berlin trafen Abgeordnete der Salzburger ein. Der König erklärte sich bereit, die Bedrückten in sein Land aufnehmen zu wollen, „und wenn sie auch ihrer Tausende wären." Sogleich erließ er eine ernste Mahnung an den Erzbischof, den Auswanderern, die er von dieser Stunde an als preußische Unterthanen anzusehen habe, an ihrem Eigenthum keinerlei Schaden zuzufügen. Gleichzeitig wandte er sich an die benachbarten Regierungen mit dem Ansuchen, den Verfolgten freien Durchzug zu gestatten. In einer öffentlichen Bekanntmachung sicherte er den Auswanderern täglich für den Mann vier, für eine Frau drei, für ein Kind zwei Groschen Reisegeld zu und ließ die nöthigen Veranstaltungen treffen, daß den Leuten sogleich beim Uebertritt über die Grenze Zahlungen geleistet werden konnten. Endlich drohte er durch seinen Gesandten in Regensburg, daß, falls man sich etwa sollte beikommen lassen, den Abziehenden, entgegen den klaren Bestimmungen des Westfälischen Friedens, Hindernisse in den Weg zu legen, er unwiderruflich entschlossen sei, „alle in seinen Händen befindlichen Mittel zu gebrauchen, um Jene klag- und schadlos zu halten", und gab zu bedenken, daß er katholische Unterthanen genug in seinen Landen habe, die bisher in Frieden und Freiheit ihres Glaubens hätten leben dürfen, gegen die er aber seine Haltung ändern müsse, wenn das grausame Verfahren gegen die Salzburger Protestanten fortgesetzt werde.

Die zur Winterzeit ausgetriebenen Salzburger, 14,000 an der Zahl, denen nur gestattet worden war, so viel von ihrem Eigenthum mitzunehmen, als sie auf dem Rücken zu tragen, vermochten, hatten fast einen Monat lang in der Winterkälte an der bayerischen Grenze, und zwar meist im Freien, zubringen müssen, so daß ihrer Viele kläglich umgekommen waren. Den Begüterten war im Grunde nur deshalb eine Frist von einigen Monaten gewährt worden, um ihnen noch so viel als möglich Schaden zuzufügen. Keiner von ihnen war seines Eigenthums, seiner Freiheit, ja seines Lebens sicher, denn der Bischof hatte in echt jesuitischer Weise die Drohung ausgesprochen: „er behalte sich gegen Ketzer und Rebellen, die zu keinem der im Reiche geduldeten drei Bekenntnisse gehörten, die Bestrafung vor." Damit war es in die Hand der geistlichen Gerichte gelegt, einem Jeden, den sie vor sich riefen, nach Vorlegung verfänglicher Fragen, zu sagen: du bist weder Katholik, noch Lutheraner, noch Reformirter, sondern ein Rebell und Ketzer, folglich — wirst du bestraft!

Man kann demnach ermessen, welch einen Eindruck der Erlaß Friedrich Wilhelm's auf die ihrem Glauben mit Treue anhängenden Salzburger machen mußte. Obgleich nun auch von Holland und England Einladungen zur Einwanderung an sie ergangen waren, so wandte sich doch der bei weitem größte Theil den preußischen Landen zu. Gemäß der Zusage wurden sie an der Grenze von preußischen Beamten empfangen und mit dem versprochenen Reisegelde versehen, worauf sie ihre Reise in Trupps von 200—300 fortsetzten.

Die Mehrzahl der Einwanderer nahm ihren Weg über Berlin. Allerorten sahen sie sich in der herzlichsten Weise empfangen; Prediger und Lehrer zogen ihnen mit der Schuljugend entgegen; die Einwohner, Hohe und Niedere, Lutheraner und Reformirte, Katholiken und Juden, bewirtheten sie und thaten für die Bedürftigen ihre milde Hand auf. Unter den Linden in Berlin fanden mehrmals derartige Bewirthungen und Beschenkungen statt, bei denen auch der König und die Königin zugegen waren. Im April 1732 langte der erste Zug in Berlin an. Der König befragte die Angekommenen nach ihrem Glaubensbekenntniß und äußerte dann: „Ihr sollt es gut haben, Kinder — ihr sollt es bei mir gut haben!"

Um womöglich eine Zahl der zur Auswanderung sich Vorbereitenden zum Abfall und zum Bleiben zu bewegen, wurden von den Salzburger Jesuiten die ärgsten Verleumdungen gegen Friedrich Wilhelm und unwahre Schilderungen der Reise wie auch des Landestheiles, der den Einwanderern eine zweite Heimat werden solle, verbreitet, nicht minder auch der Behandlung, die ihrer harre, so daß sich der König veranlaßt sah, eine Bekanntmachung zu erlassen, in welcher angezeigt ward, daß allen wegen ihres Glaubens Vertriebenen, die bisher seiner Einladung Folge geleistet hätten, Zehrungsgelder und Vorspann bis Preußen gegeben worden sei, und daß auch fernerhin gegen Nachfolgende in gleicher Weise verfahren werden solle. „Auf ihrer Reise", heißt es in der Bekanntmachung weiter, „wären sie von Lutheranern und Reformirten allerorten auf das Liebreichste aufgenommen und mit mehr als 80,000 Gulden unterstützt worden. Durch das Polnische habe er sie mit starker Bedeckung geleiten lassen, endlich fürs Erste vier lutherische Prediger anstellen lassen und werde noch mehrere schicken. Das ihnen gegebene Land sei fruchtbar, habe gute Aecker, Wiesen, Weide, Fischereien und Wälder; man könne, weil da Alles sehr wohlfeil, schöne Güter in Menge erwerben, was auch mehrere Salzburger bereits gethan hätten. Se. Majestät lasse ihnen neue Häuser und Kirchen, ja ganz neue Dörfer bauen. Familien und Verwandte blieben, so viel wie möglich, zusammen, Jeder behalte seine Hantirung, die er getrieben. Außer freier Wohnung erhalte ein jeder Landbauer das nöthige Rind-, Schwein-, Schaf- und Federvieh, auch Wagen und Ackergeräth unentgeltlich. Alles, was sie in ihrem ehemaligen Vaterlande zurückgelassen, werde aufgezeichnet, und der König wolle Jedem zu dem Seinen verhelfen. Von allen Einwanderern würde dankbar anerkannt, was der König für sie gethan, und sie wünschten nichts mehr, als daß ihre in der Finsterniß zurückgebliebenen Brüder möchten erleuchtet und zur Erkenntniß gebracht werden."

Nun bewährte die von Friedrich Wilhelm eingeführte sparsame Staatshaushaltung ihren Segen. Er besaß ausreichende Mittel, Heilsames und Nützliches durchführen zu können. Von Hoffesten merkten und hörten die Bewohner der Hauptstadt lange nichts: der König bereitete ihnen in jenen Bewirthungen unter den Linden Volksfeste edelster Art. Diese bildeten für lange Zeit erhebende Gegenstände der Unterhaltung für die Berliner.

Der Seuche und dem Hunger, die in Preußen dem Kriege gefolgt waren, hatte man unter der vorigen Regierung zumeist deshalb nicht entgegenzutreten vermocht, weil es an den nöthigen Geldmitteln fehlte; dies war ein Hauptgrund des Dahinschwindens der Bevölkerung gewesen. Jetzt boten die königlichen Ersparnisse das Mittel, die verödeten Landstriche mit einem tüchtigen Menschenschlage wieder zu bevölkern und diese zugleich der widerwärtigen Glaubensverfolgung zu entziehen. Der sonst so haushälterische Fürst, der in Zorn gerathen konnte, wenn er eine Messerspitze voll Salz verschwenden sah, spendete jetzt mit vollen Händen. Er verwandte allein zu Gunsten der 17,000 Salzburger, die sich in Preußisch-Lithauen (um Memel, Tilsit, Gumbinnen und Insterburg) ansiedelten, gegen 6,000,000 Thaler, und nach wenigen Jahren war es ihm gelungen, in dem ihnen überwiesenen Landestheile 12 Städte und 332 Dörfer, meist ganz neu, zu gründen, und außerdem eine Anzahl Wassermühlen und 49 Domänen anzulegen: in der That ein glänzender Erfolg der Bemühungen des Königs, die Provinz Preußen wieder emporzubringen. „Der Osten dieser Provinz", schrieb 1863 ein Königsberger, „wird Friedrich Wilhelm I. ewig als seinen Kulturbringer verehren."

Friedrich Wilhelm hatte den Erzbischof ermahnt, den Betheiligten ihr zurückgelassenes Vermögen herauszugeben. Waren doch im Salzburgischen allein gegen 2000 Bauerhöfe verlassen. Obgleich durch diesen Umstand die Grundstücke im Preise sehr gesunken waren, und der Bischof „die ihm zustehenden Abzugsgelder“ auf 7—800,000 Gulden berechnete, setzte es doch der König durch sein kraftvolles Auftreten durch, daß den Ausgewanderten noch gegen 4,000,000 Gulden für ihren in der Heimat verlorenen Besitz ausgezahlt wurden.



Bewirthung der Salzburger unter den Linden. Zeichnung von Ludwig Burger.

Dem Leser wird es ohne Zweifel von Interesse sein, zu vernehmen, daß, wie vom Professor Chr. F. Schulze in Gotha neuerdings nachgewiesen worden ist, auf dem Zuge der Salzburger, und zwar zu Altmühl im Oettingenschen, sich die Begebenheit zugetragen hat, die dem Goethe'schen Meisterwerke „Herrmann und Dorothea“ zu Grunde liegt. Dieselbe findet sich erzählt in einem Abschnitte des im Jahre 1732 in Leipzig erschienenen Buches: „Ausführliche Historie der Emigranten oder vertriebenen Lutheraner in dem Erzbisthum Salzburg.“ Wir brauchen nicht erst hervorzuheben, mit welcher Treue und vor Allem mit welcher Anmuth Goethe sie wiedergegeben hat.

Sorge für die Landeskultur. Friedrich Wilhelm gehörte zu den Regenten, welche selber sehen und hören wollen. Bei seinen vielfachen Reisen ließ er es seine fortwährende Sorge sein, zur Bebauung des Bodens aufzumuntern, und er griff, was gerade nicht selten geschah, bei Versäumnissen durch strenge Befehle ein. Und das war von großem Segen. Man bedenke nur, daß damals im Großen und Ganzen der Landbau noch im Argen lag, daß es eine landwirthschaftliche Literatur zur Verbreitung besserer Ansichten noch gar nicht gab, und daß die Bevölkerung zumeist nicht danach geartet war, daß man ihr mittels sanfter Vorstellungen beizukommen vermocht hätte. Da war es ein Glück für das Land, daß ein absoluter Wille die Bevölkerung nöthigte, rüstig Hand anzulegen. Friedrich Wilhelm wußte, was er wollte, denn er hatte seinen ihm angeborenen hellen Blick für ländliche Zustände durch einen fast ununterbrochenen Verkehr mit der Praxis geschärft; es waren von ihm Personen in die Verwaltung gezogen worden, deren Wirken auf dem Gebiet der Landeskultur günstige Ergebnisse zu Tage gefördert hatte. Welch ein Eifer ihn in dieser Richtung beseelte, ergiebt sich schon daraus, daß er fast in jedem Jahre persönlich die zahlreichen Domänen bis ins Einzelne inspizirte und sich jede Woche über sie berichten ließ. Aufmerksam verfolgte er alle Verbesserungen auf dem Gebiete des Wirthschaftsbetriebes und veranlaßte die sofortige Einführung des Bewährten auf den Domänen. — Von dem havelländischen gegen sieben Meilen langen Luche, das an den meisten Stellen etwa eine Meile breit ist, war schon die Rede. Es trug saures und bitteres Gras, das außerdem nur zur Winterzeit bei starkem Frost abgemäht werden konnte, da Niemand die in den anderen Jahreszeiten schwankende Sumpfdecke, unter der an manchen Stellen das Moor fast unergründlich war, zu betreten wagte. Das Vieh konnte nur an den Rändern geweidet werden, und häufig genug geschah es, daß ein oder das andere Stück der Herden versank. — Der König faßte den Plan, den ganzen Landstrich urbar zu machen.

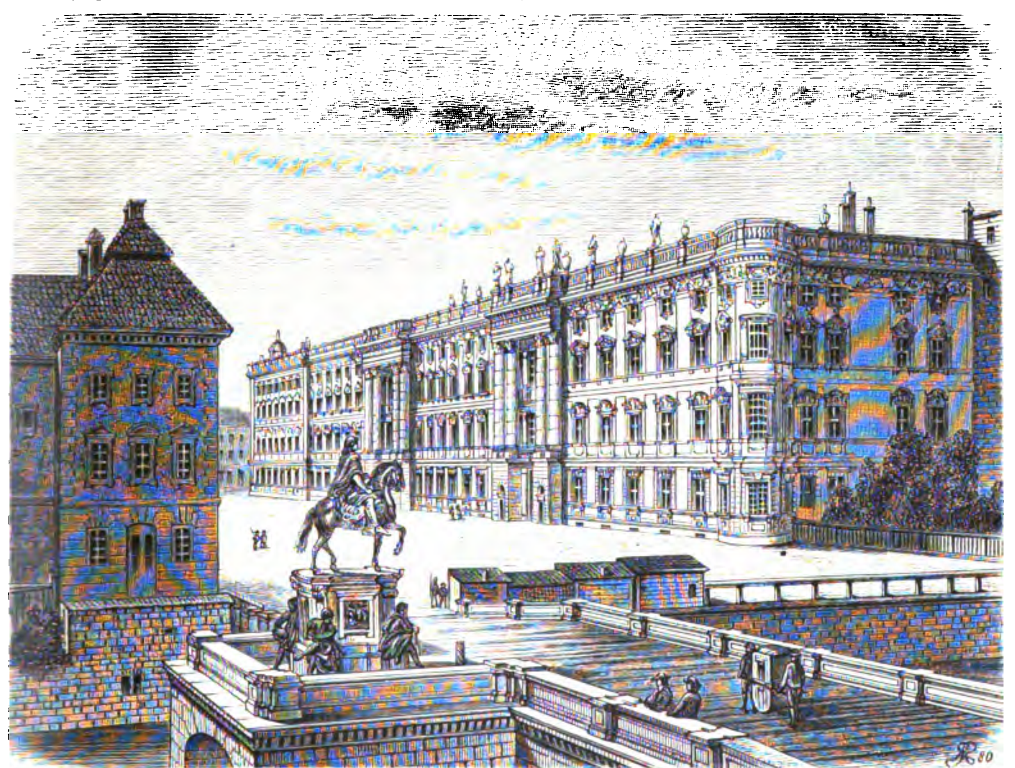
Als die Bewohner der umliegenden Dörfer aufgefordert wurden, sich an den Arbeiten zu dem bezeichneten Zwecke zu betheiligen, gab es verdrießliche Gesichter genug zu sehen. Das Moor, hieß es, bestehe seit uralten Zeiten: wer vermöge dasselbe durch Menschenkraft hinwegzubannen? Nach wenigen Jahren war man eines Besseren belehrt.

Mit einem Aufwande von etwa 70,000 Thalern wurden dem Sumpflande im Ganzen gegen 15,000 Morgen abgerungen, und bald sah man Wiesen und Felder prangen, wo früher aus schmuzigem, übelriechendem, mit einer graubläulichen Decke überzogenem Wasser nur Sumpfgewächse emporgesproßt waren. Hier legte Friedrich das Amt Königshorst mit einer Musterwirthschaft an. In derselben empfingen Mädchen aus verschiedenen Gegenden des Landes Unterricht in der Landwirthschaft und Haushaltung, besonders wurden sie in der Butter- und Käsebereitung nach holländischer Art gründlich unterwiesen. Denjenigen, die sich auszeichneten, bewilligte der König 24 Thaler als Aussteuer bei der Verheirathung.

Berlin unter Friedrich Wilhelm I. Mit Eifer betrieb Friedrich Wilhelm I., wie hier erwähnt werden möge, der erste preußische Fürst, der seine Erlasse nicht mehr, wie es bis dahin geschah, von Cöln an der Spree, sondern von Berlin datirte, gleich nach Antritt seiner Regierung den völligen Ausbau des Berliner Schlosses; aber es ward dabei von dem ursprünglichen Plan, soweit derselbe noch nicht verwirklicht war, abgegangen. Das Prunkvolle und Kostspielige mußte dem Nützlichen und Nothwendigen weichen. Nach dem Bauplane Eosander's hatte dem großen Portal an der Schloßfreiheit ein Thurm aufgesetzt und in der Mitte des Schloßhofes ein Querflügel gebaut werden sollen. Beides unterblieb. Auch wurde der nach dem Lustgarten und der Schloßfreiheit zu gelegene, nicht weniger als 105 Fuß lange, 51 Fuß breite und 41 Fuß hohe Festsaal nicht ausgebaut, sondern lediglich überweißt, weshalb er Weißer Saal genannt ward, welcher Name ihm bis heute geblieben ist. Der König nahm Wohnung in dem Erdgeschoß nach der Lustgartenseite. Um mehr Licht zu gewinnen, ließ er einige Fenster breiter und höher machen, wodurch die prächtige Façade in hohem Grade beeinträchtigt wurde. Der Bau des Schlosses ward im Jahre 1716 vollendet.

Dasselbe bildet ein großes längliches Viereck, dessen Langseite nach dem Lustgarten zu 626 und dessen Schmalseite an der Schloßfreiheit 373 Fuß beträgt. Den vor dem Schlosse bei der Domkirche befindlichen Kirchhof ließ Friedrich Wilhelm in einen freien Platz, den Lustgarten in einen Exerzierplatz verwandeln. Der Leser erinnert sich, daß in dem Lustgarten ein Lusthaus und ein Pomeranzenhaus angelegt worden waren. Ersteres überließ der König der Kaufmannschaft, die es zur Börse benutzte, letzteres wurde zu Fabrikzwecken verwendet.

Vor Allem lag dem Könige der Ausbau der Friedrichsstadt am Herzen. Sie wurde von der Mauerstraße bis zur Wilhelmsstraße erweitert, und dieser Ausbau, wie auch zugleich das Köpnicker Feld mit der zum Theil noch vorhandenen Stadtmauer umzogen und mit vier Thoren versehen. — In diesem Stadttheile bauten sich zwischen der Krausen- und Schützenstraße die aus Böhmen vertriebenen Protestanten an.



Das königl. Schloß in Berlin nebst der Reiterstatue des Großen Kurfürsten auf der Langen Brücke.
Zeichnung von G. Rehlender.

Sie erhielten vom Könige vielfache Unterstützung. — Sehr förderlich für das Gedeihen des neuen Stadttheils war es, daß demselben außer den ihm bewilligten gewöhnlichen Wochenmärkten auch zwei von den vier Berliner Jahrmärkten zufielen.

Um den Häuserbau möglichst zu befördern, wurde allerdings sehr häufig mit großer Härte gegen Beamte und Bürger verfahren, indem sie geradezu gezwungen wurden, auf bestimmten Stellen Häuser zu bauen, auch wenn sie nachwiesen, daß es ihnen dazu an den nöthigen Mitteln gebreche. Der Geheimerath Gerlach und der Oberst von Derschau waren namentlich beauftragt, die Bauthätigkeit zu fördern und zu überwachen, und sie benutzten die ihnen verliehene Gewalt in einer Weise, die nicht selten die bittersten Klagen veranlaßte. Derschau stellte unter Anderem an den Geheimen Rath Nüßler das Verlangen, auf einer sumpfigen Stelle der Friedrichsstadt ein Haus zu bauen, und als dieser sich beim Könige beschwerte, ward er dahin beschieden, dem an ihn gestellten Verlangen nachzukommen, „oder Sr. Majestät allerhöchste Ungnade zu gewärtigen.“ — Die Markgrafen- und die Wilhelms-

Straße wurden zumeist von höheren Staatsbeamten bebaut, und es hieß die Gegend daher mit Recht das „Geheimrathsviertel". Jedem Gewerk ward aufgegeben, sich ein Haus zu erbauen; vom Magistrat forderte der König alljährlich die Errichtung von 200 Häusern. Er war zufrieden, wenn sie auch nur zwei Stockwerke hoch waren. Zum Zweck eines besseren Schutzes gegen Feuersgefahr erhielt Berlin fünf Spritzenhäuser, zugleich befahl der König, die wenigen Häuser, die noch keine Schornsteine hatten, niederzureißen; die Scharfrichterei wurde aus der Heidenreutergasse vor das Spandauer Thor verlegt, und auf dem neuen Markte ward eine Hauptwache erbaut. — Die aus der Zeit des Großen Kurfürsten herrührenden Befestigungen auf der kölnischen Seite wurden fast gänzlich abgetragen und auf dem gewonnenen Raume Häuser erbaut und Gärten angelegt; die Kochstraße, die Zimmerstraße, die Leipzigerstraße und die Lindenallee wurden verlängert, der Wilhelmsplatz, der Gensdarmenmarkt, der Leipziger- und der Dönhofsplatz zu Paradeplätzen bestimmt. — Der König hatte bei dem so überaus eifrigen Betriebe der Bauten zugleich militärische Zwecke im Auge. Er hatte den Plan, Berlin mit einer neuen Befestigung zu versehen, aufgegeben. Dagegen wollte er es ermöglichen, daß in Berlin 30,000 Soldaten bei den Bürgern Unterkommen finden könnten. Sie sollten, statt der Mauern, den lebendigen Schutz der Hauptstadt bilden.

König Friedrich I. hatte danach gestrebt, der Stadt Berlin äußerlich schon das Gepräge einer Königsstadt zu geben; seines Nachfolgers Sinn war, wie in anderen Dingen, so auch in Bezug auf die städtischen Bauten, allein darauf gerichtet, wirklich erkennbaren Bedürfnissen Rechnung zu tragen. Selbst bei den unter seiner Regierung stattgefundenen Kirchenbauten mußte mit größter Sparsamkeit vorgegangen werden. Es ist noch anzuführen, daß unter Friedrich Wilhelm I. die Jerusalemer Kirche, die Böhmische Kirche, die Dreifaltigkeitskirche und das Kammergericht erbaut und die Parochial- und die Sophienkirche ausgebaut wurden, und daß die Einwohnerzahl der Stadt sich bis auf 90,000 hob.

Potsdam. Auch der 3½ Meilen von Berlin an der Havel und an Seen der Havel anmuthig gelegenen Stadt Potsdam haben wir zu gedenken, weil das in dieser Stadt vom Großen Kurfürsten erbaute und von Friedrich I. erweiterte Schloß ein Lieblingsaufenthalt Friedrich Wilhelm's war, und diese Stadt von ihm bedeutend erweitert wurde.

Ein neuerer berühmter Baumeister hat Potsdam eine „versteinerte Kabinetsordre" genannt und zwar im Hinblick auf die vielen auf Geheiß des Königs erbauten Häuser. Nicht nur befahl dieser, daß und wo sie gebaut, sondern auch, in welcher Form und Größe sie hergestellt werden sollten. Gleiches war freilich auch in Berlin geschehen, aber vielfache Neubauten haben daselbst den ursprünglichen Charakter der Straßen verwischt, während Potsdam im Großen und Ganzen das alte Ansehen bis heute nicht eingebüßt hat. „Hier war es", sagt A. Woltmann, „bei den meist aus Fachwerk bestehenden Häusern Gebrauch, in der Mitte des Daches einen sogenannten Erker anzubringen. Da es aber auch viele „halbe" Häuser gab, von denen je zwei und zwei zu einem scheinbaren Ganzen vereinigt wurden, mußte der Ecker, der auch hier nicht fehlen durfte, über der Grenze der beiden errichtet werden und ward im Innern halbirt". Die Gleichförmigkeit wurde nirgends unterbrochen, denn der König stellte sich, nach dem Ausdruck eines Architekten aus dem vorigen Jahrhundert, die Häuserreihen wie Soldatenreihen vor. Sie hatten ihre Uniformen und standen schnurgerade in Reih und Glied. Ging ein Haus einmal über das Gewöhnliche hinaus, so mußte ein triftiger Grund dafür vorhanden sein, wie bei der Wohnung des Obersten von Rheder, dem wegen seiner bedeutenden Körperlänge der König ein Haus mit besonders hohen Stockwerken errichten ließ. — Eine immer wachsende Vorliebe hatte der König für die holländische Bauart. Das schmucklose Aussehen, die natürliche Ziegelfarbe der holländischen Häuser, das Wirthliche und Saubere derselben sprachen ihn an. Zum Potsdamer Schloß gehörte ebenfalls ein Lustgarten, zu diesem ein Orangeriegebäude. Den Lustgarten ließ der König, wie er es mit dem Berliner Lustgarten gethan, in einen Exerzierplatz, das Orangeriegebände in einen Pferdestall für die Potsdamer Dragoner umwandeln.

Religion und Kirche. Der König war dem Glauben seiner Kirche aufrichtig ergeben und suchte daher auch den kirchlichen Sinn im Lande nach Kräften zu fördern, was unter Anderem daraus hervorgeht, daß er einige hundert Kirchen bauen ließ. Als ihm angezeigt wurde, daß der Thurm der Petrikirche in Berlin, an dem man bereits mehrere Jahre gebaut hatte, mitsammt der Kirche abgebrannt sei, schrieb er an den Propst Reinbeck: „Ich werde gewiß weisen, daß ich Gott lieb habe, und werde, wo es Menschen möglich ist, Alles in Jahr und Tag in Stand setzen, daß der Gottesdienst wieder kann an selbigem Orte gehalten werden, wozu ich weder Mühe noch Geld sparen werde."

Entsprechend den Bestrebungen seines Vaters und seines Großvaters, bemühte auch er sich, eine Vereinigung der beiden evangelischen Konfessionen zu Stande zu bringen. Er selbst machte zwischen den Reformirten und Lutheranern gar keinen Unterschied. Friedrich Wilhelm besuchte den Gottesdienst regelmäßig und verlangte ein Gleiches sowol von den Seinen als auch von den Offizieren und den Beamten. An Soldaten und Arme ließ er unentgeltlich Erbauungsbücher vertheilen. Lange Predigten waren ihm zuwider, da, wie er sich äußerte, „durch verdrießliche Wiederholungen eines und desselben Gegenstandes den Zuhörern die Aufmerksamkeit und Andacht vergehe." Daher befahl er „bei zwei Thalern Strafe für jeden Uebertretungsfall", daß die Predigt außer dem Gesange und Gebete nie über eine Stunde dauern solle.

Gegen die Katholiken hegte er Mißtrauen, ja Widerwillen, wenn er durch irgend welche Umstände an den schreckensvollen Religionskrieg erinnert ward. Gab es doch jetzt noch in Preußen allerorten öde Landstriche, die vor jenem langdauernden Streite blühend und wohlhabend gewesen waren. Die Jesuiten waren ihm ein Greuel. Ihnen war es gelungen, seinen Gesandten beim Reichstage in Regensburg, einen Grafen Metternich, zu bewegen, daß er heimlich zur katholischen Kirche übertrat. Und dieser „Bekehrte" geberdete sich noch einige Jahre lang, seinem ihm unbedingt vertrauenden Könige gegenüber, als ein eifriger Förderer des Gedeihens der evangelischen Kirche! Kurz vor seinem Tode erst machte er dem Könige schriftlich das Geständniß, daß er bereits seit längerer Zeit Katholik sei, und äußerte dabei, daß es von Gewissens wegen einem jeden rechtlichen Katholiken freistehe, einem evangelischen Herrn zum Scheine zu dienen, wenn dies der Förderung der katholischen Kirche nütze. Echte Jesuitenmoral! — Das Verfahren des Erzbischofs von Salzburg war eben auch nicht dazu angethan gewesen, eine bessere Meinung von den Katholiken in dem Könige zu erwecken.

Das Blutgericht zu Thorn. Ein sehr beklagenswerthes Ereigniß in Thorn erregte das Herz des Königs aufs Tiefste. Dort hatte die evangelische Lehre schon im sechzehnten Jahrhundert Eingang gefunden, und es war den Thorner Bürgern vom Könige Sigismund August von Polen öffentliche Religionsfreiheit zugesichert worden. Als später die katholische Kirche in Polen wieder erstarkte, errichteten die Jesuiten in Thorn ein Kollegium, und es gelang ihren rastlosen Bemühungen, den Protestanten nach und nach die meisten Kirchen wieder zu entreißen, wodurch Letztere natürlich mehr und mehr gegen die Katholiken erbittert wurden. Nun geschah es, daß die Katholiken (am 16. Juli 1724) auf dem Kirchhofe der den Protestanten entrissenen St. Jakobikirche eine feierliche Prozession abhielten. Daß die lutherischen Bürgerskinder, die außerhalb des Kirchhofes standen, bei dem Vorüberziehen der Geistlichen nur die Häupter entblößten, genügte den Jesuitenstudenten nicht. Einer derselben trat herzu und verlangte, die Zuschauenden sollten vor dem sogen. „hochwürdigen Gute" auf die Kniee fallen, und da dies nicht geschah, theilte er Schimpfworte und Schläge aus. Auch nach der Prozession wurden Bürgerssöhne und Knechte auf der Straße von Jesuitenstudenten geschlagen. Zweier protestantischer Bürger, die Frieden schaffen wollten, bemächtigte man sich und schleppte sie auf den Jakobikirchhof. Dort wurden sie niedergeworfen und gemißhandelt. Es entstand ein Auflauf. Stadtsoldaten kamen herzu, ergriffen den Rädelsführer unter den Studenten und führten ihn nach der Stadtwache. Am nächsten Tage rotteten sich die Jesuitenstudenten vor dem Wachtgebäude zusammen, verlangten mit Geschrei die

Freilassung des Verhafteten und fielen, da ihrem Willen nicht gewillfahrt wurde, wiederum über einzelne Bürger her. Infolge dessen wurde der Anführer der Schar festgenommen; dagegen ließ man den am Tage vorher eingebrachten Studenten frei. Nun bewaffneten sich die Jesuitenstudenten, versuchten, obwol ohne Erfolg, die Wache zu stürmen, hieben mit bloßen Säbeln auf die Bürger ein und schleppten endlich einen deutschen Studenten in ihr Kollegium, woselbst sie ihn in ein Gefängniß steckten. Damit wollten sie Gegenrecht üben. Ueber diesen „Sieg" hoch erfreut, bliesen sie mit Waldhörnern aus den Fenstern. Aufs Höchste dadurch gereizt, drohte das Volk, das Kollegium zu stürmen, wenn man nicht den deutschen Studenten frei gebe. Da nun auch am Thore auf die Leute mit Säbeln eingehauen und aus den Fenstern mit Steinen auf sie geworfen ward, gerieth das Volk in Wuth, stürmte das Gebäude, befreite den Gefangenen, zertrümmerte verschiedene Geräthschaften und schleppte andere auf den Hof, um sie zu verbrennen. Die herbeieilende Stadtwache verhinderte indeß weitere Ungehörigkeiten. Als die Sache im Lande ruchbar ward, thaten sich die Häupter der Jesuitenpartei zusammen, um dieselbe möglichst zu ihrem Vortheil auszubeuten. Sie wußten, wen sie zu Stützen hatten; der königliche Hof und der mächtige Adel standen auf ihrer Seite. Es ward ein außerordentliches Gericht eingesetzt und, nachdem die Besatzung der Stadt verstärkt worden war, eine große Zahl von Personen, unter ihnen der Kommandant, in Haft genommen. Das außerordentliche Gericht blieb über einen Monat in Thätigkeit; der Stadt ward aufgegeben, demselben 3000 Dukaten Gerichtskosten zu zahlen, und, ohne das Zeugniß des Magistrats auch nur anzuhören, folgendes, auf lügnerische Aussagen sich stützendes Bluturtheil gesprochen:

„Weil die Augsburgischen Konfessionsverwandten zu Thorn einen Jesuitenstudenten wegen geringer Ursache gemißhandelt und festgenommen, und der Magistrat ihn nicht wieder losgelassen, darauf ein Tumult entstanden, die Schule und das Jesuitenkollegium erbrochen, Altäre zerhauen, Bilder der Heiligen verbrannt, mehrere Jesuiten verwundet, von den Behörden aber dies nicht gehindert und bestraft worden, so sollen der Präsident und der Vizepräsident, wenn ihr Vergehen von sechs Zeugen weltlichen und ihnen gleichen Standes beschworen werden würde, das Leben verwirkt haben, die Lutheraner der Stadt Thorn alle Kosten tragen und allen verursachten Schaden ersetzen, mehreren der Kopf, einigen vorher die rechte Hand abgeschlagen und ihre Körper verbrannt, mehr als vierzig andere ihrer Aemter entsetzt und mit Gefangenschaft und Geldstrafe belegt werden, von jetzt an die Hälfte des Raths, der Schöppen und Sechzigmänner katholisch sein und den Evangelischen auch die Marienkirche und das Gymnasium genommen werden." — König August II. von Polen bestätigte schmählicherweise dieses Urtheil.

Als Friedrich Wilhelm von diesem grausamen Gerichtsspruche hörte, sandte er Eilboten an den König August nach Warschau mit einem Schreiben folgenden Inhalts: „Wir können nicht umhin, Ew. Majestät erkennen zu geben, mit welch tiefem Schmerz wir das Urtheil vernommen haben, welches gegen die Bürger von Thorn wegen eines daselbst entstandenen Tumultes gefällt worden ist. Und es konnte uns freilich jenes Urtheil nur auf das Empfindlichste berühren, durch welches unter dem Schein von Gottesfurcht gegen unsere Glaubensgenossen verfahren wird mit Feuer und Schwert, ihre Schulen zerstört, endlich die Rechte der Stadt zum größten Nachtheile der Bürger unterdrückt werden. Hätten sich die Bürger von Thorn gegen Ew. Majestät und die Republik durch Empörung vergangen, oder würden sie wegen eines andern großen Verbrechens vor Gericht gezogen, so könnte wahrlich kein härteres, kein grausameres Urtheil gegen sie gefällt werden. Nun handelt es sich aber um Bestrafung wegen eines Tumultes, den der gemeine Pöbel wider eine Hand voll miserabler Jesuiten erregt, und den diese selbst gewissermaßen vermehrt und hinausgezogen haben. Daß die Grausamkeit der Strafe mit dem begangenen Verbrechen nicht im Einklange stehe, und daß wegen der Tollheit einiger Wenigen so viel Unschuldige gemordet und die Stadt selber zu Grunde gerichtet werden solle, das wird Ew. Majestät leicht ermessen.



Das Blutgericht in Thorn. Zeichnung von Ludwig Burger.

Ja es werden alle Billigdenkenden einsehen, was auch aus sehr vielen Anzeichen klar ist, daß jenes schreckliche Urtheil wider die evangelischen Bürger nicht aus Gerechtigkeitsliebe, sondern vielmehr aus der List und dem unversöhnlichen Hasse der Jesuiten gegen unsere Religion hergeflossen sei, und daß sich ihnen nicht leicht eine passendere Gelegenheit dargeboten habe, die evangelischen Bürger von Thorn nicht blos um ihre Privilegien zu bringen, sondern auch, wenn es möglich wäre, auszurotten."

Dieses Auftreten Friedrich Wilhelm's erbitterte die Polen aufs Höchste. Er darf uns die Gefangenen nun und nimmermehr entreißen! Darum vollstrecke man das Urtheil vor dem festgesetzten Tage! Dies ward als Losung von den Jesuiten ausgegeben. — Demgemäß wurde in der That verfahren. Am 7. Dezember bestiegen der Präsident Rösner und zehn der angesehensten Bürger und Rathmänner der Stadt das Blutgerüst. Wie es früher schon geschehen, so wurden auch jetzt noch die eifrigsten Versuche gemacht, die Männer zum Abfall von ihrem Glauben zu bewegen. Vergebens! Sie erklärten, sie seien unschuldig, man habe ihnen nicht erlaubt, ihre Unschuld zu erweisen, aber ihr Leben wollten sie nicht durch Verrath an dem Heiligsten retten. Das Haupt des greisen Präsidenten fiel zuerst. Da sagte einer der übrigen Verurtheilten: „Gottlob, unser unschuldiger Vater hat überwunden, wir wollen ihm fröhlich folgen. Gott, der gerechte Richter, bekehre unsere Feinde!" — Vieren der Unglücklichen wurden vor der Enthauptung die Hände abgehauen — ein entsetzliches Schauspiel, doppelt grauenvoll, da durch die Unbeholfenheit des trunkenen Scharfrichters der Vollzug Verzögerung erlitt. Endlich war das Bluturtheil vollstreckt: auch das letzte der schuldlosen Opfer hatte seinen Geist ausgehaucht.

König August entschuldigte sich damit, daß es nicht in seiner Macht gestanden habe, dem entschieden ausgesprochenen Willen der katholischen Geistlichkeit und des Adels entgegen das Urtheil umzustoßen. Und doch begnadigte er einen der Verurtheilten, den Vizepräsidenten Zernecke, und zwar aus dem einzigen Grunde, weil derselbe sehr begütert und daher im Stande war, ihm — 60,000 Gulden Strafgelder zu zahlen.

Als der in Polzk heimische Scharfrichter, durch dessen Hand das Urtheil vollstreckt worden war, abzog, gaben ihm die Jesuitenstudenten mit Waldhornmusik das Geleite bis an das Thor. Man sieht aus dem ganzen Vorgange, was in Polen um jene Zeit möglich war. Den Lutherischen in Thorn ward bei Androhung schwerster Strafe verboten, von dem Geschehenen zu reden oder zu schreiben; der blutige Frevel sollte in Schweigen begraben werden. Aber die Kunde der Schreckensthat erregte in Europa unzählige Herzen. Es erschienen gegen vierzig Schriften. Freilich war das Unheil dadurch nicht rückgängig zu machen. — Ein solches Ereigniß konnte natürlich nur dazu beitragen, die Abneigung des Königs gegen die Katholiken aufs Höchste zu steigern. Dieselbe ging so weit, daß er befahl, in der Landeskirche alle Gebräuche, die an den katholischen Gottesdienst erinnerten, abzuschaffen. In seiner Instruktion für das Generaldirektorium heißt es: „Wenn aber neue Kirchen gebaut oder alte ausgebessert werden, so sollen in denselben keine Altäre, Lichter, Caseln oder Meßgewand gelitten, der Gottesdienst auch so gehalten werden wie in Potsdam, Wusterhausen und in der Garnisonkirche zu Berlin." Auch verbot er, „damit sich Niemand weiter daran zu scandalisiren habe", bei Begräbnissen ein Kreuz der Leiche voranzutragen, „weil dies eine aus dem Papstthum übriggebliebene ärgerliche Gewohnheit sei." In dem Reglement, das der König für die neuerbaute Petrikirche gab, heißt es: „Die Kirche solle um halb neun Uhr angehen und um halb elf Uhr mit der Predigt und dem Gebete geendigt sein, darauf Fürbitten u. s. w., das Vater-Unser und der Segen folgen. Beim Segen solle der Prediger die Hände aufheben, aber kein Kreuz schlagen. Ferner solle er bei Austheilen des Abendmahls die Einsetzungsworte ablesen, keinesweges absingen und auch kein Kreuz schlagen. Leuchter, Lichter, Caseln, Meßgewand und Chorrock seien wegzulassen, ebenso das Absingen lateinischer und anderer Gesänge auf dem Chore, die Orgel dagegen solle auch in größter Trauerzeit gespielt werden, weil nichts gehindert werden müsse, was zum

Lobe des Höchsten geschehe. Auch die Privatbeichte solle, da sie zu vielem Mißbrauch führe, fortfallen, dagegen die Generalbeichte beibehalten werden.“ Der König ermahnte die Prediger, „sie möchten nicht auf das äußere, nichtige Ceremonienwerk, so noch aus der katholischen Kirche herstamme, sehen, es sich vielmehr ernstlich angelegen sein lassen, die ihnen anvertrauten Seelen mehr und mehr zu einem rechtschaffenen Wesen und thätigen Christenthum zu bringen.“

Solche Maßnahmen, die noch weiter ausgedehnt wurden, bewirkten, daß bald an vielen Orten die Lutheraner und Reformirten sich nicht mehr so schroff wie früher gegenüber standen. Mehr aber noch leistete der Annäherung beider Konfessionen die Stiftung von Concordien- oder Simultankirchen Vorschub, in denen abwechselnd lutherischer und reformirter Gottesdienst gehalten wurde. Da es aber auch jetzt nicht an Geistlichen beider evangelischen Konfessionen fehlte, die ihre Anfeindungen gegen einander fortsetzten, so befahl der König der Geistlichkeit, sich aller Ketzerrichterei auf den Kanzeln zu enthalten, und als ein lutherischer Prediger dem Könige darauf vorstellte, daß wegen der Kirchengemeinschaft mit den Reformirten sich „unüberwindliche Schwierigkeiten in seinem Gemüthe ergeben hätten“, antwortete der König, er halte die Einwendungen nur für Possen, daher es bei seinen Bestimmungen zu verbleiben habe. „Der Unterschied zwischen unseren beiden evangelischen Religionen“, heißt es in der Antwort weiter, „ist wahrlich ein Pfaffengezänk, nur äußerlich ist ein großer Unterschied, wenn man es aber examinirt, so ist es derselbe Glaube in allen Stücken, sowol in der Gnadenwahl, als beim heiligen Abendmahl, nur auf der Kanzel, da machen sie eine Sauce, eine saurer als die andere. Gott verzeihe allen Pfaffen, denn die werden Rechenschaft geben dem Gericht Gottes, daß sie Schulratzen aufwiegeln, das wahre Wort Gottes in Uneinigkeit zu bringen. Was aber wahrhaft geistliche Prediger sind, die sagen, daß einer den andern dulden soll und nur Christi Ruhm vermehren. Es wird dereinst nicht heißen: bist du lutherisch oder bist du reformirt? Es wird heißen: hast du meine Gebote gehalten? oder: bist du ein guter Disputator gewesen? Es wird heißen: weg mit den letzten ins Feuer, zum Teufel; die meine Gebote gehalten, kommt her zu mir in mein Reich!“ — Das Abhalten sogenannter Betstunden mißfiel dem Könige. Als er vernahm, der Professor Böhmer in Halle halte Betstunden, erklärte er, Böhmer könne das lassen, es wäre lauter Heuchelei, und er halte nichts davon.

Wie sehr Friedrich Wilhelm bemüht war, sich ganz im Geiste des Großen Kurfürsten, dem auch König Friedrich I. treu geblieben war, der bedrängten Glaubensgenossen im Auslande anzunehmen, haben wir aus seinem Verhalten den bedrängten Salzburgern, Böhmen und Thornern gegenüber ersehen. Er verwandte sich ebenso eifrig für die Evangelischen in den österreichischen Staaten, wie für die bedrückten Waldenser. Wie sehr die Wahrheiten des Christenthums ihn durchdrangen, ist aus dem Verhalten des sonst so strengen, ja in vielfacher Hinsicht harten Mannes gegen solche Arme zu erkennen, die ihre Bedürftigkeit nicht verschuldeten, namentlich gegen Waisen, wie auch gegen gebrechliche Personen. Er vermehrte die Einnahmen der Armenkasse bedeutend und verbesserte ihre Verwaltung, vergrößerte das von seinem Vater gestiftete Friedrichshospital und wandelte das vor dem Spandauer Thore gelegene Spinnhaus in eine Krankenanstalt um, die den Namen „Charité“ empfing. Dieser Anstalt, in der schon im ersten Jahre gegen 300 Kranke Aufnahme fanden, schenkte er einige Jahre später 100,000 Thaler und wandte ihr weiterhin noch bedeutende Nebeneinkünfte zu, hatte auch die Freude, zu sehen, daß wohlhabende Einwohner, seinem Beispiele folgend, derselben bedeutende Summen aussetzten. Endlich wußte er Männer zu finden, die nicht für Geld, sondern um Gottes willen sich der Verwaltung der Anstalt nach den von ihm bestimmten Grundsätzen unterzogen. Im Jahre 1713 feierte er den Uebertritt seines Vorfahren Johann Sigismund zur reformirten Kirche, 1717 das Reformationsfest und 1739 den Uebertritt der märkischen Länder zur Protestantismus.

Die Schule. Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß Friedrich Wilhelm das Unglück hatte, in seiner Jugend von Lehrern unterrichtet zu werden, die selbst nicht von wahrer Begeisterung für die Wissenschaft erfüllt, daher auch nicht befähigt waren, in ihm den Sinn für wissenschaftliches Streben zu erregen. In diesem Punkte also war der Gesichtskreis des Königs verengt geblieben. Darin lag der Hauptgrund, daß der König die Gelehrsamkeit gering schätzte, ja später geradezu verachtete, und daß Gelehrte ihm und seiner soldatischen Umgebung fast nur zum Spott dienten, was namentlich der gelehrte Gundling, der freilich sich auch der Menschenwürde und der Würde eines Vertreters der Wissenschaft durch Trunksucht und andere Leidenschaften selbst entäußerte, vielfach zu empfinden hatte. Er und einige andere Männer seines Schlages wurden von den derben, rauhen Kriegsmännern, die das Tabakskollegium bildeten, förmlich als Hofnarren behandelt. Friedrich Wilhelm schätzte und schützte nur dasjenige Wissen, dessen unmittelbarer Nutzen für das praktische Leben ersichtlich war. So zeigte der König ein ziemlich lebhaftes Interesse für die Theologie und die Medizin, und tüchtige Vertreter dieser beiden Wissenszweige wurden mehrfach von ihm unter verhältnißmäßig günstigen Bedingungen zur Niederlassung in Berlin oder in einer der damaligen drei preußischen Universitätsstädte Königsberg, Halle und Frankfurt a. O. veranlaßt. Andere Gelehrte dagegen behandelte der König oft mit rücksichtsloser Verachtung, und namentlich hatte das Professorenkollegium der Universität Frankfurt unter dieser Verachtung vielfach zu leiden, indem Friedrich Wilhelm oft durchaus unwürdige Personen ungeachtet aller Einwendungen zu Mitgliedern desselben ernannte und dadurch das Ansehen der gelehrten Körperschaft nicht wenig schädigte. Zudem war die Besoldung der einzelnen Professoren meist äußerst kärglich und unzulänglich, und vielfach waren dieselben auf unwürdigen Nebenerwerb angewiesen, wenn nicht, wie das z. B. in Königsberg der Fall war, die Universität durch ältere Stiftungen über größere Mittel selbständig verfügen konnte. Ebensowenig wie für die Universitäten that der König für das höhere Schulwesen, für die Gymnasien, und wenn dieselben unter seiner Regierung gleichwol mehrfach erweitert und verschönert wurden, so war das eben auch nur durch das Vorhandensein älterer Stiftungen, die namentlich bei einigen Berliner Gymnasien sehr bedeutend waren, möglich.



Friedrich Wilhelm in der Schule von Wusterhausen.
Zeichnung von Alb. Kretschmer.

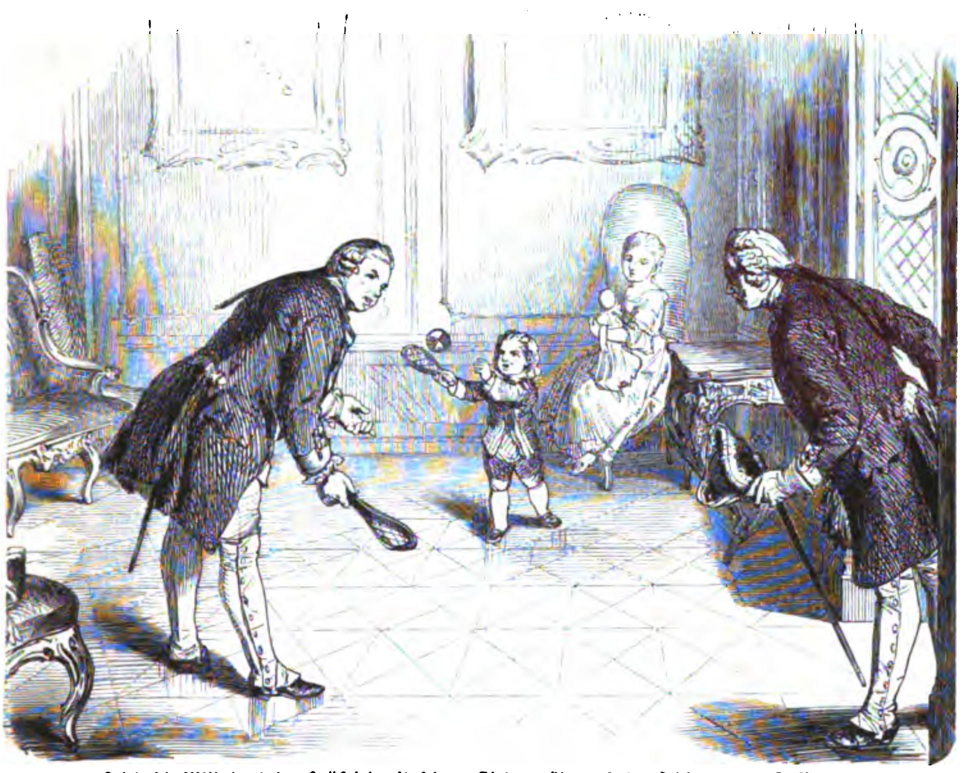
Um so mehr ließ er es seine Sorge sein, den Grund zu einer allgemeinen Volksbildung im Staate zu legen, und was er in dieser Beziehung gethan hat, kann nicht hoch genug angeschlagen werden.

Auch hier sehen wir ihn von den Anschauungen erfüllt, die der Große Kurfürst über eine echte Volkserziehung hegte. Dieser war durch die kirchlichen Eiferer verhindert worden, das Volksschulwesen dem Geiste der protestantischen Weltanschauung gemäß zu begründen. Von seinem Nachfolger Friedrich I. war mit der Verwirklichung der von jenem gehegten Grundsätze begonnen und der Gedanke, die Schule müsse der ganzen Volksjugend ohne Unterschied geöffnet werden, in aller Entschiedenheit ausgesprochen worden. Leider waren aber die Staatseinnahmen zu anderen, oft weniger wichtigen Dingen verbraucht worden, und es fehlte daher an Mitteln zur Durchführung jener Absichten. Friedrich Wilhelm, der sparsame Fürst, der für Tand nichts ausgab, um desto mehr Nützliches und Heilsames fördern zu können, verwirklichte nun mit Ernst die Ausführung des ausgesprochenen Gedankens. Ueberall im Lande entstanden neue Schulen, in der Provinz Preußen allein gegen eintausend. Er bewilligte nicht nur große Geldsummen, sondern auch freies Holz zum Bau der Schulgebäude. Die Eltern wurden ernstlich ermahnt, ihre Kinder zum regelmäßigen Schulbesuch anzuhalten, und es ward — etwas Unerhörtes in damaliger Zeit — angeordnet, daß kein Kind zum Konfirmandenunterricht zugelassen werden solle, das nicht wenigstens lesen und schreiben könne.

Wer des Königs das Schulwesen betreffende Verordnungen mit unbefangenen Augen liest, kann die in denselben enthaltene pädagogische Wahrheit und Weisheit unmöglich verkennen. Den Schulmeistern stellte er als Hauptzweck ihres Wirkens vor, „die ihnen anvertrauten Kinder als Kinder der Ewigkeit anzusehen, sie Christo zuzuführen und dahin zu wirken, daß jene nach dem Vorbilde des Heilandes an Weisheit, Alter und Gnade bei Gott und den Menschen zunähmen.“ Für ein Kind, das die Buchstaben lernt und zählt, sollten wöchentlich 6—9 Pfennige, das buchstabiren und lesen lernt, 1 Groschen, das dazu noch schreibt, 1½ Groschen, und das endlich auch noch rechnet, 2 Groschen gezahlt werden. „Den Eltern aber bleibt frei, wenn sie der Schulmeister Fleiß und Treue sehen, und es vermögen, ein Mehreres aus freiem Willen zu geben.“ Bei Klagen über den Schulmeister „thun verständige Eltern wohl, daß sie ihren Kindern nicht Alles glauben, sondern nachfragen und mit dem Schulmeister in Liebe sich besprechen.“ — „Könnten sie aber eine gegründete Klage mit den Schulmeistern nicht abthun, so haben sie dieselbe den Predigern zu entdecken, nicht aber um deswillen die Kinder gleich aus der Schule zu nehmen und zu einem andern Schulmeister zu thun. Wie denn das oftmalige Verändern der Schule den Kindern überhaupt schädlich ist und den Eltern nicht zu rathen. Am wenigsten müssen sie um deswillen die Kinder von einem zum andern schicken, weil sie das Schulgeld dem ersten schuldig geblieben und damit ihm entwischen wollen. Ein Arbeiter ist seines Lohnes werth, und es ist keine geringe Sünde, wenn man solchen Lohn zurückhält.“ — Den Predigern ward aufgegeben, für den Unterricht solcher Kinder zu sorgen, deren Eltern das Schulgeld nicht zu zahlen vermöchten, und den Eltern empfohlen, „für ihre Kinder zu beten, ihnen mit erbaulichem Wandel voran zu gehen und sie vom Müßiggange und von der Gasse abzuhalten. Thun sie dies, so ist kein Zweifel, ihre Kinder werden Gott zu Ehren, dem gemeinen Wesen zum Besten und ihnen zur Freude erwachsen, oder sie wenigstens ihre Seelen an ihnen erretten.“

Der König sah sich selbst auf seinen Reisen in den Schulhäusern um, er kümmerte sich um die Weise des Unterrichts, und der Schulmeister von Wusterhausen war während der Anwesenheit Friedrich Wilhelm's auf seinem Jagdschlosse nie sicher, unversehens den Monarchen bei sich eintreten zu sehen.

So handelte der Fürst, der gar zu häufig noch als roher, herzloser Soldatenkönig, als ein Verächter aller Bildung aufgefaßt wird!



Friedrich Wilhelm beim Ballspiel mit seinen Kindern überrascht. Zeichnung von L. Burger.

Viertes Buch.

Friedrich Wilhelm I. als Vater des Hauses.

In dem Charlottenburger Schlosse befindet sich ein noch sehr gut erhaltenes Oelgemälde von dem berühmten Pesne, das dem Beschauer zwei wunderhübsche Kindergestalten, einen Knaben von etwa vier Jahren und ein einige Jahre älteres Mädchen zeigt. Der Knabe trägt ein „Polröckchen" von dunkelblauem Sammt und ein mit einer schwarzen Straußenfeder geschmücktes Mützchen von demselben Stoff. Blonde Locken umwallen das Gesicht, die großen, tiefblauen Augen voll schönster Lebhaftigkeit blicken nach dem Mädchen, das man aus der Aehnlichkeit der Gesichtszüge sogleich als die Schwester des Knaben erkennt; jene hat ihre Hand auf die seine gelegt, in der sich ein Trommelstock befindet. Fast scheint es, als habe sie ihm den Vorschlag gemacht, die an seiner Seite hängende Trommel ruhen zu lassen und mit ihr zu spielen. Aber womit? Sicherlich mit Blumen, die sie in ihrem schönen faltigen Gewande trägt. Noch zwei Personen erblickt man auf dem Bilde: im Zimmer einen mit weißen Zähnen grinsenden Mohren, der ein Präsentirbret in der Hand hält, und vor dem Fenster einen wachehabenden Grenadier.

Die lieblichen Kindergestalten stellen den Kronprinzen Friedrich, den künftigen einzigen Friedrich, und dessen Schwester, die Prinzessin Wilhelmine, dar.

Folgender Vorfall war die Veranlassung zur Entstehung des Bildes:

Um die Zeit, da Friedrich Wilhelm als Besieger Karl's XII. von Stralsund zurückkehrte, ward am Hofe viel von Krieg und Kriegführung geredet. Der kleine, in der Regel ernst aufhorchende Friedrich — von den Seinen Fritzchen genannt — hatte eine

Trommel geschenkt erhalten, mit der er, so oft der Gebrauch derselben ihm gestattet war, argen Lärm verursachte. Eines Tages, als der Schwester des Getöses doch gar zu viel wurde, sagte sie: „Komm, Fritzchen, hier sind Blumen; laß uns mit Blumen spielen!“ Da schaut Fritzchen zur Schwester auf und entgegnet höchst ernsthaft: „Gut Trommeln ist mir besser als Spielen und lieber als Blumen!“ Bei Mittheilung des Vorfalls war der König über alle Maßen erfreut. Was konnte die väterliche Liebe Anderes darin sehen, als ein untrügliches Vorzeichen für die künftige Heldenlaufbahn seines „Herzenssohnes!“

Wie hatte ihn der Tod seiner ersten beiden Söhne erschüttert! Eine Tochter, Wilhelmine, die zwischen den beiden ersten Söhnen geboren worden war, lebte und gedieh. Danach aber schien es, als sei eine weitere Nachkommenschaft nicht zu erwarten. Kein männlicher Thronfolger! Man kann sich den Kummer Friedrich Wilhelm's denken! — Zu jener Zeit lebte der König Friedrich I. noch. Von gleichen Besorgnissen wie Friedrich Wilhelm erfüllt, hatte er damals den Entschluß gefaßt, sich noch einmal zu vermählen. Aber auch dieser, in mehrfacher Beziehung so unglücklichen Ehe entsproß kein Sohn.

Endlich war Friedrich Wilhelm's sehnlichster Wunsch dennoch in Erfüllung gegangen: seine Gemahlin hatte ihm am 24. Januar 1712 einen Sohn — unsern Friedrich — geboren. Bei Ueberreichung des neugeborenen Prinzen an den Vater waren dessen Liebkosungen so heftiger, stürmischer Art gewesen, daß die Kammerfrauen in ihrer Todesangst, das Kind könne ersticken, den Muth gefaßt hatten, ihm das zarte Kind zu entreißen. — Dieser Sohn nun hatte so früh schon jene Aeußerung, „gut Trommeln sei ihm besser als Spielen und lieber als Blumen“, gethan, und wer nun die Sinnesart des Vaters in Anschlag bringt, sowie die Ansichten desselben über die Eigenschaften, die ein König von Preußen haben müsse, der wird seine Freude über jene Worte zu würdigen vermögen. Der Hofmaler Pesne erhielt den Auftrag, jene Scene bildlich darzustellen, und so entstand das Bild, das heut noch die Besucher des Charlottenburger Schlosses erfreut, und das auch in schönen Stichen weite Verbreitung gefunden hat.

Wir sind hiermit in einen wichtigen Abschnitt der Geschichte des Berliner Hofes eingetreten — in den, der von der Erziehung des Kronprinzen Friedrich handelt — ein Abschnitt, der uns vorherrschend mit den nach und nach bis zu einem hohen Grade steigenden Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn beschäftigen wird.

In den Darstellungen dieser traurigen Irrungen ist lange Zeit gegen Friedrich Wilhelm schwer gesündigt worden. Um den Sohn zu preisen, hat man den Vater ungerechter, ja unnöthiger Weise in den Schatten gestellt. Erst neuere Forschungen, die tiefer in die Anschauungen des Vaters und in die Entstehung derselben, welche mit den damals vorherrschenden Fragen der großen Politik zusammenhängt, eingedrungen sind, haben den Standpunkt gewinnen lassen, der die Möglichkeit gewährt, beiden fürstlichen Personen gerecht zu werden. Lassen wir nun die Vorgänge des Jugendlebens Friedrich's an unserm Auge vorübergleiten!

Die vortreffliche Frau von Rocoulles war, wie schon berichtet, die erste Erzieherin des Königs gewesen. Ihr, der nun bereits alternden Frau, übertrug der König dasselbe Amt bei seinem Sohne. Frau von Kamecke ward Oberhofmeisterin des Kronprinzen.

Aber wie, der alles französische Wesen verabscheuende König wählt seinem Sohne eine Französin als erste Jugenderzieherin? — er, der in seinem Ingrimm nicht lange zuvor den Ausspruch gethan hatte, „er spucke jedesmal aus, sobald er einen Franzosen sähe!“ —

Nun, fürs Erste machte Frau von Rocoulles in diesem Punkte beim Könige eben eine Ausnahme, fürs Andere findet die Sache in dem Umstande ihre Erklärung, daß sichere Kenntniß und ein gewandter Gebrauch der französischen Sprache in jener Zeit an allen Höfen eine Nothwendigkeit war — für den deutschgesinnten Friedrich Wilhelm eine leidige Nothwendigkeit! — Wie auf das ganze nationale Leben, so hatte der Dreißigjährige Krieg, wie wir wissen, namentlich auch auf die deutsche Sprache verderblich eingewirkt. Das Uebel war noch in vollem Schwange. Wie hätte ein gebildet sein wollender Deutscher sich

dazu verstehen können, einen Brief zu schreiben oder eine Unterhaltung zu führen, ohne in möglichster Zahl lateinische oder französische Wörter zu gebrauchen! Das, was er sagen wollte, ward dadurch in der Regel zwar sehr unklar, aber er galt für gebildet! — Es muß indeß anerkannt werden, daß die französische Sprache zu jener Zeit bereits einen hohen Grad der Ausbildung erlangt hatte. Friedrich hörte nun seit früher Jugend beide Sprachen sprechen, die deutsche in ihrer dermaligen Verkommenheit, die französische in ihrer Feinheit.



Friedrich als Kind. Nach dem Bilde von Pesne.

Ist es zu verwundern, daß ein so begabter Geist, wie der Friedrich's, sich schon in früher Jugend instinktmäßig zu der vollkommeneren Ausdrucksweise hingezogen fühlte? Die geistreiche, gewandte Frau von Rocoulles, die der deutschen Sprache nur wenig mächtig war, redete nur französisch mit ihm, und an dieser Frau hing er von frühester Jugendzeit her mit ganzer Seele. Hierin liegt der Hauptgrund seiner durch sein ganzes Leben andauernden Vorliebe für die französische Sprache.

Seiner Schwester Wilhelmine war Friedrich mit größter Zärtlichkeit zugethan, wie denn zwischen Beiden das Band der Geschwisterliebe bis zum Grabe gefestet blieb.

Friedrich und Wilhelmine waren das Glück der Eltern; Niemand am Hofe ahnte etwas von den Wolken, die am häuslichen Himmel aufsteigen sollten. Friedrich Wilhelm fühlte sich glücklich, wenn er seine Kinder um sich hatte. Eines Tages traf ihn ein General, wie er mit „Fritzchen" Ball spielte. „Er ist selbst Vater", sagte der König, „und weiß, daß auch Väter mit ihren Kindern zuweilen Kinder sein, mit ihnen spielen und ihnen die Zeit vertreiben müssen!" — Doch die glücklichen Jugendtage gingen für Friedrich nur zu bald vorüber!

Als der Kronprinz das siebente Lebensjahr erreicht hatte, wurde die Sorge für seine Erziehung Männern anvertraut. Zu seinem Oberhofmeister hatte der König den General Grafen von Finkenstein ernannt. Dieser, bereits sechzigjährig, war einer von den seltenen Menschen, „vor deren Tugend die böse Nachrede zurückweicht", ein Mann „von stiller Arbeitsamkeit, ein guter Wirth und prächtiger Bauherr, fromm und vor Allem tapfer." Den Ruhm der Tapferkeit hatte er sich bei Höchstädt und Malplaquet erworben. Seine frühere Lebenszeit war reich an wechselnden Ereignissen gewesen. Als Kriegsgefangener nach Frankreich gebracht, war er dort als Gemeiner eingestellt worden, indeß gelang es ihm bei seiner Tüchtigkeit, sich bald zu einer hohen Rangstufe emporzuschwingen. Doch war er schließlich durch das feindliche Vorgehen Frankreichs gegen sein Vaterland bestimmt worden, dem französischen Dienste zu entsagen und in seine Heimat zurückzukehren. Die Betrachtung seines Lebens gab seinem hohen Zöglinge in späterer Zeit Veranlassung zu dem Ausspruche, daß nur Der zu befehlen verstehe, der zu gehorchen gelernt habe.

Das Amt des Unterhofmeisters übertrug der König dem Obersten von Kalkstein, den er als einen tüchtigen Kriegsmann, sparsamen Wirth und heiteren Gesellschafter kennen gelernt hatte. — Zum eigentlichen Lehrer des Prinzen aber ward ein junger Franzose von Adel, Duhan de Jandun, Sohn eines französischen Einwanderers, erwählt. Bemerkenswerth ist die Veranlassung, die diesen, damals etwa im Alter von dreißig Jahren stehenden sinnigen und kenntnißreichen Mann mit dem Könige zusammenführte. Duhan hatte neben seiner Liebe zu den Wissenschaften doch auch so viel kriegerischen Sinn, daß er sich mit einem jungen Grafen, dessen Hofmeister er war, nach dem Lager vor Stralsund begab, als eben ein Hauptsturm gegen die Stadt vorbereitet wurde. Der König traf ihn in den Laufgräben, redete ihn an und faßte augenblicklich ein solches Vertrauen zu ihm, daß er beschloß, ihn später als Lehrer seines Sohnes zu berufen. Dies war jetzt geschehen.

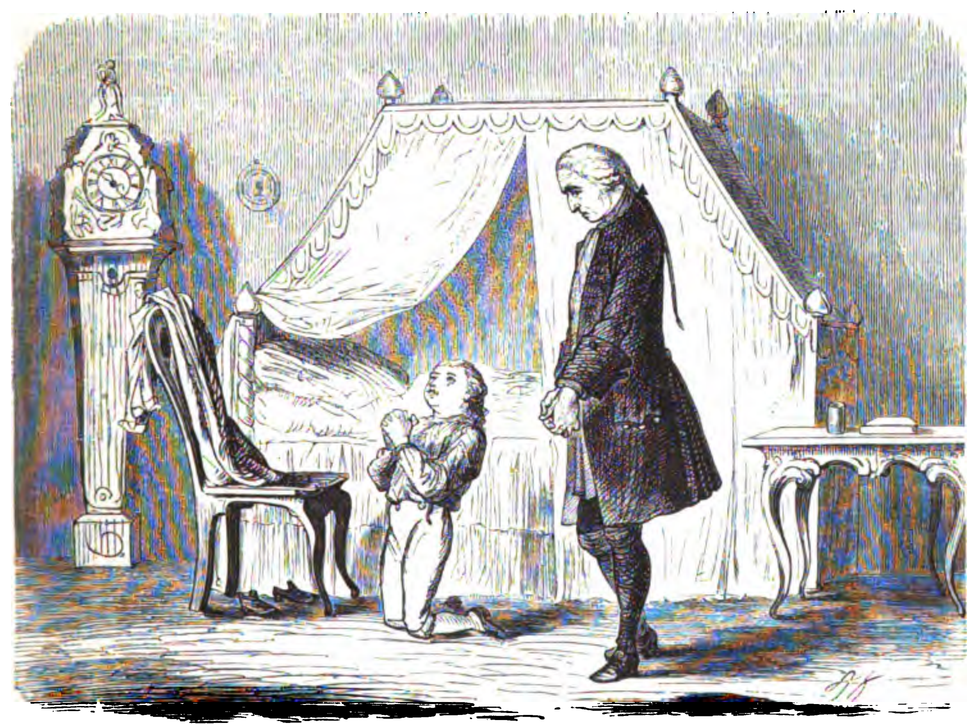
Die Wahl der Männer, welche der König zu Erziehern und Lehrern seines Sohnes bestimmt hatte, machte seiner Einsicht Ehre. In welchem Geiste er seinen Sohn unterrichtet zu sehen wünschte, bekundet die Instruktion, die er für die Lehrer niederschrieb. Er hatte derselben die Instruktion zu Grunde gelegt, nach der er selbst unterrichtet worden war, doch waren von ihm wesentliche Veränderungen vorgenommen worden. Die Schlichtheit und Deutschheit seines Sinnes bekundet der Umstand, daß er unter Anderem die pomphafte Phrase: „Wir, des Kronprinzen Liebden, dessen Frau Mutter, unserer herzgeliebten Gemahlin Liebden", strich und dafür einfach setzte: „Ich, mein Sohn, meine Frau." Statt der „herrlichen Lande" und der darin wohnenden „Millionen Menschen" sagte er: „das ganze Land." — Die lateinische Sprache sollte gar nicht, die Mathematik, Artillerie und Wirthschaftskunst dagegen „aus dem Fundamente" gelehrt werden. Die alte Geschichte „kann nur überhin, diejenige aber von unseren Zeiten und von hundertfunfzig Jahren her muß ihm aufs Genaueste beigebracht werden, wie auch Natur- und Völkerrecht, Geographie und was in jedem Lande merkwürdig, die Geschichte Preußens und der benachbarten Länder."

Vor allen Dingen wird den Lehrern eingeschärft, darauf zu sehen, daß Niemand dem Prinzen schmeichle. Finde sich etwa ein Schmeichler in des Prinzen Umgebung, so solle dem Könige dies gleich angezeigt werden; denn „Friedrich darf bei Leibe nicht hoffährtig werden." Da, wo in der alten Instruktion von „Respekt und Submission gegen den Vater" die Rede war, fügt der König bei: „diese Unterwürfigkeit dürfe jedoch nicht sklavisch sein. Man solle streben, den Prinzen dahin zu bringen, daß er Vertrauen zu ihm, dem Könige, hege, in ihm seinen besten Freund sehe."

In Bezug auf das zu erstrebende Ziel der Erziehung treten drei Hauptgesichtspunkte deutlich hervor, die zugleich den König selbst charakterisiren. Friedrich sollte ein tüchtiger Kriegsmann, ein sparsamer Wirth und ein guter evangelischer Christ werden.

Der König legt es den Erziehern ans Herz, dem Kronprinzen rechte Liebe zum Soldatenstande einzuprägen, „weil nichts in der Welt einem Prinzen mehr Ruhm und Ehre zu geben vermag, als der Degen, und daß er vor der Welt ein verachteter Mensch sein würde, wenn er solchen nicht gleichfalls liebte und die einzige Glorie in demselben suchte.“

Vor Verweichlichung und Faulheit, als woraus „Verschwenden und Durchbringen“ entstehe, sollten die Erzieher dem Prinzen den allergrößten Abscheu beizubringen sich bemühen und mit ihren Köpfen dafür haften, daß sinnliche Ausschweifungen verhütet würden.



Prinz Friedrich beim Abendgebet. Zeichnung von Alb. Kretschmer.

„Insonderheit“, heißt es endlich, „muß meinem Sohne eine rechte Liebe und Furcht vor Gott, als das Fundament und die einzige Grundsäule aller zeitlichen und ewigen Wohlfahrt, beigebracht, hingegen aber alle schädlichen Irrungen und Sekten als ein Gift gemieden und davon in seiner Gegenwart lieber gar nicht gesprochen werden.“

Drei Jahre später erhielt Duhan noch eine besondere Anweisung, „wie es mit den Studien Friedrich's in Wusterhausen gehalten werden solle.“

„Am Sonntage“, heißt es in derselben, „soll er Morgens um sieben Uhr aufstehen. Sobald er die Pantoffeln anhat, soll er vor dem Bette auf die Kniee niederfallen und zu Gott beten und zwar laut, daß Alle, die im Zimmer sind, es hören können.“ Das Gebet war vorgeschrieben. Danach hatte sich Fritz anzukleiden, zu waschen und zu pudern, „und muß das Anziehen und das kurze Gebet in einer Viertelstunde fix und fertig sein.“ Das Frühstücken darf nicht länger als sieben Minuten währen. „Wenn das geschehen ist“, heißt es weiter, „sollen alle Domestiquen und Duhan hereinkommen, das große Gebet zu halten auf den Knieen; darauf Duhan ein Kapitel aus der Bibel lesen soll und ein gutes Lied singen. Alsdann sollen alle Domestiquen wieder hinausgehen; Duhan soll alsdann mit meinem Sohne das Evangelium vom Sonntag lesen, kurz expliziren und dabei allegiren,

was zum wahren Christenthum nöthig ist, auch etwas vom Katechismus Noltenii repetiren. Dies Alles soll die Zeit bis neun Uhr ausfüllen. Um diese Zeit soll der Kronprinz zum Könige kommen, um mit ihm zur Kirche zu gehen." Für den Abend war wieder bestimmt, in Gemeinschaft aller Diener knieend zu beten und ein Lied zu singen.

In der Woche hatten des Morgens und des Abends dieselben Andachtsübungen stattzufinden. Von früh 6 bis Nachmittags 5 Uhr war genau vorgeschrieben, womit der Prinz beschäftigt werden sollte. Nach fünf Uhr „soll Fritz dann ausreiten, sich in der Luft und nicht in der Kammer divertiren und thun, was er will, wenn es nur nicht gegen Gott ist." Man sieht, der König war von dem Willen beseelt, den Sohn zu „formen nach seinem Bilde"; Friedrich sollte vom Scheitel bis zur Sohle das Gepräge des Vaters tragen. Von Berücksichtigung etwaiger besonderer Geistesanlagen war nicht die Rede.

Aber war denn Friedrich Wilhelm ein Abbild seines Vaters geworden? Durchaus nicht. Einen größeren Gegensatz im Charakter, als der bei Friedrich I. und Friedrich Wilhelm I., läßt sich kaum denken. Des Letzeren ursprüngliches Leben hatte sich Bahn gebrochen, und so war er geworden, was er war.

Sollte sich etwa in dem Verhältniß des Kronprinzen Friedrich zu seinem Vater etwas Gleiches oder Aehnliches vollziehen? Aber dem Kronprinzen Friedrich stand in seinem Vater eine ganz andere Kraft gegenüber, als die gewesen war, der sich einst der jugendliche Friedrich Wilhelm gegenüber befunden hatte. König Friedrich I. war die Milde selbst gewesen, Friedrich Wilhelm dagegen war ein Mann von unbeugsamer Willensstärke, der sich als Herr seines Hauses und Landes fühlte, wie nur je ein Hausvater und Landesherr. Es kam nun darauf an, ob des Kronprinzen Seele ein Stoff war, geschaffen, sich mit mehr oder weniger Anstrengung „formen" zu lassen. Es wird eine lehrreiche, wenn freilich auch zugleich schmerzliche Beobachtung sein, zu sehen, bis zu welcher Stärke der früh schon sich regende eigenartige Gestaltungsdrang in der Seele Friedrich's sich bemerkbar machte und dem mit den redlichsten Absichten auf ihn einwirkenden väterlichen Willen gegenüber sich entwickelt. — Hier die Regungen ureigensten Lebens — dort bis ins Kleinste gehende Forderungen in Bezug auf Weg und Ziel. Schwere Verwicklungen waren unausbleiblich, und es ist damit der Hauptgesichtspunkt für eine unbefangene Beurtheilung der bald auftauchenden Mißhelligkeiten zwischen Vater und Sohn gegeben.

Erste Lehrzeit Friedrich's. Des Königs Wunsch war, wie wir sahen: Fritz soll ein tüchtiger Soldat, ein sparsamer Wirth und ein guter Christ werden!

Der Soldat war — äußerlich — bald fertig. Im knappen blauen Röckchen, das dreieckige Hütchen auf dem Kopfe, so ritt Fritz in sicherer Haltung auf hohem Pferde einher und kommandirte seine „Compagnie kronprinzlicher Kadetten", jene 110 gleichaltrigen Knaben, Söhne adeliger Familien, in so vortrefflicher Weise, daß dem gestrengen Herrn Papa das Herz im Leibe lachte. König Georg I. von Großbritannien, des Kronprinzen Großvater, der 1723 in Berlin war, sah aus dem Fenster des Schlosses mit Erstaunen auf den jugendlichen Kommandeur, der seine Kadetten im Lustgarten exerziren ließ, als sei ihm die Kunst des Kommandirens angeboren, und äußerte sich in diesem Sinne gegen Friedrich Wilhelm. Aber Friedrich Wilhelm hatte um jene Zeit noch andere Gründe, sich über den „Soldaten" Friedrich zu freuen. Er empfing von ihm zum Oefteren militärische Berichte, die in Ausdrücken abgefaßt waren, wie sie etwa ein alter, langgedienter Hauptmann anzuwenden pflegt. Bald „rapportirte" Friedrich über den Zustand seiner Compagnie, bald bedauerte er, daß es ihm nicht vergönnt gewesen sei, einer vom Könige abgehaltenen Musterung beizuwohnen, dann wieder berichtete er von einigen „langen Kerlen", von denen er gehört habe. — Es läßt sich wol annehmen, daß bei Abfassung derartiger Berichte die Anregungen zumeist von den militärischen Erziehern des Kronprinzen ausgingen.

Der König ließ nun, um des Sohnes Interesse an kriegerischen Uebungen noch mehr zu entflammen, in dem oranischen Saal des Schlosses ein förmliches kleines Zeughaus

einrichten, in welchem ihm von einem erfahrenen Major Unterricht im Festungswesen, im Aufpflanzen von Batterien u. s. w. gegeben wurde. „Meine Wiege“, sagt Friedrich später, „war von Waffen umgeben, in der Armee bin ich aufgezogen worden.“ Die Jagd sei die beste Vorbereitung zum Kriege, meinte der Vater, und so muß Friedrich mit ihm die wildreichsten Forsten Wusterhausens durchjagen. Zehn Jahre alt, schießt er sein erstes Feldhuhn im Fluge. Immer lebhafter strebt der König danach, daß der Sohn ein Mann werde, wie er — ja er soll ihn noch übertreffen!

Je älter Friedrich wird, mit desto weniger Schlaf soll er sich begnügen. „Viel Schlaf macht dumm“, sagt der König. Das ging den Militärärzten doch zu weit, so daß sie wagten, ein Wort für den Kronprinzen bei dem Könige einzulegen. Die Gesundheit des durchlauchtigsten Kronprinzen sei nicht von besonderer Festigkeit, stellten sie unterthänigst vor. Nicht? Nun dann um so mehr der soldatischen Anstrengungen, befiehlt der Vater; das wird das Fehlende ergänzen! Und Fritz muß mit ihm in Wind und Wetter, in Hitze und in Schneetreiben im knappen blauen Röckchen fahren und reiten. Jährlich besichtigt der Vater einmal die Garnisonen des Landes, und das führt ihn nach Ost bis zur russischen, nach West bis zur französischen Grenze, und Fritz reitet unter seinen Generalen mit ihm, ohne daß Rücksicht auf sein Alter und seine, wie bemerkt, in jenen Jahren nicht gar feste Gesundheit genommen wird. Er soll nun einmal ein Mann von Stahl und Eisen werden, kein Schwächling! Ein Schwächling als Nachfolger — das wäre Preußens Untergang!

Auch in Bezug auf Sparsamkeit ging es vorläufig nach Wunsch. Dukaten bekam der Fritz nicht, wie der Vater sie in seiner Jugend erhalten hatte. Er wurde äußerst knapp gehalten und mußte sein Ausgabebuch dem Könige am Ersten jedes Monats einhändigen. Es möge hier die Rechnung vom September 1719 folgen, wie sie der damals siebenjährige Prinz dem Vater vorlegte. Unterzeichnet ist diese Monatsrechnung von dem Oberhofmeister Grafen von Finkenstein und dem Unterhofmeister Obersten von Kalkstein.

		Thlr.	Gr.	Pf.
Den 3.	In den Kling Beutel . . .	—	16	—
	An den Jäger vor den Hund	2	—	—
„ 6.	An Ihro Hoheit den Cron Printzen	—	16	—
„ 10.	In den Kling Beutel . . .	—	16	—
	In das Becken	—	16	—
„ 21.	Dem Jäger, so die beiden Globen nach Berlin gebracht	1	8	—
„ 24.	In den Kling Beutel . . .	1	8	—
„ 25.	An Hammking, so das grüne Kleid gemacht	2	—	—
„ 27.	Bei der Abreise von Wusterhausen an die Bettmädchen	—	16	—
	Vor die Pfeife zurecht zu machen	—	4	—
Der Kammerdiener Gumersbach hat ausgegeben:				
	An die beiden Laquaien von Sr. M. dem Könige und der Königin so aufgewartet haben	1	8	—
	Vor zwei Farbenschachteln	—	16	—
	Vor 6 Pfund Puder	—	12	—
	Vor Stibeletten Knöpfe	—	2	—
	Vor 12 Ellen Haarband	1	16	—
	In Mittenwalde	—	2	—
	In Mittenwalde in die Armenbüchse	—	1	—
	An die Bothen, welche die Hunde von Berlin gebracht	—	12	—

	Thlr.	Gr.	Pf.
Vor den Hirschfänger zu schleiffen	—	2	—
Vor weiß Rundschnur zu Klatschen	—	4	—
Dem Menschen, welcher sie bestellet und herausgebracht	—	2	—
An einen Jungen auf dem Felde, welchen die Hunde gebissen . .	—	4	—
An einem Musketier von 2. Bataillon, so Se. Hoheit zu Gevattern gebeten	2	—	—
An einen Hirtenjungen, so den todten Hund weggetragen . . .	—	1	—
Vor Pulver und Trinkgeld an den Kanonier, welcher zu Schulzendorf gefeuert	1	8	—
Vor die Königlichen Knechte zu Bier in Schulzendorf	3	—	—
Vor ein Roth-Kehlchen	—	4	—
Vor Nagel und Löschpapier die Globus einzupacken	—	4	—
Die Schu aufm Leisten aufzuschlagen	—	1	—
An die Armen	—	2	—
An einen Reitknecht, welcher die Mundirung herausgebracht . .	—	2	—
An die alte Kastellanin zu Wusterhausen	—	16	—
Summa	23	11	—

Die Jahresrechnungen ließ sich der König vorlegen; er sah dieselben durch und unterzeichnete, indem er seine Bemerkungen beifügte. Unter die Rechnung für 1719 schrieb er, Fritz habe den Reitknechten für Aufwartung nichts zu geben, da er sie selbst bezahle, „denn Fritz und ich ist einerley“; im Uebrigen erklärte er sich mit der guten Haushaltung zufrieden.

Wie stand es endlich mit dem Religionsunterricht, den Fritz empfing? Auch hier strenge Einschulung, wie bei den kriegerischen Uebungen! Vor allen Dingen sollten die Lehren der Kirche dem Gedächtnisse des Kronprinzen aufs Schärfste eingeprägt werden. Seine Religionslehrer, Hofprediger Andreä und dessen Nachfolger Nolten, waren geistige „Drillmeister". Wir müssen hier den Zustand der Kirchenlehre der damaligen Zeit ins Auge fassen. „Die heilige Schrift", sagt K. Hase, „galt damals nur in einzelnen, zur Controverse benutzten Sprüchen, deren Auslegung für jede Partei feststand. Luther's reine, gewaltige Prosa war vergessen, die Gelehrten schrieben ein mäßiges Latein, die Predigt, obwol zuweilen ergreifend, freimüthig und gefürchtet, war insgemein streitsüchtig, allegorisch, geschmacklos, gelehrt oder gemein. Die Rechtgläubigkeit und unverdrossenste Kirchlichkeit vertrug sich mit weltlicher Gesinnung und rohester Sitte; über irgend eine haarfeine Bestimmung innerhalb des Undenkbaren fielen orthodoxe Eiferer sich selbst unter einander an." — Und um wie Vieles übler noch wäre es gewesen, wenn der Große Kurfürst nicht wiederholt mit Ernst „zur Einheit im Nothwendigen, zur Freiheit im Nichtnothwendigen und zur Liebe in Beiden" gemahnt hätte!

So wurde denn die klare, sinnige Kindesseele mit den wunderlichsten Spitzfindigkeiten scholastischer Theologie belästigt. Friedrich's Schwester Wilhelmine hatte diese geistlichen Exerzitien schon vor ihm durchmachen müssen. Es genügt, zu erwähnen, daß sie vor der Einsegnung drei volle Stunden geprüft ward, und daß das von ihr abgelegte, später dem Druck übergebene Glaubensbekenntniß den Umfang von nicht weniger als — 18 Druckbogen hatte! Bei Friedrich wurde es mit der geistlichen Dressur noch strenger genommen. Seine Begabung und sein Fleiß bewirkten jedoch, daß er in der ersten Zeit den Anforderungen entsprach.

Wir haben hier über den der Prinzessin Wilhelmine ertheilten Unterricht, noch ein Wort einzufügen. Da seine Gemahlin es wünschte, ließ der König es zu, daß Wilhelmine in manchen „Narrenspossen von Wissenschaften", vor denen sein Sohn absolut bewahrt bleiben sollte, unterrichtet ward. Die Prinzessin lernte nun auch mit größtem Eifer Englisch, Italienisch, Geschichte und Geographie und beschäftigte sich sogar mit Musik. Sie, die ebenfalls eine Ader ihrer geistreichen Großmutter, der Königin Sophie Charlotte, in sich hatte, machte außerordentliche Fortschritte. Welche scharfe Beobachtungsgabe bereits die zehnjährige Prinzessin besaß, zeigt ihre Schilderung des Besuchs Peter's des Großen am Berliner Hofe (siehe S. 116). So war Wilhelmine, das älteste Kind, in gewissem Grade Lehrerin ihrer jüngeren Geschwister, namentlich des ihr außerordentlich liebgewordenen Bruders Friedrich. „In meiner Jugend", erzählte dieser später seinem Vorleser de Catt, „wollte ich nichts thun und lief immer umher. Da sagte meine Schwester zu mir: „Schämst du dich nicht, deine Talente so zu vernachlässigen?" Und so machte ich mich an die Lektüre."

In dem jungen Königssohne begann sich frühzeitig ein selbsteigenes Denken zu regen. Schon seine ersten Briefe zeigen eine seltene Gewandtheit und Feinheit. Das erste, aus seinem eigenen Nachsinnen hervorgegangene Wort in einem Aufsatze lautet: „Man muß das Herz auf dem rechten Flecke haben!" Was von den geistlichen Herren an ihn gebracht wurde, ließ ihn kalt, oder es verdüsterte ihn und preßte ihn zusammen; was dagegen aus den Unterhaltungen mit dem feingebildeten Duhan ihn berührte, war milde Luft und Sonnenschein für seine Seele. Die Methode des militärischen Drillens war damals im höchsten Schwange, war unumstößliches Gesetz, und der geringste Fehler dagegen hatte Nachübungen auf dem Exerzirplatze zur Folge. — Eine gleiche Methode ward auf den Religionsunterricht übertragen. Für den kleinsten Verstoß bei der Fragebeantwortung, von dem der König vernahm, bestimmte er ein Nachlernen von Liedern und Psalmen. Der Umstand indeß, daß dergleichen „geistliche Nachübungen" nöthig wurden, gab für den König noch keinen Grund ab, unwillig zu werden. Nachübungen bei selbst geringfügiger Veranlassung wurden einmal als nothwendige Hülfsmittel militärischer und geistlicher Schulung betrachtet. Friedrich's Zeit für Beschäftigungen angenehmer Art war an und für sich schon äußerst knapp zugemessen; sie wurde dadurch noch mehr beschränkt.

Von der Mutter, die an dem grobkörnigen Hauswesen, dem Trommelgewirbel vor den Fenstern Tag für Tag, den wilden Jagden, den Tabaksgesellschaften keinerlei Behagen fand, und die mit der Art und Weise der Erziehung Friedrich's durchaus nicht einverstanden war, mochten wol hier und da in des Prinzen Gegenwart mißbilligende Aeußerungen laut werden; auch von Wilhelmine, die des Bruders Gesellschaft gern öfter genossen hätte, als es unter den obwaltenden Umständen geschehen konnte, vernahm er solche Aeußerungen wol öfter. Kurz, dem scharfsehenden Könige, der fortgesetzt das Thun seines Sohnes verfolgte, wollte es scheinen, als ob dieser weder auf dem Exerzirplatze, noch auf der Jagd mit solcher Begeisterung bei der Sache sei, wie dies bei ihm selbst der Fall war. Der aus dieser Wahrnehmung im Vaterherzen aufkeimende Verdruß stieg, einem leichten Wölkchen gleich, am häuslichen Himmel herauf; bald sollte diesem dunkles, Blitze sprühendes Donnergewölk folgen.

Mißstimmung gegen den Kronprinzen. Die vermehrten soldatischen Uebungen wirkten in der That auf die körperliche Entwicklung des Kronprinzen sehr günstig; in seinem vierzehnten Lebensjahre bot er eine angenehme, kräftige Erscheinung dar. Die Mißstimmung des Vaters gegen ihn blieb indeß in stetem Zunehmen. Wenn der König an seine Kindheit zurückdachte und sich erinnerte, wie kein Vergnügen ihm mehr gegolten hatte, als das, seine Kadetten einzuüben, oder wenn der alte Dessauer ihm Aehnliches aus seiner Jugend erzählte, so mußte er sich immer und immer sagen: Der Fritz ist nicht, was du warst, ist nicht Soldat mit ganzer Seele! — solche Gedanken waren wol geeignet, sein Gemüth zu verdüstern.

Da mußte sich nun Friedrich Wilhelm fragen: Woran liegt das? — Ziehen den Fritz etwa Liebhabereien von dem Nothwendigen ab? Beschäftigt er sich mit Dingen, die nicht auf dem Lehrplan stehen? — Latein sollte er nach dem Willen des Vaters nicht lernen. Eines Tages kommt der König dazu, wie Friedrich von einem Sprachmeister lateinischen Unterricht empfängt. Man hatte die Goldene Bulle (das vom Kaiser Karl IV. verfaßte Reichsgrundgesetz) vor. „Was ist das? Woran wagt ihr euch da!" ruft der König zornig. „Ihro Majestät", antwortet der erschreckte Lehrer, „ich explizire dem Prinzen auream bullam." — „Ich will dich, Schurke, beauream bullam!" ruft der König, den Rohrstock schwingend, und der Sprachmeister ist froh, daß er mit heiler Haut die Thür erreicht.

Latein lernen, das war in den Augen des Königs an und für sich nichts Uebles. Der Kronprinz sollte es nur nicht treiben, weil, nach der Meinung des Königs, für ihn viel wichtigere Dinge vorlagen. Nun bringt er gar in Erfahrung, daß der Fritz Schriften der „Blitzfranzosen" liest — Dichtungen von „überm Rhein her" — Theaterstücke!

Mit dem deutschen Schriftenthume war es in damaliger Zeit schlecht genug bestellt. Durchblättert man die über alle Maßen langweiligen, im Perrückenstile geschriebenen Werke jener Zeit, so findet man den Umstand hinlänglich erklärt, daß Friedrich Wilhelm die „Stubenhocker und Bücherwürmer" nicht leiden konnte. Aerger noch, als es um Form und Darstellung der deutschen Prosa aussah, stand es mit der Poesie.

Wie ganz anders dagegen war es mit dem französischen Schriftenthum bestellt! Die klassische Periode der französischen Literatur hatte eine große Reihe von Werken hervorgebracht, die von Geist und Witz sprühten und mit anmuthigem Inhalt zugleich die höchste Formvollendung verbanden.

Was war nun natürlicher, als daß hervorragende französische Werke durch Duhan in des Kronprinzen Hände geriethen, und daß sie von dem nach geistiger Nahrung dürstenden Friedrich verschlungen wurden? Sicherlich las Duhan ihm das Vortrefflichste selbst vor und begleitete es mit seinen Bemerkungen. Und dies mag mit Begeisterung geschehen sein!

So lernte Friedrich das Franzosenthum zunächst von der besten Seite kennen, wogegen sich dem Vater, wie wir wissen, die Schattenseiten desselben von früher Jugend an in greller Weise vor die Seele gedrängt hatten. Die Anschauungen, die Friedrich nun über die der Sphäre der Wirklichkeit entrückten Personen und Zustände, wie sie in den geistreichen französischen Schriften geschildert werden, gewann, stellte er — nach der Weise junger Gemüther —

in einen Vergleich mit den Personen und Zuständen des Berliner Hofes. Einen größeren Gegensatz konnte es freilich nicht geben — eine entsprechende Wirkung konnte nicht ausbleiben. Bald war es dahin gekommen, daß Vieles, was die rauhen Genossen der Tabaksgesellschaft aufs Höchste ergötzte, ihm kaum noch ein Lächeln abgewann. Die Schwester dachte und empfand wie er. In Beiden erwuchs ein Widerwille gegen das Berliner Hoftreiben, in welchem sich für geistige Vergnügungen, für Musik, Theater und heitere Geselligkeit nur geringe Neigung kundgab. Die Königin war nach dieser Seite hin mit den Kindern einverstanden und nährte in ihnen die Abneigung gegen die väterlichen Liebhabereien und Anordnungen. Sie veranlaßte sie nicht gerade zum Ungehorsam gegen den Vater, aber sie ließ es doch hingehen und suchte es zu verdecken, wenn mehr oder weniger solchen Befehlen desselben, die ihr nicht behagten, entgegen gehandelt wurde.

Der König begegnete nun den Kindern, namentlich dem Sohne, in zunehmend unfreundlicher Weise. Wie derselbe ihm im Kerne seines Wesens mißfiel, so boten auch im Einzelnen verschiedene Liebhabereien des Kronprinzen dem Könige Grund zu stetem Aerger und wachsender Erbitterung. Friedrich fand großes Wohlgefallen am Flötenspiel. Der König, der nur die ernste Kirchenmusik liebte, nannte den Sohn „einen Querpfeifer, einen Poeten". Tief aus dem Herzen dringt ihm einmal der schmerzliche Ausruf: „Er macht sich nichts aus den Soldaten und wird die Arbeit meines ganzen Lebens mir verderben!"

Im Jahre 1727 erkrankte der König und verfiel in eine sehr trübe Gemüthsstimmung. Er berief den damals vierundsechzigjährigen August Hermann Francke aus Halle nach Berlin und führte mit ihm die ernstesten Gespräche. — Hören wir, was Wilhelmine später in ihren Denkwürdigkeiten*) über das damalige Leben am Hofe sagt: „Francke trug nicht wenig dazu bei, des Königs Uebel zu verschlimmern. Dieser hochwürdige Herr unterhielt den König damit, daß er in ihm Skrupel über die unschuldigsten Dinge weckte. Er verdammte alle Vergnügungen sammt und sonders; verdammlich, sagte er, sind selbst die Jagd und die Musik. Man durfte von nichts als dem Worte Gottes reden, jedes andere Gespräch war verboten. Er selber führte immer das erbauliche Wort bei Tafel, wo er das Amt des Vorlesers ausfüllte, als wäre es ein Mönchsrefektorium gewesen. Der König gab uns alle Nachmittage eine Predigt zum Besten; sein Kammerdiener verlas einen Psalm, den wir Alle sangen."

So gut die Sache vom Könige gemeint war, so sicher ist es doch auch, daß er nicht der Mann dazu war, Predigten zu halten, die andächtigen Sinn zu erregen geeignet gewesen wären. Außerdem wurden auch die Kinder durch die endlosen religiösen Uebungen im höchsten Grade gelangweilt. Wilhelmine gesteht, daß ihr und dem Bruder oft die Lust zu lachen ankam, und daß Beide auch, trotz des größten Ankämpfens dagegen, doch bisweilen damit herausbrachen. Man kann sich den Eindruck denken, den dies auf den trübselig gestimmten König wie auch auf Francke, den schon „die Schatten des Todes umgaben" — er starb wenige Wochen später — machte! Die üble Meinung über Friedrich befestigte sich in dem Vater durch solche Vorgänge nur noch mehr.

Des Königs Stimmung war eine Zeit lang in dem Maße niedergedrückt, daß er sich sogar mit dem Gedanken trug, der Krone zu entsagen und sich mit der Königin und den Töchtern nach Wusterhausen zurückziehen. „Da", fügte er nach Wilhelminens Aufzeichnungen hinzu, „will ich zu Gott beten und Landwirthschaft treiben, während meine Frau und Mädchen die Haushaltung beschaffen. „Du bist geschickt", sagte er zu mir, „du sollst die Aufsicht über das Weißzeug haben, sollst es flicken und in Ordnung halten und dem Waschen vorstehen. Friederike (damals dreizehn Jahre alt), die genau ist, soll die Aufsicht über den Hausproviant führen. Charlotte (damals elf Jahre alt) soll auf den Markt gehen und unsere Lebensmittel einkaufen, meine Frau soll die kleinen Kinder besorgen und die Küche."

*) Mémoires de Frédérique Sophie Wilhelmine de Prusse, Marcgrave de Bareith.



Die Günstlinge des Königs, Grumbkow, Gundling und Seckendorf, Ränke schmiedend.
Zeichnung von Alb. Kretschmer.

Politische Zustände.

Grumbkow und Seckendorf. Vollkommen ernst ist es dem Könige mit dem angeführten Entschluß wol niemals gewesen, und daß Friedrich Wilhelm bald auch jeden Gedanken an eine Thronentsagung aufgab, dafür sorgten zwei Männer am Hofe, die das größte Interesse daran hatten, ihn von der Ausführung eines solchen Entschlusses zurückzuhalten — der preußische General von Grumbkow und der österreichische Gesandte Graf Seckendorf, Letzterer von Amtswegen im Dienste Oesterreichs, Ersterer durch Bestechung für den österreichischen Hof gewonnen. Der König glaubte in diesen beiden Männern, denen er sein unbedingtes Vertrauen schenkte, die treuesten Anhänger zu haben, und doch waren sie „kaiserliche Maulwürfe, die leise und unvermerkt unter dem Grunde seines Hauses wühlten und endlich nahe daran waren, es auf die allerscheußlichste Art über ihn herabzubringen.“

Auf ihren Rath machte der König in Begleitung des Kronprinzen einen Besuch am Dresdener Hofe, und wenn auch das üppige und ausschweifende Leben, welches er dort vorfand, seinen strengen Anschauungen wenig zusagen mochte, so hatte diese Reise doch eine heilsame Aenderung in der Gemüthsstimmung des Königs zur Folge.

Was bestimmte nun jene Männer dazu, sich zu bestreben, einen etwaigen Regierungswechsel in Preußen mit allen Mitteln zu verhindern und den dem Kaiser trotz mancherlei trüben Erfahrungen mit unwandelbarer Treue ergebenen König Friedrich Wilhelm gerade im gegenwärtigen Augenblick auf dem preußischen Thron zu erhalten? Welche tieferen Absichten lagen da zu Grunde?

Ein Blick auf die Fragen der großen europäischen Politik jener Zeit wird uns darüber Aufschluß geben. Wir werden dann auch zugleich sehen, in wie entscheidender Weise diese Fragen in das Familienleben des preußischen Hofes hineinspielen, und wie vornehmlich sie

es sind, unter deren Wucht dem Könige, seiner Gemahlin, der Prinzessin Wilhelmine und dem Kronprinzen fast die Herzen brachen.

Karl VI. von Habsburg war, wie wir wissen, deutscher Kaiser geworden. So lange er nur als Bruder des regierenden Herrschers von Oesterreich in Spanien um den Thron dieses Landes gegen Frankreich gekämpft hatte, waren die übrigen Hauptmächte auf seiner Seite gewesen. Seitdem er aber Erbe der österreichischen Monarchie und zugleich römisch-deutscher Kaiser geworden war und nun auch noch den Thron Spaniens zu gewinnen strebte, waren jene Mächte auf Seite Frankreichs getreten. Eben so wenig wie man früher eine Vereinigung Spaniens mit Frankreich gewünscht hatte, eben so wenig wollte man jetzt eine Vereinigung Spaniens mit Oesterreich zu einem Reiche; in dem Einen wie in dem Andern sah man eine Gefährdung des europäischen Gleichgewichts. Weil nun aber Karl seine Ansprüche auf Spanien so bald noch nicht aufgab, so schwebte über Europa auf längere Zeit die Gefahr eines großen Krieges.

Diese ward erhöht durch folgenden Umstand. Der Bruder und Vorgänger Karl's VI., Joseph I., war ohne männliche Nachkommen gestorben, und da nun auch Karl VI. bereits einige Jahre lang in unfruchtbarer Ehe gelebt hatte, trat in Wien die Besorgniß auf, die deutsche Linie des habsburgischen Hauses könnte aussterben, wie es mit der spanischen geschehen war, und man begann in hohem Grade die Erschütterungen zu befürchten, die dann bei dem Kampfe um das zerfallende Oesterreich Europa unausbleiblich eintreten mußten. Es waren dem Kaiser nur zwei Töchter am Leben geblieben, deren älteste, Maria Theresia, fünf Jahre nach der Geburt des Kronprinzen Friedrich das Licht der Welt erblickt hatte.

Die pragmatische Sanktion. Unter solchen Umständen beschloß der Kaiser, ein neues Hausgesetz zu erlassen, demzufolge das Erbrecht auf die Krone in Oesterreich beim weiteren Ausbleiben männlicher Nachkommen auf die weibliche Nachkommenschaft übergehen sollte. Die betreffende Bestimmung, welche Kaiser Karl am 13. Mai 1718 ausfertigte, wurde pragmatische Sanktion genannt.

Diesem Hausgesetze die allgemeine Anerkennung der betheiligten Mächte zu verschaffen, war nun des Kaisers eifrigste Sorge. Zunächst wurde im Stillen für diesen Zweck gearbeitet, da der Wiener Hof wohl voraussah, daß er auf mannichfachen Widerstand stoßen würde. Waren doch Nachbarn vorhanden, z. B. Bayern und Sachsen, die bei Auflösung Oesterreichs Erbansprüche erheben konnten. Auch verschiedene andere Mächte durften, wenn jenes Ereigniß, der drohende Zerfall Oesterreichs, eintrat, wol größere oder geringere Beuteantheile für sich davontragen zu können hoffen. Freilich würde ohne einen großen Kriegsbrand, das erkannte man überall, eine Theilung nicht vor sich gehen.

Die Gefahr, Oesterreich werde Spanien durch die Gewalt der Waffen gewinnen, schien gewichen, da Spanien kraftvollen Widerstand zu leisten gewußt hatte, ja in letzter Zeit sogar angriffsweise gegen Oesterreich vorgegangen war. Aber mit einem Male änderte sich die Lage: es trat plötzlich eine Befreundung des Kaiserhauses mit dem spanischen Fürstenhause ein. Zwei so mächtige Länder im Bündniß mit einander — auch darin lag für die übrigen Mächte Anlaß genug zur Besorgniß.

Die nächste Folge davon war eine entschiedenere Annäherung Englands an Frankreich. Daß man gegenüber einem Bündnisse zwischen Oesterreich und Spanien nun in London und Paris um so weniger geneigt war, für die Erhaltung des österreichischen Gesammtstaates durch Anerkennung der pragmatischen Sanktion etwas zu thun, ist selbstverständlich. Vielmehr war hinfort die Politik der letzteren beiden Höfe offen gegen Oesterreich und Spanien gerichtet, und überall suchte man weitere Verbindungen gegen Beide.

Dies führte nun, wie einerseits in Wien und Madrid, so andererseits in Paris und London zu dem lebhaften Wunsche, Preußen für sich zu gewinnen, und man ließ es auf beiden Seiten an Anstrengungen nicht fehlen. Preußen mit seinem zahlreichen, wohlgeübten Heere — in der That, es war ein begehrenswerther Verbündeter!

Der König Georg I. von England, der zugleich Kurfürst von Hannover war, hatte am Berliner Hofe eine treue Bundesgenossin, seine Schwester, die Königin Sophie. Die Fragen der großen Politik kümmerten sie freilich wenig, sie ließ sich vielmehr vornehmlich von dem Wunsche leiten, eine Doppelehe zwischen ihren ältesten beiden Kindern, Wilhelmine und Friedrich, mit dem Enkel ihres Bruders Georg I., dem Prinzen von Wales und Erben der britischen Krone, und der Prinzessin Amalie von England zu Stande zu bringen. Daß aber das Zustandekommen einer so engen Familienverbindung auch die politische Situation stark beeinflussen würde, sowol die Beziehungen Preußens zu England, als auch die Frankreichs gegenüber Oesterreich, lag auf der Hand.

Am kaiserlichen Hofe in Wien befand man sich darüber nicht im Unklaren. Man hielt es im Interesse der Förderung der großen Fragen der Politik für dienlich, den von der Königin entworfenen Heirathsplan unter allen Umständen zu hintertreiben.

Anfangs war Friedrich Wilhem diesem von seiner Gemahlin sorgsam gehegten Plane keineswegs entgegen gewesen. Mit Berathungen und Feststellungen in Betreff dieses Punktes hatte es jedoch nach seiner Meinung durchaus keine Eile. Waren doch die Kinder noch minderjährig. Mochten sie sich unterdessen immerhin Geschenke und Briefe zusenden, sie standen ja mit einander in einem verwandtschaftlichen Verhältniß. Eine Zunahme der Macht Oesterreichs konnte dem Könige freilich auch nicht als etwas Erwünschtes erscheinen. Hatte das Haus Habsburg nicht lange genug schon mißgünstig auf Preußen geblickt? War nicht von ihm dem jungen protestantischen Staate bisher Hinderniß auf Hinderniß in den Weg gelegt worden? — Aber den König berührten solche Erwägungen weniger, als namentlich eine andere Seite der schwebenden Frage. In seinem Gemüthe leistete ein Etwas dem Hause Habsburg bedeutenden Vorschub: seine deutsche Gesinnung. — Der Charakter Friedrich Wilhelm's macht es erklärlich, daß derselbe aus ehrenwerther Anhänglichkeit an die überlieferten Formen des alten Reiches und die Autorität des Kaisers der österreichischen Politik entschieden zuneigte. Wie er in seinem eigenen Staate die unbegrenzte Macht des Königthums mit rücksichtsloser Strenge zur Geltung brachte, so galt ihm im Reiche der Kaiser als der allein rechtmäßige Gebieter; diesem gegenüber fühlte er sich stets als Reichsfürst im alten Stil, und trotz mancher trüben Erfahrung, trotz der Erkenntniß, schnöde mißbraucht zu werden, blieb er doch im Ganzen bis an sein Ende jenem Bekenntnisse treu, das er einst in entscheidender Stunde abgelegt hatte: „Meine Feinde mögen thun, was sie wollen, so gehe ich nicht ab vom Kaiser, oder der Kaiser muß mich mit den Füßen wegstoßen, sonsten ich mit Treue und Blut sein bin und bis in mein Grab verbleibe." — England und Frankreich begehren meine Bundesgenossenschaft, sagte er sich, und ich hätte wol Grund, Oesterreichs Gegnerschaft zu verstärken. Was aber dann, wenn Oesterreichs Macht vollständig gebrochen würde? Wie, wenn es dem Auslande beifiele, dem deutschen Reiche einen englischen oder gar — es wäre unerträglich! — einen französischen Fürsten als Kaiser aufzubringen? Das wäre der Anfang des Endes vom Deutschen Reiche. Da mögen denn doch lieber die dem deutschen Blute entsprossenen Habsburger die Kaiserkrone tragen! —

Erwägungen dieser Art machten den König vorsichtig, ja sie bewirkten, daß er sich von England, dem er sich bereits genähert hatte, allgemach wieder zurückzuziehen begann. Jedoch auch Oesterreich hatte ihn noch nicht vollständig gewonnen, denn der Plan der Doppelehe war noch nicht geradezu aufgegeben. So standen die Dinge, als eben jene trübe Stimmung über den König gekommen war, die den Gedanken in ihm erzeugt hatte, der Krone zu entsagen und sich nach Wusterhausen zurückzuziehen. — Hätte er demgemäß gehandelt, so wäre der Lieblingsplan der Königin ohne Hindernisse zur Ausführung gekommen.

Darin liegt der Grund, daß es sich Seckendorf und Grumbkow, auf Weisung von Wien, angelegen sein ließen, den König wieder in eine bessere Gemüthsverfassung zu bringen. Die Theilnahme, die sie an seiner Krankheit zeigten, entsprang demnach einem Hintergedanken, von dem der König sich nichts träumen ließ. Nach ihrer Meinung befand sich die

Politik am Berliner Hofe bereits in einem den österreichischen Interessen günstigen Fahrwasser; in dieser Richtung sollte dieselbe erhalten werden. Eine Zerstreuung für den König ist nothwendig, sagten sie sich, und so gelangte denn auf ihren Betrieb die Einladung von Dresden an den König. Dies vorausgesandt, wird nun die Leidensgeschichte des Berliner Hofes, deren Schleier zum Theil vor den Lesern schon gehoben wurde, verständlicher werden. Beides, häusliche wie öffentliche Beziehungen, spielen in einander, bedingen einander. Begleiten wir nun im Geiste den König zunächst nach Dresden.

Dresden und Wusterhausen. Außer Friedrich Wilhelm gab es damals keinen einzigen Fürsten in Deutschland, der deutsches Leben und deutsche Sitte redlich gewahrt hätte. In allen deutschen Residenzstädten, Berlin ausgenommen, herrschte immer noch das gewohnte üppige Treiben, eine Nachahmung des französischen Hoflebens, und vor allen in Dresden.

Hören wir, was Wilhelmine später darüber sagt: „Der Hof des Königs August hatte die Pracht bis zur Ausschweifung getrieben. Hier herrschten alle Vergnügungen, man konnte Dresden Cytherens Insel nennen. König August unterhielt eine Art von Harem der schönsten Frauenzimmer seines Landes und des Auslandes; nach seinem Tode berechnete man, daß er 354 außereheliche Kinder gehabt. Nach seinem Beispiele richtete sich der ganze Hof, Alles athmete nur Wollust; Bachus und Venus waren die Gottheiten, denen man hier opferte.“ In welchem Maße es arg mit dem Leben am Dresdener Hofe bestellt war, mag Friedrich Wilhelm um jene Zeit gar nicht so recht gewußt haben. Doch wußte er genug, um den Entschluß für angemessen zu erachten, den siebzehnjährigen Friedrich in der Heimat zurückzulassen. Indeß langte eine besondere, auf Friedrich lautende Einladung an, und so reiste dieser dem Vater nach.

Ein wahres Zauberreich that sich dem lebensfrohen Jünglinge in Dresden auf. Von Natur nicht unempfänglich für sinnliche Vergnügungen, hatte er zu lange in strenger Abgeschlossenheit und Entsagung leben, zu lange auch erlaubte, schuldlose Freuden entbehren müssen, um sich nicht jetzt — was der Vater nicht zu verhindern vermochte — blindlings in die zumeist nichts weniger als schuldlosen Freuden des sächsisch-polnischen Hoflebens zu stürzen, wozu ihm durch das königliche Hofgeschmeiß nur zu vielfach verlockende Gelegenheit geboten wurde. — „Gott ist mein Zeuge“, konnte Friedrich Wilhelm bei seiner Rückkehr nach Berlin in Wahrheit schreiben, „daß ich daran (nämlich an dem sittenlosen Treiben des Dresdener Hofes) kein plaisir gefunden und noch so rein bin, als ich von Hause hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende.“

Der Kronprinz konnte ein Gleiches von sich nicht sagen. — Schon seine veränderte Haltung fiel auf. Der König kam in Berlin gar bald dahinter, daß sein Sohn auf bedauerliche Abwege geführt worden war, und dies steigerte seine Mißstimmung gegen ihn bis zum Abscheu, zumal Friedrich von dem Taumel, der ihn ergriffen, so festgehalten ward, daß er, so weit es ihm möglich war, auch in Berlin das Dresdener lockere Leben fortzusetzen suchte.

Auf den König hatte der Ausflug eine heilsame Wirkung ausgeübt. Er ging mit neu gewonnenem Lebensmuthe wieder eifrig seinen Regierungsgeschäften nach. Das war für das Land von Segen. Aber daß Friedrich bei der oben erwähnten Gelegenheit auch nach Dresden gekommen war, das war ein großer Unsegen, nicht nur für ihn, sondern für das ganze königliche Haus.

Hätte der redliche Fürst ahnen können, welch ein verrätherisch-niederträchtiges Spiel die beiden Männer, denen er sein unbedingtes Vertrauen zugewendet, trieben, ein Spiel, das die wahren Interessen des Landes und der königlichen Familie aufs Aergste gefährdete, wahrlich, ihm würde kein Galgen zu hoch gewesen sein, um sie daran aufzuhängen!

Die Lage des Kronprinzen gestaltete sich nun fortgesetzt übler, da der Vater, zufolge seiner heftigen Gemüthsart, seinen Widerwillen gegen ihn nicht einmal vor den Augen der Welt zu verbergen sich bemühte. Friedrich fühlte sich dadurch gedrängt, an den König am 11. September 1728 folgendes Schreiben zu richten:

„Mein lieber Papa!

Ich habe mich lange nicht unternehmem mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechteren Empfang als den ordinären sollte vermuthen sein, und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hierbei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeihet hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, das meinem lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonsten gar nicht darein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben, und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse dann das beste Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird, indessen versichere ich ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respect bin meines lieben Papa

getreuester und gehorsamster Diener und Sohn

Friedrich."

Dieser Brief verbesserte indeß sein Verhältniß zum Könige keineswegs. Die Antwort des Letzteren zeigt deutlich, daß ihm an Friedrich zur Zeit Alles zuwider war. Sie lautet:

„Sein eigensinniger böser Kopf, der nicht seinen Vater liebet, dann wann man nun Alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inclinationen hat, der sich nicht schämt, nicht reiten noch schießen kann und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisirt und nicht verschneidet und ich alles dieses tausendmal reprimandirt, aber alles umsonst und kein Besserung in nichts ist. Zum andern hoffährtig, recht bauernstolz, mit keinen Menschen spricht, als mit welche, und nicht popular und affabel ist, und mit dem Gesicht Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nichts meinen Willen thut, als mit Force angehalten; nichts aus Liebe und er alles dazu nichts Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nichts nütze ist. Dieses ist die Antwort.

Friedrich Wilhelm."

Man sieht, das traurige Mißverständniß zwischen Vater und Sohn war weit gediehen. Und doch war noch ein guter Kern von Liebe sowol in des Vaters Brust gegen den Sohn, als in der des Letzteren gegen den Vater vorhanden. Friedrich erkrankte um jene Zeit. Da schrieb der König an Leopold von Dessau: „So lange die Kinder gesund sind, weiß man nicht, daß man sie lieb hat." — Der rauhe Mann konnte nun recht zärtlich gegen den Sohn sein! — Doch die Krankheit legte sich bald, und damit trat auch das alte Mißverhältniß wieder ein.

Daß auch in Friedrich's Brust, trotz der schon jahrelang andauernden harten Behandlung, die er von dem Vater zu erleiden gehabt, die Liebe zu demselben noch nicht erloschen war, beweist folgender Vorfall, der sich um eben jene Zeit in Wusterhausen zutrug. Es ward, wie alljährlich, der Hubertustag im dortigen Jagdschlosse mit großer Tafel gefeiert. Friedrich trank, gegen seine Gewohnheit, mehr als gewöhnlich und wurde sehr gesprächig. Er klagte dem neben ihm sitzenden sächsischen Gesandten, daß er in einem fast unerträglichen Zwange leben müsse, und beschwor ihn, sich beim Könige dafür zu verwenden, daß ihm die Erlaubniß zu einer Reise ertheilt werde. Vom Weine erregt, sprach er so laut, daß man ihn über den Tisch hörte. Dabei wiederholte er oft die Worte: „Ich liebe ihn dennoch!" Die Königin ward besorgt und verließ das Zimmer. Als nach Aufhebung der Tafel der Kronprinz sich vom Vater verabschiedete, und dieser ihm die Hand reichte, ergriff er dieselbe

mit beiden Händen und bedeckte sie mit Küssen. Die dadurch erzeugte Stimmung riß ihn hin, daß er sich dem Vater an die Brust warf und seinen Hals umschlang. — Alle Anwesenden waren von der Scene ergriffen; Einigen standen Thränen in den Augen.

„Schon gut“, sagte der König, „schon gut; werde du nur ein ehrlicher Kerl!“

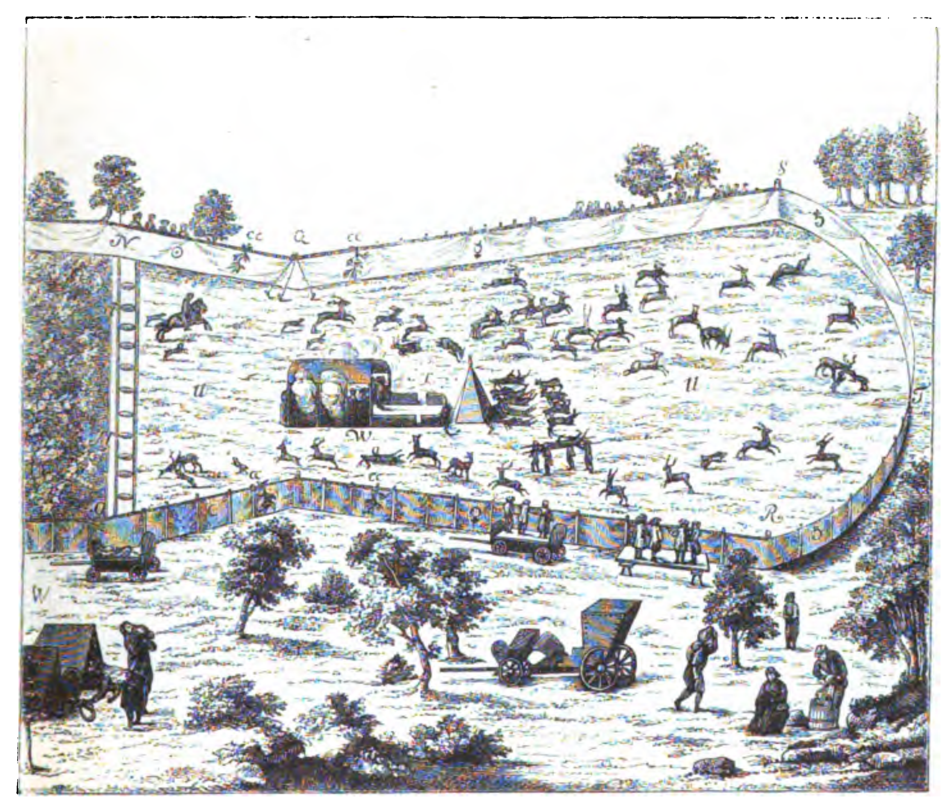
Von diesem Vorfall ward am Abend in der Tabaksgesellschaft nichts erwähnt. Doch bemerkte man, daß der König aufgeräumter war, als jemals. Hinterher aber wurde ihm, wie berichtet wird, leider vorgespiegelt, Alles, was der Kronprinz gesagt und gethan, sei — Verstellung gewesen! — Daß Seckendorf oder Grumbkow, vielleicht Beide, an dieser Aufhetzung Antheil hatten, läßt sich diesen niedrigdenkenden Personen wol zutrauen.

Aufenthalt in Wusterhausen. Auch während des Verweilens des Königs an diesem Lieblingsort folgten ihm die mehrfach genannten Günstlinge. — Das einfache Jagdschloß, welches dem Könige im Jahre 1698 geschenkt worden war, liegt etwa vier Meilen südöstlich von Berlin an der alten schlesischen Straße in einer flachen, sandigen Gegend, wie die Mark Brandenburg sich deren so vieler rühmen kann. — Friedrich Wilhelm I. baute es aus und suchte vornehmlich hier in den benachbarten Forsten seine Jagdfreuden, denen er gerade in dieser Zeit sich vorzugsweise gern zuwendete. Vorn an der Straße, rechts und links vom Thoreingang, standen Wohngebäude für das königliche Gefolge, mit glatten, zierlosen Wänden und kleinen Fenstern, in der Mitte dieses Vorhofs befand sich der Springbrunnen mit seinen Steinstufen, ein Platz, den der König an heißen Sommerabenden gar sehr liebte. Im Süden verengte sich dieser Vorhof wieder nach einem Gitter und Thor; dahinter liegt das Schloß noch ganz wie heut unter dem Schatten der Linden, ringsum frisches Parkgrün, während dicht dahinter die geschäftige Mühle klappert, vom rauschenden Wasser der Nuthe getrieben. Das Schloß selbst besteht aus einem Doppelgebäude, die beiden spitzen Giebel blicken nach vorn, in der Mitte derselben erhebt sich der einfache runde Thurm mit seinen schrägen Fenstern, der als Treppenhaus dient. Rings um das Schloß erstreckte sich ehemals ein tiefer Graben, der mit der Nuthe in Verbindung stand. Das Schloß mit sehr beschränkten Räumlichkeiten liegt auf einer Erhöhung, deren Terrassen bis zum Graben mit zierlich beschnittenen Hecken und Bäumen eingefaßt sind. An jeder der vier Ecken stehen heut noch die vier altehrwürdigen Linden, unter denen, vom Zeltdach geschützt, der König im Sommer mit seiner Familie und seinen Gästen oft seine Mahlzeiten sowie seine Abendunterhaltungen bei der Tabakspfeife abhielt.

Wenn man vom Vorhof in den innern Schloßraum gelangen wollte, so mußte man die Brücke überschreiten, wo den Wanderer, der sie von ungefähr betrat, zu jener Zeit Schrecken und Grausen genugsam beschlichen. Rechts und links fesselten Gehäuse wie Schilderhäuser seinen Blick. Bei dem ersten hallenden Tritt aber fuhren aus diesen Behältern zwei Hofwächter, zottige braune Bären an der Kette, heraus, den Fremden grimmig anfletschend, der innerhalb eines Raumes von kaum drei Schritten sich durch die Unholde hindurchzuwinden hatte. War es ihm schließlich gelungen, eiligen Schrittes die hölzerne Brücke ungerupft zu passiren, so stand ihm ein neuer Schreck bevor. Zwei weiße und zwei schwarze Steinadler fuhren kreischend aus ihren Käfigen am andern Ufer empor, mit wildem Eifer und bösem Willen auf den Fremden zuflatternd, aber gehemmt von der Fessel am Fuß, die sie verhinderte, ihr Ziel zu erreichen.

Das Innere des Schlosses bot nur für eine geringe Anzahl Gäste die nöthigen Räumlichkeiten dar, viel weniger als sie heute auf dem Lande jedem angesehenen Gutsherrn zur Verfügung stehen. Wenn in dieser Beengung es sich der ganze Hof monatelang gefallen lassen mußte, so war es allerdings nicht zu vermeiden, daß, wie die Prinzeß Wilhelmine in ihren Denkwürdigkeiten berichtet, die Kinder dermaßen in die Dachstuben eingepfercht werden mußten, daß der Raum kaum zum Umdrehen ausreichte. — Das kleine ehrwürdige Jagdhaus, wol fünfzig Jahre lang gänzlich vergessen, ist neuerdings durch König Wilhelm I., der sich selbst alljährlich zum Jagen dahin begiebt, in guten Stand gesetzt worden.

In dem Saale des Tabakskollegs im zweiten Stock, der noch mit den Möbeln, den Pfeifen und den Krügen Friedrich Wilhelm's ausgestattet ist, hängen an den Wänden rings umher wol über dreißig Oelbilder, gemalt von des Königs eigener Hand. Wenn diese Bilder auch kein besonderes Kunstgenie verrathen, so zeugen sie doch von einer nicht ungeübten Malerhand, und das „F. W. p.“ nebst der Jahreszahl giebt die bündigste Auskunft über den Verfertiger. Das bei einigen der Gemälde hinzugefügte „in tormentis“ — unter Schmerzen — läßt allerdings erkennen, daß die Veranlassung zu seiner künstlerischen Beschäftigung nicht immer eine heitere und erfreuliche war. Es sind meistens Brustbilder von angesehenen Männern und Frauen. Im untern Saal hängen Gundling's und Grumbkow's Brustbilder, ferner die Porträts des Königs und der Königin, welche aber Schöpfungen des damals vielgesuchten Porträtmalers Pesne sind.

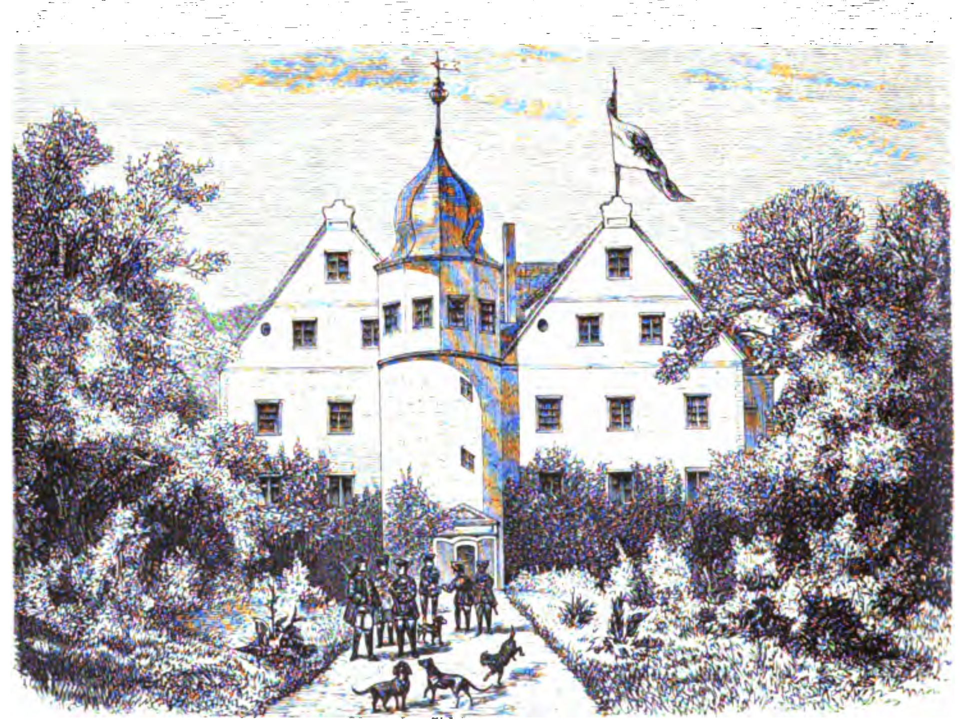


Prospekt eines Hauptjagens. Nach einem alten Kupferstich.

Die letzten Tage des August und die erste Hälfte des September waren der Rebhühnerjagd gewidmet. Dieses Geflügel wurde auf der Feldmark des nahegelegenen Machnow, wohin der König jahrelang die Brut aus dem ganzen Lande, soweit sie nur aufzutreiben war, bringen ließ, besonders gehegt. Der König ging täglich in Begleitung einiger Falkeniere und Büchsenspanner auf die Jagd und brachte fast den ganzen Tag im Freien zu. Daher wurde die Mittagstafel, ausschließlich aus kalter Kost bestehend, unter dem blauen Himmel oder unter einem schattigen Baume gehalten. Der König nahm die Jagdbeschäftigung sehr ernst, die Königin lieferte laut Uebereinkunft das Pulver und Blei dazu. Sie genoß dafür die Befugniß, das geschossene Wild, das stets nur zum kleinsten Theil im Hofhaushalte aufgezehrt werden konnte, auf eigene Rechnung zu verkaufen. Sollte nun die Königin nicht Schaden bei dem Handel haben, so mußte bei maßvollem Verbrauch von Pulver und Schrot möglichst viel Wild geschossen werden. Deshalb schoß der König, der höchst selten fehlte,

am liebsten selbst; dem General Flanß, den er nächst sich für den besten Schützen hielt, wurde zuweilen die Ehre zutheil, sein Stellvertreter zu sein. Faßmann, Gundling's Nachfolger, erzählt in Betreff des königlichen Jagdbetriebes:

„Einstmals habe ich gesehen, daß Ihro Majestät an einem Tage 160 Rebhühner, 9 Hasen, 4 Fasanen und eine wunderschöne Nachteule geschossen, welche letztere Sie, um ihrer Schönheit willen, abmalen ließen. Weil nun Ihro Majestät die Rebhühner meistens in der Luft schießen, so ist leicht zu erachten, daß Sie auch viele Fehlschüsse thun müssen, ehe so viel Rebhühner getroffen werden. Ihre Büchsenspanner sind Ihnen zwar allemal zur Seite und geben Sr. Majestät das geladene und gespannte Gewehr in die Hand. Dem ohnerachtet ist diese Lust mit vieler Mühe verknüpfet, und es kann sein, daß des Königs Majestät auf der Rebhühnerjagd manchen Tag sechshundert Schüsse und noch mehr thun.



Jagdschloß Wusterhausen.

Es sind auch Ihre Majestät, wenn Sie von der Rebhühnerjagd zurückkommen, gemeiniglich dermaßen müde, daß Sie der Ruhe sehr wohl bedürfen: finden sich aber dem ohngeachtet allemal in der gewöhnlichen Abendgesellschaft ein. Die Zahl derer Rebhühner, welche Ihre Majestät in der Herbstzeit schießen, beläuft sich gemeiniglich auf viertausend. Es ist auch leicht zu erachten, daß sonst noch sehr viele Rebhühner angeschossen werden, welche hernach im Walde verderben und umkommen. Oder man findet sie und unterschlägt dieselben, so daß des Königs Majestät nichts davon zu sehen bekommen; wie denn vor wenigen Jahren geschehen, daß deshalb zwei Jägerbursche nach Spandau gebracht worden, welche viele, vom König angeschossene Rebhühner unterschlagen und heimlich verkaufet hatten."

Der König verwendete bedeutende Summen auf die Unterhaltung seines Jagdhofes und der Wildgärten. Zur Parforcejagd waren zwölf Piqueurs angenommen, erfahrene Jäger, gute Reiter und Waldhornisten. Sie trugen Jagdröcke von Scharlach mit grünen Sammetaufschlägen, grüne Weste mit goldenen Borden und gelblederne Beinkleider. Außerdem wurden für die Jagden noch einige 30 Pferde und über 100 Jagdhunde unterhalten.

Bei Wusterhausen sowol wie bei Potsdam waren Waldungen mit Seen und Wiesen im Umfange von mehreren deutschen Meilen zu Parforcejagden eingehegt. Ein solcher Thiergarten war von vielen Alleen durchschnitten, in welchen die vorstehenden Wurzeln sorgsam ausgerottet wurden, damit sich nichts im Wege befände, worüber die Pferde stürzen könnten. Ein Augenzeuge berichtet über eine solche Jagdpartie:

„Wann nun des Königs Majestät mit der hierzu bestellten Jägerei und Denjenigen, welche die Gnade und Ehre haben, von Ihnen mit zu dieser Lust herangezogen zu werden, an Ort und Stelle in dem Parforcegarten angelangt, zeigt der Oberjäger vor allen Dingen den Hirschen an, dem es diesen Tag gelten solle. Alsdann wird das Signal zur Jagd gegeben.



Ein königlicher Nimrod. Zeichnung von Alb. Kretschmer.

Hierauf schlagen die Parforcehunde an und gehen auf den Hirsch los, welcher zu entrinnen sucht. Aber er hat seine Verfolger, nebst den Piqueurs, allenthalben neben und hinter sich. Gleich dahinterdrein folgen auch des Königs Majestät. Dichte vor Ihnen her aber reitet der Hof- oder auch wol der Oberjägermeister. Bisweilen läuft der Hirsch viele Stunden, bis er vor Müdigkeit oder Mattigkeit hinsinkt. Es füget sich auch wol, daß derselbe an ein Wasser kommt und durch dasselbe setzet; da dann die Hunde ebenfalls hinter ihm herschwimmen, welches desto lustiger und vergnüglicher anzusehen. Bei so gestalteten Sachen aber kann es leichtlich sein, daß des Königs Majestät und Die, so den Hirsch verfolgen, in einem Vormittage fünf bis sechs Meilen oder auch wol noch weiter herumjagen; wie dann manche Parforcejagd des Morgens um sechs Uhr ihren Anfang nimmt und erst um ein oder zwei Uhr des Nachmittags endigt. Gemeiniglich aber ist es binnen einer Zeit von drei bis vier Stunden geschehen. Ist der Hirsch gefallen, giebt ihm der Ober- oder Hofjägermeister den Fang. Alsdann löset er ihm die beiden vorderen Läufe ab und präsentirt sie dem König auf einem silbernen Teller. Die Parforcehörner

lassen sich hierbei stattlich hören, und es wird zum Zeichen der Victoria oder der glücklich gehabten Jagd Bruch aufgesteckt, das ist ein grüner Zweig, den ein Jedweder, so der Jagd beigewohnt, auf seinem Hut trägt. Den Hirsch legen etliche Jägerburschen auf einen ebenfalls mit grünen Zweigen ausgezierten Wagen und bringen ihn nach Wusterhausen, woselbst er in dem Schloßhof abgeladen, ausgeweidet und in viele Stücke zerlegt wird. Bisweilen, wenn der Hirsch gut und fett, nimmt man etwas davon und schickt es in die Küche. Der Rest aber, öfters der ganze Hirsch bis auf die Haut und den Kopf, ist für die Parforcehunde bestimmt, und diese Mahlzeit heißt ihr Jagdrecht. Bei dessen Verzehrung gehet es sehr lustig und zwar also her: Mittlerweile, da der Hirsch zerlegt wird, begeben sich Ihre Majestät nach Ihren Zimmern, woselbst Sie ein wenig ausruhen, auch sich umkleiden, oder doch zum wenigsten anderes weißes Zeug anlegen. — Der zerlegte Hirsch ist wieder mit seiner Haut bedeckt, an der sich der Kopf sammt dem Geweih befindet. — Die Parforcehunde warten außen vor dem Schloßhofe, dessen Gatterthüre zugemacht, haben auch ihre Zuchtmeister und die Wärter bei sich, welche starke Peitschen oder Karbatschen in der Hand haben. Erscheinen des Königs Majestät, so versammelt sich Alles um Sie herum. Man öffnet die Gatterthüre des Schloßhofes, und die Parforcehunde werden eingelassen. Sie eilen nach dem Hirsche zu, werden aber bisweilen etlichemal um denselben herum und wieder hinaus geführet, bis man ihnen das Jagdrecht erlaubt.

„Endlich, wenn es Ernst damit werden soll, faßt ein Jägerbursch den Kopf des Hirschen, und macht damit allerhand Bewegungen gegen die Hunde. Solches geschieht darum, daß sie dafür halten sollen, als ob der Hirsch noch lebe und mit seinem Geweih gegen sie stoße. Derohalben schlagen sie auch gewaltig gegen den Hirschkopf an und bellen. Aber anfallen dürfen sie ihn durchaus nicht, und sobald es einer thut, wird er entsetzlich gepeitscht. Letztlich, wann die Haut auf einmal von dem zerlegten Hirsch herunter gezogen wird, dienet solches zu einem Zeichen für die Hunde, daß sie die Freiheit haben, ihre Mahlzeit zu thun, welche demnach mit großer Begierde auf das, was vorhanden ist, zufassen, auch gar bald damit fertig werden. Die Parforcejäger müssen auf ihren Parforcehörnern hierzu blasen und gleichsam ein lustiges Runda machen, welches Alles sich über die Maßen wol hören und sehen lässet. Bisweilen geschieht es, daß zwei bis drei Hunde an einem Stücke Fleisch ziehen, so daß es ein jedweder gerne haben will, und sie gerathen auch nicht selten selber an einander. Alsdann aber setzet es Schläge, weil man es bei den Parforcehunden durchaus nicht so weit einreißen oder zur Gewohnheit werden lassen darf, daß sie einander beißen. Wer drei Stunden hiernach in das Gebäude kommt, wo diese Hunde verwahrt werden, findet sie alle ganz sauber und gereinigt auf Stroh an ihrem Orte liegen. Die Hunde haben große braune, schwarze oder röthliche Flecken, auch breite und ziemlich lang herabhängende Ohren, und sind insgesammt von sehr guter Art."

Ein hervorragendes Vergnügen bildete im harten Winter die Jagd auf wilde Schweine, deren es damals noch viele gab. In Ostpreußen war für den unternehmenden Jäger zu jener Zeit ein Wildstand vorhanden, wie er nirgends anders im Königreiche mehr zu finden war. In dichten Wäldern hausten dort noch der Auerochs, der Bär, der Wolf, das Elenthier und das Wildschwein von ungewöhnlicher Stärke. Hier ward die Jagd nicht blos zum Vergnügen getrieben: die Nothwehr gebot sie, und es galt, rühmliche Gefahren zu bestehen. Waren aber diese hier größer als anderwärts, so erlangte der Jäger dafür ein gesteigertes Vergnügen; man begnügte sich nicht mit der Parforcejagd des Edelhirsches, sondern stellte Thierhetzen und Thierkämpfe an, wobei Bären und Auerochsen an einander geriethen.

Dagegen sah freilich das Jagdtreiben zu Wusterhausen recht harmlos aus. Doch schien es bisweilen, als habe der König alle Regierungs- und Staatssorgen in der Hauptstadt zurückgelassen. Allein es schien auch nur so; — jeden Morgen bis früh neun Uhr, nachdem er schon um fünf Uhr aufgestanden, arbeitete er emsig und anhaltend, indem er die am Tage zuvor eingegangenen Depeschen und Berichte erledigte. Zu diesem Behufe

befand sich ein Kabinetsrath in seiner Nähe; auch hielten sich die Minister von Ilgen, von Borck und andere hohe Beamte abwechselnd mehrere Tage zu Wusterhausen auf. In den Abendstunden versammelten sich die Vertrauten des Königs, und es bildeten bei der Tabakspfeife politische und andere Neuigkeiten Gegenstände der Unterhaltung.

Die Verträge von Wusterhausen und Berlin. Der oft genannte Graf Seckendorf war keineswegs offiziell am Hofe zu Berlin als österreichischer Gesandter beglaubigt; sein Eifer, das preußische Staatsschiff in dem den österreichischen Interessen günstigen Fahrwasser zu erhalten, war jedoch deswegen kein geringerer, zumal er an dem preußischen Minister General von Grumbkow ein gefügig brauchbares Werkzeug für seine Pläne gefunden. Diesen Verbündeten sich zu erhalten, wurden von Wien aus weder Mühe noch Kosten gescheut. Dazu war Graf Seckendorf auch seinem äußeren Erscheinen nach ganz der Mann, den König zu täuschen und ihn für sich und seine Mission einzunehmen.

Eine „kniegebeugte Bedientenseele“ wäre nimmer in das Vertrauen Friedrich Wilhelm's gekommen, hätte auf ihn nie Einfluß gewonnen. Aber mit welch einem offenen, biederen Wesen wußte Graf Seckendorf dem Könige entgegen zu treten! Sein erstes Zusammentreffen mit demselben in Berlin war ja überdies ein „rein zufälliges“ gewesen! Auf einer Reise begriffen, auf der er Berlin hatte berühren müssen, war er von dem Könige, als er „zufällig“ durch den Lustgarten gegangen war, gesehen und infolge dessen — der König kannte ihn aus dem Rheinkriege her — in seine Nähe gerufen worden.

Hören wir, was Pöllnitz über ihn sagt: „Graf Seckendorf affektirte deutsche Redlichkeit, die er doch nicht kannte, und befolgte unter der trügerischen Außenseite der Frömmigkeit alle Grundsätze des Macchiavell. Mit dem schmuzigsten Eigennutze verband er grobe Manieren. Lügen waren ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er den Gebrauch der Wahrheit gänzlich aus den Augen verloren. Es war die Seele eines Wucherers, die bald in den Körper eines Kriegsmanns, bald in den eines Kaufmanns hinüberwanderte. Falsche Schwüre und die abscheulichsten Niederträchtigkeiten kosteten ihm nichts, sobald er nur seinen Endzweck erreichte. Er war geizig mit seinem eigenen Gute, aber verschwenderisch mit dem Gelde seines Herrn und gab von Beidem täglich die auffallendsten Beweise.“

General von Grumbkow erschien gleichfalls als ein Biedermann. Und doch war auch er

„ein Schurke, der in solche Gradheit
Mehr Arglist hüllte, mehr verruchten Plan,
Als zwanzig fügsam unterthän'ge Schranzen,
Die schmeichelnd ihre Pflicht noch überbieten.“

Das Gebahren der beiden Verbündeten war derart, wie der König es liebte: nie drängten sie sich mit ihrem Rathe auf, nur wenn der König etwa in der Tabaksgesellschaft irgend einen Gegenstand zur Sprache brachte, dann äußerten sie frischweg ihre Meinung! Ueberlegt ward vorher nie, was etwa bei dieser oder jener Sache zu sagen sei — nein, diesen „Ehrenmännern“ wohnte „das Herz auf der Zunge!“ So erschienen sie dem Könige. Er stand am Steuer des Staatsschiffes und freute sich der beiden Mitruderer, die unter fröhlichem Wort — ganz nach seinem Willen — die Ruder einsetzten. Daß sie Wind und Wetter machten: wer konnte das in ihren ehrlichen Augen und Mienen lesen?

An Aufmunterung in Klingendem ließ man es von Wien aus nicht fehlen. Grumbkow erhielt von Oesterreich 5000 Gulden jährlicher Pension. Einmal empfing dieser falsche Mann von dort her ein außerordentliches Gnadengeschenk von 40,000 Gulden. Selbst Gundling ging nicht leer aus. Ihm ward eine mit Diamanten besetzte goldene Denkmünze von Wien aus zugesandt. Man hoffte, er würde sich beim Vorlesen gewisser Schriften zu Fälschungen geneigt zeigen und sich dadurch nützlich machen können — eine Hoffnung, die, wie es scheint, dieser „Narr wider Willen“ nicht erfüllt hat. — Sogar der preußische Gesandte am englischen Hofe war von Seckendorf bestochen worden! Er berichtete von England her an den König, was Seckendorf und Grumbkow ihm von Berlin aus brieflich zu berichten aufgaben.

Wenn dann der König den beiden Männern vertraute: „So und so denkt man in England, das und das hat man dort vor“, dann thaten sie verwundert. — Bedenkt man, zu welchen Ausbrüchen des Zornes des Königs Gemüth fähig war, so muß man sagen: Die falschen Spieler spielten ein gefährliches Spiel!

So standen die Dinge, als im Jahre 1727 König Georg I. von England starb und sein Nachfolger, Georg II., den Thron bestieg. Nichts konnte den österreichischen Interessen günstiger sein. Georg II. und Friedrich Wilhelm hatten sich als Knaben am Hofe zu Hannover kennen gelernt und bei dieser Gelegenheit einen aus der Verschiedenheit ihres Charakters leicht erklärlichen persönlichen Widerwillen gegen einander gefaßt. Ihre gegenseitige Abneigung war so stark, daß auch jetzt noch ihr Verhalten zu einander dadurch beeinflußt wurde. Wenn Friedrich Wilhelm von seinem Schwager sprach, nannte er ihn wegen seines steifen und dabei hochfahrenden Wesens stets nur „seinen Bruder, den Komödianten“; König Georg glaubte ihm diesen Hohn zurückgeben zu müssen und sprach von dem Könige von Preußen stets als von „seinem Bruder, dem Erzsandstreuer“. Auch als König von England that Georg II. nichts, um den alten Gegensatz auszugleichen und eine Versöhnung anzubahnen. Als er bald nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1728 sein Kurfürstenthum Hannover besuchte, ließ er in Berlin nicht einmal seine Ankunft anmelden, wie dies bisher stets Sitte gewesen war, ja er fuhr sogar etliche Male durch preußisches Gebiet, wobei er sich der preußischen Post bediente, welche bisher den hannöverschen Verwandten aus Artigkeit und Freundschaft unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden war. Da er sich aber nicht hatte anmelden lassen, mußte er diesmal die Post bezahlen. Dergleichen unangenehme Zwischenfälle kamen mehrfach vor. — Die Mutter der Königin, die Gemahlin Georg's I., war bald nach dessen Tode gleichfalls gestorben und sollte ein Vermögen von drei Millionen hinterlassen haben; allein Georg II. verzögerte den Ausgleich der Erbschaft und erhob stets von Neuem Schwierigkeiten. Gleichzeitig erließ er, um das Maß voll zu machen, eine gegen das Unwesen der preußischen Werber in den hannöverschen Landen gerichtete Verordnung, durch welche jeder Werber, der auf frischer That in Hannover ertappt würde, mit dem Tode durch den Strang bedroht wurde — es läßt sich denken, welchen Eindruck eine solche Verordnung auf den leicht erregbaren Charakter Friedrich Wilhelm's machen mußte. Alles dies lieferte neue Kohlen zum vorhandenen glimmenden Zündstoff, aus dem sich ohnehin schon Rauch genug entwickeln ließ, wenn nur gut dazu geblasen wurde, woran es Seckendorf und Grumbkow nicht fehlen ließen.

So fühlte sich der König persönlich immer mehr auf die Seite Oesterreichs gedrängt, aber es kamen nebenher auch die Interessen seines Landes in Betracht. Von England war ihm als Preis für seine Bundesgenossenschaft die Gewährleistung seiner Ansprüche auf die Jülich'sche Erbschaft zugesagt worden; diesen Preis durfte und mußte er auch von Oesterreich verlangen, wenn er ihm seine gewiß nicht gering anzuschlagende Kriegsmacht für die bevorstehenden Kämpfe zur Verfügung stellen sollte. In diesem Sinne gab denn auch der König seine Erklärungen an Seckendorf ab. Es standen demnach auf beiden Seiten wichtige Interessen auf dem Spiel: dort die Erhaltung der in ihrem Bestande gefährdeten Monarchie, hier die Erwerbung eines für Preußen überaus wichtigen Gebietes auf Grund des bekannten Erbvertrages von 1614. — Nun hatte aber der Kaiser sich drei Monate vorher, um auch von dorther Beistand zu erlangen, an Kurpfalz verpflichtet, dafür einzutreten, daß trotz der preußischen Erbansprüche die jülich-bergischen Lande nicht an Preußen fielen.

Was nun thun in Wien? Man versprach dem Könige, Verhandlungen einleiten zu wollen, um die Sache mit Kurpfalz in erwünschter Weise zur Erledigung zu bringen. So kam 1726 der Traktat zu Wusterhausen zu Stande. Friedrich Wilhelm erkannte die pragmatische Sanktion unter der Voraussetzung an, daß der Kaiser ihm zur Anerkennung seiner Erbansprüche auf Jülich und Berg behülflich sein werde. „Es soll aber“, hieß es in dem Traktat ausdrücklich, „dieser Vertrag so gänzlich zerfallen sein, als ob er niemals

geschlossen worden". [illegible] jene Anerkennung nicht [illegible] zu Stande gekommen sei. In Wien war man zuletzt nicht [illegible] dem Könige gerecht zu werden. Doch hatte man [illegible]

Noch [illegible] von Wien aus dem Könige das Anerbieten gemacht [illegible] etwa die Anerkennung jener Ansprüche [illegible] eine Entschädigung „aus den zu erobernden Gebieten" [illegible] Davon wollte Friedrich Wilhelm [illegible] nichts hören: er verwies [illegible] auf das [illegible] Abkommen. — Nun leitete man von Wien aus neue Verhandlungen ein, aber [illegible] stellte, zu dem [illegible] Zweck. Preußen [illegible]

Weitere Entwicklung der Familienverhältnisse. Als die Königin von jenem Abkommen vernahm, mußte sie sich natürlich sagen, daß, wenn dasselbe Geltung gewinne, der von ihr gehegte Heirathsplan dadurch aufs Höchste gefährdet sei. Um so eifriger arbeitete sie nun für den letzteren. Der englische Gesandte in London hatte bald seinen geheimen Verbündeten in Berlin darauf bezügliche Mittheilungen zu machen, und diese hinterbrachten die Sache in der ihren Zwecken günstigen Form dem Könige. Die Folge davon war, daß nun auch zwischen diesem und seiner Gemahlin ein trauriger Zwiespalt eintrat.

Der Kronprinz Friedrich hatte inzwischen das achtzehnte Lebensjahr erreicht, ward mündig erklärt und erhielt den Oberstleutnant von Rochow und den Leutnant von Keyserling zu Gesellschaftern. Wie der König damals über den Kronprinzen dachte, ersieht man aus der Instruktion, welche Rochow von ihm empfing. „Der Prinz", heißt es in derselben, „habe keine Neigung zu soliden Dingen, denke nur auf faule Beschäftigung, hinter der nichts sei; Rochow solle alles Mögliche thun, um einen braven Kerl und honetten Offizier aus ihm zu machen."

Längst schon hatte Friedrich an von Keith, einem Pagen des Königs, einen Vertrauten gehabt, der ihm in manchen erlaubten und unerlaubten Dingen Helfer gewesen war. Man kam dahinter, und Keith ward nach Wesel versetzt. „Ich habe mich über seine Entfernung sehr gefreut", schrieb später Wilhelmine, „da ich hoffte, daß mein Bruder jetzt ein ordentliches Leben führen würde; aber dem war nicht so. Ein zweiter, noch viel gefährlicherer Günstling folgte dem ersten: der Leutnant von Katte. — Dieser hatte Geist, Belesenheit und Weltkenntniß; im Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft hatte er sich ein feines Benehmen angeeignet, was damals in Berlin nicht sehr häufig war; sein Gesicht war eher unangenehm als empfehlend, die dunklen Augenbrauen verdeckten fast seine Augen, sein Blick hatte etwas Unheilvolles, was sein Geschick vorherzusagen schien; ein gelber, von den Blattern entstellter Teint vermehrte seine Häßlichkeit. Er spielte den Freigeist und trieb die Liederlichkeit aufs Aeußerste, wozu noch große Eitelkeit und Uebermuth kamen. Ein solcher Günstling war natürlich nicht dazu angethan, meinen Bruder von seinen Verirrungen zurückzubringen."

Traktat zu Berlin. Inzwischen war es mit Oesterreich zu einem förmlichen Bündniß gekommen (1728). In demselben hatte Friedrich Wilhelm die Erbfolgeordnung (zunächst zu Gunsten Maria Theresia's) anerkannt und sich verpflichtet, zur Behauptung des kaiserlichen Gesammtstaates 10,000 Mann Hülfstruppen ins Feld zu senden. Doch war von ihm die Bedingung gestellt worden: die Thronerbin Maria Theresia dürfe sich mit keinem ausländischen Fürsten vermählen. „Keinen Spanier, keinen Franzosen, einen Deutschen wollen Wir", hatte er beigefügt. Die Hauptverpflichtung Oesterreichs blieb nach wie vor: Anerkennung der preußischen Erbansprüche auf Jülich und Berg.

Friedrich's Haltung hatte sich in letzterer Zeit in nichts geändert. Er ließ weder von den dem Könige verhaßten französischen Schriften, noch von seiner „Querpfeiferei", wie der Vater sein Flötenspielen nannte. Beide Beschäftigungen stellten ihn schon tief genug in den Augen des Vaters, seine Lebensweise warf noch dunklere Schatten auf ihn. — In Dresden hatte Friedrich den ausgezeichneten Flötenbläser Quanz gehört, und es war in ihm der Wunsch erwacht, von diesem Manne Unterricht zu empfangen.

Auf des Sohnes Anregen wandte sich die Königin mit der Bitte an den König von Sachsen, den Genannten alljährlich auf einige Wochen nach Berlin zu senden. Der Bitte wurde gern gewillfahrt, die ganze Sache jedoch vor dem Könige geheim gehalten. Wenn nun Friedrich den anstrengenden Dienst des Tages hinter sich hatte, dann legte er gern den knappen Soldatenrock ab, warf sich in den scharlachrothen brokatnen Schlafrock und gab sich den Freuden der Musik und der Lektüre geistreicher Schriften hin.

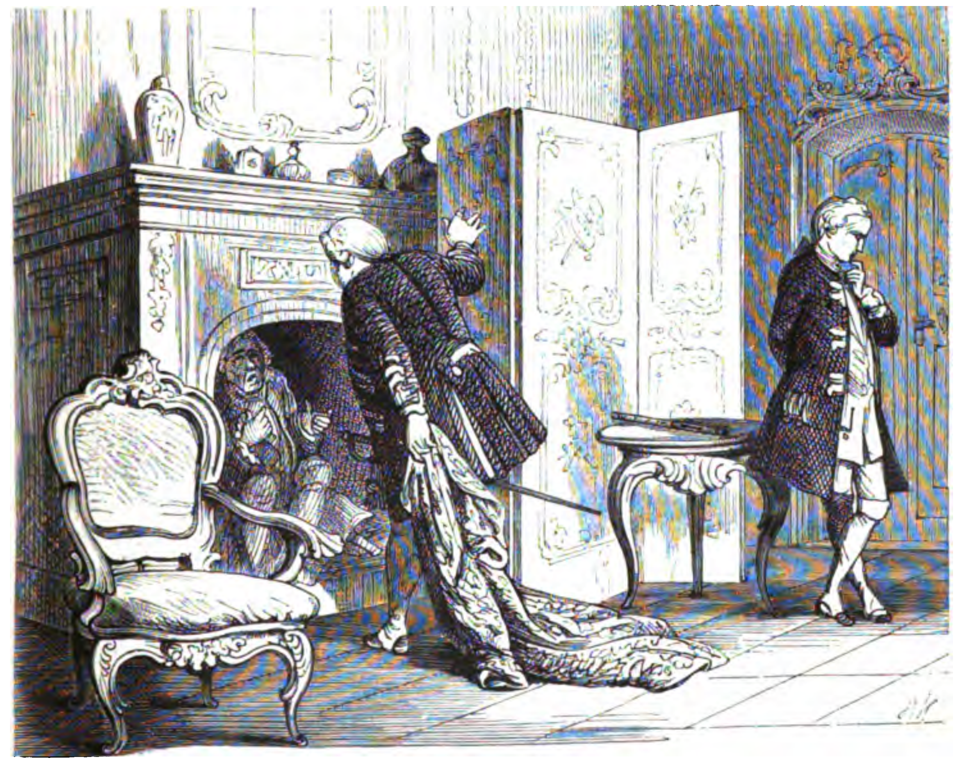
Friedrich Wilhelm inspizirte eines Nachmittags die Kaserne des Regiments seines Sohnes. Er fand Alles in lebendiger Geschäftigkeit und sprach sich darüber beifällig gegen die Offiziere und Gemeinen aus; aber den Kronprinzen suchte sein Vaterauge vergebens. .... Dieser genoß unterdessen bei Quanz Flötenunterricht, ohne zu ahnen, daß ihm vom Könige ein Besuch zugedacht sei. Das Herz des Vaters aber hatte neuen Stoff zu Groll eingesogen; man hatte ihm gesagt, Friedrich habe den Soldatenrock seinen „Sterbekittel" genannt.

Katte, der zur Wache ausgestellt worden war, springt plötzlich, Schreck im Angesicht, ins Zimmer des Kronprinzen mit dem Rufe: „Der König kommt!" Da verstummt der Flöte Klang, Quanz und Katte ergreifen Notenbücher und Instrumente und flüchten sich in das Ofenkämmerchen, während sich Friedrich beeilt in die Uniform zu fahren. Doch ist noch nicht Alles beseitigt, was das Geschehene verrathen konnte; auf dem Tische liegen französische Schriften; das aufgelöste Haar ist nicht wieder in den vorschriftsmäßigen Zopf zusammengefaßt — da tritt der König in das Zimmer. Der Anblick, der ihm hier wird, setzt ihn in Wuth. „Aha", ruft er, „da stimmt auch noch manches Andere nicht in der Fechtschule!" Er durchsucht das Zimmer, findet das prächtige Hauskleid hinter einer spanischen Wand liegen, und indem er, um dieses zu verbrennen, den Kamin öffnet, entdeckt er den an allen Gliedern bebenden Musikmeister, der, vor ihm hinknieend, um Verzeihung stammelt. — Grimmig sieht der König denselben an und schüttet nun allen aufgehäuften Unwillen über den ungerathenen Sohn aus, der in jeder gerechten Sache wider den Vater sei und nur französische Allotria im Kopfe habe, dagegen keinen Funken von echtem militärischen Geist. Aufs Aeußerste ereifert sich der Erzürnte über die Menge französischer Bücher, welche sammt den Noten alle konfiszirt werden, um sie dem Buchhändler Haude zum Verkaufe zu übergeben; ebenso erregen des Königs Zorn die mannichfachen französischen Modeartikel, eine für dessen ökonomischen Sinn ganz unausstehliche Kontrebande. Scheltend und drohend bricht er endlich auf, die Thür hinter sich zuwerfend, daß die Fenster klirren. Ja, man hat versichern gehört, der König habe sich an dem Prinzen thätlich vergriffen.

Schon damals hatten die Zerwürfnisse in der Familie des Königs die Aufmerksamkeit der Höfe erregt. Dubourgay, der englische Gesandte zu Berlin, schreibt aus dieser Zeit: „Man kann sich kaum einen Begriff von den Niederträchtigkeiten machen, deren man sich bedient, um den Vater noch mehr gegen den Sohn aufzureizen.... Se. Majestät kann weder den Anblick des Kronprinzen noch der Prinzessin ertragen. Letzthin fragte er den Prinzen: „„Man macht Euch englisch, nicht wahr?"" Der Prinz antwortet: „„Ich achte die Engländer, weil ich weiß, daß man mich in ihrem Lande liebt"", worauf der König ihn am Kragen packte und mit seinem Rohre heftig auf ihn losschlug; „nur durch seine überlegene Stärke", meint Dubourgay, „entging der Prinz Schlimmerem. Es herrscht allgemein die Besorgniß, daß etwas Tragisches bevorstehe."

Wie bemerkt worden, war Friedrich Wilhelm früher dem Plane seiner Gemahlin, der auf eine Familienverbindung des preußischen und englisch-hannöverischen Königshauses hinzielte, gar nicht so abhold gewesen, zumal um jene Zeit seine politische Stellung zu England eine freundlichere gewesen war. Auch jetzt war er noch nicht entschieden dagegen: nur sollte die Doppelheirath, wenn sie etwa zu Stande käme, nichts mit der Politik zu thun haben, eine Auffassung, die der in England über die Sache gehegten durchaus zuwider war. Seckendorf und Grumbkow fiel es nicht schwer, die Glut weiter zu schüren.

Auf ihre Veranlassung mußte der preußische Gesandte in London an den König berichten: am englischen Hofe betrachte man es als eine Gunst, wenn man die Zustimmung zu einer solchen Heirath gäbe. Das war es, was den König noch mehr in Harnisch gebracht hatte, und es waren von seiner Seite verletzende Aeußerungen gegen die englische Königsfamilie gefallen, wovon man bald genug in London unterrichtet ward. Die Folge von dem Allen war die zunehmende Entfremdung beider Höfe. Eine Zeit lang verhielt man sich, mit Ausnahme der Königin Sophie und der Personen, um deren Verheirathung es sich handelte, kühl auf beiden Seiten. Als aber die Partei der Whigs in England die Oberhand gewonnen hatte, ward dort der Wunsch wieder lebendiger, Preußen von Oesterreich abzuziehen und an sich zu ketten, und zu Gunsten dieses Zweckes zunächst die Heirath zu Stande zu bringen. Dieses auszuführen, ward Ritter Hotham von England nach Berlin gesandt.



Friedrich Wilhelm holt Quanz aus dem Kamin hervor. Zeichnung von Albert Kretschmer.

Da Hotham sich aber nicht gerade geschickt benahm, kam die Angelegenheit nicht zu dem erwünschten Ende. Gegen die sofortige Verheirathung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales, erklärte der König, habe er nichts, bezüglich der Vermählung des Kronprinzen jedoch sei seine Ansicht die, daß es damit nicht eile. In England hieß es dagegen: beide Heirathen oder keine! —

Der König hielt den Kronprinzen zur Zeit für vollständig unfähig, eine „vernünftige" Haushaltung zu führen, worunter er vornehmlich eine sparsame verstand. Friedrich, welcher vom Vater in Bezug auf Geldmittel fortwährend knapp gehalten wurde, hatte nämlich zu jener Zeit hinter des Königs Rücken Schulden gemacht. Ihn jetzt heirathen lassen, meinte der König, würde heißen, die Ordnung der Dinge am Berliner Hofe vollständig umkehren. Die neue Hofhaltung würde mit vollen Händen ausstreuen, was er mit so großer Mühe erspart habe. Schon der Gedanke daran regte ihn auf, und wenn er mit den „Biedermännern" seiner Umgebung davon sprach, so stimmten sie ihm unter Ausdrücken traurig-ernster Theilnahme bei.

Politik am Berliner Hofe bereits in einem den österreichischen Interessen günstigen Fahrwasser; in dieser Richtung sollte dieselbe erhalten werden. Eine Zerstreuung für den König ist nothwendig, sagten sie sich, und so gelangte denn auf ihren Betrieb die Einladung von Dresden an den König. Dies vorausgesandt, wird nun die Leidensgeschichte des Berliner Hofes, deren Schleier zum Theil vor den Lesern schon gehoben wurde, verständlicher werden. Beides, häusliche wie öffentliche Beziehungen, spielen in einander, bedingen einander. Begleiten wir nun im Geiste den König zunächst nach Dresden.

Dresden und Wusterhausen. Außer Friedrich Wilhelm gab es damals keinen einzigen Fürsten in Deutschland, der deutsches Leben und deutsche Sitte redlich gewahrt hätte. In allen deutschen Residenzstädten, Berlin ausgenommen, herrschte immer noch das gewohnte üppige Treiben, eine Nachahmung des französischen Hoflebens, und vor allen in Dresden.

Hören wir, was Wilhelmine später darüber sagt: „Der Hof des Königs August hatte die Pracht bis zur Ausschweifung getrieben. Hier herrschten alle Vergnügungen, man konnte Dresden Cytherens Insel nennen. König August unterhielt eine Art von Harem der schönsten Frauenzimmer seines Landes und des Auslandes; nach seinem Tode berechnete man, daß er 354 außereheliche Kinder gehabt. Nach seinem Beispiele richtete sich der ganze Hof, Alles athmete nur Wollust; Bachus und Venus waren die Gottheiten, denen man hier opferte.“ In welchem Maße es arg mit dem Leben am Dresdener Hofe bestellt war, mag Friedrich Wilhelm um jene Zeit gar nicht so recht gewußt haben. Doch wußte er genug, um den Entschluß für angemessen zu erachten, den siebzehnjährigen Friedrich in der Heimat zurückzulassen. Indeß langte eine besondere, auf Friedrich lautende Einladung an, und so reiste dieser dem Vater nach.

Ein wahres Zauberreich that sich dem lebensfrohen Jünglinge in Dresden auf. Von Natur nicht unempfänglich für sinnliche Vergnügungen, hatte er zu lange in strenger Abgeschlossenheit und Entsagung leben, zu lange auch erlaubte, schuldlose Freuden entbehren müssen, um sich nicht jetzt — was der Vater nicht zu verhindern vermochte — blindlings in die zumeist nichts weniger als schuldlosen Freuden des sächsisch-polnischen Hoflebens zu stürzen, wozu ihm durch das königliche Hofgeschmeiß nur zu vielfach verlockende Gelegenheit geboten wurde. — „Gott ist mein Zeuge“, konnte Friedrich Wilhelm bei seiner Rückkehr nach Berlin in Wahrheit schreiben, „daß ich daran (nämlich an dem sittenlosen Treiben des Dresdener Hofes) kein plaisir gefunden und noch so rein bin, als ich von Hause hergekommen und mit Gottes Hülfe beharren werde bis an mein Ende.“

Der Kronprinz konnte ein Gleiches von sich nicht sagen. — Schon seine veränderte Haltung fiel auf. Der König kam in Berlin gar bald dahinter, daß sein Sohn auf bedauerliche Abwege geführt worden war, und dies steigerte seine Mißstimmung gegen ihn bis zum Abscheu, zumal Friedrich von dem Taumel, der ihn ergriffen, so festgehalten ward, daß er, so weit es ihm möglich war, auch in Berlin das Dresdener lockere Leben fortzusetzen suchte.

Auf den König hatte der Ausflug eine heilsame Wirkung ausgeübt. Er ging mit neu gewonnenem Lebensmuthe wieder eifrig seinen Regierungsgeschäften nach. Das war für das Land von Segen. Aber daß Friedrich bei der oben erwähnten Gelegenheit auch nach Dresden gekommen war, das war ein großer Unsegen, nicht nur für ihn, sondern für das ganze königliche Haus.

Hätte der redliche Fürst ahnen können, welch ein verrätherisch-niederträchtiges Spiel die beiden Männer, denen er sein unbedingtes Vertrauen zugewendet, trieben, ein Spiel, das die wahren Interessen des Landes und der königlichen Familie aufs Aergste gefährdete, wahrlich, ihm würde kein Galgen zu hoch gewesen sein, um sie daran aufzuhängen!

Die Lage des Kronprinzen gestaltete sich nun fortgesetzt übler, da der Vater, zufolge seiner heftigen Gemüthsart, seinen Widerwillen gegen ihn nicht einmal vor den Augen der Welt zu verbergen sich bemühte. Friedrich fühlte sich dadurch gedrängt, an den König am 11. September 1728 folgendes Schreiben zu richten:

„Mein lieber Papa!

Ich habe mich lange nicht unternehmem mögen, zu meinem lieben Papa zu kommen, theils weil es mir abgerathen, vornehmlich aber, weil ich mich noch einen schlechteren Empfang als den ordinären sollte vermuthen sein, und aus Furcht, meinen lieben Papa mehr mit mein gegenwärtiges Bitten zu verdrüßen, habe es lieber schriftlich thun wollen. Ich bitte also meinen lieben Papa, mir gnädig zu sein, und kann hierbei versichern, daß nach langem Nachdenken mein Gewissen mir nicht das Mindeste gezeihet hat, worin ich mich etwas zu reprochiren haben sollte; hätte ich aber wider mein Wissen und Willen gethan, das meinem lieben Papa verdrossen habe, so bitte ich hiermit unterthänigst um Vergebung, und hoffe, daß mein lieber Papa den grausamen Haß, den ich aus allem seinen Thun genug habe wahrnehmen können, werde fahren lassen; ich könnte mich sonsten gar nicht darein schicken, da ich sonsten immer gedacht habe, einen gnädigen Vater zu haben, und ich nun das Contraire sehen sollte. Ich fasse dann das beste Vertrauen, und hoffe, daß mein lieber Papa dieses Alles nachdenken und mir wieder gnädig sein wird, indessen versichere ich ihn, daß ich doch mein Tage nicht mit Willen fehlen werde und ungeachtet seiner Ungnade mit unterthänigstem und kindlichstem Respect bin meines lieben Papa

getreuester und gehorsamster Diener und Sohn

Friedrich."

Dieser Brief verbesserte indeß sein Verhältniß zum Könige keineswegs. Die Antwort des Letzteren zeigt deutlich, daß ihm an Friedrich zur Zeit Alles zuwider war. Sie lautet:

„Sein eigensinniger böser Kopf, der nicht seinen Vater liebet, dann wann man nun Alles thut, absonderlich seinen Vater liebet, so thut man, was er haben will, nicht wenn er dabei steht, sondern wenn er nicht alles sieht. Zum andern weiß er wohl, daß ich keinen efeminirten Kerl leiden kann, der keine menschlichen Inclinationen hat, der sich nicht schämt, nicht reiten noch schießen kann und dabei malpropre an seinem Leibe, seine Haare wie ein Narr sich frisirt und nicht verschneidet und ich alles dieses tausendmal reprimandirt, aber alles umsonst und kein Besserung in nichts ist. Zum andern hoffährtig, recht bauernstolz, mit keinen Menschen spricht, als mit welche, und nicht popular und affabel ist, und mit dem Gesicht Grimassen macht, als wenn er ein Narr wäre, und in nichts meinen Willen thut, als mit Force angehalten; nichts aus Liebe und er alles dazu nichts Lust hat, als seinem eigenen Kopf folgen, sonsten alles nichts nütze ist. Dieses ist die Antwort.

Friedrich Wilhelm."

Man sieht, das traurige Mißverständniß zwischen Vater und Sohn war weit gediehen. Und doch war noch ein guter Kern von Liebe sowol in des Vaters Brust gegen den Sohn, als in der des Letzteren gegen den Vater vorhanden. Friedrich erkrankte um jene Zeit. Da schrieb der König an Leopold von Dessau: „So lange die Kinder gesund sind, weiß man nicht, daß man sie lieb hat." — Der rauhe Mann konnte nun recht zärtlich gegen den Sohn sein! — Doch die Krankheit legte sich bald, und damit trat auch das alte Mißverhältniß wieder ein.

Daß auch in Friedrich's Brust, trotz der schon jahrelang andauernden harten Behandlung, die er von dem Vater zu erleiden gehabt, die Liebe zu demselben noch nicht erloschen war, beweist folgender Vorfall, der sich um eben jene Zeit in Wusterhausen zutrug. Es ward, wie alljährlich, der Hubertustag im dortigen Jagdschlosse mit großer Tafel gefeiert. Friedrich trank, gegen seine Gewohnheit, mehr als gewöhnlich und wurde sehr gesprächig. Er klagte dem neben ihm sitzenden sächsischen Gesandten, daß er in einem fast unerträglichen Zwange leben müsse, und beschwor ihn, sich beim Könige dafür zu verwenden, daß ihm die Erlaubniß zu einer Reise ertheilt werde. Vom Weine erregt, sprach er so laut, daß man ihn über den Tisch hörte. Dabei wiederholte er oft die Worte: „Ich liebe ihn dennoch!" Die Königin ward besorgt und verließ das Zimmer. Als nach Aufhebung der Tafel der Kronprinz sich vom Vater verabschiedete, und dieser ihm die Hand reichte, ergriff er dieselbe

mit beiden Händen und bedeckte sie mit Küssen. Die dadurch erzeugte Stimmung riß ihn hin, daß er sich dem Vater an die Brust warf und seinen Hals umschlang. — Alle Anwesenden waren von der Scene ergriffen; Einigen standen Thränen in den Augen.

„Schon gut", sagte der König, „schon gut; werde du nur ein ehrlicher Kerl!"

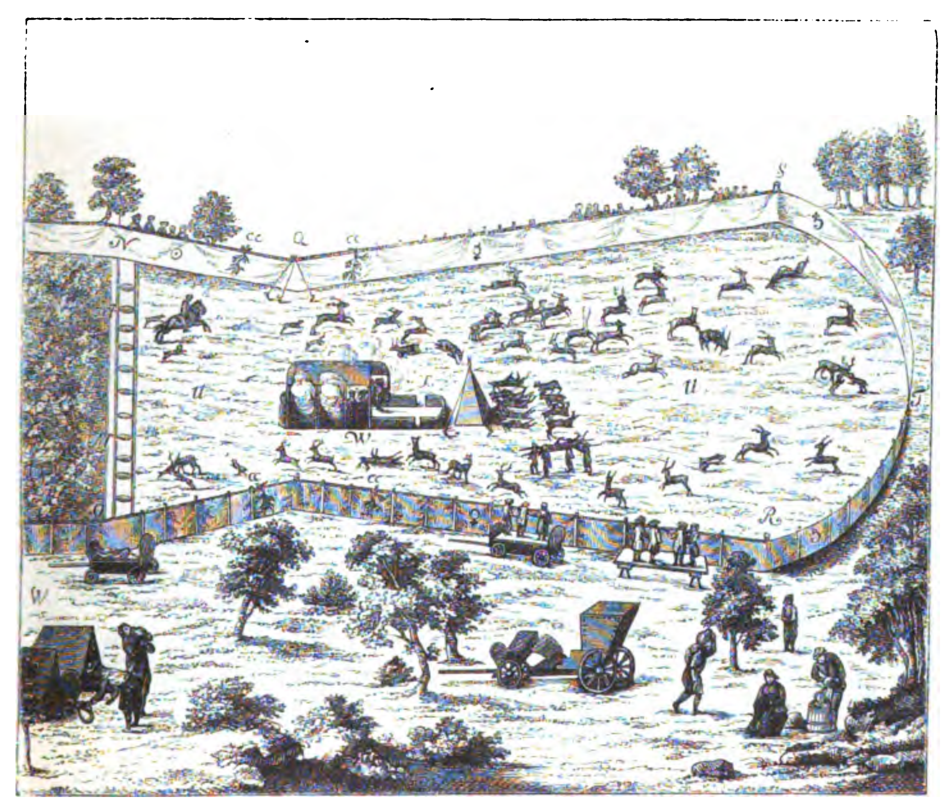
Von diesem Vorfall ward am Abend in der Tabaksgesellschaft nichts erwähnt. Doch bemerkte man, daß der König aufgeräumter war, als jemals. Hinterher aber wurde ihm, wie berichtet wird, leider vorgespiegelt, Alles, was der Kronprinz gesagt und gethan, sei — Verstellung gewesen! — Daß Seckendorf oder Grumbkow, vielleicht Beide, an dieser Aufhetzung Antheil hatten, läßt sich diesen niedrigdenkenden Personen wol zutrauen.

Aufenthalt in Wusterhausen. Auch während des Verweilens des Königs an diesem Lieblingsort folgten ihm die mehrfach genannten Günstlinge. — Das einfache Jagdschloß, welches dem Könige im Jahre 1698 geschenkt worden war, liegt etwa vier Meilen südöstlich von Berlin an der alten schlesischen Straße in einer flachen, sandigen Gegend, wie die Mark Brandenburg sich deren so vieler rühmen kann. — Friedrich Wilhelm I. baute es aus und suchte vornehmlich hier in den benachbarten Forsten seine Jagdfreuden, denen er gerade in dieser Zeit sich vorzugsweise gern zuwendete. Vorn an der Straße, rechts und links vom Thoreingang, standen Wohngebäude für das königliche Gefolge, mit glatten, zierlosen Wänden und kleinen Fenstern, in der Mitte dieses Vorhofs befand sich der Springbrunnen mit seinen Steinstufen, ein Platz, den der König an heißen Sommerabenden gar sehr liebte. Im Süden verengte sich dieser Vorhof wieder nach einem Gitter und Thor; dahinter liegt das Schloß noch ganz wie heut unter dem Schatten der Linden, ringsum frisches Parkgrün, während dicht dahinter die geschäftige Mühle klappert, vom rauschenden Wasser der Nuthe getrieben. Das Schloß selbst besteht aus einem Doppelgebäude, die beiden spitzen Giebel blicken nach vorn, in der Mitte derselben erhebt sich der einfache runde Thurm mit seinen schrägen Fenstern, der als Treppenhaus dient. Rings um das Schloß erstreckte sich ehemals ein tiefer Graben, der mit der Nuthe in Verbindung stand. Das Schloß mit sehr beschränkten Räumlichkeiten liegt auf einer Erhöhung, deren Terrassen bis zum Graben mit zierlich beschnittenen Hecken und Bäumen eingefaßt sind. An jeder der vier Ecken stehen heut noch die vier altehrwürdigen Linden, unter denen, vom Zeltdach geschützt, der König im Sommer mit seiner Familie und seinen Gästen oft seine Mahlzeiten sowie seine Abendunterhaltungen bei der Tabakspfeife abhielt.

Wenn man vom Vorhof in den innern Schloßraum gelangen wollte, so mußte man die Brücke überschreiten, wo den Wanderer, der sie von ungefähr betrat, zu jener Zeit Schrecken und Grausen genugsam beschlichen. Rechts und links fesselten Gehäuse wie Schilderhäuser seinen Blick. Bei dem ersten hallenden Tritt aber fuhren aus diesen Behältern zwei Hofwächter, zottige braune Bären an der Kette, heraus, den Fremden grimmig anfletschend, der innerhalb eines Raumes von kaum drei Schritten sich durch die Unholde hindurchzuwinden hatte. War es ihm schließlich gelungen, eiligen Schrittes die hölzerne Brücke ungerupft zu passiren, so stand ihm ein neuer Schreck bevor. Zwei weiße und zwei schwarze Steinadler fuhren kreischend aus ihren Käfigen am andern Ufer empor, mit wildem Eifer und bösem Willen auf den Fremden zuflatternd, aber gehemmt von der Fessel am Fuß, die sie verhinderte, ihr Ziel zu erreichen.

Das Innere des Schlosses bot nur für eine geringe Anzahl Gäste die nöthigen Räumlichkeiten dar, viel weniger als sie heute auf dem Lande jedem angesehenen Gutsherrn zur Verfügung stehen. Wenn in dieser Beengung es sich der ganze Hof monatelang gefallen lassen mußte, so war es allerdings nicht zu vermeiden, daß, wie die Prinzeß Wilhelmine in ihren Denkwürdigkeiten berichtet, die Kinder dermaßen in die Dachstuben eingepfercht werden mußten, daß der Raum kaum zum Umdrehen ausreichte. — Das kleine ehrwürdige Jagdhaus, wol fünfzig Jahre lang gänzlich vergessen, ist neuerdings durch König Wilhelm I., der sich selbst alljährlich zum Jagen dahin begiebt, in guten Stand gesetzt worden.

In dem Saale des Tabakskollegs im zweiten Stock, der noch mit den Möbeln, den Pfeifen und den Krügen Friedrich Wilhelm's ausgestattet ist, hängen an den Wänden rings umher wol über dreißig Oelbilder, gemalt von des Königs eigener Hand. Wenn diese Bilder auch kein besonderes Kunstgenie verrathen, so zeugen sie doch von einer nicht ungeübten Malerhand, und das „F. W. p." nebst der Jahreszahl giebt die bündigste Auskunft über den Verfertiger. Das bei einigen der Gemälde hinzugefügte „in tormentis" — unter Schmerzen — läßt allerdings erkennen, daß die Veranlassung zu seiner künstlerischen Beschäftigung nicht immer eine heitere und erfreuliche war. Es sind meistens Brustbilder von angesehenen Männern und Frauen. Im untern Saal hängen Gundling's und Grumbkow's Brustbilder, ferner die Porträts des Königs und der Königin, welche aber Schöpfungen des damals vielgesuchten Porträtmalers Pesne sind.



Prospekt eines Hauptjagens. Nach einem alten Kupferstich.

Die letzten Tage des August und die erste Hälfte des September waren der Rebhühnerjagd gewidmet. Dieses Geflügel wurde auf der Feldmark des nahegelegenen Machnow, wohin der König jahrelang die Brut aus dem ganzen Lande, soweit sie nur aufzutreiben war, bringen ließ, besonders gehegt. Der König ging täglich in Begleitung einiger Falkeniere und Büchsenspanner auf die Jagd und brachte fast den ganzen Tag im Freien zu. Daher wurde die Mittagstafel, ausschließlich aus kalter Kost bestehend, unter dem blauen Himmel oder unter einem schattigen Baume gehalten. Der König nahm die Jagdbeschäftigung sehr ernst, die Königin lieferte laut Uebereinkunft das Pulver und Blei dazu. Sie genoß dafür die Befugniß, das geschossene Wild, das stets nur zum kleinsten Theil im Hofhaushalte aufgezehrt werden konnte, auf eigene Rechnung zu verkaufen. Sollte nun die Königin nicht Schaden bei dem Handel haben, so mußte bei maßvollem Verbrauch von Pulver und Schrot möglichst viel Wild geschossen werden. Deshalb schoß der König, der höchst selten fehlte,

mit beiden Händen und bedeckte sie mit Küssen. Die dadurch erzeugte Stimmung riß ihn hin, daß er sich dem Vater an die Brust warf und seinen Hals umschlang. — Alle Anwesenden waren von der Scene ergriffen; Einigen standen Thränen in den Augen.

„Schon gut“, sagte der König, „schon gut; werde du nur ein ehrlicher Kerl!“

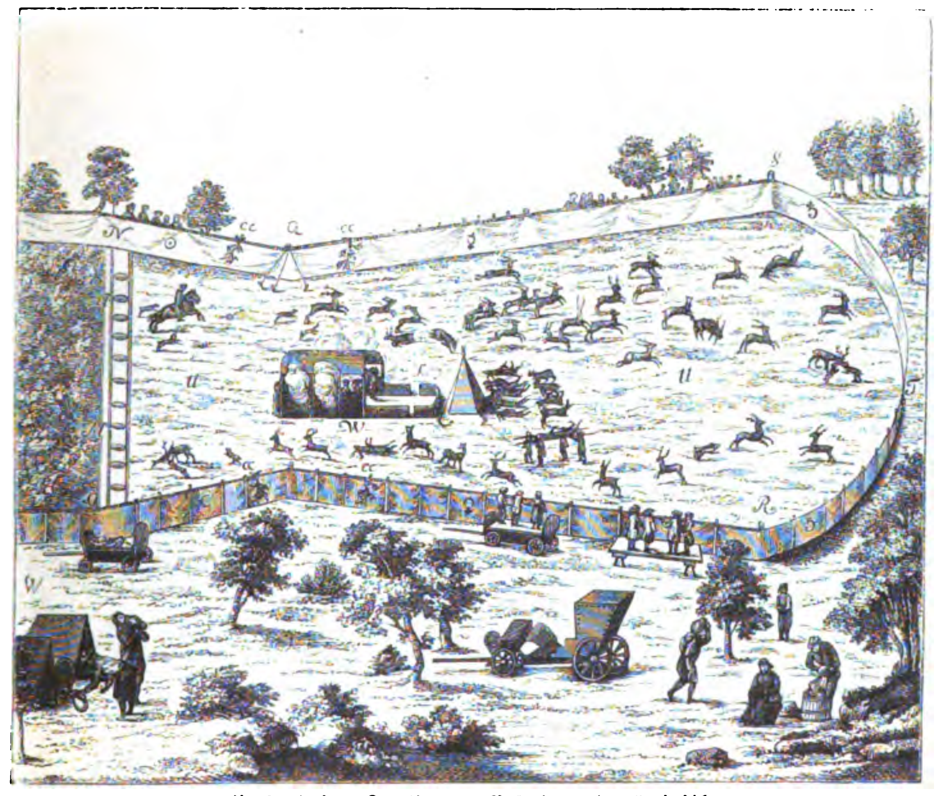
Von diesem Vorfall ward am Abend in der Tabaksgesellschaft nichts erwähnt. Doch bemerkte man, daß der König aufgeräumter war, als jemals. Hinterher aber wurde ihm, wie berichtet wird, leider vorgespiegelt, Alles, was der Kronprinz gesagt und gethan, sei — Verstellung gewesen! — Daß Seckendorf oder Grumbkow, vielleicht Beide, an dieser Aufhetzung Antheil hatten, läßt sich diesen niedrigdenkenden Personen wol zutrauen.

Aufenthalt in Wusterhausen. Auch während des Verweilens des Königs an diesem Lieblingsort folgten ihm die mehrfach genannten Günstlinge. — Das einfache Jagdschloß, welches dem Könige im Jahre 1698 geschenkt worden war, liegt etwa vier Meilen südöstlich von Berlin an der alten schlesischen Straße in einer flachen, sandigen Gegend, wie die Mark Brandenburg sich deren so vieler rühmen kann. — Friedrich Wilhelm I. baute es aus und suchte vornehmlich hier in den benachbarten Forsten seine Jagdfreuden, denen er gerade in dieser Zeit sich vorzugsweise gern zuwendete. Vorn an der Straße, rechts und links vom Thoreingang, standen Wohngebäude für das königliche Gefolge, mit glatten, zierlosen Wänden und kleinen Fenstern, in der Mitte dieses Vorhofs befand sich der Springbrunnen mit seinen Steinstufen, ein Platz, den der König an heißen Sommerabenden gar sehr liebte. Im Süden verengte sich dieser Vorhof wieder nach einem Gitter und Thor; dahinter liegt das Schloß noch ganz wie heut unter dem Schatten der Linden, ringsum frisches Parkgrün, während dicht dahinter die geschäftige Mühle klappert, vom rauschenden Wasser der Nuthe getrieben. Das Schloß selbst besteht aus einem Doppelgebäude, die beiden spitzen Giebel blicken nach vorn, in der Mitte derselben erhebt sich der einfache runde Thurm mit seinen schrägen Fenstern, der als Treppenhaus dient. Rings um das Schloß erstreckte sich ehemals ein tiefer Graben, der mit der Nuthe in Verbindung stand. Das Schloß mit sehr beschränkten Räumlichkeiten liegt auf einer Erhöhung, deren Terrassen bis zum Graben mit zierlich beschnittenen Hecken und Bäumen eingefaßt sind. An jeder der vier Ecken stehen heut noch die vier altehrwürdigen Linden, unter denen, vom Zeltdach geschützt, der König im Sommer mit seiner Familie und seinen Gästen oft seine Mahlzeiten sowie seine Abendunterhaltungen bei der Tabakspfeife abhielt.

Wenn man vom Vorhof in den innern Schloßraum gelangen wollte, so mußte man die Brücke überschreiten, wo den Wanderer, der sie von ungefähr betrat, zu jener Zeit Schrecken und Grausen genugsam beschlichen. Rechts und links fesselten Gehäuse wie Schilderhäuser seinen Blick. Bei dem ersten hallenden Tritt aber fuhren aus diesen Behältern zwei Hofwächter, zottige braune Bären an der Kette, heraus, den Fremden grimmig anfletschend, der innerhalb eines Raumes von kaum drei Schritten sich durch die Unholde hindurchzuwinden hatte. War es ihm schließlich gelungen, eiligen Schrittes die hölzerne Brücke ungerupft zu passiren, so stand ihm ein neuer Schreck bevor. Zwei weiße und zwei schwarze Steinadler fuhren kreischend aus ihren Käfigen am andern Ufer empor, mit wildem Eifer und bösem Willen auf den Fremden zuflatternd, aber gehemmt von der Fessel am Fuß, die sie verhinderte, ihr Ziel zu erreichen.

Das Innere des Schlosses bot nur für eine geringe Anzahl Gäste die nöthigen Räumlichkeiten dar, viel weniger als sie heute auf dem Lande jedem angesehenen Gutsherrn zur Verfügung stehen. Wenn in dieser Beengung es sich der ganze Hof monatelang gefallen lassen mußte, so war es allerdings nicht zu vermeiden, daß, wie die Prinzeß Wilhelmine in ihren Denkwürdigkeiten berichtet, die Kinder dermaßen in die Dachstuben eingepfercht werden mußten, daß der Raum kaum zum Umdrehen ausreichte. — Das kleine ehrwürdige Jagdhaus, wol fünfzig Jahre lang gänzlich vergessen, ist neuerdings durch König Wilhelm I., der sich selbst alljährlich zum Jagen dahin begiebt, in guten Stand gesetzt worden.

In dem Saale des Tabakskollegs im zweiten Stock, der noch mit den Möbeln, den Pfeifen und den Krügen Friedrich Wilhelm's ausgestattet ist, hängen an den Wänden rings umher wol über dreißig Oelbilder, gemalt von des Königs eigener Hand. Wenn diese Bilder auch kein besonderes Kunstgenie verrathen, so zeugen sie doch von einer nicht ungeübten Malerhand, und das „F. W. p.“ nebst der Jahreszahl giebt die bündigste Auskunft über den Verfertiger. Das bei einigen der Gemälde hinzugefügte „in tormentis“ — unter Schmerzen — läßt allerdings erkennen, daß die Veranlassung zu seiner künstlerischen Beschäftigung nicht immer eine heitere und erfreuliche war. Es sind meistens Brustbilder von angesehenen Männern und Frauen. Im untern Saal hängen Gundling's und Grumbkow's Brustbilder, ferner die Porträts des Königs und der Königin, welche aber Schöpfungen des damals vielgesuchten Porträtmalers Pesne sind.

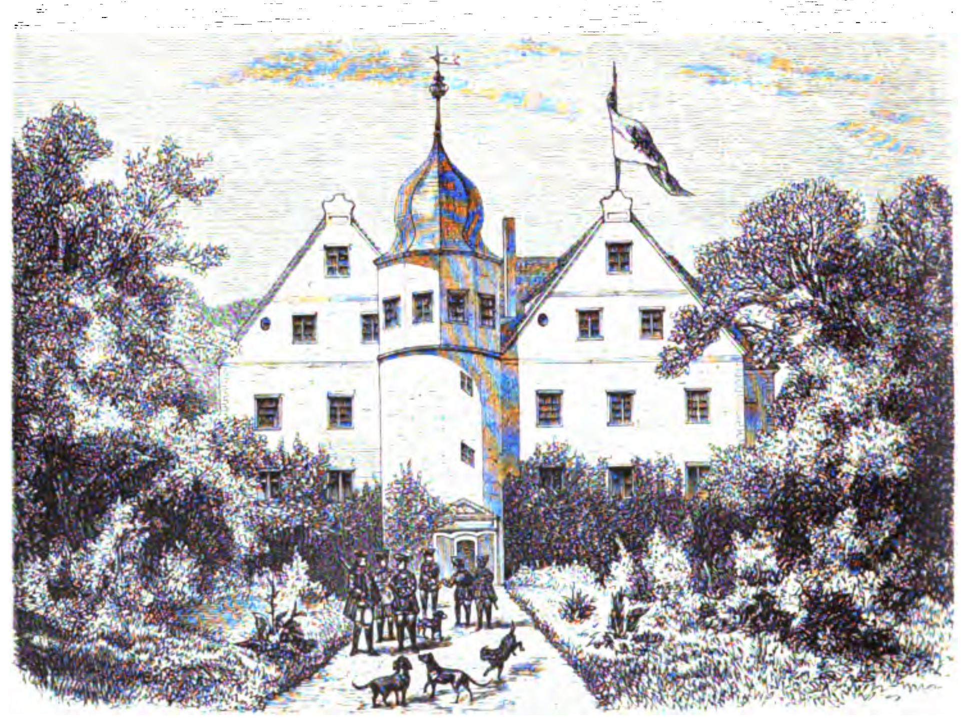


Prospekt eines Hauptjagens. Nach einem alten Kupferstich.

Die letzten Tage des August und die erste Hälfte des September waren der Rebhühnerjagd gewidmet. Dieses Geflügel wurde auf der Feldmark des nahegelegenen Machnow, wohin der König jahrelang die Brut aus dem ganzen Lande, soweit sie nur aufzutreiben war, bringen ließ, besonders gehegt. Der König ging täglich in Begleitung einiger Falkeniere und Büchsenspanner auf die Jagd und brachte fast den ganzen Tag im Freien zu. Daher wurde die Mittagstafel, ausschließlich aus kalter Kost bestehend, unter dem blauen Himmel oder unter einem schattigen Baume gehalten. Der König nahm die Jagdbeschäftigung sehr ernst, die Königin lieferte laut Uebereinkunft das Pulver und Blei dazu. Sie genoß dafür die Befugniß, das geschossene Wild, das stets nur zum kleinsten Theil im Hofhaushalte aufgezehrt werden konnte, auf eigene Rechnung zu verkaufen. Sollte nun die Königin nicht Schaden bei dem Handel haben, so mußte bei maßvollem Verbrauch von Pulver und Schrot möglichst viel Wild geschossen werden. Deshalb schoß der König, der höchst selten fehlte,

am liebsten selbst; dem General Flanß, den er nächst sich für den besten Schützen hielt, wurde zuweilen die Ehre zutheil, sein Stellvertreter zu sein. Faßmann, Gundling's Nachfolger, erzählt in Betreff des königlichen Jagdbetriebes:

„Einstmals habe ich gesehen, daß Ihro Majestät an einem Tage 160 Rebhühner, 9 Hasen, 4 Fasanen und eine wunderschöne Nachteule geschossen, welche letztere Sie, um ihrer Schönheit willen, abmalen ließen. Weil nun Ihro Majestät die Rebhühner meistens in der Luft schießen, so ist leicht zu erachten, daß Sie auch viele Fehlschüsse thun müssen, ehe so viel Rebhühner getroffen werden. Ihre Büchsenspanner sind Ihnen zwar allemal zur Seite und geben Sr. Majestät das geladene und gespannte Gewehr in die Hand. Dem ohnerachtet ist diese Lust mit vieler Mühe verknüpfet, und es kann sein, daß des Königs Majestät auf der Rebhühnerjagd manchen Tag sechshundert Schüsse und noch mehr thun.



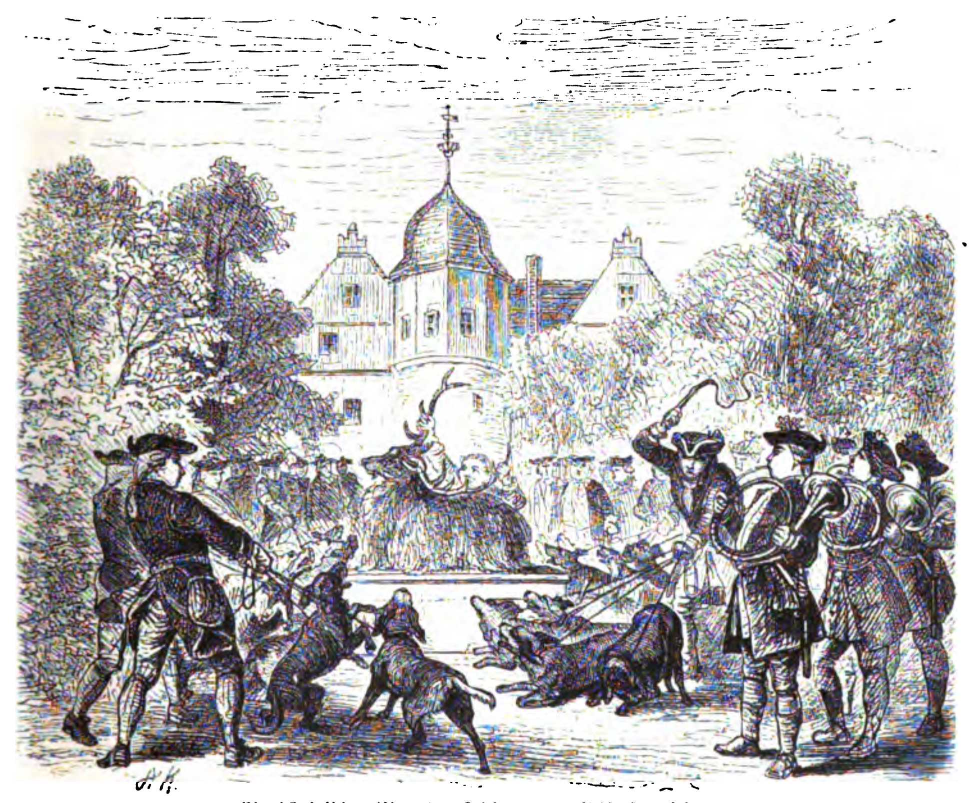
Jagdschloß Wusterhausen.

Es sind auch Ihre Majestät, wenn Sie von der Rebhühnerjagd zurückkommen, gemeiniglich dermaßen müde, daß Sie der Ruhe sehr wohl bedürfen: finden sich aber dem ohngeachtet allemal in der gewöhnlichen Abendgesellschaft ein. Die Zahl derer Rebhühner, welche Ihre Majestät in der Herbstzeit schießen, beläuft sich gemeiniglich auf viertausend. Es ist auch leicht zu erachten, daß sonst noch sehr viele Rebhühner angeschossen werden, welche hernach im Walde verderben und umkommen. Oder man findet sie und unterschlägt dieselben, so daß des Königs Majestät nichts davon zu sehen bekommen; wie denn vor wenigen Jahren geschehen, daß deshalb zwei Jägerbursche nach Spandau gebracht worden, welche viele, vom König angeschossene Rebhühner unterschlagen und heimlich verkaufet hatten."

Der König verwendete bedeutende Summen auf die Unterhaltung seines Jagdhofes und der Wildgärten. Zur Parforcejagd waren zwölf Piqueurs angenommen, erfahrene Jäger, gute Reiter und Waldhornisten. Sie trugen Jagdröcke von Scharlach mit grünen Sammetaufschlägen, grüne Weste mit goldenen Borden und gelblederne Beinkleider. Außerdem wurden für die Jagden noch einige 30 Pferde und über 100 Jagdhunde unterhalten.

Bei Wusterhausen sowol wie bei Potsdam waren Waldungen mit Seen und Wiesen im Umfange von mehreren deutschen Meilen zu Parforcejagden eingehegt. Ein solcher Thiergarten war von vielen Alleen durchschnitten, in welchen die vorstehenden Wurzeln sorgsam ausgerottet wurden, damit sich nichts im Wege befände, worüber die Pferde stürzen könnten. Ein Augenzeuge berichtet über eine solche Jagdpartie:

„Wann nun des Königs Majestät mit der hierzu bestellten Jägerei und Denjenigen, welche die Gnade und Ehre haben, von Ihnen mit zu dieser Lust herangezogen zu werden, an Ort und Stelle in dem Parforcegarten angelangt, zeigt der Oberjäger vor allen Dingen den Hirschen an, dem es diesen Tag gelten solle. Alsdann wird das Signal zur Jagd gegeben.



Ein königlicher Nimrod. Zeichnung von Alb. Kretschmer.

Hierauf schlagen die Parforcehunde an und gehen auf den Hirsch los, welcher zu entrinnen sucht. Aber er hat seine Verfolger, nebst den Piqueurs, allenthalben neben und hinter sich. Gleich dahinterdrein folgen auch des Königs Majestät. Dichte vor Ihnen her aber reitet der Hof= oder auch wol der Oberjägermeister. Bisweilen läuft der Hirsch viele Stunden, bis er vor Müdigkeit oder Mattigkeit hinsinkt. Es füget sich auch wol, daß derselbe an ein Wasser kommt und durch dasselbe setzet; da dann die Hunde ebenfalls hinter ihm herschwimmen, welches desto lustiger und vergnüglicher anzusehen. Bei so gestalteten Sachen aber kann es leichtlich sein, daß des Königs Majestät und Die, so den Hirsch verfolgen, in einem Vormittage fünf bis sechs Meilen oder auch wol noch weiter herumjagen; wie dann manche Parforcejagd des Morgens um sechs Uhr ihren Anfang nimmt und erst um ein oder zwei Uhr des Nachmittags endigt. Gemeiniglich aber ist es binnen einer Zeit von drei bis vier Stunden geschehen. Ist der Hirsch gefallen, giebt ihm der Ober= oder Hofjägermeister den Fang. Alsdann löset er ihm die beiden vorderen Läufe ab und präsentirt sie dem König auf einem silbernen Teller. Die Parforcehörner

lassen sich hierbei stattlich hören, und es wird zum Zeichen der Victoria oder der glücklich gehabten Jagd Bruch aufgesteckt, das ist ein grüner Zweig, den ein Jedweder, so der Jagd beigewohnt, auf seinem Hut trägt. Den Hirsch legen etliche Jägerburschen auf einen ebenfalls mit grünen Zweigen ausgezierten Wagen und bringen ihn nach Wusterhausen, woselbst er in dem Schloßhof abgeladen, ausgeweidet und in viele Stücke zerlegt wird. Bisweilen, wenn der Hirsch gut und fett, nimmt man etwas davon und schickt es in die Küche. Der Rest aber, öfters der ganze Hirsch bis auf die Haut und den Kopf, ist für die Parforcehunde bestimmt, und diese Mahlzeit heißt ihr Jagdrecht. Bei dessen Verzehrung gehet es sehr lustig und zwar also her: Mittlerweile, da der Hirsch zerlegt wird, begeben sich Ihre Majestät nach Ihren Zimmern, woselbst Sie ein wenig ausruhen, auch sich umkleiden, oder doch zum wenigsten anderes weißes Zeug anlegen. — Der zerlegte Hirsch ist wieder mit seiner Haut bedeckt, an der sich der Kopf sammt dem Geweih befindet. — Die Parforcehunde warten außen vor dem Schloßhofe, dessen Gatterthüre zugemacht, haben auch ihre Zuchtmeister und die Wärter bei sich, welche starke Peitschen oder Karbatschen in der Hand haben. Erscheinen des Königs Majestät, so versammelt sich Alles um Sie herum. Man öffnet die Gatterthüre des Schloßhofes, und die Parforcehunde werden eingelassen. Sie eilen nach dem Hirsche zu, werden aber bisweilen etlichemal um denselben herum und wieder hinaus geführet, bis man ihnen das Jagdrecht erlaubt.

„Endlich, wenn es Ernst damit werden soll, faßt ein Jägerbursch den Kopf des Hirschen, und macht damit allerhand Bewegungen gegen die Hunde. Solches geschieht darum, daß sie dafür halten sollen, als ob der Hirsch noch lebe und mit seinem Geweih gegen sie stoße. Derohalben schlagen sie auch gewaltig gegen den Hirschkopf an und bellen. Aber anfallen dürfen sie ihn durchaus nicht, und sobald es einer thut, wird er entsetzlich gepeitscht. Letztlich, wann die Haut auf einmal von dem zerlegten Hirsch herunter gezogen wird, dienet solches zu einem Zeichen für die Hunde, daß sie die Freiheit haben, ihre Mahlzeit zu thun, welche demnach mit großer Begierde auf das, was vorhanden ist, zufassen, auch gar bald damit fertig werden. Die Parforcejäger müssen auf ihren Parforcehörnern hierzu blasen und gleichsam ein lustiges Runda machen, welches Alles sich über die Maßen wol hören und sehen lässet. Bisweilen geschieht es, daß zwei bis drei Hunde an einem Stücke Fleisch ziehen, so daß es ein jedweder gerne haben will, und sie gerathen auch nicht selten selber an einander. Alsdann aber setzet es Schläge, weil man es bei den Parforcehunden durchaus nicht so weit einreißen oder zur Gewohnheit werden lassen darf, daß sie einander beißen. Wer drei Stunden hiernach in das Gebäude kommt, wo diese Hunde verwahrt werden, findet sie alle ganz sauber und gereinigt auf Stroh an ihrem Orte liegen. Die Hunde haben große braune, schwarze oder röthliche Flecken, auch breite und ziemlich lang herabhängende Ohren, und sind insgesammt von sehr guter Art."

Ein hervorragendes Vergnügen bildete im harten Winter die Jagd auf wilde Schweine, deren es damals noch viele gab. In Ostpreußen war für den unternehmenden Jäger zu jener Zeit ein Wildstand vorhanden, wie er nirgends anders im Königreiche mehr zu finden war. In dichten Wäldern hausten dort noch der Auerochs, der Bär, der Wolf, das Elenthier und das Wildschwein von ungewöhnlicher Stärke. Hier ward die Jagd nicht blos zum Vergnügen getrieben: die Nothwehr gebot sie, und es galt, rühmliche Gefahren zu bestehen. Waren aber diese hier größer als anderwärts, so erlangte der Jäger dafür ein gesteigertes Vergnügen; man begnügte sich nicht mit der Parforcejagd des Edelhirsches, sondern stellte Thierhetzen und Thierkämpfe an, wobei Bären und Auerochsen an einander geriethen.

Dagegen sah freilich das Jagdtreiben zu Wusterhausen recht harmlos aus. Doch schien es bisweilen, als habe der König alle Regierungs- und Staatssorgen in der Hauptstadt zurückgelassen. Allein es schien auch nur so; — jeden Morgen bis früh neun Uhr, nachdem er schon um fünf Uhr aufgestanden, arbeitete er emsig und anhaltend, indem er die am Tage zuvor eingegangenen Depeschen und Berichte erledigte. Zu diesem Behufe

befand sich ein Kabinetsrath in seiner Nähe; auch hielten sich die Minister von Ilgen, von Borck und andere hohe Beamte abwechselnd mehrere Tage zu Wusterhausen auf. In den Abendstunden versammelten sich die Vertrauten des Königs, und es bildeten bei der Tabakspfeife politische und andere Neuigkeiten Gegenstände der Unterhaltung.

Die Verträge von Wusterhausen und Berlin. Der oft genannte Graf Seckendorf war keineswegs offiziell am Hofe zu Berlin als österreichischer Gesandter beglaubigt; sein Eifer, das preußische Staatsschiff in dem den österreichischen Interessen günstigen Fahrwasser zu erhalten, war jedoch deswegen kein geringerer, zumal er an dem preußischen Minister General von Grumbkow ein gefügig brauchbares Werkzeug für seine Pläne gefunden. Diesen Verbündeten sich zu erhalten, wurden von Wien aus weder Mühe noch Kosten gescheut. Dazu war Graf Seckendorf auch seinem äußeren Erscheinen nach ganz der Mann, den König zu täuschen und ihn für sich und seine Mission einzunehmen.

Eine „kniegebeugte Bedientenseele" wäre nimmer in das Vertrauen Friedrich Wilhelm's gekommen, hätte auf ihn nie Einfluß gewonnen. Aber mit welch einem offenen, biederen Wesen wußte Graf Seckendorf dem Könige entgegen zu treten! Sein erstes Zusammentreffen mit demselben in Berlin war ja überdies ein „rein zufälliges" gewesen! Auf einer Reise begriffen, auf der er Berlin hatte berühren müssen, war er von dem Könige, als er „zufällig" durch den Lustgarten gegangen war, gesehen und infolge dessen — der König kannte ihn aus dem Rheinkriege her — in seine Nähe gerufen worden.

Hören wir, was Pöllnitz über ihn sagt: „Graf Seckendorf affektirte deutsche Redlichkeit, die er doch nicht kannte, und befolgte unter der trügerischen Außenseite der Frömmigkeit alle Grundsätze des Macchiavell. Mit dem schmuzigsten Eigennutze verband er grobe Manieren. Lügen waren ihm so zur Gewohnheit geworden, daß er den Gebrauch der Wahrheit gänzlich aus den Augen verloren. Es war die Seele eines Wucherers, die bald in den Körper eines Kriegsmanns, bald in den eines Kaufmanns hinüberwanderte. Falsche Schwüre und die abscheulichsten Niederträchtigkeiten kosteten ihm nichts, sobald er nur seinen Endzweck erreichte. Er war geizig mit seinem eigenen Gute, aber verschwenderisch mit dem Gelde seines Herrn und gab von Beidem täglich die auffallendsten Beweise."

General von Grumbkow erschien gleichfalls als ein Biedermann. Und doch war auch er

„ein Schurke, der in solche Gradheit
Mehr Arglist hüllte, mehr verruchten Plan,
Als zwanzig fügsam unterthän'ge Schranzen,
Die schmeichelnd ihre Pflicht noch überbieten."

Das Gebahren der beiden Verbündeten war derart, wie der König es liebte: nie drängten sie sich mit ihrem Rathe auf, nur wenn der König etwa in der Tabaksgesellschaft irgend einen Gegenstand zur Sprache brachte, dann äußerten sie frischweg ihre Meinung! Ueberlegt ward vorher nie, was etwa bei dieser oder jener Sache zu sagen sei — nein, diesen „Ehrenmännern" wohnte „das Herz auf der Zunge!" So erschienen sie dem Könige. Er stand am Steuer des Staatsschiffes und freute sich der beiden Mitruderer, die unter fröhlichem Wort — ganz nach seinem Willen — die Ruder einsetzten. Daß sie Wind und Wetter machten: wer konnte das in ihren ehrlichen Augen und Mienen lesen?

An Aufmunterung in Klingendem ließ man es von Wien aus nicht fehlen. Grumbkow erhielt von Oesterreich 5000 Gulden jährlicher Pension. Einmal empfing dieser falsche Mann von dort her ein außerordentliches Gnadengeschenk von 40,000 Gulden. Selbst Gundling ging nicht leer aus. Ihm ward eine mit Diamanten besetzte goldene Denkmünze von Wien aus zugesandt. Man hoffte, er würde sich beim Vorlesen gewisser Schriften zu Fälschungen geneigt zeigen und sich dadurch nützlich machen können — eine Hoffnung, die, wie es scheint, dieser „Narr wider Willen" nicht erfüllt hat. — Sogar der preußische Gesandte am englischen Hofe war von Seckendorf bestochen worden! Er berichtete von England her an den König, was Seckendorf und Grumbkow ihm von Berlin aus brieflich zu berichten aufgaben.

Wenn dann der König den beiden Männern vertraute: „So und so denkt man in England, das und das hat man dort vor“, dann thaten sie verwundert. — Bedenkt man, zu welchen Ausbrüchen des Zornes des Königs Gemüth fähig war, so muß man sagen: Die falschen Spieler spielten ein gefährliches Spiel!

So standen die Dinge, als im Jahre 1727 König Georg I. von England starb und sein Nachfolger, Georg II., den Thron bestieg. Nichts konnte den österreichischen Interessen günstiger sein. Georg II. und Friedrich Wilhelm hatten sich als Knaben am Hofe zu Hannover kennen gelernt und bei dieser Gelegenheit einen aus der Verschiedenheit ihres Charakters leicht erklärlichen persönlichen Widerwillen gegen einander gefaßt. Ihre gegenseitige Abneigung war so stark, daß auch jetzt noch ihr Verhalten zu einander dadurch beeinflußt wurde. Wenn Friedrich Wilhelm von seinem Schwager sprach, nannte er ihn wegen seines steifen und dabei hochfahrenden Wesens stets nur „seinen Bruder, den Komödianten“; König Georg glaubte ihm diesen Hohn zurückgeben zu müssen und sprach von dem Könige von Preußen stets als von „seinem Bruder, dem Erzsandstreuer“. Auch als König von England that Georg II. nichts, um den alten Gegensatz auszugleichen und eine Versöhnung anzubahnen. Als er bald nach seiner Thronbesteigung im Jahre 1728 sein Kurfürstenthum Hannover besuchte, ließ er in Berlin nicht einmal seine Ankunft anmelden, wie dies bisher stets Sitte gewesen war, ja er fuhr sogar etliche Male durch preußisches Gebiet, wobei er sich der preußischen Post bediente, welche bisher den hannöverschen Verwandten aus Artigkeit und Freundschaft unentgeltlich zur Verfügung gestellt worden war. Da er sich aber nicht hatte anmelden lassen, mußte er diesmal die Post bezahlen. Dergleichen unangenehme Zwischenfälle kamen mehrfach vor. — Die Mutter der Königin, die Gemahlin Georg's I., war bald nach dessen Tode gleichfalls gestorben und sollte ein Vermögen von drei Millionen hinterlassen haben; allein Georg II. verzögerte den Ausgleich der Erbschaft und erhob stets von Neuem Schwierigkeiten. Gleichzeitig erließ er, um das Maß voll zu machen, eine gegen das Unwesen der preußischen Werber in den hannöverschen Landen gerichtete Verordnung, durch welche jeder Werber, der auf frischer That in Hannover ertappt würde, mit dem Tode durch den Strang bedroht wurde — es läßt sich denken, welchen Eindruck eine solche Verordnung auf den leicht erregbaren Charakter Friedrich Wilhelm's machen mußte. Alles dies lieferte neue Kohlen zum vorhandenen glimmenden Zündstoff, aus dem sich ohnehin schon Rauch genug entwickeln ließ, wenn nur gut dazu geblasen wurde, woran es Seckendorf und Grumbkow nicht fehlen ließen.

So fühlte sich der König persönlich immer mehr auf die Seite Oesterreichs gedrängt, aber es kamen nebenher auch die Interessen seines Landes in Betracht. Von England war ihm als Preis für seine Bundesgenossenschaft die Gewährleistung seiner Ansprüche auf die Jülich'sche Erbschaft zugesagt worden; diesen Preis durfte und mußte er auch von Oesterreich verlangen, wenn er ihm seine gewiß nicht gering anzuschlagende Kriegsmacht für die bevorstehenden Kämpfe zur Verfügung stellen sollte. In diesem Sinne gab denn auch der König seine Erklärungen an Seckendorf ab. Es standen demnach auf beiden Seiten wichtige Interessen auf dem Spiel: dort die Erhaltung der in ihrem Bestande gefährdeten Monarchie, hier die Erwerbung eines für Preußen überaus wichtigen Gebietes auf Grund des bekannten Erbvertrages von 1614. — Nun hatte aber der Kaiser sich drei Monate vorher, um auch von dorther Beistand zu erlangen, an Kurpfalz verpflichtet, dafür einzutreten, daß trotz der preußischen Erbansprüche die jülich-bergischen Lande nicht an Preußen fielen.

Was nun thun in Wien? Man versprach dem Könige, Verhandlungen einleiten zu wollen, um die Sache mit Kurpfalz in erwünschter Weise zur Erledigung zu bringen. So kam 1726 der *Traktat zu Wusterhausen* zu Stande. Friedrich Wilhelm erkannte die pragmatische Sanktion unter der Voraussetzung an, daß der Kaiser ihm zur Anerkennung seiner Erbansprüche auf Jülich und Berg behülflich sein werde. „Es soll aber“, hieß es in dem Traktat ausdrücklich, „dieser Vertrag so gänzlich zerfallen sein, als ob er niemals

geschlossen worden", falls jene Anerkennung nicht binnen sechs Monaten zu Stande gekommen sei. In Wien war man indeß nicht entfernt Willens, dem Könige gerecht zu werden, doch hatte man vorläufig erreicht, was zunächst noththat: man hatte Zeit gewonnen.

Bald darauf ward von Wien aus dem Könige das Anerbieten gemacht, ihm, wenn etwa die Anerkennung jener Ansprüche sich nicht durchführen ließe, eine Entschädigung „aus den zu erobernden Gebieten" zuzuwenden. Davon wollte Friedrich Wilhelm jedoch nichts hören; er verwies vielmehr ausdrücklich auf das schriftlich geschlossene Abkommen. — Nun leitete man von Wien aus neue Verhandlungen ein, aber wie sich dies später herausstellte, zu dem alleinigen Zweck, Preußen auch weiterhin mit Versprechungen hinzuhalten.

Weitere Entwicklung der Familienzerwürfnisse. Als die Königin von jenem Abkommen vernahm, mußte sie sich natürlich sagen, daß, wenn dasselbe Geltung gewinne, der von ihr gehegte Heirathsplan dadurch aufs Höchste gefährdet sei. Um so eifriger arbeitete sie nun für den letzteren. Der preußische Gesandte in London hatte bald seinen geheimen Verbündeten in Berlin darauf bezügliche Mittheilungen zu machen, und diese hinterbrachten die Sache in der ihren Zwecken günstigen Form dem Könige. Die Folge davon war, daß nun auch zwischen diesem und seiner Gemahlin ein trauriger Zwiespalt eintrat.

Der Kronprinz Friedrich hatte inzwischen das achtzehnte Lebensjahr erreicht, ward mündig erklärt und erhielt den Oberstleutnant von Rochow und den Leutnant von Keyserling zu Gesellschaftern. Wie der König damals über den Kronprinzen dachte, ersieht man aus der Instruktion, welche Rochow von ihm empfing. „Der Prinz", heißt es in derselben, „habe keine Neigung zu soliden Dingen, denke nur auf faule Beschäftigung, hinter der nichts sei; Rochow solle alles Mögliche thun, um einen braven Kerl und honetten Offizier aus ihm zu machen."

Längst schon hatte Friedrich an von Keith, einem Pagen des Königs, einen Vertrauten gehabt, der ihm in manchen erlaubten und unerlaubten Dingen Helfer gewesen war. Man kam dahinter, und Keith ward nach Wesel versetzt. „Ich habe mich über seine Entfernung sehr gefreut", schrieb später Wilhelmine, „da ich hoffte, daß mein Bruder jetzt ein ordentliches Leben führen würde; aber dem war nicht so. Ein zweiter, noch viel gefährlicherer Günstling folgte dem ersten: der Leutnant von Katte. — Dieser hatte Geist, Belesenheit und Weltkenntniß; im Verkehr mit der vornehmen Gesellschaft hatte er sich ein feines Benehmen angeeignet, was damals in Berlin nicht sehr häufig war; sein Gesicht war eher unangenehm als empfehlend, die dunklen Augenbrauen verdeckten fast seine Augen, sein Blick hatte etwas Unheilvolles, was sein Geschick vorherzusagen schien; ein gelber, von den Blattern entstellter Teint vermehrte seine Häßlichkeit. Er spielte den Freigeist und trieb die Liederlichkeit aufs Aeußerste, wozu noch große Eitelkeit und Uebermuth kamen. Ein solcher Günstling war natürlich nicht dazu angethan, meinen Bruder von seinen Verirrungen zurückzubringen."

Traktat zu Berlin. Inzwischen war es mit Oesterreich zu einem förmlichen Bündniß gekommen (1728). In demselben hatte Friedrich Wilhelm die Erbfolgeordnung (zunächst zu Gunsten Maria Theresia's) anerkannt und sich verpflichtet, zur Behauptung des kaiserlichen Gesammtstaates 10,000 Mann Hülfstruppen ins Feld zu senden. Doch war von ihm die Bedingung gestellt worden: die Thronerbin Maria Theresia dürfe sich mit keinem ausländischen Fürsten vermählen. „Keinen Spanier, keinen Franzosen, einen Deutschen wollen Wir", hatte er beigefügt. Die Hauptverpflichtung Oesterreichs blieb nach wie vor: Anerkennung der preußischen Erbansprüche auf Jülich und Berg.

Friedrich's Haltung hatte sich in letzterer Zeit in nichts geändert. Er ließ weder von den dem Könige verhaßten französischen Schriften, noch von seiner „Querpfeiferei", wie der Vater sein Flötenspielen nannte. Beide Beschäftigungen stellten ihn schon tief genug in den Augen des Vaters, seine Lebensweise warf noch dunklere Schatten auf ihn. — In Dresden hatte Friedrich den ausgezeichneten Flötenbläser Quanz gehört, und es war in ihm der Wunsch erwacht, von diesem Manne Unterricht zu empfangen.

Auf des Sohnes Anregen wandte sich die Königin mit der Bitte an den König von Sachsen, den Genannten alljährlich auf einige Wochen nach Berlin zu senden. Der Bitte wurde gern gewillfahrt, die ganze Sache jedoch vor dem Könige geheim gehalten. Wenn nun Friedrich den anstrengenden Dienst des Tages hinter sich hatte, dann legte er gern den knappen Soldatenrock ab, warf sich in den scharlachrothen brokatnen Schlafrock und gab sich den Freuden der Musik und der Lektüre geistreicher Schriften hin.

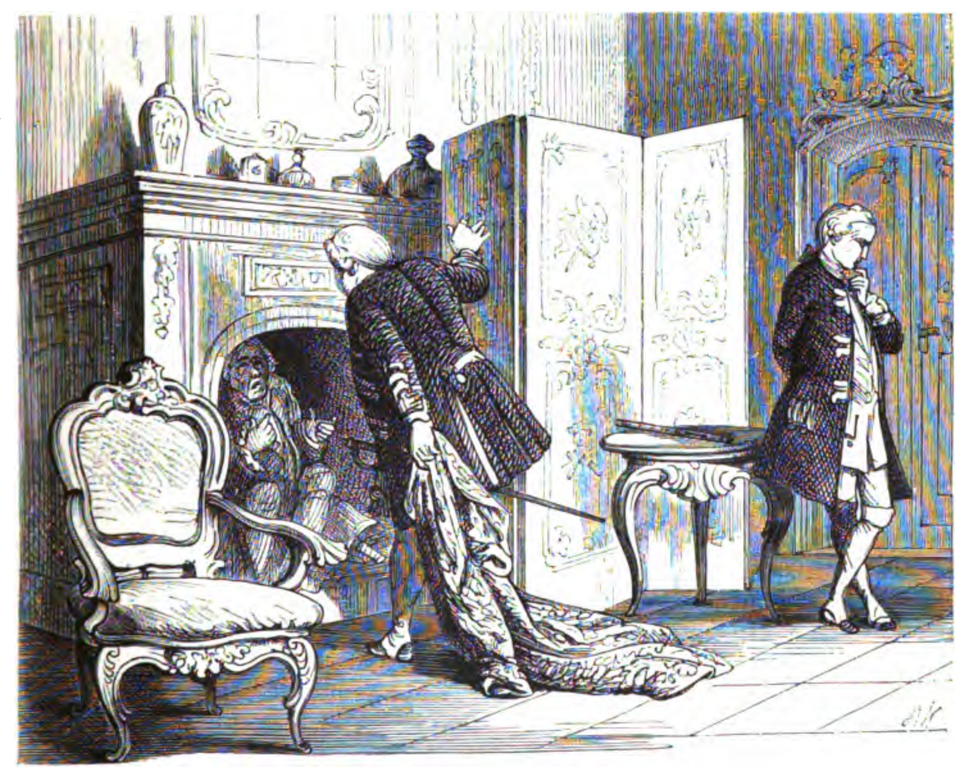
Friedrich Wilhelm inspizirte eines Nachmittags die Kaserne des Regiments seines Sohnes. Er fand Alles in lebendiger Geschäftigkeit und sprach sich darüber beifällig gegen die Offiziere und Gemeinen aus; aber den Kronprinzen suchte sein Vaterauge vergebens. .... Dieser genoß unterdessen bei Quanz Flötenunterricht, ohne zu ahnen, daß ihm vom Könige ein Besuch zugedacht sei. Das Herz des Vaters aber hatte neuen Stoff zu Groll eingesogen; man hatte ihm gesagt, Friedrich habe den Soldatenrock seinen „Sterbekittel“ genannt.

Katte, der zur Wache ausgestellt worden war, springt plötzlich, Schreck im Angesicht, ins Zimmer des Kronprinzen mit dem Rufe: „Der König kommt!“ Da verstummt der Flöte Klang, Quanz und Katte ergreifen Notenbücher und Instrumente und flüchten sich in das Ofenkämmerchen, während sich Friedrich beeilt in die Uniform zu fahren. Doch ist noch nicht Alles beseitigt, was das Geschehene verrathen konnte; auf dem Tische liegen französische Schriften; das aufgelöste Haar ist nicht wieder in den vorschriftsmäßigen Zopf zusammengefaßt — da tritt der König in das Zimmer. Der Anblick, der ihm hier wird, setzt ihn in Wuth. „Aha“, ruft er, „da stimmt auch noch manches Andere nicht in der Fechtschule!“ Er durchsucht das Zimmer, findet das prächtige Hauskleid hinter einer spanischen Wand liegen, und indem er, um dieses zu verbrennen, den Kamin öffnet, entdeckt er den an allen Gliedern bebenden Musikmeister, der, vor ihm hinknieend, um Verzeihung stammelt. — Grimmig sieht der König denselben an und schüttet nun allen aufgehäuften Unwillen über den ungerathenen Sohn aus, der in jeder gerechten Sache wider den Vater sei und nur französische Allotria im Kopfe habe, dagegen keinen Funken von echtem militärischen Geist. Aufs Aeußerste ereifert sich der Erzürnte über die Menge französischer Bücher, welche sammt den Noten alle konfiszirt werden, um sie dem Buchhändler Haude zum Verkaufe zu übergeben; ebenso erregen des Königs Zorn die mannichfachen französischen Modeartikel, eine für dessen ökonomischen Sinn ganz unausstehliche Kontrebande. Scheltend und drohend bricht er endlich auf, die Thür hinter sich zuwerfend, daß die Fenster klirren. Ja, man hat versichern gehört, der König habe sich an dem Prinzen thätlich vergriffen.

Schon damals hatten die Zerwürfnisse in der Familie des Königs die Aufmerksamkeit der Höfe erregt. Dubourgay, der englische Gesandte zu Berlin, schreibt aus dieser Zeit: „Man kann sich kaum einen Begriff von den Niederträchtigkeiten machen, deren man sich bedient, um den Vater noch mehr gegen den Sohn aufzureizen.... Se. Majestät kann weder den Anblick des Kronprinzen noch der Prinzessin ertragen. Letzthin fragte er den Prinzen: „„Man macht Euch englisch, nicht wahr?““ Der Prinz antwortet: „„Ich achte die Engländer, weil ich weiß, daß man mich in ihrem Lande liebt““, worauf der König ihn am Kragen packte und mit seinem Rohre heftig auf ihn losschlug; „nur durch seine überlegene Stärke“, meint Dubourgay, „entging der Prinz Schlimmerem. Es herrscht allgemein die Besorgniß, daß etwas Tragisches bevorstehe.“

Wie bemerkt worden, war Friedrich Wilhelm früher dem Plane seiner Gemahlin, der auf eine Familienverbindung des preußischen und englisch-hannöverischen Königshauses hinzielte, gar nicht so abhold gewesen, zumal um jene Zeit seine politische Stellung zu England eine freundlichere gewesen war. Auch jetzt war er noch nicht entschieden dagegen: nur sollte die Doppelheirath, wenn sie etwa zu Stande käme, nichts mit der Politik zu thun haben, eine Auffassung, die der in England über die Sache gehegten durchaus zuwider war. Seckendorf und Grumbkow fiel es nicht schwer, die Glut weiter zu schüren.

Auf ihre Veranlassung mußte der preußische Gesandte in London an den König berichten: am englischen Hofe betrachte man es als eine Gunst, wenn man die Zustimmung zu einer solchen Heirath gäbe. Das war es, was den König noch mehr in Harnisch gebracht hatte, und es waren von seiner Seite verletzende Aeußerungen gegen die englische Königsfamilie gefallen, wovon man bald genug in London unterrichtet ward. Die Folge von dem Allen war die zunehmende Entfremdung beider Höfe. Eine Zeit lang verhielt man sich, mit Ausnahme der Königin Sophie und der Personen, um deren Verheirathung es sich handelte, kühl auf beiden Seiten. Als aber die Partei der Whigs in England die Oberhand gewonnen hatte, ward dort der Wunsch wieder lebendiger, Preußen von Oesterreich abzuziehen und an sich zu ketten, und zu Gunsten dieses Zweckes zunächst die Heirath zu Stande zu bringen. Dieses auszuführen, ward Ritter Hotham von England nach Berlin gesandt.



Friedrich Wilhelm holt Quanz aus dem Kamin hervor. Zeichnung von Albert Kretschmer.

Da Hotham sich aber nicht gerade geschickt benahm, kam die Angelegenheit nicht zu dem erwünschten Ende. Gegen die sofortige Verheirathung der Prinzessin Wilhelmine mit dem Prinzen von Wales, erklärte der König, habe er nichts, bezüglich der Vermählung des Kronprinzen jedoch sei seine Ansicht die, daß es damit nicht eile. In England hieß es dagegen: beide Heirathen oder keine! —

Der König hielt den Kronprinzen zur Zeit für vollständig unfähig, eine „vernünftige“ Haushaltung zu führen, worunter er vornehmlich eine sparsame verstand. Friedrich, welcher vom Vater in Bezug auf Geldmittel fortwährend knapp gehalten wurde, hatte nämlich zu jener Zeit hinter des Königs Rücken Schulden gemacht. Ihn jetzt heirathen lassen, meinte der König, würde heißen, die Ordnung der Dinge am Berliner Hofe vollständig umkehren. Die neue Hofhaltung würde mit vollen Händen ausstreuen, was er mit so großer Mühe erspart habe. Schon der Gedanke daran regte ihn auf, und wenn er mit den „Biedermännern“ seiner Umgebung davon sprach, so stimmten sie ihm unter Ausdrücken traurig-ernster Theilnahme bei.

Der König hatte mit seiner Gemahlin früher in altväterlicher Eintracht gelebt, und nun war schon seit mehreren Jahren der eheliche Friede gänzlich dahin. Man erzählte sich von heftigen Auftritten zwischen Beiden; Friedrich und Wilhelmine durften sich vor dem Vater fast gar nicht mehr sehen lassen. — Wie sollte das enden, da man hier wie dort an bestimmten Ansichten und Wünschen festhielt?

Wie übel es um den Frieden stand, zeigt ein Brief Friedrich's an seine Mutter aus jener Zeit: „Ich bin", schreibt er, „in der äußersten Verzweiflung. Was ich immer gefürchtet, hat mich endlich getroffen. Der König hat gänzlich vergessen, daß ich sein Sohn bin. Heute früh kam ich wie gewöhnlich in sein Zimmer; so wie er mich sah, erwischte er mich beim Kragen und schlug mich auf das Grausamste mit dem Stock. Vergebens suchte ich mich zu decken, seine Wuth war so fürchterlich, daß er seiner nicht mächtig war, und nur seine Ermüdung bewirkte, daß er nachließ. Ich bin zum Aeußersten getrieben. Ich habe zu viel Ehre in mir, um solche Behandlung zu ertragen, und ich bin entschlossen, auf eine oder die andere Art der Sache ein Ende zu machen."

Es war keineswegs das erste Mal, daß Friedrich Wilhelm den Kronprinzen geschlagen. Dieser war jetzt, nachdem er sein achtzehntes Lebensjahr erreicht hatte, mündig erklärt worden und er fühlte sich als Mann, da mußte ihm freilich die Anwendung eines solchen Strafmittels als etwas Unerträgliches erscheinen. Friedrich hatte kurz zuvor noch gegen seine Schwester Wilhelmine die Aeußerung gethan: „er wolle Alles vom Könige ertragen, nur nicht mehr solche Züchtigungen, und wenn es zu solchem Aeußersten kommen sollte, würde er sich durch die Flucht davon zu befreien wissen."

Man denke sich nun die Sorge der Königin und Wilhelminens, als sie von dem Geschehenen Kunde empfingen! Letztere, obwol selbst trostlos, suchte die Mutter zu trösten: es seien jene Worte Friedrich's gewiß aus der Aufregung des Augenblicks entsprungen. — Und nun Allen gegenüber der König, der willensstarke Gebieter, der ein Land unter strengem Gehorsam zu halten wußte, und gegen den sich, trotzdem er es, wie er sich aus vollster Ueberzeugung sagen durfte, mit Haus und Land nur gut meine, Gemahlin und Kinder — sein eigen Fleisch und Blut! — verschworen hatten! „Gebe Gott, daß Friedrich nicht noch einmal am Galgen endet!" hörte man ihn eines Tages im bittersten Ingrimme rufen.

Wie sollte das enden? —

Der Fluchtversuch des Kronprinzen und seine Folgen.

Jene Worte Friedrich's, „er werde, falls es zum Aeußersten kommen sollte, der Sache ein Ende zu machen wissen", waren nicht blos aus einer augenblicklichen Aufregung hervorgegangen. Wilhelmine befand sich, wie aus einer Stelle ihrer später geschriebenen Memoiren zu ersehen ist, darüber vollständig im Klaren, daß es sich hierbei um einen festen Entschluß des Bruders handelte. Sie erzählt, wie Friedrich sie um jene Zeit einmal „heimlich" besucht habe, und fährt dann fort: „Man predigt mir", sagte mein Bruder, „alle Tage Geduld, allein Niemand weiß, was ich ertragen muß. Täglich schlägt man mich, ich werde behandelt wie eine Sklave und habe nicht die mindeste Erholung. Man verbietet mir das Lesen, die Musik, die Wissenschaften, ich darf fast mit Niemand mehr sprechen, bin beständig in Lebensgefahr, von lauter Aufpassern umgeben; mir fehlt es selbst an der nöthigen Kleidung, noch mehr an jedem andern Bedürfniß, und was mich endlich ganz überwältigt hat, ist der letzte Auftritt, den ich in Potsdam mit dem Könige hatte. Er läßt mich des Morgens rufen. So wie ich eintrete, faßt er mich bei den Haaren, wirft mich zu Boden, und nachdem er seine starken Fäuste auf meiner Brust und meinem ganzen Leibe erprobt hatte, schleppt er mich an das Fenster und legt mir den Vorhangsstrang um den Hals. Glücklicherweise hatte ich Zeit gehabt, mich aufzuraffen und seine beiden Hände zu fassen; da er aber den Vorhangsstrang aus allen Kräften zuzog, und ich mich erdrosseln fühlte, rief ich endlich um Hülfe.

Ein Kammerdiener eilte herbei und befreite mich mit Gewalt aus des Königs Händen. Sage nun selbst, ob mir ein anderes Mittel übrig bleibt, als die Flucht? Katte und Keith sind bereit, mir bis ans Ende der Welt zu folgen; ich habe Pässe und Wechsel und Alles so gut eingerichtet, daß ich nicht die geringste Gefahr laufe. Ich entfliehe nach England; dort empfängt man mich mit offenen Armen, und ich habe von des Königs Zorn nichts mehr zu fürchten. Der Königin vertraue ich von allem diesem nichts — weil sie, wenn der Fall eintritt, im Stande sein soll, einen Schwur abzulegen, daß sie nichts von der Sache gewußt hat. Sobald der König wieder eine Reise außerhalb seiner Staaten macht — denn das giebt mir viel mehr Sicherheit — ist Alles zur Ausführung bereit."

Wilhelmine beschwor den Bruder, von einem so gefährlichen Unternehmen abzustehen, und ihr Wort würde wol auch die erwünschte Wirkung hervorgebracht haben, wenn der König sich nur etwas mehr zu beherrschen vermocht hätte.

Kurze Zeit nach den erzählten Vorgängen kam eine Einladung des Königs von Sachsen an Friedrich Wilhelm, ihn in dem von ihm veranstalteten großen Lustlager zu Mühlberg (genauer: zu Radewitz) als Gast zu erfreuen.

Der König nahm die Einladung an und begab sich auf den Weg. Friedrich mußte ihn begleiten. Die Reise kam dem Kronprinzen äußerst erwünscht; er beschloß, sie zur Ausführung seines Fluchtplanes zu benutzen. König August vernahm davon, und da er fürchtete, Friedrich Wilhelm werde ihn, falls der Kronprinz seinen Vorsatz wirklich ausführe, als Helfershelfer betrachten, nöthigte er Letzterem das Versprechen ab, den Vater wenigstens nicht während seines Aufenthaltes in Sachsen zu verlassen. Wahrscheinlich waren unbedachte Worte von Friedrich's Seite gefallen; denn der König wurde gewarnt. Dies hatte zur Folge, daß Friedrich Wilhelm, der leider in seiner Aufregung sich selbst nicht kannte und in solchem Zustande die Tragweite seiner Worte und Handlungen nicht ermaß, sogar hier im Lager — vor den Augen Fremder! — den Kronprinzen mißhandelte und dem noch die Aeußerung hinzufügte: er würde sich, hätte sein Vater ihn ebenso behandelt, todtgeschossen haben; Friedrich aber habe keine Ehre, er lasse sich Alles gefallen!

Des Kronprinzen einziger Gedanke war jetzt, sich, es komme, was da wolle, dem unerträglich gewordenen Joche zu entziehen. Seinem dem Könige von Sachsen gegebenen Worte gemäß, sah er sich jedoch gezwungen, die Ausführung noch zu verschieben. Er reiste mit dem Vater nach Berlin zurück, und Mutter und Schwester, die während seiner Abwesenheit in den schwersten Sorgen gelebt hatten, sahen ihn wieder.

Mehrere Wochen später unternahm der König eine Reise nach dem südlichen Deutschland. Friedrich erhielt den Befehl, den König auch dahin zu begleiten. Er athmete auf. Jetzt oder nie! sagte er sich und traf alle erforderlichen Vorbereitungen. Katte empfing von ihm Gelder, Kleinodien und Papiere und dazu die Weisung, sich bereit zu halten, um damit, sobald ihm die Flucht angezeigt sein werde, nach England zu gehen. Auch dem nach Wesel versetzten ehemaligen Pagen Keith ward, in den Plan eingeweiht, eine Rolle angewiesen.

Katte, berauscht von dem Gedanken, daß der Kronprinz, an dem er schwärmerisch hing, ihn bei einem so wichtigen Vorhaben in sein Vertrauen gezogen hatte, besaß nicht die nöthige Selbstbeherrschung, sein Geheimniß zu wahren. Hier und da ließ er unvorsichtige Aeußerungen fallen, und so erfuhr auch Wilhelmine, daß die Flucht nunmehr beschlossene Sache sei. Es kam nun zwischen ihr und dem Bruder zu erschütternden Auftritten. Trotz ihrer Vorstellungen blieb Friedrich bei seinem Vorsatze. „Du kannst Aebtissin werden", sagte er ihr unter Thränen der Verzweiflung, „da bist du untergebracht; ich habe das Hin- und Herziehen satt, mein Beschluß ist gefaßt. Ich habe Alles für deine Heirath gethan, jetzt ist es Zeit, daß ich an mich denke; ich habe genug ertragen, verschone mich jetzt mit Bitten und Thränen, sie helfen doch nichts mehr!"

Von England hatte Friedrich ungünstige Nachricht empfangen. Georg II. wollte eben so wenig wie August von Sachsen als sein Helfershelfer erscheinen.

Nun beschloß Friedrich nach Frankreich zu gehen. Alles Andere werde sich finden; immer bleibe ihm übrig, Kriegsdienste — etwa in Italien — zu nehmen. Zeichne er sich dann aus, so werde eine Aussöhnung mit dem Vater ohne allen Zweifel nicht ausbleiben und derselbe ihm schließlich eine erträgliche Stellung einräumen.

Der König hegte schon von dem Radewitzer Lager her den Verdacht, daß Friedrich ernstlicher auf Flucht sinne. Lange schwankte er, ob es besser sei, ihn zu Hause zu lassen oder ihn mitzunehmen. Letzteres schien ihm endlich das Gerathenste zu sein, weil er ihn dann doch stets unter Augen habe. — Am 16. Juli 1730 ward die Reise angetreten, deren nächstes Ziel Ansbach war.



Prinzessin Wilhelmine.

Des Königs Mißtrauen mochte einen hohen Grad erreicht haben, denn er hatte den Herren von Rochow, von Buddenbrock und von Waldow den Befehl ertheilt, mit dem Kronprinzen in einem Wagen zu fahren und ihn nie aus dem Auge zu lassen.

In Ansbach empfing Friedrich einen Brief von Katte, des Inhalts: er habe noch immer keinen Werbeurlaub erhalten können, sei aber gesonnen, schlimmstenfalls ohne Urlaub abzureisen. Doch bitte er den Kronprinzen, Wesel als den Ort festzuhalten, von dem aus die Flucht zu unternehmen sei. — Friedrich antwortete, er sei fest entschlossen, in dem zwischen Heilbronn und Heidelberg liegenden Orte Sinsheim das Gefolge des Königs zu verlassen. So wie Katte von seiner Flucht höre, solle er aufsitzen und sich nach Frankreich begeben, wo er ihn auf dem Schlosse des Grafen Rothenburg treffen werde. — In der Eile hatte Friedrich nicht den Bestimmungsort des Briefes „Berlin“, sondern nur „über Nürnberg“ auf die Adresse gesetzt.

Dies ward für ihn und Katte verderbenbringend. Der Brief ging nicht nach Berlin, sondern ward einem Vetter Katte's, der in Erlangen auf Werbung stand, eingehändigt. Dieser Katte — er war Rittmeister — war keineswegs erfreut, in eine so verhängnißvolle Angelegenheit plötzlich auf diese zufällige Art eingeweiht worden zu sein.

Er sah es vor Augen, wie viel für den Kronprinzen, namentlich aber für seinen Vetter auf dem Spiele stand, wenn der König von dem Briefe Kenntniß erhielt. Aber sein Pflichtgefühl trieb ihn zu dem schmerzlichen Entschluß, den verhängnißvollen Brief dem Könige zuzusenden.

Die Reise, auf der Friedrich von seinem Vater leider fortgesetzt in rauhester Weise behandelt wurde, ging inzwischen weiter. Statt in Sinsheim beschloß der König in dem einige Stunden davon entfernten Dorfe Steinfurth zu übernachten. Nach seiner schlichten Weise befahl er, in einigen einander gegenüberliegenden Scheunen das Nachtquartier aufzuschlagen; er wollte lieber mancherlei Bequemlichkeiten, als die frische Luft entbehren.



Sophie Dorothee

Vor dem Schlafengehen that er die Aeußerung, es solle am nächsten Morgen nicht, wie gewöhnlich, um drei, sondern erst um fünf Uhr aufgebrochen werden.

Letzteres beschloß Friedrich sich zunutze zu machen. Er trug dem jüngeren Pagen Keith (einem Bruder des nach Wesel versetzten Keith) auf, ihm einige Pferde zu verschaffen, da er die Absicht habe, einen kleinen Abstecher nach einem nahen Dorfe zu machen, in welchem es, wie er vernommen habe, prächtige Mädchen gäbe.

Aber er hatte Anderes im Sinne. Der längst ersehnte Augenblick war nahe. Offenen Auges lag er in der dunklen Scheune, indeß seine Begleiter — Rochow, Buddenbrock und Waldow — fest vom Schlaf umfangen waren. Gegen drei Uhr stand er leise auf, warf einen rothen Reiserock französischen Schnittes, einen sogenannten „Roquelaure“, den er sich unterwegs gekauft hatte, über und begab sich hinaus.

Der Morgen graute. Wol mochte das Herz ihm pochen, als er an der Scheune vorüberging, in der der König und Seckendorf schliefen. — Niemand, so meinte er, habe ihn gehört. Und doch — in demselben Augenblicke wird Rochow von einem Kammerdiener, dem die Nachtwache anvertraut war, aufgeweckt, und er empfängt die Nachricht, der Kronprinz habe soeben in einer Verkleidung die Scheune verlassen.

Wie nun Friedrich nach den sehnsüchtig erwarteten Pferden ausschaut, kommen in Hast Rochow, Buddenbrock und Waldow herbei, bieten ihm unbefangen einen guten Morgen, und Ersterer richtet an ihn die Frage, weshalb er sich so früh aufgemacht habe?

Friedrich ist in Wuth und Verzweiflung und giebt Jenem nur kurze, abgebrochene, abweisende Antworten. — Rochow berichtet, der König sei bereits aufgewacht und man werde in einer halben Stunde weiterreisen, weshalb er dem Kronprinzen dringlich rathe, die sonderbare Tracht abzulegen und die Uniform anzuziehen.

Friedrich entgegnet, er wolle einen Spazierritt machen und werde schon dafür sorgen, zur rechten Zeit zurück zu sein.

Da sprengt Keith mit den Rossen herbei. Friedrich will sich auf ein Pferd schwingen. Die Offiziere aber verhindern es und nöthigen ihn mit Gewalt, in die Scheune zurückzukehren und die Uniform anzulegen.

Es wird nun dem Könige, der unterdeß aufgewacht ist, von dem Vorgefallenen Meldung gethan. Jedoch der Kronprinz hatte nur von einem Spazierritte geredet, und obgleich der König meinte, sich überzeugt halten zu dürfen, daß Anderes beabsichtigt war, so fehlten doch für den Augenblick die Beweise. Er hielt demnach an sich und schwieg.

Die Reise ging weiter. In des Königs Blicken und Mienen war es zu lesen, daß etwas in ihm glühte und kochte, was unheilvoll für Andere zu werden drohte. In Mannheim angekommen, erschien der junge Keith vor ihm, warf sich ihm zu Füßen und gestand ihm dasjenige, was er von der Sache wußte. Doch der König weiß sich noch zu bemeistern! Er will erst preußischen Grund und Boden unter den Füßen haben. „Dort“, sagte er sich, „dort, wo ich Herr und König bin, da reden wir schon mit einander!“ — In Darmstadt springt aber doch im Tone schneidenden Spottes aus ihm die Aeußerung gegen Friedrich heraus: er wundere sich, ihn hier zu sehen, da er geglaubt habe, er sei schon in Paris! „Wäre es mein Wille gewesen“, antwortete Friedrich, „so hätte ich freilich schon in Paris sein können.“ Er war in dumpfer Verzweiflung; Blick und Stimme des Vaters kündigte etwas von Dem an, was kommen sollte. Der König machte den Obersten von Rochow mit seinem Kopfe dafür verantwortlich, den Prinzen, in welcher Weise auch immer, auf preußisches Gebiet zu bringen.

In Frankfurt ward ein Schiff bestiegen; auf demselben sollte Friedrich nach Wesel geführt werden. — Nun traf der verhängnißvolle Brief Friedrich's an Katte ein, der den vollgiltigsten Beweis seiner Absicht lieferte. Der König schäumte vor Wuth. Als er am nächsten Morgen auf das Schiff trat und seinen Sohn erblickte, fiel er über denselben her und schlug ihm mit dem Stock das Gesicht blutig. Friedrich, aufs Aeußerste gebracht, rief: „Nie hat das Gesicht eines brandenburgischen Prinzen solche Schmach erlitten!“ Ohne das Dazwischentreten der Offiziere wäre Schlimmeres noch geschehen. Auf ihre Vorstellungen und Bitten gestattete es der König, daß der Kronprinz auf ein anderes Schiff gebracht wurde. Jedoch befahl er, ihm den Degen abzufordern und ihn von Stund' an als Staatsgefangenen zu behandeln. Als vor Bonn angelegt ward, machte der König die Begleiter des Prinzen dafür verantwortlich, ihn „todt oder lebendig“ wieder in das Schiff zu bringen.

Friedrich sah nun dem trübsten Geschick entgegen. Mehr aber noch als das eigene, begann ihn bald das der Freunde zu bekümmern. Er wandte sich an Seckendorf, und dieser legte ein Wort für Jene beim Könige ein. Der König versprach, Gnade für Recht ergehen lassen zu wollen, wenn man ihm die volle Wahrheit bekenne. Da er aber gleich darauf die Nachricht empfing, Keith sei aus Wesel entflohen, steigerte sich wieder sein Zorn.

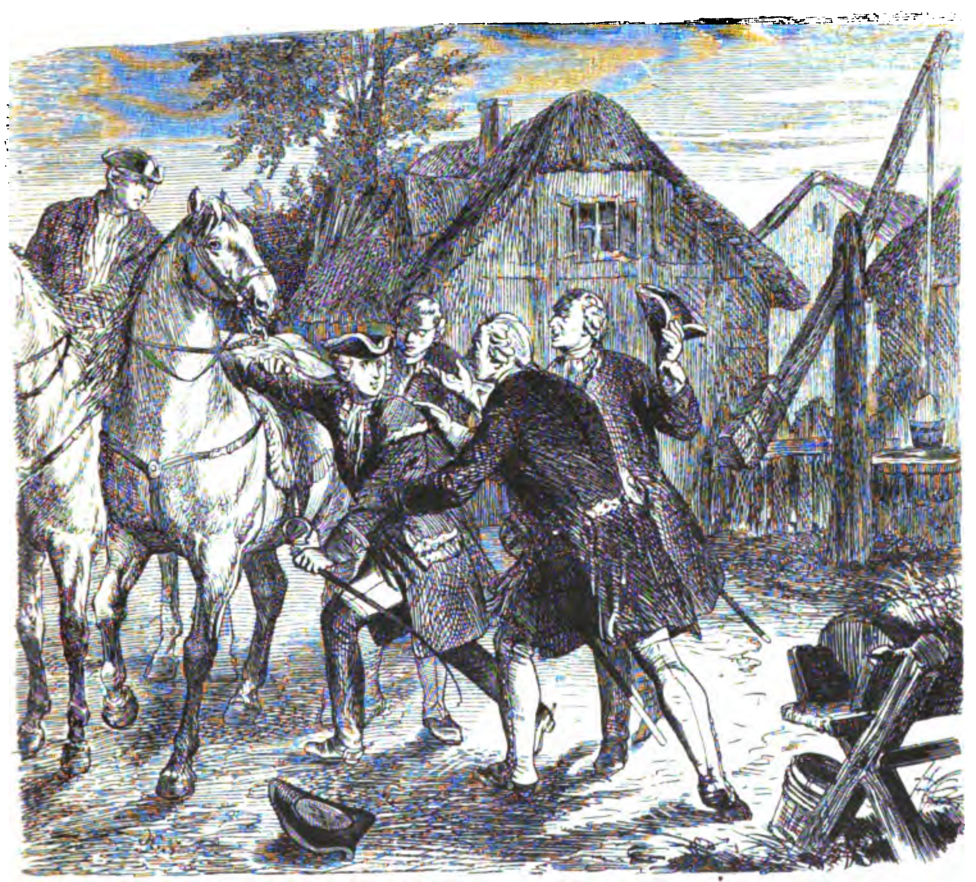
Am 12. August kam man in Wesel an. Friedrich ward noch spät Abends zum Verhör geführt. Der König fragte ihn in drohender Weise, warum er habe desertiren wollen.

„Weil Sie mich", antwortete der Prinz, „nicht wie ihren Sohn, sondern wie einen Niederträchtigen, wie einen Sklaven behandelt haben."

„Ihr seid nichts als ein feiger Deserteur ohne Ehre!" schrie der König.

Der Kronprinz entgegnete:

„Ich habe so viel Ehre wie Sie; ich habe nur gethan, was Sie mir hundertmal gesagt haben, daß Sie an meiner Stelle thun würden."



Im Morgengrauen des 4. August 1730. Zeichnung von L. Burger.

Der König, seiner nicht mehr mächtig, reißt den Degen heraus, um den Kronprinzen niederzustechen. Doch General von Mosel tritt vor, faßt des Königs Arm und ruft: „Sire, durchbohren Sie mich, aber schonen Sie Ihres Sohnes!"

Der König stutzt einen Augenblick, die übrigen Offiziere umringen ihn, und der wackere General nimmt diesen Augenblick wahr, den Prinzen hinaus und in Sicherheit zu bringen. Nun stellen die Offiziere dem Könige vor, daß es nun und nimmermehr gut gethan sei, wenn er persönlich sich an dem Verhör betheilige; es gelingt, ihn zu bewegen, daß er mit der Abhaltung des Verhörs den Obersten von Derschau beauftragt.

Unterdeß hatten in Berlin die Königin und Wilhelmine von Tag zu Tag mit Zittern und Zagen der Dinge geharrt, die unausbleiblich schienen. Da traf folgender Brief von dem Könige an seine Gemahlin ein: „Ich habe den Schurken, den Fritz, verhaften lassen und werde ihn behandeln, wie es sein Verbrechen und seine Niederträchtigkeit verdienen.

Ich erkenne ihn nicht mehr als meinen Sohn, er hat mich und mein ganzes Haus entehrt. Ein solcher Elender verdient nicht mehr zu leben."

Man kann sich die Verzweiflung der Königin und der Schwester Friedrich's denken. Daß das Schlimmste zu befürchten war, ging auch aus einem Briefe des Königs an die Oberhofmeisterin von Kamecke hervor, dessen Schluß lautete: „Uebrigens beklagen sie einen unglücklichen Vater."

Nach Berlin war ein auf Katte lautender Verhaftsbefehl gegangen. Der Unglückliche hätte noch Zeit gehabt, sich zu retten, wenn von ihm augenblicklich das Erforderliche geschehen wäre; aber seine Sorglosigkeit ließ ihn den günstigen Augenblick versäumen. Zur größten Ueberraschung des mit seiner Verhaftung beauftragten Offiziers fand man ihn, den man schon längst entfernt glaubte, in seinem Zimmer. Damit war sein Verderben besiegelt.

Das Strafgericht. Die That des Kronprinzen erschien dem Könige im denkbar schlimmsten Lichte. Er argwöhnte in dem Ganzen eine Verschwörung gegen seine Person. Das „englische Geschmeiß" an seinem Hofe stecke dahinter, meinte er; die in England hätten ihre Hand bei dem ruchlosen Vorhaben im Spiele; man gehe darauf aus, ihn zu stürzen und die Politik des Landes dem Auslande dienstbar zu machen. — Daß er wirklich an ein umfassendes, auf seinen Sturz hinzielendes Unternehmen glaubte, geht schon daraus hervor, daß er auf der Rückreise das hannöversche Gebiet nicht berührte, daß nicht in den nachbarlichen Ortschaften selbst, sondern in der Nähe derselben umgespannt ward, und daß er auf freiem Felde, entfernt von Waldungen und Gebüsch, seine Mahlzeiten (kalte Küche) einnahm. Er hielt offenbar einen Ueberfall für möglich! —

Den Interessen der österreichischen Partei war dieser, wie wir wissen, durchaus unbegründete Verdacht des Königs entschieden günstig. Die Wucht der Staatsrücksichten unterdrückte in den Männern dieser Partei alle menschlichen Empfindungen, und Niemand rührte sich auf dieser Seite, den Argwohn des Königs zu beschwichtigen und sein Urtheil zu klären. Eher noch mochte das Gegentheil geschehen sein.

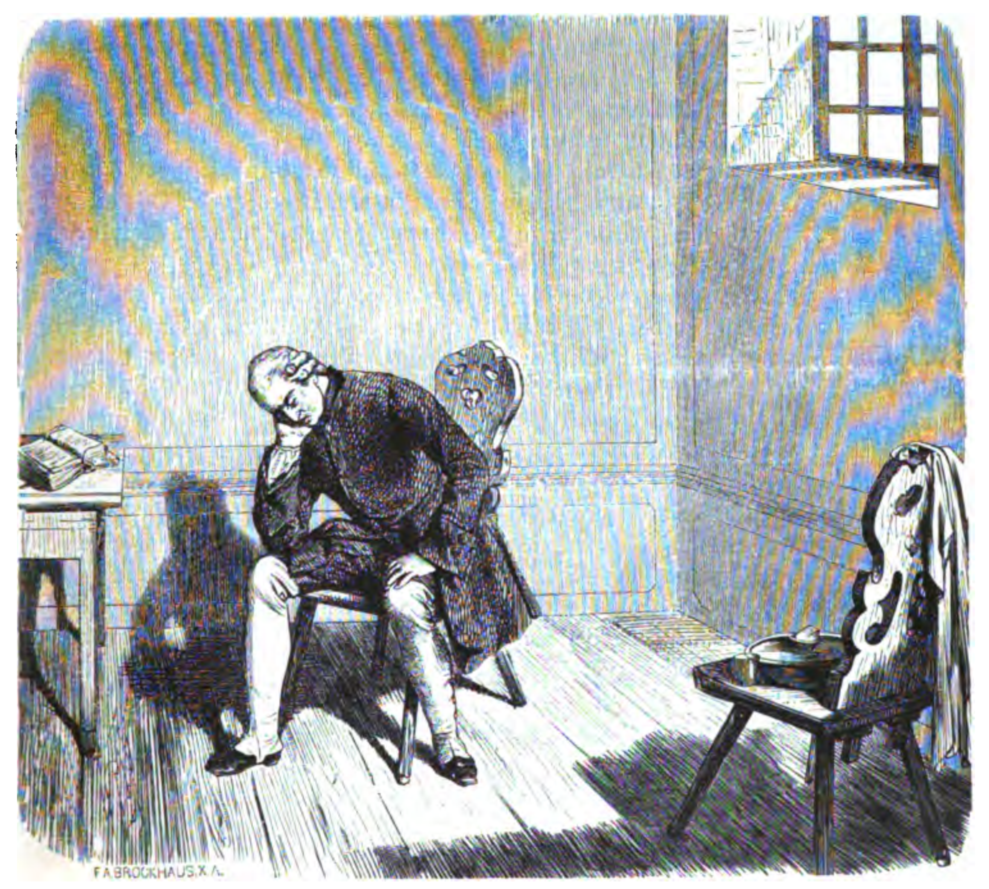
Welche Begegnung mit den Seinigen, als nun Friedrich Wilhelm (am 27. August) in Berlin anlangte. Er, der es so redlich meinte mit Haus und Land, wähnte sich verrathen von den Seinigen! „Euer unwürdiger Sohn ist nicht mehr, er ist todt!" schrie er seiner Gemahlin entgegen.... Dann rief er nach der Kiste, die dem gefangenen Katte abgenommen worden war, riß an dem Deckel, daß das Schloß absprang, schüttete die Briefe auf den Tisch und durchflog sie. Seine Wuth steigerte sich, als ihm die Briefe keine weiteren Anhaltspunkte für seine Auffassung gaben. Jetzt wird er der Prinzessin Wilhelmine ansichtig — die, seiner Meinung gemäß, eine Mitverschworene gegen ihn ist. Mit den heftigsten Verwünschungen fährt er über sie her und mißhandelt sie thätlich. Ohnmächtig wird sie davongetragen. Die Königin liegt mit den jüngeren Kindern vor ihm auf den Knieen, ruft die Gerechtigkeit des Himmels an, fleht um Erbarmen und klagt den König des Mordes ihres Sohnes an. Der Kinder jammervolles Weinen mischt sich darein: wahrlich, Schlimmeres ist nie erhört worden im Königshause der Hohenzollern. — Endlich ruft der Hocherzürnte in einer Anwallung des Mitleids: der Verräther lebe noch, fügt aber die Betheuerung hinzu: sterben müsse er!

So eilt er hinweg. Heldenmüthigen Sinnes folgt ihm die Frau von Kamecke. Gottvertrauen giebt ihr Muth, und sie sagt dem Könige mit fester Stimme:

„Sire, Sie haben sich bis jetzt etwas darauf zugute gethan, ein gerechter und gottesfürchtiger Fürst zu sein, und Gott hat Sie mit Wohlthaten überhäuft; aber hüten sie sich von Gottes heiligen Geboten abzugehen! Fürchten Sie seine Gerechtigkeit, die Philipp II. und Peter I. strafte, weil sie das Blut ihrer Söhne vergossen haben, wie Sie es thun wollen. Ihr Mannesstamm ist mit ihnen erloschen, ihre Staaten sind unglücklich, sie selbst sind zum Abscheu der Menschen geworden. Gehen Sie in sich, Majestät; Ihr erster Zorn ist verzeihlich, aber er wird zum Verbrechen, wenn Sie ihn nicht zu überwinden suchen!"

Das war eine andere Sprache, als die der Männer, die für Oesterreich gewonnen worden waren, und die zur Zeit vorherrschend Einfluß auf den König übten. Er sieht die edle Frau erstaunt an. Dann sagt er in ruhigem Tone: „Sie sind sehr kühn, daß Sie gegen mich eine solche Sprache führen, doch nehme ich es nicht übel. Ihre Absicht ist gut, Sie sprechen freimüthig zu mir; das vermehrt meine Achtung für Sie. Beruhigen Sie meine Frau.“

Friedrich war indeß nach Küstrin gebracht worden. In einem unterwegs angestellten Verhöre hatte er dem ihm verhaßten Grumbkow die beißendsten Antworten gegeben, war aber darauf durch die Kunde von der Verhaftung Katte's bis in die Tiefe der Seele hinein erschüttert worden. Er bekannte sich als den allein Schuldigen und sagte, seine Seele würde nie wieder Ruhe finden, wenn um seinetwillen ein Mensch den Tod erleiden müsse.



Der Kronprinz im Gefängniß. Zeichnung von Ludwig Burger.

Friedrich in Küstrin. In Küstrin wurde dem Prinzen ein Zimmer im Schlosse eingeräumt. In braune Gefängnißkleidung gesteckt, sah er sich nun der strengsten Haft übergeben. „Es muß die Thür“ — so lautete der eigenhändig unterschriebene Befehl des Königs — „den ganzen Tag und Nacht wohl verschlossen und zwei große Vorlegeschlösser noch daran gehangen werden; die Schlüssel soll der General von Lepell in seiner Verwahrung haben; alle Morgen um 8 Uhr soll es aufgeschlossen werden, da dann zwei Offiziere hineingehen sollen, um zu visitiren, ob Alles richtig ist; ein Kalfaktor von der Wache soll dem Arrestanten ein Becken, auch ein Glas Wasser bringen, sich zu reinigen — alsdann die Offiziere herausgehen, und Alles wieder fest zugeschlossen wird. Des Mittags 12 Uhr wird ihm Essen hineingeschickt, und die Thür gleich zugeschlossen, des Abends um 6 Uhr ebenso, also daß des Tages

dreimal die Thür aufgeschlossen wird, die jedesmal nicht länger ausbleibt, als vier Minuten. Die beiden Kapitäne, die auf- und zuschließen lassen, sollen bei größter Ungnade mit dem Gefangenen nicht sprechen. Wenn er was fraget, sollen sie ihm nicht antworten, und dieses ist meine strikte Ordre, da sie sich sollen nach informiren, und mit ihren Köpfen responsabel sein."

Dem Gefangenen sollten weder Messer noch Gabel, weder die Flöte noch Schreibmaterialien und Bücher — mit Ausnahme der Bibel — gegeben und sein Licht des Abends früh ausgelöscht werden. Gottes Wort, Einsamkeit und — so viel es eben ging — Dunkelheit und Nacht — das, meinte der König, werde den Prinzen zur Erkenntniß seiner Sünden bringen und ihn auf den Spruch des Kriegsgerichtes vorbereiten.

Friedrich's Unglück erweckte überall das tiefste Mitgefühl. Der im Schlosse wohnende Kammerpräsident von Münchow wagte es, seine Haft in manchen Dingen zu erleichtern. Durch das ganze Land ging ein Weheruf. Selbst den hartgesottenen Sündern Seckendorf und Grumbkow mochte jetzt Das, was sich vorbereitete, als zu grausam erscheinen. Was sie erstrebt, war erreicht: Erklärung des Königs an England, nichts mehr mit den Verhandlungen wegen der Doppelheirath zu thun haben zu wollen. Was jetzt in der königlichen Familie geschah, und mehr noch dasjenige, was weiterhin zu befürchten stand, ging über das Ziel hinaus. Nun aber waren Jene so gebannt in dem Lügengewebe, welches sie gesponnen hatten, daß sie die Fäden nicht zu lösen vermochten, ohne fürchten zu müssen, es könne das Gewonnene wieder verloren gehen.

Katte's Tod. Zunächst erfolgte der Spruch des Kriegsgerichts über Katte. Zu seinen Gunsten konnte angeführt werden, daß er sich nicht von dem Regimente entfernt, wie auch, daß seine Pläne nicht zur Ausführung gekommen waren. Demnach lautete das Erkenntniß auf Ausstoßung aus der Armee und mehrjährige Festungsbaustrafe. Der König, der seit Monaten Tag und Nacht nicht Ruhe gefunden hatte, weil er immer noch den Ausbruch einer, wie er glaubte, von seinem Sohne und Katte zu seinem Sturze angelegten Verschwörung für möglich hielt, war empört über diesen Spruch, der ihm als viel zu milde erschien, und hielt sich davon überzeugt, daß die Mitglieder des Kriegsgerichts sich offenbar hätten damit dem künftigen Thronfolger gefällig erzeigen wollen. Nach seiner Meinung hatte ein Verschwörer, wie Katte es war, den schimpflichsten Tod verdient. Nur durch seine Hinrichtung durch das Schwert werde der Gerechtigkeit Genüge geschehen — und er verschärfte nun dahin das Urtheil. — Katte hatte hohe Verwandte, die sich für ihn beim Könige verwandten. Vergebens! Man habe dem Verschwörer, entschied der König, seinen auf Tod lautenden Spruch zu eröffnen, und ihm dabei zu sagen, es thue dem Könige leid, doch sei es besser, er sterbe, als daß die Gerechtigkeit aus der Welt entweiche. — Und in Küstrin sollte er sterben, und zwar vor Friedrich's Augen, damit dieser getroffen werde, tief bis in die Seele hinein, denn dies thue ihm vor Allem noth!

An dem rauhen, düstern Morgen des 6. November ward der Kronprinz angegangen, aufzustehen, wenn er den Freund auf seinem letzten Gange noch einmal sehen möge. Wie betäubt erhebt sich Friedrich von seinem Lager und tritt zum Fenster. Im Morgengrauen erblickt er auf dem nächsten Platze eine Richtstätte. Eben kommt der Freund in derselben braunen Kleidung, wie Friedrich sie trägt; rechts und links von ihm schreitet ein Geistlicher einher. — Der unglückliche Jüngling hatte bereits vom Leben Abschied genommen. „Seine Augen" — so berichtete einer der Prediger später — „waren meistens zu Gott gerichtet; wir (die beiden Prediger) erhielten daher sein Herz unterwegs immer himmelwärts, durch Vorhaltung der Exempel Solcher, die im Herrn verschieden waren — als des Sohnes Gottes selbst und Stephani, wie auch des Schächers am Kreuz, bis wir uns unter solchen Reden dem Schlosse näherten. Er erblickte endlich, nach langem sehnlichen Umsehen, seinen geliebten Jonathan, Seine Königliche Hoheit, am Fenster." —

Wer war bedauernswürdiger: Katte, der für den Königssohn sein Haupt auf den Block legen sollte, oder Letzterer, der sich sagen mußte: er geht in den Tod durch deine Schuld?

„Im Namen Gottes fordere ich, haltet mit der Vollziehung inne, bis ich an den König geschrieben!" rief Friedrich. Er erklärte sich bereit, sich dem Tode, der Thronentsagung oder auch ewiger Gefangenschaft zu unterwerfen, wenn Katte freigelassen würde.

Wer aber hätte es wagen dürfen, dem Verfahren Einhalt zu thun?

Friedrich rief dem Freunde in herzzerreißenden Tönen zu, ihm zu verzeihen. Katte erwiederte, er wisse nichts, was er zu verzeihen habe, er sterbe mit Freuden für den liebenswürdigsten aller Prinzen — — Friedrich stürzte ohnmächtig zu Boden. — —



Katte zum Tode geführt. Zeichnung nach H. Lüders.

Als er wieder erwachte, sah er den Leichnam des Freundes, Kopf und Rumpf wieder zusammengefügt, auf der Richtstätte. Er wich nicht vom Fenster; auch dann noch, als man am Nachmittage den Todten in einen Sarg gelegt und hinweggeschafft hatte, blieben seine Blicke starr auf die Richtstätte geheftet. So hielt er aus bis zum Abend. Dann kam für ihn die schauerliche Nacht und tiefe Einsamkeit. In der Nachtzeit hörten ihn die Wachen laut sprechen. Am folgenden Morgen sagte er, man solle dem Könige schreiben, der Freund sei für ihn keineswegs todt; Katte stehe beständig vor seinen Augen.

Grauenvolle Erschütterung einer jungen Menschenseele.... Ist guter Stoff in dir, so wird sie dir zur Läuterung dienen; wo nicht, so gehst du durch dieselbe zu Grunde!

In diesem Zustande trifft ihn eine vom Freunde kurz vor seinem Tode aufgesetzte Mahnung. Katte bereut sein leichtfertiges Leben, verspricht dem Kronprinzen, für ihn am Throne Gottes durch sein Gebet Fürbitte einlegen zu wollen, beschwört ihn, seines Todes wegen gegen den Vater nicht Groll zu hegen, da dieser nur der Gerechtigkeit gedient habe, und ermahnt ihn, sich seinem Herrn und König zu unterwerfen und ihn durch Gehorsam zu ehren. — Merkwürdigerweise ist bis in die neueste Zeit hinein in den meisten Darstellungen des Lebens Friedrich's die Behauptung aufgestellt worden, auch über ihn habe das Kriegsgericht ein Todesurtheil gesprochen. Daß dies nicht geschehen, erweisen die in dem Schulenburg'schen Archiv auf Propstei Salzwedel (ein Schulenburg war Vorsitzender des Kriegsgerichts) vorgefundenen und 1860 veröffentlichten „Protokolle des Köpnicker Kriegsgerichts". Sämmtliche Mitglieder dieses Gerichts erklärten vielmehr, „unvermögend" zu sein, in einer Sache einen Spruch zu fällen, „so hauptsächlich eines großen Königs Zucht und Potestas über seinen Sohn betreffe." Um so mehr erhob sich in Friedrich Wilhelm der Kampf der Empfindungen des Vaters mit dem Rufe der Pflicht: Gerechtigkeit zu üben im Lande ohne Ansehen der Person. — Von verschiedenen Höfen liefen Vorstellungen und Fürbitten ein. Es gab Tage und Stunden, in denen der König entschlossen schien, dem Sohne Katte's Schicksal zu bereiten. Glücklicherweise waren unter den preußischen Generalen Männer vorhanden, die den Muth hatten, dem Könige furchtlos zu sagen, er dürfe, den Reichsgesetzen gegenüber, den Thronfolger als solchen am Leben nicht strafen. Es seien nur genannt von Natzmer, Leopold von Dessau und von Buddenbrock. Bei Gelegenheit eines heftigen Auftrittes, den eine Unterredung wegen dieser Angelegenheit hervorgerufen hatte, entblößte der von Buddenbrock sein Brust, indem er rief: „Wenn Ew. Majestät Blut verlangen, so nehmen Sie meines, jenes bekommen Sie nicht, so lange ich noch sprechen darf!"

Wendung zum Bessern. Friedrich selbst hielt sich eine Zeit lang davon überzeugt, daß der Richtplatz, auf dem das Haupt seines Freundes gefallen war, auch die Stätte seines Todes sein werde. Hatte doch derselbe Prediger (Müller), durch den Katte zum Tode vorbereitet worden war, Befehl erhalten, auch ihn zu besuchen. Die lange Haft, die erschütternden Auftritte, der Nachruf des todten Freundes, die Mahnungen des würdigen Geistlichen und endlich die ihn beschleichenden Todesgedanken verfehlten nicht, eine heilsame Wirkung auf Friedrich's Gemüth auszuüben. In diesem Sinne berichtete der Geistliche an den König und bat ihn, „nach dem Exempel Gottes barmherzig zu sein".

Der Bericht des Predigers machte auf den König einen tiefen Eindruck. Hat Fritz, mochte er sich sagen, Gnade bei Gott gefunden, nun, dann soll ihm auch die Gnade seines Königs und Vaters wieder zutheil werden. Dies bekundet deutlich sein Schreiben an Müller, in welchem es heißt: „Wofern Ihr den Kronprinzen also findet, daß ihm seine Sünden von Herzen leid sind, es auch seine wahre Intention ist, sich zu bessern, so sollt Ihr in meinem Namen ihm andeuten, daß ich ihn zwar noch nicht pardonniren könnte, aber ich würde ihn dennoch aus unverdienter Gnade aus dem scharfen Arrest lassen."

Als der Geistliche dem Kronprinzen davon Mittheilung machte, war dieser aufs Tiefste erschüttert. Er erklärte sich nun auch bereit, den Eid zu leisten, den der König verlangte, dahin gehend, daß er dem Könige in Zukunft den strengsten Gehorsam leisten wolle, wie es ihm als getreuem Diener, Unterthan und Sohne zustehe. Zugleich sollte er geloben, sich an keinem der bei den erschütternden Vorgängen der letzten Zeit Betheiligten rächen zu wollen, und vor Allem, sich nicht ohne die Zustimmung des Vaters zu verheirathen.

Am 7. November fand die Eidesabnahme statt; Friedrich erhielt darauf seinen Degen zurück, jedoch noch nicht die Uniform, sondern einen hellgrauen, mit silbernen Tressen besetzten Rock. In der Stadt war für ihn ein Wohnung eingerichtet worden, über die Art seines Lebens hatte der König besondere Bestimmungen getroffen.

Nur erst dem reuigen Sohne, nicht dem Oberstleutnant Friedrich war Gnade zutheil geworden.

Welche Stellung hatten nun Grumbkow und Seckendorf in letzter Zeit eingenommen? Sie waren gegen die englische Partei am Hofe Sieger geblieben, jedoch wäre ihnen, namentlich dem General von Grumbkow, der Sieg beinahe gefährlich geworden. Die durch das erschütternde Drama hervorgerufene Theilnahme hat sich, wie schon bemerkt wurde, bis in neueste Zeit hinein ausschließlich dem Sohne zugewandt. Was der Vater gelitten, ist weniger ins Auge gefaßt worden. Und doch wird berichtet, wie er seine Tage und Nächte in schreckensvoller Unruhe verlebte. Wer kann es ermessen, ob er weniger litt als die Seinen, welche er der Verzweiflung nahe brachte! Mochte nicht in Grumbkow, der am meisten Gelegenheit hatte, in das Gemüth des Königs zu blicken, bisweilen der Gedanke entstehen: wie, wenn der König selbst unterginge in dem Sturme, den du heraufbeschwören halfest? Und wenn dann deine Verrätherei zu Tage träte? — Vielleicht lag darin der Grund, daß auch er jetzt ein gutes Wort für Friedrich einlegte. Seckendorf hatte sich eine Fürbitte des österreichischen Hofes für Friedrich zusenden lassen, die er aber dem Könige erst überreichte, als dieser — offenkundig — bereits mildere Gesinnungen gegen Friedrich hegte.

Friedrich's Thätigkeit in Küstrin. Friedrich Wilhelm zeigte den auswärtigen Mächten in einem Rundschreiben die Begnadigung des Kronprinzen an. In dem Schreiben heißt es: er habe ihn aus väterlicher Mildigkeit gnädigst pardonniret und seines bisherigen scharfen Arrestes entlassen; jedoch demselben, um seinen Gehorsam zu prüfen, vorerst die Stadt Küstrin angewiesen, um sich daselbst in allerhand wohlanständigen und nützlichen Wissenschaften, welche zum Civil- und ökonomischen Wesen gehören, zu vervollkommnen. — Des Königs Ueberzeugung war es schon längst gewesen, daß ein Fürst, der nichts von der Verwaltung und Landwirthschaft verstehe, verachtet und allüberall hintergangen werde und Günstlingen in die Hände falle. Am Tage nach der Eidesleistung wurde Friedrich in die Domänenkammer eingeführt. Der König gab ihm zuverlässige Leute zu Rathgebern, den königlichen Rath Wolden und die Kammerjunker Natzmer und Rohwedel. In der Domänenkammer erhielt nun Friedrich als Auskultator seinen Platz am untersten Tische. Hier hatte er täglich von 7 bis halb 12 und von 3 bis 5 Uhr zu arbeiten. Auf den Protokollen finden wir seine Unterschrift hinter denen der Räthe. In den Abendstunden empfing er von dem Präsidenten von Münchow und dem Direktor Hille Unterweisung in einzelnen Zweigen der Verwaltung. Er durfte an Niemand schreiben als an den König und die Königin, und zwar auch dies nur in bestimmten Zeitabschnitten. Musik zu treiben oder zu hören, war ihm versagt; Niemand aus seiner Umgebung sollte mit ihm über Politik sprechen. Zur Lektüre waren ihm gestattet die deutsche Bibel, das Gesangbuch, Arndt's „Wahres Christenthum" und, wenn ihm Zeit dazu bliebe, die alten Papiere des Markgrafen Johann von Küstrin. Die Wahl diese Schriftstücke als Lektüre für Friedrich war von Seiten Friedrich Wilhelm's, des scharfblickenden, praktischen Landesherrn, sicherlich keine zufällige, bedeutungslose. Wie hoch das landwirthschaftliche Wirken des Markgrafen Johann zu stellen sei, bestätigt der berühmte Historiker Johannes Voigt in seinem umfassenden Werke über diesen Fürsten.

Ueber ein Jahr dauerte diese folgenreiche, bedeutungsvolle Thätigkeit des Kronprinzen in derselben Stadt, in der gerade hundert Jahre früher der Kurprinz Friedrich Wilhelm, der spätere Große Kurfürst, von dem wackeren Leuchtmar seinen ersten Unterricht empfangen hatte.

Friedrich arbeitete mit größtem Fleiße. Als er nach einiger Zeit dem Könige einen Plan zur Verbesserung der Spinnwerke zusandte, äußerte Letzterer Zweifel, daß Friedrich die Arbeit verfaßt habe, und fügte danach hinzu, Friedrich solle vor allen Dingen Anschläge von Grund und Boden machen lernen und sich um Viehzucht bekümmern. Dann werde er es zugleich würdigen lernen, wie schwer es dem Bauer falle, so viel Groschen zu erarbeiten, als zu einem Thaler gehören, und dies werde ihn veranlassen, sorgsamer, als es früher geschehen sei, mit dem Gelde umzugehen.

Wenn die Befehle des Königs in Bezug auf das Verhalten der Beamten, die über den Kronprinzen zu wachen hatten, nicht in strengster Weise durchgeführt wurden, so kann dies

Niemand Wunder nehmen. Waren doch die Genannten nicht nur von einem lebhaften Mitgefühl für Friedrich erfüllt, sondern sie sahen in ihm auch den künftigen Landesherrn.

Grumbkow erachtete es jetzt für angemessen, die Rolle eines Vermittlers zwischen Vater und Sohn zu übernehmen, und der Kronprinz empfing von ihm mancherlei, ihm in seiner dermaligen Lage nützliche Rathschläge. Friedrich kam freilich dem väterlichen Willen auch jetzt noch in vielen Dingen mehr mit Zwang, als aus Ueberzeugung nach. Seine Natur war ursprünglicher Art, und eine solche kann nie ihr eigenstes Wesen gänzlich verleugnen. Aber manche Einseitigkeit ward abgelegt, mancher Auswuchs beseitigt.



Friedrich als Auskultator bei der Domänenkammer in Küstrin. Zeichnung von Ludwig Burger.

Nachdem ein Jahr in dieser Weise vergangen war, beschloß der König, angeregt durch Grumbkow, den Sohn wiederzusehen. — Es war am 15. August 1731, als Friedrich Wilhelm, auf einer Reise nach Preußen begriffen, in Küstrin eintraf und im Regierungsgebäude abstieg. Friedrich wurde zu ihm beschieden. Die ernste Arbeit des Jahres hatte eine vortheilhafte Wirkung auf ihn ausgeübt, hatte ihm einen Anflug von Männlichkeit gegeben. Der König redete ihn hart an. Er stellte ihm vor, ob er wol bedacht habe, welche entsetzliche Folgen es nach sich gezogen haben würde, wenn ihm sein Fluchtplan gelungen wäre? Seine eigene Mutter, die Königin, und seine Schwester würde er dadurch ins Unglück gestürzt haben. Auch nach außen hin hätte das Gelingen jenes Planes die schwersten Folgen nach sich gezogen. Ohne Verzug wäre er, der König, mit einer Armee — nach seiner Ansicht war ja der englisch-hannöversche Hof in die „Verschwörung“ verflochten — ins Hannöversche eingefallen, und er hätte sengen und brennen lassen, ohne zu fragen, was für Nachtheile dem Preußischen Staate daraus erwüchsen! — Als hiernach der König an den Kronprinzen die Frage richtete, wie er es denn mit seiner Sohnespflicht

habe vereinigen können, einen Vater anzufeinden, der doch nur für ihn arbeite, und der sich trotzdem bisher nicht habe seine Freundschaft erwerben können, fühlte sich Friedrich so überwältigt, daß er in Thränen ausbrach und seinem Vater zu Füßen sank, indem er ihm betheuerte, Alles thun zu wollen, um sich die Gnade desselben wieder zu gewinnen.

Nun reichte der König dem Sohne die Hand, umarmte ihn und sagte, er glaube an seine aufrichtige Reue und werde für ihn auch fernerhin sorgen.

Rückkehr und Vermählung Friedrich's.

Die Prüfungszeit für den Kronprinzen war aber noch nicht vorüber. Er sollte auf dem betretenen Wege weiter geführt werden, und der König gab in diesem Sinne seine Anweisungen. Friedrich habe jetzt — so lauteten des Königs Befehle — zu lernen, wie gepflügt, wie gemistet, gesäet und der Acker zubereitet und bestellt werden müsse, und wie die Viehzucht und das Brauwesen mit Vortheil zu betreiben seien.

Bisher hatte der Kronprinz die Festung Küstrin nicht verlassen dürfen, von jetzt ab war es ihm gestattet, Ausflüge in die nächste Umgegend — jedoch nur zu dem angedeuteten Zwecke, und zwar in Begleitung der oben Genannten — zu machen. Diese führten ihn unter Anderem nach den Aemtern Quartschen, Carzig und Wollup. Der Jahresertrag des letzten Amtes war durch die von dem Könige ins Leben gerufenen Verbesserungen von 1600 bis auf 22,000 Thaler gestiegen. Dies und Aehnliches, was man ihm über seines Vaters Thätigkeit mittheilte, verfehlte nicht, einen tiefen Eindruck auf ihn zu machen. Er lernte eine Seite des Vaters kennen und würdigen, von der er früher gar keine Ahnung hatte.

Wilhelmine hatte indeß in der ganzen Zeit auf ihrem Zimmer auch eine Art Gefängnißhaft zu erdulden gehabt. Ihre Gesundheit hatte gelitten. Sie sei, erzählt sie in ihren Memoiren, „zu einem Skelett abgemagert", die Beköstigung schlecht gewesen: „eine Suppe von Salzwasser und ein Ragout von alten Knochen, voll Haare und Schmuzkram." Ihre Schilderungen leiden, das dürfen wir nicht vergessen, an Uebertreibungen. Immerhin mag es mit ihrer Beköstigung nicht besonders ausgesehen haben.

Jetzt beschloß der König, sie zu verheirathen, und er sandte ihr den General Grumbkow zu, der ihr eröffnete, daß der König ihr den Erbprinzen Friedrich von Bayreuth zum Gemahl bestimmt habe. Er forderte sofortige Entscheidung, gab ihr aber Folgendes zu bedenken: Komme sie dem Willen des Vaters nach, so solle alles Geschehene vergeben und vergessen sein, ihr eine gute Aussteuer gegeben und der Kronprinz wieder zu Gnaden aufgenommen werden; verharre sie dagegen in ihrem Widerstande, so stehe ihr, der ungehorsamen Tochter, unwiderruflich bevor, als Staatsgefangene nach dem fernen Memel gesandt zu werden! Nach einigem Besinnen erklärte Wilhelmine, unter der Bedingung, daß ihrem Bruder die Freiheit gegeben werde, und der König sich mit der Mutter aussöhne, seinem Willen sich unterwerfen zu wollen. Der König war hocherfreut und erwies sich der Prinzessin sofort als der zärtlichste Vater; die Mutter aber grollte ihr wegen ihres Nachgebens, doch gelang es endlich, auch sie zu beruhigen und zur Versöhnung zu stimmen.

Im November 1731 fanden die Vermählungsfeierlichkeiten statt. Ein frohes Fest für Wilhelmine waren diese jedoch nicht. Langgenährten Wünschen und Hoffnungen hatte sie entsagen müssen, die Mutter, wie erwähnt, zürnte ihr noch wegen ihres Nachgebens, und nun war nicht einmal ihr Bruder zu der Trauung herbeigerufen worden. Und doch war es ihr Trost gewesen, ihm durch ihre Willfährigkeit volle Freiheit zu verschaffen.

Am vierten Tage der Hochzeit fand auf dem Schlosse ein Ball statt, zu dem auch viele Berliner Bürger Einladungen empfangen hatten. Da erschien der Kronprinz plötzlich im Saale. Wilhelmine merkte nichts davon. Jetzt trat Grumbkow zu ihr heran und fragte sie, ob sie nicht sähe, wer eben eingetroffen sei. „Ich hielt sogleich im Tanzen inne", erzählt Wilhelmine in ihren Denkwürdigkeiten, „und indem ich nach allen Seiten umherblickte, bemerkte ich einen grau gekleideten, mir unbekannten jungen Mann.

„So gehen Sie doch hin, den Kronprinzen zu umarmen; dort steht er!" sagte Grumbkow. Mein Blut strömte wild durch einander vor Freude. „O Himmel, mein Bruder?" schrie ich. „Aber ich sehe ihn nicht; wo ist er? Um Gotteswillen, zeigen Sie ihn mir!" Grumbkow führte mich zu dem jungen Manne in Grau. Beim Näherkommen erkannte ich ihn, obschon mit Mühe: er war erstaunlich viel stärker geworden und kürzer am Hals; auch sein Gesicht war sehr verändert und nicht mehr so schön, als es gewesen. Ich sprang mit offenen Armen auf ihn zu: ich war so ergriffen, daß ich nichts als gebrochene Ausrufungen hervorzubringen vermochte: ich weinte, ich lachte, wie von Sinnen. Mein Lebtag habe ich keine so lebhafte Freude empfunden."

„Als ich wieder zu mir selbst gekommen, warf ich mich dem Könige zu Füßen. Der König sagte: „Bist du zufrieden mit mir? Du siehst, ich hab' Wort gehalten." Ich nahm meinen Bruder bei der Hand und flehte den König an, ihm seine Freundschaft wieder zu schenken. Dieser Auftritt war so rührend, daß er Thränen in die Augen der ganzen Versammlung brachte. Ich näherte mich dann der Königin. Sie war genöthigt, mich zu umarmen, da der König ihr nahe stand; aber ich bemerkte, daß ihre Freude nur eine verstellte war."

Wilhelmine gewahrte neben der äußeren bald auch eine bedeutende innere Veränderung an dem Bruder. „Er trug", sagt sie, „eine stolze Miene und schien auf Jedermann herabzublicken." Daß die kluge Wilhelmine darüber erstaunte, muß billig Verwunderung erregen. In solcher Weise, wie es geschah, an den Hof des Königs zurückgerufen zu werden, brachte doch wahrlich den Kronprinzen, allen Anwesenden gegenüber, in eine Lage, in der die von ihm angenommene Haltung sehr erklärlich erscheint.

Am Tage darauf baten alle in Berlin anwesenden Offiziere, unter dem Vortritt Leopold's von Dessau, den König, seinem Sohne den Wiedereintritt in die Armee zu gestatten. Der König willfahrte der Bitte, und der Kronprinz erschien bald darauf bei einer Heerschau in der Uniform des Goltz'schen Infanterieregiments. Die Freude darüber war allgemein. — Doch noch einmal kehrte er in seiner vorigen Kleidung nach Küstrin zurück. Drei Monate später ward er vom Könige zum Obersten und Befehlshaber des Goltz'schen Infanterieregiments ernannt.

Durch die Verheirathung Wilhelminens war der Plan der Königin, eine Doppelheirath zwischen dem preußischen und hannöverschen Königshause zu Stande zu bringen, gewaltsam zerrissen worden. Nur eine einfache Heirath zwischen Friedrich und einer englischen Prinzessin war noch möglich zu machen. Auch dazu war England jetzt noch geneigt. Doch bei Friedrich Wilhelm stand es — wir wissen infolge welcher Einflüsse — fest: nun und nimmermehr eine derartige Verbindung mit England zuzugeben, und er verfehlte nicht, dies in schroffer Weise dem englischen Gesandten erkennen zu geben.

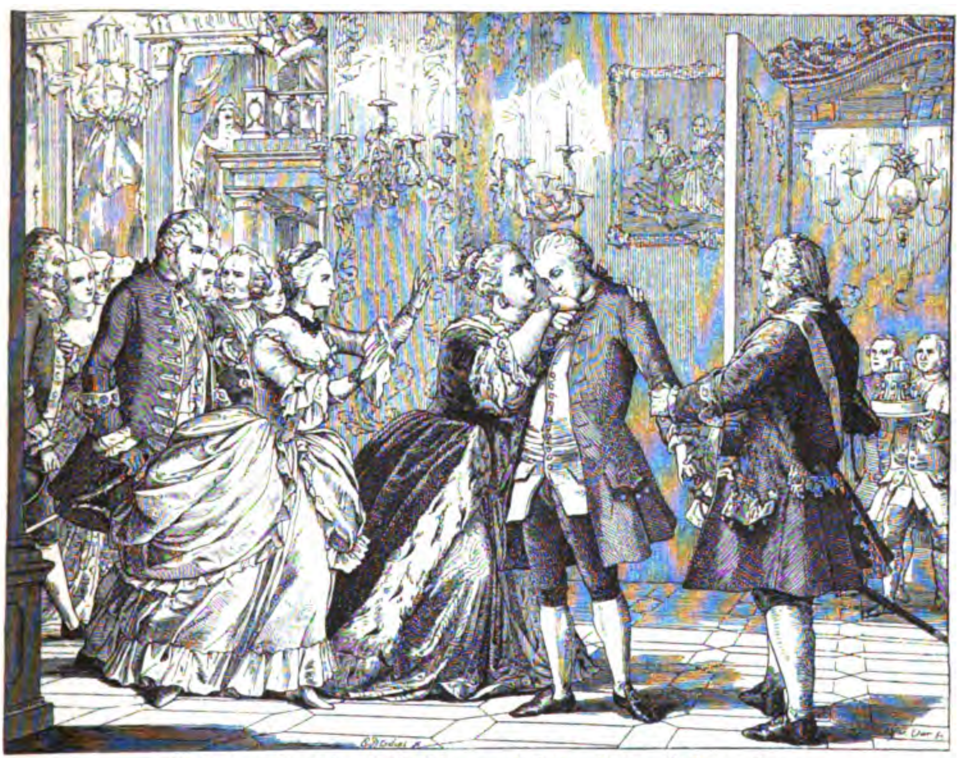
Friedrich hatte sich in vielen und schweren Dingen seinem Vater gefügt; jetzt kam eine neue, fast noch schwerere Prüfung für ihn. Der König beschloß, ihn zu vermählen, und zwar mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern, einer Nichte des Kaisers. Durch die uns bekannten österreichischen Helfershelfer war die Aufmerksamkeit des Königs auf diese Prinzessin gelenkt worden.

Als Friedrich von dem Entschlusse seines Vaters in Kenntniß gesetzt wurde, gerieth er auf einen Augenblick in Verzweiflung. Er schrieb an Grumbkow: „Der König bedenke doch nur, daß er mich nicht um seinetwillen verheirathet, sondern um meinetwillen, und daß es ihm selber tausendfachen Verdruß machen würde, zwei Personen vor sich zu sehen, die sich einander hassen, und die unglücklichste Ehe ..... Es steht mir noch eine Zuflucht offen: — ein Pistolenschuß kann mich von meinen Leiden und meinem Leben befreien, und ich glaube, ein gütiger Gott würde mich nicht dafür verdammen, sondern sich meiner erbarmen und mir für ein Leben voll Elend die Seligkeit gewähren."

Ruhige Ueberlegung brachte den Kronprinzen auf andere Gedanken. Er durfte hoffen, daß, wenn er dem Könige zustimmte, ihm anderweitige Vergünstigungen zutheil werden würden.

So schrieb er denn dem Vater, er sei bereit, auch in diesem Punkte ihm gehorsam zu sein. Der König war sehr erfreut und befahl ihm, seine Verhältnisse in Küstrin zu ordnen, Alles zu bezahlen und nach Berlin zurückzukehren.

Am 6. März schrieb Friedrich an seine Schwester von Berlin aus: „Nächsten Montag erfolgt meine Verlobung, die gerade so ausfallen wird, wie die Deinige war. Die Person ist weder schön noch häßlich; es fehlt ihr nicht an Verstand, sie ist aber sehr schlecht erzogen, ist blöde und weiß sich nicht zu benehmen. Urtheile nun selbst, theure Schwester, ob sie nach meinem Geschmacke ist oder nicht. Ihr größtes Verdienst ist, daß ich ihr die Freiheit verdanke, Dir zu schreiben: mein einziger Trost in Deiner Abwesenheit."



Rückkehr Friedrich's und Aussöhnung mit seinem Vater. Nach van Der.

Wilhelmine, die bald darauf mit der Prinzessin zusammentraf, giebt folgende Schilderung über sie: „Die Kronprinzessin ist groß, ihr Wuchs nicht schön, indem sie sich beim Stehen oder Gehen ein wenig vorwärts beugt, was ihr ein linkisches Ansehen giebt. Ihre Hautfarbe ist glänzend weiß, von den lebhaftesten Farben erhöht: ihre Augen blaßblau und wenig Geistesgaben versprechend, Mund klein, Züge überhaupt klein, mehr niedlich als schön — und das Gesicht ist ganz und gar so unschuldig und kindisch, man würde diesen Kopf für denjenigen eines zwölfjährigen Kindes halten."

Verlobung des Prinzen. Am 10. März fand die Verlobungsfeier statt. Nun aber kam plötzlich Weisung aus Wien an Seckendorf, das Zustandekommen der Vermählung, wenn irgend möglich, zu verhindern, und zwar zu Gunsten — einer englischen Heirath! So hatte sich der Wind in Wien gedreht! Der Kaiser wünschte eine Annäherung an England, und da man dort immer noch den Wunsch hegte, eine englische Prinzessin auf den preußischen Thron zu bringen, so hielt man es in Wien für rathsam, sich dem Londoner Hofe in dieser Weise gefällig zu erweisen. — Doch selbst dem ergrauten Ränkeschmiede Seckendorf erschien es bedenklich, sich mit einem solchen Vorschlage Friedrich Wilhelm zu nahen. Ebenso hielt

der General von Grumbkow die Ausführung dieses Befehls für ein gefährliches Unternehmen. Er sagte: Wer sich unterfinge, den König zum Wortbruch verleiten zu wollen, könne in Gefahr kommen, nach Spandau geschickt zu werden. — Jedoch erneuerte Weisungen aus der Hofburg zu Wien zwangen Seckendorf, die Sache zur Sprache zu bringen.

Friedrich Wilhelm war erstaunt und entrüstet darüber, daß man ihn eines so argen Wortbruchs für fähig hielt. Bei dem Hinblick auf die schweren Leiden, welche die früheren Heirathspläne ihm und den Seinen gebracht hatten, gewährte ihm einzig und allein der Gedanke Trost: „Was du thatest, war nothwendig zum Heile deines Hauses und Landes.“ Von solchen Gedanken geleitet, hatte er nun auch die Heirath Friedrich's mit der Prinzessin Elisabeth von Bevern beschlossen. In Wien war seit Jahren — nach Seckendorf's Versicherungen — des Königs strenge Tugend in diesem Punkte bewundert und ein gewisser Abscheu vor einer verwandtschaftlichen Verbindung mit England, die dem preußischen Königshause ja nur Unheil bringen könne, zur Schau getragen worden. Und nun! Die neueste Eröffnung Seckendorf's ließ den König einen tiefen Blick in den Abgrund der Wiener Politik thun. „Nein, ich kann es nicht mehr aushalten“, rief er am Abend in der Tabaksgesellschaft, in welcher die Generäle und Obersten Derschau, Schwerin, Buddenbrock, Rochow gegenwärtig waren, „es frißt mir das Herz ab! Mich zur Begehung einer Niederträchtigkeit bringen zu wollen! Mich! Mich! Nun und nimmermehr! Mich zum Schelmen machen wollen!“

Vermählung. Aufenthalt in Ruppin. So ward es offenkundig, wie der jeder Arglist unfähige König ein Opfer diplomatischer Doppelzüngigkeit und Schliche geworden war. Nun beschleunigte er die Vermählung um so mehr. Als Ort der Trauung ward Salzdahlum, ein Lustschloß des Herzogs von Braunschweig, des Großvaters der Braut, bestimmt. Hier empfing das junge Paar (12. Juni 1733) die kirchliche Einsegnung: es ward ein freudenloses Fest gefeiert. —

Wirkliche Zuneigung hat Friedrich zu seiner Gemahlin niemals empfunden, aber ihr Betragen nöthigte ihm jederzeit die größte Achtung für sie ab. „Ich müßte der verächtlichste Mensch von der Welt sein“, äußerte er später einmal, „wenn ich sie nicht wahrhaft achten wollte; denn sie ist sehr sanft, höchst gelehrig und übermäßig gefällig, indem sie jedem meiner Wünsche zuvorzukommen sucht.“

Vom Frühlinge 1732 bis August 1736 hatte Friedrich seinen Wohnsitz zumeist in Ruppin, wo sich der Hauptheil seines Regiments befand. Unverdrossen kam er hier seinen militärischen Obliegenheiten nach und ergötzte sich des Abends an der Lektüre der bedeutendsten Schriften alter und neuer Zeit und an Musik. — Jetzt bot sich für den Kronprinzen eine Gelegenheit dar, den Krieg praktisch kennen zu lernen.

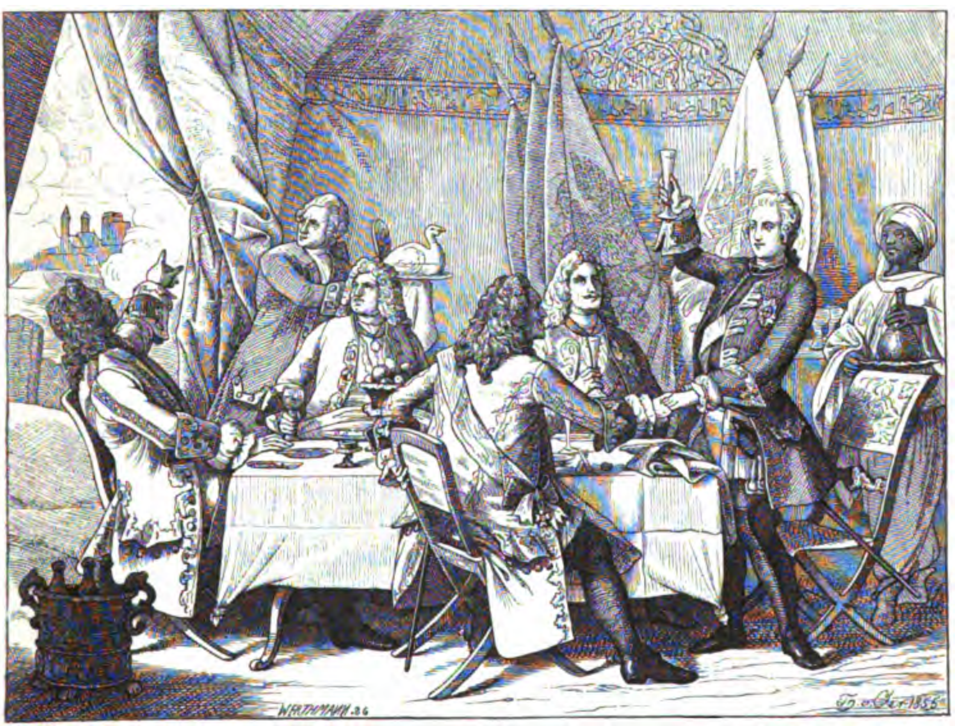
Im Lager des Prinzen Eugen. König August II. war gestorben. Es kam nun wegen der Erbfolge in Polen zum Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich. Die eigentliche Ursache lag in Folgendem. — Nach dem Tode Karl's XII. von Schweden war August II. wieder auf den polnischen Thron gelangt; Stanislaus Lesczinsky hatte für seine Verzichtleistung eine Million Thaler empfangen, auch war ihm der Königstitel belassen worden. Er hatte sich aber mit der Hoffnung getragen, nach dem Tode August's II. die verlorene Krone wieder zu gewinnen, und er war in dieser seiner Hoffnung durch seinen Schwiegervater Ludwig XV. von Frankreich bestärkt worden. Als nun August II. mit Tode abgegangen war, bewarben sich dessen Sohn August III. von Sachsen und Stanislaus um den erledigten polnischen Thron. Ersterer ward von Rußland und Oesterreich, Letzterer von Frankreich unterstützt. So kam es zum Kriege zwischen Oesterreich und Frankreich. Friedrich Wilhelm trat selbstverständlich auf Seiten Oesterreichs und ließ 10,000 Mann an den Rhein rücken, woselbst der Krieg alsbald entbrannte.

Friedrich schloß sich, ohne selbst mit einem Kommando betraut zu sein, dem preußischen Heerestheil an. Ihm war es vor Allem darum zu thun, den Krieg aus eigener Anschauung kennen zu lernen, und besonders freute es ihn, daß sich ihm hier die Gelegenheit darbot,

den greisen, ruhmbedeckten Helden Eugen als Feldherrn zu sehen, der freilich jetzt, im dreiundsiebzigsten Jahre seines Lebens, nicht mehr die Kraft besaß, Großes zu leisten. Er wolle zusehen, sagte er dem großen Heerführer, wie ein Held Lorbern sammele.

Ein aufgehendes und ein untergehendes Kriegsgestirn begegneten hier einander. Der Kronprinz machte auf den greisen Feldherrn einen sehr guten Eindruck, denn dieser that den Ausspruch: An Friedrich verrathe Alles den dereinstigen tüchtigen Feldherrn.

Suhm erzählt einen Zug, der Friedrichs Unerschrockenheit bekundet. „Bei einer Gelegenheit, als der Kronprinz, von zahlreichem Gefolge umgeben, ausgeritten war zur Besichtigung der Linien von Philippsburg, kam er auf der Rückkehr durch ein lichtes Gehölz, wohin das feindliche Geschütz ohne Aufhören ihn verfolgte und mehrere Bäume um ihn herum zertrümmerte, ohne daß deshalb sein Pferd aus dem Schritt gekommen wäre.



Kronprinz Friedrich im Lager des Prinzen Eugen von Savoyen. Nach van Oer.

Die Hand, welche den Zügel hielt, verrieth nicht die mindeste Bewegung. Diejenigen, die darauf achteten, bemerkten im Gegentheil, daß der Prinz ruhig und gelassen fortfuhr, mit einigen Generälen seiner Begleitung zu sprechen. Man bewunderte seine Haltung in einer Gefahr, mit welcher sich vertraut zu machen er bisher noch keine Gelegenheit gehabt hatte." — Wichtig für die Folgezeit Friedrich's war es, daß er hier österreichische Truppen längere Zeit zu beobachten Gelegenheit fand. „Der gegenwärtige Feldzug", schrieb er an Camas, „ist eine Schule, wo man aus der Beobachtung der Verwirrung und Unordnung, die in dieser Armee herrscht, Nutzen schöpfen kann."

Nicht weniger bemerkenswerth ist der Schluß des Briefes: „Ich fürchte, lieber Camas, Sie werden denken, ich sei im Begriffe, den Kothurn anzuschnallen, mich für einen kleinen Eugen auszugeben und mit autoritätischem Tone darzulegen, was jeder hätte thun und unterlassen sollen, Verdammung und Tadel nach rechts und links hin austheilend. Nein, mein lieber Camas, weit davon entfernt, mich so hoch zu vermessen, bewundere ich die Führung unseres Oberfeldherrn und mißbillige diejenige seines würdigen Gegners nicht.

Und weit davon entfernt, die Achtung und Rücksicht zu vergessen, die mit Wunden bedeckten Personen gebührt, welche durch jahrelangen Dienst eine vollendete Erfahrung erlangt haben, werde ich williger als je auf sie, als auf meine Lehrer, hören und von ihnen zu lernen suchen, wie man zu Ehern kommt, und welches der kürzeste Weg zu dem Geheimniß dieses Standes sei."

Die Nachricht von einer schweren Erkrankung des Königs führte den Kronprinzen nach Potsdam zurück. Rührend ist es, zu lesen, in wie hingebender Weise Friedrich die Pflichten des Sohnes gegen den kranken Vater erfüllte. Er sprach dem Könige mit ungeheuchelter Theilnahme Trost zu. „Der Kronprinz ist wahrhaft betrübt über die Lage des Königs", heißt es in einem Berichte des jüngeren Seckendorf; — „hat die Augen immer voll Wasser; — hat raffinirt, um dem Könige ein kommodes Bett zu schaffen; hat von Potsdam nicht weggehen wollen. Der König zwang ihn dazu: soll erst Sonnabend Nachmittag wieder kommen. — Der König nennt ihn immer Fritzchen." —

Die Krankheit währte vier Monate. Der König genas noch einmal, ohne indeß seine frühere Rüstigkeit wieder zu erlangen. — Friedrich äußerte nun den Wunsch, dem neuen Rheinfeldzug, den Oesterreich unternahm, beiwohnen zu dürfen. Der König gestattete ihm dies nicht, sondern befahl ihm, einer Inspektionsreise nach Preußen beizuwohnen. Friedrich fügte sich, wiewol ungern, dem väterlichen Willen. Die Berichte, die er dem Könige einsandte, zeugen davon, wie sein Geist mehr und mehr zu männlicher Anschauungsweise heranreifte.

Bald nach dieser Zeit war es, wo Friedrich Wilhelm den Rest seines Vertrauens zu Kaiser Karl VI. verlor. Welche Opfer hatte er dem Kaiserhause gebracht! Und nun wurden in Wien die „heiligen" Zusagen wegen kräftiger Unterstützung in der berg-jülichschen Angelegenheit gänzlich beiseite gesetzt! — „Das ist der Dank für die gestellten 10,000 Mann und alle Déférence, so ich für den Kaiser gehabt", schrieb der König an Friedrich, „und könnet Ihr daraus sehen, daß es nichts half, wenn man sich für denselben auch sakrifizirte. So lange man uns nöthig hat, flattirt man uns; sobald man aber glaubet, der Hülfe nicht mehr zu gebrauchen, so zieht man die Maske ab und weiß von keiner Erkenntlichkeit. Die Betrachtungen, so Euch dabei einfallen, können Euch Gelegenheit geben, Euch künftig in dergleichen Fällen zu hüten."

Die Zukunft sollte es lehren, daß diese Warnung so wenig vergebens gesprochen war, wie der Ausruf, den der König, auf Friedrich zeigend, im tiefsten Unmuth über Oesterreichs Undank eines Tages gegen Grumbkow that: „Da steht Einer, der mich rächen wird!"

In Rheinsberg.

Der König hatte inzwischen das zwei Meilen nördlich von Ruppin gelegene alte Schloß Rheinsberg für Friedrich gekauft und es umbauen lassen. Das Schloß wie das Städtchen gleichen Namens liegen an dem Rande eines schönen Sees. Die Umgegend, reich an Waldungen, Höhen, Gewässern und Wiesen, ist malerisch.

An dem Schlosse ließ Friedrich, so weit es der Bau erlaubte, Verschönerungen anbringen. Das Innere desselben wurde nach seinen Angaben mit künstlichem Marmor, Malereien, Schnitzwerk und Vergoldung ausgestattet, die Decke von der Meisterhand Pesne's mit einem großen allegorischen Bilde, den Aufgang der Sonne darstellend, geschmückt, der Garten sowol wie der Park nach Zeichnungen und Anordnungen Friedrich's verschönert.

Friedrich's Gemahlin hatte bisher abwechselnd in Berlin und in dem nahe bei Berlin gelegenen Schlosse Schönhausen gewohnt. Im Jahre 1736 bezog das kronprinzliche Paar das Schloß Rheinsberg. Beide erklärten später, die vier Jahre, die sie in Rheinsberg zugebracht hätten, seien die schönsten ihres Lebens gewesen.

Hören wir, was der Kronprinz selbst an seinen ehemaligen Lehrer Duhan berichtet, welcher nach der Gefangennehmung Friedrich's in Memel seinen Wohnsitz zu nehmen gezwungen worden war. An ihn, dem er in dankbarer Anhänglichkeit bis an sein Lebensende zugethan blieb, schrieb er 1737:

„Wir sind unser eine Mandel, welche zurückgezogen die Annehmlichkeiten der Freundschaft und die Süßigkeit der Ruhe genießen. Es scheint mir, daß ich vollkommen glücklich sein würde, wenn Sie sich uns in unserer Einsamkeit anschließen könnten. Wir kennen keine heftigen Leidenschaften und befleißigen uns nur, von dem Leben Gebrauch zu machen."

In einem andern Briefe an Duhan aus dem Jahre 1738 schreibt Friedrich:

„Ich bin mehr als je unter den Büchern begraben; ich jage der Zeit nach, welche ich in meiner Jugend so unbedachtsam verloren habe, und ich sammle mir, so viel ich vermag, einen Vorrath von Kenntnissen und von Wahrheiten."

Und an Suhm schrieb Friedrich im Jahre 1736:

„Ich flüchte jetzt in meine liebe Einsamkeit, wo ich meine Studien fortsetzen werde. Wolff wird, wie Sie leicht glauben werden, seinen Platz behaupten, Rollin wird seine Stunden haben, und die übrige Zeit wird den Göttern der Ruhe und der Stille gewidmet sein. Ein gewisser Dichter Gresset kommt zu mir und mit ihm Jordan, Keyserlingk, Fouqué und der Major von Stille. Welch unglückliches Geschick muß uns trennen; warum dürfen wir nicht in Rheinsberg unsere Tage im Schoße der Wahrheit und Unschuld verfließen sehen!"

„Wir haben", heißt es in einem andern Briefe aus dem Jahre 1737 an Suhm „unsere Beschäftigungen in zwei Klassen, in nützliche und angenehme, getheilt. Zu den nützlichen rechne ich das Studium der Philosophie, der Geschichte und der Sprachen; die angenehmen sind die Musik, die Lust- und Trauerspiele, welche wir aufführen, die Maskeraden und Schmausereien, die wir geben. Ernsthafte Beschäftigungen behalten indeß den Vorzug, und ich darf wol sagen, daß wir nur einen vernünftigen Gebrauch von den Vergnügungen machen, indem sie uns nur zur Erholung und zur Milderung des Ernstes der Philosophie dienen, welche die Grazien nicht leicht zu einem freundlichen Gesicht bewegen können."

In einem Briefe aus demselben Jahre an Suhm heißt es: „Ich studire aus allen Kräften und thue alles Mögliche, mir die Kenntnisse zu erwerben, die mir nöthig sind, um mich würdig aller der Dinge zu entledigen, welche meines Amtes werden können; kurz, ich arbeite, um mich besser zu machen und um mir den Geist zu erfüllen mit alle Dem, was das Alterthum und die neueren Zeiten uns an glänzenden Musterbildern darreichen."

Diese Worte bieten einen Einblick in das Leben und Streben Friedrich's um jene Zeit. „Die rheinsberger Zeit ist ein Idyll in Friedrich's Leben, ein Ruhepunkt, wo er Athem schöpft nach der Qual der früheren Jugendjahre und Kraft sammelt zu dem Wirken, den Schöpfungen und Kämpfen des Mannes."

Ein Augenzeuge spricht sich über das Rheinsberger Leben folgendermaßen aus: „Alle auf dem Schlosse Wohnende genießen die ungezwungenste Freiheit. Sie sehen den Kronprinzen und dessen Gemahlin nur bei der Tafel, beim Spiel, auf dem Ball, im Konzert oder bei anderen Festen, an denen sie Theil nehmen können. Jeder denkt, liest, zeichnet, schreibt, spielt ein Instrument, ergötzt oder beschäftigt sich in seinem Zimmer bis zur Tafel. Dann kleidet man sich sauber, doch ohne Pracht und Verschwendung an und begiebt sich in den Speisesaal. Alle Beschäftigungen und Vergnügungen des Kronprinzen verrathen den Mann von Geist. Sein Gespräch bei der Tafel ist unvergleichlich: er spricht viel und gut. Es scheint, als wäre ihm kein Gegenstand zu fremd oder zu hoch; über jeden findet er eine Menge neuer und richtiger Bemerkungen. Er duldet den Widerspruch und versteht die Kunst, die guten Einfälle Anderer zu Tage zu fördern. Er scherzt und neckt zuweilen, doch ohne Bitterkeit und ohne eine witzige Erwiederung übel aufzunehmen. — Die Bibliothek des Prinzen ist allerliebst, sie ist in einem der Thürme des Schlosses aufgestellt und hat die Aussicht auf den See und Garten. Sie enthält eine nicht zahlreiche, aber wohlgewählte Sammlung der besten französischen Bücher. Voltaire's lebensgroßes Bild ist darin aufgehängt. — Nach dem Mittagsessen begeben sich die Herren in das Zimmer der Dame, an der die Reihe ist, die Honneurs beim Kaffee zu machen. Die Oberhofmeisterin fängt an,

die Anderen folgen; der ganze Hof versammelt sich um den Kaffeetisch. Man spricht, man scherzt, man macht ein Spiel und geht umher; diese Stunde ist eine der angenehmsten des Tages. Der Prinz und die Prinzessin trinken in ihrem Zimmer. Die Abende sind der Musik gewidmet: der Prinz hält in seinem Salon Konzert, wozu man eingeladen sein muß." Die Schilderung schließt mit den Worten: „Ich verlebe hier wahrhaft entzückende Tage: eine königliche Tafel, ein Götterwein, himmlische Musik, köstliche Spaziergänge im Garten wie im Walde; Wasserfahrten, Zauber der Künste und Wissenschaften, angenehme Unterhaltung — Alles vereinigt sich in diesem Feenhause, um das Leben zu verschönern."

Ueberschaut man das Leben und Treiben des Kronprinzen in Rheinsberg, so möchte man sich versucht fühlen, zu glauben, ihm habe bei seinem Thun und Lassen eine Weisung des großen britischen Dichters Shakespeare vor der Seele geschwebt, wenn man nicht bestimmt wüßte, daß ihm derselbe unbekannt war. Sie lautet:

„— — — Indem wir so bewundern
Die Tugend und die Strenge der Moral,
Laßt uns nicht Stoiker, nicht Stöcke werden.
Horcht nicht so fromm auf Aristot'les Schelten,
Daß Ihr Ovid als sündlich ganz verschwört.
Sprecht Logik mit den Freunden, die Ihr seht,
Und übt Rethorik in dem Tischgespräch;
Treibt Dichtung und Musik, Euch zu erheitern, —
Und Methaphysik und Mathematik,
Die tischt Euch auf, wenn Ihr Euch hungrig fühlt;
Was Ihr nicht thut mit Lust, gedeiht Euch nicht:
Kurz, Herr, studirt, was Ihr am meisten liebt."

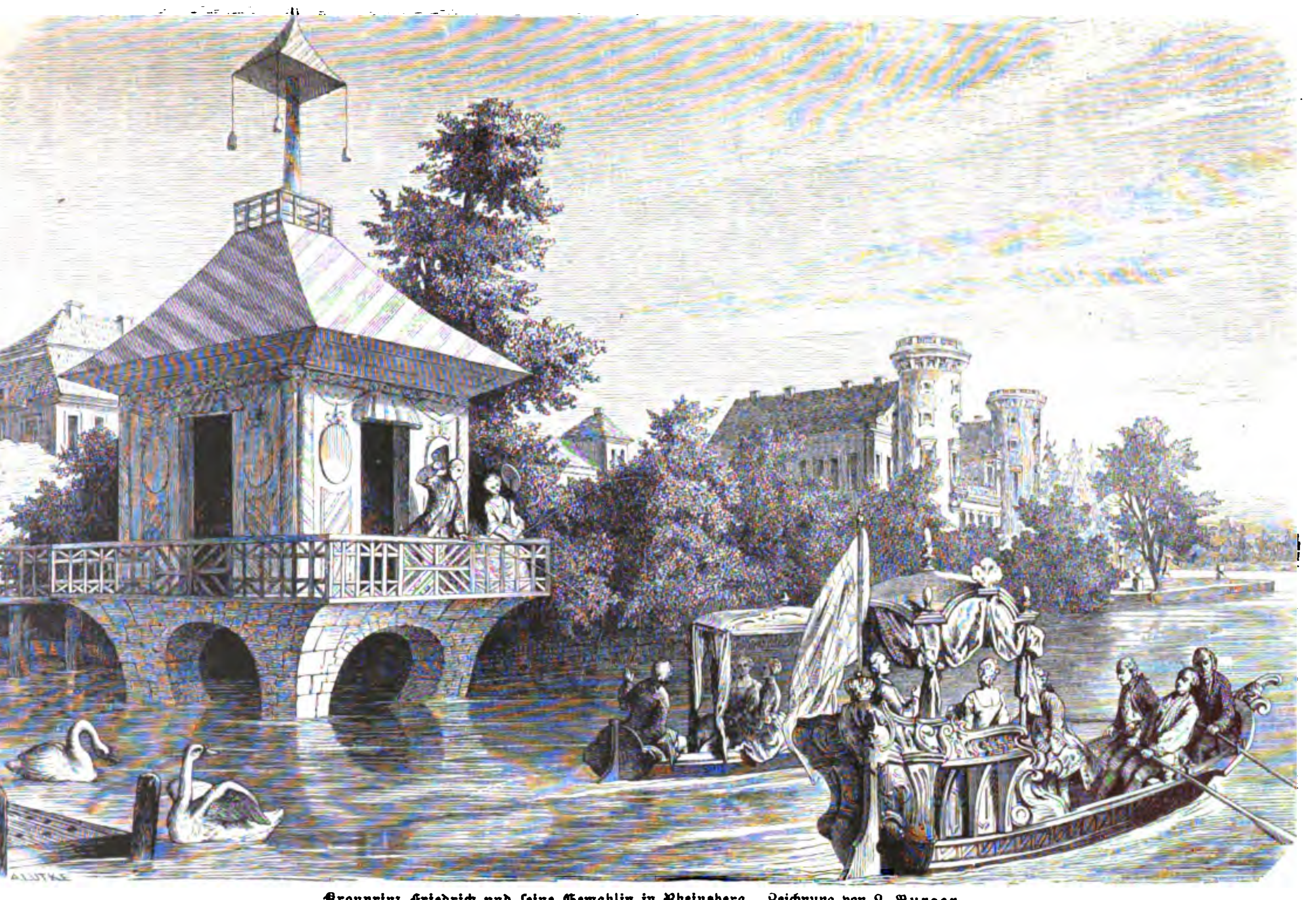
Friedrich's Verhältniß zu Voltaire. Wie war es möglich, daß der allem Hohen und Hehren mit wahrhafter Begeisterung zustrebende Friedrich die Freundschaft eines im Großen und Ganzen ihm nicht würdigen Geistes, wie Voltaire, suchen konnte?

Darauf ist zu sagen: Es muß wol unterschieden werden der Voltaire in seinem ersten Wirken und Auftreten und der Voltaire späterer Zeit.

Voltaire trat auf als Kämpfer für die Freiheit des menschlichen Geistes gegen die kirchlichen Verfinsterer, und er focht mit Waffen, die ihn als den ersten Geisteshelden der Zeit erscheinen lassen. Alle hervorragenden Männer seines Landes durch die Schärfe seiner Beweisführung, durch Leichtigkeit, Anmuth und Feinheit der Form überstrahlend, fand er auch in dem Königssohne des brandenburger Landes einen warmen Bewunderer. Daß der von Eitelkeit gestachelte und durch die Ränke der Gegner verbitterte Voltaire vielfach zu weit ging in dem heftig entbrannten Streite, daß er mit falschem Scheine mehr und mehr auch das Wesen christlichen Lebens zu zerstören trachtete — das lag unter dem blendenden Schimmer, von dem sein Wirken umgeben war, noch nicht so klar zu Tage, wie heut. Dennoch ging Friedrich durchaus nicht, wie vielfach irrthümlich angenommen worden ist, vollständig in Voltaire auf. Es sind aus seiner rheinsberger Zeit Schriftstücke von ihm vorhanden, in denen er Voltaire's Anschauungen bekämpft. Und für die spätere Zeit liegt neben Dem, was Beide schrieben und sprachen, das — Leben Beider vor, das mehr als alles Andere zeigt, wie wesentlich sie sich in ihrem Kerne, trotz mannichfacher Berührungspunkte, von einander unterschieden! — Voltaire's Geist glich einer an Blüten prächtigen Blume, die Honig in ihrem Kelche barg, aber von der auch ein Gifthauch ausging. Friedrich's starke Natur ertrug den Gifthauch — an der Pracht und dem Duft erquickte er sich.

Wie ernst es ihm war, sich zu seinem künftigen Berufe vorzubereiten, zeigen seine 1738 geschriebenen „Betrachtungen über den jetzigen Zustand des europäischen Staatensystems."

„Wenn meine Betrachtungen", sagt Friedrich, „das Glück haben, einigen Fürsten zu Ohren zu kommen, so werden sie Wahrheiten in denselben finden, welche sie aus dem Munde ihrer Höflinge und Schmeichler nie würden vernommen haben; vielleicht werden sie selbst erstaunt sein, diese Wahrheiten neben ihnen auf den Thron sich niederlassen zu sehen.



Kronprinz Friedrich und seine Gemahlin in Rheinsberg. Zeichnung von L. Burger.

Mögen sie denn lernen, daß ihre falschen Grundsätze die giftigsten Quellen des Unglücks von Europa sind. Es ist ein Irrthum, wenn die meisten Fürsten glauben, daß Gott absichtlich und aus einer ganz besonderen Vorliebe für ihre Größe, für ihr Glück und für ihren Stolz diese Menge von Menschen geschaffen habe, deren Wohl ihnen anvertraut ist, und daß ihre Unterthanen nur zu Werkzeugen und zu Dienern ihrer Leidenschaften bestimmt seien. So wie der Grund, von dem man ausgeht, falsch ist, so können die Folgen nicht anders, als bis ins Unendliche fehlerhaft sein. Daher diese ungeregelte Liebe zu eitlem Ruhme; daher dieses brennende Verlangen, Alles zu verschlingen; daher die Härte der Auflagen, welche das Volk bedrücken; daher die Trägheit der Fürsten, ihr Hochmuth, ihre Ungerechtigkeit, ihre Unmenschlichkeit, ihre Tyrannei und alle jene Laster, welche die menschliche Natur entehren. Wollten die Fürsten sich lossagen von diesen irrigen Ideen, wollten sie zurückschauen auf den Zweck ihrer Einsetzung, so würden sie sehen, daß dieser Rang, auf den sie so eifersüchtig sind, daß ihre Erhebung nur das Werk der Völker ist; daß diese Millionen Menschen, welche ihnen anvertraut sind, sich nicht zu Sklaven eines einzigen Menschen erklären, um ihn furchtbarer und mächtiger zu machen; daß sie sich keineswegs einem Bürger unterworfen haben, um die Märtyrer seiner Launen und der Spielball seiner Einfälle zu sein, sondern, daß sie Denjenigen unter sich erlesen haben, den sie für den Gerechtesten erachtet, um sie zu regieren; für den Besten, um ihnen Vater zu sein; für den Menschlichsten, um ihr Unglück mitzufühlen und zu erleichtern; für den Tapfersten, um sie gegen ihre Feinde zu beschützen; für den Weisesten, um sie nicht ungeschickt in verheerende und verderbliche Kriege zu verwickeln; für den Fähigsten endlich, dem Staate vorzustehen und die höchste Gewalt als Stütze der Gerechtigkeit zu gebrauchen, — nicht als Mittel, ungestraft Verbrechen zu begehen und Tyrannei zu üben."

Antimachiavell. Noch mit einer andern Schrift trat der Fürstensohn für die ewigen Rechte des Volkes gegen das falsche Königthum auf.

Etwa zweihundert Jahre früher hatte der vielgenannte italienische Schriftsteller und Staatsmann Machiavelli dem Herzoge Lorenzo von Medici eine Staatsschrift überreicht, jene berühmte oder berüchtigte Abhandlung „Vom Fürsten", die den Namen ihres Verfassers unsterblich gemacht hat. In derselben hatte sich der Verfasser über die seiner Ansicht nach beste Art und Weise, ein Volk zu regieren, ausgesprochen. Seinen Weisungen zufolge „muß für einen Fürsten bei all seinem Handeln der erste Grundsatz die Selbsterhaltung sein, seine erste Tugend die Kraft, welche Alles in Gehorsam hält, ferner die Konsequenz, der Ernst und Nachdruck des Handelns; sodann die Klugheit, welche die Menschen nach der Natur ihres Wesens zu benutzen weiß." Weil er dafür hält, daß alle Menschen böse sind und nur aus Furcht Gutes thun, erscheint ihm Erregung der Furcht als das sicherste Mittel, das Volk in Gehorsam zu halten; ebenso giebt er Fingerzeige, wie alle Leidenschaften des Menschen, der Ehrgeiz der Großen, die Noth des Volkes, die Parteibestrebungen, klug zu benutzen seien. Sein Fürst soll Fuchs sein, um die Schlingen zu sehen und Schlingen zu legen, und zugleich Löwe, um die Wölfe zu schrecken.

Als dem Kronprinzen diese Schrift bekannt wurde, empörte sich seine Seele über die in derselben ausgesprochenen Grundsätze. Voll Entrüstung schrieb er seinen „Anti-Machiavell".

„Ich wage es", sagt er in der Vorrede, „die Vertheidigung der Menschlichkeit gegen ein Ungeheuer zu unternehmen, das dieselbe ausrotten will; ich wage es, Vernunft und Gerechtigkeit den Sophismen und der Bosheit entgegenzustellen." — „Dieses Werk (die Schrift des Machiavell) muß natürlicherweise in die Hände der Fürsten und Staatslenker fallen, und nichts ist leichter, als daß ein ehrgeiziger junger Mann, dessen Herz und Urtheilskraft noch nicht Fähigkeit und Bildung genug haben, um das Gute vom Bösen richtig zu unterscheiden, durch Maximen verderbt wird, die seinen Grundsätzen und Leidenschaften schmeicheln. — Wenn es Unrecht ist, die Unschuld einer Privatperson zu Grunde zu richten, die nur geringen Einfluß auf das Ganze hat, so ist es um so schädlicher, Fürsten

zu verderben, deren Beruf es ist, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben, Beispiele davon für ihre Unterthanen aufzustellen, und durch Güte, Seelengröße und Mildthätigkeit sichtbare Ebenbilder der Gottheit zu sein. Die Plagen des Himmels dauern nur eine Zeit lang, verwüsten nur einzelne Gegenden und lassen sich wieder gutmachen, aber die Verbrechen der Fürsten bringen dauerndes Unglück, und zwar ganzen Völkerschaften."

Er schildert weiterhin das wahrhaftige Königthum, nach dessen Anforderungen der Fürst „der erste Diener des Staates" sein soll. Bemerkenswerth und zugleich bedeutungsvoll für seine eigene Zukunft ist auch Dasjenige, was Friedrich dem Rathe Macchiavell's gegenüber, „ein Fürst solle sich vor dem Volke den Schein des religiösen Glaubens geben", sagt. Mit Abscheu weist er diesen Rath zurück. „Freilich", sagt er, „sei es ein Unglück für einen Fürsten, nicht gläubig zu sein, wie sein Volk; doch steigere sich offenbar das Unglück, wenn dann noch das Verbrechen der Heuchelei hinzukomme. Ohne Zweifel werde das Volk einen Fürsten, der nicht gläubig, aber ein ehrlicher Mann sei, immer noch mehr lieben, als einen rechtgläubigen Bösewicht. Wenn es eine Forderung der Politik sei, nicht an dem Glauben der Völker zu rütteln, so sei es auch die Pflicht des Fürsten, Geistliche und Volk zur Toleranz zu bewegen, welche ebenso dem Geiste des Evangeliums als dem Interesse des Fürsten entspreche." — Nur im Hinblick auf die Vorbilder echter Fürstlichkeit seines eigenen Geschlechts konnte ein Fürstensohn solche Anschauungen kundgeben.

Trotz der vollkommenen Freiheit, in welcher Friedrich hier in Rheinsberg lebte, mußte er auch jetzt noch seine Lieblingsstudien vor dem Könige geheim halten. Denn das Wiedererwachen des alten Mißtrauens gegen ihn zu verhüten, dahin ging sein eifriges Bestreben. Wo immer es ihm möglich war, suchte er den Vater zu erfreuen. Letzteres geschah namentlich dadurch, daß er sein Regiment in musterhafter Ordnung hielt. Daß Friedrich, neben der Erfüllung seiner Pflichten als Soldat und neben seinem ernsten Streben nach Kenntnissen und Einsichten, in Rheinsberg auch manchen „tollen Streich" noch ausführte, darf nicht verschwiegen werden. Auch stand es mit seinen Finanzen (hauptsächlich, weil ihn der König auch jetzt noch gar knapp hielt) zumeist übel genug, so daß er sich mehrfach genöthigt sah, Geld aufzunehmen. Zu seiner Entschuldigung muß jedoch hinzugefügt werden, daß die „langen Kerle", welche er dem Vater verschaffte, um diesen in günstiger Stimmung zu erhalten, belangreiche Summen hinnahmen. Es kostete ihm unter Anderm ein fünf Fuß zehnzölliger Rekrut 700, ein sechsfüßiger 1000 Thaler. Seine Kassenverhältnisse verbesserten sich, als ihm der König im Jahre 1739 auf einer Reise, die er in Gemeinschaft mit ihm nach Preußen machte, das königliche Gestüt in Trakehnen schenkte, das 12,000 Thaler eintrug.

Auf dieser Reise besuchte Friedrich in Preußisch-Lithauen die Gemeinden der Salzburger und anderer Einwanderer, denen der König in diesem Landstriche Wohnsitze angewiesen hatte.

Ueber den dort empfangenen Eindruck äußerte er in einem Schreiben: „Der König hat keine noch so großen Kosten gescheut, um seine heilsamen Pläne gelingen zu machen. Zuerst traf er Anordnungen voller Weisheit; baute wieder auf, wo immer nur die Pest etwas wüste gelegt hatte; Tausende von Familien von den fernsten Gegenden Europa's ließ er kommen; das Land bevölkerte sich wieder. Handel und Gewerbe fingen an, wieder aufzublühen, und nun herrscht in diesen fruchtbaren Gegenden mehr Ueberfluß als je." — „Und das Alles verdankt man einzig dem Könige allein, der nicht nur Befehle gab, sondern auch der Ausführung vorstand; er war es, der die Pläne ersann und sie ins Werk richtete."

Krank kehrte der König von der Reise zurück. Sein Zustand ließ das Schlimmste befürchten. Um so mehr richteten sich jetzt Aller Blicke auf den Kronprinzen. Was haben wir von ihm zu erwarten? Das war die Frage, die vielfach aufgeworfen und verschiedenartig beantwortet wurde. „Er wird das Rheinsberger Leben in Berlin nach allen Richtungen fortsetzen und sich mit geistvollen und gelehrten Männern umgeben." Das war die meist verbreitete Meinung. Andere sagten: „Zeigt er nicht, trotz seiner beschränkten Verhältnisse, Vorliebe für Glanz und Pracht? Er wird, wie König Friedrich I., Gewerbe

und Künste pflegen." — Der österreichische Hof war in seinem Urtheil über Friedrich nicht weiter als bis dahin gekommen: „Er verstehe es vortrefflich, sich zu verstellen." — Von Prinz Eugen, der ihn persönlich kennen gelernt hatte, war freilich Bedeutsames über seine Zukunft verkündet worden. Der französische Geschäftsträger in Berlin sagte: „Dem Vater des Vaterlandes wird Friedrich den Helden hinzufügen; der wahre Gegenstand seiner Wünsche ist der Kriegsruhm; er brennt vor Begierde, in den Fußstapfen seines Ahnherrn, des Kurfürsten Friedrich Wilhelm, einherzugehen." — Doch hören wir schließlich, was Friedrich selbst, und zwar noch kurz vor seiner Rheinsberger Zeit, über seine künftige Regententhätigkeit gegen seine Schwester Wilhelmine äußerte: „Man wird sehr erstaunen", sagt er, „mich ganz anders, als man erwartet, handeln zu sehen. Man bildet sich ein, daß ich alle meine Schätze verschwenden werde, und daß in Berlin das Geld auf der Straße liegen wird, wie die Steine; aber ich werde mich wol hüten; ich werde meine Armee vermehren und Alles auf dem alten Fuße lassen." — Wie weit ihn das Rheinsberger Leben in diesem Vorsatze bestärkt hat, werden wir bald sehen.

Letzte Lebenszeit und Tod Friedrich Wilhelm's I.

Das Jahr 1740 war herangekommen, des Königs Gesundheit immer schwankender geworden. Endlich erklärten die Aerzte, er habe die Brustwassersucht und das Uebel sei unheilbar. Mit dem eintretenden Frühlingswetter schien sich allerdings sein Zustand zu bessern, und man schöpfte wieder Hoffnung. Er aber fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe, und antwortete auf ein Schreiben des Fürsten Leopold von Dessau, der ihm den Vorschlag machte, bei Gelegenheit der Verminderung des kaiserlichen Heeres das preußische Heer um einige tausend Mann zu verstärken: „Ich denke zu sterben und habe meinem ältesten Sohne Alles gesagt, was ich weiß." Kurze Zeit darauf ward ihm mitgetheilt, der Kronprinz liege schwer an Magenkrämpfen danieder, und es stehe zu befürchten, daß er die nächste Nacht nicht überleben werde. Er brach in Wehklagen aus und rief unter Thränen: „Ach, sollt' ich meinen Sohn verlieren!" — Bald aber ward ihm die Freude, zu hören, daß Friedrich sich auf dem Wege der Besserung befinde.

Am 10. Mai verließ der König Berlin. „Lebe wohl, Berlin", sagte er, „ich will in Potsdam sterben!" Sein Zustand verschlimmerte sich mit jedem Tage, und er litt große Schmerzen. Ernsten Sinnes bereitete er sich auf den Tod vor. Da die reformirten Hofprediger nach seiner Meinung zu schonend mit ihm umgingen, ließ er den lutherischen Prediger Roloff herbeirufen, der als ein unerschrockener, frommer Mann bekannt war. Zugegen waren außer der Königin mehrere Generäle und Räthe und die Dienerschaft. Daß Roloff auch am Krankenlager des Königs seine Gesinnungen nicht verleugnete, zeigte schon eine seiner ersten Aeußerungen. „Wenn auch Gott par miracle", sagte er, „wovon wir doch kein Beispiel haben, Ew. Majestät wollte selig machen, so würden Sie doch, wie Sie jetzt sind, wenig Freude im Himmel haben. Ihre Armee, Ihr Schatz, Ihre Lande bleiben hier, es folgen Ihnen auch keine Diener nach, an denen Sie die Passion Ihres Zornes können auslassen; im Himmel muß man himmlisch gesinnt sein." Als Roloff den König fragte, ob er nicht den Anwesenden befehlen wolle, während der Unterredung das Zimmer zu verlassen, entgegnete der König: „Jene möchten bleiben und hören, welch' ein großer Sünder er gewesen sei."

Roloff sprach nun in seiner Weise weiter, hielt unter Anderem dem Könige vor, daß keineswegs Alles, was er gethan, wie er ihm entgegne, zur Ehre Gottes geschehen sei, und wies hin „auf das Bedrücken der Unterthanen durch das forcirte Bauen, auf die willkürlich gesprochenen Todesurtheile und Verschärfung der von den Gerichten gesprochenen Strafen". Der König wurde ergriffen und in weichem Tone sagte: „Er schont meiner nicht — er spricht als ein ehrlicher Mann mit mir; ich danke ihm dafür und erkenne nun, welch ein großer Sünder ich bin."



Die Ankunft des Kronprinzen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Am 27. Mai ward Friedrich durch einen Eilboten nach Potsdam berufen. Er brach sogleich auf. Als er in Potsdam um die Ecke des Schlosses kommt, sieht er unter einer Menge Menschen auf einem Rollstuhle seinen kranken Vater sitzen, der sich, um der Grundsteinlegung eines Hauses beizuwohnen, hatte hinausfahren lassen. Als der König ihn erblickt, breitet er seine Arme nach ihm aus. Friedrich eilt auf ihn zu und umarmt ihn knieend und unter Thränen. Kein Auge im Kreise blieb trocken. Angegriffen von dem Auftritte ließ sich der König darauf ins Schloß zurückbringen.

An demselben Tage diktirte er von seinem Lager dem Minister Boden eine an seinen Nachfolger gerichtete „Instruktion, wie ich will, daß Ihr es mit meinem Leibe halten sollt,

wenn der Allerhöchste mich aus dieser Zeitlichkeit wird zu sich genommen haben.“ Er ordnete Alles, bis auf das Geringste, an. — Dann heißt es weiter: „Vierzehn Tage darauf aber soll in allen Kirchen meines Landes eine Leichenpredigt gehalten werden, und zwar über den Text: „Ich habe einen guten Kampf gekämpft.“ Von meinem Leben und Wandel, auch Aktionen und Personalien, soll nicht ein Wort gedacht, dem Volke aber gesagt werden, daß ich solches expresse verboten habe, mit dem Beifügen, daß ich als ein großer armer Sünder stürbe, der aber bei Gott und seinem Heilande Gnade gesucht. Ueberhaupt soll man mich in solchen Leichenpredigten zwar nicht verachten, aber auch nicht loben.“

An demselben Tage pflog der König eine lange Unterredung mit Friedrich.

Die Aeußerungen des Letzteren mußten in ihm die volle Sicherheit erweckt haben, daß Friedrich sein Werk nicht zerstören, sondern weiter bauen werde. Denn er sagte bald darauf zu den an sein Bett tretenden Generälen und Ministern: „Aber thut mir Gott nicht viele Gnade, daß er mir einen so würdigen Sohn gegeben!“ Und als dieser ihm weinend die Hände küßte, umarmte er ihn und rief unter Schluchzen: „Mein Gott, ich sterbe zufrieden, weil ich einen so würdigen Nachfolger habe!“

Am Tage vor seinem Tode (30. Mai) ließ er sich, wie er es seit langer Zeit gethan, auf seinem Rollstuhle nach der Parade und darauf nach dem Marstall fahren.

In der letzten Nacht litt er große Schmerzen. „Ich habe mein Gedächtniß verloren“, klagte er dem anwesenden Hofprediger Cochius, „ich bin nicht mehr im Stande zu beten, ich habe alle meine Gebete vergessen.“ „Das Beten“, entgegnete der Hofprediger, „besteht nicht in Worten, sondern in Gedanken.“ Mit Worten dieser Art beruhigte er den Schwerkranken. „Lebt wohl“, sagte der König endlich, „wahrscheinlich sehen wir uns nicht wieder!“ Cochius brach in Thränen aus und begab sich hinweg.

Es war gegen 4 Uhr des Morgens (31. Mai 1740). Der König ließ sich in das Zimmer seiner Gemahlin fahren und weckte sie mit den Worten: „Steh' auf, denn ich will in deinen Armen sterben.“ Zunächst nahm er nun von seinen Söhnen zärtlich Abschied und hieß darauf den Kronprinzen ihm in sein Zimmer folgen, von wo aus man den Marstall übersehen konnte. Hier hatten sich indeß auf seinen Befehl alle in Potsdam anwesenden Minister, Hofbeamte und Offiziere bis zum Hauptmann versammelt.

Der König befahl, seine Paradepferde auf den Schloßhof zu führen, und forderte, nachdem dies geschehen war, den Fürsten Leopold von Dessau und seinen Generaladjutanten von Hacke auf, sich jeder — als ein letztes Zeichen seiner Freundschaft — ein Pferd zu wählen. Leopold, von Schmerz fast überwältigt, zeigt auf das erste beste Pferd. „Sie nehmen gerade das schlechteste“, sagt der König, „nehmen Sie den Braunen, für den stehe ich ein.“ Der alte eiserne Leopold vermag sich der Thränen nicht länger zu erwehren. Der König, der seine Bewegung bemerkt, sagt: „Es ist des Menschen Geschick; wir müssen Alle der Natur unsere Schuld bezahlen.“

Hierauf winkte er den Kronprinzen und den Minister von Podewills heran und sagte mit schwacher Stimme, daß er gesonnen sei, die Regierung niederzulegen und sie dem Kronprinzen zu übergeben. Major von Bredow mußte seine Worte laut wiederholen.

In sein Zimmer zurückgebracht, lag er längere Zeit ohnmächtig da. Seine Gemahlin, seine Kinder, der königliche Leibarzt und Cochius waren bei ihm. Letzterer betete mit lauter Stimme, damit der sterbende König ihn höre. „Nicht so laut!“ sagte er, indem er zu sich kam. Er forderte einen Handspiegel, schaute hinein und sagte: „Häßliches Gesicht, schon so gut wie todt!“ Dann reichte er dem Chirurg den Arm hin, damit dieser nach dem Puls fasse, und fragte ihn, wie lange er noch zu leben habe. „Leider ist's bald aus“, erwiederte dieser, worauf der König sagte: „Sage Er nicht leider; aber woraus schließt Er das?“ — Der Chirurg erwiederte: „Der Puls bleibt ganz zurück.“ Der König erhob den Arm, bewegte die Hand und sagte: „Das ist nicht möglich; wenn mein Puls schon zurückgetreten wäre, so könnte ich die Finger nicht so bewegen.“ Nach einer Pause rief er:

„Herr Jesu, du bist mein Gewinn im Leben und im Sterben!“ Eine Ohnmacht kam über ihn — er verschied.

„Er starb“, sagte Friedrich II. später, „mit der Festigkeit eines Philosophen und mit der Ergebung eines Christen. Er bewahrte eine bewunderungswürdige Gegenwart des Geistes bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, indem er seine Geschäfte leitete wie ein Staatsmann, die Fortschritte seiner Krankheit prüfte wie ein Naturforscher und über den Tod triumphirte als ein Held.“

Zum Andenken an Friedrich Wilhelm I. Lange Zeit hat Friedrich Wilhelm als eine knorrig-ungeschlachte, ungeheuerliche, gefühllos-tyrannische Natur gegolten. Vermochte doch nicht einmal seine kluge Tochter Wilhelmine, wie ihre „Denkwürdigkeiten“ beweisen, die rauhe Hülle, die sein besseres Selbst umschloß, zu durchschauen!

Bald nach seinem Hinscheiden nahm die Erscheinung seines Sohnes, des großen Friedrich, Aller Blicke gefangen. Sein Streben und Wirken war so glänzend-überwältigender Art, daß das des Vaters dagegen zurücktrat. Um den Sohn zu preisen, stellte man den Vater ungerechter und sogar auch unnöthiger Weise in den Schatten. Erst in neuerer Zeit hat man angefangen zu erkennen, daß, „wenn Friedrich II. den Beinamen des Großen sich erworben, Friedrich Wilhelm's Tüchtigkeit es war, die ihn groß gezogen hat.“

Dies wußte Niemand früher und besser zu würdigen, als der große Sohn selbst. Die Erziehungsgrundsätze des Vaters, die dieser auf ihn zur Anwendung gebracht hatte, gewissermaßen lobpreisend, sagte er später: „Man sollte nach dem Beispiele der Griechen und Römer die Söhne nicht vor dem sechsundzwanzigsten Jahre aus der väterlichen Gewalt lassen, und die Väter sollten für die Aufführung derselben haften.“ — „Führt eure Söhne zur Arbeitsamkeit an und bringt ihnen Liebe zu Genügsamkeit und Einfachheit bei. Die Griechen und Römer hatten ihre großen Männer der strengen Erziehungsart, die ihre Gesetze anbefahlen, zu verdanken. Sollten diese Beispiele zu alt scheinen, so erinnere man sich an die Arbeiten und Mittel, wodurch Czar Peter eine ganze Nation geschickt machte. Weichliche Erziehung macht weibisch, bequem, träge und niederträchtig.“

Aber auch als Herrscher des Landes weiß er den Vater zu würdigen. „Dieser Fürst ist es“, sagt er, „dem Preußen die Gründung seines Heeres und damit sein ganzes Ansehen zu danken hat; und wenn dies Heer seitdem so furchtbar geworden ist, so gebührt ihm auch davon das Verdienst. Wie der Schatten der Eiche, die uns deckt, in der Kraft der Eichel liegt, aus der sie hervorgewachsen ist: so muß die ganze Welt eingestehen, daß in dem arbeitsamen Leben dieses Fürsten und in seinen klugen Maßregeln der glückliche Zustand zu suchen sei, in welchem das königliche Haus nach seinem Tode sich befunden hat.“

Diese Worte schrieb Friedrich erst, nachdem er eine Reihe von Jahren nach des Vaters Tode vergangen und er den Grund und Boden, der ihm von dem Heimgegangenen für sein Wirken bereitet worden war, genauer noch, als es früher möglich gewesen war, kennen gelernt hatte. „Aus der Schule Friedrich Wilhelm's I.“, sagt G. Freytag, „wuchs die Armee, mit welcher Friedrich II. seine Schlachten gewann, die den preußischen Staat des vorigen Jahrhunderts zu der gefürchtetsten Macht Europa's machte, die durch ihr Blut und ihre Siege der ganzen Nation das begeisternde Gefühl verschaffte, daß auch in den deutschen Grenzen ein Vaterland sei, auf das der Einzelne stolz sein dürfe, für dessen Vortheil zu kämpfen und zu sterben jedem braven Landeskind die höchste Ehre und den höchsten Ruhm bereite.“ Dahin habe es aber nur kommen können, weil Friedrich Wilhelm selbst mit unbegrenzter Hingebung für den Staat gearbeitet und dadurch seinem Heere zu der Fahnenweihe ein patriotisches Pflichtgefühl zu geben gewußt habe.

Als Friedrich Wilhelm am Schlusse seines Lebens zurückblickte, lag hinter ihm reicher Erfolg, die Frucht rastloser Thätigkeit und eines Systems weiser Maßregeln; für den Auf- und Ausbau des Staates und die Vorbedingungen seiner weiteren Entwicklung war außerordentlich viel geschehen. —

Die Größe seines Staates, den er durch Geldern und Stettin mit den Odermündungen erweitert hatte, betrug 2275 Geviertmeilen und die Zahl der Einwohner 2,240,000. Das Kriegsheer hatte eine Stärke von 72,000 Mann erlangt; im Staatsschatz lag eine Summe von beinahe 9 Millionen Thalern.

Wie der Kronprinz, hatte auch das Volk unter ihm eine harte Schule durchzumachen, und auch ihm erwies sich dies zum größten Segen. Diejenigen, die ein hartes Urtheil über den König fällten, vergaßen in Betracht zu ziehen, welcher Art die Menschen und die Verhältnisse waren, mit denen er es zu thun hatte; sie vergaßen, daß seine Forderungen an die Leistungsfähigkeit Anderer der eigenen, sich nie genug thuenden Pflichtstrenge und Selbstverleugnung entsprachen. „Gott hat", so sagte der König in einer für seinen Nachfolger bestimmten Instruktion, „den Regenten nicht eingesetzt, um seine Tage in Genuß zuzubringen, wie die meisten thun, sondern um sein Land wohl zu regieren. Zur Arbeit sind die Regenten erkoren; will aber ein Fürst Ehre erwerben und mit Ehre seine Regierung führen, so muß er seine Geschäfte selber vollziehen."

Das echt königliche Wirken Friedrich Wilhelm's begann erst in dem Maße gewürdigt zu werden, in welchem die Archive zugänglicher und uns durch Ranke's, Droysen's, Schmoller's und in neuester Zeit durch R. Stadelmann's Arbeiten eingehendere Nachweise über des Königs Regierungsthätigkeit geboten wurden. Friedrich Wilhelm's Thätigkeit für den Staat war gleichsam eine vorbereitende, und man kann das Wort auf ihn anwenden, das Luther einst über sich selbst schrieb: „Ich muß die Klötze und Stämme ausreuten, Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen und bin der grobe Waldrichter, der die Bahn brechen und zurichten muß."

Eine abgerundete Darstellung des Lebens Friedrich Wilhelm's I., bei der die Vorführung der Einzelheiten immer doch sein tiefstes Wesen durchleuchten läßt, und die uns das erhabene, freilich von menschlichen Mängeln mannichfach umwölkte Ziel seines Strebens zeigt, besitzen wir noch nicht. Des Künstlers haben wir demnach noch zu harren, der von dieser markigen, starkrindigen und dabei hochwipfeligen deutschen Eiche, an deren gewaltigen tiefgehenden Wurzeln Blumen und Nesseln stehen, unserem Volke ein wahrhaft getreues Abbild zu geben im Stande sein wird. Jetzt häuft die Geschichtschreibung meist nur Einzelheiten, Scheite und Splitter, Rinde und welkes Laub, zusammen, wie es auch hier geschehen ist. Möge der sinnige Leser durch eine Versenkung in den Charakter des Königs die Mängel der Darstellung zu ersetzen wissen!

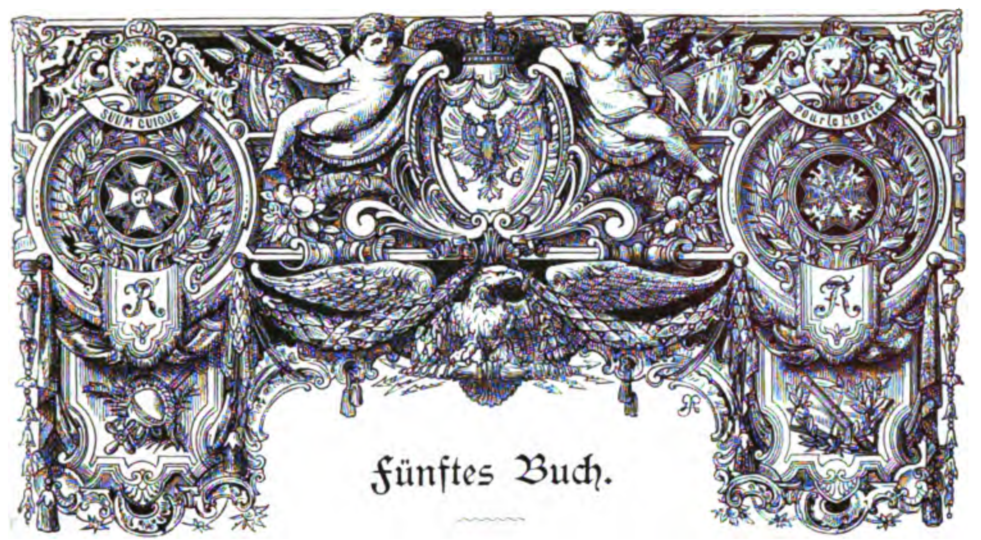



Dritte Abtheilung.
Zeitalter
Friedrich's des Großen.
(1740—1786.)

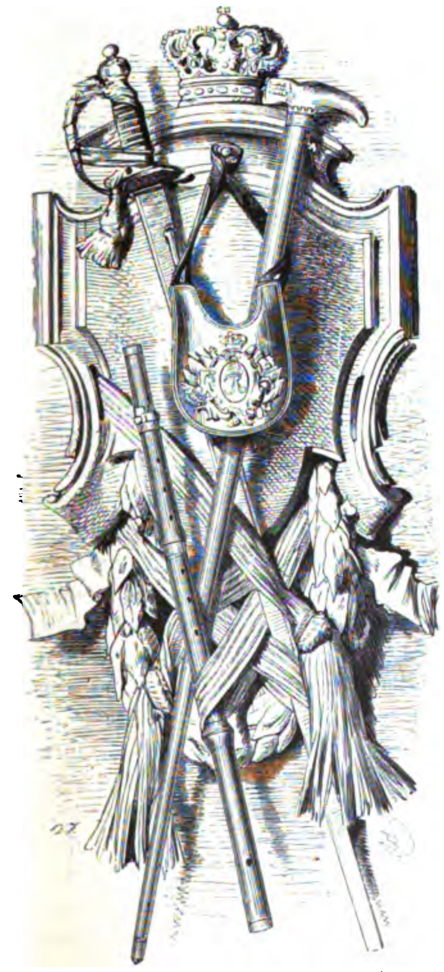
Erklärung der Abbildung: „Helden im Zeitalter Friedrich's II."

1. Ferdinand, Herzog von Braunschweig.
2. Prinz August Wilhelm.
3. Prinz Friedrich Heinrich Ludwig.
4. Generalfeldmarschall Jakob Keith.
5. Leopold Maximilian, Erbprinz von Dessau.
6. Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz von Braunschweig.
7. Moritz, Fürst von Anhalt-Dessau.
8. Generalleutnant von Belling.
9. Generalleutnant von Winterfeldt.
10. Prinz Eugen von Württemberg.
11. Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern.
12. General von Tauenzien.

Porträts der hervorragendsten Heerführer Friedrich's befinden sich im Texte eingedruckt.



Vom Regierungsantritt Friedrich's II.
bis zur Beendigung der zwei ersten Schlesischen Kriege.


Degen, Krückstock, Flöte, Armaturstücke Friedrich's des Großen.

Regierungsantritt 1740.

Von tiefstem Schmerze über den Tod des Vaters ergriffen, hatte Friedrich kaum das Sterbezimmer verlassen, als Leopold von Dessau sich bei ihm anmelden ließ. Friedrich fühlte sich in seiner jetzigen Stimmung fast unfähig, Jemand zu empfangen. Da ihm aber gesagt ward, der Fürst wolle abreisen, ließ er ihn vor.

Leopold erschien mit Thränen in den Augen; das alte Eisenherz war bis auf den Grund erschüttert. Aber auch noch Anderes, als der Schmerz um den Heimgang seines königlichen Freundes, mochte ihn bewegen. Hatte er nicht früher zur österreichischen Partei am Hofe gehört, und mußte er nicht fürchten, daß Friedrich davon Kunde empfangen habe und ihm grolle? Auf einige Augenblicke keines Wortes mächtig, umfaßte er Friedrich's Kniee. Dann sagte er, er hege die Erwartung, daß ihm und seinen Söhnen die Stellen, die sie innehätten, verbleiben würden, namentlich hoffe er, Friedrich werde ihm die Autorität belassen, die ihm der heimgegangene Herr und König eingeräumt habe.

Die Plötzlichkeit, mit der der ergraute Feldherr dem jungen Fürsten, dessen Herz jetzt gerade von einem Sturme von Gefühlen bewegt ward, mit seinem Anliegen kam, glich in der That einem Ueberfalle. Doch soll damit nicht gesagt werden, daß dies von Leopold beabsichtigt gewesen wäre.

Ebenso war Verstellung seiner Natur fremd. Er verstand unter „Autorität" jene uneingeschränkte Macht in militärischen Dingen, wie er sie bisher thatsächlich besessen hatte.

Die Antwort Friedrich's fiel wohl nicht ganz so aus, wie Leopold es gewünscht hatte. Friedrich gab ihm jedoch die Zusicherung, ihn sowol wie seine Söhne in ihren Stellen bestätigen zu wollen. Was jedoch, fügte er hinzu, die Autorität betreffe, die Leopold besessen zu haben vermeine, so wisse er von einer solchen nichts. „Nachdem ich", schloß er, „König geworden bin, so denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten, und der Einzige zu bleiben, der Autorität übt und besitzt."

Am folgenden Morgen ward dem Regiment Glasenapp unter den Fenstern des Schlosses der Eid der Treue für den neuen König abgenommen. Erweckt von dem ihm ausgebrachten lauten Lebehoch, sprang Friedrich von seinem Lager empor. Pöllnitz, der ihn „halb angekleidet, mit aufgelöstem Haar, in Thränen und wie außer sich" fand, wagte ein Wort des Trostes zu sprechen, worauf Friedrich entgegnete: „Dieser Jubel sagt mir, was ich verloren habe!" Pöllnitz erinnerte daran, von welchen unsäglichen Leiden der Tod den Entschlafenen befreit habe, worauf Friedrich erwiederte: „Es ist wahr, er litt, aber er lebte, und jetzt..!"

Doch es mahnten ihn die Pflichten seines neuen Amtes, denn die Generäle waren im Vorzimmer versammelt, um seine Befehle entgegenzunehmen.

In wahrhaft königlicher Haltung erschien Friedrich vor ihnen und hielt an sie folgende Ansprache:

„Wir haben unsern gemeinschaftlichen Herrn und König verloren und müssen uns darüber zu trösten suchen. Ich hoffe, Sie werden mir beistehen, die schöne Armee zu erhalten, welche Sie meinem Vater haben bilden helfen. Sie werden in mir einen Herrn finden, der Sie nicht weniger liebt, als der Verstorbene, der nicht minder Sorge für Sie tragen wird." Hiernach fühle er sich veranlaßt, fuhr er fort, zunächst an ein Zwiefaches zu erinnern. Das Eine sei, daß die Truppen eben sowol gut und brauchbar, als schön sein müßten, das Andere, daß sie dem Lande, welches sie schützen sollen, nicht verderblich werden dürften. Gegen Einige lägen Klagen über Härte, Habsucht und Uebermuth vor; diese müßten abgestellt werden. Es müsse — fügte er mit erhöhter Stimme hinzu — ein guter Soldat eben sowol menschlich und vernünftig sein, als herzhaft und tapfer! —

Am folgenden Tage nahm Friedrich in Charlottenburg den Eid der Minister entgegen. Er sei überzeugt, sagte er ihnen, daß sie ihm auch ohne einen solchen Eid eben so treu und redlich dienen würden wie seinem Vater; für einen ehrlichen Mann bedürfe es des Eides nicht. Nur über die Art und Weise, wie er in Zukunft die Staatsverwaltung geführt zu sehen wünsche, wolle er ihnen ein Wort sagen, zumal da die Art und Weise, wie das bisher geschehen sei, den von ihm gehegten Grundsätzen nicht entspreche. „Ob Wir Euch gleich" — so lauteten die denkwürdigen Worte des Königs — „sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche Ihr Unseres höchstgeliebtesten Vaters Majestät erwiesen habt, so ist doch ferner Unsere Meinung nicht, daß Ihr Uns ins Künftige bereichern und Unsere armen Unterthanen bedrücken sollt, sondern Ihr sollet hingegen verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls, mit eben so vieler Sorgfalt für das Beste des Landes, als für Unser Bestes zu wachen, um so viel mehr, da Wir keinen Unterschied wissen wollen zwischen Unserem eigenen und des Landes Vortheil; im Gegentheil muß des Landes Vortheil den Vorzug vor Unserem eigenen haben." — In einem wenige Tage später an die Behörden des Landes erlassenen Edikt spricht sich Friedrich ganz in demselben Sinne aus, mit dem Hinzufügen, daß er jeden seiner Unterthanen vergnügt und glücklich zu sehen, er am wenigsten aber durch Kränkung derselben bereichert zu werden wünsche.

Und daß es sich hier nicht nur um leere Worte handelte, es ihm vielmehr voller Ernst war, solchen Grundsätzen gemäß sein Volk zu regieren, beweist schon die erste Regierungshandlung des jungen Monarchen. Friedrich begann sein Herrscheramt mit der Ausführung einer bereits von Friedrich Wilhelm kurz vor seinem Scheiden genehmigten

Maßregel. Infolge eines strengen, langdauernden Winters herrschte Noth im Lande. Der König ließ die Speicher öffnen und den Hungernden Korn für billige Preise verkaufen. In der dankbaren Gesinnung, die dieses Verfahren im Volke hervorrief, empfand er als Fürst zu allererst den Segen des Vaters. Wo die vorhandenen Vorräthe nicht ausreichten, ließ er Getreide im Auslande aufkaufen. Selbst nicht unbedeutende Summen baaren Geldes wurden an Bedürftige vertheilt. Die Fleischpreise waren außerordentlich in die Höhe gegangen; um sie wieder herunterzubringen, ließ der König, der, ganz im Gegensatz zu seinem Vater, an der Jagd kein Gefallen fand, dieselbe als ein „barbarisches" Vergnügen vielmehr verabscheute, in verschiedenen Forsten eine große Anzahl von Hirschen und Wildschweinen abschießen und das Fleisch für niedrige Preise znm Verkauf stellen.

In den Anreden an die Generäle und Minister lag die Richtung angegeben, in der Friedrich sein Regiment zu führen beabsichtigte. Es gab deren nicht wenige im Lande, die, nur das Drückende der bisher geltenden Verwaltungsgrundsätze ins Auge fassend, der Hoffnung lebten, dieselben würden, wenn nicht mit einem Schlage, so doch sicher nach und nach verlassen werden. Sie irrten sich. Friedrich hatte im Laufe der letzten Jahre tiefer geschaut, hatte den Segen erkannt, der durch seines Vaters Art und Weise der Verwaltung dem Lande bereitet worden war. Daher lag es ihm durchaus fern, mit dem bisherigen System brechen zu wollen; seine Absicht ging vielmehr dahin, auf dem Grunde desselben weiter zu bauen und nur im Einzelnen diejenigen Neuerungen einzuführen, die der Geist der Zeit gebieterisch forderte.

So kam es, daß Manche, die wegen ihrer großen Anhänglichkeit an die Regierungsweise des verstorbenen Königs Zurücksetzung von Friedrich befürchteten, von ihm befördert, Andere dagegen, die, wie weitaus die meisten seiner Jugendgenossen, Friedrich's Wesen nur oberflächlich kennen gelernt hatten, und die nun die Miene annahmen, als sei jetzt mit der Vergangenheit vollständig gebrochen, von ihm zurückgewiesen wurden. Zu den Ersteren gehörte der Finanzminister von Boden. Friedrich ließ diesen tüchtigen Mann nicht nur in seiner bisherigen wichtigen Stellung, sondern er bezeugte ihm sogar seine besondere Wohlgeneigtheit dadurch, daß er ihm ein neues, wohleingerichtetes Haus schenkte; einige kurzweilige Genossen früherer Zeit dagegen bekamen zu hören: „Die Possen haben ein Ende!"

Was Friedrich den Generälen angedeutet hatte, empfing weitere Erläuterungen in mancherlei Kabinetsbefehlen. Seinem Vetter, dem Markgrafen Friedrich von Schwedt, dessen Uebermuth gegen Untergebene bekannt war, schrieb er, er solle nicht denken, daß er seinetwegen den Offizieren Unrecht thun werde, vielmehr solle er, der Markgraf, sich so gegen die Offiziere verhalten, wie es recht und billig sei. Dem Fürsten Leopold von Dessau gab er zu bedenken, daß eine allzu scharfe Behandlung die Soldaten zur Desertion geneigt mache, und aufs Strengste befahl er, die jungen Leute, die für den künftigen Dienst bestimmt seien, mit allen unnöthigen Plackereien zu verschonen. Gewaltsamkeiten, die bei Werbungen vorgefallen waren, wurden bestraft. — Das Potsdamer Riesenregiment sah man beim Leichenbegängnisse Friedrich Wilhelm's zum letzten Male. Die „langen Kerle" wurden theils entlassen, theils in anderen Regimentern untergebracht. Für das durch die Auflösung dieser kostspieligen Truppe ersparte Geld errichtete Friedrich 16 neue Bataillone und vermehrte also auf diese Art noch die Armee ohne eine Mehrbelastung des Volkes. — Der Akademie der Wissenschaften waren unter der vorigen Regierung die Mittel zu ihrem Bestehen fast gänzlich entzogen worden; seit langer Zeit hatte sie ein materiell und moralisch höchst kümmerliches Dasein gefristet. Friedrich gab ihr das Entzogene zurück und schaffte ihr zugleich eine ihres hohen Namens und Berufes würdige Stellung, die sie unter der Regierung seines Vorgängers ganz und gar eingebüßt hatte. Allerdings trat bei der Neugestaltung der Akademie — zunächst wenigstens — das französische Element auf Kosten des nationalen in den Vordergrund — eine Folge der schon mehrfach berührten und weiterhin noch ausführlicher zu besprechenden Vorliebe des großen Königs für das Franzosenthum —

aber immerhin hat sie in dieser ihrer neuen Gestalt vielfach segensreich gewirkt und zur Erweckung geistiger Bestrebungen in der preußischen Hauptstadt bedeutend beigetragen.

Am dritten Tage seiner Regierung erließ Friedrich eine Kabinetsordre, durch welche er die Anwendung der Folter untersagte. Nur für einige wenige Fälle war sie noch vorbehalten. Thatsächlich aber ward sie gar nicht mehr angewandt und bald darauf gänzlich abgeschafft. Auch die unmenschlichen Strafen und die für gewisse schwere Verbrecher bisher gebräuchliche grausame Hinrichtungsart wurden abgeschafft oder wenigstens gemildert. Daß an Hexenprozesse unter Friedrich nicht mehr zu denken war, bedarf wol kaum der Erwähnung. Thomasius, meinte er, habe den Weibern das Recht, alt zu werden, zugesprochen.

In seinem „Anti-Macchiavell" hatte Friedrich den Gedanken erläutert: der falsche Glaubenseifer sei ein Tyrann, der die Länder entvölkere; die Duldung eine zarte Mutter, welche sie hege und blühen mache. Dieser Ueberzeugung gemäß gab er dem Konsistorium, von dem das Fortbestehen der katholischen Soldatenschulen für bedenklich erklärt ward, da sie Anlaß zum Uebertritt von Protestanten zur katholischen Religion gäben, den bekannten, freilich oft genug falsch ausgelegten Bescheid: „Die Religionen müssen alle toleriret werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß Jeder nach seiner Façon selig werden." —

Was der brandenburgisch-preußische Staat schon von den Zeiten Sigismund's her erstrebt hatte, ward jetzt als ein Regierungsgrundsatz ausgesprochen: der Staat solle seine Wohlthaten nicht an ein bestimmtes Bekenntniß knüpfen. Für Deutschland, ja für die Welt, war es ein bedeutungsvolles Ereigniß, daß jetzt in Preußen — wol zum ersten Male seit der Reformation — dieser Grundsatz zur Geltung gebracht wurde.

Indem Friedrich sich auf diesen Standpunkt stellte, wollte er weder den kirchlichen Glauben seiner Unterthanen antasten, noch das Sichlossagen von der kirchlichen Gemeinschaft als etwas Wünschenwerthes hinstellen. Nur der Anmaßung Derer trat er damit entgegen, die, ihren Glauben als den allein seligmachenden ausgebend, vom Staate Bevorzugung der Mitglieder ihres Bekenntnisses und Unterdrückung Andersgläubiger verlangten, während doch ein solches Verfahren offenkundig der Menschheit unsägliches Leid gebracht hatte.

Friedrich's größtes Verdienst bestehe darin, sagt Böckh (Festrede auf der Universität zu Berlin 1859), daß er den großen Wahlspruch der geistigen Freiheit auf sein Panier geschrieben habe. „Des Einzigen Friedrich großer Gedanke kann in unserm Staate nie erlöschen, kann kaum vorübergehend wie die Sonne durch ein leichtes Gewölk getrübt werden. Seine erste Folge ist die religiöse Duldung, die schon der Große Kurfürst mächtig förderte; das entgegengesetzte und verderblichste Aeußerste ist es, wenn der Staat sich unter die Herrschaft des Priesterthums beugt. Diese fern zu halten, müssen Staat und Fürst die Kraft besitzen, die Deutschlands Einigkeit und Freiheit begründen soll, nicht aber selber ein Knecht irgend eines, gleichviel in welche Form und Farbe gekleideten oder verkappten Jesuitismus sein."

Ohne Rücksicht auf ihre Bekenntnisse belobte der König eifrige und getreue Seelsorger und stellte es den Lutheranern frei, diejenigen an den Katholizismus erinnernden kirchlichen Gebräuche wieder einzuführen, die unter der vorigen Regierung hatten abgestellt werden müssen. Jedoch legte er es den Predigern als erste und nicht zu umgehende Pflicht ans Herz, das Volk auf den Geist und das wahre Wesen der kirchlichen Gebräuche hinzuweisen und dasselbe namentlich zur Führung eines christlichen Lebenswandels unablässig zu ermahnen. — Zu den Büchern, die Friedrich eifrig studirte, gehörten auch die Werke des unter der Regierung seines Vorgängers aus Halle verbannten Philosophen Christian von Wolf. Den Eindruck, den diese Schriften auf ihn machten, bezeichnet eine Stelle aus einem seiner Briefe an den Grafen Manteuffel. „Ich bin jetzt", schreibt er, „überzeugt von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an Den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen; ich werde tugendhaft sein, so viel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Kreatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers

gegen die Menschen, meines Gleichen, erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Ueberzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben."

Ueber Wolf hatte übrigens schon Friedrich Wilhelm in der letzten Zeit seines Lebens eine bessere Meinung gehegt als früher, und es hatte dem Kronprinzen eine nicht geringe Freude gewährt, seinem Freunde Suhm schreiben zu können, daß sein Vater die Werke des Philosophen eifrig studire. Ja, Friedrich Wilhelm hatte sogar den verbannten Gelehrten aufgefordert, wieder nach Preußen zurückzukehren. Wolf war damals dem Rufe nicht gefolgt. Jetzt ließ Friedrich demselben das Amt eines Vizekanzlers an der Universität Halle anbieten. Bei dieser Gelegenheit schrieb der König an den Propst Reinbeck: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden." Wolf entsprach dem Ruf des neuen Königs mit Freuden.

Auf Friedrich's Verhalten der Presse und Dem gegenüber, was wir die öffentliche Meinung nennen, kommen wir an einer andern Stelle zurück, wo wir den geistigen Aufschwung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ins Auge fassen werden.

Friedrich's Streben ging dahin, die Gewerbthätigkeit seines Landes in dem Maße zu erhöhen, daß es möglich sei, Erzeugnisse des gewerblichen Lebens ins Ausland zu führen und so dasselbe in eine Art von Steuer zu nehmen. Um dies zu Stande zu bringen, errichtete er ein besonderes Amt für Handel und Gewerbe und traf zugleich Veranstaltungen, geschickte Handwerker aus Frankreich und Italien in das Land zu ziehen.

Von seiner Mutter war er an der Leiche seines Vaters „Majestät" angeredet worden. Er hatte sie mit den Worten unterbrochen: „Nennen Sie mich immer Sohn! Dieser Titel ist köstlicher für mich als die Königswürde!" Er widmete ihr allezeit die kindlichste Verehrung und treueste Fürsorge. „Die Erkenntlichkeit gegen Eltern", sagte er später bei einer Gelegenheit, „hat keine Grenze; man wird getadelt, wenn man zu wenig darin thut; niemals, wenn zu viel."

Das Verhältniß Friedrich's zu seiner Gemahlin war und blieb eigenthümlicher Art. Dem ihm einst angethanen Zwange gemäß zu leben, war er nicht gesonnen. Man glaubte allgemein, er werde sich scheiden lassen. Die vortrefflichen Eigenschaften seiner Gemahlin ließen aber wol kaum einen derartigen Gedanken in ihm aufkommen. Er richtete ihr einen glänzenden Hofstaat ein, wachte eifersüchtig darüber, daß ihr in jeder Weise die einer Königin gebührende Ehre zutheil würde, suchte jedoch selbst nur selten ihre Gesellschaft auf. Im Winter wohnte sie im Berliner Schlosse, den Sommer verbrachte sie im Schlosse zu Schönhausen.

Nach Behauptung des mit der Geschichte Friedrich's so genau vertrauten Historiographen Preuß soll die Königin niemals in Sanssouci gewesen sein. „Auf diese Art", fährt er in seiner Erzählung fort, „stand sie fortan dem Könige so fern, wie es unter Eheleuten nicht üblich ist. Hielt der König sich in Berlin auf, so speiste er des Sonntags einigemal im Jahre sammt seinen Brüdern bei der Königin, welcher, nach seinem Beispiel, von dem gesammten Hofe und von den fremden Gesandten stets die größte Ehrfurcht bewiesen wurde, die sie durch ihre unerschütterliche Tugend so sehr verdiente. In der That war das Leben dieser so seltsam gestellten Fürstin ungewöhnlich segensreich, ganz der Frömmigkeit, dem Wohlthun und dem Fleiße hingegeben. Von den ihr ausgesetzten 41,000 Thalern wandte sie alljährlich 24,000 Thaler der Armuth zu, dem Könige hing sie mit der rührendsten Theilnahme an; ihre Erholungen waren andächtige und wissenschaftliche Beschäftigungen. Sie hatte eine ausgewählte Bibliothek und lud gern Gelehrte, namentlich Theologen, zur Tafel; Reinbeck, Jocardi, Dietrich, Baumgarten, Zöllner sind ihre Beichtväter gewesen, aus deren Händen sie sammt den Prinzen von Preußen, der Prinzeß Heinrich oder sonst einer Fürstlichkeit zu bestimmten Zeiten des Jahres in Schönhausen und im Berliner Schlosse das Abendmahl empfing. Gellert war ihr Lieblingsschriftsteller; sie freute sich, mit ihm in demselben Jahre geboren zu sein, und

übersetzte seine moralischen Vorlesungen, seine Oden und Lieder ins Französische; gleiche Ehre haben mehrere Erbauungsbücher gehabt. Auch eigene Abhandlungen hat die Königin in Druck gegeben, zur Frömmigkeit und zur Anhänglichkeit an den König zu ermuntern."

Friedrich hielt seinen Hof in der ersten Zeit zumeist in Charlottenburg, wo er das Leben von Rheinsberg in gewissem Sinne fortsetzte, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt in den Unterhaltungen mit seiner Umgebung die Staatsangelegenheiten in den Vordergrund traten.



Königin Elisabeth Christine.

Bezeichnend für die damalige Sinnesweise des Königs ist die Stelle aus einem seiner Gedichte:

„Ade, ihr Verse, du, der Flöte Klang,
Ade, ihr Freunde all, Voltaire und dein Gesang.
Ich trage jetzt die schwere Last der Krone,
Treu leb' ich meiner Pflicht und meinem Throne."

In Charlottenburg sah Friedrich auch seinen braven Jugendlehrer Duhan bei sich, ebenso den aus Wesel entkommenen Keith. Wie diesen Männern, suchte er auch Anderen, die seinetwegen früher Trübsal zu erdulden gehabt hatten, Ersatz zu gewähren. Der Vater

des unglücklichen Katte wurde von ihm zum Feldmarschall ernannt und in den Grafenstand erhoben, die Verwandten desselben sowie die Söhne des Kammerpräsidenten von Münchow, der ihm während seiner Haft in Küstrin, wie oben erwähnt, mancherlei Gutes erwiesen hatte, erfreute er durch Gnadenbezeigungen.

Huldigung in Königsberg. Am 7. Juli brach Friedrich von Charlottenburg auf, um in Königsberg die Huldigung entgegen zu nehmen. Der Zug bestand aus — drei Wagen; seinen Wagen theilte er mit einigen Gelehrten. Wie sein Vater es gethan, verbat auch er sich alle kostspieligen Empfangsfeierlichkeiten. An Voltaire hatte er kurz vorher geschrieben: „Ich reise nach Preußen, um mir da huldigen zu lassen, doch ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien, welche Ignoranz eingeführt hat, und die nun von der hergebrachten Gewohnheit begünstigt werden. Wenn die Reisen geendet sind, soll meine Lebensweise ruhiger und planmäßiger werden. Für jetzt aber habe ich die gewöhnlichen fortlaufenden Geschäfte und überdies noch neue Einrichtungen; bei dem Allen muß ich auch wieder unnütze Komplimente machen und Cirkulare ergehen lassen."

Der Leser erinnert sich, welchen Kampf der Große Kurfürst achtzig Jahre früher gegen die preußischen Stände, namentlich gegen deren Wortführer Rhode und Kalkstein, zu bestehen hatte, dann wohl auch an Dasjenige, was in Bezug auf die Nothwendigkeit der absoluten Fürstenmacht, den Sonderbestrebungen dieser Körperschaften gegenüber, an betreffender Stelle gesagt worden ist. — Die fürstliche Gewalt hatte damals, zum Wohle aller Staatsglieder, den Sieg errungen. Was weiterhin, an jenen Vorgang anknüpfend, von Friedrich Wilhelm den „Junkern in Preußen" gesagt worden war, wird dem Leser gleichfalls erinnerlich sein. Die jetzigen Stände erklärten sich nach einigen schwachen Versuchen, Verlorenes zurück zu gewinnen, zur Huldigung bereit. So fand dieselbe am 20. Juli in Königsberg statt, wobei für 50,000 Thaler Denkmünzen mit der Inschrift „Das Glück des Volkes" vertheilt wurden.

In Berlin erfolgte die Huldigung am 2. August. Die bei dieser Gelegenheit ausgeworfenen goldenen und silbernen Denkmünzen trugen die Inschrift: „Der Wahrheit und Gerechtigkeit geweiht!" — Friedrich, der nach der Feierlichkeit auf dem Balkon des Schlosses erschienen war, wurde vom Volke dreimal mit dem Rufe begrüßt: „Es lebe der König!" Wohl eine halbe Stunde stand er unbeweglich auf dem Balkon und schaute ernsten Angesichts hernieder auf die wogende Menge.

Am 15. August begab sich Friedrich nach den westlichen Provinzen des Staates, um dort die Huldigung entgegen zu nehmen. Auf der Hinreise besuchte er seine Schwester Wilhelmine in Bayreuth und machte von hier aus unter dem Namen eines Grafen von Four einen Ausflug nach Straßburg. Dort ließ er sich, um desto sicherer unerkannt zu bleiben, Kleider nach dem neuesten französischen Schnitt aufertigen. Doch ein Soldat, der früher in preußischen Diensten gestanden hatte, erkannte ihn, und wie ein Lauffeuer ging nun die Nachricht von seiner Anwesenheit durch die Stadt. Das Volk war entzückt, den jungen König, dessen Jugendschicksale schon die allgemeinste Theilnahme erregt hatten, und dessen erstes Auftreten als Herrscher seines Landes so vielverheißend war, in der Stadt zu wissen. Der Schneider weigerte sich, Bezahlung für die Kleider zu nehmen; „ihm sei", sagte er, „die Ehre, für den liebenswürdigen Preußenkönig gearbeitet zu haben, Lohns genug." Am Abende wurden Freudenfeuer auf den Straßen angezündet, und das Volk rief begeistert: „Vive le roi de Prusse!"

Dennoch reiste Friedrich ziemlich ernüchtert zurück. Die Wirklichkeit entsprach den Vorstellungen nicht, die er sich von den französischen Einrichtungen gemacht hatte. Seine Reise ging zunächst den Rhein hinab nach Wesel. Wie anders war diese Rheinfahrt als diejenige, die er zehn Jahre früher als Staatsgefangener hatte machen müssen!

Die fremden Gesandten hatten um jene Zeit ihren Höfen viel zu berichten. „Sie schilderten den neuen Regenten als einen Fürsten, der das Steuer der Herrschaft gewiß immer so wacker führen werde, wie er es ergriffen, aus dessen Wirken überall Züge eines

edlen Herzens, Gerechtigkeit gegen den Verstorbenen, Zärtlichkeit für seine Unterthanen widerstrahlten; der schlechterdings Alles selbst thue, und, abgesehen von dem Finanzminister von Boden, der mit seiner Sparsamkeit noch größeren Eingang als bei Friedrich Wilhelm finde, keinen Rath von irgend einem Minister leide, welche alle nur die aus dem Kabinet ihnen zukommenden Befehle zu expediren hätten. Allgemein rühmen die fremden Diplomaten in Friedrich's Bescheiden lakonischen Ausdruck und bewunderswerthen Geschäftsblick; Eins nur wissen sie zu beklagen: daß an diesem Hofe nichts zu erfahren, und schwer ein Weg zum vorgeschriebenen Ziele aufzuspüren sei."

Der König war in jeder Beziehung so aufgetreten, daß man auf ihn das Wort anwenden konnte:

„Er ist an Jahren jung, alt an Erfahrung,
Sein Haupt zeigt Jugend, doch sein Wissen Reife,
— — — — — — — — — — — — — — —
Er fliegt den Adlerflug, kühn, stets g'radaus."

Auswärtige Beziehungen. Gelegentlich der Huldigung war unerwartet ein Zwischenfall eingetreten, der Friedrich's Thatkraft herausforderte. Die im Bisthum Lüttich, unfern der Maas, gelegene Herrschaft Herstal, der altberühmte Erbsitz der Karolinger, auf welchem Karl der Große bei wichtigen Angelegenheiten seine Vasallen versammelt hatte, war durch Erbschaft an Preußen gefallen. Unter Friedrich Wilhelm hatten sich die Bewohner empört und waren vom Bischofe, der dies Besitzthum seinem Lande einzuverleiben trachtete, in Schutz genommen worden. — Friedrich forderte jetzt von der Bevölkerung die Huldigung. Diese jedoch, aufgestachelt von der Geistlichkeit, verweigerte dieselbe. Daraufhin ließ der König den Bischof in bestimmtester Weise auffordern, sich binnen zweimal vierundzwanzig Stunden darüber zu erklären, welche Stellung er zu den sich widerspenstig zeigenden Bewohnern von Herstal einzunehmen gedenke. Der Bischof entgegnete, er sei als Reichsfürst nicht gewohnt, also behandelt zu werden, könne auch außerdem eine Erklärung in der bezeichneten Frist nicht abgeben. Kaum hatte Friedrich diese Antwort empfangen, so ließ er den Generalmajor von Bork mit zwölf Compagnien Grenadieren, einer Escadron Dragonern und dem nöthigen Geschütz in das Bisthum Lüttich einrücken. Der Bischof wandte sich um Schutz an den Kaiser, von dem Friedrich aufgefordert wurde, nicht in eigener Sache vorzugehen, sondern sich an den Reichstag zu wenden. Friedrich, nicht gesonnen, nach dieser „mürben Krücke des Rechts" zu greifen, gab der kaiserlichen Aufforderung nicht Folge, sondern rechtfertigte sein Verfahren in einer Gegenschrift. Diese seine entschiedene Haltung veranlaßte den Bischof endlich, Abgesandte nach Berlin zu schicken, die den König in seinem Namen baten, in gütliche Unterhandlungen zu treten. Dazu erklärte sich Friedrich bereit, und schon im nächsten Monat kam die Sache zum Abschluß. Der König trat seine Erbansprüche für 240,000 deutsche Gulden an den Bischof ab.

Bald nach seinem Regierungsantritte waren dem Könige Versicherungen der wärmsten Freundschaft von Wien aus zugekommen. Er hatte Worte Worte sein lassen, und bald darauf, gleichsam als Prüfstein, an den Wiener Hof die Frage gerichtet: ob er zur Behauptung seiner gerechten Ansprüche auf Berg und Jülich den Beistand des Kaisers zu erwarten habe? Die Antwort fiel ausweichend aus, und Friedrich hatte damals schon thatsächlich bestätigt gesehen, daß es in Wirklichkeit um die Wohlgeneigtheit des Kaiserhauses Preußen gegenüber gegenwärtig um nichts besser stehe, als zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Längst war das Kaiserhaus nicht mehr ein Förderer deutschen Lebens, sondern oft geradezu ein Hemmschuh gewesen. Sollte nicht die Zukunft der Nation, um der Selbstsucht eines Fürstenhauses willen, immer mehr in Frage gestellt sein, so mußte eine andere Führerschaft angebahnt werden. — Diese war in einem gewissen Maße schon vorhanden.

Das Hohenzollerngeschlecht hatte von der Vorsehung die Mission empfangen, die höchsten Güter des deutschen Volkes zu schirmen und zu wahren, die Errungenschaften aller Anstrengungen von der Zeit der Reformation bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, gegen die seitdem vom Kaiserhause offen und versteckt fortwährend angekämpft ward.

Mit der Regierungszeit des Großen Kurfürsten beginnt jene Führerschaft. Gleichwol trugen der Große Kurfürst wie seine beiden Nachfolger dem Kaiserhause freundliche Gesinnungen entgegen. Schmälerung ihres guten Rechts war aber der Lohn. In Schmerz hatte schon der Große Kurfürst jenes prophetische Wort ausgerufen: „Ein Rächer wird aus meiner Asche erstehen!" — Friedrich I. hatte, als ihm sein schlesisches Besitzthum auf so unredliche Weise entzogen ward, geäußert: „Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzt, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls dereinst zu thun und zu lassen haben mögen!" — Und mit welchem Trug war gegen Friedrich Wilhelm I., namentlich in Betreff der jülichschen Erbfolge, verfahren worden! Hatte doch auch er endlich, auf seinen Sohn zeigend, im Unmuth den Ausruf gethan: „Da steht Einer, der mich rächen wird!"

Auf Friedrich war die Erbschaft jener Aussprüche seiner Vorfahren gekommen; er war gewillt, ihnen gemäß zu verfahren. Darin lag der Grund, daß er ohne Weiteres mit dem Bischofe von Lüttich gründliche Abrechnung gehalten hatte; — deswegen hielt er es für zweckmäßig, eine Truppenmacht am Rhein zusammenzuziehen, um, wenn es nicht anders gehen wolle, ohne Rücksicht auf die kaiserlichen Winkelzüge die jülichsche Angelegenheit selbständig zu ordnen.

Da ging eine große Wandlung der Dinge vor sich. Unerwartet brachte ein Eilbote die Nachricht von dem Tode des Kaisers. Jetzt war für Friedrich II. der Augenblick gekommen, das schon von seinen Vorgängern Erstrebte endlich ins Werk zu setzen und dem jungen preußischen Königsstaat den Zuwachs an Macht und Ansehen zu erwerben, den er zu seiner Weiterentwicklung bedurfte, aber noch nicht besaß. Zugleich erschloß sich damit dem jungen Fürsten ein Schauplatz von Thaten, durch die er sich ewigen Heldenruhm erwerben sollte.

Der erste Schlesische Krieg.

Der Tod des Kaisers war am 20. Oktober 1740 erfolgt. Friedrich befand sich in Rheinsberg und lag eben im Fieber, als der Kurier dort eintraf. Als der Anfall vorüber war, theilte man dem König die hochwichtige Kunde mit. Er nahm sie scheinbar gelassen entgegen. Was aber in seiner Seele vorging, zeigt ein wenige Tage darauf verfaßtes Schreiben an seine Freunde, in welchem es heißt: „Ich werde nach Berlin gehen; eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine große Regungen. Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet; also handelt sich's nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich lange in meinem Kopfe bewegt habe. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezar's Bild von vielerlei Metallen rollen und es zermalmen wird."

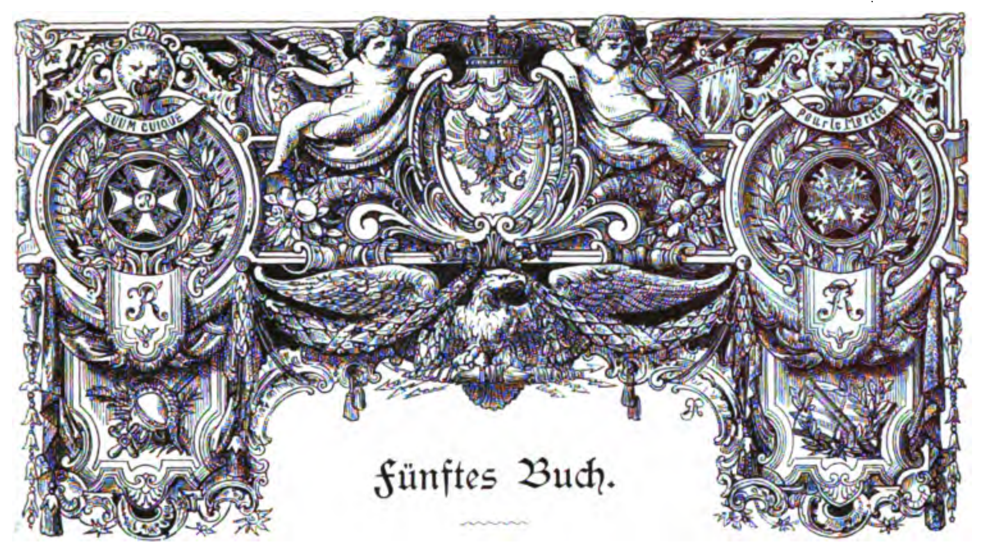
Der Leser erinnert sich, daß von Kaiser Karl VI., in Rücksicht darauf, daß er keine männlichen Nachkommen hatte, die sogenannte „pragmatische Sanktion" zu Stande gebracht worden war, derzufolge nach seinem Tode die österreichischen Erblande an die weibliche Nachkommenschaft übergehen sollten. Er hatte es sich nun eifrig angelegen sein lassen, diesem Hausgesetze die Anerkennung der übrigen Mächte zu erwirken, doch war ihm dies nur bei einer kleinen Zahl derselben gelungen. Damals war Friedrich Wilhelm I. die Verpflichtung eingegangen, für die Geltung der pragmatischen Sanktion mit einzustehen, wobei er jedoch als Gegenleistung die Anerkennung und Durchführung seiner Rechte auf die jülichsche Erbschaft verlangte. Letzteres war zugesagt, aber nicht erfüllt worden. Friedrich II. war demnach in Betreff der pragmatischen Sanktion frei von jeder Verpflichtung.

Als nun Karl VI. und in ihm der letzte männliche Nachkomme Rudolf's von Habsburg sein Auge geschlossen hatte, brach für die österreichische Monarchie eine verhängnißvolle Zeit an. Nach dem neuen Hausgesetz war Karl's VI. Tochter, die junge, schöne Maria Theresia, die Erbin seines Reiches. Doch wurden nun Erbansprüche von verschiedenen Seiten erhoben, und auch Friedrich wollte den günstigen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen lassen, ältere Ansprüche zur Anerkennung zu bringen.

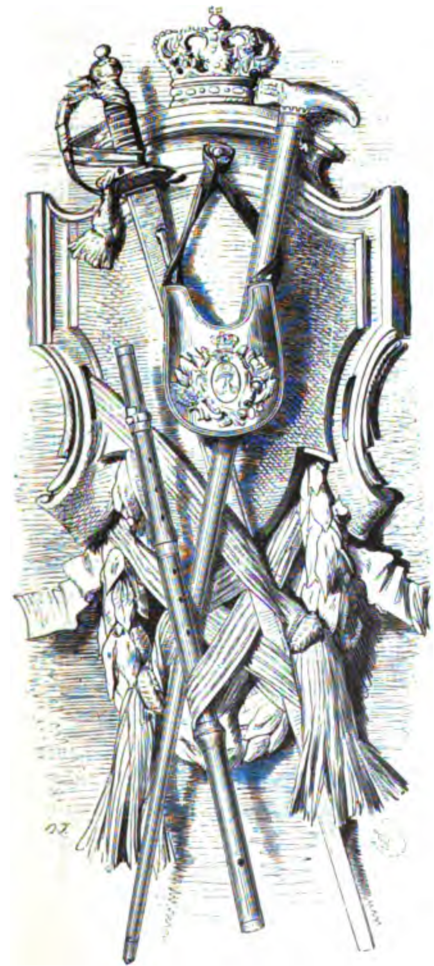
Erklärung der Abbildung: „Helden im Zeitalter Friedrich's II."

1. Ferdinand, Herzog von Braunschweig.
2. Prinz August Wilhelm.
3. Prinz Friedrich Heinrich Ludwig.
4. Generalfeldmarschall Jakob Keith.
5. Leopold Maximilian, Erbprinz von Dessau.
6. Karl Wilhelm Ferdinand, Erbprinz von Braunschweig.
7. Moritz, Fürst von Anhalt-Dessau.
8. Generalleutnant von Belling.
9. Generalleutnant von Winterfeldt.
10. Prinz Eugen von Württemberg.
11. Herzog August Wilhelm von Braunschweig-Bevern.
12. General von Tauenzien.

Porträts der hervorragendsten Heerführer Friedrich's befinden sich im Texte eingedruckt.



Vom Regierungsantritt Friedrich's II.
bis zur Beendigung der zwei ersten Schlesischen Kriege.


Degen, Krückstock, Flöte, Armaturstücke Friedrich's des Großen.

Regierungsantritt 1740.

Von tiefstem Schmerze über den Tod des Vaters ergriffen, hatte Friedrich kaum das Sterbezimmer verlassen, als Leopold von Dessau sich bei ihm anmelden ließ. Friedrich fühlte sich in seiner jetzigen Stimmung fast unfähig, Jemand zu empfangen. Da ihm aber gesagt ward, der Fürst wolle abreisen, ließ er ihn vor.

Leopold erschien mit Thränen in den Augen; das alte Eisenherz war bis auf den Grund erschüttert. Aber auch noch Anderes, als der Schmerz um den Heimgang seines königlichen Freundes, mochte ihn bewegen. Hatte er nicht früher zur österreichischen Partei am Hofe gehört, und mußte er nicht fürchten, daß Friedrich davon Kunde empfangen habe und ihm grolle? Auf einige Augenblicke keines Wortes mächtig, umfaßte er Friedrich's Kniee. Dann sagte er, er hege die Erwartung, daß ihm und seinen Söhnen die Stellen, die sie innehätten, verbleiben würden, namentlich hoffe er, Friedrich werde ihm die Autorität belassen, die ihm der heimgegangene Herr und König eingeräumt habe.

Die Plötzlichkeit, mit der der ergraute Feldherr dem jungen Fürsten, dessen Herz jetzt gerade von einem Sturme von Gefühlen bewegt ward, mit seinem Anliegen kam, glich in der That einem Ueberfalle. Doch soll damit nicht gesagt werden, daß dies von Leopold beabsichtigt gewesen wäre.

Ebenso war Verstellung seiner Natur fremd. Er verstand unter „Autorität" jene uneingeschränkte Macht in militärischen Dingen, wie er sie bisher thatsächlich besessen hatte.

Die Antwort Friedrich's fiel wohl nicht ganz so aus, wie Leopold es gewünscht hatte. Friedrich gab ihm jedoch die Zusicherung, ihn sowol wie seine Söhne in ihren Stellen bestätigen zu wollen. Was jedoch, fügte er hinzu, die Autorität betreffe, die Leopold besessen zu haben vermeine, so wisse er von einer solchen nichts, „Nachdem ich", schloß er, „König geworden bin, so denke ich auch das Amt eines solchen zu verwalten, und der Einzige zu bleiben, der Autorität übt und besitzt."

Am folgenden Morgen ward dem Regiment Glasenapp unter den Fenstern des Schlosses der Eid der Treue für den neuen König abgenommen. Erweckt von dem ihm ausgebrachten lauten Lebehoch, sprang Friedrich von seinem Lager empor. Pöllnitz, der ihn „halb angekleidet, mit aufgelöstem Haar, in Thränen und wie außer sich" fand, wagte ein Wort des Trostes zu sprechen, worauf Friedrich entgegnete: „Dieser Jubel sagt mir, was ich verloren habe!" Pöllnitz erinnerte daran, von welchen unsäglichen Leiden der Tod den Entschlafenen befreit habe, worauf Friedrich erwiederte: „Es ist wahr, er litt, aber er lebte, und jetzt..!"

Doch es mahnten ihn die Pflichten seines neuen Amtes, denn die Generäle waren im Vorzimmer versammelt, um seine Befehle entgegenzunehmen.

In wahrhaft königlicher Haltung erschien Friedrich vor ihnen und hielt an sie folgende Ansprache:

„Wir haben unsern gemeinschaftlichen Herrn und König verloren und müssen uns darüber zu trösten suchen. Ich hoffe, Sie werden mir beistehen, die schöne Armee zu erhalten, welche Sie meinem Vater haben bilden helfen. Sie werden in mir einen Herrn finden, der Sie nicht weniger liebt, als der Verstorbene, der nicht minder Sorge für Sie tragen wird." Hiernach fühle er sich veranlaßt, fuhr er fort, zunächst an ein Zwiefaches zu erinnern. Das Eine sei, daß die Truppen eben sowol gut und brauchbar, als schön sein müßten, das Andere, daß sie dem Lande, welches sie schützen sollen, nicht verderblich werden dürften. Gegen Einige lägen Klagen über Härte, Habsucht und Uebermuth vor; diese müßten abgestellt werden. Es müsse — fügte er mit erhöhter Stimme hinzu — ein guter Soldat eben sowol menschlich und vernünftig sein, als herzhaft und tapfer! —

Am folgenden Tage nahm Friedrich in Charlottenburg den Eid der Minister entgegen. Er sei überzeugt, sagte er ihnen, daß sie ihm auch ohne einen solchen Eid eben so treu und redlich dienen würden wie seinem Vater; für einen ehrlichen Mann bedürfe es des Eides nicht. Nur über die Art und Weise, wie er in Zukunft die Staatsverwaltung geführt zu sehen wünsche, wolle er ihnen ein Wort sagen, zumal da die Art und Weise, wie das bisher geschehen sei, den von ihm gehegten Grundsätzen nicht entspreche. „Ob Wir Euch gleich" — so lauteten die denkwürdigen Worte des Königs — „sehr danken wollen für die treuen Dienste, welche Ihr Unseres höchstgeliebtesten Vaters Majestät erwiesen habt, so ist doch ferner Unsere Meinung nicht, daß Ihr Uns ins Künftige bereichern und Unsere armen Unterthanen bedrücken sollt, sondern Ihr sollet hingegen verbunden sein, vermöge gegenwärtigen Befehls, mit eben so vieler Sorgfalt für das Beste des Landes, als für Unser Bestes zu wachen, um so viel mehr, da Wir keinen Unterschied wissen wollen zwischen Unserem eigenen und des Landes Vortheil; im Gegentheil muß des Landes Vortheil den Vorzug vor Unserem eigenen haben." — In einem wenige Tage später an die Behörden des Landes erlassenen Edikt spricht sich Friedrich ganz in demselben Sinne aus, mit dem Hinzufügen, daß er jeden seiner Unterthanen vergnügt und glücklich zu sehen, er am wenigsten aber durch Kränkung derselben bereichert zu werden wünsche.

Und daß es sich hier nicht nur um leere Worte handelte, es ihm vielmehr voller Ernst war, solchen Grundsätzen gemäß sein Volk zu regieren, beweist schon die erste Regierungshandlung des jungen Monarchen. Friedrich begann sein Herrscheramt mit der Ausführung einer bereits von Friedrich Wilhelm kurz vor seinem Scheiden genehmigten

Maßregel. Infolge eines strengen, langdauernden Winters herrschte Noth im Lande. Der König ließ die Speicher öffnen und den Hungernden Korn für billige Preise verkaufen. In der dankbaren Gesinnung, die dieses Verfahren im Volke hervorrief, empfand er als Fürst zu allererst den Segen des Vaters. Wo die vorhandenen Vorräthe nicht ausreichten, ließ er Getreide im Auslande aufkaufen. Selbst nicht unbedeutende Summen baaren Geldes wurden an Bedürftige vertheilt. Die Fleischpreise waren außerordentlich in die Höhe gegangen; um sie wieder herunterzubringen, ließ der König, der, ganz im Gegensatz zu seinem Vater, an der Jagd kein Gefallen fand, dieselbe als ein „barbarisches" Vergnügen vielmehr verabscheute, in verschiedenen Forsten eine große Anzahl von Hirschen und Wildschweinen abschießen und das Fleisch für niedrige Preise zum Verkauf stellen.

In den Anreden an die Generäle und Minister lag die Richtung angegeben, in der Friedrich sein Regiment zu führen beabsichtigte. Es gab deren nicht wenige im Lande, die, nur das Drückende der bisher geltenden Verwaltungsgrundsätze ins Auge fassend, der Hoffnung lebten, dieselben würden, wenn nicht mit einem Schlage, so doch sicher nach und nach verlassen werden. Sie irrten sich. Friedrich hatte im Laufe der letzten Jahre tiefer geschaut, hatte den Segen erkannt, der durch seines Vaters Art und Weise der Verwaltung dem Lande bereitet worden war. Daher lag es ihm durchaus fern, mit dem bisherigen System brechen zu wollen; seine Absicht ging vielmehr dahin, auf dem Grunde desselben weiter zu bauen und nur im Einzelnen diejenigen Neuerungen einzuführen, die der Geist der Zeit gebieterisch forderte.

So kam es, daß Manche, die wegen ihrer großen Anhänglichkeit an die Regierungsweise des verstorbenen Königs Zurücksetzung von Friedrich befürchteten, von ihm befördert, Andere dagegen, die, wie weitaus die meisten seiner Jugendgenossen, Friedrich's Wesen nur oberflächlich kennen gelernt hatten, und die nun die Miene annahmen, als sei jetzt mit der Vergangenheit vollständig gebrochen, von ihm zurückgewiesen wurden. Zu den Ersteren gehörte der Finanzminister von Boden. Friedrich ließ diesen tüchtigen Mann nicht nur in seiner bisherigen wichtigen Stellung, sondern er bezeugte ihm sogar seine besondere Wohlgeneigtheit dadurch, daß er ihm ein neues, wohleingerichtetes Haus schenkte; einige kurzweilige Genossen früherer Zeit dagegen bekamen zu hören: „Die Possen haben ein Ende!"

Was Friedrich den Generälen angedeutet hatte, empfing weitere Erläuterungen in mancherlei Kabinetsbefehlen. Seinem Vetter, dem Markgrafen Friedrich von Schwedt, dessen Uebermuth gegen Untergebene bekannt war, schrieb er, er solle nicht denken, daß er seinetwegen den Offizieren Unrecht thun werde, vielmehr solle er, der Markgraf, sich so gegen die Offiziere verhalten, wie es recht und billig sei. Dem Fürsten Leopold von Dessau gab er zu bedenken, daß eine allzu scharfe Behandlung die Soldaten zur Desertion geneigt mache, und aufs Strengste befahl er, die jungen Leute, die für den künftigen Dienst bestimmt seien, mit allen unnöthigen Plackereien zu verschonen. Gewaltsamkeiten, die bei Werbungen vorgefallen waren, wurden bestraft. — Das Potsdamer Riesenregiment sah man beim Leichenbegängnisse Friedrich Wilhelm's zum letzten Male. Die „langen Kerle" wurden theils entlassen, theils in anderen Regimentern untergebracht. Für das durch die Auflösung dieser kostspieligen Truppe ersparte Geld errichtete Friedrich 16 neue Bataillone und vermehrte also auf diese Art noch die Armee ohne eine Mehrbelastung des Volkes. — Der Akademie der Wissenschaften waren unter der vorigen Regierung die Mittel zu ihrem Bestehen fast gänzlich entzogen worden; seit langer Zeit hatte sie ein materiell und moralisch höchst kümmerliches Dasein gefristet. Friedrich gab ihr das Entzogene zurück und schaffte ihr zugleich eine ihres hohen Namens und Berufes würdige Stellung, die sie unter der Regierung seines Vorgängers ganz und gar eingebüßt hatte. Allerdings trat bei der Neugestaltung der Akademie — zunächst wenigstens — das französische Element auf Kosten des nationalen in den Vordergrund — eine Folge der schon mehrfach berührten und weiterhin noch ausführlicher zu besprechenden Vorliebe des großen Königs für das Franzosenthum —

aber immerhin hat sie in dieser ihrer neuen Gestalt vielfach segensreich gewirkt und zur Erweckung geistiger Bestrebungen in der preußischen Hauptstadt bedeutend beigetragen.

Am dritten Tage seiner Regierung erließ Friedrich eine Kabinetsordre, durch welche er die Anwendung der Folter untersagte. Nur für einige wenige Fälle war sie noch vorbehalten. Thatsächlich aber ward sie gar nicht mehr angewandt und bald darauf gänzlich abgeschafft. Auch die unmenschlichen Strafen und die für gewisse schwere Verbrecher bisher gebräuchliche grausame Hinrichtungsart wurden abgeschafft oder wenigstens gemildert. Daß an Hexenprozesse unter Friedrich nicht mehr zu denken war, bedarf wol kaum der Erwähnung. Thomasius, meinte er, habe den Weibern das Recht, alt zu werden, zugesprochen.

In seinem „Anti-Macchiavell" hatte Friedrich den Gedanken erläutert: der falsche Glaubenseifer sei ein Tyrann, der die Länder entvölkere; die Duldung eine zarte Mutter, welche sie hege und blühen mache. Dieser Ueberzeugung gemäß gab er dem Konsistorium, von dem das Fortbestehen der katholischen Soldatenschulen für bedenklich erklärt ward, da sie Anlaß zum Uebertritt von Protestanten zur katholischen Religion gäben, den bekannten, freilich oft genug falsch ausgelegten Bescheid: „Die Religionen müssen alle toleriret werden, und muß der Fiscal nur das Auge darauf haben, daß keine der andern Abbruch thue, denn hier muß Jeder nach seiner Façon selig werden." —

Was der brandenburgisch-preußische Staat schon von den Zeiten Sigismund's her erstrebt hatte, ward jetzt als ein Regierungsgrundsatz ausgesprochen: der Staat solle seine Wohlthaten nicht an ein bestimmtes Bekenntniß knüpfen. Für Deutschland, ja für die Welt, war es ein bedeutungsvolles Ereigniß, daß jetzt in Preußen — wol zum ersten Male seit der Reformation — dieser Grundsatz zur Geltung gebracht wurde.

Indem Friedrich sich auf diesen Standpunkt stellte, wollte er weder den kirchlichen Glauben seiner Unterthanen antasten, noch das Sichlossagen von der kirchlichen Gemeinschaft als etwas Wünschenwerthes hinstellen. Nur der Anmaßung Derer trat er damit entgegen, die, ihren Glauben als den allein seligmachenden ausgebend, vom Staate Bevorzugung der Mitglieder ihres Bekenntnisses und Unterdrückung Andersgläubiger verlangten, während doch ein solches Verfahren offenkundig der Menschheit unsägliches Leid gebracht hatte.

Friedrich's größtes Verdienst bestehe darin, sagt Böckh (Festrede auf der Universität zu Berlin 1859), daß er den großen Wahlspruch der geistigen Freiheit auf sein Panier geschrieben habe. „Des Einzigen Friedrich großer Gedanke kann in unserm Staate nie erlöschen, kann kaum vorübergehend wie die Sonne durch ein leichtes Gewölk getrübt werden. Seine erste Folge ist die religiöse Duldung, die schon der Große Kurfürst mächtig förderte; das entgegengesetzte und verderblichste Aeußerste ist es, wenn der Staat sich unter die Herrschaft des Priesterthums beugt. Diese fern zu halten, müssen Staat und Fürst die Kraft besitzen, die Deutschlands Einigkeit und Freiheit begründen soll, nicht aber selber ein Knecht irgend eines, gleichviel in welche Form und Farbe gekleideten oder verkappten Jesuitismus sein."

Ohne Rücksicht auf ihre Bekenntnisse belobte der König eifrige und getreue Seelsorger und stellte es den Lutheranern frei, diejenigen an den Katholizismus erinnernden kirchlichen Gebräuche wieder einzuführen, die unter der vorigen Regierung hatten abgestellt werden müssen. Jedoch legte er es den Predigern als erste und nicht zu umgehende Pflicht ans Herz, das Volk auf den Geist und das wahre Wesen der kirchlichen Gebräuche hinzuweisen und dasselbe namentlich zur Führung eines christlichen Lebenswandels unablässig zu ermahnen. — Zu den Büchern, die Friedrich eifrig studirte, gehörten auch die Werke des unter der Regierung seines Vorgängers aus Halle verbannten Philosophen Christian von Wolf. Den Eindruck, den diese Schriften auf ihn machten, bezeichnet eine Stelle aus einem seiner Briefe an den Grafen Manteuffel. „Ich bin jetzt", schreibt er, „überzeugt von der Unsterblichkeit meiner Seele; ich glaube an Gott und an Den, welcher gesandt ward, die Welt zu erleuchten und zu erlösen; ich werde tugendhaft sein, so viel ich kann, dem Schöpfer die Anbetung widmen, die seine Kreatur ihm schuldig ist, und die Pflichten eines guten Bürgers

gegen die Menschen, meines Gleichen, erfüllen, nicht als könnte ich mir den Himmel mit meinen Werken verdienen, sondern in der Ueberzeugung, daß Gott ein Wesen nicht ewig unglücklich machen kann, das ihm dankbar ist, weil er ihm sein Dasein gegeben."

Ueber Wolf hatte übrigens schon Friedrich Wilhelm in der letzten Zeit seines Lebens eine bessere Meinung gehegt als früher, und es hatte dem Kronprinzen eine nicht geringe Freude gewährt, seinem Freunde Suhm schreiben zu können, daß sein Vater die Werke des Philosophen eifrig studire. Ja, Friedrich Wilhelm hatte sogar den verbannten Gelehrten aufgefordert, wieder nach Preußen zurückzukehren. Wolf war damals dem Rufe nicht gefolgt. Jetzt ließ Friedrich demselben das Amt eines Vizekanzlers an der Universität Halle anbieten. Bei dieser Gelegenheit schrieb der König an den Propst Reinbeck: „Ein Mensch, der die Wahrheit sucht und liebt, muß unter aller menschlichen Gesellschaft werth gehalten werden." Wolf entsprach dem Ruf des neuen Königs mit Freuden.

Auf Friedrich's Verhalten der Presse und Dem gegenüber, was wir die öffentliche Meinung nennen, kommen wir an einer andern Stelle zurück, wo wir den geistigen Aufschwung gegen Ende des vorigen Jahrhunderts ins Auge fassen werden.

Friedrich's Streben ging dahin, die Gewerbthätigkeit seines Landes in dem Maße zu erhöhen, daß es möglich sei, Erzeugnisse des gewerblichen Lebens ins Ausland zu führen und so dasselbe in eine Art von Steuer zu nehmen. Um dies zu Stande zu bringen, errichtete er ein besonderes Amt für Handel und Gewerbe und traf zugleich Veranstaltungen, geschickte Handwerker aus Frankreich und Italien in das Land zu ziehen.

Von seiner Mutter war er an der Leiche seines Vaters „Majestät" angeredet worden. Er hatte sie mit den Worten unterbrochen: „Nennen Sie mich immer Sohn! Dieser Titel ist köstlicher für mich als die Königswürde!" Er widmete ihr allezeit die kindlichste Verehrung und treueste Fürsorge. „Die Erkenntlichkeit gegen Eltern", sagte er später bei einer Gelegenheit, „hat keine Grenze; man wird getadelt, wenn man zu wenig darin thut; niemals, wenn zu viel."

Das Verhältniß Friedrich's zu seiner Gemahlin war und blieb eigenthümlicher Art. Dem ihm einst angethanen Zwange gemäß zu leben, war er nicht gesonnen. Man glaubte allgemein, er werde sich scheiden lassen. Die vortrefflichen Eigenschaften seiner Gemahlin ließen aber wol kaum einen derartigen Gedanken in ihm aufkommen. Er richtete ihr einen glänzenden Hofstaat ein, wachte eifersüchtig darüber, daß ihr in jeder Weise die einer Königin gebührende Ehre zutheil würde, suchte jedoch selbst nur selten ihre Gesellschaft auf. Im Winter wohnte sie im Berliner Schlosse, den Sommer verbrachte sie im Schlosse zu Schönhausen.

Nach Behauptung des mit der Geschichte Friedrich's so genau vertrauten Historiographen Preuß soll die Königin niemals in Sanssouci gewesen sein. „Auf diese Art", fährt er in seiner Erzählung fort, „stand sie fortan dem Könige so fern, wie es unter Eheleuten nicht üblich ist. Hielt der König sich in Berlin auf, so speiste er des Sonntags einigemal im Jahre sammt seinen Brüdern bei der Königin, welcher, nach seinem Beispiel, von dem gesammten Hofe und von den fremden Gesandten stets die größte Ehrfurcht bewiesen wurde, die sie durch ihre unerschütterliche Tugend so sehr verdiente. In der That war das Leben dieser so seltsam gestellten Fürstin ungewöhnlich segensreich, ganz der Frömmigkeit, dem Wohlthun und dem Fleiße hingegeben. Von den ihr ausgesetzten 41,000 Thalern wandte sie alljährlich 24,000 Thaler der Armuth zu, dem Könige hing sie mit der rührendsten Theilnahme an; ihre Erholungen waren andächtige und wissenschaftliche Beschäftigungen. Sie hatte eine ausgewählte Bibliothek und lud gern Gelehrte, namentlich Theologen, zur Tafel; Reinbeck, Jocardi, Dietrich, Baumgarten, Zöllner sind ihre Beichtväter gewesen, aus deren Händen sie sammt den Prinzen von Preußen, der Prinzeß Heinrich oder sonst einer Fürstlichkeit zu bestimmten Zeiten des Jahres in Schönhausen und im Berliner Schlosse das Abendmahl empfing. Gellert war ihr Lieblingsschriftsteller; sie freute sich, mit ihm in demselben Jahre geboren zu sein, und

übersetzte seine moralischen Vorlesungen, seine Oden und Lieder ins Französische; gleiche Ehre haben mehrere Erbauungsbücher gehabt. Auch eigene Abhandlungen hat die Königin in Druck gegeben, zur Frömmigkeit und zur Anhänglichkeit an den König zu ermuntern."

Friedrich hielt seinen Hof in der ersten Zeit zumeist in Charlottenburg, wo er das Leben von Rheinsberg in gewissem Sinne fortsetzte, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt in den Unterhaltungen mit seiner Umgebung die Staatsangelegenheiten in den Vordergrund traten.



Königin Elisabeth Christine.

Bezeichnend für die damalige Sinnesweise des Königs ist die Stelle aus einem seiner Gedichte:

„Ade, ihr Verse, du, der Flöte Klang,
Ade, ihr Freunde all, Voltaire und dein Gesang.
Ich trage jetzt die schwere Last der Krone,
Treu leb' ich meiner Pflicht und meinem Throne."

In Charlottenburg sah Friedrich auch seinen braven Jugendlehrer Duhan bei sich, ebenso den aus Wesel entkommenen Keith. Wie diesen Männern, suchte er auch Anderen, die seinetwegen früher Trübsal zu erdulden gehabt hatten, Ersatz zu gewähren. Der Vater

des unglücklichen Katte wurde von ihm zum Feldmarschall ernannt und in den Grafenstand erhoben, die Verwandten desselben sowie die Söhne des Kammerpräsidenten von Münchow, der ihm während seiner Haft in Küstrin, wie oben erwähnt, mancherlei Gutes erwiesen hatte, erfreute er durch Gnadenbezeigungen.

Huldigung in Königsberg. Am 7. Juli brach Friedrich von Charlottenburg auf, um in Königsberg die Huldigung entgegen zu nehmen. Der Zug bestand aus — drei Wagen; seinen Wagen theilte er mit einigen Gelehrten. Wie sein Vater es gethan, verbat auch er sich alle kostspieligen Empfangsfeierlichkeiten. An Voltaire hatte er kurz vorher geschrieben: „Ich reise nach Preußen, um mir da huldigen zu lassen, doch ohne das heilige Oelfläschchen und ohne die unnützen und nichtigen Ceremonien, welche Ignoranz eingeführt hat, und die nun von der hergebrachten Gewohnheit begünstigt werden. Wenn die Reisen geendet sind, soll meine Lebensweise ruhiger und planmäßiger werden. Für jetzt aber habe ich die gewöhnlichen fortlaufenden Geschäfte und überdies noch neue Einrichtungen; bei dem Allen muß ich auch wieder unnütze Komplimente machen und Cirkulare ergehen lassen."

Der Leser erinnert sich, welchen Kampf der Große Kurfürst achtzig Jahre früher gegen die preußischen Stände, namentlich gegen deren Wortführer Rhode und Kalkstein, zu bestehen hatte, dann wohl auch an Dasjenige, was in Bezug auf die Nothwendigkeit der absoluten Fürstenmacht, den Sonderbestrebungen dieser Körperschaften gegenüber, an betreffender Stelle gesagt worden ist. — Die fürstliche Gewalt hatte damals, zum Wohle aller Staatsglieder, den Sieg errungen. Was weiterhin, an jenen Vorgang anknüpfend, von Friedrich Wilhelm den „Junkern in Preußen" gesagt worden war, wird dem Leser gleichfalls erinnerlich sein. Die jetzigen Stände erklärten sich nach einigen schwachen Versuchen, Verlorenes zurück zu gewinnen, zur Huldigung bereit. So fand dieselbe am 20. Juli in Königsberg statt, wobei für 50,000 Thaler Denkmünzen mit der Inschrift „Das Glück des Volkes" vertheilt wurden.

In Berlin erfolgte die Huldigung am 2. August. Die bei dieser Gelegenheit ausgeworfenen goldenen und silbernen Denkmünzen trugen die Inschrift: „Der Wahrheit und Gerechtigkeit geweiht!" — Friedrich, der nach der Feierlichkeit auf dem Balkon des Schlosses erschienen war, wurde vom Volke dreimal mit dem Rufe begrüßt: „Es lebe der König!" Wohl eine halbe Stunde stand er unbeweglich auf dem Balkon und schaute ernsten Angesichts hernieder auf die wogende Menge.

Am 15. August begab sich Friedrich nach den westlichen Provinzen des Staates, um dort die Huldigung entgegen zu nehmen. Auf der Hinreise besuchte er seine Schwester Wilhelmine in Bayreuth und machte von hier aus unter dem Namen eines Grafen von Four einen Ausflug nach Straßburg. Dort ließ er sich, um desto sicherer unerkannt zu bleiben, Kleider nach dem neuesten französischen Schnitt anfertigen. Doch ein Soldat, der früher in preußischen Diensten gestanden hatte, erkannte ihn, und wie ein Lauffeuer ging nun die Nachricht von seiner Anwesenheit durch die Stadt. Das Volk war entzückt, den jungen König, dessen Jugendschicksale schon die allgemeinste Theilnahme erregt hatten, und dessen erstes Auftreten als Herrscher seines Landes so vielverheißend war, in der Stadt zu wissen. Der Schneider weigerte sich, Bezahlung für die Kleider zu nehmen; „ihm sei", sagte er, „die Ehre, für den liebenswürdigen Preußenkönig gearbeitet zu haben, Lohns genug." Am Abende wurden Freudenfeuer auf den Straßen angezündet, und das Volk rief begeistert: „Vive le roi de Prusse!"

Dennoch reiste Friedrich ziemlich ernüchtert zurück. Die Wirklichkeit entsprach den Vorstellungen nicht, die er sich von den französischen Einrichtungen gemacht hatte. Seine Reise ging zunächst den Rhein hinab nach Wesel. Wie anders war diese Rheinfahrt als diejenige, die er zehn Jahre früher als Staatsgefangener hatte machen müssen!

Die fremden Gesandten hatten um jene Zeit ihren Höfen viel zu berichten. „Sie schilderten den neuen Regenten als einen Fürsten, der das Steuer der Herrschaft gewiß immer so wacker führen werde, wie er es ergriffen, aus dessen Wirken überall Züge eines

edlen Herzens, Gerechtigkeit gegen den Verstorbenen, Zärtlichkeit für seine Unterthanen widerstrahlten; der schlechterdings Alles selbst thue, und, abgesehen von dem Finanzminister von Boden, der mit seiner Sparsamkeit noch größeren Eingang als bei Friedrich Wilhelm finde, keinen Rath von irgend einem Minister leide, welche alle nur die aus dem Kabinet ihnen zukommenden Befehle zu expediren hätten. Allgemein rühmen die fremden Diplomaten in Friedrich's Bescheiden lakonischen Ausdruck und bewunderswerthen Geschäftsblick; Eins nur wissen sie zu beklagen: daß an diesem Hofe nichts zu erfahren, und schwer ein Weg zum vorgeschriebenen Ziele aufzuspüren sei."

Der König war in jeder Beziehung so aufgetreten, daß man auf ihn das Wort anwenden konnte:

„Er ist an Jahren jung, alt an Erfahrung,
Sein Haupt zeigt Jugend, doch sein Wissen Reife,
— — — — — — — — — — — — — — —
Er fliegt den Adlerflug, kühn, stets g'radaus."

Auswärtige Beziehungen. Gelegentlich der Huldigung war unerwartet ein Zwischenfall eingetreten, der Friedrich's Thatkraft herausforderte. Die im Bisthum Lüttich, unfern der Maas, gelegene Herrschaft Herstal, der altberühmte Erbsitz der Karolinger, auf welchem Karl der Große bei wichtigen Angelegenheiten seine Vasallen versammelt hatte, war durch Erbschaft an Preußen gefallen. Unter Friedrich Wilhelm hatten sich die Bewohner empört und waren vom Bischofe, der dies Besitzthum seinem Lande einzuverleiben trachtete, in Schutz genommen worden. — Friedrich forderte jetzt von der Bevölkerung die Huldigung. Diese jedoch, aufgestachelt von der Geistlichkeit, verweigerte dieselbe. Daraufhin ließ der König den Bischof in bestimmtester Weise auffordern, sich binnen zweimal vierundzwanzig Stunden darüber zu erklären, welche Stellung er zu den sich widerspenstig zeigenden Bewohnern von Herstal einzunehmen gedenke. Der Bischof entgegnete, er sei als Reichsfürst nicht gewohnt, also behandelt zu werden, könne auch außerdem eine Erklärung in der bezeichneten Frist nicht abgeben. Kaum hatte Friedrich diese Antwort empfangen, so ließ er den Generalmajor von Bork mit zwölf Compagnien Grenadieren, einer Escadron Dragonern und dem nöthigen Geschütz in das Bisthum Lüttich einrücken. Der Bischof wandte sich um Schutz an den Kaiser, von dem Friedrich aufgefordert wurde, nicht in eigener Sache vorzugehen, sondern sich an den Reichstag zu wenden. Friedrich, nicht gesonnen, nach dieser „mürben Krücke des Rechts" zu greifen, gab der kaiserlichen Aufforderung nicht Folge, sondern rechtfertigte sein Verfahren in einer Gegenschrift. Diese seine entschiedene Haltung veranlaßte den Bischof endlich, Abgesandte nach Berlin zu schicken, die den König in seinem Namen baten, in gütliche Unterhandlungen zu treten. Dazu erklärte sich Friedrich bereit, und schon im nächsten Monat kam die Sache zum Abschluß. Der König trat seine Erbansprüche für 240,000 deutsche Gulden an den Bischof ab.

Bald nach seinem Regierungsantritte waren dem Könige Versicherungen der wärmsten Freundschaft von Wien aus zugekommen. Er hatte Worte Worte sein lassen, und bald darauf, gleichsam als Prüfstein, an den Wiener Hof die Frage gerichtet: ob er zur Behauptung seiner gerechten Ansprüche auf Berg und Jülich den Beistand des Kaisers zu erwarten habe? Die Antwort fiel ausweichend aus, und Friedrich hatte damals schon thatsächlich bestätigt gesehen, daß es in Wirklichkeit um die Wohlgeneigtheit des Kaiserhauses Preußen gegenüber gegenwärtig um nichts besser stehe, als zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges.

Längst war das Kaiserhaus nicht mehr ein Förderer deutschen Lebens, sondern oft geradezu ein Hemmschuh gewesen. Sollte nicht die Zukunft der Nation, um der Selbstsucht eines Fürstenhauses willen, immer mehr in Frage gestellt sein, so mußte eine andere Führerschaft angebahnt werden. — Diese war in einem gewissen Maße schon vorhanden.

Das Hohenzollerngeschlecht hatte von der Vorsehung die Mission empfangen, die höchsten Güter des deutschen Volkes zu schirmen und zu wahren, die Errungenschaften aller Anstrengungen von der Zeit der Reformation bis zum Ende des Dreißigjährigen Krieges, gegen die seitdem vom Kaiserhause offen und versteckt fortwährend angekämpft ward.

Mit der Regierungszeit des Großen Kurfürsten beginnt jene Führerschaft. Gleichwol trugen der Große Kurfürst wie seine beiden Nachfolger dem Kaiserhause freundliche Gesinnungen entgegen. Schmälerung ihres guten Rechts war aber der Lohn. In Schmerz hatte schon der Große Kurfürst jenes prophetische Wort ausgerufen: „Ein Rächer wird aus meiner Asche erstehen!“ — Friedrich I. hatte, als ihm sein schlesisches Besitzthum auf so unredliche Weise entzogen ward, geäußert: „Giebt es Gott und die Zeit nicht anders als jetzt, so müssen wir zufrieden sein; schickt es aber Gott anders, so werden meine Nachkommen schon wissen und erfahren, was sie desfalls dereinst zu thun und zu lassen haben mögen!“ — Und mit welchem Trug war gegen Friedrich Wilhelm I., namentlich in Betreff der jülichschen Erbfolge, verfahren worden! Hatte doch auch er endlich, auf seinen Sohn zeigend, im Unmuth den Ausruf gethan: „Da steht Einer, der mich rächen wird!“

Auf Friedrich war die Erbschaft jener Aussprüche seiner Vorfahren gekommen; er war gewillt, ihnen gemäß zu verfahren. Darin lag der Grund, daß er ohne Weiteres mit dem Bischofe von Lüttich gründliche Abrechnung gehalten hatte; — deswegen hielt er es für zweckmäßig, eine Truppenmacht am Rhein zusammenzuziehen, um, wenn es nicht anders gehen wolle, ohne Rücksicht auf die kaiserlichen Winkelzüge die jülichsche Angelegenheit selbständig zu ordnen.

Da ging eine große Wandlung der Dinge vor sich. Unerwartet brachte ein Eilbote die Nachricht von dem Tode des Kaisers. Jetzt war für Friedrich II. der Augenblick gekommen, das schon von seinen Vorgängern Erstrebte endlich ins Werk zu setzen und dem jungen preußischen Königsstaat den Zuwachs an Macht und Ansehen zu erwerben, den er zu seiner Weiterentwicklung bedurfte, aber noch nicht besaß. Zugleich erschloß sich damit dem jungen Fürsten ein Schauplatz von Thaten, durch die er sich ewigen Heldenruhm erwerben sollte.

Der erste Schlesische Krieg.

Der Tod des Kaisers war am 20. Oktober 1740 erfolgt. Friedrich befand sich in Rheinsberg und lag eben im Fieber, als der Kurier dort eintraf. Als der Anfall vorüber war, theilte man dem König die hochwichtige Kunde mit. Er nahm sie scheinbar gelassen entgegen. Was aber in seiner Seele vorging, zeigt ein wenige Tage darauf verfaßtes Schreiben an seine Freunde, in welchem es heißt: „Ich werde nach Berlin gehen; eine Kleinigkeit, wie der Tod des Kaisers ist, fordert keine große Regungen. Alles war vorhergesehen, Alles vorbereitet; also handelt sich's nur um die Ausführung der Entwürfe, welche ich lange in meinem Kopfe bewegt habe. Die Zeit ist da, wo das alte politische System eine gänzliche Aenderung erleiden kann; der Stein ist losgerissen, der auf Nebukadnezar's Bild von vielerlei Metallen rollen und es zermalmen wird.“

Der Leser erinnert sich, daß von Kaiser Karl VI., in Rücksicht darauf, daß er keine männlichen Nachkommen hatte, die sogenannte „pragmatische Sanktion“ zu Stande gebracht worden war, derzufolge nach seinem Tode die österreichischen Erblande an die weibliche Nachkommenschaft übergehen sollten. Er hatte es sich nun eifrig angelegen sein lassen, diesem Hausgesetze die Anerkennung der übrigen Mächte zu erwirken, doch war ihm dies nur bei einer kleinen Zahl derselben gelungen. Damals war Friedrich Wilhelm I. die Verpflichtung eingegangen, für die Geltung der pragmatischen Sanktion mit einzustehen, wobei er jedoch als Gegenleistung die Anerkennung und Durchführung seiner Rechte auf die jülichsche Erbschaft verlangte. Letzteres war zugesagt, aber nicht erfüllt worden. Friedrich II. war demnach in Betreff der pragmatischen Sanktion frei von jeder Verpflichtung.

Als nun Karl VI. und in ihm der letzte männliche Nachkomme Rudolf's von Habsburg sein Auge geschlossen hatte, brach für die österreichische Monarchie eine verhängnißvolle Zeit an. Nach dem neuen Hausgesetz war Karl's VI. Tochter, die junge, schöne Maria Theresia, die Erbin seines Reiches. Doch wurden nun Erbansprüche von verschiedenen Seiten erhoben, und auch Friedrich wollte den günstigen Augenblick nicht unbenutzt vorübergehen lassen, ältere Ansprüche zur Anerkennung zu bringen.

Es fanden Truppenbewegungen statt; außer einigen wenigen Freunden des Königs wußte Niemand, was das zu bedeuten habe. Die verschiedenartigsten Gerüchte durchliefen das Land und drangen über die Grenzen hinaus. Frankreich glaubte, es sei auf Jülich und Berg abgesehen, und forderte Erklärung durch seinen Gesandten. Der alte Dessauer merkte zuerst, wo das hinaus sollte, und dem König wurde hinterbracht, daß jener ein Unternehmen gegen Oesterreich für ein gefährliches Wagniß erklärt habe. Sein Mißmuth konnte anstecken. Um dies zu verhindern, versammelte Friedrich die in Berlin anwesenden Offiziere und hielt an sie folgende Ansprache: „Ich unternehme einen Krieg, meine Herren, in welchem ich keine anderen Bundesgenossen habe als Ihre Tapferkeit und Ihren guten Willen. Meine Sache ist gerecht, und meinen Beistand suche ich bei dem Glücke. Erinnern Sie sich beständig des Ruhms, den Ihre Vorfahren sich erworben auf den Schlachtfeldern von Warschau, von Fehrbellin und auf dem preußischen Zuge. (Der König meinte den berühmten Winterfeldzug des Großen Kurfürsten.) Ihr Schicksal ist in Ihren eigenen Händen; Ehrenzeichen und Belohnungen warten nur darauf, daß Sie sie durch glänzende Thaten verdienen. Aber ich habe nicht nöthig, Sie zum Ruhme anzufeuern, nur er steht Ihnen vor Augen, nur er ist ein würdiger Gegenstand für Ihre Bemühungen. Wir werden Truppen angreifen, die unter dem Prinzen Eugen den größten Ruf hatten. Zwar ist dieser Prinz nicht mehr; aber unser Ruhm wird beim Siege nicht minder groß sein, da wir uns mit so braven Soldaten werden zu messen haben. Leben Sie wohl! Reisen Sie ab! Ohne Verzug folge ich Ihnen zu dem Sammelplatze des Ruhms, der unserer wartet!"

In der Nacht vom 13. zum 14. Dezember fand im Berliner Schlosse ein Maskenball statt. Während des bunten, fröhlichen Durcheinanders verließ Friedrich unbemerkt Schloß und Stadt und eilte den verhängnißvollen Geschicken des Krieges entgegen.

Am 16. Dezember überschritt der König mit 28,000 Mann die Grenze Schlesiens. „Ich bin über den Rubicon gegangen", schrieb er an demselben Tage, „mit fliegenden Fahnen und unter dem Schlag der Trommeln. Meine Truppen sind voll guten Willens, die Offiziere voll Ehrgeiz, und die Generäle dürsten nach Ruhm. Ich will untergehen oder Ehre von diesem Unternehmen haben. Mein Herz verspricht mir alles Gute, ein gewisses Gefühl weissagt mir Glück. Ich werde nicht wieder nach Berlin kommen, ohne mich des Blutes würdig gemacht zu haben, aus dem ich stamme, und der braven Soldaten, die ich anführe." — An die Schlesier erließ er ein Patent, in dem er sagte: „Da über die österreichische Erbschaft Streit entstanden, so wolle er Schlesien besetzen, ehe ein Anderer ihm zuvorkomme. Er hoffe auf Verständigung mit der Königin von Ungarn. Niemand solle Feindliches besorgen, vielmehr Jeder, weß Standes und welcher Religion er sei, sich aller seiner Rechte erfreuen." Dies königliche Wort sowol als die musterhafte Mannszucht der preußischen Truppen beruhigte die Schlesier vollkommen. Wie ganz anders war doch die Haltung der Krieger Friedrich's gegen die der Mörderbanden des Dreißigjährigen Krieges, die hier in Schlesien gehaust hatten, und über deren Greuelthaten noch im Volke schauerliche Sagen umgingen!

Maria Theresia hatte zwar ihren Gemahl, den Großherzog Franz von Toscana, zum Mitregenten angenommen, behielt aber gleichwol, da ihr der Gatte weder an Geist noch an Kraft ebenbürtig war, die Zügel der Regierung des weiten Reiches fast allein in der Hand. Eben so klug, unternehmend und muthvoll, wie schön und liebenswürdig, war sie nicht gesonnen, sich ohne Schwertstreich eine werthvolle Provinz, die sie selbst gelegentlich einen der schönsten Edelsteine in der Krone des habsburgischen Hauses genannt hatte, entreißen zu lassen, und bereitete sich zu entschlossenem Widerstande vor.

Während auf beiden Seiten durch gelehrte Schriften über die Rechtsfrage gestritten ward, vollendete Friedrich ohne Schwertstreich die Besetzung Schlesiens (nur die Festungen Glogau, Neiße und Brieg leisteten Widerstand), gewann durch seine Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit Aller Herzen, ließ seine Truppen in Schlesien Winterquartiere beziehen und begab sich im Januar nach Berlin zurück.

Friedrich fand die Königin Maria Theresia seinen Vorschlägen gegenüber, die er ihr durch einen Abgesandten machen ließ, nicht so willfährig, wie er geglaubt hatte, daß sie nach seinem Auftreten und im Hinblick auf gleichzeitige Verwicklungen mit anderen Mächten es sein würde. Die Ruhe und Festigkeit, mit der die Fürstin den ihr unerwarteten Ereignissen gegenübertrat, erweckte auch in den höchsten Staatsbeamten Oesterreichs das entschiedenste Selbstvertrauen.



Maria Theresia.

Geschähe es wirklich, meinte man in Wien, daß Friedrich infolge seines verwegenen Vorgehens im Anfange Vortheile erreiche, so habe das wenig zu bedeuten: die festen Plätze würden sich halten und schließlich einige der wohlerprobten österreichischen Husarenregimenter genügen, ihn aus Schlesien wieder zu verjagen. Kurz, man lebte der Ueberzeugung, es werde auf Friedrich's Haupt der von ihm geübte Frevel vernichtend niederfallen.

Es wurden daher seine Vorschläge kurz und bündig abgewiesen.

Er hatte eine Entschädigung von zwei Millionen Thalern und die brandenburgische Kurstimme behufs Wahl des Mitregenten Maria Theresia's zum deutschen Kaiser gegen Abtretung der Fürstenthümer Glogau und Sagan angeboten. Man verlangte jedoch in Wien, daß Friedrich, bevor man mit ihm in irgend welche Unterhandlungen treten könne, vor Allem seine Truppen aus Schlesien zurückziehe. Der kaiserliche Konferenzminister von Bartenstein ließ sogar dem preußischen Gesandten, Grafen von Gotter, erklären: „es sei doch gar zu verwunderlich, daß der Sohn eines Herrn, dessen Amt es gewesen, als des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer dem hochseligen Kaiser das Waschbecken zu reichen, jetzt der Tochter desselben Gesetze vorschreiben wolle.“ —

So blieb denn nichts übrig, als der Entscheid der Waffen.

Ehe es jedoch zum Kampfe kam, suchte jeder der beiden Gegner eine möglichst gute Stellung zu den übrigen Mächten einzunehmen.

Maria Theresia fand in dem Papste den treuesten Verbündeten. Er schleuderte einen Aufruf in die Welt, durch den er die katholischen Mächte zum Schutz gegen den „ketzerischen Markgrafen von Brandenburg“ aufrief, der die Katholiken Schlesiens bedränge. Friedrich stellte diesem Aufruf eine öffentliche Erklärung entgegen, in der er die schon von ihm ausgesprochene Versicherung wiederholte: in seinem Staate werde Jedermann in seinem Glauben geschützt, mit dem Hinzufügen, es geschähe dies namentlich in Schlesien. Da dies offenkundig war, erzielte der Papst mit seinem Aufrufe gar keinen Erfolg.

Frankreich zeigte sich bereit, ein Bündniß mit Friedrich gegen Oesterreich, dessen Schwächung es wünschte, einzugehen, wenn Preußen verspreche, dem Kurfürsten von Bayern zur Kaiserkrone zu verhelfen. Friedrich mochte eine solche Verpflichtung nicht übernehmen.

Dagegen war die Haltung Rußlands, Kursachsens und Englands, namentlich der beiden letzteren Staaten, Oesterreich günstig, so daß Friedrich sich veranlaßt fand, zur Sicherung gegen einen feindlichen Einfall in sein Land eine Armee unter Führung des Fürsten Leopold von Dessau in der Nähe von Brandenburg aufzustellen.

Da es nicht zu einer Einigung, ja, durch die Schuld des Kaiserhofes, nicht einmal zu Verhandlungen gekommen war, begab sich Friedrich — Ende Februar 1741 — wieder zum Heere nach Schlesien, während von österreichischer Seite Graf Neipperg mit einer Armee aus Mähren heranrückte. Dem seinem tapferen Vater gleichgearteten Erbprinzen Leopold von Dessau gelang es in der Nacht des 8. März, die Festung Glogau — mit einem Verlust von nur neun Mann — zu nehmen, wodurch der König in die vortheilhafte Lage kam, seine ganze Macht gegen den anrückenden Feind verwenden zu können.

Die Schlacht bei Mollwitz. Am 10. April standen die beiden Heere, jedes etwa 19,000 Mann stark, in der Nähe von Brieg bei dem Dorfe Mollwitz einander gegenüber. Die Preußen waren den Oesterreichern an Geschütz, Letztere jenen an Reiterei überlegen.

Die Oesterreicher, im Hinblick darauf, daß sie die Kampfesweise auf dem Schlachtfelde, die Gegner aber dieselbe bisher nur auf dem Exerzirplatze geübt hatten, waren voll bester Zuversicht. Die österreichischen Befehlshaber hatten unterwegs überall verkündet, daß es ihnen nicht fehlen werde, in einem einzigen Anstürmen „den naseweisen Schneekönig und die Putzsoldaten“ schimpflich in die Flucht zu jagen. — Und sie fanden vielfach Gläubige.

Von großem Vortheil wäre es für die Preußen gewesen, wenn sie sich mit ihrem Angriff beeilt hätten. Friedrich und seine Unterfeldherren hatten auch in Bezug auf diesen Punkt die Lehrjahre durchzumachen, und so erfolgte die Aufstellung mit der schulmäßigsten Bedächtigkeit, so daß den Oesterreichern Zeit blieb, ihre Schlachtlinie in möglichst vortheilhafter Stellung auszubreiten. — Um 1 Uhr rückten die Preußen mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen dem Feinde entgegen, die voraufgeführten Feldstücke donnerten ihm den ersten Willkommen zu. Nun aber stürmte die österreichische Reiterei mit solchem Ungestüm auf ein Dragonerregiment ein, daß es über den Haufen geworfen ward. Auf seiner Flucht brachte es die auf dem rechten Flügel stehenden Infanterieregimenter in Verwirrung.



Bei Mollwitz. Zeichnung von Ludwig Burger.

Wohl gelang es dem Könige, der Anfangs von dem Getümmel fortgerissen wurde, die Fliehenden zum Stehen zu bringen und sie zum zweiten Male der feindlichen Reiterei entgegen zu führen; als letztere aber inzwischen Verstärkungen an sich gezogen hatte, sank die Wagschale zu Ungunsten der Preußen, welche wiederum zurückworfen wurden. Freund und Feind befanden sich in wildem Durcheinander. Der König selbst war stets im dichtesten Getümmel und setzte sich rücksichtslos dem feindlichen Feuer aus.

Die Schlacht schien verloren, und um größeres Unheil zu verhüten, suchten die Generäle den König zu bewegen, das Schlachtfeld zu verlassen und sich selbst nicht preiszugeben. Ungern und mit schwerem Widerstreben kam Friedrich endlich diesem Rathe nach und beeilte sich mit einem kleinen Gefolge in der Richtung auf Oppeln Sicherheit zu suchen. Dieser Ort war für den Fall einer Niederlage als Sammelpunkt für die preußischen Truppen in Aussicht genommen.

Nun versuchten die Generäle unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls von Schwerin das Glück der Schlacht von Neuem. Die feindliche Reiterei stürmte jetzt gegen das Fußvolk an. Es stand wie eine eiserne Mauer. Verderblich ward den Pferden der Feinde das Bajonnet der Preußen, verderblicher aber noch wurde den Reihen der österreichischen Grenadiere das Gewehrfeuer, dem sie ausgesetzt waren. Die beiden ersten Glieder der preußischen Infanterie waren geübt, auf den Knieen liegend mit größter Sicherheit zu laden und loszuschießen, die beiden folgenden Glieder schossen über sie hinweg. Diese Art und Weise des Feuerns, eingeführt von dem kriegsfahrenen alten Dessauer, brachte in kurzer Zeit eine unglaubliche Verwirrung unter dem feindlichen Fußvolke hervor, zumal die Preußen mit Hülfe des gleichfalls vom alten Dessauer herrührenden und von ihm eingeführten eisernen Ladestocks bedeutend schneller als ihre Gegner zu feuern vermochten.

Jetzt führte Kurt Christoph von Schwerin die ganze Armee zu einem entscheidenden Angriff vor. In sicherem Schritte bewegten sich die Kolonnen der Preußen vorwärts, ihre Bajonnette blitzten im Abendschein, ihr ruhiges Feuern brachte die erwartete Wirkung hervor.

Der österreichische Oberbefehlshaber Graf Neipperg, der die Seinen überall weichen sah, erkannte, daß er nur noch auf kurze Zeit die Wahl habe zwischen einer entschiedenen Niederlage oder einem eiligen Rückzuge. Er wählte das Letztere. Der Sieg war den Preußen zugefallen. Die in der Nacht bei ihren Wachtfeuern auf dem Schlachtfelde lagernden Preußen zählten 5500, die Oesterreicher 7000 Todte und Verwundete. Letztere verloren außerdem 1700 Mann an Gefangenen, weiterhin 7 Kanonen und 3 Fahnen.

Der König war unterdessen um Mitternacht nach Oppeln gekommen, das kurz vorher von österreichischen Husaren besetzt worden war. Auf sein Begehr, eingelassen zu werden, wurde mit Flintenschüssen geantwortet. Er wandte sich infolge dessen nach Löwen und erhielt dort zu seiner freudigen Ueberraschung die Kunde von dem errungenen Siege. Tiefes Bedauern erfüllte ihn, daß er der Entscheidung nicht beigewohnt habe. Er begab sich zurück auf das Schlachtfeld, rühmte die Tapferkeit des Fußvolks und ließ sich in bitterem Tadel über die Reiterei aus. Dabei schonte er sich selbst nicht. Er habe, sagte er, mit Neipperg gewetteifert, wer die meisten Fehler machen könne: er, das müsse er bekennen, habe Jenen übertroffen.

Vertrag zu Nymphenburg. Der Eindruck, den die Kunde von dem Mollwitzer Siege überall hervorbrachte, war dem Könige überaus günstig. Nur in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's hatten unter diesem Könige preußische Truppen im Felde gestanden, und jetzt schlug eine junge Armee ein an Zahl gleiches Heer, dessen Streiter aus der Schule Eugen's hervorgegangen waren! Wie oft war der preußische Exerzirplatz bespöttelt worden! Nun sah man, daß die Truppen auf ihm doch auch noch etwas Anderes gelernt hatten, als den Parademarsch. Es fanden sich nach und nach in Friedrich's Lager Gesandte aus Frankreich, England, Spanien, Schweden, Dänemark, Rußland, Bayern und Sachsen ein. Man erkannte, daß sich hier eine Macht aufgethan habe, die wohl zu beobachten die Staatsklugheit gebiete.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern Ansprüche auf die Kaiserkrone und auch auf einen Theil der österreichischen Erbschaft machte. Frankreich hatte ihm seine Unterstützung zugesagt, und es war zu Nymphenburg zwischen Bayern und Frankreich zu einem förmlichen Bündnisse gekommen. Diesem Bündniß schlossen sich Sachsen, Sardinien und Spanien an, und Friedrich ward nun lebhafter noch als früher von Frankreich eingeladen, demselben beizutreten.

Der junge König zögerte mit seiner Antwort; denn er hoffte, man würde nach der erlittenen Niederlage in Wien geneigter sein, auf seine gerechten Forderungen einzugehen.

Dies war jedoch nicht der Fall. Man sprach in der kaiserlichen Hofburg noch in demselben hochfahrenden Tone gegen Preußen, wie früher, und als nun sogar russische Streitkräfte sich zum Beistande Oesterreichs in Livland sammelten, und dänische und hessische Regimenter sich zu dem gleichen Zweck mit hannöverschen Truppen vereinigten, da hätte ein weiteres Zögern dem Könige gefährlich werden können. So trat er denn (5. Juni 1741) dem Vertrage zu Nymphenburg bei. Friedrich that dies zuverlässig nur sehr ungern, aber es blieb ihm eben keine andere Wahl, und er machte sich auch, wie wir sehen werden, sobald es nur irgend gehen wollte, wieder von dem Bündnisse los.

Oesterreich war somit schwer bedroht. Dennoch verzagte Maria Theresia nicht, und nur auf die dringliche Mahnung Englands ließ sie es geschehen, daß der englische Gesandte in Wien in Friedrich's Lager ging, um einen Friedensversuch zu machen. Dieser bot in Oesterreichs Namen dem Könige für alle Ansprüche Preußens auf Schlesien 2 Millionen Thaler und — unter gewissen Bedingungen — auch Geldern. Die ganze Haltung des Gesandten verrieth, daß man in Wien der Meinung war, Friedrich könne sich glücklich schätzen, auf diese Art sich dem gefährlichen Handel zu entziehen. Der König, empört über einen solchen Antrag, sagte, wenn er einen so schimpflichen Vergleich eingehe, so könne er seinen braven Truppen nie wieder unter die Augen treten, wie er es auch nie würde verantworten können, seine neuen Unterthanen, namentlich die Evangelischen in Schlesien, wieder der römischen Tyrannei zu überliefern. „Wäre ich“, fuhr er fort, „einer so niedrigen, so entehrenden Handlung fähig, so würde ich die Gräber meiner Vorfahren sich öffnen sehen; sie würden heraufsteigen und mir zurufen: Nein, du gehörst nicht mehr zu unserm Blute! Du solltest kämpfen für die Rechte, welche wir auf dich gebracht haben, und du verkaufst sie! Du befleckst die Ehre, welche wir dir als den schätzbarsten Theil unseres Erbvermächtnisses hinterlassen haben! Unwerth des Fürstenranges, unwerth des Königsthrones, bist du nur ein verächtlicher Krämer, der Gewinn dem Ruhme vorzieht!“ Lieber wolle er sich, schloß er, unter den Trümmern seines Reiches begraben lassen, als sich zu solcher Unwürdigkeit entschließen, wozu nicht einmal die Noth des Augenblicks drängte.

Damit wurde der Gesandte entlassen.

Joachim Hans von Zieten. Der König hatte inzwischen die Zeit der Kampfesruhe vortrefflich benutzt, das Heer zu vervollständigen und sich in Schlesien noch mehr zu befestigen. Da sich die preußische Reiterei bei Mollwitz gegen die der Oesterreicher schlecht bewährt hatte, ließ er es ganz besonders seine Sorge sein, sie tüchtiger zu machen, wobei ihm sein Reiteroberst Joachim Hans von Zieten, von dem noch weiterhin Ruhmreiches zu berichten sein wird, die besten Dienste leistete.

Brieg hatte sich bereits ergeben müssen. Da der König nun vernahm, daß der Feind mit den Katholiken, namentlich mit dem hauptstädtischen Adel, im Geheimen Verbindungen angeknüpft hatte, so sah er sich zu dem Entschlusse gedrängt, um im Rücken gedeckt zu sein, der Stadt Breslau die ihr gewährte Neutralität nicht länger fortbestehen zu lassen.

Der Erbprinz Leopold von Dessau erhielt Befehl, sich Breslau's zu bemächtigen. Er rückte mit einer Heeresabtheilung heran und begehrte freien Durchzug durch die Stadt. Die Stadtsoldaten traten ins Gewehr, um die Durchziehenden von einem Thore bis zum andern zu geleiten. Da dringen plötzlich durch ein anderes Thor preußische Truppen ein,

bemächtigen sich der Wälle und sperren die Stadt. Der Stadtmajor, der dem Erbprinzen Vorstellungen macht, empfängt die Antwort, er solle seinen Degen einstecken und ruhig nach Hause reiten. — Die Anhänger Oesterreichs wagten es nicht, Widerstand zu leisten, und so machten sich die Preußen in weniger als einer Stunde zu Herren der Stadt und nöthigten die Bürgerschaft, dem Könige von Preußen den Huldigungseid zu leisten.

Es war in der That für Friedrich die höchste Zeit gewesen, sich dieses wichtigen Platzes zu bemächtigen, denn, wie sich bald ergab, befand sich General von Neipperg bereits auf dem Marsche nach Breslau. Als er von der Besetzung der Stadt vernahm, kehrte er mit seinem Heere nach Böhmen zurück.

Bayerische, französische und sächsische Truppen waren unterdessen in Oesterreich eingerückt. So von West und Nord schwer bedroht, zeigte sich Maria Theresia nachgiebiger. England vermochte ihr thätigen Beistand nicht zu leisten, denn seine hannöverschen Truppen wurden von einem zweiten französischen Heere in Schach gehalten. Desto eifriger bemühte sich der englische Gesandte in Wien, der sich schon einmal bei Friedrich im Lager eingefunden, eine Vermittlung zwischen Maria Theresia, von deren Liebenswürdigkeit er bezaubert war, und Friedrich anzubahnen. Im Hinweis auf die obwaltenden Umstände gelang es ihm jetzt, Maria Theresia zu größeren Opfern bereitwillig zu machen, und so erschien er in Friedrich's Lager mit dem Anerbieten der Königin, ihm einen Theil von Niederschlesien abtreten zu wollen. Die Grenze war auf der Karte, die er mitgebracht hatte, durch einen Tintenstrich bezeichnet. Friedrich meinte, nicht Alles, was zu einer Zeit gut und angemessen wäre, sei auch zu einer andern gut, und lehnte das Anerbieten ab. Auch weitere Zugeständnisse, ihm Niederschlesien bis Breslau abzutreten, befriedigten den König jetzt nicht mehr, so daß der englische Gesandte wiederum sich unverrichteter Sache entfernen mußte.

Die Verlegenheiten Maria Theresia's wuchsen. In Schlesien wurden von der preußischen Armee die unter Neipperg's Befehl stehenden österreichischen Truppen festgehalten, die, wenn ein friedliches Abkommen mit Friedrich erzielt worden wäre, gegen die vorrückenden bayerischen, französischen und sächsischen Truppen hätten gebraucht werden können. Die Mahnungen des englischen Hofes an Maria Theresia, ihren Nachbar um jeden Preis zu befriedigen, brachten nun endlich doch die Wirkung hervor, daß sie dem Könige, der unterdeß auch Oppeln genommen hatte, die Abtretung von Niederschlesien bis Neiße anbieten ließ. Eine Verhandlung darüber fand am 9. Oktober zwischen Friedrich und dem österreichischen Oberbefehlshaber Graf Neipperg in Schnellendorf statt. Friedrich erklärte sich mit dem Angebotenen zufrieden, doch sollte das Abkommen erst Ende des Jahres volle Geltung erlangen, bis dahin aber vollständiges Schweigen darüber beobachtet und der kleine Krieg unterdessen zum Schein fortgeführt werden.

So recht hatte Friedrich den österreichischen Versicherungen doch nicht getraut. War auch die Haltung Maria Theresia's nach Allem, was bisher zu beobachten gewesen, durchaus ehrenhaften Charakters, so hatte sich doch in der Hofburg zu Wien durch Jahrhunderte eine Praxis in Bezug auf Behandlung politischer Fragen ausgebildet, die moralische Verpflichtungen gleich Spinnweben achtete, und von der zu befürchten stand, daß gegen sie eine lautere, aber noch wenig erfahrene Fürstin nicht würde durchdringen können.

Daher Friedrich's Vorsicht.

Huldigung in Breslau. Während nun Neipperg nach Mähren zurückging, breitete sich die preußische Heeresmacht bis Böhmen aus. Am 7. November nahm Friedrich in Breslau die Huldigung der Fürsten und Stände Niederschlesiens bis zur Neiße entgegen. In dem Fürstensaale [illegible] der König in seiner einfachen militärischen Uniform den Th[illegible]n Aufzuge der Versammelten viel Pracht zu schauen war. [illegible]en sollte, fehlte das Reichsschwert, das dem Gebrauche [illegible]es die Huldigung entgegennehmenden Fürsten zu halt[illegible]

Friedrich wußte sich zu helfen. Er reichte dem Marschall seinen Degen hin, mit dem er Schlesien erobert hatte. Die Versammelten leisteten den Huldigungseid, küßten den Knopf am Degen des Königs und riefen darauf: „Es lebe der König von Preußen, unser souveräner Herzog!" Im Festtagsgewande wogte indeß das Volk dem Marktplatze zu, auf dem ihm nach altem Gebrauch ein gebratener, mit Hasen, Gänsen und Enten gefüllter und mit kleinen Vögeln gespickter Ochse zum Besten gegeben wurde. Der König erließ nicht nur der Stadt das übliche Huldigungsgeschenk von hunderttausend Thalern, sondern schenkte auch noch eine bedeutende Summe zur Vertheilung an die Armen. Noch im November kehrte er nach Berlin zurück. Das Heer blieb in Schlesien.



Einzug Friedrich's in Breslau. Zeichnung von A. Menzel.

Wahl Kaiser Karl's VII. Die Schwierigkeiten hatten für Maria Theresia sich inzwischen nur noch gemehrt. Der Kurfürst von Bayern rückte an der Spitze seines eigenen und eines französischen Heeres, nachdem er sich der Stadt Passau durch Ueberrumpelung bemächtigt hatte, in Oesterreich vor, nahm Linz und ließ sich daselbst huldigen. Er war der Hauptstadt Oesterreichs bis auf zwölf Meilen nahe gekommen und forderte sie zur Uebergabe auf. Wäre er eines kühnen Entschlusses fähig gewesen, so hätte er sich zum Herrn von Wien machen und damit seiner Sache einen dauernden Erfolg sichern können. Zu seinem Verderben ließ er sich jedoch durch thörichte Rathschläge von dem zur Erreichung des Zieles Nothwendigen ablenken. Man machte seine Eifersucht gegen Sachsen rege, welches ein Heer nach Böhmen gesandt hatte. Schnell wandte sich Karl Albrecht nun nach Böhmen, ließ sich in Prag als König von Böhmen huldigen und ging, nachdem er nur allzu viel Zeit zur Begehung der Krönungsfeierlichkeiten vergeudet hatte, und in der Meinung, es sei nun die Hauptsache gethan, nach Frankfurt am Main, wo er (24. Januar 1742) unter dem Namen Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt und gekrönt wurde.

Während dessen hatte Maria Theresia einen in seinen Folgen für sie höchst wichtigen Schritt gethan. In Preßburg war sie, mit ihrem Säugling Joseph, dem späteren Kaiser Joseph II., auf dem Arm, den versammelten ungarischen Magnaten als Hülfeflehende entgegengetreten. Ihre Jugend, ihre Schönheit und Anmuth, Vertrauen und Standhaftigkeit,

Alles dies hatte sich vereinigt, die Versammelten zum innigsten Mitgefühl und zur höchsten Begeisterung für den Kampf um ihr Recht zu entflammen. Blut und Leben für „unser König" Maria Theresia! Dieser Ruf, zunächst von den Magnaten erhoben, ging durch das ganze Land. Dem Worte folgte die That. Bald hatten sich in Preßburg 15,000 berittene ungarische Edelleute gesammelt, und von allen Seiten strömten neue Streiter herbei. Eine Abtheilung des bayerischen Heeres, die in Oesterreich zurückgeblieben war, wurde von dem in kurzer Frist mächtig angewachsenen ungarischen Heere über die Grenze gejagt, die Ungarn verfolgten den fliehenden Feind nach Bayern, hausten, Rache übend, fürchterlich im Lande und zogen an demselben Tage als Sieger in die Hauptstadt Bayerns ein, an dem Karl in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt ward.

Friedrich war, dem mit Neipperg in Schnellendorf getroffenen Abkommen gegenüber, wie sich's jetzt zeigte, nicht ohne Grund mißtrauisch gewesen. Ende des Jahres hatte eine endgiltige Vereinbarung zu Stande kommen sollen. Von österreichischer Seite geschah nichts, die schwebende Angelegenheit zur Erledigung zu bringen; Beweis genug, daß man hoffte, das opferbereite Eintreten Ungarns für die Sache Maria Theresia's werde derselben die Kraft verleihen, die Friedrich gemachten Anerbietungen wieder fallen lassen zu können. Da nun der König auch vernahm, man habe nicht, wie verabredet worden war, jenes Abkommen geheim gehalten, sondern es geflissentlich, um ihm dadurch Verlegenheiten zu bereiten, verschiedenen Höfen mitgetheilt, so hielt auch er sich nicht mehr an dasselbe gebunden.

Der Erbprinz von Dessau hatte inzwischen Glatz erobert und die Erbhuldigung der Grafschaft Namens des Königs entgegengenommen. Friedrich beanspruchte nun ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz, wogegen Maria Theresia, ermuthigt durch die von den Ungarn errungenen Erfolge, sich jetzt noch weniger als früher geneigt zeigte, Zugeständnisse zu machen.

Schlacht bei Czaslau. So sah sich denn Friedrich genöthigt, es noch einmal auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen, und er beeilte sich, alle Truppentheile, die vereinzelt in Schlesien standen, zu sich nach Böhmen, in das er eingedrungen war, heranzuziehen, während ihm ein österreichisches Heer aus Mähren entgegenrückte. Wie vor der Schlacht bei Mollwitz waren auch diesmal die Oesterreicher ihres Sieges gewiß. Bei der Stadt Czaslau und dem Dorfe Chotusitz trafen die Heere zusammen.

Friedrich verfügte über 28,000 Mann und 76 Geschütze, die Oesterreicher, diesmal vom Prinzen Karl von Lothringen geführt, waren 30,000 Mann und hatten 40 Geschütze.

In der Nacht vom 16. bis 17. Mai brachen die Oesterreicher auf, um die Preußen zu überfallen; doch wurde dies durch die Wachsamkeit der Letzteren vereitelt; der Feind fand das preußische Heer noch vor Anbruch des Tages in Schlachtordnung aufgestellt. Bei Mollwitz hatte sich die Reiterei schlecht bewährt; heut ward ihr die Ehre des ersten Angriffs. Die Kürassiere und Dragoner stürmten vor und sprengten die ihnen gegenüberstehende österreichische Reiterei aus einander. Doch das dichte Staubgewölk, das sich erhob, löste ihre Ordnung, und da zugleich auch das Fußvolk ihnen kräftvollen Widerstand entgegensetzte und Husaren ihnen in die Flanke fielen, mußten sie zurückweichen. Während dies auf dem rechten Flügel geschah, sah sich der linke Flügel der Preußen mit größter Heftigkeit angegriffen. Leider waren von einzelnen Anführern hier bei der Aufstellung ihrer Regimenter Fehler gemacht worden, was zur Folge hatte, daß es den Oesterreichern beinahe gelang, den linken Flügel zu umzingeln. Die Gefahr erkennend, machten sich einige Regimenter mit ungeheurer Anstrengung Luft und stürmten heldenmüthig in die feindlichen Reihen ein. Doch war damit das Verlorene noch nicht zurückgewonnen, ja das preußische Fußvolk begann bereits zu wanken. Die Oesterreicher bemächtigten sich des Dorfes, das den Preußen als Stützpunkt gedient hatte, zündeten es an und suchten nun die Schlachtlinie des Feindes zu durchbrechen. Jetzt aber erhoben sich die Preußen zum entschiedensten Widerstande. Es entstand ein Handgemenge, von dem lange noch mit Grauen erzählt ward. Zwei Drittheile der Reiter des Regiments Anhalt-Dessau fanden den Heldentod.

Während so das Geschick des Tages schwankte, zeigte sich zum ersten Male das angeborene Feldherrntalent des Königs im hellsten Lichte. Die von ihm befohlene Besetzung einer Anhöhe auf der Flanke der Feinde, von der dieselben plötzlich durch den Donner der Geschütze erschreckt wurden, und mehrere gelungene, gleichzeitig auf seinen Befehl ausgeführte Angriffe entrissen den Oesterreichern schnell wieder die bereits errungenen Vortheile; ja Karl von Lothringen mußte sich bald genug entschließen, sein Heer durch eiligen Rückzug vor gänzlicher Auflösung zu schützen.

Dieser wurde denn auch alsbald angetreten, und den Preußen blieb das Schlachtfeld. Der König, von seinen Generälen aufgefordert, die Verfolgung des fliehenden Feindes anzuordnen, sagte, er wolle Maria Theresia nicht so tief erniedrigen. Der tapfere Erbprinz Leopold von Dessau wurde auf dem Schlachtfelde zum General-Feldmarschall ernannt, auch belobte Friedrich sämmtliche Truppenabtheilungen wegen ihrer bewunderungswürdigen Tapferkeit. Der König, hieß es in dem Tagesbefehle, habe die größte Ursache von der Welt, mit seinen braven, unüberwindlichen Truppen zufrieden zu sein. — Wie im Inlande, so erwarben sich Friedrich und das preußische Heer durch diesen Sieg auch im Auslande einen rühmlichen Namen.

Die Preußen hatten zwar, wie oben gesagt wurde, den errungenen Sieg nicht vollkommen ausgenutzt, aber gleichwol durfte man hoffen, die neue Niederlage des österreichischen Heeres werde nun die Königin Maria Theresia geneigter machen, auf Friedrich's Forderungen einzugehen. Der König hatte nun in Betracht zu ziehen, ob es, falls sich diese Hoffnung erfülle, recht und wohlgethan sei, sich von den bisherigen Verbündeten loszusagen und einen Sonderfrieden mit Oesterreich zu schließen. Alles sprach dafür.

Friede zu Breslau. Frankreich war schon seit längerer Zeit lässig geworden in der Kriegführung, Sachsen that gar nichts; Friedrich allein hatte man die Gefahr des Kampfes überlassen. Das preußische Heer stand seit achtzehn Monaten im Felde, in der ganzen Zeit war ihm nur eine Rast von sechs Wochen vergönnt gewesen. Dazu kam, daß Versuche gemacht wurden, zwischen Oesterreich und Frankreich einen Frieden zu vermitteln. Auf wen, wenn nun der Friede zwischen diesen beiden Staaten zu Stande kam, durfte dann Friedrich noch rechnen? Etwa auf Karl von Bayern? Dieser trug zwar die Kaiserkrone, er war aber gänzlich machtlos. — Oder auf den ohnmächtigen August III. von Sachsen? Dies erwägend, erklärte sich Friedrich bereit, mit Maria Theresia Frieden zu schließen, falls sie seine Forderungen annähme. Sich zu Letzterem zu verstehen, ward der Kaiserin von dem Könige Georg II. von England dringend gerathen, und so kam denn bald darauf der Friede auch wirklich zu Stande (11. Juni 1742).

Maria Theresia erklärte, sie träte für sich und ihre Nachfolger, mit voller Souveränetät und Unabhängigkeit von der böhmischen Krone, Nieder- und Oberschlesien, mit Ausnahme von Teschen, Troppau, des Landes jenseit der Oppa und des hohen Gebirges, dagegen noch die Grafschaft Glatz an den König von Preußen ab, der seinerseits auf alle seine Ansprüche an sie, welcher Art sie auch immer sein möchten, Verzicht leistete. Von Schlesien blieben 78 Geviertmeilen österreichisch, während etwa 680 Geviertmeilen preußisch wurden. Die Zahl der Einwohner betrug auf dem preußischen Theil etwa anderthalb Millionen.

Wie ein Blitzstrahl traf die Kunde von dem erfolgten Friedensschluß den Versailler Hof. An den König Friedrich erging nun von dort aus die Bitte, für Frankreich den Frieden mit Oesterreich vermitteln zu wollen. „Eure Majestät" — so schrieb der Kardinal Fleury an Friedrich — „werden der Schiedsrichter von Europa." — Friedrich's Bemühungen, jenem Wunsche nachzukommen, scheiterten an den übertriebenen Forderungen Maria Theresia's, die, nachdem sie die Preußen nicht mehr zu fürchten, dagegen die Ungarn ganz für sich gewonnen hatte, sich bereits wieder vollkommen sicher fühlte. Nicht nur forderte sie, daß das in Oesterreich stehende französische Heer die Waffen strecke, sie begehrte auch ganz Bayern für Oesterreich einzuziehen, wogegen Karl VII. nach Niederlegung der Kaiserwürde durch Elsaß und Lothringen entschädigt werden sollte.

Man sieht, an Kühnheit fehlte es der Königin um diese Zeit nicht. „Wol hatte der auf Rückforderung des Elsaß und Lothringens von Frankreich bezügliche Plan", sagt Max Jähns, „ein bestechendes Ansehen, aber nur von fern; denn einerseits entsprach er weder der wirklichen Machtstellung der habsburgischen Königin, noch war es möglich, daß die verlorenen deutschen Westmarken heimgebracht werden konnten durch jene krämerische Tauschpolitik, welche von jeher österreichische Tradition gewesen. Das stand nicht in den Sternen geschrieben, daß eine habgierige Hauspolitik die größte Aufgabe des deutschen Volkes lösen sollte. Das konnte nur der ganzen deutschen Nation gelingen, die sich vereint unter dem Banner einer uneigennützigen und wirklich deutschen Macht zusammenscharte."

Es kam also für jetzt nicht zum Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich.

Friedrich, erfreut und mit Recht stolz auf die Erfolge des kühn unternommenen und glorreich zu Ende geführten Krieges, durch welchen der Preußische Staat um eine blühende Provinz reicher geworden war, traf kraftvolle Anordnungen, die Festungen des Landes in kürzester Frist zu verstärken und im Lande eine gute Verwaltung einzuführen. Zugleich vermehrte er sein Heer um 18,000 Mann und meinte nun in der Lage zu sein, dem weiteren Verlaufe des österreichischen Erbfolgekrieges mit Ruhe entgegen sehen zu dürfen.

Sechzehn Habsburger hatten die Kaiserkrone getragen, dreizehn in ununterbrochener Reihenfolge. Oesterreich, seit Jahrhunderten daran gewöhnt, daß in Wien der deutsche Kaiser throne, daß dem Herrscher seines Hauses zugleich die höchste fürstliche Ehre der deutschen Nation zutheil werde, hatte nach dem Tode Karl's VI. die Zuversicht gehegt, es werde der Großherzog von Toscana, der Gemahl Maria Theresia's, zum Kaiser erwählt werden. Als dies nun nicht geschehen, sondern Karl Albrecht von Bayern zum Kaiser erwählt worden war, hatte Maria Theresia die Giltigkeit dieser Wahl angefochten, unter dem Vorwande, daß die Kurstimme von Böhmen, das zur Zeit der männlichen Vertretung ermangele, von der Wahl ausgeschlossen worden sei.

Die Lage Kaiser Karl's VII. gestaltete sich indeß immer mißlicher, und in dem Grade, als dies geschah, in demselben Grade mußte Friedrich darauf gefaßt sein, daß man von Wien aus auf Mittel sinnen werde, Schlesien zurück zu gewinnen. Maria Theresia konnte immer noch nicht den Verlust Schlesiens verschmerzen. Der englische Gesandte schrieb in solchem Sinne an seinen Hof: „Alle Uebel scheinen ihr gering gegen die Abtretung Schlesiens. Sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, sobald sie einen Schlesier erblickt." — Maria Theresia betrachtete es in der That, wie man allerorten wußte, als eine Demüthigung der schwersten Art, daß ein nach ihrer Meinung tief unter ihr stehender Fürst sie zu einer so bedeutenden Gebietsabtretung gezwungen habe, zumal auch sie, gemäß den Ueberlieferungen ihres Hauses, jeglichen Zuwachs der preußischen Macht mit mißgünstigen Blicken betrachtete.

So standen, da Oesterreich auf anderer Seite nach und nach mehrfache Vortheile sich zu erringen wußte, schon für die nächste Zukunft neue Verwicklungen in Aussicht. Es gelang Oesterreich, im September 1742 Sardinien und bald darauf Sachsen auf seine Seite zu ziehen. Beide Staaten gewährleisteten die pragmatische Sanktion, also das Recht der Erbfolge Maria Theresia's, und es wurde, was deutlich genug auf wenig friedliche Absichten gegen Friedrich schließen ließ, in den betreffenden Urkunden Maria Theresia als rechtliche Erbin der Länder Karl's VI. bezeichnet, ohne daß der Abtretung Schlesiens mit einem Worte gedacht worden wäre. Bald vernahm man auch, daß an den der Königin befreundeten Höfen ohne Hehl gesagt wurde, es sei Pflicht, Maria Theresia wieder in den Besitz Dessen setzen zu helfen, was sie verloren habe.

Während Friedrich den Gang der Ereignisse mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte, verbesserte er sein Heerwesen mit jedem Tage.

England war inzwischen thätiger in seiner Unterstützung Maria Theresia's gewesen, und die gemeinsamen Anstrengungen hatten dahingeführt, daß nicht nur Böhmen von den

Franzosen gesäubert und Bayern von einem Heere der Königin in Besitz genommen, sondern auch das geschwächte französische Hülfsheer aus Bayern hinausgeworfen worden war.

Um diese Zeit fiel in die Hände Friedrich's ein von dem Könige Georg an Maria Theresia gerichteter Brief, in dem es bedeutungsvoll hieß: „Was gut zu nehmen ist, ist auch gut wieder zu geben!" — Friedrich wußte, wohin er dies zu deuten habe. In der That schloß Maria Theresia alsbald mit England, Holland und Sardinien ein Schutz- und Trutzbündniß zur Behauptung aller ihrer Staaten, „sowie derer, welche sie besitzen sollte." Es war klar: das letzte Ziel Maria Theresia's und der mit ihr in ein Bündniß getretenen Mächte war ein kriegerisches Vorgehen gegen Preußen!

Sollte Friedrich seine erbitterte Gegnerin ungestört erstarken lassen, um dann erst der Wucht der von ihr gesammelten und von ihren Verbündeten vermehrten Kriegsmacht zu begegnen, oder sollte er den unvermeidlichen Kampf jetzt gleich beginnen, zu einer Zeit, da sich ihm Frankreich noch als Bundesgenossen gegen Oesterreich darbot? Er entschied sich für das Letztere.

Es war aber mit jener Frage zugleich die zweite verknüpft: Sollte Friedrich es ruhig mit ansehen, daß Oesterreich Bayern für sich einzog, Deutschland demnach aufhörte, über sich selbst zu bestimmen? Der König war sich der Bedeutung Preußens innerhalb Deutschlands ganz und voll bewußt. Daß dem so war, hat er nachmals deutlicher noch gezeigt, als es galt, Bayerns Selbständigkeit Joseph II. gegenüber zu schützen, und als er zur Gründung des Fürstenbundes schritt. Wir werden beides späterhin in näheren Betracht ziehen.

Der zweite Schlesische Krieg.

Nach dem Angeführten blieb dem Könige auch diesmal keine Wahl: er mußte sich noch einmal an Frankreich anschließen. So kam am 5. Juni 1744 ein Offensivbündniß zwischen ihm und Ludwig XV. zu Stande. — Das Uebereinkommen beider Fürsten ging dahin, in Gemeinschaft mit Hessen-Kassel und der Pfalz den erwählten Kaiser Karl VII. in seinem Rechte und seinen Würden zu vertheidigen und ihm sein verlorenes Land wieder zu gewinnen. „Er habe es vorgezogen", sagte Friedrich, „die Sache noch schlimmer zu machen, als sich von den Feinden unterdrücken zu lassen; er habe den Krieg gewählt auf die Gefahr, darin unterzugehen, aber mit Ehren."

Die Größe des Unternehmens in seinem ganzen Umfange erkennend, versäumte der König nichts, was den Erfolg desselben zu sichern schien. Er forderte Ludwig auf, die französischen Truppen nach Bayern vorgehen zu lassen und zugleich durch eine besondere Heeresabtheilung England in seinem hannöverschen Besitz zu bedrohen. „Nur wenn bei dem Unternehmen", sagte er, „Alles Nerv sei, sei ein günstiger Erfolg zu erwarten."

Im August 1744 ließ Friedrich dem Wiener Hofe erklären, daß er es in seiner Würde als Kurfürst des Reiches nicht mit ansehen könne, wie von Oesterreich der erwählte Kaiser mißachtet werde, daher er ihm eine Anzahl Truppen überlasse. Gleichzeitig brach er mit einem Heere von 80,000 Mann auf, drang in Böhmen ein und erreichte bereits am 1. September Prag. Er fand die Stadt besser befestigt, als er vermuthet hatte. Von den Wällen drohten anderthalbhundert Feuerschlünde, die Besatzung war zahlreich und zuverlässig, der Kommandant zu ernstlichem Widerstande entschlossen. Am 10. September wurden die Laufgräben nach den Anordnungen des Königs eröffnet, der sich überall selbst zugegen und in der heitersten Stimmung befand Mehrere Tage schon hatte man von den Wällen namentlich nach der Gegend hin gefeuert, wo das Zelt Friedrich's stand. Da kam eines Morgens ein Trompeter aus der Stadt und fragte nach dem Zelte des Königs. Der Kommandant, fügte er hinzu, wünsche die Lage desselben zu wissen, um den Befehl ertheilen zu können, daß die Kanonen nicht auf dieses Zelt gerichtet würden. Friedrich ließ ihm sagen, sein Quartier sei im ganzen Lager — allenthalben.

Am 12. September begab sich der König, begleitet von seinen Brüdern, mehreren anderen Prinzen und einigen hohen Offizieren, nach einer Batterie. Indem Friedrich sein Fernrohr ansetzte, riß eine Kanonenkugel seinem dicht neben ihm stehenden Bruder Friedrich Wilhelm den Kopf ab und tödtete einen der ihn begleitenden Pagen.

An demselben Tage ward der stark befestigte Ziskaberg von den Preußen erobert. Die Beschießung der Stadt erfolgte nun mit solchem Nachdruck, daß der Kommandant schon nach vier Tagen die Uebergabe derselben anbot. -- Dem Anscheine nach mußte der Einmarsch der Preußen in Böhmen und die Einnahme Prags einen niederschlagenden Eindruck in Wien hervorbringen. Es war dies aber keineswegs der Fall, im Gegentheil war man mit dem Allen dort wohl zufrieden.

Der Grund lag in Folgendem: Das von dem Prinzen Karl von Lothringen geführte österreichische Hauptheer hatte, wie erwähnt, die Franzosen über den Rhein gejagt und selbst den Rhein überschritten. Nach einer so glänzenden Bewährung seiner Tüchtigkeit hegte man von ihm die Hoffnung, daß es sich fähig erweisen werde, jeden Feind niederzuwerfen. Dies Heer wurde nun zurückgerufen. Freilich mußte man sich in den Gedanken finden, daß der Rückmarsch mehrere Wochen hinnehmen und Friedrich so lange Zeit in Böhmen frei schalten werde; aber man tröstete sich darüber im Hinblick auf die großen Vortheile, die, wie zuversichtlich gehofft wurde, nicht ausbleiben könnten. Die Hoffnungen knüpften sich noch an Anderes, als an das Heer. Die klugen Herren in der Hofburg rechneten auf die feindselige Stimmung der Böhmen gegen die Preußen und — man wollte die sichersten Vorzeichen dafür haben — auf die Erhebung Schlesiens im Rücken des feindlichen Heeres.

Weiterhin kam noch der Umstand hinzu, daß es gelungen war, den Kurfürsten von Sachsen und König von Polen vollständig auf die Seite Oesterreichs zu ziehen, und nun rechneten die Herren einander mit der zuversichtlichsten Miene vor, wie über alle Maßen trefflich ihre Partie gegen die ihres Gegners stehe. Im Süden das österreichische Heer gegen Friedrich, links die Sachsen, rechts die Polen — dabei eine aufstandbereite Bevölkerung: — man muß gestehen, die Wiener Politiker hatten für ihre Hoffnungen, wie es schien, festen Boden unter den Füßen. Als letzter Zielpunkt ihrer Absicht trat nun natürlich die Wiedereroberung Schlesiens auf, und man war in hohem Grade erfreut darüber, daß Friedrich selbst es sei, der die Eroberung einleite, indem ja er den Breslauer Frieden gebrochen, demnach Oesterreich in Bezug auf Schlesien freie Hand geschaffen habe!

Und doch lag dem Unternehmen Friedrich's die klarste Berechnung zu Grunde. Zweierlei hatte er freilich nicht wissen können; erstens, daß die Franzosen den Prinzen Karl mit seinem Heere so ungefährdet würden ziehen lassen; er hatte im Gegentheil gemeint, die Oesterreicher würden am Rhein von den Franzosen, wenn nicht besiegt, so doch festgehalten werden; — zweitens, daß Sachsen den Oesterreichern ein Hülfsheer senden würde.

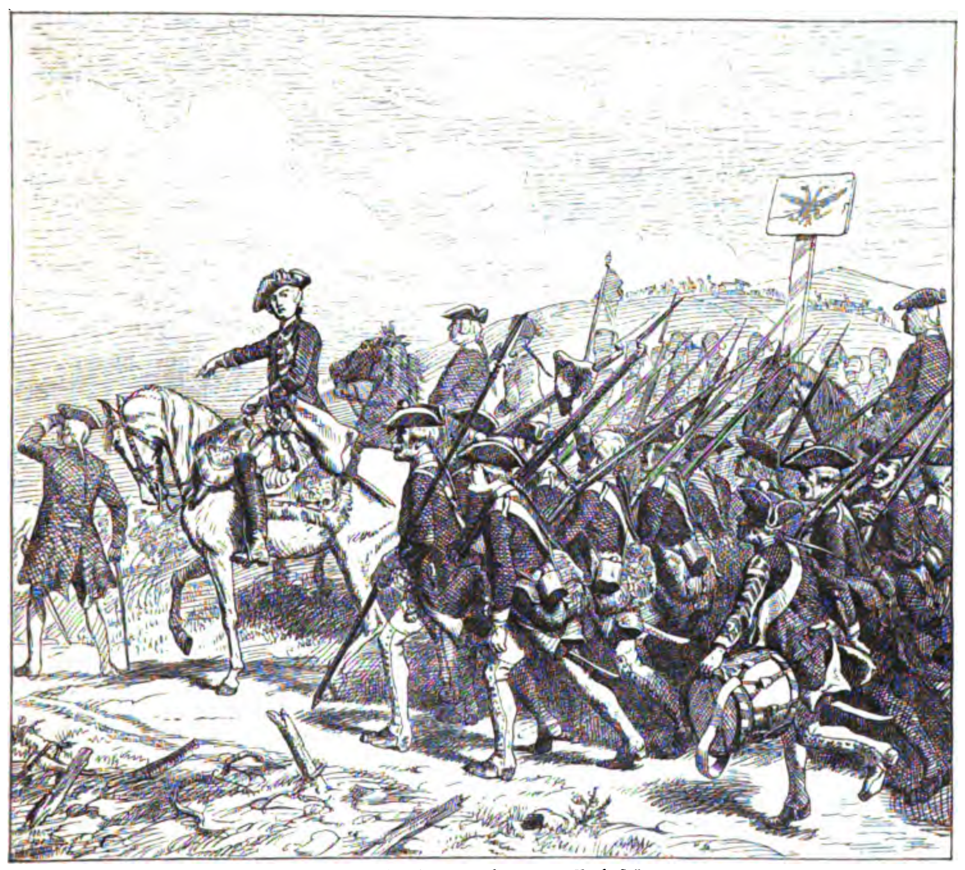
So fügte sich denn Alles für Oesterreich eben so günstig wie für Friedrich nachtheilig. Letzterer sah sich plötzlich der vereinten feindlichen Macht allein gegenüber und — was das Schlimmste war — ihm begann es gerade jetzt an Geldmitteln zur Fortführung des Krieges zu fehlen.

Das österreichische Heer war unterdessen in Böhmen angekommen, wo 20,000 Sachsen zu ihm stießen, und nun gelang es den Oesterreichern, durch geschickte Märsche das preußische Heer aus Böhmen hinauszudrängen. — So endete der Feldzug des Jahres 1744 in einer Weise, die Oesterreich zu den kühnsten Erwartungen berechtigte. Die Truppen der beiden Heere bezogen Winterquartiere, Friedrich ging nach Berlin. Auf beiden Seiten hoffte man, im kommenden Frühjahr den Krieg mit Erfolg weiter zu führen.

Für Friedrich umwölkte sich mittlerweile der Himmel mehr noch. Zu Anfang des Jahres 1745 schlossen Oesterreich, England, Holland und Sachsen ein neues Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung.

Der Feldzug von 1745. Am 20. Januar starb Kaiser Karl VII., der an der Krone schwer zu tragen gehabt hatte. Zwischen seinem Sohn und Maria Theresia kam ein Vergleich zu Stande, demzufolge Ersterer Bayern zurückerhielt, dagegen den Erbansprüchen auf Oesterreich entsagte und die Wahl des Gemahls der Königin zum Kaiser zu unterstützen versprach. — Darin lag wieder ein großer Nachtheil für Friedrich, der den Krieg im Namen des Kaisers begonnen und auf einige Hülfe der bayerischen Truppen hatte rechnen dürfen. Endlich kam noch hinzu, daß sich der König von Frankreich aus dieser ihm unbequem werdenden Betheiligung an dem Kriege je eher, je lieber zurückzuziehen wünschte.

Demnach galt es für Friedrich, alle seine Kräfte anzuspannen.



Einmarsch Friedrich's in Böhmen. Nach Hünten.

Das erste und dringendste Erforderniß war die Beschaffung der zum Kriege nöthigen Geldmittel. Der von seinem Vorgänger in baarem Gelde hinterlassene Staatsschatz war erschöpft; aber Friedrich Wilhelm I. hatte einen Theil seiner Schätze in Silbergeräthen z. B. Kronleuchter, Tischplatten u. s. w., angelegt. Diese Geräthe ließ Friedrich — um das Volk nicht muthlos und die Feinde nicht triumphiren zu machen, zur Nachtzeit — aus dem Schlosse wegführen. Sie wurden nach der Münze gebracht und dort in Geld umgeprägt.

Am 15. März 1745 begab sich der König wieder zur Armee.

Ueber die Stimmung und die Sinnesweise Friedrich's um jene Zeit geben uns einige Stellen aus Briefen, die er nach Berlin schrieb, Aufschluß: „Ich arbeite Tag und Nacht", schreibt er am 17. April, „um unsere Lage zu verbessern. Die Soldaten werden ihre Pflicht thun, und es ist keiner unter uns, der sich nicht lieber das Rückgrat brechen ließe, als einen Fuß breit Erde aufzugeben. Man muß uns einen guten Frieden gewähren,

Er hatte eine Entschädigung von zwei Millionen Thalern und die brandenburgische Kurstimme behufs Wahl des Mitregenten Maria Theresia's zum deutschen Kaiser gegen Abtretung der Fürstenthümer Glogau und Sagan angeboten. Man verlangte jedoch in Wien, daß Friedrich, bevor man mit ihm in irgend welche Unterhandlungen treten könne, vor Allem seine Truppen aus Schlesien zurückziehe. Der kaiserliche Konferenzminister von Bartenstein ließ sogar dem preußischen Gesandten, Grafen von Gotter, erklären: „es sei doch gar zu verwunderlich, daß der Sohn eines Herrn, dessen Amt es gewesen, als des heiligen römischen Reiches Erzkämmerer dem hochseligen Kaiser das Waschbecken zu reichen, jetzt der Tochter desselben Gesetze vorschreiben wolle." —

So blieb denn nichts übrig, als der Entscheid der Waffen.

Ehe es jedoch zum Kampfe kam, suchte jeder der beiden Gegner eine möglichst gute Stellung zu den übrigen Mächten einzunehmen.

Maria Theresia fand in dem Papste den treuesten Verbündeten. Er schleuderte einen Aufruf in die Welt, durch den er die katholischen Mächte zum Schutz gegen den „ketzerischen Markgrafen von Brandenburg" aufrief, der die Katholiken Schlesiens bedränge. Friedrich stellte diesem Aufruf eine öffentliche Erklärung entgegen, in der er die schon von ihm ausgesprochene Versicherung wiederholte: in seinem Staate werde Jedermann in seinem Glauben geschützt, mit dem Hinzufügen, es geschähe dies namentlich in Schlesien. Da dies offenkundig war, erzielte der Papst mit seinem Aufrufe gar keinen Erfolg.

Frankreich zeigte sich bereit, ein Bündniß mit Friedrich gegen Oesterreich, dessen Schwächung es wünschte, einzugehen, wenn Preußen verspreche, dem Kurfürsten von Bayern zur Kaiserkrone zu verhelfen. Friedrich mochte eine solche Verpflichtung nicht übernehmen.

Dagegen war die Haltung Rußlands, Kursachsens und Englands, namentlich der beiden letzteren Staaten, Oesterreich günstig, so daß Friedrich sich veranlaßt fand, zur Sicherung gegen einen feindlichen Einfall in sein Land eine Armee unter Führung des Fürsten Leopold von Dessau in der Nähe von Brandenburg aufzustellen.

Da es nicht zu einer Einigung, ja, durch die Schuld des Kaiserhofes, nicht einmal zu Verhandlungen gekommen war, begab sich Friedrich — Ende Februar 1741 — wieder zum Heere nach Schlesien, während von österreichischer Seite Graf Neipperg mit einer Armee aus Mähren heranrückte. Dem seinem tapferen Vater gleichgearteten Erbprinzen Leopold von Dessau gelang es in der Nacht des 8. März, die Festung Glogau — mit einem Verlust von nur neun Mann — zu nehmen, wodurch der König in die vortheilhafte Lage kam, seine ganze Macht gegen den anrückenden Feind verwenden zu können.

Die Schlacht bei Mollwitz. Am 10. April standen die beiden Heere, jedes etwa 19,000 Mann stark, in der Nähe von Brieg bei dem Dorfe Mollwitz einander gegenüber. Die Preußen waren den Oesterreichern an Geschütz, Letztere jenen an Reiterei überlegen.

Die Oesterreicher, im Hinblick darauf, daß sie die Kampfesweise auf dem Schlachtfelde, die Gegner aber dieselbe bisher nur auf dem Exerzirplatze geübt hatten, waren voll bester Zuversicht. Die österreichischen Befehlshaber hatten unterwegs überall verkündet, daß es ihnen nicht fehlen werde, in einem einzigen Anstürmen „den naseweisen Schneekönig und die Putzsoldaten" schimpflich in die Flucht zu jagen. — Und sie fanden vielfach Gläubige.

Von großem Vortheil wäre es für die Preußen gewesen, wenn sie sich mit ihrem Angriff beeilt hätten. Friedrich und seine Unterfeldherren hatten auch in Bezug auf diesen Punkt die Lehrjahre durchzumachen, und so erfolgte die Aufstellung mit der schulmäßigsten Bedächtigkeit, so daß den Oesterreichern Zeit blieb, ihre Schlachtlinie in möglichst vortheilhafter Stellung auszubreiten. — Um 1 Uhr rückten die Preußen mit klingendem Spiele und fliegenden Fahnen dem Feinde entgegen, die voraufgeführten Feldstücke donnerten ihm den ersten Willkommen zu. Nun aber stürmte die österreichische Reiterei mit solchem Ungestüm auf ein Dragonerregiment ein, daß es über den Haufen geworfen ward. Auf seiner Flucht brachte es die auf dem rechten Flügel stehenden Infanterieregimenter in Verwirrung.



Bei Mollwitz. Zeichnung von Ludwig Burger.

Wohl gelang es dem Könige, der Anfangs von dem Getümmel fortgerissen wurde, die Fliehenden zum Stehen zu bringen und sie zum zweiten Male der feindlichen Reiterei entgegen zu führen; als letztere aber inzwischen Verstärkungen an sich gezogen hatte, sank die Wagschale zu Ungunsten der Preußen, welche wiederum zurückworfen wurden. Freund und Feind befanden sich in wildem Durcheinander. Der König selbst war stets im dichtesten Getümmel und setzte sich rücksichtslos dem feindlichen Feuer aus.

Die Schlacht schien verloren, und um größeres Unheil zu verhüten, suchten die Generäle den König zu bewegen, das Schlachtfeld zu verlassen und sich selbst nicht preiszugeben. Ungern und mit schwerem Widerstreben kam Friedrich endlich diesem Rathe nach und beeilte sich mit einem kleinen Gefolge in der Richtung auf Oppeln Sicherheit zu suchen. Dieser Ort war für den Fall einer Niederlage als Sammelpunkt für die preußischen Truppen in Aussicht genommen.

Nun versuchten die Generäle unter dem Oberbefehl des Feldmarschalls von Schwerin das Glück der Schlacht von Neuem. Die feindliche Reiterei stürmte jetzt gegen das Fußvolk an. Es stand wie eine eiserne Mauer. Verderblich ward den Pferden der Feinde das Bajonnet der Preußen, verderblicher aber noch wurde den Reihen der österreichischen Grenadiere das Gewehrfeuer, dem sie ausgesetzt waren. Die beiden ersten Glieder der preußischen Infanterie waren geübt, auf den Knieen liegend mit größter Sicherheit zu laden und loszuschießen, die beiden folgenden Glieder schossen über sie hinweg. Diese Art und Weise des Feuerns, eingeführt von dem kriegsfahrenen alten Dessauer, brachte in kurzer Zeit eine unglaubliche Verwirrung unter dem feindlichen Fußvolke hervor, zumal die Preußen mit Hülfe des gleichfalls vom alten Dessauer herrührenden und von ihm eingeführten eisernen Ladestocks bedeutend schneller als ihre Gegner zu feuern vermochten.

Jetzt führte Kurt Christoph von Schwerin die ganze Armee zu einem entscheidenden Angriff vor. In sicherem Schritte bewegten sich die Kolonnen der Preußen vorwärts, ihre Bajonnette blitzten im Abendschein, ihr ruhiges Feuern brachte die erwartete Wirkung hervor.

Der österreichische Oberbefehlshaber Graf Neipperg, der die Seinen überall weichen sah, erkannte, daß er nur noch auf kurze Zeit die Wahl habe zwischen einer entschiedenen Niederlage oder einem eiligen Rückzuge. Er wählte das Letztere. Der Sieg war den Preußen zugefallen. Die in der Nacht bei ihren Wachtfeuern auf dem Schlachtfelde lagernden Preußen zählten 5500, die Oesterreicher 7000 Todte und Verwundete. Letztere verloren außerdem 1700 Mann an Gefangenen, weiterhin 7 Kanonen und 3 Fahnen.

Der König war unterdessen um Mitternacht nach Oppeln gekommen, das kurz vorher von österreichischen Husaren besetzt worden war. Auf sein Begehr, eingelassen zu werden, wurde mit Flintenschüssen geantwortet. Er wandte sich infolge dessen nach Löwen und erhielt dort zu seiner freudigen Ueberraschung die Kunde von dem errungenen Siege. Tiefes Bedauern erfüllte ihn, daß er der Entscheidung nicht beigewohnt habe. Er begab sich zurück auf das Schlachtfeld, rühmte die Tapferkeit des Fußvolks und ließ sich in bitterem Tadel über die Reiterei aus. Dabei schonte er sich selbst nicht. Er habe, sagte er, mit Neipperg gewetteifert, wer die meisten Fehler machen könne: er, das müsse er bekennen, habe Jenen übertroffen.

Vertrag zu Nymphenburg. Der Eindruck, den die Kunde von dem Mollwitzer Siege überall hervorbrachte, war dem Könige überaus günstig. Nur in den ersten Regierungsjahren Friedrich Wilhelm's hatten unter diesem Könige preußische Truppen im Felde gestanden, und jetzt schlug eine junge Armee ein an Zahl gleiches Heer, dessen Streiter aus der Schule Eugen's hervorgegangen waren! Wie oft war der preußische Exerzirplatz bespöttelt worden! Nun sah man, daß die Truppen auf ihm doch auch noch etwas Anderes gelernt hatten, als den Parademarsch. Es fanden sich nach und nach in Friedrich's Lager Gesandte aus Frankreich, England, Spanien, Schweden, Dänemark, Rußland, Bayern und Sachsen ein. Man erkannte, daß sich hier eine Macht aufgethan habe, die wohl zu beobachten die Staatsklugheit gebiete.

Es ist schon darauf hingewiesen worden, daß der Kurfürst Karl Albrecht von Bayern Ansprüche auf die Kaiserkrone und auch auf einen Theil der österreichischen Erbschaft machte. Frankreich hatte ihm seine Unterstützung zugesagt, und es war zu Nymphenburg zwischen Bayern und Frankreich zu einem förmlichen Bündnisse gekommen. Diesem Bündniß schlossen sich Sachsen, Sardinien und Spanien an, und Friedrich ward nun lebhafter noch als früher von Frankreich eingeladen, demselben beizutreten.

Der junge König zögerte mit seiner Antwort; denn er hoffte, man würde nach der erlittenen Niederlage in Wien geneigter sein, auf seine gerechten Forderungen einzugehen.

Dies war jedoch nicht der Fall. Man sprach in der kaiserlichen Hofburg noch in demselben hochfahrenden Tone gegen Preußen, wie früher, und als nun sogar russische Streitkräfte sich zum Beistande Oesterreichs in Livland sammelten, und dänische und hessische Regimenter sich zu dem gleichen Zweck mit hannöverschen Truppen vereinigten, da hätte ein weiteres Zögern dem Könige gefährlich werden können. So trat er denn (5. Juni 1741) dem Vertrage zu Nymphenburg bei. Friedrich that dies zuverlässig nur sehr ungern, aber es blieb ihm eben keine andere Wahl, und er machte sich auch, wie wir sehen werden, sobald es nur irgend gehen wollte, wieder von dem Bündnisse los.

Oesterreich war somit schwer bedroht. Dennoch verzagte Maria Theresia nicht, und nur auf die dringliche Mahnung Englands ließ sie es geschehen, daß der englische Gesandte in Wien in Friedrich's Lager ging, um einen Friedensversuch zu machen. Dieser bot in Oesterreichs Namen dem Könige für alle Ansprüche Preußens auf Schlesien 2 Millionen Thaler und — unter gewissen Bedingungen — auch Geldern. Die ganze Haltung des Gesandten verrieth, daß man in Wien der Meinung war, Friedrich könne sich glücklich schätzen, auf diese Art sich dem gefährlichen Handel zu entziehen. Der König, empört über einen solchen Antrag, sagte, wenn er einen so schimpflichen Vergleich eingehe, so könne er seinen braven Truppen nie wieder unter die Augen treten, wie er es auch nie würde verantworten können, seine neuen Unterthanen, namentlich die Evangelischen in Schlesien, wieder der römischen Tyrannei zu überliefern. „Wäre ich", fuhr er fort, „einer so niedrigen, so entehrenden Handlung fähig, so würde ich die Gräber meiner Vorfahren sich öffnen sehen; sie würden heraussteigen und mir zurufen: Nein, du gehörst nicht mehr zu unserm Blute! Du solltest kämpfen für die Rechte, welche wir auf dich gebracht haben, und du verkaufst sie! Du befleckst die Ehre, welche wir dir als den schätzbarsten Theil unseres Erbvermächtnisses hinterlassen haben! Unwerth des Fürstenranges, unwerth des Königsthrones, bist du nur ein verächtlicher Krämer, der Gewinn dem Ruhme vorzieht!" Lieber wolle er sich, schloß er, unter den Trümmern seines Reiches begraben lassen, als sich zu solcher Unwürdigkeit entschließen, wozu nicht einmal die Noth des Augenblicks drängte. Damit wurde der Gesandte entlassen.

Joachim Hans von Zieten. Der König hatte inzwischen die Zeit der Kampfesruhe vortrefflich benutzt, das Heer zu vervollständigen und sich in Schlesien noch mehr zu befestigen. Da sich die preußische Reiterei bei Mollwitz gegen die der Oesterreicher schlecht bewährt hatte, ließ er es ganz besonders seine Sorge sein, sie tüchtiger zu machen, wobei ihm sein Reiteroberst Joachim Hans von Zieten, von dem noch weiterhin Ruhmreiches zu berichten sein wird, die besten Dienste leistete.

Brieg hatte sich bereits ergeben müssen. Da der König nun vernahm, daß der Feind mit den Katholiken, namentlich mit dem hauptstädtischen Adel, im Geheimen Verbindungen angeknüpft hatte, so sah er sich zu dem Entschlusse gedrängt, um im Rücken gedeckt zu sein, der Stadt Breslau die ihr gewährte Neutralität nicht länger fortbestehen zu lassen.

Der Erbprinz Leopold von Dessau erhielt Befehl, sich Breslau's zu bemächtigen. Er rückte mit einer Heeresabtheilung heran und begehrte freien Durchzug durch die Stadt. Die Stadtsoldaten traten ins Gewehr, um die Durchziehenden von einem Thore bis zum andern zu geleiten. Da dringen plötzlich durch ein anderes Thor preußische Truppen ein,

bemächtigen sich der Wälle und sperren die Stadt. Der Stadtmajor, der dem Erbprinzen Vorstellungen macht, empfängt die Antwort, er solle seinen Degen einstecken und ruhig nach Hause reiten. — Die Anhänger Oesterreichs wagten es nicht, Widerstand zu leisten, und so machten sich die Preußen in weniger als einer Stunde zu Herren der Stadt und nöthigten die Bürgerschaft, dem Könige von Preußen den Huldigungseid zu leisten.

Es war in der That für Friedrich die höchste Zeit gewesen, sich dieses wichtigen Platzes zu bemächtigen, denn, wie sich bald ergab, befand sich General von Neipperg bereits auf dem Marsche nach Breslau. Als er von der Besetzung der Stadt vernahm, kehrte er mit seinem Heere nach Böhmen zurück.

Bayerische, französische und sächsische Truppen waren unterdessen in Oesterreich eingerückt. So von West und Nord schwer bedroht, zeigte sich Maria Theresia nachgiebiger. England vermochte ihr thätigen Beistand nicht zu leisten, denn seine hannöverschen Truppen wurden von einem zweiten französischen Heere in Schach gehalten. Desto eifriger bemühte sich der englische Gesandte in Wien, der sich schon einmal bei Friedrich im Lager eingefunden, eine Vermittlung zwischen Maria Theresia, von deren Liebenswürdigkeit er bezaubert war, und Friedrich anzubahnen. Im Hinweis auf die obwaltenden Umstände gelang es ihm jetzt, Maria Theresia zu größeren Opfern bereitwillig zu machen, und so erschien er in Friedrich's Lager mit dem Anerbieten der Königin, ihm einen Theil von Niederschlesien abtreten zu wollen. Die Grenze war auf der Karte, die er mitgebracht hatte, durch einen Tintenstrich bezeichnet. Friedrich meinte, nicht Alles, was zu einer Zeit gut und angemessen wäre, sei auch zu einer andern gut, und lehnte das Anerbieten ab. Auch weitere Zugeständnisse, ihm Niederschlesien bis Breslau abzutreten, befriedigten den König jetzt nicht mehr, so daß der englische Gesandte wiederum sich unverrichteter Sache entfernen mußte.

Die Verlegenheiten Maria Theresia's wuchsen. In Schlesien wurden von der preußischen Armee die unter Neipperg's Befehl stehenden österreichischen Truppen festgehalten, die, wenn ein friedliches Abkommen mit Friedrich erzielt worden wäre, gegen die vorrückenden bayerischen, französischen und sächsischen Truppen hätten gebraucht werden können. Die Mahnungen des englischen Hofes an Maria Theresia, ihren Nachbar um jeden Preis zu befriedigen, brachten nun endlich doch die Wirkung hervor, daß sie dem Könige, der unterdeß auch Oppeln genommen hatte, die Abtretung von Niederschlesien bis Neiße anbieten ließ. Eine Verhandlung darüber fand am 9. Oktober zwischen Friedrich und dem österreichischen Oberbefehlshaber Graf Neipperg in Schnellendorf statt. Friedrich erklärte sich mit dem Angebotenen zufrieden, doch sollte das Abkommen erst Ende des Jahres volle Geltung erlangen, bis dahin aber vollständiges Schweigen darüber beobachtet und der kleine Krieg unterdessen zum Schein fortgeführt werden.

So recht hatte Friedrich den österreichischen Versicherungen doch nicht getraut. War auch die Haltung Maria Theresia's nach Allem, was bisher zu beobachten gewesen, durchaus ehrenhaften Charakters, so hatte sich doch in der Hofburg zu Wien durch Jahrhunderte eine Praxis in Bezug auf Behandlung politischer Fragen ausgebildet, die moralische Verpflichtungen gleich Spinnweben achtete, und von der zu befürchten stand, daß gegen sie eine lautere, aber noch wenig erfahrene Fürstin nicht würde durchdringen können.

Daher Friedrich's Vorsicht.

Huldigung in Breslau. Während nun Neipperg nach Mähren zurückging, breitete sich die preußische Heeresmacht bis Böhmen aus. Am 7. November nahm Friedrich in Breslau die Huldigung der Fürsten und Stände Niederschlesiens bis zur Neiße entgegen. In dem Fürstensaale des Rathhauses bestieg der König in seiner einfachen militärischen Uniform den Thron, während ringsum in dem Aufzuge der Versammelten viel Pracht zu schauen war. Als die Huldigung vor sich gehen sollte, fehlte das Reichsschwert, das dem Gebrauche gemäß der Marschall an der Seite des die Huldigung entgegennehmenden Fürsten zu halten hatte.

Friedrich wußte sich zu helfen. Er reichte dem Marschall seinen Degen hin, mit dem er Schlesien erobert hatte. Die Versammelten leisteten den Huldigungseid, küßten den Knopf am Degen des Königs und riefen darauf: „Es lebe der König von Preußen, unser souveräner Herzog!" Im Festtagsgewande wogte indeß das Volk dem Marktplatze zu, auf dem ihm nach altem Gebrauch ein gebratener, mit Hasen, Gänsen und Enten gefüllter und mit kleinen Vögeln gespickter Ochse zum Besten gegeben wurde. Der König erließ nicht nur der Stadt das übliche Huldigungsgeschenk von hunderttausend Thalern, sondern schenkte auch noch eine bedeutende Summe zur Vertheilung an die Armen. Noch im November kehrte er nach Berlin zurück. Das Heer blieb in Schlesien.



Einzug Friedrich's in Breslau. Zeichnung von A. Menzel.

Wahl Kaiser Karl's VII. Die Schwierigkeiten hatten für Maria Theresia sich inzwischen nur noch gemehrt. Der Kurfürst von Bayern rückte an der Spitze seines eigenen und eines französischen Heeres, nachdem er sich der Stadt Passau durch Ueberrumpelung bemächtigt hatte, in Oesterreich vor, nahm Linz und ließ sich daselbst huldigen. Er war der Hauptstadt Oesterreichs bis auf zwölf Meilen nahe gekommen und forderte sie zur Uebergabe auf. Wäre er eines kühnen Entschlusses fähig gewesen, so hätte er sich zum Herrn von Wien machen und damit seiner Sache einen dauernden Erfolg sichern können. Zu seinem Verderben ließ er sich jedoch durch thörichte Rathschläge von dem zur Erreichung des Zieles Nothwendigen ablenken. Man machte seine Eifersucht gegen Sachsen rege, welches ein Heer nach Böhmen gesandt hatte. Schnell wandte sich Karl Albrecht nun nach Böhmen, ließ sich in Prag als König von Böhmen huldigen und ging, nachdem er nur allzu viel Zeit zur Begehung der Krönungsfeierlichkeiten vergeudet hatte, und in der Meinung, es sei nun die Hauptsache gethan, nach Frankfurt am Main, wo er (24. Januar 1742) unter dem Namen Karl VII. zum deutschen Kaiser gewählt und gekrönt wurde.

Während dessen hatte Maria Theresia einen in seinen Folgen für sie höchst wichtigen Schritt gethan. In Preßburg war sie, mit ihrem Säugling Joseph, dem späteren Kaiser Joseph II., auf dem Arm, den versammelten ungarischen Magnaten als Hülfeflehende entgegengetreten. Ihre Jugend, ihre Schönheit und Anmuth, Vertrauen und Standhaftigkeit,

Alles dies hatte sich vereinigt, die Versammelten zum innigsten Mitgefühl und zur höchsten Begeisterung für den Kampf um ihr Recht zu entflammen. Blut und Leben für „unser König" Maria Theresia! Dieser Ruf, zunächst von den Magnaten erhoben, ging durch das ganze Land. Dem Worte folgte die That. Bald hatten sich in Preßburg 15,000 berittene ungarische Edelleute gesammelt, und von allen Seiten strömten neue Streiter herbei. Eine Abtheilung des bayerischen Heeres, die in Oesterreich zurückgeblieben war, wurde von dem in kurzer Frist mächtig angewachsenen ungarischen Heere über die Grenze gejagt, die Ungarn verfolgten den fliehenden Feind nach Bayern, hausten, Rache übend, fürchterlich im Lande und zogen an demselben Tage als Sieger in die Hauptstadt Bayerns ein, an dem Karl in Frankfurt zum deutschen Kaiser gekrönt ward.

Friedrich war, dem mit Neipperg in Schnellendorf getroffenen Abkommen gegenüber, wie sich's jetzt zeigte, nicht ohne Grund mißtrauisch gewesen. Ende des Jahres hatte eine endgiltige Vereinbarung zu Stande kommen sollen. Von österreichischer Seite geschah nichts, die schwebende Angelegenheit zur Erledigung zu bringen; Beweis genug, daß man hoffte, das opferbereite Eintreten Ungarns für die Sache Maria Theresia's werde derselben die Kraft verleihen, die Friedrich gemachten Anerbietungen wieder fallen lassen zu können. Da nun der König auch vernahm, man habe nicht, wie verabredet worden war, jenes Abkommen geheim gehalten, sondern es geflissentlich, um ihm dadurch Verlegenheiten zu bereiten, verschiedenen Höfen mitgetheilt, so hielt auch er sich nicht mehr an dasselbe gebunden.

Der Erbprinz von Dessau hatte inzwischen Glatz erobert und die Erbhuldigung der Grafschaft Namens des Königs entgegengenommen. Friedrich beanspruchte nun ganz Schlesien und die Grafschaft Glatz, wogegen Maria Theresia, ermuthigt durch die von den Ungarn errungenen Erfolge, sich jetzt noch weniger als früher geneigt zeigte, Zugeständnisse zu machen.

Schlacht bei Czaslau. So sah sich denn Friedrich genöthigt, es noch einmal auf die Entscheidung der Waffen ankommen zu lassen, und er beeilte sich, alle Truppentheile, die vereinzelt in Schlesien standen, zu sich nach Böhmen, in das er eingedrungen war, heranzuziehen, während ihm ein österreichisches Heer aus Mähren entgegenrückte. Wie vor der Schlacht bei Mollwitz waren auch diesmal die Oesterreicher ihres Sieges gewiß. Bei der Stadt Czaslau und dem Dorfe Chotusitz trafen die Heere zusammen.

Friedrich verfügte über 28,000 Mann und 76 Geschütze, die Oesterreicher, diesmal vom Prinzen Karl von Lothringen geführt, waren 30,000 Mann und hatten 40 Geschütze.

In der Nacht vom 16. bis 17. Mai brachen die Oesterreicher auf, um die Preußen zu überfallen; doch wurde dies durch die Wachsamkeit der Letzteren vereitelt; der Feind fand das preußische Heer noch vor Anbruch des Tages in Schlachtordnung aufgestellt. Bei Mollwitz hatte sich die Reiterei schlecht bewährt; heut ward ihr die Ehre des ersten Angriffs. Die Kürassiere und Dragoner stürmten vor und sprengten die ihnen gegenüberstehende österreichische Reiterei aus einander. Doch das dichte Staubgewölk, das sich erhob, löste ihre Ordnung, und da zugleich auch das Fußvolk ihnen kräftvollen Widerstand entgegensetzte und Husaren ihnen in die Flanke fielen, mußten sie zurückweichen. Während dies auf dem rechten Flügel geschah, sah sich der linke Flügel der Preußen mit größter Heftigkeit angegriffen. Leider waren von einzelnen Anführern hier bei der Aufstellung ihrer Regimenter Fehler gemacht worden, was zur Folge hatte, daß es den Oesterreichern beinahe gelang, den linken Flügel zu umzingeln. Die Gefahr erkennend, machten sich einige Regimenter mit ungeheurer Anstrengung Luft und stürmten heldenmüthig in die feindlichen Reihen ein. Doch war damit das Verlorene noch nicht zurückgewonnen, ja das preußische Fußvolk begann bereits zu wanken. Die Oesterreicher bemächtigten sich des Dorfes, das den Preußen als Stützpunkt gedient hatte, zündeten es an und suchten nun die Schlachtlinie des Feindes zu durchbrechen. Jetzt aber erhoben sich die Preußen zum entschiedensten Widerstande. Es entstand ein Handgemenge, von dem lange noch mit Grauen erzählt ward. Zwei Drittheile der Reiter des Regiments Anhalt-Dessau fanden den Heldentod.

Während so das Geschick des Tages schwankte, zeigte sich zum ersten Male das angeborene Feldherrntalent des Königs im hellsten Lichte. Die von ihm befohlene Besetzung einer Anhöhe auf der Flanke der Feinde, von der dieselben plötzlich durch den Donner der Geschütze erschreckt wurden, und mehrere gelungene, gleichzeitig auf seinen Befehl ausgeführte Angriffe entrissen den Oesterreichern schnell wieder die bereits errungenen Vortheile; ja Karl von Lothringen mußte sich bald genug entschließen, sein Heer durch eiligen Rückzug vor gänzlicher Auflösung zu schützen.

Dieser wurde denn auch alsbald angetreten, und den Preußen blieb das Schlachtfeld. Der König, von seinen Generälen aufgefordert, die Verfolgung des fliehenden Feindes anzuordnen, sagte, er wolle Maria Theresia nicht so tief erniedrigen. Der tapfere Erbprinz Leopold von Dessau wurde auf dem Schlachtfelde zum General-Feldmarschall ernannt, auch belobte Friedrich sämmtliche Truppenabtheilungen wegen ihrer bewunderungswürdigen Tapferkeit. Der König, hieß es in dem Tagesbefehle, habe die größte Ursache von der Welt, mit seinen braven, unüberwindlichen Truppen zufrieden zu sein. — Wie im Inlande, so erwarben sich Friedrich und das preußische Heer durch diesen Sieg auch im Auslande einen rühmlichen Namen.

Die Preußen hatten zwar, wie oben gesagt wurde, den errungenen Sieg nicht vollkommen ausgenutzt, aber gleichwol durfte man hoffen, die neue Niederlage des österreichischen Heeres werde nun die Königin Maria Theresia geneigter machen, auf Friedrich's Forderungen einzugehen. Der König hatte nun in Betracht zu ziehen, ob es, falls sich diese Hoffnung erfülle, recht und wohlgethan sei, sich von den bisherigen Verbündeten loszusagen und einen Sonderfrieden mit Oesterreich zu schließen. Alles sprach dafür.

Friede zu Breslau. Frankreich war schon seit längerer Zeit lässig geworden in der Kriegführung, Sachsen that gar nichts; Friedrich allein hatte man die Gefahr des Kampfes überlassen. Das preußische Heer stand seit achtzehn Monaten im Felde, in der ganzen Zeit war ihm nur eine Rast von sechs Wochen vergönnt gewesen. Dazu kam, daß Versuche gemacht wurden, zwischen Oesterreich und Frankreich einen Frieden zu vermitteln. Auf wen, wenn nun der Friede zwischen diesen beiden Staaten zu Stande kam, durfte dann Friedrich noch rechnen? Etwa auf Karl von Bayern? Dieser trug zwar die Kaiserkrone, er war aber gänzlich machtlos. — Oder auf den ohnmächtigen August III. von Sachsen? Dies erwägend, erklärte sich Friedrich bereit, mit Maria Theresia Frieden zu schließen, falls sie seine Forderungen annähme. Sich zu Letzterem zu verstehen, ward der Kaiserin von dem Könige Georg II. von England dringend gerathen, und so kam denn bald darauf der Friede auch wirklich zu Stande (11. Juni 1742).

Maria Theresia erklärte, sie träte für sich und ihre Nachfolger, mit voller Souveränetät und Unabhängigkeit von der böhmischen Krone, Nieder- und Oberschlesien, mit Ausnahme von Teschen, Troppau, des Landes jenseit der Oppa und des hohen Gebirges, dagegen noch die Grafschaft Glatz an den König von Preußen ab, der seinerseits auf alle seine Ansprüche an sie, welcher Art sie auch immer sein möchten, Verzicht leistete. Von Schlesien blieben 78 Geviertmeilen österreichisch, während etwa 680 Geviertmeilen preußisch wurden. Die Zahl der Einwohner betrug auf dem preußischen Theil etwa anderthalb Millionen.

Wie ein Blitzstrahl traf die Kunde von dem erfolgten Friedensschluß den Versailler Hof. An den König Friedrich erging nun von dort aus die Bitte, für Frankreich den Frieden mit Oesterreich vermitteln zu wollen. „Eure Majestät“ — so schrieb der Kardinal Fleury an Friedrich — „werden der Schiedsrichter von Europa.“ — Friedrich's Bemühungen, jenem Wunsche nachzukommen, scheiterten an den übertriebenen Forderungen Maria Theresia's, die, nachdem sie die Preußen nicht mehr zu fürchten, dagegen die Ungarn ganz für sich gewonnen hatte, sich bereits wieder vollkommen sicher fühlte. Nicht nur forderte sie, daß das in Oesterreich stehende französische Heer die Waffen strecke, sie begehrte auch ganz Bayern für Oesterreich einzuziehen, wogegen Karl VII. nach Niederlegung der Kaiserwürde durch Elsaß und Lothringen entschädigt werden sollte.

Man sieht, an Kühnheit fehlte es der Königin um diese Zeit nicht. „Wol hatte der auf Rückforderung des Elsaß und Lothringens von Frankreich bezügliche Plan“, sagt Max Jähns, „ein bestechendes Ansehen, aber nur von fern; denn einerseits entsprach er weder der wirklichen Machtstellung der habsburgischen Königin, noch war es möglich, daß die verlorenen deutschen Westmarken heimgebracht werden konnten durch jene krämerische Tauschpolitik, welche von jeher österreichische Tradition gewesen. Das stand nicht in den Sternen geschrieben, daß eine habgierige Hauspolitik die größte Aufgabe des deutschen Volkes lösen sollte. Das konnte nur der ganzen deutschen Nation gelingen, die sich vereint unter dem Banner einer uneigennützigen und wirklich deutschen Macht zusammenscharte.“

Es kam also für jetzt nicht zum Frieden zwischen Frankreich und Oesterreich.

Friedrich, erfreut und mit Recht stolz auf die Erfolge des kühn unternommenen und glorreich zu Ende geführten Krieges, durch welchen der Preußische Staat um eine blühende Provinz reicher geworden war, traf kraftvolle Anordnungen, die Festungen des Landes in kürzester Frist zu verstärken und im Lande eine gute Verwaltung einzuführen. Zugleich vermehrte er sein Heer um 18,000 Mann und meinte nun in der Lage zu sein, dem weiteren Verlaufe des österreichischen Erbfolgekrieges mit Ruhe entgegen sehen zu dürfen.

Sechzehn Habsburger hatten die Kaiserkrone getragen, dreizehn in ununterbrochener Reihenfolge. Oesterreich, seit Jahrhunderten daran gewöhnt, daß in Wien der deutsche Kaiser throne, daß dem Herrscher seines Hauses zugleich die höchste fürstliche Ehre der deutschen Nation zutheil werde, hatte nach dem Tode Karl's VI. die Zuversicht gehegt, es werde der Großherzog von Toscana, der Gemahl Maria Theresia's, zum Kaiser erwählt werden. Als dies nun nicht geschehen, sondern Karl Albrecht von Bayern zum Kaiser erwählt worden war, hatte Maria Theresia die Giltigkeit dieser Wahl angefochten, unter dem Vorwande, daß die Kurstimme von Böhmen, das zur Zeit der männlichen Vertretung ermangele, von der Wahl ausgeschlossen worden sei.

Die Lage Kaiser Karl's VII. gestaltete sich indeß immer mißlicher, und in dem Grade, als dies geschah, in demselben Grade mußte Friedrich darauf gefaßt sein, daß man von Wien aus auf Mittel sinnen werde, Schlesien zurück zu gewinnen. Maria Theresia konnte immer noch nicht den Verlust Schlesiens verschmerzen. Der englische Gesandte schrieb in solchem Sinne an seinen Hof: „Alle Uebel scheinen ihr gering gegen die Abtretung Schlesiens. Sie vergißt die Königin und bricht wie ein Weib in Thränen aus, sobald sie einen Schlesier erblickt.“ — Maria Theresia betrachtete es in der That, wie man allerorten wußte, als eine Demüthigung der schwersten Art, daß ein nach ihrer Meinung tief unter ihr stehender Fürst sie zu einer so bedeutenden Gebietsabtretung gezwungen habe, zumal auch sie, gemäß den Ueberlieferungen ihres Hauses, jeglichen Zuwachs der preußischen Macht mit mißgünstigen Blicken betrachtete.

So standen, da Oesterreich auf anderer Seite nach und nach mehrfache Vortheile sich zu erringen wußte, schon für die nächste Zukunft neue Verwicklungen in Aussicht. Es gelang Oesterreich, im September 1742 Sardinien und bald darauf Sachsen auf seine Seite zu ziehen. Beide Staaten gewährleisteten die pragmatische Sanktion, also das Recht der Erbfolge Maria Theresia's, und es wurde, was deutlich genug auf wenig friedliche Absichten gegen Friedrich schließen ließ, in den betreffenden Urkunden Maria Theresia als rechtliche Erbin der Länder Karl's VI. bezeichnet, ohne daß der Abtretung Schlesiens mit einem Worte gedacht worden wäre. Bald vernahm man auch, daß an den der Königin befreundeten Höfen ohne Hehl gesagt wurde, es sei Pflicht, Maria Theresia wieder in den Besitz Dessen setzen zu helfen, was sie verloren habe.

Während Friedrich den Gang der Ereignisse mit der größten Aufmerksamkeit verfolgte, verbesserte er sein Heerwesen mit jedem Tage.

England war inzwischen thätiger in seiner Unterstützung Maria Theresia's gewesen, und die gemeinsamen Anstrengungen hatten dahingeführt, daß nicht nur Böhmen von den

Franzosen gesäubert und Bayern von einem Heere der Königin in Besitz genommen, sondern auch das geschwächte französische Hülfsheer aus Bayern hinausgeworfen worden war.

Um diese Zeit fiel in die Hände Friedrich's ein von dem Könige Georg an Maria Theresia gerichteter Brief, in dem es bedeutungsvoll hieß: „Was gut zu nehmen ist, ist auch gut wieder zu geben!“ — Friedrich wußte, wohin er dies zu deuten habe. In der That schloß Maria Theresia alsbald mit England, Holland und Sardinien ein Schutz- und Trutzbündniß zur Behauptung aller ihrer Staaten, „sowie derer, welche sie besitzen sollte.“ Es war klar: das letzte Ziel Maria Theresia's und der mit ihr in ein Bündniß getretenen Mächte war ein kriegerisches Vorgehen gegen Preußen!

Sollte Friedrich seine erbitterte Gegnerin ungestört erstarken lassen, um dann erst der Wucht der von ihr gesammelten und von ihren Verbündeten vermehrten Kriegsmacht zu begegnen, oder sollte er den unvermeidlichen Kampf jetzt gleich beginnen, zu einer Zeit, da sich ihm Frankreich noch als Bundesgenossen gegen Oesterreich darbot? Er entschied sich für das Letztere.

Es war aber mit jener Frage zugleich die zweite verknüpft: Sollte Friedrich es ruhig mit ansehen, daß Oesterreich Bayern für sich einzog, Deutschland demnach aufhörte, über sich selbst zu bestimmen? Der König war sich der Bedeutung Preußens innerhalb Deutschlands ganz und voll bewußt. Daß dem so war, hat er nachmals deutlicher noch gezeigt, als es galt, Bayerns Selbständigkeit Joseph II. gegenüber zu schützen, und als er zur Gründung des Fürstenbundes schritt. Wir werden beides späterhin in näheren Betracht ziehen.

Der zweite Schlesische Krieg.

Nach dem Angeführten blieb dem Könige auch diesmal keine Wahl: er mußte sich noch einmal an Frankreich anschließen. So kam am 5. Juni 1744 ein Offensivbündniß zwischen ihm und Ludwig XV. zu Stande. — Das Uebereinkommen beider Fürsten ging dahin, in Gemeinschaft mit Hessen-Kassel und der Pfalz den erwählten Kaiser Karl VII. in seinem Rechte und seinen Würden zu vertheidigen und ihm sein verlorenes Land wieder zu gewinnen. „Er habe es vorgezogen“, sagte Friedrich, „die Sache noch schlimmer zu machen, als sich von den Feinden unterdrücken zu lassen; er habe den Krieg gewählt auf die Gefahr, darin unterzugehen, aber mit Ehren.“

Die Größe des Unternehmens in seinem ganzen Umfange erkennend, versäumte der König nichts, was den Erfolg desselben zu sichern schien. Er forderte Ludwig auf, die französischen Truppen nach Bayern vorgehen zu lassen und zugleich durch eine besondere Heeresabtheilung England in seinem hannöverschen Besitz zu bedrohen. „Nur wenn bei dem Unternehmen“, sagte er, „Alles Nerv sei, sei ein günstiger Erfolg zu erwarten.“

Im August 1744 ließ Friedrich dem Wiener Hofe erklären, daß er es in seiner Würde als Kurfürst des Reiches nicht mit ansehen könne, wie von Oesterreich der erwählte Kaiser mißachtet werde, daher er ihm eine Anzahl Truppen überlasse. Gleichzeitig brach er mit einem Heere von 80,000 Mann auf, drang in Böhmen ein und erreichte bereits am 1. September Prag. Er fand die Stadt besser befestigt, als er vermuthet hatte. Von den Wällen drohten anderthalbhundert Feuerschlünde, die Besatzung war zahlreich und zuverlässig, der Kommandant zu ernstlichem Widerstande entschlossen. Am 10. September wurden die Laufgräben nach den Anordnungen des Königs eröffnet, der sich überall selbst zugegen und in der heitersten Stimmung befand Mehrere Tage schon hatte man von den Wällen namentlich nach der Gegend hin gefeuert, wo das Zelt Friedrich's stand. Da kam eines Morgens ein Trompeter aus der Stadt und fragte nach dem Zelte des Königs. Der Kommandant, fügte er hinzu, wünsche die Lage desselben zu wissen, um den Befehl ertheilen zu können, daß die Kanonen nicht auf dieses Zelt gerichtet würden. Friedrich ließ ihm sagen, sein Quartier sei im ganzen Lager — allenthalben.

Am 12. September begab sich der König, begleitet von seinen Brüdern, mehreren anderen Prinzen und einigen hohen Offizieren, nach einer Batterie. Indem Friedrich sein Fernrohr ansetzte, riß eine Kanonenkugel seinem dicht neben ihm stehenden Bruder Friedrich Wilhelm den Kopf ab und tödtete einen der ihn begleitenden Pagen.

An demselben Tage ward der stark befestigte Ziskaberg von den Preußen erobert. Die Beschießung der Stadt erfolgte nun mit solchem Nachdruck, daß der Kommandant schon nach vier Tagen die Uebergabe derselben anbot. -- Dem Anscheine nach mußte der Einmarsch der Preußen in Böhmen und die Einnahme Prags einen niederschlagenden Eindruck in Wien hervorbringen. Es war dies aber keineswegs der Fall, im Gegentheil war man mit dem Allen dort wohl zufrieden.

Der Grund lag in Folgendem: Das von dem Prinzen Karl von Lothringen geführte österreichische Hauptheer hatte, wie erwähnt, die Franzosen über den Rhein gejagt und selbst den Rhein überschritten. Nach einer so glänzenden Bewährung seiner Tüchtigkeit hegte man von ihm die Hoffnung, daß es sich fähig erweisen werde, jeden Feind niederzuwerfen. Dies Heer wurde nun zurückgerufen. Freilich mußte man sich in den Gedanken finden, daß der Rückmarsch mehrere Wochen hinnehmen und Friedrich so lange Zeit in Böhmen frei schalten werde; aber man tröstete sich darüber im Hinblick auf die großen Vortheile, die, wie zuversichtlich gehofft wurde, nicht ausbleiben könnten. Die Hoffnungen knüpften sich noch an Anderes, als an das Heer. Die klugen Herren in der Hofburg rechneten auf die feindselige Stimmung der Böhmen gegen die Preußen und — man wollte die sichersten Vorzeichen dafür haben — auf die Erhebung Schlesiens im Rücken des feindlichen Heeres.

Weiterhin kam noch der Umstand hinzu, daß es gelungen war, den Kurfürsten von Sachsen und König von Polen vollständig auf die Seite Oesterreichs zu ziehen, und nun rechneten die Herren einander mit der zuversichtlichsten Miene vor, wie über alle Maßen trefflich ihre Partie gegen die ihres Gegners stehe. Im Süden das österreichische Heer gegen Friedrich, links die Sachsen, rechts die Polen — dabei eine aufstandbereite Bevölkerung: — man muß gestehen, die Wiener Politiker hatten für ihre Hoffnungen, wie es schien, festen Boden unter den Füßen. Als letzter Zielpunkt ihrer Absicht trat nun natürlich die Wiedereroberung Schlesiens auf, und man war in hohem Grade erfreut darüber, daß Friedrich selbst es sei, der die Eroberung einleite, indem ja er den Breslauer Frieden gebrochen, demnach Oesterreich in Bezug auf Schlesien freie Hand geschaffen habe!

Und doch lag dem Unternehmen Friedrich's die klarste Berechnung zu Grunde. Zweierlei hatte er freilich nicht wissen können; erstens, daß die Franzosen den Prinzen Karl mit seinem Heere so ungefährdet würden ziehen lassen; er hatte im Gegentheil gemeint, die Oesterreicher würden am Rhein von den Franzosen, wenn nicht besiegt, so doch festgehalten werden; — zweitens, daß Sachsen den Oesterreichern ein Hülfsheer senden würde.

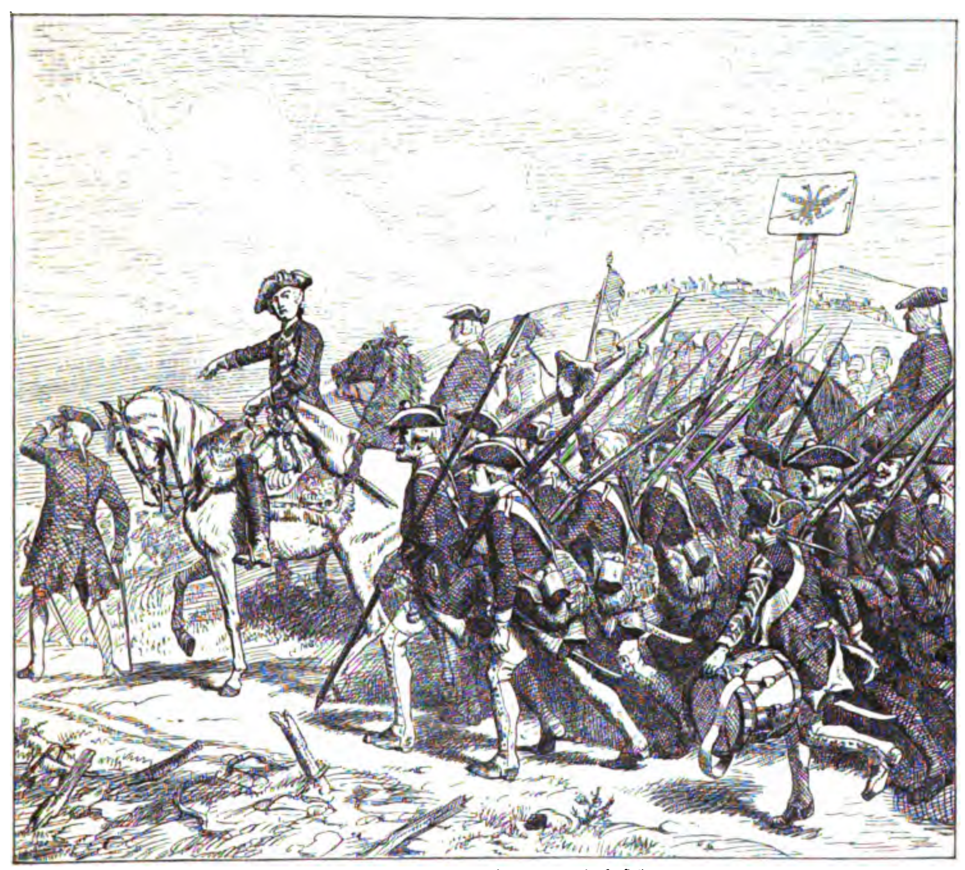
So fügte sich denn Alles für Oesterreich eben so günstig wie für Friedrich nachtheilig. Letzterer sah sich plötzlich der vereinten feindlichen Macht allein gegenüber und — was das Schlimmste war — ihm begann es gerade jetzt an Geldmitteln zur Fortführung des Krieges zu fehlen.

Das österreichische Heer war unterdessen in Böhmen angekommen, wo 20,000 Sachsen zu ihm stießen, und nun gelang es den Oesterreichern, durch geschickte Märsche das preußische Heer aus Böhmen hinauszudrängen. — So endete der Feldzug des Jahres 1744 in einer Weise, die Oesterreich zu den kühnsten Erwartungen berechtigte. Die Truppen der beiden Heere bezogen Winterquartiere, Friedrich ging nach Berlin. Auf beiden Seiten hoffte man, im kommenden Frühjahr den Krieg mit Erfolg weiter zu führen.

Für Friedrich umwölkte sich mittlerweile der Himmel mehr noch. Zu Anfang des Jahres 1745 schlossen Oesterreich, England, Holland und Sachsen ein neues Bündniß zu gegenseitiger Vertheidigung.

Der Feldzug von 1745. Am 20. Januar starb Kaiser Karl VII., der an der Krone schwer zu tragen gehabt hatte. Zwischen seinem Sohn und Maria Theresia kam ein Vergleich zu Stande, demzufolge Ersterer Bayern zurückerhielt, dagegen den Erbansprüchen auf Oesterreich entsagte und die Wahl des Gemahls der Königin zum Kaiser zu unterstützen versprach. — Darin lag wieder ein großer Nachtheil für Friedrich, der den Krieg im Namen des Kaisers begonnen und auf einige Hülfe der bayerischen Truppen hatte rechnen dürfen. Endlich kam noch hinzu, daß sich der König von Frankreich aus dieser ihm unbequem werdenden Betheiligung an dem Kriege je eher, je lieber zurückzuziehen wünschte.

Demnach galt es für Friedrich, alle seine Kräfte anzuspannen.



Einmarsch Friedrich's in Böhmen. Nach Hünten.

Das erste und dringendste Erforderniß war die Beschaffung der zum Kriege nöthigen Geldmittel. Der von seinem Vorgänger in baarem Gelde hinterlassene Staatsschatz war erschöpft; aber Friedrich Wilhelm I. hatte einen Theil seiner Schätze in Silbergeräthen z. B. Kronleuchter, Tischplatten u. s. w., angelegt. Diese Geräthe ließ Friedrich — um das Volk nicht muthlos und die Feinde nicht triumphiren zu machen, zur Nachtzeit — aus dem Schlosse wegführen. Sie wurden nach der Münze gebracht und dort in Geld umgeprägt.

Am 15. März 1745 begab sich der König wieder zur Armee.

Ueber die Stimmung und die Sinnesweise Friedrich's um jene Zeit geben uns einige Stellen aus Briefen, die er nach Berlin schrieb, Aufschluß: „Ich arbeite Tag und Nacht“, schreibt er am 17. April, „um unsere Lage zu verbessern. Die Soldaten werden ihre Pflicht thun, und es ist keiner unter uns, der sich nicht lieber das Rückgrat brechen ließe, als einen Fuß breit Erde aufzugeben. Man muß uns einen guten Frieden gewähren,

oder wir werden uns durch Wunder der Kühnheit übertreffen, und die Feinde durch Ueberlegenheit zwingen, daß sie unsere Freundschaft suchen." In anderen Schreiben heißt es: „Ich habe keine Wahl mehr, ich will meine Macht behaupten, oder sie mag zu Grunde gehen, und der preußische Name mit mir begraben werden. Unternimmt der Feind etwas gegen uns, so werden wir ihn besiegen, oder wir werden uns Alle niedermetzeln lassen zum Heile des Vaterlandes und zum Ruhme von Brandenburg. Es würde vergeblich sein, mir einen andern Rath geben zu wollen." — „Noch haben wir keine Schlacht verloren, noch kann ein glücklicher Erfolg uns höher heben, als wir je gestanden." — „Man muß dem Unglücke, das da kommt, eine Stirn von Erz entgegensetzen und schon während des Lebens auf alles Glück, alle Güter, alle Täuschungen Verzicht leisten, die uns nicht über das Grab hinaus folgen werden."

Friedrich beschloß, diesmal nicht in Böhmen einzudringen, sondern den Feind in Schlesien zu erwarten. Bald schwärmten ungarische Reiterabtheilungen über die Grenze, und es begann der kleine Krieg, der eine vortreffliche Schule für die junge preußische Reiterei war. Gewandtheit, persönlicher Muth trat auf beiden Seiten vielfach zu Tage, und selbst weniger hervortretende Heldenthaten, im Lager erzählt, schürten den Muth.

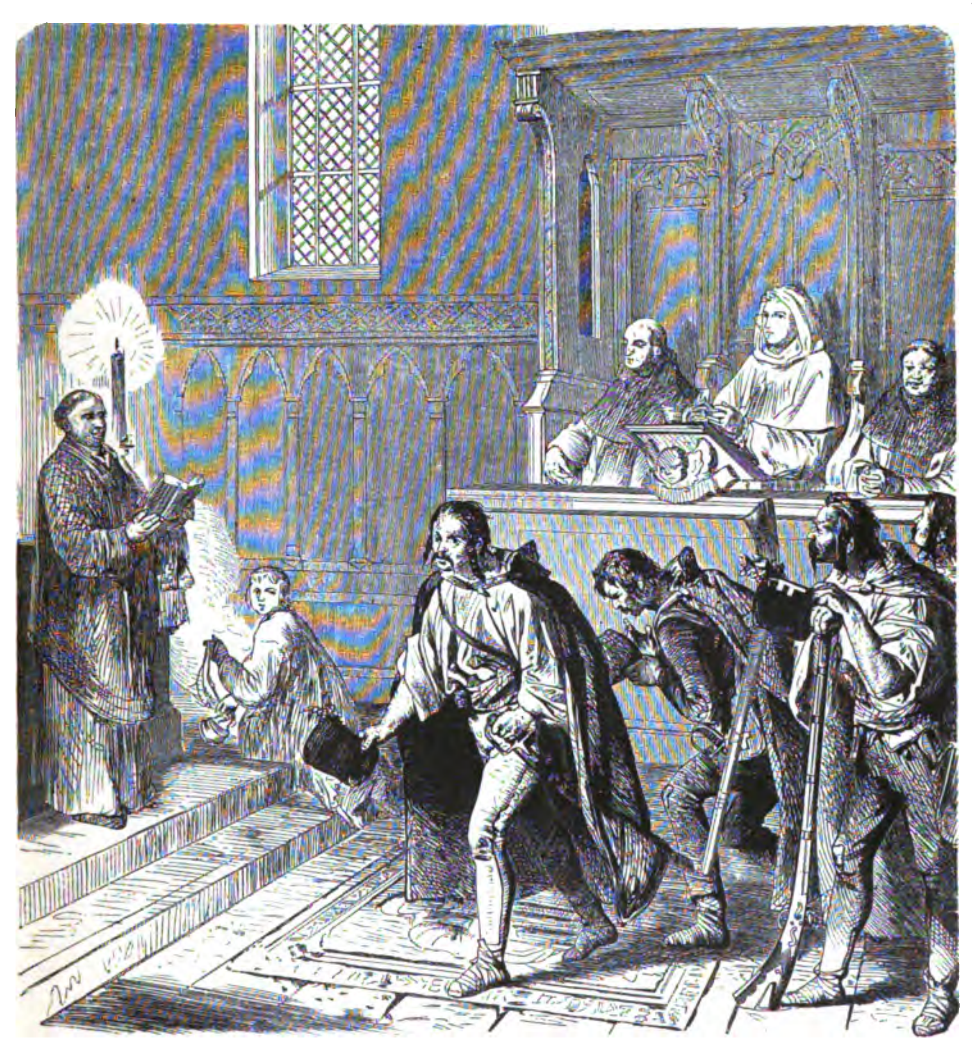
Friedrich in Camenz. Der König zog sein Heer von den Gebirgen, welche die Grafschaft Glatz von Schlesien trennen, zusammen und beschloß, sein Hauptquartier in dem nahen Cisterzienserkloster Camenz zu nehmen. Kaum war er in Begleitung einer kleinen Zahl von Leuten in dem Kloster angekommen, so erhob sich Lärm vor den Thoren. Eine Abtheilung umherstreifender Kroaten hatte von der Absicht des Königs gehört und hoffte, ihn aufheben zu können. Plötzlich erschallt — zu ungewöhnlicher Stunde — die Meßglocke des Klosters. Die Mönche, gehorsam dem Rufe, begeben sich in das Chor. An der Seite des Abtes erscheint — der Kleidung nach — ein fremder Würdenträger der Kirche und nimmt in einem Chorstuhle Platz. (vergl. S. 217). Es ist der König. Die Kroaten, die bereits das ganze Kloster durchsucht und nur einen preußischen Offizier gefunden haben, dringen jetzt in die Kirche ein. Jedoch wagen sie es nicht, den Gottesdienst zu stören, sondern ziehen sich nach kurzer Zeit wieder zurück und verlassen das Kloster. Der König ist gerettet.

Wer den Rettungsplan ersann, ob der König, ob der Abt, ist nicht festzustellen. Jedenfalls aber hatte es der Abt in der Hand, den König den Feinden zu überliefern, selbst ohne den Schein des Verrathes auf sich zu laden. Friedrich war ihm im höchsten Grade dankbar und machte ihm noch später zu wiederholten Malen kostbare Geschenke.

Von diesem Kloster aus traf der König weitere Anordnungen für die Entscheidung; er schrieb von dort: „Ich habe unendlich gelitten, manchen Sieg über mich gewinnen müssen, aber ich vermag es jetzt, mit kaltem Blute an den zutreffenden Anordnungen zu arbeiten."

Da der Feind an Zahl stärker war als die Preußen, so beschloß Friedrich, die unter dem Markgrafen Karl in Oberschlesien stehende Heeresabtheilung an sich zu ziehen. Die Ausführung dieses Planes schien aber fast unmöglich zu sein, da die Gegend zwischen dem Hauptheere und jener Abtheilung von ungarischen Scharen überschwemmt, jegliche Verbindung demnach abgeschnitten war. Ein Versuch mußte jedoch gemacht werden, und so erhielt Zieten den Befehl, sich mit seinem Regiment zur Heeresabtheilung des Markgrafen durchzuschlagen, um vereint mit derselben zum Hauptheere zurückzukehren. Der Auftrag erschien so schwierig, daß jeder einzelne Soldat von dem Zweck der Sendung in Kenntniß gesetzt wurde, damit, falls auch nur einige Wenige sich durchzuschlagen vermöchten, der Markgraf Karl doch wenigstens den Willen des Königs erfahre und dem entsprechend seine Maßregeln treffen könnte. — Frischer, fröhlicher Heldenmuth verschmäht auch die List nicht, wo sich Gelegenheit bietet. Für das Husarenregiment waren gerade neue Pelze angekommen, die denen eines der österreichischen Regimenter glichen. Diesen Umstand machte sich Zieten, der Husarenführer, zu Nutze. Als er mit seinem Regimente ein Stück Weges zurückgelegt hatte, holte er einen Trupp österreichischer Reiter ein. Man warf spähende Blicke zurück.

Da aber von preußischer Seite nicht das Geringste geschah, was einer feindlichen Bewegung glich, so ließen die Oesterreicher sich durch die Kleidung täuschen, setzten ihren Weg fort, und die Preußen schlossen sich ihnen an. So ritten die Zieten'schen Husaren mitten durch die Heerhaufen der Feinde. Nahe am Ziel erst wurden sie erkannt. Sie schlugen sich durch und machten sogar noch einige österreichische Offiziere zu Gefangenen.



Friedrich in der Kirche zu Camenz. Zeichnung von Ludwig Burger.

Dem ihm ertheilten Befehle gemäß brach nun Markgraf Karl, verstärkt durch das Zieten'sche Husarenregiment, sofort auf. Der Feind, über den Zweck der ganzen Bewegung jetzt klar geworden, hatte nichts Geringeres im Sinne, als die ganze Heeresabtheilung gefangen zu nehmen oder zu vernichten. In einer für den Angriff günstigen Gegend wurden die waldbedeckten Höhen, zwischen denen hindurch die Preußen ihren Weg nehmen mußten, mit Mannschaften und Geschütz besetzt. Plötzlich donnern die Kanonen auf die Dahinziehenden, und gleichzeitig erfolgt auf die Nachhut ein heftiger Angriff mit blanker Waffe. Die Preußen machen Halt, wenden sich, werfen, trotz des Feuerns der Geschütze, Fußvolk und Reiterei des Feindes, nehmen ihm einige Kanonen und ziehen dann stolz ihres Weges, ohne daß ein neuer Angriff auf sie gewagt wird. So erreichte Karl das

Hauptheer, wo ihm und seinen Truppen das höchste Lob des Königs zutheil ward. Dieser verwegene Zug Zieten's, der die preußischen Husaren und vor Allem das Regiment der Zieten-Husaren in den Ruf brachte, daß ihrer Kühnheit und Verschlagenheit selbst das unmöglich Scheinende möglich sei, und der rühmliche Kampf des unter Karl's Befehlen stehenden Heeres brachten frischen Muth in die ihrer gefährlichen Lage sich wohl bewußte preußische Armee, und selbst die Gegner konnten derselben ihre Anerkennung nicht versagen. — Indeß wurde auch der Siegesmuth der Oesterreicher belebt. Sie hatten Kosel erobert und rechneten darauf, sich nach dem unvermeidlichen Schlage, den, wie sie hofften, die Preußen durch sie erleiden würden, in Breslau für alle Entbehrungen entschädigen zu können.

Schlacht von Striegau oder Hohenfriedberg. Friedrich nahm mit seiner Armee zwischen Schweidnitz und Striegau Stellung. Um den heranziehenden Feind sicherer zu machen, ließ er die Nachricht aussprengen, er ziehe sich nach Breslau zurück. Indem nun die Oesterreicher und Sachsen in die Ebene niederstiegen, traf Friedrich seine Veranstaltungen, am nächsten Morgen eine Schlacht zu liefern. In der Frühe des 4. Juli rückten die Preußen vor. Plötzlich wurden die Sachsen, die den feindlichen rechten Flügel bildeten, mit solchem Ungestüm angegriffen, daß sie in Verwirrung geriethen und zurückwichen. Bald entwickelte sich der Kampf auf der ganzen Linie. Der Widerstand war hartnäckig, der Angriff jedoch unwiderstehlich. Das Donnern der Geschütze, das Knattern des Kleingewehrfeuers machte die Berge erschüttern, in der stillen Luft legte sich der Pulverdampf wie eine dichte Wolke über das Schlachtfeld, das bald mit Todten und Verwundeten dicht besäet war. Nun nahm der Prinz Karl von Lothringen die Hauptmacht der Oesterreicher zusammen und führte sie gegen die linke Flanke der Preußen. Es erhob sich ein mörderischer Kampf.

Glänzenden Ruhm erwarb sich in demselben das Dragonerregiment „Bayreuth“ (jetzt Kürassierregiment „Königin“). Neunzehn feindliche Bataillone wurden von ihm in einem einzigen Ansturm geworfen und zusammengehauen, wobei es 2500 Gefangene machte und 67 Fahnen erbeutete. Auch die vom Regiment noch heute geführten zwei silbernen Kesselpauken wurden bei dieser Gelegenheit den Oesterreichern abgenommen. Der Feind begann auf der ganzen Linie zu weichen; der Sieg der Preußen war vollständig. Es hatten in dieser Schlacht, die von Hohenfriedberg oder Striegau genannt wird, 60,000 Preußen ein Heer von 76,000 Oesterreichern geschlagen.

Dem Dragonerregiment Bayreuth ertheilte der König einen auf Pergament geschriebenen Gnadenbrief und gewährte ihm besondere Auszeichnungen. Dieselben waren: 1) es erhielt, „um das Andenken dieser glorieusen Action noch ansehnlicher zu machen, die Befugniß, die eroberten Trophees an Fahnen und Kanons in ihrem Regiments-Siegel zu führen“; 2) es wurde ihm „vor allen anderen Dragoner-Regimentern der Armee jetzo und zu ewigen Zeiten der erhabene Unterschied, Vorzug und Ehrenzeichen, beigelegt, jederzeit im Zug und Marsch den Grenadier-Marsch, mit ihren Pauken aber den Marsch der Kürassier-Reiter zu schlagen.“ — „Das Regiment“, sagt Leo von Lützow (der Verfasser des vollständigsten Berichts über die Schlacht von Hohenfriedberg), „blies späterhin vorzugsweise und allein einen Marsch, von dem die Sage geht, daß er von Friedrich für dasselbe komponirt worden sei; er ist unter dem Namen des Hohenfriedberger Marsches bekannt.“ In seiner „Histoire de mon temps“ sagt Friedrich über dieses glänzende Gefecht: „Eine That so seltener und so ruhmwürdiger Art verdient mit goldenen Buchstaben in den Jahrbüchern der preußischen Geschichte verzeichnet zu werden.“ — Die Freude der Evangelischen in Schlesien über diesen Sieg war unbeschreiblich; viele evangelische Einwohner in den dem Schlachtfelde nahe liegenden Dörfern hatten während des Donners der Kanonen auf ihren Knieen gelegen und Gott angerufen, die Waffen des heldenmüthigen Glaubensschützers Friedrich zu segnen. An Minister Podewils schrieb der König: „Unsere Kavallerie hat Wunder gethan; alle Corps haben vortrefflich geschlagen; auch meine Brüder haben wie Löwen für das Vaterland gefochten; wir haben Wort gehalten.“

Später äußerte er, die Welt ruhe nicht sicherer auf den Schultern des Atlas, als Preußen auf einem solchen Heere.

Schlacht bei Soor. Karl von Lothringen zog sich nach Böhmen zurück und sammelte neue Kräfte. Friedrich rückte ihm nach, ging jedoch, durch die Erfahrungen des vorjährigen Feldzuges belehrt, nicht tief in Böhmen hinein. Kosel ward zurückerobert und Oberschlesien von den Feinden gesäubert. Eine letzte Entscheidung blieb dem Glücke und Muthe vorbehalten.



Das Dragonerregiment Bayreuth bei Hohenfriedberg. Nach Camphausen.

Franz I., deutscher Kaiser. Indeß hatte sich in England die Stimmung entschieden zu Gunsten Friedrich's geändert. Der König erklärte seine Bereitwilligkeit, durch seinen Gesandten in Wien für das Recht Friedrich's thätig sein zu wollen. Von solcher Einmischung wollte indeß Maria Theresia nichts hören. In Wien hatte der alte kaiserliche Stolz dadurch neue Nahrung empfangen, daß es gelungen war, die Wahl des Gemahls der Königin, trotz des Widerspruchs Preußens und der Pfalz, als Franz I. zum deutschen Kaiser durchzusetzen. In den Augen der muthigen Fürstin war Friedrich ein rebellischer Unterthan, der mit dem Schwerte niedergeschlagen werden müsse, und sie that den Ausspruch, daß sie lieber das Hemd vom Leibe als Schlesien missen wolle. Ihre feste Haltung bewog den Kurfürsten von Sachsen und König von Polen, auf ihrer Seite zu bleiben. Wie sein Vater, strebte auch August III. die Krone Polens in seinem kurfürstlichen Hause erblich zu machen, und er lebte der Hoffnung, bei der, wie er glaubte, schließlich unausbleiblichen Besiegung Friedrich's den Theil des preußischen Gebietes zu erhalten, der zur Verbindung Sachsens mit Polen nöthig schien.

Mangel an Lebensmitteln zwang den König endlich, sich zurückzuziehen. Der Umstand, daß er zur Sicherung des Rückzuges eine Zahl von Plätzen stark besetzen mußte, bewirkte, daß er nur gegen 20,000 Mann bei sich hatte. Ihm folgte der um die Hälfte stärkere Feind. Als Friedrich sich eben gegen Trautenau wandte, wurde ihm von den Oesterreichern eine Schlacht angeboten. Unter dem tödlichen Hagel der feindlichen Granaten sah man den König einherreiten und festen Auges die Anordnungen zum Kampfe treffen. Seinem Pferde ward der Kopf durch eine Kugel zerschmettert, die ihn getroffen haben würde, wenn nicht gerade in dem verhängnißvollen Augenblicke das Pferd sich scheu aufgebäumt hätte.

Jetzt gab Friedrich das Zeichen zum Angriff. Einem brausenden Sturme gleich warf sich die preußische Reiterei auf den Feind und durchbrach dessen erstes Treffen, so daß zugleich das zweite und dritte Treffen in Verwirrung geriethen. Zwölf preußische Schwadronen hatten fünfzig österreichische überwältigt. Wegen der eigenthümlichen Bodenbeschaffenheit war es der feindlichen Reiterei unmöglich, sich wieder zu ordnen. In derselben Zeit war von dem rechten Flügel der Preußen jene Batterie gestürmt worden, deren Kugeln eine so mörderische Wirkung in den Reihen der Preußen hervorgebracht hatten. Ueberall wurden, trotz der heldenmüthigsten Gegenwehr, die Feinde zurückgeworfen. Dem Prinzen Ferdinand von Braunschweig, der hier zum ersten Male Proben seines Muthes ablegte, gelang es, an der Spitze der Garde eine im Mittelpunkte des Treffens liegende, von den Feinden besetzte und mit der größten Hartnäckigkeit vertheidigte Anhöhe zu nehmen. Damit war der letzte Widerstand überwunden. Das aufgelöste österreichische Heer suchte sich durch die Flucht in die nahen Waldungen zu retten. — Die Preußen setzten die Verfolgung bis nach dem Dorfe Soor fort, nach welchem die Schlacht benannt ward (30. September 1745).

Empfindlich für die Preußen war der Verlust eines großen Theils des Feldgepäckes, das einer feindlichen Heeresabtheilung in die Hände gefallen war. Es fehlte an Nahrung. Am Abend war für den König kein Brot vorhanden. Ein ausgesandter Offizier trifft einen Soldaten, der sich im Besitze eines Brotes befindet. Vergebens bietet ihm der Offizier für dasselbe einen Dukaten, auch noch mehr. Als der Soldat jedoch vernimmt, daß es dem Könige an Nahrung mangle, theilt er das Brot und giebt dem Offizier die Hälfte. Doch folgt er dem Offizier von fern, um sich davon zu überzeugen, ob derselbe die Gabe auch in des Königs Zelt trägt.

Mit Bleistift, da ihm das Feldgeräth fehlte, schrieb Friedrich an den Minister Podewils: „Wir haben den Prinzen Karl völlig geschlagen; die Schlacht war fürchterlich, aber sehr glorreich. Ich war nahe daran, überfallen zu werden, aber, Gott sei gedankt, es steht Alles gut. Viele Gefangene, mit einem Worte eine große Schlacht: Ich habe nicht Zeit, Euch mehr zu sagen. Alle meine Bagage hat der Teufel geholt. Eichel (der erste und einflußreichste Kabinetssekretär Friedrich's des Großen) ist gefangen."

Mit der Bagage hatte der König auch seine Bücher und eines seiner Windspiele, das den Namen „Biche" führte, verloren. Die Feinde mochten erfahren haben, daß das anmuthige Thier dem Könige besonders lieb sei, denn sie sandten es nach einigen Tagen zurück. Der König saß an seinem Schreibtische, als die Diener den Hund heimlich zu ihm hineinließen. Unvermerkt nähert sich das Windspiel dem Könige, springt dann mit einem leichten Satz auf den Tisch und legt, unter den lebhaftesten Aeußerungen der Freude, seine Vorderbeine um den Hals des Königs. Diesem traten die Thränen in die Augen. Die verlorenen Bücher kamen nicht zurück. Doch hatte Friedrich dafür gesorgt, daß ihm andere aus Berlin nachgesandt wurden, um auch weiterhin der Wissenschaft und der Kunst leben zu können.

Trotz des zweifachen Mißerfolges war der kühne Muth der Kaiserin noch nicht gebeugt; im Gegentheil wurden von ihrer Seite neue Verhandlungen mit dem Kurfürsten von Sachsen eingeleitet, die zu dem Ergebniß führten, daß man beschloß, den König im Herzen seines Landes, in Brandenburg, anzugreifen. Die Vereinigung der österreichischen und sächsischen Truppen sollte in Sachsen stattfinden.

Schlacht bei Kesselsdorf.

Friedrich war nach Berlin zurückgekehrt, um sich von den großartigen Anstrengungen des Feldzuges zu erholen, als ihm durch einen schwedischen Staatsmann von den gefahrvollen Plänen seiner Feinde Kenntniß gegeben ward. Sogleich begab er sich wieder nach Schlesien zu seinem Heere. Der Prinz Karl von Lothringen war bereits im Anmarsch, um sich mit einem andern österreichischen Heere unter Grünne in der Lausitz zu vereinigen. Eine solche Vereinigung beabsichtigte nun Friedrich so schnell als nur möglich zu verhindern. Selten ist wol ein Feind in so kurzer Zeit aus einem Lande verjagt worden, wie die Oesterreicher unter dem Prinzen Karl.



Kaum hatte dieser am Abend irgendwo sein Lager aufgeschlagen, so vernahm er das Anrücken der Preußen und sah sich genöthigt, seinen Rückzug fortzusetzen. Und so ging es ohne Unterbrechung fort bis zur böhmischen Grenze, wo die Preußen den ersten Rasttag hielten. „Ich hoffe", schrieb der König, „ihr werdet mit mir zufrieden sein; ich habe mein Vaterland vor dem entsetzlichen Unglück, von dem es bedroht war, sicher gestellt, und diese ganze Unternehmung hat mir nicht mehr als 30 Todte und 60 Verwundete gekostet. Gott sei gelobt! Unsere Feinde sind geschlagen, ehe ich sie habe erreichen können; vor Gott und meinem Lande habe ich mir keinen Vorwurf zu machen."

Friedrich bot nun dem Kurfürsten von Sachsen den Frieden an, obgleich dieser an den, Preußen feindlichen Plänen sich betheiligt hatte. Der schwache, von seinem Minister Grafen Brühl vollkommen beherrschte König August stellte indeß unannehmbare Bedingungen. — So blieb denn dem Könige nichts übrig, als den Krieg in Sachsen hineinzutragen. Während Friedrich seinen Marsch über Görlitz nach Bautzen fortsetzte, rückte Fürst Leopold von Dessau auf dem anderen Ufer der Elbe gegen Dresden vor.

Dort hatte die vereinte, 35,000 Mann starke sächsisch-österreichische Armee eine feste Stellung bei Kesselsdorf genommen. — Leopold's Anmarsch war dem Könige zu langsam vorwärts gegangen, und er hatte dem ergrauten Feldherrn, da derselbe, trotz mehrfacher Mahnungen, seinen Marsch nicht beschleunigte, zuletzt harte Vorwürfe gemacht, worauf das alte Heldenfeuer in demselben in hellen Flammen aufloderte.

Beide preußische Heere befanden sich bereits dem zum Schlachtfelde erkorenen Orte nahe. Da empfing Friedrich die Nachricht, daß der Kurfürst sowol wie Maria Theresia jetzt geneigt seien, Frieden zu schließen. Kaum aber hatte er den Brief gelesen, so vernahm er aus der Ferne dumpfen Kanonendonner, und weithin röthete ein Feuerschein den Himmel. Der Dessauer hatte das sächsisch-österreichische Heer bei Kesselsdorf angegriffen.

Es war am 15. Dezember, Nachmittags, als der Fürst Leopold des Feindes in den Verschanzungen bei Kesselsdorf ansichtig wurde. Sogleich beschloß er, dem Gegner auf den Leib zu rücken. Er hatte mit seinem Leben, wenn es Preußens Ruhme galt, nie gegeizt. Nun waren ihm jüngst wegen seines Zauderns von seinem Könige Vorwürfe gemacht worden. So wünschte er denn nichts mehr, als daß der heutige Tag seine fünfzigjährige Kriegerlaufbahn mit einem rühmlichen Erfolge krönen, oder daß ihn der Tod ereilen möge. Er traf die Anordnungen zur Schlacht, ritt dann vor die Front, erhob seine Hände und betete inbrünstig: „Lieber Gott, stehe mir heute gnädig bei, oder willst du mir diesmal nicht beistehen, so hilf wenigstens auch dem Schurken von Feind nicht, sondern bleibe neutral und sieh' zu, wie's kommt!" Hierauf gab er das Zeichen zum Beginn der Schlacht.

Die Grenadiere rückten mit geschultertem Gewehr, ohne einen Schuß zu thun, vor, jedoch von einem mörderischen Feuer empfangen, mußten sie nach rechts ausweichen. Nachdem sie sich wieder geordnet und verstärkt hatten, gingen sie dem Feinde aufs Neue entgegen; aber auch diesmal wurden sie geworfen. In dem befestigten Kesselsdorf standen allein neun Bataillone österreichischer und sächsischer Grenadiere. Da dieselben den Sieg schon in Händen zu haben wähnten, drangen sie vor, und es entstand ein furchtbares Handgemenge. Mitten in demselben sah man den alten Fürsten. Er bemerkte, wie die Ordnung der feindlichen Bataillone bei deren eifrigem Vordringen sich löste und befahl seinen Dragonern auf den Feind einzuhauen, der denn auch von denselben geworfen ward. Nun stürmte das Fußvolk nach und nahm das Dorf — den wichtigsten Punkt des Schlachtfeldes. Die Batterien, welche dasselbe vertheidigten, wurden erobert, das Dorf gerieth in Brand. Die sächsische Reiterei gerieth in Gefangenschaft der preußischen oder ward in die Flucht gesprengt.

An mehreren Orten ward aufs Tapferste gestritten. Moritz von Anhalt, Leopold's jüngster Sohn, dem Vater an Muth gleich, griff den Feind von einer Seite an, wo er sich durch natürliche Schutzwehr vollkommen sicher gewähnt hatte. Moritz war der Erste, der in das morastige Wasser des Tzschonengrundes sprang, das durchwatet werden mußte, um

an den Feind zu kommen. Doch nun galt es noch, eine durch Schnee und Eis schlüpfrig gewordene Anhöhe zu erklimmen. Das unmöglich Scheinende ward erreicht: die Sachsen sahen den Feind plötzlich auch von dieser Seite vordringen. Nun wurde der Versuch gemacht, die Preußen wieder den Berg hinabzuwerfen. Vergebens! Die Reiterei wie das Fußvolk ward aus einander gesprengt. Nach drei Stunden war der Sieg der Preußen entschieden.

Nur der für ihre Stellung vortheilhaften Bodenbeschaffenheit hatten die Sachsen es zu danken, daß ihr Heer nicht vollständig vernichtet wurde. Ueber 5000 Todte und Verwundete von beiden Seiten bedeckten das Schlachtfeld, 6000 Gefangene und 48 Kanonen fielen in die Hände der Preußen. — Zwei Tage darauf traf Friedrich auf dem Schlachtfelde ein. Von seinen Generälen umgeben, ritt er dem Sieger von Kesselsdorf entgegen, stieg vom Pferde und umarmte ihn entblößten Hauptes.

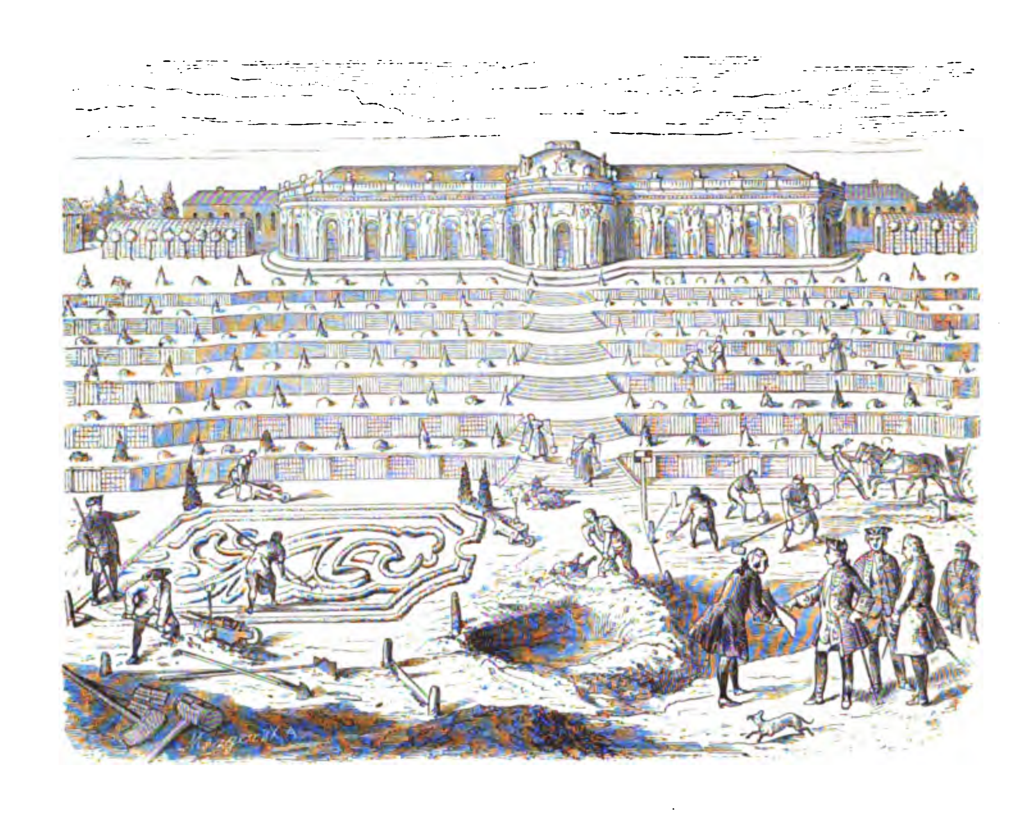
Am nächsten Tage schrieb der König aus Dresden, das er in Besitz genommen hatte: „Ich sitze oft und denke nach, ob es auch wirklich und wahrhaftig wahr ist, was wir erlebt haben! Heute in die Lausitz einmarschirt, denselben Tag noch die sächsischen Truppen geschlagen, morgen Görlitz besetzt, übermorgen die Oesterreicher hinter Zittau getrieben, den Tag darauf sie aus dem Lande gejagt, Bautzen genommen, wieder den andern Tag die sächsische Armee nach Dresden getrieben, endlich nicht allein diese Armee, sondern auch die Oesterreicher, die bei ihr waren, geschlagen, Dresden zur Kapitulation gezwungen, und das Alles zu einer Zeit, wo die hochmüthigen Feinde den König von Land und Leuten vertreiben, seine Armee aus einander jagen, Stadt und Land durch Feuer und Schwert verwüsten wollten! — Der Herr hat Großes an uns gethan, lasset uns dessen froh sein!"

Friede zu Dresden. Jetzt war der Widerstand, den Maria Theresia so lange den Ansprüchen des Königs entgegengesetzt hatte, besiegt. Es erschien ein österreichischer Gesandter in Dresden, und am 25. Dezember (1745) wurde auf Grund des Breslauer Friedens der Friede zu Dresden geschlossen. — Sachsen hatte seine Feindseligkeiten gegen Preußen mit Zahlung von einer Million Reichsthalern zu büßen.

Am 28. Dezember hielt Friedrich seinen Einzug in Berlin. Des Volkes Begeisterung war unbeschreiblich, man hörte zum ersten Male den Zuruf: „Es lebe Friedrich der Große!" Der König war tief bewegt. „Ich sehe", sagte er, „daß meine Bürger mich lieben; so haben sie bei meiner Thronbesteigung sich nicht gezeigt." Am Abend war die Stadt erleuchtet, das Volk durchzog jubelnd die Straßen. Der König hatte sich gleich bei seiner Ankunft nach allen Denen erkundigt, die seinem Herzen theuer waren, und sie auch zum Theil bereits gesehen. Ueber Duhan, seinen unvergeßlichen Jugendlehrer, war ihm gesagt worden, daß derselbe auf den Tod erkrankt sei. Wieder sah man den König durch die Straßen fahren. Er hielt vor einem Hause in der Mauerstraße, in dem ein alter Lehrer wohnte, stieg die dunklen Treppen hinauf und trat an das Bett des Schwerkranken. „Mein lieber Duhan", sagte er, „wie schmerzt es mich, Sie in diesem Zustande zu finden! Wollte Gott, ich könnte etwas zu Ihrer Wiederherstellung und zur Linderung Ihrer Leiden thun! Sie sollten sehen, welche Opfer Ihnen meine Dankbarkeit mit Freuden bringen würde." Verklärten Angesichts antwortete der Sterbende mit schwacher Stimme: „Ew. Majestät noch einmal gesehen zu haben, ist der süßeste Trost, der mir zutheil werden konnte. Nun wird mir das Sterben leichter werden!" Darauf wollte er die Hand des Königs an seine Lippen führen, doch dies ließ Friedrich nicht geschehen. — Am nächsten Morgen starb Duhan.

Während des zweiten Schlesischen Krieges fiel auch Ostfriesland dem Preußischen Staate nach mehr als fünfzigjähriger Anwartschaft zu.

Hier sei noch hingefügt, daß der Krieg zwischen Oesterreich und Frankreich erst zwei Jahre später mit dem Frieden zu Aachen endete, in welchem ebenfalls Friedrich's Recht auf Schlesien anerkannt ward.



Sechstes Buch.

Friedensjahre
bis zum Beginn des Siebenjährigen Krieges.

Wie machtvoll hatte der König in den ersten fünf Jahren seiner Regierung im Innern und nach außen zu wirken verstanden! Ein ehrenvoller Friede war errungen, für langjährigen Undank und so mancherlei Ränke Oesterreichs gegen den Preußischen Staat in glänzender Weise Sühne genommen worden. „Er sei von der Leidenschaft des Ehrgeizes geheilt“, sagte der König, „und gedenke die Tage, die ihm der Himmel noch schenken wolle, in Ruhe zu verleben und so viel Gutes zu thun, als in seinen Kräften stehe.“

Sanssouci. Das von Havelseen und von grünschimmernden Hügeln umgebene Potsdam, für das bereits mehrere seiner Ahnen eine so große Vorliebe gehegt hatten, fesselte auch ihn außerordentlich, und schon vor dem Beginn des zweiten Schlesischen Krieges hatte er daran gedacht, sich dort ein Lustschloß zu erbauen. Der erste auf den Beginn des Baues lautende Befehl ist von demselben Tage datirt, an dem zu Anfang des zweiten Schlesischen Krieges das Heer in Böhmen einrückte. Als Ort zu dem Bau wählte der König den Weinberg bei Potsdam, und bereits im Jahre 1747 prangte auf der Höhe desselben ein Gebäude, das Anfangs das Lustschloß im königlichen Weinberge genannt ward. Der von dem Könige entworfene Bauplan wird jetzt noch in Sanssouci aufbewahrt. Der Abhang des Berges wurde zu sechs Terrassen umgestaltet, auf deren Flächen der König kleine Treibhäuser bauen und zierliche Blumenbeete anlegen ließ. Hier wollte er seinem königlichen Berufe leben, hier einst nach vollbrachter Arbeit ruhen. Neben dem Schlosse

hatte er eine Gruft bauen lassen, deren Zweck Anfangs Niemand kannte. Den Platz, der eine so ernste Bestimmung hatte, deckte eine auf breitem marmornen Unterbau ruhende Bildsäule der Flora. Am Fenster seines Arbeitszimmers stehend, sagte er, auf dieselbe hinweisend, einst zu einem Freunde: „Quand je serai là, je serai sans souci!" (Wenn ich erst dort bin, werde ich ohne Sorge sein.) Bald darauf nannte er das Lustschloß „Sanssouci", und das Gebäude trug seitdem diesen Namen in goldener Inschrift. Hofrath Schneider will zwischen den Worten Sans und souci ein Komma entdeckt haben, so daß nach ihm die Inschrift des Gebäudes folgende ist: Sans, souci. Da die Buchstaben und das Kommazeichen gegossen seien, so wisse man sich, meint er, das Komma nicht zu erklären. Ein geistreicher Mann hat gemeint: Da auf der Seite, auf der souci steht, der König gewohnt, auf der des Sans seine Lieblinge, so habe jenes Komma mit lapidarischer Kürze die schwermüthige Wahrheit des sorgenvollen Lebens des Königs, welche er so ernst und tief empfand, aussprechen sollen. Habe es doch der König überhaupt geliebt, Räthselhaftes am Eingang dieses seines geliebten Aufenthalts zusammenzustellen. So die Obelisken mit seltsamen Hieroglyphenzeichen, dann die am Eingange lagernden verschleierten Sphinxe, ebenso die wunderbare Grotte, deren Halbdunkel er so geliebt habe. Die einfachste und natürlichste Erklärung jenes angeblichen Komma dürfte die sein, daß das Zeichen überhaupt gar kein Komma ist, sondern ein Bindestrich, der die beiden getrennten Wörter Sans und souci zu einem Ganzen, Sans-souci, zusammenzieht.

Wer sich im Geiste nach Sanssouci versetzt, gedenkt unwillkürlich des vielbesprochenen Windmüllers, jenes verdrießlichen Nachbars Friedrich's II., der sich weigerte, Letzerem sein Besitzthum zu verkaufen, und welcher in seiner Ungefügigkeit so weit ging, den König auf den Entscheid des Obertribunals zu verweisen, wenn man etwa zwangsweise gegen ihn vorzugehen beabsichtige — bei welcher Veranlassung sich Friedrich's Achtung vor dem Gesetze in einem so hellen Lichte zeigte. — Unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. schlug der Blitz in die weltberühmt gewordene Mühle, und sie brannte ab. Der König ließ sie wieder aufbauen. „Sie gehört", sagte er, „der Geschichte an; sie muß erhalten werden."

In jenem Lustschloß wohnte der „Philosoph von Sanssouci", wie sich der König auf seinen Schriften nannte, alljährlich zur Sommerzeit bis zu seinem Tode. Hier umgab er sich mit einer Anzahl geistreicher Männer, um sich mit ihnen nach mühsamem Tagewerke anregend und wissenschaftlich zu unterhalten. Zu ihnen gehörten Graf Rothenburg, Baron von Pöllnitz, Verfasser von Memoiren über das Hofleben jener Zeit, Marquis d'Argens, der Italiener Algarotti, Chagot, ein früherer französischer Offizier, General Stille, de la Métrie, der sich in Frankreich durch seine Schriften über das Leben der Seele Verfolgungen zugezogen hatte, und Maupertuis, der Präsident der Akademie der Wissenschaften. Fast täglich wurde in der Stunde vor dem Abendessen ein Konzert abgehalten, bei welchem der König sein Lieblingsinstrument, die Flöte, blies. Alle Kenner waren darin einig, daß er ein Meister auf seinem Instrumente sei, namentlich wisse er, hieß es, das Adagio in einer überaus rührenden Weise vorzutragen. Einst gelang ihm der Ausdruck des Flehens außerordentlich gut, und als ihm dies von einigen der Hörer ausgedrückt wurde, sagte er: „Ich habe mir dabei Coriolan's Mutter gedacht, wie sie auf den Knieen ihren Sohn um Schonung und Frieden für Rom bittet." Einigen der Männer, welche zur Umgebung des Königs gehörten, war derselbe mit ganz besonderer Innigkeit zugethan, an Anderen schätzte er nur den Geist. Zu den Ersteren gehörte der eben genannte Graf Rothenburg, ein Ersatz für den zu seinem Leidwesen so früh verstorbenen Keyserlingk. Aber auch diesen Freund sollte er bald verlieren. Im Dezember 1751 wird er eines Tages durch die Nachricht erschreckt, Rothenburg sei gefährlich erkrankt. Halb angekleidet eilt der König nach der Wohnung des Freundes. Infolge der Mittheilung des Arztes, daß Rettung unmöglich sei, stürzen ihm die Thränen aus den Augen. Dennoch wird noch ein Aderlaß versucht — der König hält den Teller. Vergebens! Der Tod des Freundes erfolgte bald. Dies Ereigniß erschütterte den König so, daß er mehrere Tage Niemand vor sich ließ.

Voltaire. Der Mittelpunkt des Kreises von ausgezeichneten Männern, die Friedrich an seinen Hof nach Sanssouci berufen hatte, war aber Voltaire. Es läßt sich nicht leugnen, daß dieser so hochbegabte Franzose, trotz so Vielem, das sich gegen sein Wirken einwenden läßt, den König durch einzelne Werke und durch seine Briefe während der Rheinsberger Zeit zu den edelsten Entschlüssen begeistert hatte. Beide sahen sich im Jahre 1740 im Schlosse Mayland bei Kleve zum ersten Male. Voll Begeisterung für den König schrieb Voltaire einem Freunde: „Dort sah ich einen der liebenswürdigsten Menschen von der Welt, einen, der, wäre er auch nicht König, die Zierde der Gesellschaft und allenthalben gesucht sein würde; ein Philosoph ohne Härte, voll Sanftmuth, Gefälligkeit, Güte; der, wenn er mit seinen Freunden verkehrt, nicht daran denkt, daß er König ist.“ Nicht minder war Friedrich für seinen Gast in Kleve begeistert. „Voltaire besitzt“, schrieb er an Jordan, „die Beredsamkeit des Cicero, die Sanftmuth des Plinius, die Weisheit des Agrippa.“ Voltaire folgte im Jahre 1750 dem Rufe des Königs nach Sanssouci. Er ward hier mit großen Ehren empfangen und erhielt ein bedeutendes Jahrgehalt, die Kammerherrnwürde und Wohnung im Schlosse.

Voltaire's Erscheinen diente dazu, das geistige Leben des Hofes in hohem Grade zu verschönern. Ueber die Abendtafeln in Sanssouci schrieb Voltaire seiner Nichte: „Die Abendtafeln der sieben Weisen Griechenlands sind nichts gegen unsere kleine Gesellschaft ... Die Unterhaltung ist oft unterrichtend und nährt den Geist. Dieses philosophische Leben in Potsdam ist eben so glücklich als einzig. Ich habe von meinem Kabinette nur drei Schritte, um bei einem Mann zu sein, der voll Geist, Anmuth und Phantasie, der das Band unserer Geselligkeit ist und nur das eine Uebel hat, ein sehr großer und sehr mächtiger König zu sein.“

Voltaire machte sich dem Könige nützlich bei Durchsicht seiner Schriften, namentlich der „Geschichte seiner Zeit“, der „Memoiren zur Geschichte des brandenburgischen Hauses“ und einer großen Zahl von Gedichten, die um jene Zeit entstanden. — Es sei hier bemerkt, daß Friedrich bei seinen geschichtlichen Arbeiten sich der unbedingtesten Wahrhaftigkeit befleißigte. Wahr zu sein, erklärte er für die erste Pflicht des Geschichtschreibers; die Wahrheit sei — das ist sein eigener Ausspruch — für die Geschichte so wesentlich, wie die Seele für den menschlichen Leib. Die Prozeßakten über seinen Fluchtversuch hatte er sich zusenden lassen, doch er vernichtete sie nicht, sondern sandte sie als geschichtliche Quellen in das Archiv zurück.

Die gute Meinung Friedrich's über Voltaire hielt jedoch nicht lange an. Als das glänzendste Gestirn am poetisch-philosophischen Horizont war er von dem Könige gefeiert worden, so lange der Verkehr zwischen Beiden nur ein literarischer gewesen war. Der persönliche Umgang mit Voltaire aber bewirkte, daß der Enthusiasmus des Königs für ihn je länger desto mehr erkaltete. Voltaire erwies sich als ein Mensch niederer Gesinnung. Neidisch auf Jedermann, der des Königs Gunst besaß, erregte er allerlei Aergerniß. Am meisten verletzte den König die niedere Habsucht und Geldgier Voltaire's. Es ward erzählt, er habe einen Juden mit falschen Steinen betrogen, habe Wuchergeschäfte mit verbotenen Papieren gemacht — Voltaire vermochte sich weder von der einen noch von der anderen Anschuldigung zu reinigen. Der König schrieb ihm: „Mit all Ihren Talenten, die Sie als der schönste Geist von Frankreich aufzuweisen haben, bedecken Sie die Flecken nicht, mit denen Ihr Betragen Ihren Ruhm schändet.“ In einem andern Briefe heißt es: „Ich habe bis zu Ihrer Ankunft in meinem Hause den Frieden erhalten und sage Ihnen, daß Sie mit Ihren Ränken und Umtrieben sehr an den unrechten Mann gekommen sind. Können Sie sich entschließen, als Philosoph zu leben, so werde ich Sie mit Vergnügen sehen; überlassen Sie sich aber Ihren ungestümen Leidenschaften, und suchen Sie mit Jedermann Händel, so wird mir Ihr Besuch durchaus nicht angenehm sein, und Sie können eben so gut fortbleiben.“ Einem Freunde schrieb der König: „Voltaire hat sich hier als ein schlechter Mensch und ein ausgemachter Gauner aufgeführt; ich habe ihm die Wahrheit gesagt, wie er es verdiente. Er ist ein Elender, und ich schäme mich für die Menschheit, daß ein Mann von so viel Geist so voll Bosheit sein kann.“

Namentlich auf **Maupertuis**, den Präsidenten der Akademie, den der König sehr auszeichnete, richtete sich der Neid des eitlen Mannes. Er schrieb eine Schmähschrift gegen denselben, deren Druck Friedrich verbot. Dennoch erschien sie in Dresden. Der König, empört darüber, ließ die Schrift durch Henkers Hand an den Straßenecken von Berlin und vor dem Fenster des Dichters verbrennen. Diese Schmach verletzte Voltaire so sehr, daß er dem Könige Bestallungsurkunde, Orden und Kammerherrnschlüssel unter folgenden Strophen zurücksandte:

„Die ich empfangen, zart beglückt,
Ich sende sie zurück mit Schmerzen;
So wie ein Liebender, mit tief zerriss'nem Herzen,
Zurück das Bildniß der Geliebten schickt!"



Friedrich II. und Voltaire. Nach Camphausen.

Deutlich sprach aus diesen Versen der Wunsch, der König möge bald wieder eine Versöhnung herbeiführen. Eine solche wünschte wol auch Friedrich, der Voltaire nur ungern entbehrte, und so wurde denn Letzterer durch einen geeigneten Vermittler veranlaßt, einen de- und wehmüthigen Brief an den König zu schreiben. Daraufhin erhielt er vom König den Orden „pour le mérite" sowie den Kammerherrnschlüssel zurück und nahm seine frühere Stellung am Hofe wieder ein; aber das frühere gute Einvernehmen wollte, hauptsächlich durch Voltaire's Schuld, nicht wiederkehren. Voltaire fühlte bald, daß seine Stellung am Berliner Hofe unhaltbar geworden war, und kehrte nach Frankreich zurück. — Bei seiner Abreise hatte er, wie sich wol annehmen läßt, nur aus Versehen, einen Band der Gedichte des Königs mit eingepackt und mitgenommen. Friedrich sah aber die Sache von der schlimmsten Seite an und ließ seinen ehemaligen Hausgenossen in Frankfurt a. M. anhalten und verhaften, wobei dem arg lärmenden Franzosen von den preußischen Agenten schlimm mitgespielt worden sein soll.

Damit hatte sich der Freundschaftsbund beider nach manchen Richtungen geistig so nahe verwandter Männer gelöst und in bittere Feindschaft verkehrt. Beide haben sich

in der Folge nicht wieder gesehen. Ein vertrauter brieflicher und literarischer Verkehr aber wurde, nachdem der erste Zorn über das Vorgefallene verraucht war, zwischen ihnen wieder aufgenommen und bis zum Tode Voltaire's im Jahre 1778 fortgeführt. Friedrich widmete dem Andenken des geistreichen Mannes ein von Bewunderung überströmendes Gedicht, seine „Éloge de monsieur de Voltaire“.

Das geistige Leben und Streben des Königs in Sanssouci wirkte wie eine Sonne, zunächst auf die Hauptstadt. Es erweckte in den fähigen Geistern den Sinn für Kunst und Wissenschaft, und so ward für Berlin die Zeit vorbereitet, in der es als der höchste Gerichtshof für die deutsche Literatur anerkannt werden sollte. — Doch sehen wir nun, wie Friedrich II. außerdem durch sein Wirken unmittelbar in die Geschicke des Landes eingriff.

Beschäftigungsweise. Eine so nach allen Seiten sich ausbreitende Thätigkeit, wie der König sie übte, erforderte die genaueste Eintheilung und weiseste Ausnutzung der Zeit. Als unermüdlicher Reiter gebrauchte Friedrich gewöhnlich zu dem vier Meilen langen Wege von Berlin nach Potsdam — freilich mit eingestellten Pferden — nur eine Stunde!

Arbeit war ihm dringendstes Bedürfniß. „Ich arbeite“, schrieb er einst einem Freunde, „um zu leben; denn nichts hat mehr Aehnlichkeit mit dem Tode als der Müßiggang.“ Für jedes Geschäft, für jede Erholung war eine bestimmte Stunde festgesetzt. In der Erholung suchte er neue Stärkung für die Arbeit. Früh um 4 Uhr, an Reisetagen noch früher, ließ er sich wecken. Sogleich mit der übrigen Kleidung zog er seine Reiterstiefel an, die er bis zum Abende anbehielt, gleichsam als gälte es, stets bereit zu sein, für des Landes Wohl und Ehre das Streitroß zu besteigen. Die Zeit von früh bis zur Mittagszeit war dem Staatsdienste gewidmet. In den Pausen griff er wol ein und das andere Mal zur Flöte und ging eine kurze Zeit phantasirend im Zimmer auf und ab. Er gab durch das Spiel seiner Empfindung einen Ausdruck, während sich seine Seele mit der Lösung schwieriger Fragen beschäftigte. Es seien ihm dabei, sagte er einst, oft die besten Gedanken gekommen. — Wie mit dem Tage, so hielt es der König auch mit dem Jahre in Bezug einer bestimmten Eintheilung in Rücksicht seiner Regierungsthätigkeit. Zu gewissen Zeiten besuchte er die Provinzen, musterte die Truppen und untersuchte die Zweige der Verwaltung. Ungehörigkeiten vermochten selten sich seinem Blicke zu entziehen, und da er zugleich mit Einsicht und Ernst seine Anordnungen traf, so blieb die Verwaltung in dem guten Zuge, wie unter dem Vater.

Auch jetzt, wie unter Friedrich's Vorgängern, fanden Einwanderungen statt; neue Dörfer entstanden, wüste Stellen wurden urbar gemacht. Das Oderthal zwischen Freienwalde und Frankfurt war zumeist unzugänglicher Sumpf. Aehnlich wie im havelländischen Luch wurde hier durch entsprechende Arbeiten ein fruchtbarer Landstrich gewonnen. Als der König später vom Oderdamme aus die blühenden Fluren überblickte, rief er hocherfreut: „Hier ist ein Fürstenthum erworben, welches nicht einen Soldaten gekostet hat!“ — Weiterhin ward die Mündung der Swine erweitert und durch großartige Bauten zu einem bedeutenden Seehafen umgeschaffen, wodurch sich die Bedeutung Stettins als Handelsplatz außerordentlich steigerte. Der Hafenbau gab Veranlassung zur Entstehung der Stadt Swinemünde.

Cocceji. Große Aufmerksamkeit wandte der König der Rechtspflege zu, und er fand in dem Minister Cocceji einen Mann, wie er ihn brauchte, um auf diesem Gebiete eine neue Ordnung der Dinge hervorzurufen. Schon dem Vater war der schleppende Gang der Rechtspflege ein Greuel gewesen, und er hatte es nicht unterlassen, in seiner gewohnten, derben Weise von Zeit zu Zeit die Beamten zu möglichster Beschleunigung der Arbeiten anzutreiben. Das Schlimmste war gewesen, daß nach den geltenden Reichsgesetzen die wichtigeren Sachen, soweit sie die zum Reichsgebiet gehörenden Lande des Preußischen Staates betrafen, an die Reichsgerichte gehen mußten. Darin war jetzt eine Aenderung eingetreten. Kaiser Karl VII. hatte dem Könige aus Erkenntlichkeit für den ihm von demselben geleisteten Beistand ein Privilegium de non appellando für sein ganzes Land zugesagt.



Voltaire auf Anlaß Friedrich's II. zu Frankfurt a. M. gefangen genommen. Zeichnung von Philippoteaux.

Einleitungen zur Ausführung dieser Zusage waren beim Tode Karl's VII. schon getroffen, und sein Nachfolger Franz I. sah sich genöthigt, schließlich die Genehmigung zu ertheilen.

Rechtspflege. Die Verschleppung beim Rechtsgange hatte besonders auch darin ihren Grund gehabt, daß die Akten an fremde Juristenfakultäten versandt worden waren. Daher war es gekommen, daß Leute Urtheile abgaben, die von den in Frage kommenden Verhältnissen keine genügende Kenntniß besaßen. Das hörte jetzt auf. Es sei Pflicht des Fürsten, schrieb Friedrich, den Bürgern ihr Eigenthum zu sichern und sie so glücklich zu machen, wie es die Natur der Menschen gestatte. „Wozu nützte es mir auch sonst", sagte er weiter, „den Plato und Aristoteles, die Gesetze des Lykurg und Solon gelesen zu haben? Ausübung der guten Lehren der Philosophen, das ist wahre Philosophie." Vor allen Dingen sollten die Prozesse abgekürzt und einzelne zu harte Strafen gemildert werden. Im Jahre 1748 erschien in dem Codex Fridericianus ein Entwurf zu einer neuen Gerichtsordnung.

Preuß führt aus dem Entwurf folgende Stellen an, die den Geist desselben bezeichnen:

„Vorgedachtem Unserm Kammergericht ertheilen Wir hiermit eine vollkommene Macht und Autorität, an Unsrer Statt und in Unserm Allerhöchsten Namen alle dahingehörige Justizsachen zu entscheiden und zur gebührenden Exekution zu bringen. Sie müssen aber allen Menschen ohne Ansehn der Person, Großen und Kleinen, Reichen und Armen gleiche und unpartheiische Justiz administriren, sowie sie gedenken, solches vor dem gerechten Richterstuhle Gottes zu verantworten, damit die Seufzer der Wittwen und Waisen, auch andrer Bedrängten, nicht auf ihr und ihrer Kinder Haupt kommen mögen.

„Sie sollen auch auf keine Rescripte, wenn sie schon aus Unserm Kabinet herrühren, die geringste Reflexion machen, wenn darin etwas wider die offenbaren Rechte sub- et obrepiret worden, oder der strenge Lauf Rechtens dadurch gehindert und unterbrochen wird; sondern sie müssen nach Pflicht und Gewissen weiter verfahren, jedoch von der Sache Bewandtniß sofort berichten. Insbesondere aber soll Unser Kammergericht und andere Gerichte in allen Sachen und rechtlichen Handlungen zwischen Unserm Fisco an einem und zwischen Unsern Vasallen und Unterthanen am andern Theile, es sei der Fiscus selbst Actor, oder einem Andern zur Assistenz gegeben, lediglich die Justiz, als auf welche sie geschworen und beeidet sein, zum Augenmerk haben und auf keine wider die Justiz laufende Verordnungen reflectiren, weil ihnen solche Verordnungen so wenig, als Unser etwa vorgeschütztes Interesse zu einer Entschuldigung dienen soll." — Bei jedem der drei Senate sollte ein adeliger und ein bürgerlicher Referendar und ein adeliger und ein bürgerlicher Auskultator angestellt werden; die evangelische Religion war als Bedingung vorangestellt.

Dieser Entwurf erregte im Auslande die höchste Bewunderung und Anerkennung und einzelne Fürsten beeilten sich, durch Anwendung oder Nachahmung desselben die Gesetzgebung und Rechtspflege zu verbessern. — Dem Verdienste, das sich Cocceji, ganz in den Geist und Sinn des Königs eingehend, bei der Bearbeitung des Gesetzbuches erworben hatte, zollte Friedrich dadurch seine Anerkennung, daß er ihn zum Ritter des schwarzen Adlerordens und zum Großkanzler erhob. Dieses Mannes Rechtschaffenheit und Tugend, versicherte er, seien der schönen Tage des römischen Freistaates würdig gewesen. — Cocceji starb 1755, und der König ehrte sein Andenken dadurch, daß er sein Brustbild in Marmor anfertigen und im Kammergericht aufstellen ließ.

Wie schon angedeutet wurde, gestattete Friedrich den Katholiken vollständige Religionsfreiheit, so daß sogar der Papst sich zufrieden äußerte. Zum Bau der Berliner katholischen Kirche schenkte er nicht nur den Platz, sondern auch einen Theil des Baumaterials. Dennoch erkannte auch er es als den heiligen Beruf des preußischen Fürstenhauses, Wahrer des protestantischen Lebens in Europa zu sein, und gab dies bei vielfachen Gelegenheiten zu erkennen. Als im Jahre 1743 die Protestanten in Ungarn schwer bedrückt wurden und sich an Friedrich wandten, fanden sie ihn bereit, für sie einzutreten, und in einem Schreiben an Maria Theresia nannte er sich den „Protektor der Protestanten". — Nach dem zweiten Schlesischen Kriege wurden die Bedrückungen noch ärger, ja ein katholischer Bischof forderte sogar die Kaiserin in einer Schrift auf, die gottlosen Ketzer zu vertilgen. Ob nun gleich die Ungarn

gegen ihn gekämpft hatten, so setzte der König doch seine Bemühungen zu Gunsten des protestantischen Theiles derselben in Wien fort. Er gab zu bedenken, wie wenig es den Katholiken gefallen würde, wenn in einem vorherrschend evangelischen Lande in gleicher Weise gegen katholische Miteinwohner verfahren würde. Auch den Fürstbischof von Breslau wies er darauf hin. Dieser, in dem Besorgniß für die schlesische Kirche aufstieg, wandte sich mit einer diesbezüglichen Vorstellung an den Papst, und jene Schrift wurde unterdrückt.

Der König und der junge Theologe. Bei dieser Gelegenheit möge die Schilderung eines Vorganges eine Stelle finden, der ins Jahr 1750 fällt. Der König traf eines Tages in den Gärten von Potsdam einen jungen Mann in ungarischer Tracht und fragte ihn nach Namen und Stand. Er heiße, antwortete Jener, Hedhessi, sei reformirten Glaubens, habe in Frankfurt a. O. die Gottesgelahrtheit studirt und sich nun gern, ehe er seine Reise in die Heimat anträte, die Hauptstädte des preußischen Landes ansehen wollen. Des jungen Mannes klare, bündige Redeweise sowie seine ganze Haltung gefielen dem Könige so sehr, daß er den Wunsch gegen ihn aussprach, er möchte in Preußen bleiben, und hinzufügte, er wolle für sein Unterkommen sorgen. — Leider müsse er das gnädige Anerbieten ablehnen, entgegnete der Kandidat, da Familienverhältnisse seine Heimkehr dringend erheischten. So solle er sich, sagte der König, wenigstens eine Gnade von ihm erbitten. Der Kandidat, sichtlich bewegt von der Güte des Königs, blieb stumm. „Kann ich Ihm denn gar keinen Gefallen thun?“ sagte der König. „Ja, etwas könnten Ew. Majestät wohl für mich thun, wenn Sie die Gnade haben wollten“, entgegnete jetzt der Gefragte. „Ich habe verschiedene theologische und philosophische Bücher gekauft, die meines Wissens in Wien verboten sind; die wird man mir gewiß wegnehmen. Die Jesuiten haben die Revision der Bücher, und verfahren sehr streng. Wollten nun Ew. Majestät die Gnade für mich haben —“ — „Nehm' Er seine Bücher nur in Gottes Namen mit, kauf' Er sich dazu, was Er denkt, daß es in Wien recht verboten ist, und was Er nur immer brauchen kann. Hört Er? Und wenn sie Ihm in Wien die Bücher wegnehmen wollen, so sag' Er nur, ich habe sie Ihm geschenkt. Darauf werden die Herren Patres nicht viel achten, das schadet aber nichts. Laß' Er sich die Bücher nur nehmen, geh' Er aber dann gleich zu meinem Gesandten und meld' Er sich bei ihm; erzähl' Er dem die ganze Geschichte und was ich Ihm gesagt habe. Hernach geh' Er in den vornehmsten Gasthof und leb' Er recht kostbar. Er muß aber täglich wenigstens einen Dukaten verzehren, und bleib' Er so lange, bis sie Ihm die Bücher wieder ins Haus schicken; dafür steh' ich Ihm, verlaß Er sich auf mein Wort, aber einen Dukaten muß er, wie gesagt, jeden Tag verzehren.“ — Der König hieß den Kandidaten ein wenig warten, ging in das Schloß und kam kurz darauf mit einem Papiere zurück. Auf demselben standen die Worte: „Gut, um auf Unsere Kosten in Wien zu bleiben. Friedrich.“

Dies Papier, fuhr der König fort, solle der Kandidat seinem Gesandten geben, aber nur ja nicht vergessen, in dem vornehmsten Gasthofe gut zu leben. Dann versicherte er ihm, er solle noch die beste Pfarre in Ungarn haben, und wünschte ihm darauf glückliche Reise.

Was Hedhessi befürchtet und der König vorausgesehen hatte, geschah in Wien: eine große Zahl von Büchern wurde dem Kandidaten von den Jesuiten abgenommen. Hedhessi that nun, was Friedrich befohlen. Er meldete den Vorfall dem preußischen Gesandten und begab sich darauf in den besten Gasthof. Der Gesandte, der bereits Weisung aus Berlin empfangen hatte, berichtete sogleich an den König. Dieser erließ sofort einen Befehl nach Breslau, die dortige kostbare Bibliothek des Jesuitenkollegiums zu versiegeln und durch Wachen zu besetzen. Dies setzte die Jesuiten in Breslau in größte Bestürzung, da sie sich den Grund dieser strengen Maßregel nicht zu erklären vermochten. Endlich beschlossen sie, eine Deputation an den König nach Berlin zu senden, die um Zurücknahme des Befehls bitten sollte. Die Herren erschienen in Berlin, mußten mehrere Wochen warten, ehe sie vorgelassen wurden, und als dies endlich geschah, wies sie der König an seinen Gesandten in Wien und trug ihnen zugleich auf, ihn ihren dortigen Kollegen, den Bücherrevisions-Kommissarien, zu empfehlen.

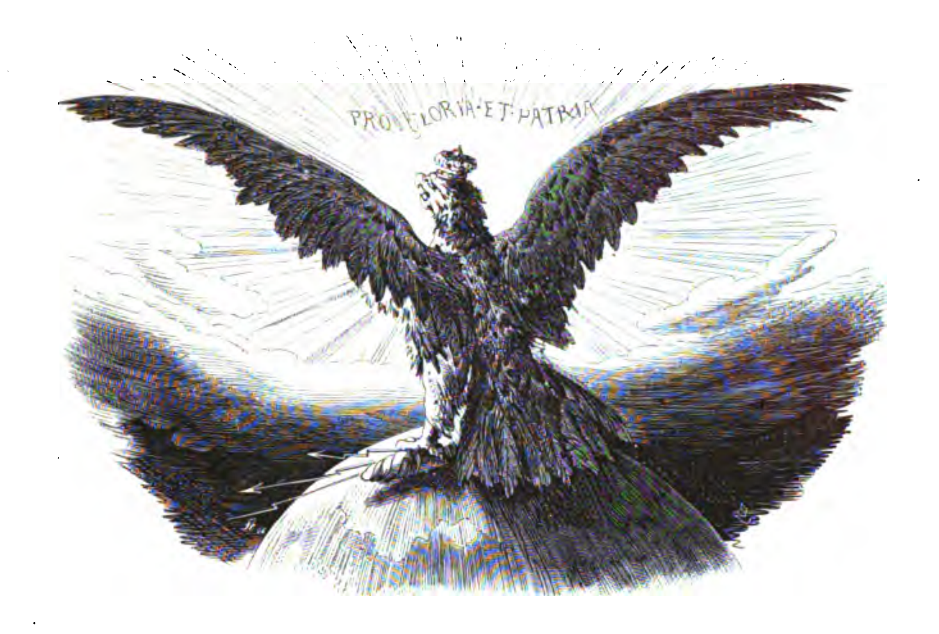
Damit waren sie entlassen. So viel war ihnen jetzt klar, daß die Wiener Jesuiten, die ihnen der König näher bezeichnet hatte, etwas gethan haben mußten, was den Unwillen des Königs erregt hatte. Sie begaben sich nach Breslau zurück, und es wurden nun einige Vertraute nach Wien abgeordnet, die sich zunächst an den preußischen Gesandten wandten. Dieser sprach ihnen sein Bedauern aus, daß auch er ihnen keine Aufklärung geben könne; er wisse nur, es sei hier ein Kandidat der Gottesgelahrtheit am Orte, dem die Jesuiten vor längerer Zeit einen großen Theil seiner Bücher weggenommen hätten. Nun wußten die Breslauer Herren genug. Es währte kaum länger als eine Stunde, so hatte Hedhessi seine Bücher zurück; auch wurde die Gasthofsrechnung bezahlt. Hierauf begaben sie sich wieder nach Potsdam. Der König empfing sie gnädig und gab ihnen einen Kabinetsbefehl zur Wiedereröffnung ihrer Bibliothek. An den Pater Rektor erließ er noch ein besonderes Schreiben, des Inhalts, daß, wenn Hedhessi oder irgend ein Reformirter in Ungarn wegen dieses Vorfalls irgendwie gekränkt werden sollte, und wenn seinem Schützling nicht die beste Pfarre in Ungarn gegeben werden würde, das Breslauer Jesuitenkollegium als mitschuldig dafür angesehen werde. Indeß geschah Alles nach des Königs Wunsch.

In demselben Jahre, in das dieses kleine Vorkommniß fällt, als (1750) die Särge der entschlafenen Mitglieder des Herrscherhauses nach dem neuen Dome gebracht worden waren, ließ Friedrich den Sarg des Großen Kurfürsten öffnen. Die Züge in dem Angesichte des großen Todten, der vor zweiundsiebzig Jahren zur ewigen Ruhe eingegangen war, waren noch deutlich erkennbar. „Messieurs", rief Friedrich, indem Thränen über seine Wangen rollten, und er die Hand des theuren Ahnen berührte, „Messieurs, der hat viel gethan!"

Wie weit Friedrich's Heldenruhm schon die Welt durchdrungen hatte, beweist der Umstand, daß auch im Jahre 1750 eine Gesandtschaft des Khans der krimschen Tataren und des Sultans von Budschak in Berlin erschien, die dem Könige eine Huldigung ihrer Herrscher darbrachten. — Doch die Zeit des friedlichen Wirkens erfuhr wieder eine Unterbrechung. Friedrich winkte ein noch strahlenderer Ruhmeskranz!



Die Mühle bei Sanssouci in ihrer jetzigen Gestalt.



Siebentes Buch.

Der Siebenjährige Krieg.

Eine Reihe von Friedensjahren war von dem Helden, der Preußens Thron zierte, bestens ausgenutzt worden. Während Friedrich in unermüdlicher Weise die Werke des Friedens förderte, ohne dabei die nothwendigen Rüstungen und Heeresverbesserungen zu vernachlässigen, wurden an den meisten europäischen Höfen Ränke aller Art gegen ihn geschmiedet, die alle zu dem einen Ziele sich vereinigten, den König um jeden Preis zu verderben.

Dies führte endlich zu dem Ausbruche eines blutigen Krieges.

Es hat bis in die neuere Zeit hinein nicht an Versuchen gefehlt, den König für diesen andauernden Kampf verantwortlich zu machen, so von dem Verherrlicher des Welfenthums Onno Klopp, der vor mehreren Jahrzehnten eine Parteischrift gegen den König erscheinen ließ? Dieser Pamphletist wurde jedoch von dem gediegenen und echt deutsch gesinnten Historiker Ludwig Häusser gebührend abgefertigt.

Nun versuchten Anhänger der preußenfeindlichen Richtung den gegen Friedrich erhobenen Beschuldigungen eine urkundliche Grundlage zu geben. Es erschien ein Werk mit dem vielversprechenden Titel „Die Geheimnisse des sächsischen Kabinets“, verfaßt von dem Grafen Karl Friedrich Vitzthum von Eckstädt, der sich darauf berief, bei seiner Darstellung die Akten des sächsischen Haupt-Staatsarchivs benutzt zu haben. Letzteres mag wol auch geschehen sein, allein nicht zu dem Zweck, die Wahrheit zu enthüllen, sondern sie durch Auslassungen und berechnete Zusammenstellungen zu verdecken. Wie Klopp's Pamphlet, genoß auch Vitzthum's Werk die zweifelhafte Ehre, allerdings nur kurze Zeit, überall Aufsehen zu erregen. Es sank in nichts zusammen, als Arnold Schäfer mit seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges hervortrat. Dieser Geschichtsforscher stützte sich bezüglich der Frage, ob ein Komplot sich gegen Friedrich gebildet, oder ob er, ohne dazu provozirt worden zu sein, den Krieg eröffnet habe, auf die „Memoirs and Papers of Sir Andrew Mitchell“, des englischen Gesandten in Berlin, und auf die Korrespondenz des französischen Gesandten in Wien, des Herzogs von Choiseul-Stainville.

Nun blieb den Neidern und Verleumdern des großen Königs nur noch übrig, zu behaupten: das österreichische Staatsarchiv, das ja noch nicht gesprochen habe, enthalte das Hauptmaterial für den Nachweis der Verschuldung Friedrich's. Aber siehe, auch diese Behauptung ward mit dem Erscheinen von Ritter von Arneth's Werk über Maria Theresia hinfällig, einem Werke, aus welchem, trotzdem es doch zur Würdigung und Verherrlichung der großen Kaiserin geschrieben ist, mehr noch zu Gunsten Friedrich's II. hervorgeht, als früher schon zu Tage getreten war. Es geht daraus hervor, daß Maria Theresia schon wenige Monate nach dem auf den zweiten Schlesischen Krieg erfolgten Friedensschluß Schritte that, die den Wiedergewinn Schlesiens offen zum Ziel hatten. Unter dem 22. Mai 1746 schloß sie mit Rußland einen Bundesvertrag, in welchem sie sich Schlesien zusagen ließ, nicht allein für den Fall, daß Friedrich Oesterreich angreife, sondern auch für den, daß Rußland oder Polen von dem Könige angegriffen würde. — Endlich hat, im Jahre 1871, der Altmeister der Geschichtschreibung, Leopold von Ranke, in seinem Werke „Der Ursprung des Siebenjährigen Krieges“ jene Frage zu einem Abschluß gebracht, der nun wol als ein endgiltiger zu betrachten ist.

Von hoher Wichtigkeit ist Ranke's Nachweis über die Gesammtlage. Es wird uns von ihm ein Jahrhunderte umfassendes Panorama eröffnet, innerhalb dessen die Gegensätze, die lange Zeit das europäische Staatssystem beherrschten, und diejenigen, die zur Zeit Friedrich's sich geltend machten, erkennbar werden. Seit Kaiser Karl V. hatten das Haus Habsburg und das Haus Bourbon im Kampfe gegen einander gestanden. Frankreichs Feindschaft gegen Oesterreich hatte der europäischen Vorherrschaft desselben gegolten, um diese auf sich zu übertragen. Dieses Ziel erreichte es unter Ludwig XIV., was zur Folge hatte, daß unter Führung Oesterreichs eine Zahl von Staaten gegen Frankreich in Kampf trat.

Inzwischen hatte sich mehr und mehr ein Gegensatz der Interessen zwischen Frankreich und England herausgebildet. Beide Staaten begegneten einander auf dem Meere und dem Handelsgebiet; es kam zu Streitigkeiten zwischen den englischen und französischen Kolonien in Amerika, Frankreich strengte sich an, England zur See den Rang abzugewinnen.

Seit der Zeit nahm England Bedacht darauf, Oesterreich zu stärken, um an ihm, im Fall es zu einem englisch-französischen Kriege kommen sollte, einen wirksamen Alliirten zu gewinnen. Darin lag der Grund, daß es sich in den beiden ersten Schlesischen Kriegen auf Seite Oesterreichs stellte, was wiederum den König von Preußen nöthigte, ein Bündniß mit Frankreich einzugehen.

Aber durch die beiden Kriege erwarb Friedrich nicht nur Schlesien, er gewann auch ein bedeutendes Gewicht im europäischen Rathe, er „erwarb“, nach den Worten Ranke's, „für die preußische Macht den Ruf von Unternehmungsgeist und Waffenfähigkeit.“ Das war ein Erfolg, der, wie wir sehen werden, in dem neuen Kriege, der im Anzuge war, ins Gewicht fiel und sich sehr zu seinem Vortheil geltend machte.

Der oben bezeichnete Zwiespalt zwischen England und Frankreich nahm fortgesetzt an Bedeutung zu. „Die Interessen beider Mächte kreuzten sich überall in beiden Hemisphären, riefen an jedem Hofe Unterstützung oder Gegenwirkung hervor. Es war ein großer kommerzieller und politischer Kampf beider Nationen an allen Küsten des Ozeans. In Amerika, in Ostindien, in der Levante befehdete der Franzose den Engländer, versuchte die französische Waare die englische vom Markte zu verdrängen. Die Hauptfrage war, wem der amerikanische Kontinent gehören — solle und als die Franzosen durch ein neues Befestigungssystem am Ohio und Mississippi die englischen Ansiedelungen zu ersticken drohten, da brach in den Kolonien im Juli 1754 der Kampf aus, ohne daß die Kabinette in Europa ihn schon ausgesprochen hatten.“

Es konnte nun nicht mehr zweifelhaft sein, daß auch in Europa der Kampf zwischen England und Frankreich entbrennen würde. Zu England regierte das Haus, dem das Fürstenthum Hannover gehörte, und da England nur eine geringe Landmacht aufstellen konne, mußte

man in London darauf Bedacht nehmen, einen Bundesgenossen zu gewinnen, der Hannover deckte. Nun ward England von Oesterreich eingeladen, dem gegen Friedrich gerichteten österreichisch-russischen Bündniß beizutreten. Es wurde ihm das Angebot gemacht, daß durch russische Streitkräfte Hannover gegen die Franzosen gesichert werden solle, wogegen man von England verlangte, Preußen anzugreifen und Oesterreich zur Wiedererlangung Schlesiens behülflich zu sein.

Da England auf ein solches Abkommen sich nicht einließ, ward in Wien beschlossen, Frankreich, wenn möglich, in das Bündniß zu ziehen, demnach — mit einer Macht gemeinschaftliche Sache zu machen, die während Jahrhunderten in Erbfeindschaft gegen Oesterreich gestanden hatte. Man gab der Lockung Gehör und wurden auch in Versailles in diesem Sinne geheime Verhandlungen eröffnet.

Hatten sich in England Bedenken geltend gemacht, gegen Friedrich Stellung zu nehmen, so stiegen allerdings in Frankreich ähnliche Bedenken auf. Das war eben die Nachwirkung des heldenmüthigen Kämpfens Friedrich's, wie sich dies in den beiden Schlesischen Kriegen kundgegeben hatte. Ludwig XV. begehrte nicht, sich in Feindschaft gegen Friedrich zu setzen; er wünschte ihn vielmehr in dem unvermeidlichen Kampfe mit England auf seiner Seite zu haben, und er sandte zur Erreichung eines solchen Zieles einen Unterhändler, den Herzog von Nivernois, nach Berlin. Infolge der unzulänglichen Geschicklichkeit desselben mußte dieser Diplomat jedoch unverrichteter Sache wieder heimkehren, was dann zur Folge hatte, daß man in Versailles sich geneigter zeigte, nun in das österreichisch-russische Bündniß einzutreten.

Um dieselbe Zeit beschloß man in London sich Friedrich II. zuzuwenden. König Georg II. von England wünschte ein Bündniß mit Friedrich, dem gemäß Preußen sich verpflichten sollte, Hannover den Franzosen gegenüber zu decken, wogegen England sich anheischig machte, den Einfall der Russen in Preußen zu verhindern.

Das Bündniß kam zu Stande. Der Zweck desselben war lediglich auf Abwehr für den Fall eines Angriffs von Seiten Frankreichs auf Hannover oder von Seiten Rußlands auf Preußen gerichtet. Während es sich also bei diesem Bündniß nur um Abwehr handelte, schlossen Oesterreich, Rußland und Frankreich ein Bündniß, das den Angriff bezweckte.

Dies ist es, was unser Gewährsmann, Leopold von Ranke in dem obengenannten Werke dargelegt hat. Er kennzeichnet damit die großen politischen Strömungen, die zur Auflösung früherer Allianzen und zur Bildung neuer führten. Dieses vorausgeschickt, gehen wir nun daran, zu schildern, unter welchen Umständen damals die im Geheimen entworfenen Pläne an das Licht traten und zum Ausbruch des Krieges führten.

Wie sich schon aus dem Obigen ergiebt, war der Hauptherd der Friedrich feindlichen Bewegungen die Hofburg zu Wien. Maria Theresia war aus dem gefährlichen Erbfolgekriege als Siegerin hervorgegangen. Sie hatte sich auch durch bewunderungswürdige Anstrengungen in den fast ungeschmälerten Besitz ihrer Erblande zu setzen, ihrem Gemahl Franz die Kaiserkrone zu verschaffen gewußt. Nur Eines fehlte zu ihrem vollständigen Genügen — die Wiedererlangung Schlesiens. Zweimal hatte sie um diese Provinz gekämpft, zweimal war sie besiegt worden. Aber die Wunde, die ihrem Ehrgeize dadurch geschlagen worden war, wollte nicht vernarben, sie brannte in dem Maße heftiger, als Schlesien unter dem Einfluß der weisen Verwaltungsmaßregeln Friedrich's aufblühte. Die Domänen Schlesiens trugen dem Könige von Preußen, ihrem verhaßten Gegner, jetzt bereits zehnmal so viel ein, als sie dem Kaiser Karl VI. eingebracht hatten; die Einnahmen aus Schlesien waren um zwei Millionen Thaler gestiegen. Friedrich hatte aus diesem Lande sein Heer um 40,000 Mann vermehren können. Es war also nicht allein von einem Verluste schlechthin die Rede, sondern der Verlust schlug um in bedeutenden Gewinn für den Feind, dessen Gesammtheer bereits bis weit über 100,000 Mann angewachsen war. Von der Hofburg aus hatte man schon seit der Zeit des Großen Kurfürsten das Emporkommen des brandenburgisch-preußischen Staates mit mißgünstigen und mißtrauischen Augen angesehen, und es war jede Gelegenheit

benutzt worden, der neuen Macht Abbruch zu thun. Und sie, die stolze Erbin des Kaiserhauses, sollte einer so nachhaltigen Erhebung des jungen protestantischen Staates sich fügen? Ihr Entschluß war gefaßt: es mußte, mochte es kommen, wie es wolle, noch ein letzter Kampf versucht werden!

Fürst Kaunitz. Maria Theresia hatte in dem Grafen und nachmaligen Fürsten Kaunitz-Rietberg, ihrem Staatskanzler, einen eifrigen und treuen Förderer ihrer Pläne. Von der Mutter dieses Mannes waren Ansprüche auf bedeutende Güter in Ostfriesland, das Friedrich in Besitz genommen hatte, gemacht, und der Umstand, daß diesen Ansprüchen in Berlin keine Beachtung zutheil geworden war, hatte den Grafen Kaunitz in die unversöhnlichste Stimmung gegen Friedrich versetzt. Er betrachtete es als die Aufgabe seines Lebens, Oesterreich an Preußen zu rächen. — Maria Theresia und ihre Rathgeber erkannten es indeß vollkommen, daß man einem Feldherrn gegenüber, wie Friedrich es war, die höchste Vorsicht anzuwenden habe. So begnügte man sich vorerst damit, mit Eifer das Heer zu verstärken, und lag auf der Lauer, um des Feindes Blöße zu erspähen.

In Wien konnte man zunächst die gleich feindliche Stimmung des sächsischen Hofes gegen Friedrich mit in Anschlag bringen. Wie hätte auch der Kurfürst von Sachsen und König von Polen den Dresdener Frieden zu verschmerzen vermocht! Und in gleichem Maße, wie von Graf Kaunitz, ward Friedrich von dem Grafen Brühl, dem gebietenden Minister Sachsens, gehaßt. Ueber diesen in Sachsen allmächtigen Mann, der den Launen seines Herrn schmeichelte und dabei das Land in unerhörtester Weise aussog, hatte Friedrich in seinem „Gemälde Europa's“ 1740 spottend gesagt, er habe mehr Kleider, Uhren, Spitzen, Stiefel, Schuhe und Pantoffeln, als irgend ein Mensch des Jahrhunderts. Einen solchen Spott und manches andere treffende Wort konnte ihm Brühl nicht vergessen.

Es war überhaupt Friedrich's Art, die beißendsten Bemerkungen über Persönlichkeiten zu machen, die ihm der Achtung unwürdig erschienen. Ueber diese seine Spottsucht sagt G. Freytag: „Sein Scharfsinn zeigte sich auch als wilde Laune, welche schonungslos, sarkastisch und spottlustig verwüstete. Woher kam ihm diese Anlage? War es märkisches Blut? War es ein Erbtheil seiner Urgroßmutter, der Kurfürstin Sophie von Hannover, und seiner Großmutter, der Königin Sophie Charlotte, jener geistvollen Frauen, mit denen Leibniz über die ewige Harmonie der Welt verhandelt hatte? Sicher hatte die rauhe Schule seiner Jugend dazu beigetragen. Scharf ist sein Blick für die Schwächen Anderer; wo er eine Blöße erspäht, wo ihn fremde Art ärgert oder reizt, da rührt sich die bewegliche Zunge. Freunde und Feinde trifft schonungslos sein Wort, auch wo Schweigen und Ertragen von jeder Vorsicht geboten ist.“ — Zu den Personen nun, gegen die Friedrich erbarmungslos die Geißel seines Spottes schwang, gehörte auch die Kaiserin Elisabeth von Rußland, die Tochter Peter's des Großen. Die Welt wußte es, daß sie in den niedrigsten Leidenschaften versunken war, und Friedrich machte aus seiner Verachtung gegen sie kein Geheimniß.

Kaum hatte man in Dresden davon vernommen, so wußte Brühl es auch am Petersburger Hofe bekannt zu geben, wobei vielleicht noch übertrieben worden sein mag, und bald war in der Kaiserin Elisabeth eine Verbündete gegen Friedrich gewonnen.

Die kleinen deutschen Höfe. Aber zu gleicher Zeit hatte sich auch an anderen größeren und kleineren Fürstenhöfen innerhalb und außerhalb Deutschlands eine dem Könige feindliche Gesinnung kundgegeben. Es schien über die kleinen deutschen Fürsten eine Ahnung von Dem zu kommen, daß die Vorsehung Preußen dazu bestimmt habe, die Führerschaft in Deutschland zu übernehmen. Solch eine Mission mochte über kurz oder lang das Opfer mancher Souveränetätsrechte verlangen, und solch eine Perspektive war freilich ganz dazu angethan, die kleinen Gewalthaber mit Besorgnissen zu erfüllen; — von dem schimmernden Glanze der Bevorrechtung das Geringste freiwillig zu opfern, gehört zu dem Schwersten, wozu sich Menschen entschließen können! Die kleinen deutschen Fürsten waren fast sämmtlich zu jämmerlichen Abbildern der französischen Könige entartet, welche Letztere in frevelhaftem

Uebermuthe und in gänzlicher Mißachtung göttlicher und menschlicher Gebote ihren Thron selbst untergruben, so daß vierzig Jahre später dessen Sturz als eine unabwendbare Nothwendigkeit erfolgen mußte.

Zur Charakterisirung jener Zeit wird die Vorführung einiger Beispiele der Zustände an den kleinen Höfen aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts genügen. Ein derartiger Ueberblick wird nicht allein dazu dienen, die Anschauungsweise und das Wirken Friedrich's des Großen infolge des schroffen Gegensatzes in um so glänzenderem Lichte erscheinen zu lassen, sondern er wird zugleich das Verständniß von Ereignissen verschiedener Art vorbereiten, die im Laufe dieser Zeit und im Anschlusse an dieselbe eintraten.

Karl Theodor von der Pfalz. In der Rheinpfalz regierte der eben Genannte. Obgleich sein „Heer" sich nur auf 5500 Mann belief, unterhielt er doch nicht weniger als — 21 Generäle. — Danach berechnet, hätte das Heer Friedrich's durchschnittlich etwa ein halbes Tausend Generäle haben müssen. — Die Einwohner seines Ländchens, etwa 600,000 an der Zahl, hatten im Schweiße ihres Angesichts zu arbeiten, um die Mittel zu erschwingen, die das üppige Hofleben erforderte. An dem Hofe lagen nichtigen Dingen ob 80 Kammerherren, ein Oberstallmeisterstab von 180 Personen, eine Schweizergarde, und außerdem waren in kaum glaublich großer Zahl Haiducken, Läufer, fremde Sänger, Schauspieler, Tänzer und Tänzerinnen angestellt. Karl Theodor glaubte zu herrschen, in Wahrheit aber beherrschten ihn und das Land die Geschöpfe, die sein unfürstlicher Sinn an den Hof gezogen hatte, unter ihnen vornehmlich Jesuiten und Buhlerinnen, die, wie es gleichzeitig an vielen anderen Höfen der Fall war, ein festes, nur auf den eigenen Vortheil abzielendes Bündniß mit einander geschlossen hatten.

Herzog Karl Eugen von Württemberg, bekannt aus Moser's, Schubart's und Schiller's Leben, verschwendete in gleicher Weise die Haupteinnahmen seines Landes. Den Soldaten mußte die größte Ehre erwiesen werden; wer vor einer Schildwache den Hut nicht abzog, wurde hart bestraft. Friedrich hatte ihm viel Gutes erwiesen, u. A. eigens für ihn, als er in Berlin seine Studien betrieb, eine Belehrung über Fürstenpflichten niedergeschrieben. Nun verwandte der undankbare Fürst seine Soldaten, indem er sie zu dem Heere der Feinde Preußens stoßen ließ — zugleich auch noch gegen die Wünsche und Interessen seines Volkes. In den Jahren von 1752 bis 1756 hatte er von dem französischen Hofe für „gelieferte Soldatenwaare" anderthalb Millionen Livres erhalten. Später verkaufte er 1000 Mann, das „Kapregiment", an die Holländer. Die lutherische Landeskirche, beziehentlich das Kirchenvermögen derselben, erleichterte er um eine halbe Million Gulden, den Landständen ließ er ihre „geheime Truhe" rauben. Auch er rief einmal, als in einer „unterthänigen" Vorstellung vom Wohle und den Bedürfnissen des Vaterlandes die Rede war, nacheifernd dem „glänzenden" König Ludwig XIV.: „Was Vaterland! Ich bin das Vaterland!"

Die Fürsten von Hessen-Kassel, Bayreuth und Ansbach, Braunschweig und Anhalt-Zerbst verkauften eine große Zahl ihrer Unterthanen an die Engländer, um solche als „Kanonenfutter" nach den Kolonien abzuführen. Der Aergste der Argen war der Landgraf Wilhelm IX. von Hessen, der später zum Kurfürsten erhoben ward. Er verkaufte den Engländern nicht weniger als 16,992 seiner Landeskinder, von denen 11,843 ihre Heimat nicht wiedersahen. Je mehr im Felde blieben, um so willkommener war es ihm. War ihm doch für jeden Gebliebenen noch eine besondere Zahlung von 20 Pfund Sterling zugesichert! Er scheuete sich nicht, den Führern geradezu zu sagen: er erwarte, daß sie ihm nicht „Leute" zurückbrächten. In einem Briefe an den hessischen Befehlshaber äußerte er: „Erinnern Sie sich daran, daß von den 300 Spartanern, welche den Paß von Thermopylä vertheidigten, nicht einer zurückkam. Ich wäre glücklich, wenn ich das Gleiche von meinen braven Hessen sagen könnte. Sagen Sie dem Major Mindorff, daß ich außerordentlich unzufrieden bin mit seinem Benehmen, weil er 300 Mann gerettet hat, welche von Trenton entflohen." —

Wer im Hessischen Miene machte, sich der unmenschlichen Gewaltthat zu entziehen, ward gefesselt und geknebelt. Wagten es Eltern, sich zu beschweren, so wurde der Vater in Eisen gelegt, die Mutter kam ins Zuchthaus. Von englischen Agenten wurden auf dem Markte zu Kassel die Menschen Stück für Stück mit hundert Thalern bezahlt. In Hessen ward auch der deutsche Schriftsteller Seume zum Soldaten gepreßt, um nach Amerika geführt zu werden. „Niemand war“, erzählt er, „vor den Handlungen des Seelenverkäufers (des Fürsten) sicher. Ueberredung, List, Betrug, Alles galt. Fremde aller Art wurden angefallen, eingesteckt, fortgeschickt.“ — Viele, die heut die prächtigen Bauwerke und Anlagen der Wilhelmshöhe bei Kassel betrachten, wissen nicht, daß Eines und das Andere hergestellt ward von dem Blutgelde, das der fürstliche Räuber für verkaufte Landeskinder empfing.

Herzog Alexander von Bayreuth-Ansbach stand bei der Einschiffung seiner an die Engländer verkauften Unterthanen mit einem geladenen Gewehr am Ufer des Mains, um Denjenigen, der etwa Miene zur Flucht mache, niederzuschießen. Unter Denen, die der Fürst auf diese Art den Fremdlingen überantwortete, befand sich auch ein Mann, dem wir später in einer hochwichtigen Zeit wieder begegnen werden: Neithardt von Gneisenau.

Pfalzgraf Karl von Zweibrücken hatte sich mit Aufwendung einer Summe von 14 Millionen Gulden zu Karlsberg ein Schloß gebaut, vor dem jeder Vorübergehende den Hut abziehen mußte. — Am schamlosesten aber ward an den geistlichen Höfen gewirthschaftet, die sämmtlich Domänen des Adels geworden waren. Niemand konnte Domherr in Mainz werden, der nicht sechzehn Ahnen aufzuweisen hatte; in Köln fanden nur Grafen Aufnahme. Zum Hofstaate Joseph's von Erthal, Erzbischofs zu Mainz, gehörten 60 Kammerherren und 12 Generäle; Clemens August von Köln „dienten“ 3 Minister, 115 Staats-, Finanz- und Konferenzräthe, außerdem 300 Kammerherren. Ausschweifungen und Ueppigkeiten, über die Näheres zu berichten die Feder sich sträubt, gehörten an diesen „geistlichen“ Höfen zur Tagesordnung. Die Herren aber hießen es „Gottes Ordnung“, und sie waren empört, daß Friedrich in anderen Dingen als in einer schmachvollen Nachäffung französischen Hoftreibens Gottes Ordnungen erschaute und, ohne ein Freund frommer Redensarten zu sein, unablässig danach strebte, seine Handlungen den göttlichen Geboten gemäß einzurichten.

Wahrlich, von solchem Franzosenthum war im Preußenkönige auch nicht eine Spur vorhanden, wenngleich Unverstand und Böswilligkeit dies behauptet haben. Er liebte den besseren Theil der französischen Literatur, der damals vom deutschen Schriftenthume glänzend abstach; davon abgesehen aber war er ein einfacher, kerndeutscher Mann. Schon von Goethe ist dies in überzeugender Weise dargethan worden. Doch bleibt es von Werth, Stimmen aus Friedrich's Zeit über seine vermeintliche Hinneigung zu Frankreich zu vernehmen. Eine solche theilt Friedrich von Raumer in seinen „Beiträgen zur neueren Geschichte“ aus dem britischen Reichsarchive mit. Friedrich äußerte gegen den englischen Botschafter, daß er die Weise des französischen Hofes recht wohl kenne, welcher an seine Verbündeten stets die größten Forderungen stelle, und meinte, ein Verbündeter der Franzosen zu sein, heiße ihr Sklave sein. „Obgleich also“, sagt er weiter, „Umstände ihn zufällig zu Frankreich hingeführt hätten, wisse er doch, wo die wahren und wesentlichen Interessen seines Reiches lägen.“ — In demselben Bericht des englischen Botschafters heißt es über Friedrich: „Das Herz des Königs ist echt deutsch, ungeachtet der französischen Politur auf seiner Oberfläche.“

Ueber die kleinen deutschen Ludwige nun sowie über deren verschwenderische Minister, Räthe und Günstlinge war von Seiten Friedrich's ebenfalls manches sarkastische Wort gefallen, was in diesen aufgeblasenen Hohlheiten längst schon geheimen Grimm erregt hatte. Die Folge war, daß die Zahl seiner Feinde sich allerorten vermehrte und man im Hauptlager derselben eines schließlichen guten Erfolges immer sicherer ward.

Nur noch Eines — und dann konnte guten Muths das Schwert gegen den Uebermüthigen gezückt werden!

Dies Eine war die Bundesgenossenschaft Frankreichs. Gelingt es, diese zu gewinnen, sagte man sich in Wien, dann ist Friedrich's Verderben besiegelt! — Frankreich zu einem Bündnisse zu bewegen, erschien jedoch äußerst schwer — ja fast unmöglich. Seit Jahrhunderten hatten die Habsburger und die Bourbonen in Feindschaft mit einander gelebt, die Interessen Oesterreichs und Frankreichs schienen durchaus einem Bündniß beider Länder zu widerstreben.

Der Staatskanzler Kaunitz arbeitete jedoch unablässig und wie oben angedeutet mit Erfolg daran, die einer Verbindung beider Staaten zu einem Kriegszwecke im Wege stehenden Hindernisse hinwegzuräumen. Wodurch dies gelang, ist unter Hinweis auf die Gesammtlage des europäischen Staatensystems erklärt worden. Jenem Nachweis ließen wir eine Darlegung begleitender Umstände folgen, die in erster Reihe den Anstoß dazu gaben, daß sich die vorbereiteten Auflösungen und Neubildungen von Allianzen um so schneller vollzogen. Wir haben nun noch einen wesentlichen der begleitenden Nebenumstände besonders hervorzuheben.



Fürst Kaunitz.

Friedrich hatte die liederliche Wirthschaft, die am französischen Hofe herrschte, nicht weniger gegeißelt als die anderer Höfe, was ebenfalls nicht unbemerkt geblieben war. Nun spielte aber damals in Versailles die weltberüchtigte Buhlerin, die Pompadour, die entscheidende Rolle, und diese namentlich war von Friedrich schwer beleidigt worden. Als ihm Voltaire einst Grüße derselben überbrachte, hatte er ihn mit den Worten unterbrochen: „Ich kenne sie nicht!" Von Voltaire war freilich hinterher der Pompadour berichtet worden, Mars habe die Grüße der Venus mit Entzücken entgegengenommen, aber die vielvermögende Frau hatte dennoch nicht nur von der Aeußerung, die Friedrich wirklich gethan, sondern auch noch von manchen anderen Auslassungen Friedrich's über sie Kenntniß erhalten. Auch gab ihr Friedrich seine Verachtung dadurch zu erkennen, daß der preußische Gesandte am französischen Hofe sich ihr nicht vorstellen sollte, während der österreichische Gesandte, gemäß den aus Wien erhaltenen Befehlen, sich oftmals die Gnade erbat, ihr seine allerunterthänigste Aufwartung machen zu dürfen.

Das Dreifrauenbündniß. Man ging in Wien noch weiter. Der Kaiserin ward der Vorschlag gemacht, mit der Pompadour in einen freundschaftlichen Briefwechsel zu treten, und so groß war der Haß Maria Theresia's gegen Friedrich, daß sie, die züchtige Fürstin,

deren Privatleben ein Muster von Ehrbarkeit genannt zu werden verdient, es über sich gewann, schon in ihrem ersten Briefe der Buhlerin das kaiserliche, in kostbare Diamanten eingefaßte Bildniß zu übersenden. — Die in Wien gewünschten Erfolge traten ein. In dem Lustschloß der Pompadour wurden die Grundzüge zu einem Bündnisse Frankreichs mit Oesterreich festgestellt, und dies kam auch endlich (9. Mai 1756) zu Stande.

Es ist zweifelhaft, ob die Freude über diesen Erfolg nicht in Dresden noch größer war, als in Wien. Brühl sprach gegen Maria Theresia die Betheuerung aus, sein Herr könne nicht ruhig schlafen, ehe nicht Schlesien wieder unter den Flügeln des kaiserlichen Doppeladlers ruhe. — So hatten sich denn drei der mächtigsten Frauen gegen Friedrich verschworen; zwei von ihnen regierten in Kaiserreichen, die dritte beherrschte den König eines großen Reiches.

Das Bündniß gegen Friedrich umschloß den größeren Theil der europäischen Mächte: Oesterreich, Rußland, Frankreich und das von Frankreich abhängige Schweden. Außerdem stand die Mehrzahl der deutschen Fürsten auf Seiten Oesterreichs. Dieser Gesammtmacht gegenüber befand sich das kleine Preußen nur im Bunde mit dem zu Lande schwachen England. Innerhalb Deutschlands konnte es nur auf geringen Beistand rechnen.

Wenn in den Heerlagern der Feinde der Untergang Preußens unter den angedeuteten Umständen für unvermeidlich gehalten wurde — wer hätte deshalb die leitenden Persönlichkeiten zu weit gehender Hoffnungen beschuldigen dürfen?

Alles in Allem läßt sich in Bezug auf die innersten Beweggründe und die Ziele des drohenden Kampfes sagen: Es standen sich, ähnlich wie im Dreißigjährigen Kriege, die alte und die neue Zeit gegenüber.

Je mehr die Zahl der Gegner Friedrich's angewachsen war, um so bedrohlicher hatten sich in Wien die Absichten gegen Friedrich entwickelt. Die Krone sollte den Hohenzollern wieder vom Haupte gerissen, Friedrich auf die Würde eines Markgrafen zurückgedrängt und damit die Schirmherrschaft Preußens über den Protestantismus vernichtet werden. Die Beute war im Entwurfe bereits gleichfalls getheilt: Schlesien mit Glatz und Krossen sollte an Oesterreich, Ostpreußen an Polen (dafür Kurland an Rußland), Bremen und Verden an Dänemark, Magdeburg, Halberstadt und der Saalkreis an Sachsen, Pommern an Schweden, Belgien an Frankreich fallen. Den Kurfürsten von der Pfalz hoffte man durch das Angebot der klevisch-märkischen Lande, Holland durch ein Gebiet in Westfalen zu gewinnen. Der Doppeladler soll wieder zu voller Herrschaft über Deutschland kommen, nicht um es zu schirmen gegen das Ausland, nein, um durch die Macht über das „Reich" den nationalen Aufschwung Deutschlands zu hemmen und Oesterreichs Hausmacht auf Kosten des Deutschen Reiches weiterhin zu vergrößern! — Wieder beschwor Oesterreich eine furchtbare Gefahr über Deutschland herauf! Das Gelingen des Planes konnte eine zweite Auflage des Westfälischen Friedens, vielleicht Schlimmeres noch, zur Folge haben.

Es währte nicht lange, so ward dem Könige Kunde von Truppenzusammenziehungen in Livland und in Böhmen. Dieser Umstand mußte seine Aufmerksamkeit um so mehr erregen, als ihm bereits von dem Großfürsten Peter von Rußland, der ihm die höchste Bewunderung zollte, geheime, ihn zur Vorsicht mahnende Mittheilungen zugekommen waren. Volles Licht aber über seine Lage gaben ihm Abschriften geheim gehaltener Depeschen aus dem Dresdener Archiv, die ihm von seinem dortigen Gesandten zugingen. Diese wichtigen Papiere waren durch die Verrätherei des sächsischen Kanzleisekretärs Mentzel in die Hände des Gesandten gekommen.

Welcher andere Fürst Europa's hätte, in gleicher Lage gegenüber einer Koalition von halb Europa, hinter dem eine halbe Million Bajonette stand, nicht sofort den Rückzug angetreten, um sich durch rechtzeitige Nachgiebigkeit in einzelnen Punkten vor völliger Vernichtung zu schützen?

Nicht so Friedrich. Zum Widerstande auf Leben und Tod bereit, beschloß er sogleich, seinen Feinden, die eben noch in der Rüstung begriffen waren, auch diesmal zuvorzukommen.

Einem Sturmwinde gleich wollte er die Wolken durchbrechen, die sich von allen Seiten gegen ihn zusammenballten. Zunächst gedachte er das kornreiche Sachsen zu nehmen, dann in Böhmen einzufallen; das Andere, meinte er, werde sich finden.

Geheime Verordnung des Königs. In welchem Geiste der Held das große Wagniß begann, davon giebt ein Aktenstück Zeugniß, das jüngst erst zu Tage gekommen ist, eine geheime Instruktion an den Minister Grafen Finkenstein, die der König demselben vor Beginn des Feldzuges einhändigte, und die folgendermaßen lautet:

„1. In der gegenwärtigen schwierigen Lage muß ich Euch Befehle hinterlassen, damit Ihr in allen etwaigen Unglücksfällen zu den nöthigen Beschlüssen ermächtigt seid. Wenn es sich (was der Himmel verhüten möge!) ereignete, daß eine unserer Armeen in Sachsen geschlagen würde, oder daß die Franzosen in die Altmark oder die Russen in die Neumark einzufallen drohen, so muß die königliche Familie nebst den wichtigsten Behörden, dem Ministerium und dem General-Direktorium von Berlin weggebracht werden. Wenn wir in Sachsen in der Richtung von Leipzig geschlagen werden, so ist Küstrin der geeignetste Ort, um die königliche Familie und den Schatz hinzubringen; in diesem Falle muß die ganze Garnison sie dahin begleiten. Wenn die Russen in die Neumark einfielen, oder wenn wir ein Unglück in der Lausitz hätten, so müßte Alles nach Magdeburg gebracht werden; — der letzte Zufluchtsort endlich ist Stettin, aber dahin darf man erst im äußersten Falle gehen. Die Garnison, die königliche Familie und der Schatz sind unzertrennlich und müssen immer zusammenbleiben, ebenso wie die Krondiamanten und das große Silbergeräth, welches in einem solchen Falle zu Geld ausgemünzt werden muß."

„2. Im Fall, daß ich getödtet werde, sollen die Angelegenheiten ganz ohne die geringste Aenderung ihren Lauf behalten, und ohne daß man bemerken kann, daß sie sich in anderen Händen befinden: in diesem Falle muß man die Huldigung hier, wie in Preußen und Schlesien, beschleunigen. Wenn ich das Unglück hätte, vom Feinde gefangen zu werden, verbiete ich, daß man auf meine Person die geringste Rücksicht nehme, oder daß man im Allergeringsten auf das achte, was ich etwa aus der Gefangenschaft schreibe. Wenn mir ein solches Unglück begegnet, so will ich mich für den Staat opfern, und man soll alsdann meinem Bruder Gehorsam leisten, welchen, sowie die Minister und Generäle, ich mit ihrem Kopf dafür verantwortlich mache, daß man für meine Befreiung weder eine Provinz, noch Lösegeld anbiete, daß man vielmehr den Krieg fortsetze und alle Vortheile benutze, ganz so, als hätte ich niemals in der Welt existirt. — Ich hoffe, daß Ihr nicht nöthig haben werdet, von dieser Instruktion Gebrauch zu machen, aber im Fall eines Unglücks ermächtige ich Euch, dieselbe auszuführen, und zum Zeichen, daß dies nach reifer und klarer Ueberlegung mein fester und ernster Wille ist, zeichne ich mit meiner Hand und drücke mein Siegel darauf. Friedrich."

Diese Urkunde ist für den echt königlichen Sinn dieses Monarchen so bezeichnend, daß gegenüber dieser Größe und Erhabenheit jedes bewundernde Wort verstummt.

Der einzige nennenswerthe Verbündete, den Friedrich hatte, Georg II. von England, ließ ihn durch seinen Gesandten beschwören, nichts Feindseliges gegen Oesterreich zu beginnen, sondern die Sachen an sich kommen zu lassen. Friedrich antwortete heftig: „Glauben Sie, daß ich mir werde Nasenstüber geben lassen? Bei Gott, das werde ich nicht leiden!" An den König von England schrieb er: „Besser zuvorkommen, als sich zuvorkommen lassen." Aber den bösen Schein zu vermeiden, hielt Friedrich für gerathen. Er ließ in Wien anfragen, was die Kriegsrüstungen in Böhmen zu bedeuten hätten. Es erfolgte eine ausweichende und, nach Wiederholung der Anfrage, eine stolz abweisende Antwort. Gleichzeitig mit der letzteren empfing der König einen Bericht vom preußischen Gesandten in Dresden, dahin lautend, man beabsichtige dadurch, daß man Preußen zur Kriegsbereitschaft zwinge, in diesem Jahre schon dessen Kräfte zu einem guten Theil zu erschöpfen.

Das Kriegsjahr 1756.

Nicht im Zweifel darüber, daß, wenn der König dem von London aus gegebenen Rathe nachkomme, im nächsten Jahre dann desto sicherer der so lange und so umfassend vorbereitete Schlag ausgeführt werde, traf Friedrich entschlossen seine Maßregeln. — Dem Kurfürsten von Sachsen und dem Grafen Brühl mochte nicht ganz wohl zu Muthe sein; es lag ja für sie die Frage nahe: Wird nicht Friedrich durch Sachsen nach Böhmen einzudringen suchen? Da dies wahrscheinlich, so ward beschlossen, bei Eintritt dieses Falls sich für neutral zu erklären, dann aber, zu geeigneter Stunde, im Rücken der Preußen sich gegen diese zu erheben.

Einfall in Sachsen. Dies Gewebe von Trug und Hinterlist zerhieb Friedrich's Degen. Mit außerordentlicher Schnelligkeit sammelte er ein Heer von 67,000 Mann und rückte am 29. August 1756 in Sachsen ein. Damit war der Krieg, der später den Namen des dritten Schlesischen oder des Siebenjährigen Krieges erhalten hat, eröffnet. — Friedrich war guten Muthes. Dem Herzog Ferdinand von Braunschweig schrieb er: „Festgestanden und auf der Hut! Heiterkeit und Klugheit! und wir jagen den Teufel aus der Hölle — wenn einer drin sitzt!“ — Voltaire, der so wenig wie viele Andere wußte, was den König gezwungen hatte, das Schwert zu ziehen, hielt sich für berufen, eine poetische Epistel an Friedrich zu erlassen, in welcher er diesem das Erlöschen seines Ruhmes dafür, daß er einen blutigen Kampf heraufbeschwöre, ankündigte. Friedrich antwortete ihm in einer Gegen-Epistel, in der er sagt, auch er wünschte, sich des Glückes erfreuen zu können, das der Frieden bietet, doch gestatte strenge Pflichtforderung ihm das nicht. Er schloß mit den Worten:

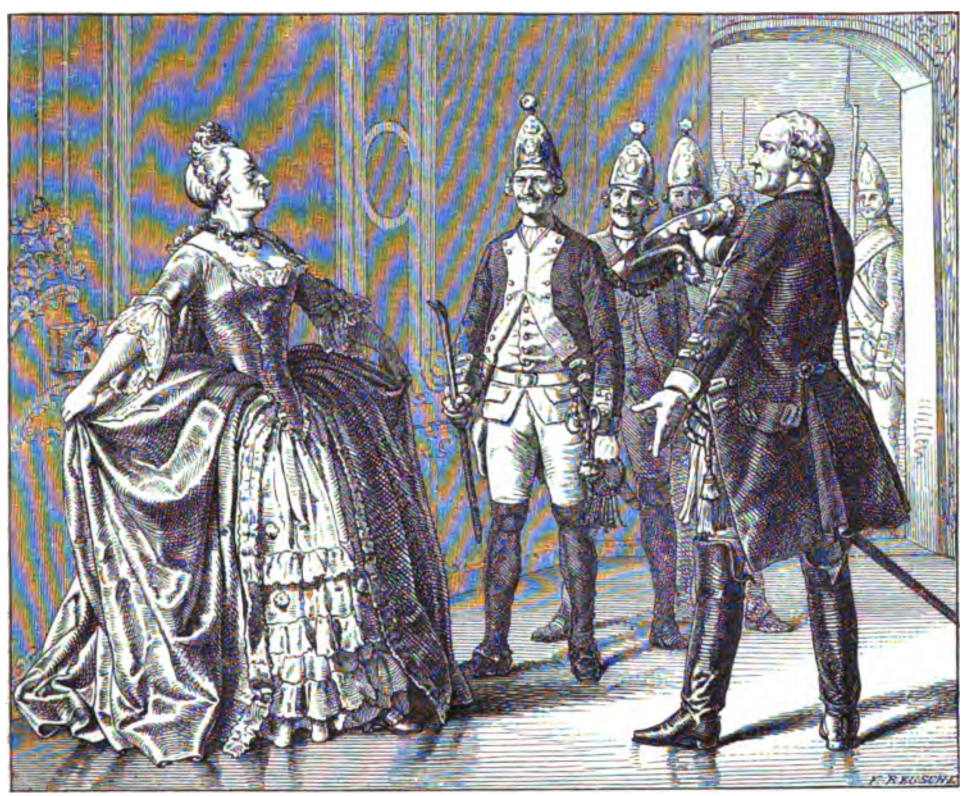
„Ich aber, Freund, berufen auf den Thron,
Ich, welchem Sturm und Ungewitter droh'n,
Muß eines Helden Ruhm erwerben,
Muß retten mich und Volk und Staat,
Muß in der Schlacht und im geheimen Rath
Als König denken, leben, sterben.“

Friedrich besetzte schnell hinter einander Wittenberg, Torgau, Leipzig und andere Städte. Die sächsischen Truppen, etwa 17,000 Mann, die in Hast zusammengerufen worden waren, bezogen an der böhmischen Grenze, unweit Pirna, ein Lager. Der Platz war zum größten Theile von einer Kette hoher, schroffer Felsen umgeben. Die wenigen Zugänge wurden durch die stärksten Verhaue gesperrt. August III. und Brühl hatten ihr Heil in der Flucht gesucht. Der Kurfürst sprach von Neutralität, jedoch war seine Hoffnung auf die anrückenden Oesterreicher gerichtet. Diese würden, meinte er, seine Truppen im Lager bei Pirna entsetzen, und er würde sich dann zunächst wieder zum Herrn seines Landes zu machen vermögen. Aber die Oesterreicher in Böhmen sammelten sich nicht so schnell, wie man wünschte und hoffte, und von dem liederlichen, in asiatischem Ueberflusse lebenden Grafen war für die Truppen dermaßen schlecht gesorgt worden, daß sie nur für fünfzehn Tage Lebensmittel im Lager hatten. So mußte befürchtet werden, daß sie, wenn nicht bald Hülfe nahte, in ihrer unzugänglichen Feste vom Hunger gezwungen werden würden, sich dem Feinde, der das Land innehatte, zu ergeben.

Friedrich war indeß am 9. September in Dresden eingezogen. Geld und Gut der Unterthanen wurden nicht angetastet, dagegen die Staatskassen und die Kriegsvorräthe in Beschlag genommen. Der König wohnte in einem Gartenhause bei Dresden, empfing Standespersonen bei sich, behandelte die zurückgebliebene Gemahlin des Kurfürsten auf das Höflichste und hielt musterhafte Manneszucht unter seinen Truppen.

Nun erschien eine Mahnschrift des Kaisers, in welcher Friedrich aufgefordert wurde, „von seiner unerhörten, höchst frevelhaften und sträflichen Empörung abzulassen.“ Dabei wußte es der Kaiser nur zu gut, daß Friedrich, obwol er der Angreifende war, dennoch nur einen Vertheidigungskrieg führte! Aber die in echt jesuitischem Sinne abgefaßte kaiserliche Mahnschrift enthielt noch etwas Anderes. Sie suchte brave Männer zu „höchst frevelhafter und straffälliger Empörung“ gegen ihren Kriegsherrn anzureizen, indem sie die preußischen Offiziere aufforderte, ihren „gottlosen Herrn zu verlassen.“

Nun wagte es auch noch der Reichstag zu Regensburg, der längst jegliche Bedeutung verloren hatte und nur noch ein Gespenst war — lagen doch im Reichsgericht im Jahre 1672 nicht weniger als 61,233 unerledigte Prozesse aufgehäuft — den König vor sich zu laden, um ihn als Friedensstörer zur Verantwortung zu ziehen. Diesen Beschluß ließ er dem preußischen Gesandten daselbst, Freiherrn von Plotho, zustellen. Der kaiserliche Notar Aprill, der mit der Ueberreichung betraut war, kam übel weg. Hören wir ihn selbst aus seinem Bericht, den er über seinen Empfang bei Plotho dem Reichstage abstattete.



Die Königin-Kurfürstin vor dem Zugang zum geheimen Archive. Nach Camphausen.

„.... Nachdem Citatio fiscalis Ihme Freih. v. Plotho zu Gesicht selbst gekommen, solche von demselben selbst eingesehen, gelesen und vernohmen worden, hatte Sr. Exz. sich anfänglich verfärbet und kurz hernach etwas mehreres entzündet, bald darauf aber, da er mit attention die Citationem fiscalem eingesehen und betrachtet, seynd Sr. Exz. Freih. v. Plotho in einen heftigen Zorn und Grimm gerathen, also zwar, daß dieselben Sich nicht mehr stille zu halten vermöget, sondern mit zitternden Händen und brennendem Angesicht beede Arme in die Höhe haltend gegen mir aufgefahren, dabei aber die fiskalische Citation nebst dem opponendo annoch in seine rechte Hand haltend in diese Formalia gegen mich ausgebrochen: Was, du Flegel, insinuiren? Ich antwortete hierauf: Dieses ist mein Notariat Ambt, deme ich nachkommen muß. Dessen aber ungeachtet fallete mich der Freih. von Plotho mit allem Grimme an, ergriffe mich bei denen vorderen Theilen meines Mantels, mit dem Vermelden: Willst du es (nehmlich die ihme von mir insinuirte und noch in seiner Hand gehabte Citationem fiscalem) zurücknehmen? Da ich mich nun dessen geweigert, stoßete und schube er sothane Citation nebst dem opponendo Vorwärts zwischen meinen Rock mit aller Gewalt hinein, und da er mich annoch bei dem Mantel haltend zum Zimmer

31*

hinausgedrucket, ruffete er zu denen zweien vorhanden gewesenen Bedienten: Werfet ihn über den Gang hinunter!" ... Dies zugleich als Probe des damals üblichen Reichs- und Kurialstiles.

Wir sind berechtigt, den allgemein geltenden Satz: „Der Stil ist der Mensch" in den zu erweitern: Der Stil, den jene Probe an sich trägt, ist der Regensburger Reichstag in seiner dermaligen Verfassung! In der That stand derselbe bei dem deutschen Volke in solcher Mißachtung, daß die leidenschaftliche Handlung, zu der der preußische Gesandte sich von seiner Begeisterung für seinen König hinreißen ließ, in den weitesten Kreisen belobt und bejubelt ward.

Nun beschloß Friedrich, vor aller Welt klarzulegen, welche Ränke gegen ihn gesponnen worden seien, und daß einzig und allein die Pflicht der Selbsterhaltung ihn zu dem gethanen Schritte gezwungen habe. Der General Wylich empfing von ihm den Befehl, sich des sächsischen Archivs, das sich auf dem königlichen Schlosse befand, zu bemächtigen. — Als die Kurfürstin von dem Vorhaben Kunde empfing, eilte sie herzu und suchte mit ausgebreiteten Armen und mit ihrem Reifrocke den Zugang zum Archive der geheimen Kanzlei zu decken. General Wylich ließ sich vor der Fürstin auf seine Kniee nieder und beschwor sie, nachzugeben, da er den gemessensten Befehl habe, sich unter allen Umständen des Archivs zu bemächtigen. Da wich die Kurfürstin, und die gewünschten Schriftstücke fielen in die Hand des Königs. Sie wurden von Friedrich's Bevollmächtigtem, dem späteren Minister von Herzberg zusammengestellt und unter dem Titel: „Denkschrift über die gefährlichen Beschlüsse des sächsischen und österreichischen Hofes gegen Preußen" veröffentlicht. Nun konnte ein Jeder, der sehen wollte, sehen, auf welcher Seite der „Frevel" lag. —

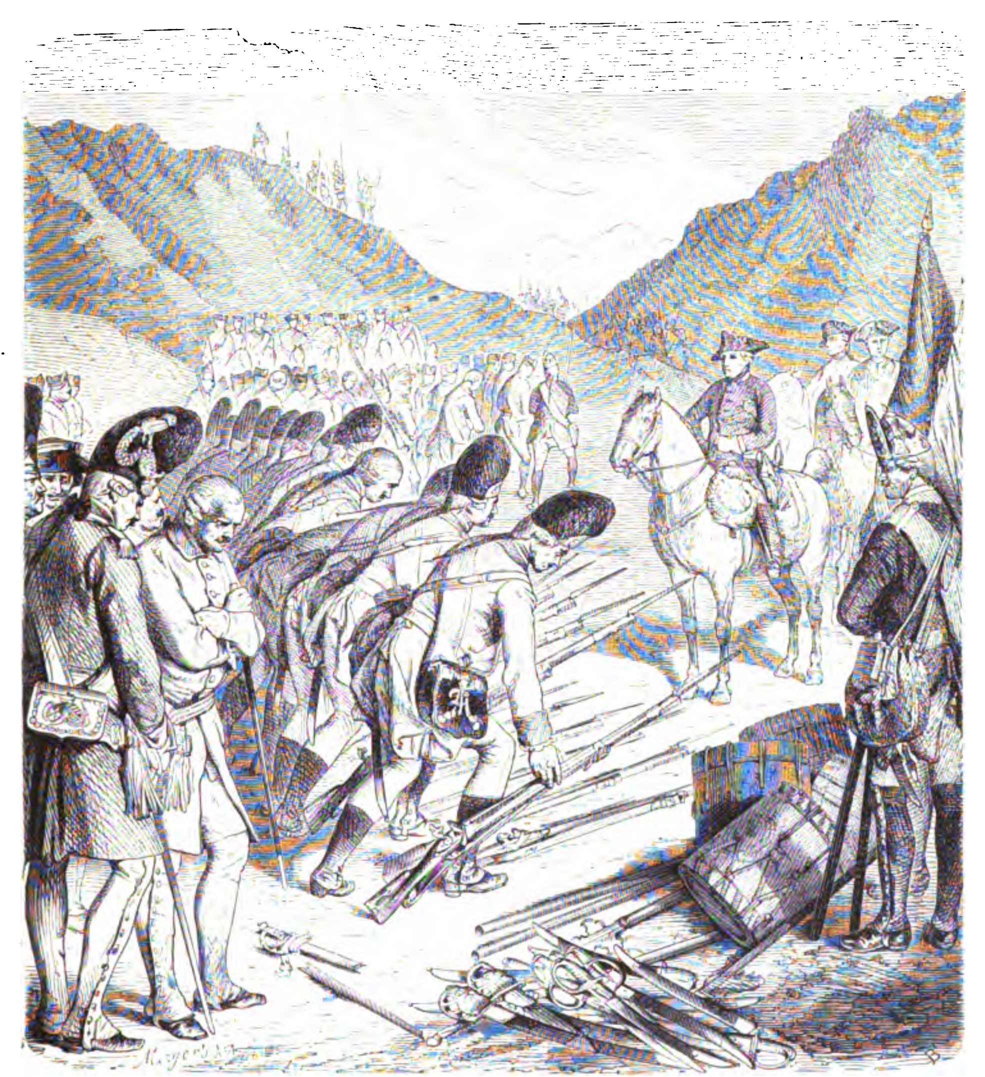
Indeß war Tag auf Tag vergangen, und die Oesterreicher rückten unter Feldmarschall Brown der sächsischen Grenze zu. Friedrich's Bemühungen, von August III. nicht ein leeres Versprechen, sondern die Sicherheit der strengsten Neutralität zu erlangen, hatten zu keinem Ergebniß geführt. August saß auf der Festung Königstein geborgen und praßte dort mit Brühl an reichbesetzter Tafel, während seine Truppen und Pferde, den Unbilden der Witterung ausgesetzt, bereits mit halber Tagesnahrung vorlieb nehmen mußten. „Noch einige Tage", tröstete Brühl, „und unsere Truppen werden durch die Oesterreicher erlöst sein!"

Die Sachsen, obwol unthätig in ihrem Lager, störten doch den König in seinen Unternehmungen ungemein, insofern sie ihn festhielten, ihm also Zeit raubten. Sie im Rücken zu wissen, hielt er für bedenklich, und so harrte er von Tag zu Tag auf ihre Waffenstreckung.

Sieg bei Lowositz. Nun langte die Nachricht zu ihm: die Oesterreicher rücken an! Auf diese Nachricht hin übergab der König dem Markgrafen Karl von Schwedt das Kommando über das Belagerungsheer und marschirte selbst an der Spitze eines starken Heerestheiles dem Feinde entgegen. Schon am nächsten Morgen (1. Oktober 1756) trafen die Armeen bei dem böhmischen Städtchen Lowositz auf einander. Friedrich befehligte 24,000 Mann, Brown 34,000 Mann. Der Nebel war so stark, daß die Schlacht erst am Nachmittage begonnen werden konnte. Beide Feldherren trafen ihre Anordnungen vorzüglich, und auch die Truppen auf beiden Seiten fochten mit Tapferkeit und Unerschrockenheit. Als aber endlich die Preußen, nachdem sie Pulver und Blei verschossen hatten, mit gefälltem Bajonett sich dem Feinde entgegenwarfen, begann dieser zu weichen; nach kurzer Zeit war der Sieg errungen. Brown zog sich in leidlich guter Ordnung zurück. Der Widerstand der Oesterreicher war so hartnäckig gewesen, daß Friedrich's Krieger ausriefen: „Das sind die alten Oesterreicher nicht mehr!" wogegen man unter den Oesterreichern den Ausspruch hörte: „Wir haben die alten Preußen wiedergefunden!" Friedrich schrieb an den Feldmarschall Schwerin, der bereits von Schlesien aus in Böhmen eingedrungen war und dort eine feste Stellung genommen hatte: „Nie haben meine Truppen solche Wunder der Tapferkeit gethan, seitdem ich die Ehre habe, sie zu kommandiren."

Mit diesem Siege war den sächsischen Truppen, die infolge der Entbehrungen bereits auf 14,000 Mann zusammengeschmolzen waren, die Hoffnung auf Entsatz abgeschnitten. Ein Versuch, sich durchzuschlagen, wurde durch die Wachsamkeit der Preußen vereitelt.

Drei Tage harrten sie noch ohne Nahrung und bei dem schauerlichsten Unwetter unter freiem Himmel aus, dann ergaben sie sich dem Könige als Kriegsgefangene. Friedrich ließ unter die Gefangenen sogleich Brot vertheilen und lud die Generäle zur Tafel. Die sächsischen Offiziere gaben ihr Ehrenwort, während dieses Krieges nicht mehr gegen Preußen zu kämpfen, und wurden darauf nach Hause entlassen, die Gemeinen dagegen dem preußischen Heere eingereiht, eine Maßregel, die gar üble Folgen hatte, da der größere Theil von ihnen bei günstiger Gelegenheit die Fahne verließ.



Waffenstreckung der Sachsen bei Pirna. Zeichnung von Ludw. Burger.

August III. begab sich nach Polen. Die preußischen Truppen bezogen Winterquartiere in Sachsen, während Schwerin mit seiner Armee nach Schlesien, Brown nach Böhmen sich zurückzog. Friedrich, der jetzt Sachsen förmlich in „Verwahrsam" genommen hatte, wohnte in Dresden und lebte nach gewohnter Weise, indem er für sein Land und sein durch 16,000 sächsische Rekruten verstärktes Heer sorgte und sich in seinen Mußestunden an Kunst und Wissenschaft erquickte. — So erwartete er das Jahr 1757, in welchem der gegen ihn beschlossene Sturm zum Ausbruch kommen sollte.

Das Kriegsjahr 1757.

Nicht weniger als 430,000 Krieger standen im Frühjahr 1757 gegen Friedrich unter Waffen. Er dagegen hatte mit der allergrößten Anstrengung nur etwa 200,000 Mann aufzubringen vermocht, von denen indeß ein sehr großer Theil als Besatzung der festen Orte des Staates verwandt werden mußte. Sein heroischer Muth den Feinden gegenüber, die ringsum in Ueberzahl ihre Streitkräfte gegen sein nach allen Seiten hin offenes Land schoben, gemahnt an das Beispiel der Griechen, die einst furchtlos den Kampf gegen die hundertfach größeren Scharen des Xerxes aufnahmen. Die Franzosen überschritten 100,000 Mann stark den Rhein. Den 10,000 Schweden im Norden hatte Friedrich nur 4000, dem 100,000 Mann starken russischen Heere im Osten nur 14,000 Mann entgegenzustellen.

Auf dem Reichstage zu Regensburg war die Reichsacht gegen Friedrich ausgesprochen und der Beschluß gefaßt worden, eine Exekutionsarmee von 32,000 Mann gegen ihn marschiren zu lassen. Als Grund ward vorgeschützt, Friedrich habe den Westfälischen Frieden verletzt.

Der König beschloß, sich mit seiner Hauptmacht zunächst auf die Oesterreicher zu werfen, und, falls der Erfolg ein für ihn günstiger sei, sich unmittelbar darauf, je nachdem die Nothwendigkeit es erfordere, gegen die Franzosen oder gegen die Russen zu wenden. Die von ihm getroffenen Anstalten erweckten den Schein, als beabsichtige er sich in Dresden zu befestigen. Plötzlich aber brachen die Preußen in vier Heeresabtheilungen, gleich vier reißenden Strömen, durch die Gebirge in Böhmen ein, erbeuteten beträchtliche Vorräthe des Feindes und trafen am 6. Mai vor Prag mit ihm zusammen.

An Stelle des einsichtigen Brown führte jetzt wieder der Bruder des Kaisers, der Prinz Karl von Lothringen, den Oberbefehl über das österreichische Heer in Böhmen. Karl zog schleunig seine Truppen zusammen und nahm auf steilen Bergen bei Prag eine feste Stellung. Der österreichische Feldmarschall Daun sammelte inzwischen ein zweites Heer in Mähren. Da nun schon das böhmische Heer den Preußen an Zahl (die Stärke der Preußen betrug 64,000, die der Oesterreicher 72,000 Mann) überlegen war, so wollte Friedrich nicht unthätig liegen bleiben, bis nun auch noch Daun heranrückte, sondern er beschloß, den Erzherzog Karl sogleich anzugreifen, ein Plan, in dem er von seinem Lieblinge, dem kühnen General von Winterfeldt, bestärkt wurde. Auch Schwerin stimmte bei, nur wollte es ihm nicht gut dünken, den Angriff noch an demselben Tage, ja schon in derselben Stunde, auszuführen; die preußischen Truppen seien ermüdet, sagte er, die Oesterreicher dagegen vollständig ausgeruht. Friedrich entgegnete: „Frische Fische, gute Fische!“ und wollte von Aufschub nichts hören. Da drückte sich der greise Feldmarschall Schwerin, wie es seine Gewohnheit war, den Hut in die Augen und sagte: „Soll und muß denn heut geschlagen werden, so will ich den Feind gleich hier angreifen, wo ich ihn sehe!“

Schlacht bei Prag. Damit sprengten er und Winterfeldt auf den linken Flügel, und die Schlacht nahm ihren Anfang. Leider hatte man einige entwässerte und mit Hafer besäete Teiche als passirbaren Boden angesehen. Dem von den Feldherren entworfenen Plane gemäß sollte nun der linke Flügel der Preußen hier vorrücken, was — eben wegen der schlechten Bodenbeschaffenheit — außerordentlich langsam von statten ging und den Truppen, die aus einer Reihe von Batterien bestrichen wurden, ungeheure Verluste bereitete. — Indeß war der Kampf auch auf anderen Orten entbrannt, der Kampfruf, das Knattern der Gewehre und das Donnern der Geschütze erschütterte die von Staub und Pulverdampf erfüllte Luft. Auf beiden Seiten rang man mit höchster Anstrengung um die Palme des Sieges; der Tod hielt eine reiche Ernte. Dem österreichischen Feldmarschall Brown wurde das rechte Bein durch eine Kanonenkugel zerschmettert, Winterfeldt, von einer Kugel am Halse getroffen, stürzte wie todt vom Pferde, Prinz Karl von Lothringen war von einem Brustkrampfe befallen worden.



Schwerin bei Prag.

Schwerin's Heldentod. Jener Marsch durch die schlammigen Teichäcker hatte den von Schwerin geführten Heerestheil zu sehr gelichtet, er begann zu wanken. Schwerin sprengte herzu, als eben der verwundete Winterfeldt, aus dessen Halswunde das Blut rieselte, sich wieder aufgerafft hatte, gab diesem sein einziges noch übriges Handpferd, riß in jugendlichem Feuereifer dem Stabskapitän von Rohr, der eine Fahne ergriffen hatte, um die Wankenden zum Stehen zu bewegen, diese aus der Hand und wandte sich, die Seinen

mit lautem Zuruf zur Nachfolge anfeuernd, aufs Neue gegen die Tod und Verderben speienden Feuerschlünde des Feindes. Da ward der dreiundsiebzigjährige Held von fünf Kartätschenkugeln durchbohrt und sank — das Gesicht mit der Fahne bedeckt — todt vom Pferde.

Aber schon nach wenigen Minuten flatterte die blutgetränkte Fahne wieder über den Häuptern der Preußen, und sie drangen, um den Tod des Führers zu rächen, nun mit um so größerem Ungestüm vorwärts. General Fouqué hatte die Führung des linken Flügels übernommen. Da ward ihm von einer Kartätschenkugel der Degen zerschmettert und er dadurch zugleich an der Hand verwundet. Ein mit dem Tode ringender Offizier reichte ihm mit letzter Anstrengung seinen Degen. Fouqué ließ sich diesen an seine Hand binden und behielt das Kommando. Des Königs Bruder Heinrich führte die Seinen gegen eine Batterie vor. Sie stießen auf ein Wasser, das den Grenadieren zum Durchschreiten zu tief zu sein schien. Prinz Heinrich, der von Person klein war, sprang, den Degen in der Faust schwingend, in das Wasser und rief: „Keiner ist unter euch, der nicht wenigstens einen Kopf größer ist als ich, und wo mir das Wasser bis an den Kragen geht, reicht es Vielen von euch noch nicht an die Hosenschnalle. Gewehr und Patronentasche hochgehalten und mir nachgefolgt!“ Das Wasser wurde durchwatet, und in kurzer Zeit befand sich die Batterie in den Händen der Preußen.

Herzog Ferdinand von Braunschweig trieb indeß den Feind von Berg zu Berg und eroberte hinter einander sieben Schanzen. Doch immer noch schwankte die Entscheidung. Da entdeckte des Königs scharfes Auge eine Lücke im Centrum des Feindes. An der Spitze dreier Bataillone drang er nun unter dem furchtbarsten Kugelregen vor. Die feindliche Armee ward durchbrochen, die Trümmer derselben retteten sich zum Theil nach Prag.

Die Oesterreicher verloren an Todten, Verwundeten und Gefangenen 13,000 Mann, außerdem die Kriegskassen, 60 Kanonen und eine Anzahl Fahnen.

Aber der Sieg war theuer zu stehen gekommen. „Die Schlacht bei Prag“, sagt Friedrich in seiner Geschichte des Siebenjährigen Krieges, „war eine der mörderischsten des Jahrhunderts — eine wahre Heroenschlacht.“ Zwölftausend Mann seiner Kerntruppen lagen todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde. Der Tod Schwerin's allein galt dem König so viel als ein Verlust von 10,000 Mann. „Sein Tod machte die Lorbern des Sieges verwelken.“ Nach der Schlacht fand der Prinz Heinrich seinen königlichen Bruder zur Seite des Weges auf einem erhöhten Rasenstücke sitzend; mit Thränen in den Augen sagte ihm der König: „Schwerin ist todt!“

Die Leiche Schwerin's ward nach dem Erbbegräbniß der Familie bei Schwerinsburg in Pommern geführt. „Auch in des Feindes Land“, erzählt J. Kutzen, „blieb Schwerin, da er durch seine Mannszucht und Menschenliebe des Krieges Drangsale gar oft gemildert, ein hochgeachteter und gesegneter Heldenname, und wir kennen die Huldigung, womit einst Kaiser Joseph II. bei einer Revue sein Andenken feierte und dadurch der Stelle seines Todes gewissermaßen selbst beim Gegner eine dauernde Weihe verlieh. „Sechs Grenadierbataillone“, erzählt ein österreichischer Offizier und Mitkämpfer des Siebenjährigen Krieges, „schlossen einen Kreis um den Monarchen, auf dessen Befehl der General Nugent eine dreimalige Generaldecharge aus dem kleinen Gewehr und der Artillerie machen ließ, wobei der Kaiser Joseph jedesmal den Hut, zum Zeichen der Achtung für den verewigten Helden, abnahm.“

Umschließung Prags. Friedrich schloß nun ohne Verzug Prag ein und sandte noch am Abende des Schlachttages zu dem Prinzen Karl einen Parlamentär, der denselben im Namen des Königs zur Uebergabe aufforderte. Der Prinz wies ihn an den schwer verwundeten Brown, und dieser gab die Antwort: „Der Kommandant hoffe, durch gute Vertheidigung der Stadt sich die Achtung des Königs zu verdienen.“ Die Besatzung der Stadt betrug über 50,000 Mann. Dennoch rechnete der König darauf, dieselbe in kurzer Zeit kriegsgefangen zu machen. Da die Oesterreicher in der Stadt indeß sicherer noch, als

es von Seiten der Sachsen bei Pirna geschehen war, auf baldigen Entsatz hofften, zumal sie wußten, Daun, der bereits gegen 60,000 Mann um sich geschart hatte, stehe in der Nähe, so ertrugen sie alle Entbehrungen mit seltener Ergebung. Indeß verging Tag für Tag, und mit jedem Tage gestaltete sich die Sache des Königs ungünstiger. Daun zog fortgesetzt neue Truppentheile an sich, und von Westen her rückte das starke französische Heer näher. Friedrich mußte ein Vereinigung beider Heere um jeden Preis zu verhindern suchen. Er beschloß demnach, zunächst gegen Daun vorzurücken und sich mit diesem zu messen.



Friedrich nach der Schlacht bei Kolin. Zeichnung von Ludw. Burger.

Gelang es ihm, Daun zu schlagen, so war auf die augenblickliche Uebergabe Prags sicher zu rechnen, und dem Könige stand dann Oesterreich offen.

Bei Kolin. Im Osten von Prag, an der Elbe, liegt das böhmische Dorf Kolin. Hier traf Friedrich auf Daun, dessen Heer dem seinigen an Zahl um das Doppelte überlegen war. Der Angriff wurde am 18. Juni vom König beschlossen und ging nach einem vortrefflichen Plan vor sich. Schon waren entschiedene Vortheile errungen, so daß Daun bereits an den Rückzug dachte. Da wandte sich plötzlich das Glück des Tages. Nicht ein Abgehen des Königs von seinem ursprünglichen Schlachtplane, wie merkwürdigerweise bis in die neueste Zeit angenommen worden ist, sondern Bodenhindernisse (der König hatte über die

Beschaffenheit einiger Feldmarken unrichtige Nachrichten empfangen) bewirkten, daß die Stellung der preußischen Heerestheile zu ihren Ungunsten verändert werden mußte.*)

Als der Feldmarschall Daun dies bemerkte, hatte er kurz vorher einen Zettel an die Unterbefehlshaber gesandt, mit dem Befehl zum Rückzuge. Schnell sprengten nun Reiter nach allen Seiten, um die Order aufzuhalten und den Führern den Befehl zu einem allgemeinen Angriffe zu überbringen.

Was konnte aller Heldenmuth der Preußen helfen, die sich in schlechten Stellungen einem an Zahl überlegenen Feinde gegenüber befanden! Siebenmal läßt Friedrich die Reiterei gegen die Oesterreicher anstürmen, siebenmal wird der Angriff abgeschlagen. Ueberall beginnen die Reihen zu wanken, über die Leichen dringt der Feind vor. Der König wirft sich den Weichenden entgegen, etwa 40 Mann scharen sich um ihn, bereit, mit ihm gegen eine Batterie vorzugehen. Alles wird niedergestreckt, nur Friedrich und sein Adjutant sind noch übrig. Der König hat nicht Acht darauf, bis sein Adjutant ruft: „Sire, wollen Sie denn die Batterie allein nehmen?“ — Friedrich hält sein Roß, sieht durch das Fernrohr nach der Schanze und reitet darauf langsam zurück. — Die Schlacht ist verloren, 14,000 Preußen — fast die Hälfte des preußischen Heeres — decken das Schlachtfeld. Dennoch wagen es die Oesterreicher nicht, den sich zurückziehenden Feind zu verfolgen.

Zum ersten Male hatte hier Friedrich auf seiner Feldherrnlaufbahn während dreier Kriege eine Schlacht verloren; es läßt sich ermessen, mit welcher Wucht dieser Verlust auf die Seele des Königs fiel. In dem Dorfe Nimburg wurde Halt gemacht, um die Pferde zu tränken. Da trat ein alter Kriegsmann zu Friedrich, reichte ihm in seinem Hute einen aus einem Pferdeeimer geschöpften kühlen Trunk und sprach treuherzig: „Trinken Eure Majestät, und lassen Sie Bataille Bataille sein! Es ist nur gut, daß Sie leben; unser Herrgott giebt uns schon wieder einen Sieg.“ Am Abend fanden die Offiziere den König auf einer Brunnenröhre sitzend, indem er, in tiefes Nachdenken versunken, Figuren in den Sand zeichnete. Niemand wagte ihn anzureden. Endlich ermannte er sich, stand auf und traf die nothwendigen Anordnungen. Als der Rest seiner Garde vorbeimarschirte, brachen ihm Thränen aus den Augen. „Kinder“, sagte er, „Ihr habt heut einen schlimmen Tag gehabt.“ — „Leider!“ war die Antwort, „wir sind nicht gut geführt worden.“ — „Habt nur Geduld, Kinder“, erwiederte der König, „ich werde Alles wieder gut machen!“

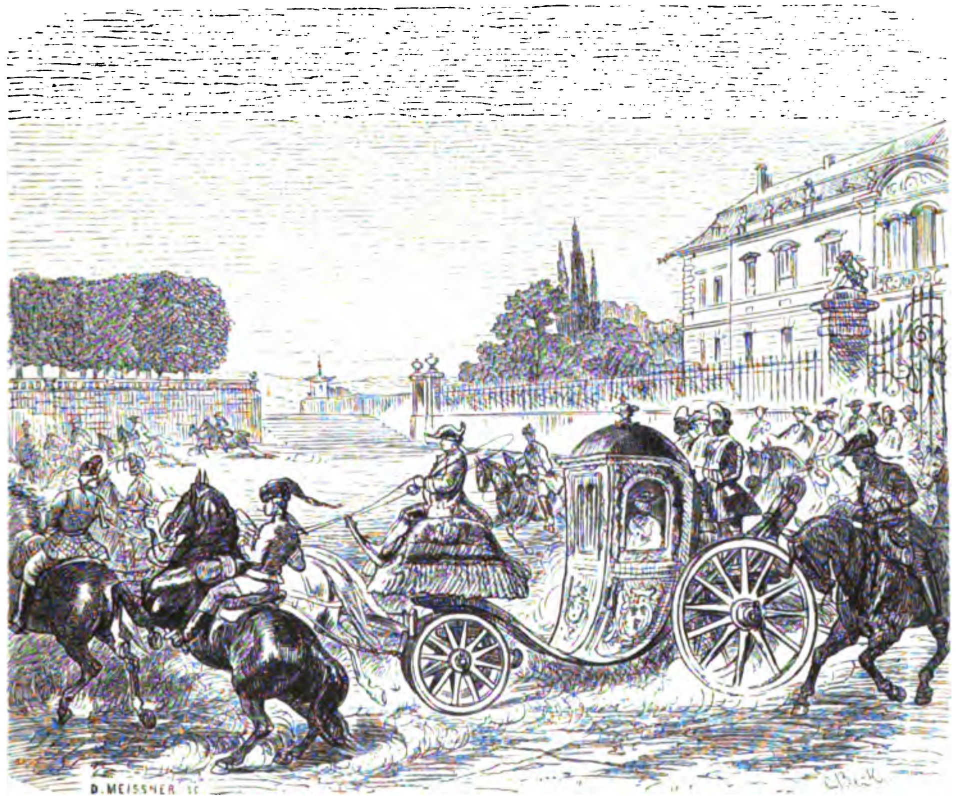
Friedrich hatte eine schwere Einbuße erlitten. Wäre er als Sieger aus dem Kampfe hervorgegangen, so hätte er auch weiter angriffsweise verfahren können, um eine zu starke Vereinigung feindlicher Kräfte zu verhindern: jetzt mußte er sich in der Hauptsache vertheidigungsweise verhalten, so daß die schon an Truppenzahl so mächtigen Gegner auch noch in dieser Beziehung im Vortheil waren. — Die Belagerung Prags mußte Friedrich aufheben; er blieb aber noch eine Zeit lang in Böhmen, um Daun, der sich inzwischen mit dem Prinzen Karl vereinigt hatte, eine zweite Schlacht anzubieten. Erst als Daun sich auf eine solche nicht einlassen wollte, zog sich Friedrich nach Sachsen zurück. Durch falsche Anordnungen einzelner Heerführer erlitt das Heer auf dem Rückzuge noch empfindliche Verluste.

Auch bei Friedrich bewährte sich das Sprüchwort: „Ein Unglück kommt selten allein!“ Vier Tage nach der unglücklichen Schlacht bei Kolin starb des Königs von ihm so hoch verehrte Mutter. Auch von den Kriegsschauplätzen liefen weitere trübe Nachrichten ein. Der Feldmarschall von Lehwald, der in Preußen gegen die Russen operirte, hatte es gewagt, sich mit seinen 25,000 Mann dem 60,000 Mann starken russischen Heere entgegenzuwerfen. Am 30. August war es bei Groß-Jägerndorf, unweit Welau, zur Schlacht gekommen, und Lehwald war mit großem Verlust zurückgeworfen worden. Er hatte 5000 Mann, die Russen allerdings 10,000 Mann verloren. — Eine tödliche Krankheit der Kaiserin Elisabeth veranlaßte

*) Professor J. Kutzen hat sich das Verdienst erworben, durch seine Schriften: „Der Tag von Kolin“, „Ueber die vermeintliche Schuld Friedrich's des Großen an dem Verlust der Schlacht von Kolin“ und „Aus der Zeit des Siebenjährigen Krieges“ jene falschen Annahmen berichtigt zu haben.

indeß den Petersburger Hof, die Hauptmacht des russischen Heeres zurückzurufen, so daß General von Lehwald sich nach Pommern wenden konnte, in das die Schweden, 22,000 Mann stark, eingefallen waren. Auch von Westen her kam eine Unglücksbotschaft. Den an der Weser stehenden deutsch-englischen Hülfstruppen hatte am 26. Juli die französische Westarmee bei Hastenbeck eine Niederlage beigebracht.

Der größere Theil des preußischen Heeres war in Schlesien zurückgeblieben. Beim Abschiede von diesem Heerestheile hatte der König sein Pferd noch einmal umgewandt, den General von Winterfeldt umarmt und gesagt: „Bald hätte ich vergessen, Ihm Seine Instruktion zu geben. Sie ist kurz: Erhalte Er sich mir!"



Auffahrt des Prinzen von Soubise in Gotha. Zeichnung von A. Beck. (Zu S. 252.)

Und jetzt kam die Nachricht: Eine Abtheilung der Preußen sei am 8. September bei Moys von einem österreichischen Heerhaufen geschlagen worden, und Winterfeldt habe während des Treffens eine Wunde empfangen, der er in der Nacht darauf in Görlitz erlegen sei. — „Wider die Menge meiner Feinde", rief Friedrich unter Thränen, „werde ich Mittel finden; wer aber schafft mir einen Winterfeldt wieder!"

Die Preußen waren entmuthigt, die Feinde fühlten sich des besten Erfolges sicher.

Dennoch sahen die Soldaten den König um diese Zeit wohlgemuth, vernahmen wol auch, nach gewohnter Weise, hier und da ein Scherzwort von ihm; seine vertrautesten Freunde aber wußten, wie trübe es in seiner Brust aussah, ja, sie zitterten für sein Leben, da es ihnen bekannt geworden war, er trage ein schnell tödtendes Gift bei sich, und daß er die Aeußerung gethan hatte, den Sturz seines Vaterlandes, wenn dieses Unglück eintreten sollte, nicht überleben zu wollen. In einem damals entstandenen Gedicht von ihm an d'Argens, einen der liebenswürdigsten und treuesten seiner Umgangsgenossen, heißt es:

„Leb' wohl, d'Argens! In diesem Bilde siehst
Du meines Todes Ursach'. Denke nicht,
Ich bitte dich darum, daß aus dem Nichts
Des Grabes ich nach Götterwürde dürste.
Die Freundschaft fordert Eines nur von dir:
So lang' hienieden noch des Himmels Fackel
Die Tage dir erhellt, indeß ich ruhe,
Und wenn der Frühling neu erscheint und dir
Aus reichem Schoße holde Blumen beut,
Dann jedesmal mit Myrten und mit Rosen
Sollst schmücken du mein Grab."

Die Poesie bewahrte ihn vor völliger Verzweiflung. „Sie war das Gegengift, das er bei sich trug." Mit ihrer Hülfe rang er sich wieder empor aus seiner von Trübsinn umnachteten Stimmung. Am Schlusse eines erst vor wenigen Jahren bekannt gewordenen Aufsatzes, den er um jene Zeit verfaßte, heißt es: „Ich zweifle nicht, daß es in der Welt viel gescheidtere Leute giebt, als ich bin; ich habe in hohem Grade die Ueberzeugung, daß ich von Vollkommenheit weit entfernt bin. Aber wenn es sich um Liebe zum Vaterlande, um Eifer für seine Erhaltung und seinen Ruhm handelt, so gehe ich darum mit der ganzen Welt einen Wettkampf ein, und diese Gefühle werde ich bis zum letzten Hauche meines Lebens bewahren."

Friedrich Wilhelm von Seydlitz. Bei Kolin hatte sich der Reiteroberst Friedrich Wilhelm von Seydlitz ausgezeichnet, und der König beförderte ihn zwei Tage darauf zum Generalmajor. Auf den Glückwunsch Zieten's erwiederte Seydlitz lächelnd: „Wenn etwas aus mir werden soll, so war es Zeit, denn ich bin schon sechsunddreißig Jahre alt!" Dieser ausgezeichnete Reiterführer, den wir weiterhin im Kriege eine hervorragende Rolle werden spielen sehen, galt schon als siebenjähriger Knabe für einen verwegenen Reiter. In einem vierzehnten Lebensjahre wurde er von dem Markgrafen Friedrich von Schwedt, der als tollkühner Reiter und Jäger bekannt war, als Page angenommen, und nun suchten Herr und Diener einander durch Wagnisse aller Art zu überbieten. Die unbändigsten Pferde, selbst eingefangene Hirsche wurden bestiegen; man reizte die vor den Wagen gespannten Pferde zum Durchgehen, um sich zu üben, während des Durchgehens aus dem Wagen zu springen, ritt durch die sausenden Flügel einer Windmühle, sprengte über Gräben und Zäune. Uebungen dieser Art machten den jungen Seydlitz zum gewandtesten Reiter und entwickelten in ihm Geistesgegenwart und Todesverachtung in hohem Maße. Im ersten Schlesischen Kriege trat er, 21 Jahre alt, als Kornet in ein Kürassierregiment. Nach Abschluß des Friedens that er bei Gelegenheit einer Truppenschau in Berlin die Aeußerung: ein Reiteroffizier dürfe sich in allen Fällen erst nach Verlust seines Pferdes gefangen geben. Der König hatte diese Worte gehört. Als der Zug nun auf der Schloßbrücke angekommen war, ließ der König die Zugbrücke aufziehen und sagte: „Nun wäre Er ja doch mein Gefangener. Was wird Er nun machen?" — „Ich?" entgegnet Seydlitz, reißt sein Pferd herum, giebt ihm die Sporen und setzt über das Brückengeländer hinab in die Spree. Dann lenkt er das Pferd nach einer der Auffahrten des Zeughauses. Friedrich empfängt den unversehrt im Galopp vor ihm Erscheinenden mit den Worten: „Da hat Er sich gut herausgezogen, Herr Rittmeister; ein anderes Mal aber sei Er vorsichtiger — habe Ihn nöthig!" Er wurde nun als Rittmeister bei den weißen Husaren eingestellt. — Nach Kolin hatte ihn der König, wie bemerkt, zum Generalmajor erhoben, und wir werden ihn in seiner neuen Stellung bald Rühmliches vollbringen sehen.

Seydlitz in Gotha. Der König hielt es in Anbetracht der Lage für geboten, sich zunächst gegen das durch die Reichsarmee verstärkte französische Heer zu wenden. Der schneidige Seydlitz mit 1500 Reitern bildete die Vorhut. In Gotha waren 10,000 Franzosen mit ihrem Heerführer, dem Prinzen von Soubise, und der gesammten Generalität eingerückt. Auf dem Schlosse hatte man die großartigsten Vorbereitungen getroffen, die fremden hohen Gäste fürstlich zu bewirthen. Es sollte eine große Galatafel stattfinden, und Marschall

Soubise nebst der französischen Generalität bereiteten sich zur großen Auffahrt vor. Da erschien plötzlich Seydlitz mit seiner kleinen Reiterschar vor den Thoren der Stadt. Die Franzosen glaubten, Friedrich sei mit seiner ganzen Truppenmacht im Anzuge und ergriffen über Hals und Kopf die Flucht, so daß Seydlitz und seine Offiziere mit aller Gemüthsruhe die angerichtete prächtige Mahlzeit verzehren konnten. Die Flucht ward so eilig bewerkstelligt, daß die Preußen nur wenige französische Soldaten zu Gefangenen machten, aber eine große Zahl von Kammerdienern, Köchen, Haarkräuslern, Buhlerinnen und Schauspielern, wie auch ganze Kisten voll wohlriechender Wasser und Pomaden, desgleichen eine bedeutende Menge von Pudermänteln, Haarbeuteln, Sonnenschirmen, Schlafröcken und Papageien fiel ihnen zu ihrem nicht geringen Ergötzen in die Hände. Da sähe man, schrieb der König, der dieses kühne Reiterstück hoch aufnahm, daß die Fähigkeit und Entschlossenheit eines Führers im Kriege mehr entscheide, als eine bedeutende Truppenzahl. Seydlitz hielt es indeß doch für nothwendig, um Verstärkung zu bitten, da, wie er hinzufügte, ein Handstreich dieser Art schwerlich zweimal gelingen möchte.

Die Kroaten in Berlin. Inzwischen war von dem Kroatengeneral Habik ein Streifzug nach Berlin ausgeführt worden. Doch mochten ihm in Betreff seines Wagnisses wohl berechtigte Bedenken gekommen sein, da er in Berlin nur so lange weilte, bis er von der Stadt eine Brandschatzung von 200,000 Thalern eingezogen, und schon am nächsten Tage wieder abzog, so daß es dem Könige nicht gelang, ihn von dem Hauptheere abzuschneiden. Friedrich wandte sich hierauf wieder gegen Soubise, der inzwischen näher gerückt war, und dessen Heer in Sachsen so furchtbar zu hausen begonnen hatte, als befände es sich in Feindesland. Was man nicht mitzunehmen vermochte, wurde vernichtet. Das war der Schutz, der Sachsen von den französischen Bundesgenossen gewährt wurde!

Das Heer Soubise's zählte, mit Einschluß der deutschen Reichstruppen unter dem Herzog von Hildburghausen, gegen 64,000 Mann; Friedrich hatte ihm nur 22,000 Mann entgegenzustellen. Die Franzosen geberdeten sich voller Siegesgewißheit. Mit dem „Marquis de Brandebourg" (so nannten sie den König von Preußen), der ja nur noch eine Hand voll Krieger um sich habe, hofften sie leichtes Spiel zu haben.

Gottsched. Kurz vor seinem Aufbruch aus Leipzig hatte der König noch eine Unterredung mit dem bekannten Sprachgelehrten und Kunstrichter Gottsched, über die ein erst kürzlich veröffentlichter Brief des Letzteren Näheres angiebt. Gottsched erzählt: „Als ich sagte, daß die deutschen Dichter nicht Aufmunterung genug hätten, weil der Adel und die Höfe zu viel französisch und zu wenig deutsch verstünden, um alles Deutsche recht zu schätzen und einzusehen", sagte der König: „Das ist wahr, denn ich habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen, und ich rede es sehr schlecht; jetzt aber bin ich ein alter Kerl von sechsundvierzig Jahren und habe keine Zeit mehr dazu." Es wurde über viele Dichter und Gelehrte gesprochen. „Unser Gespräch", fährt Gottsched fort, „währte von vier bis sieben Uhr in Einem weg mit aller möglichen Geschwindigkeit und Hitze. Der König erzählte mir allerlei lustige Sachen. Kurz, der Herr wies eine ungemeine Einsicht, die der tausendste Gelehrte nicht hat. — Nun war seine ganze Generalität und alle Majors von der Armee zusammen. Man rief ihn. Er sprang auf, nahm Hut und Stock und ging ins große Zimmer, um die Befehle zum Marsch und zum Angriff der Reichstruppen und Franzosen zu geben. In einer Viertelstunde kam er wieder und setzte sein Gespräch fort, als ob er weiter nichts Wichtiges zu thun hätte." — Gottsched war freilich nicht der Mann, durch den Friedrich zu einer größeren Schätzung der deutschen Literatur hätte veranlaßt werden können. — Doch begleiten wir den König nun wieder hinaus ins Feld!

Bei Roßbach, einem sächsischen, eine Meile von Lützen gelegenen Dorfe, wo Gustav Adolf für die Freiheit des Geistes jene unvergeßliche Schlacht schlug, in der er seine Heldenseele aushauchte, trafen die Heere (am 5. November 1757) auf einander. Die Franzosen hatten eine außerordentlich gute Stellung inne. Friedrich lockte sie aus derselben heraus,

indem er sich zurückzog, was bei ihnen den Glauben erweckte, er sehe seinen Untergang vor Augen und eile, sich zu retten. Die Franzosen waren voll Jubels, die Spielleute mußten Siegesmärsche aufspielen, in ihren Reihen wurden die übermüthigsten Aeußerungen laut. Eigentlich geschähe, hieß es, dem „Marquis de Brandebourg“ viel zu viel Ehre, daß man sich mit ihm in einen Krieg einlasse. — Endlich traf man Vorbereitungen, die Preußen zu umgehen, um sie einzuschließen und die ganze Armee aufzuheben. Hatte doch Soubise den Parisern versprochen, ihnen den König als Gefangenen vorzuführen!

Die Preußen behaupteten inzwischen unbeweglich ihre Stelle; man sah sie sogar in aller Ruhe ihr Mittagsmahl bereiten. Während die Truppen sich sättigten, setzte sich auch der König mit seinen Generälen zur Tafel. Es hatte den Anschein, als merke er gar nicht die Absicht der Franzosen, sein kleines Heer zu umzingeln.

Gegen drei Uhr sieht der Feind plötzlich eine Bewegung unter den Preußen entstehen — nach einer halben Stunde ist das ganze Lager abgebrochen. Die Franzosen sind über die Schnelligkeit, mit welcher das geschieht, erstaunt, sie meinen, man habe einen Vorgang auf der Schaubühne darstellen wollen. Unterdessen versammelt der König seine Heerführer um sich und redet sie folgendermaßen an: „Die Stunde ist gekommen, in der Alles, was uns theuer ist, vom Erfolg unserer Waffen abhängt. Ihr wißt, daß es keine Beschwerde, keinen Hunger, keine Kälte, keine Nachtwachen und Gefahren gab, die ich nicht bis jetzt mit euch getheilt habe, und ihr seht mich bereit, mein Leben mit euch und für euch hinzugeben. Alles, was ich dafür verlange, ist dieselbe Treue und Freundschaft. Jetzt benehmt euch wie herzhafte Leute und vertraut auf Gott!“ — „Wir wollen mit unserm König sterben!“ ertönt es überall.

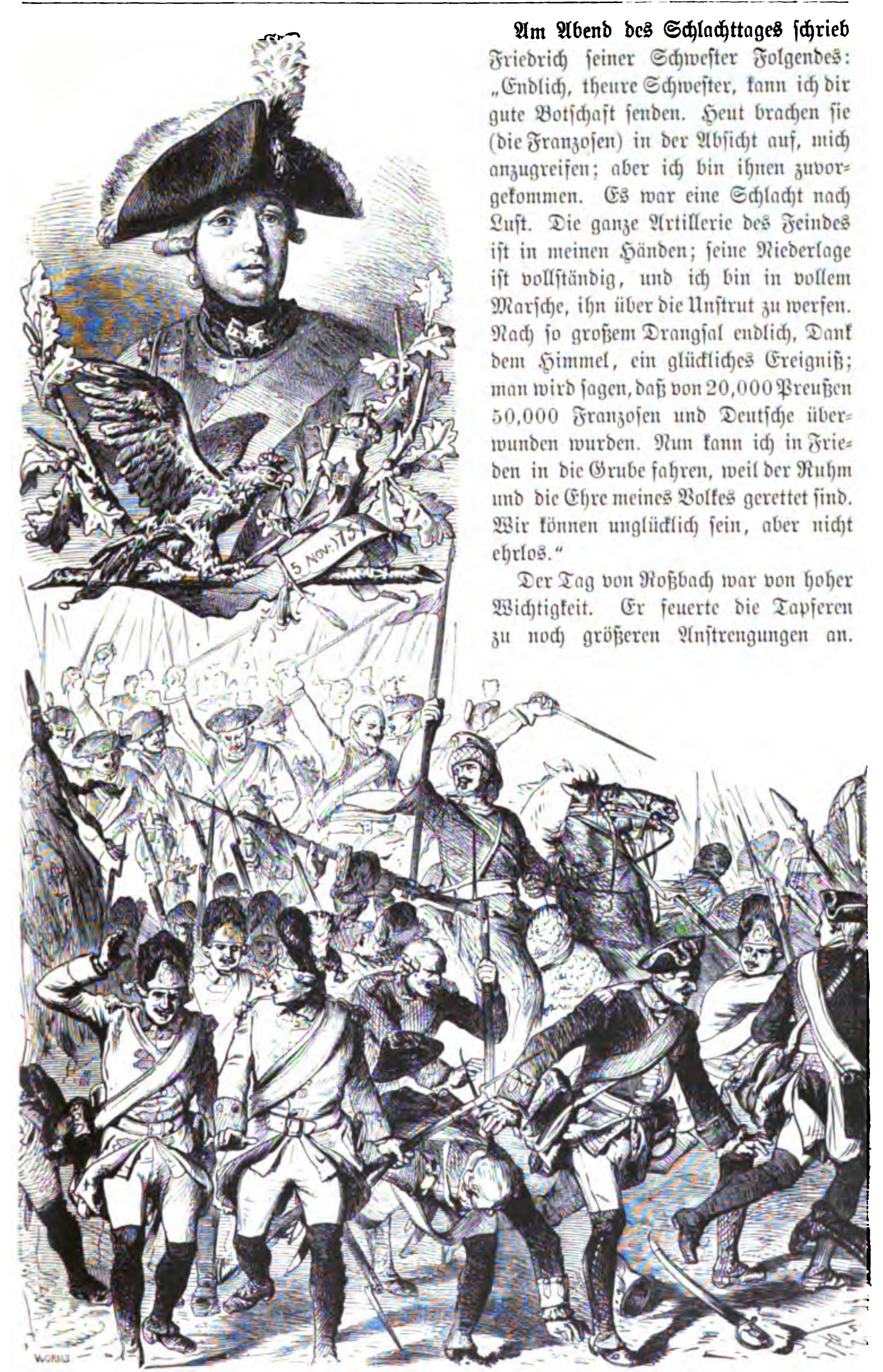
Fertig zum Angriff stehen die Preußen den Franzosen nun gegenüber. Der Donner der Geschütze hebt an zu rollen. Zu dem Ernst gesellt sich das Heitere. Eine Zahl aufgeschreckter Hasen sieht man zwischen den Heeren umherirren. Der Zufall will es, daß ein Hase von einer Kanonenkugel, die von französischer Seite kommt, zerschmettert wird. „Es wird gut gehen“, ruft eine Stimme, „die Franzosen schießen sich selber todt!“ Helles Lachen geht durch die Reihen der Preußen.

Der König hat inzwischen seine Anordnungen getroffen; der Trompeten Ruf fordert zu kühnem Angriff auf. Seydlitz, der tapfere, fröhliche Held, das Auge glänzend von kriegerischem Feuer, sprengt vor die Linie, wirft seine dampfende Thonpfeife hoch in die Luft und stürmt darauf mit seinen Reiterscharen gegen die feindlichen Geschwader. Der Ansturm ist furchtbar, unwiderstehlich — Alles wird über den Haufen geworfen. Und drein donnern die preußischen Kanonen von einer Anhöhe, als ob — nach dem Ausdruck eines Augenzeugen — Erd' und Himmel zusammenstürzen sollten, indeß der König das Fußvolk im Sturmschritt gegen den rechten Flügel des Feindes führt. Nach kurzer Zeit sind die Preußen überall im Vortheil, Verwirrung beginnt in den Reihen der Feinde, bald sieht man nach allen Seiten hin Fliehende. Es währt nicht zwei Stunden, so ist das Schlachtfeld gewonnen, die ganze feindliche Streitmacht befindet sich auf der Flucht. Nur die einbrechende Dunkelheit konnte sie vor Vernichtung schützen.

Die Preußen hatten bei diesem herrlichen Siege nur 91 Mann an Todten und 300 an Verwundeten, die Franzosen dagegen 3000 Mann an Todten und Verwundeten, 5000 Gefangene (darunter 5 Generäle und gegen 300 Offiziere) und 67 Stück Geschütze nebst 22 Fahnen und Standarten verloren. Unter dem erbeuteten Heergeräth fand man auch eine große Zahl von für die Besieger der Preußen bestimmten Ludwigskreuzen. Der Kleinmuth des Feindes nach der Schlacht entsprach seinem Uebermuthe vor derselben: die Franzosen flohen bis über den Rhein zurück, die Reichstruppen bis Franken. Die Ereignisse in Schlesien erlaubten es nicht, die Fliehenden, die es ohnedies gar eilig hatten, zu verfolgen. Der treffliche Seydlitz ward gleich nach der Schlacht von dem Könige zum Ritter des schwarzen Adlerordens und zum Generalleutnant ernannt. Er hatte in der Schlacht eine nicht unbedenkliche Armwunde davongetragen und lag in Leipzig danieder.

Am Abend des Schlachttages schrieb Friedrich seiner Schwester Folgendes: „Endlich, theure Schwester, kann ich dir gute Botschaft senden. Heut brachen sie (die Franzosen) in der Absicht auf, mich anzugreifen; aber ich bin ihnen zuvorgekommen. Es war eine Schlacht nach Lust. Die ganze Artillerie des Feindes ist in meinen Händen; seine Niederlage ist vollständig, und ich bin in vollem Marsche, ihn über die Unstrut zu werfen. Nach so großem Drangsal endlich, Dank dem Himmel, ein glückliches Ereigniß; man wird sagen, daß von 20,000 Preußen 50,000 Franzosen und Deutsche überwunden wurden. Nun kann ich in Frieden in die Grube fahren, weil der Ruhm und die Ehre meines Volkes gerettet sind. Wir können unglücklich sein, aber nicht ehrlos."

Der Tag von Roßbach war von hoher Wichtigkeit. Er feuerte die Tapferen zu noch größeren Anstrengungen an.



Seydlitz bei Roßbach. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die gebeugten Herzen erfüllte er wieder mit Zuversicht; nicht nur in Preußen, sondern in ganz Deutschland jubelte man, daß dem Erbfeinde Deutschlands eine so nachdrückliche Lehre ertheilt worden war. Friedrich's Ruhm tönte von allen Lippen. In einem Volksliede aus jener Zeit heißt es:

„Und wenn der große Friedrich kommt
Und klopft nur auf die Hosen,
So läuft die ganze Reichsarmee,
Panduren und Franzosen."

In Hessen stiftete eine Prinzessin einen besondern Orden mit dem Wahlspruche: „Er ist im Frieden wie im Kriege der größte König auf Erden." Wie in Hessen Tausende von Damen mit diesem Wahlspruche sich schmückten, so sah man in Genf in den Händen der meisten vornehmen Frauen nur Fächer mit dem Bilde des preußischen Adlers, der die Lilien der Bourbonen zerpflückt. Ueberall im In- und Auslande, in Hütten und Palästen, sah man das Bildniß des Königs. — „Und doch wird und muß der herrliche Held untergehen!" seufzte Mancher im Hinblick auf die an Zahl übermächtigen Feinde.

Während Friedrich in Sachsen das Heer der Franzosen und die Reichsarmee auseinander stäubte, während gleichzeitig im Norden die Schweden von dem siegreich vordringenden General Lehwald bis nach Stralsund zurückgetrieben wurden, sah sich das in Schlesien zum Schutze der Provinz zurückgelassene Heer von den Oesterreichern und Sachsen hart bedrängt. Statt seine Truppen Winterquartiere beziehen lassen zu können, mußte der König sich deshalb schon wenige Tage nach dem Siege bei Roßbach entschließen, mit dem ermüdeten Heere nach Schlesien aufzubrechen, seinem kriegstüchtigen Bruder Heinrich die Aufgabe überlassend, Sachsen zu behaupten. Unterwegs traf eine Unglücksbotschaft nach der andern bei Friedrich ein. Am 11. November war die Festung Schweidnitz mit allen Vorräthen und einer Besatzung von 6000 Mann vom Feinde eingenommen worden. Elf Tage später wurde des Königs Schwager, der Herzog von Braunschweig-Bevern, dessen Streitmacht auf 30,000 Mann zusammengeschmolzen war, bei Breslau geschlagen. Er verlor 8000 Mann und 80 Kanonen und gerieth zwei Tage später selbst in Gefangenschaft. Breslau mit seinen vollen Speichern und Zeughäusern mußte sich dem Feinde ergeben. — Die Erfolge der Oesterreicher in Schlesien waren für sie überaus befriedigender Art; die Provinz schien für Preußen verloren. Maria Theresia ordnete Dankgebete in den Kirchen des Landes an und überschüttete ihre Krieger mit Aeußerungen der Huld.

Nachdem die Feldherren der Kaiserin sich in Breslau festgesetzt und dort die Huldigung für Maria Theresia angenommen hatten, hielten sie den Feldzug dieses Jahres, zumal der Winter bereits hereingebrochen war, für beendet. Daher erachteten sie die Nachricht, Friedrich ziehe gegen sie heran, für ein leeres Gerücht. Als aber bald darauf beglaubigte Kunde eintraf, daß der König wirklich im Anmarsch sei, meinten sie, ihn treibe die Verzweiflung zu einem solchen Unternehmen, vielleicht nur um einen schnellen Untergang zu finden. Nicht nur die Oesterreicher, auch viele der glühendsten Anhänger Friedrich's waren dieser Ansicht.

Am 28. November erreichte der König Parchwitz; er hatte mit seinen 14,000 Mann in fünfzehn Tagen 41 Meilen des schlechtesten Weges zurückgelegt. Hier traf Zieten mit ihm zusammen, der ihm 18,000 Mann, den Rest der noch vor wenigen Wochen 43,000 Mann starken schlesischen Armee, zuführte. Und wie waren diese Truppen entmuthigt! — Als Zieten mit dem Ausdruck tiefster Bekümmerniß auf dem Angesichte vor Friedrich erschien, reichte ihm dieser die Hand und sagte: „Wir wollen's nun besser angreifen!" — „Ich hab' es Ew. Majestät immer gesagt", entgegnete Zieten treuherzig, „wir Beide müssen zusammenhalten, sonst geht es nicht vorwärts!" Wie Zieten durch Wort und Haltung des Königs aufgerichtet ward, so wurden es auch die von ihm herangeführten Truppen, als die Sieger von Roßbach ihnen in begeisterten Worten die Scenen der Schlacht vorführten.

Sieg bei Leuthen. Die Stunde einer großen, folgenschweren Entscheidung war herangerückt. Wie uns ein Augenzeuge (von Retzow) erzählt, berief der König die Generäle und Oberoffiziere um sich und redete sie also an: „Sie wissen, meine Herren, daß es dem

Prinzen Karl von Lothringen gelungen ist, Schweidnitz zu erobern, den Herzog von Bevern zu schlagen und sich zum Herrn von Breslau zu machen, während ich gezwungen war, den Fortschritten der Franzosen und Reichsvölker Einhalt zu thun. Ein Theil von Schlesien, meine Hauptstadt und die sämmtlichen Kriegsbedürfnisse, welche darin befindlich waren, sind verloren gegangen; meine Widerwärtigkeit würde aufs Höchste gestiegen sein, setzte ich nicht ein unbegrenztes Vertrauen in den Muth, die Standhaftigkeit und die Vaterlandsliebe, welche Sie bei so vielen Gelegenheiten bewiesen haben. Ich erkenne die Dienste, die Sie dem Vaterlande und mir geleistet haben, mit der innigsten Rührung meines Herzens an. Es ist fast Keiner unter Ihnen, der sich nicht durch eine große, ehrenvolle Handlung ausgezeichnet hätte; ich schmeichle mir daher, Sie werden bei neuer Gelegenheit nichts an Dem mangeln lassen, was der Staat von Ihrer Tapferkeit zu fordern berechtigt ist. Dieser Zeitpunkt rückt heran; ich würde glauben, nichts gethan zu haben, ließe ich die Oesterreicher im Besitze Schlesiens. Lassen Sie es sich also gesagt sein: ich werde gegen alle Regeln der Kunst die beinahe dreimal stärkere Armee des Prinzen Karl angreifen. Es kann hier weder die Anzahl der Feinde, noch die Bedeutung ihrer Stellung in Betracht kommen; alles dieses, hoffe ich, wird die Herzhaftigkeit meiner Truppen, wird die richtige Befolgung meiner Dispositionen zu überwinden wissen. Ich muß diesen Schritt wagen, oder es ist Alles verloren; wir müssen den Feind schlagen oder uns Alle vor seinen Batterien begraben lassen. So denke ich — so werde ich handeln. Machen Sie diesen meinen Entschluß allen Offizieren der Armee bekannt; bereiten Sie den gemeinen Mann auf die Auftritte vor, die bald folgen werden, und kündigen Sie ihm an, daß ich mich berechtigt halte, unbedingten Gehorsam von ihm zu fordern. Im Uebrigen, wenn Sie bedenken, daß Sie Preußen sind, so werden Sie sich gewiß dieses Vorzuges nicht unwürdig machen; — ist aber Einer oder der Andere unter Ihnen, der sich fürchtet, alle Gefahren mit mir zu theilen, der kann noch heut seinen Abschied erhalten, ohne von mir den geringsten Vorwurf zu leiden."

Der Eindruck, den diese Rede machte, war unbeschreiblich. Stille herrschte im Kreise, aber Todesmuth leuchtete aus allen Zügen. In Bezug auf die letzten Worte des Königs brach der tapfere Major Billerbeck in die Worte aus: „Ja, das müßte ein infamer Hundsfott sein; jetzt wäre es gerade Zeit!" Der König sah im Kreise umher, ein Lächeln umschwebte seine Lippen, und er fuhr mit erhobener Stimme fort: „Schon im Voraus hielt ich mich überzeugt, daß Keiner von Ihnen mich verlassen würde; ich rechne also auf Ihre treue Hülfe und auf den gewissen Sieg. Sollte ich bleiben und Sie für Ihre mir geleisteten Dienste nicht belohnen können, so muß es das Vaterland thun. Gehen Sie nun ins Lager und wiederholen Sie Ihren Regimentern, was Sie jetzt von mir gehört haben." — Nach einer Pause fügte der König mit Nachdruck hinzu: „Das Regiment Kavallerie, welches nicht gleich, wenn es befohlen wird, sich unaufhaltsam auf den Feind stürzt, lasse ich nach der Schlacht absitzen und mache es zu einem Garnisonregimente. Das Bataillon Infanterie, das, es treffe, worauf es wolle, nur zu stocken anfängt, verliert die Fahnen und die Säbel, und ich lasse ihm die Borten von der Montirung abschneiden! — Nun leben Sie wohl, meine Herren; in Kurzem haben wir den Feind geschlagen, oder wir sehen uns nie wieder!"

Herrlich und in voller Uebereinstimmung mit der geschichtlichen Wahrheit wird dieser Vorgang von dem Dichter Scherenberg in seinem Gedichte „Leuthen" geschildert:

„Und Alles, was noch drinnen und draußen an ihm war:
Sein seelenvoller Ausdruck, sein sturmgebleichtes Haar,
Sein Haupt, gebeugt vor Jahren von Fürstensorg' und Leid
Und jenem Weltgerichte, zu tragen seine Zeit:
Sein gutes Recht der Nothwehr, sein rührend Löwenlos,
Daß Alle über Einen, wodurch allein er groß;
Die heil'ge Erde seiner Siege, auf der er stand,
Die Boden und Geschichte zum Worte gab und Pfand,
Die jene duft'ge Blume Erinn'rung darum flocht;

Sein ehrlicher Lorber, den er sich selbst erfocht,
Die Mahlzeit, Hunger und Durst, die Lager, Hitz' und Frost,
Mit allen den Strapazen, die ganze Campagnekost,
Die redlich er getheilet mit Jedem aus dem Hauf',
Seit Alle sie verbrüdert die große Feuertauf',
Und Alles, was er drüber allein getragen hat,
Das aus des Lebens Grabschriet, den Zügen hart und satt,
Erzählt um so beredter, je mehr er davon still,
Je mehr ein mühsam Lächeln das Grab verhehlen will:
Das Alles, Alles, des Unglücks ganze Majestät,
Das Alles hielt zusammen an sie des Königs Red'."

Derselbe Geist, den der König in den Heerführern angefacht hatte, übertrug sich auf die Armee. Ergraute Krieger reichten einander die Hände darauf, mit dem Könige zu leben und zu sterben; sie sprachen Flammenworte inmitten junger Mannschaften, die sich um sie drängten; ein Wille belebte diese tapferen Herzen.

„Alle Vorstellungen der Gefahr", sagt von Tempelhof, der zu jener Zeit unter Friedrich diente, „verschwanden, und ein gewisses inneres, Sieg versprechendes Gefühl trat an ihre Stelle. Wenn man den Zustand der preußischen Armee untersucht, so ist es nicht schwer, sich zu überzeugen, daß der König den Feind schlagen werde, wo er ihn träfe. Sie bestand bis auf einige Wenige aus lauter Landeskindern, denn die Ausländer waren größtentheils desertirt, und was davon noch übrig war, hatte den Charakter der Nation angenommen. Eine vorzügliche Liebe zu ihrem Könige und Vaterlande war ein Hauptzug in derselben, und wenn ein Volk den Spartanern und Römern gleichgekommen ist, so waren es gewiß die damaligen Preußen."

Die „Berliner Wachtparade". Die Oesterreicher, unter dem Herzoge Karl von Lothringen und dem tüchtigen, aber nicht selten etwas zu vorsichtigen Grafen Daun, vertrauten, berauscht von den Erfolgen der letzten Zeit, ihrer Uebermacht und einer wohl gewählten, festen Stellung. Das Heer Friedrich's nannten sie, seiner geringen Stärke wegen, spöttisch nicht anders als die „Berliner Wachtparade". Einige der oberen Offiziere riethen, die anrückenden Preußen ruhig in sicherer Stellung zu erwarten, und fügten hinzu, Friedrich möge sich dann nach Belieben an ihren Befestigungen den Schädel einrennen. Dieser Rath fand aber entschiedenen Widerspruch. Der Sieg werde keine Ehre bringen, hieß es, wenn man dem kleinen Preußenheere nicht eine offene Feldschlacht gewähre. Namentlich schmeichelte dem Herzoge Karl von Lothringen der Gedanke, den sichern Erfolg und damit die Gelegenheit in der Hand zu haben, sich wenigstens beim Schluß des Krieges noch einige Lorbern sammeln zu können.

So rückte denn die österreichische Armee vor. Als der König dies vernahm, sagte er mit Lachen: „Der Fuchs ist aus dem Loche; nun will ich auch seinen Uebermuth bestrafen!" Am 5. Dezember früh um 4 Uhr brach Friedrich mit seinem nur 32,000 Mann starken Heere gegen die 90,000 Mann zählende österreichische Armee auf.

Der Morgen des verhängnißvollen Tages war rauh und düster. Auf der meilenlangen Ebene bei dem Dorfe Leuthen standen die Oesterreicher in unabsehbarer Linie. Nachdem der König Alles zum Angriff geordnet hatte, rief er einen Offizier mit 50 Husaren zu sich und sagte demselben: „Ich werde mich heut in der Schlacht mehr exponiren müssen als sonst. Er mit Seinen fünfzig Mann soll mir zur Deckung dienen. Er verläßt mich nicht und giebt Acht, daß ich nicht der Canaille in die Hände falle. Bleib' ich, so bedeckt Er den Körper gleich mit Seinem Mantel und läßt einen Wagen holen. Er legt den Körper in den Wagen und sagt Keinem ein Wort. Die Schlacht geht fort, und der Feind — der wird geschlagen!"

Ueber die Oesterreicher kam ein Staunen, als sie die kleine, todesmuthige Heerschar vorrücken sahen. Man war ernst geworden, der Spott war verstummt; denn es erhob sich Gesang in den vordersten Reihen der Preußen:

„Gieb', daß ich thu' mit Fleiß,
Was mir zu thun gebühret,
Wozu mich dein Befehl
In meinem Stande führet,
Gieb, daß ich's thue bald,
Zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's thu', so gieb,
Daß es gerathe wohl!"

„Was ist das?" fragte der König, der eine Strecke vorausritt, einen Adjutanten. „Sie singen ein geistlich Lied", erwiederte dieser und fügte die Frage hinzu, ob er zurückreiten und den Leuten Schweigen gebieten solle. „Laß Er das!" antwortete der König. Dann wandte er sich an Zieten und sagte: „Meint Er nicht, daß ich mit solchen Leuten siegen werde?"



Daun und Laudon vor der Schlacht bei Leuthen. Nach Hünten.

Der König hatte die schiefe Schlachtordnung gewählt, vermittels welcher Epaminondas einst die bis dahin für unüberwindlich gehaltenen Spartaner schlug. In seiner Absicht lag es, seinen Hauptangriff auf den linken Flügel zu machen; doch wußte er durch meisterhafte Bewegung der Truppen dies den Oesterreichern vollständig zu verdecken, so daß selbst der erfahrene Daun auf den Gedanken kam, Friedrich wolle der Schlacht ausweichen, und zum Herzoge Karl sagte: „Die Leute wollen gehen, man störe sie nicht!" — Plötzlich — Mittags 1 Uhr — begann von Seiten der Preußen der heftigste Angriff gegen den linken Flügel. Dieser ward über den Haufen geworfen, neu herzueilenden Regimentern ließ man

nicht Zeit zur Aufstellung. In wildem Gewirr ballten sich die österreichischen Truppen, so daß ganze Regimenter nicht einmal zum Schusse kamen. Die Batterien an einem Fichtenbusche und auf dem Kirchhofe zu Leuthen, die außerordentlich stark befestigt waren, wurden trotz des heldenmüthigen Widerstandes mit dem Bajonnet genommen, die Oesterreicher darauf aus den Häusern und Höfen des Dorfes hinausgeschlagen. Schon nach dreistündiger Blutarbeit war — es begann an dem düstern Wintertage eben zu dunkeln — für die Oesterreicher die Niederlage entschieden; sie waren, wie sie hinterher selbst zugestanden, „total und en détail geschlagen". In völliger Unordnung, alle Regimenter unter einander gemischt, floh der Feind. Die Verwirrung desselben war so groß, daß ganze Bataillone in Gefangenschaft geriethen. Die Oesterreicher verloren 6000 Mann an Todten und Verwundeten und gegen 21,000 Gefangene, außerdem 116 Kanonen, 51 Fahnen und 4000 Wagen mit Kriegsvorräthen. 6000 Mann gingen zum Sieger über. Der Verlust der Preußen an Todten und Verwundeten betrug nur 1600 Mann. „Hätte es den Preußen", sagte Friedrich später, „zuletzt nicht an Tageslicht gefehlt, so wäre diese Schlacht die entscheidendste des Jahrhunderts geworden."

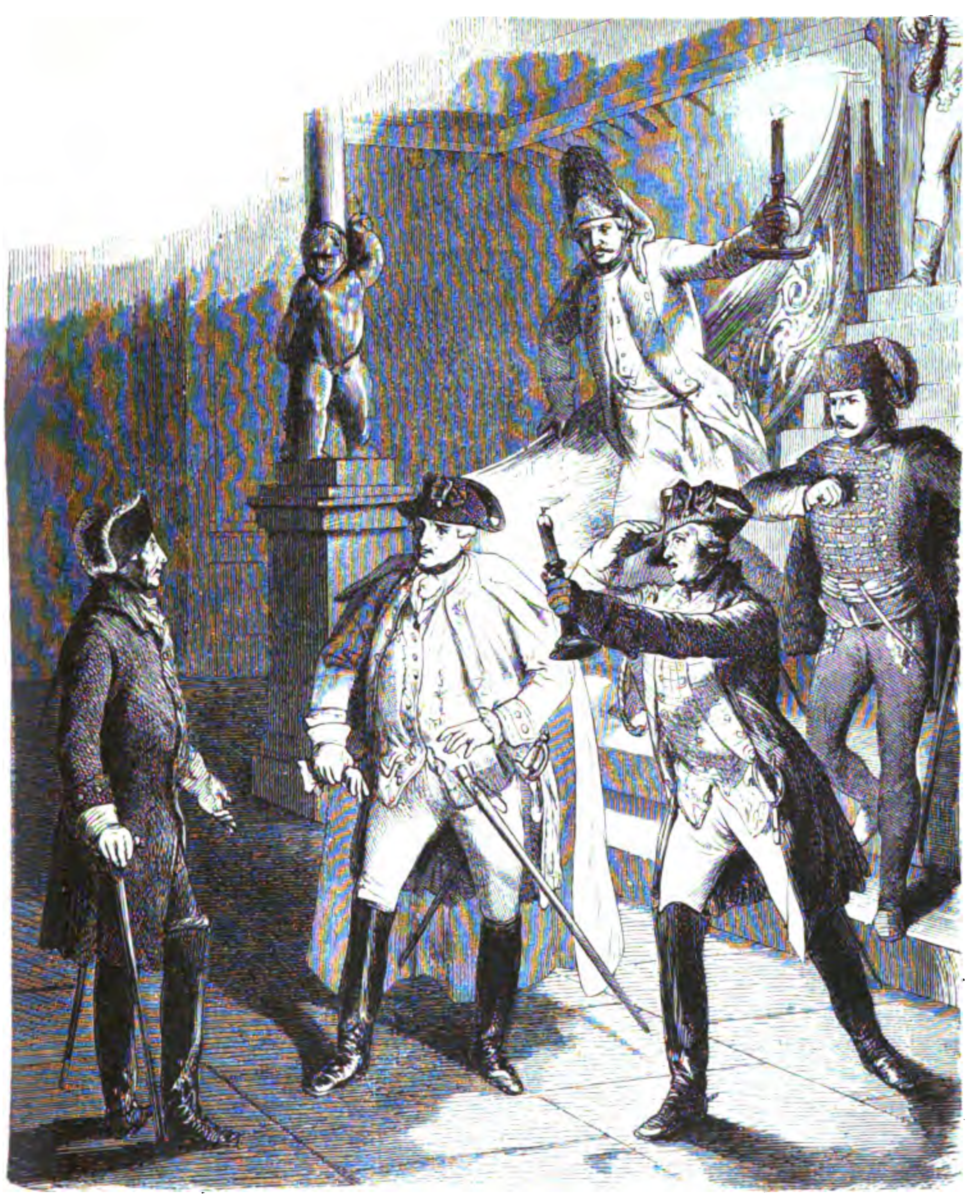
Der König brach mit einer Abtheilung sogleich zur Verfolgung des Feindes auf. Als sein von früheren Märschen und den heutigen Mühen erschöpftes Heer in der Dunkelheit langsam über das Schlachtfeld nachrückte, stimmte ein alter Grenadier aus bewegtem Herzen das schöne Lied: „Nun danket Alle Gott" an. Andere sangen mit. Endlich fiel Alles, in Begleitung der Feldmusik, ein — und ein Gesang, wie er nimmer wol bei solchem Anlaß gehört wurde, brauste durch das nächtliche Dunkel:

„Nun danket Alle Gott
Mit Herzen, Mund und Händen,
Der große Dinge thut
An uns und aller Enden;

Der uns von Mutterleib
Und Kindesbeinen an
Unzählig viel zu Gut'
Und noch jetzund gethan."

Friedrich II. in Lissa. Bei der Verfolgung der Oesterreicher gerieth der König an dem Abende der Schlacht noch persönlich in große Gefahr. In Lissa wimmelte es von flüchtigen Oesterreichern, namentlich befanden sich viele Offiziere im Schlosse, die vor der weiteren Flucht dort eine Mahlzeit zu verzehren beabsichtigten. Der König hielt es für nothwendig, so schnell wie möglich die Brücken über das Schweidnitzer Wasser zu besetzen, um den Flüchtigen den Weg nach Breslau zu versperren. Vor Lissa mit einer geringen Zahl von Reitern angekommen, wird er mit Flintenschüssen begrüßt. „Messieurs", sagt er, „folgen Sie mir, ich weiß hier Bescheid." In Begleitung seines Adjutanten sprengt er über die Zugbrücke auf den Schloßhof. Aufmerksam geworden durch die Schüsse, waren die österreichischen Offiziere soeben mit Lichtern die Treppe hinunter geeilt, und der König sieht sich plötzlich einer großen Zahl derselben gegenüber. — Nichts wäre leichter gewesen, als ihn gefangen zu nehmen und fortzuführen. Seine Geistesgegenwart rettet ihn. Sich vom Pferde schwingend, ruft er heiteren Angesichts: „Bon soir, Messieurs! Gewiß haben Sie mich nicht vermuthet; kann man hier auch noch mit unterkommen?" Die Offiziere, durch den sichern Ton irre gemacht, meinen, der Ort sei bereits von den nacheilenden Preußen besetzt, und leuchten trüben Angesichts dem Könige hinauf in den Saal, wo er sich die Herren einzeln vorstellen läßt und sich so lange mit ihnen unterhält, bis die nachrückenden Preußen sich wirklich zu Herren des Orts gemacht haben, und für die österreichischen Offiziere die gefürchtete Gefangenschaft sich in eine wirkliche verwandelt.

Den Sieg vollständig auszunutzen, war jetzt der vornehmste Gedanke des Königs. Das wohlbefestigte Breslau war von 18,000 Mann Oesterreichern besetzt. Nach kurzer Belagerung ergab es sich, und die Besatzung mit ihren 700 Offizieren und 13 Generälen fiel in die Gewalt des Königs. In der Stadt fand man eine wohlgefüllte Kriegskasse und reiche Vorräthe. Auch Liegnitz wurde wieder gewonnen, Schweidnitz dagegen blieb in österreichischer Gewalt.



Friedrich II. von den österreichischen Offizieren in Lissa empfangen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die preußische Reiterei unter Zieten und Fouqué verfolgte das geschlagene Heer; von den 90,000 Oesterreichern erreichten etwa nur 37,000 die böhmische Grenze. — Wie finden wir den König nach dieser mit Recht viel bewunderten Feldherrnthat, von der später Napoleon I. sagte, daß sie allein hinreichen würde, ihm den Ruhm der Unsterblichkeit und einen Platz unter den ersten Feldherren aller Zeiten zu verschaffen. Hören wir den englischen Gesandten, der den König nach der Schlacht beglückwünschte. „Ich fand ihn“, berichtet dieser, „vergnügt und glücklich, aber nicht stolz über den großen und fast unglaublichen Erfolg seiner Waffen. Er spricht von dem Siege bei Leuthen und seinen Erfolgen mit einer Bescheidenheit, wie sie einem Helden gebührt, dessen großer Sinn nicht durch das Lächeln oder die finsteren Blicke des Glückes überwältigt wird.“ An d'Argens,

von dem ein begeistertes Schreiben eingegangen war, schrieb Friedrich: „Ihre Freundschaft verführt Sie; im Vergleich mit Alexander bin ich nur ein Schulknabe, und Cäsarn bin ich nicht werth, die Schuhriemen zu lösen.“ Mehrmals lehnte er Lobsprüche mit den Worten ab, nicht er, ein Höherer habe das Werk vollbracht.

„Die Schlacht bei Leuthen“, sagt Schottmüller, „steht einzig in der Geschichte des Siebenjährigen Krieges da. Hier sehen wir den König in einer Erhabenheit und einem Aufschwunge, die mit Ehrfurcht erfüllen. Er wußte seine Krieger mit dem Geiste zu erfüllen, der in ihm lebendig geworden war, und gegen diesen Geist ließ sich mit irdischen Waffen nicht kämpfen. Geister sind fest gegen Blei und Eisen — sagt das Volk, und die Geschichte hat durch Hunderte von Beispielen die Wahrheit dieses Glaubens bestätigt. Jener nächtliche Heergesang auf der blutigen Wahlstatt von Leuthen ist nur der Ausdruck dieses unbegriffenen, aber tief empfundenen Geistes. Er ist der zum Himmel donnernde Jubelschrei von Menschen, denen es an ihnen selbst klar geworden war, was der Geist, die geheimnißvolle, unverstandene Macht in ihrer Brust, über den Körper, was die Idee über die sichtbare Welt, die Begeisterung über die irdische Kraft vermöge.“ — Im Volke sang man:

„Es lebe durch des höchsten Gnade
Der König, der uns helfen kann,
So schlägt er mit der „Wachtparade“
Noch einmal neunzigtausend Mann!“

Doch auch andere Stimmen wurden laut. Der Dichter Gleim sang:

„Nun beende deinen Krieg,
Kaiser-Königin,
Gieb dir selbst den schönsten Sieg!
Werde Siegerin!

Heldin, den bezwingst du nicht:
Gott kann Wunder thun!
Schenk' ihm Freundesangesicht,
Biete Frieden nun!

Williger war nie ein Feind,
Feinden zu verzeih'n:
Schneller nie ein Menschenfreund,
Ausgesöhnt zu sein!“

Der biedere Gleim hatte die Sinnesart des Königs durchaus richtig aufgefaßt. Friedrich wünschte den Frieden aufrichtig. An Keith schrieb er: „Um wie viel weiter reicht doch das Alles, als ich geglaubt hätte! Sie können annehmen, daß dieser Zug dem Feinde mehr als 42,000 Mann kostete, und wenn dies nicht zum Frieden führt, so würde ihn mir kein Kriegserfolg geben können.“ In einem Briefe an den Marquis d'Argens heißt es: „Es hat großen Anschein, daß wir einen allgemeinen Frieden bekommen werden. Niemand wünscht das mehr als ich.“ Offenbar, um das wünschenswerthe Friedenswerk nicht zu gefährden, hatte Friedrich seine Gesandten angewiesen, von dem Siege bei Leuthen da, wo es ihres Amtes sei, mit Bescheidenheit zu berichten. — Noch lauter spricht für den Friedenswunsch des Königs sein Schreiben an Maria Theresia: „Sie hatten zwar“, sagt der König in demselben, „einige Vortheile in Schlesien, aber dieser Ruhm war nicht von langer Dauer, und die letzte Schlacht ist mir wegen des vielen dabei vergossenen Blutes noch schrecklich. Ich habe meinen Sieg genutzt und Breslau, damit zugleich eine große Zahl Gefangene, genommen. Ich werde im Stande sein, in Böhmen und Mähren einzurücken. Ueberlegen Sie dies, meine theure Cousine, lernen Sie einsehen, wem Sie sich vertrauen. Sie werden sehen, daß Sie Ihr Land ins Verderben stürzen, daß Sie an Vergießung so vielen Blutes Schuld sind, und daß Sie denjenigen doch nicht zu überwinden vermögen, der, wenn Sie ihn hätten zum Freunde haben wollen, so wie er Ihr naher Verwandter ist, mit Ihnen Europa hätte erzittern machen. Ich schreibe dies aus dem Innersten meines Herzens und wünsche, daß es Eindruck machen möchte. Wollen Sie aber die Sache aufs Aeußerste treiben, so werde ich Alles versuchen, was mir meine Kräfte gestatten. Wenn Ihre Bundesgenossen Ihnen wirklich so beistehen, wie es ihre Schuldigkeit wäre, so muß ich freilich besorgen, daß es um mich geschehen sein wird; doch würde

mir dies nicht Schande bringen, die Geschichte würde es an mir rühmen, daß ich einen Mitkurfürsten von der Unterdrückung habe retten wollen, daß ich zur Vergrößerung des Hauses Bourbon nichts beigetragen, und daß ich zweien Kaiserinnen und dreien Königen widerstanden habe."

Dieser versöhnliche Schritt des Königs brachte die erwünschte Wirkung nicht hervor. Man sagte sich in Wien, Friedrich habe zwar gesiegt, doch sei auch der Kern seiner Kriegsmacht in den Schlachten hingesunken. Außerdem rüste Frankreich, dessen Hauptheer Friedrich geschlagen habe, jetzt stark, um die erlittene Scharte auszuwetzen, und Rußland sende ein neues Heer gegen die Grenze. Friedrich müsse ja, möge er sich wehren, wie er wolle, zuletzt erdrückt werden. Wie dürfe man bei so sicheren Aussichten, zumal man im Kriege Unglück gehabt, an Frieden denken?

So war denn der König, der die Anstrengungen des Krieges auch an seiner Person fühlte, und der nach der Einnahme Breslau's seinem Bruder geschrieben hatte: „Mein Temperament beginnt abgestumpft zu werden, ich werde kränklich und leidend", genöthigt, an neue Kriegsrüstungen zu denken. Zunächst kam ihm die Bewunderung zugute, die man seinem Heldenthume in England zollte, was sowohl im damaligen Ministerium Pitt als auch im Parlamente den entschiedensten Ausdruck fand. Englischerseits schloß man einen neuen Vertrag mit dem „großen und unermüdlichen" Könige, dem „protestantischen Helden", ab, durch welchen ihm jährlich 670,000 Pfund Sterling — gegen 5 Millionen Thaler — als Hülfsgelder während des Krieges zugesichert wurden. Auch verstärkte König Georg seine hannöversche Armee. — Nicht minder vortheilhaft war es für Friedrich, daß der Zauber seines Namens manchen kriegstüchtigen Mann unter seine Fahne lockte. Denn der königliche Feldherr gebot, infolge der furchtbaren Verluste der beiden ersten Kriegsjahre, jetzt zumeist junge Truppen, weshalb er um so mehr Bedacht darauf nehmen mußte, seine Gegner aus einander zu halten, um ihnen einzeln begegnen zu können.

Das Kriegsjahr 1758.

Im März begann Friedrich den neuen Feldzug. Zunächst nahm er nach sechzehntägiger Belagerung Schweidnitz, den einzigen Ort, den die Oesterreicher nach der Schlacht bei Leuthen in Schlesien noch behauptet hatten. Nun richtete er seine Märsche so ein, daß es schien, als wolle er in Böhmen einfallen, und seine Gegner machten dem entsprechend Anstalten, ihm dort zu begegnen. Plötzlich aber stand er in Mähren und schloß Olmütz ein. Die Eroberung dieser Festung wäre eine entschiedene Gefährdung Wiens gewesen. Olmütz war aber nicht nur außerordentlich stark befestigt, sondern es wurde auch von einer heldenmüthigen Besatzung vertheidigt, so daß die Belagerung sich in die Länge zog und Daun Zeit gewann, den Preußen durch Besetzung der Pässe den Rückzug nach Schlesien abzuschneiden, ja ihnen sogar eine Zufuhr von 3000 Wagen zu nehmen. Offenbar war die Lage des Königs dadurch eine äußerst bedrohte geworden; Kühnheit und List retteten ihn jedoch. Daun war nicht wenig erfreut, als durch die Gefangennahme eines preußischen Feldjägers eine Depesche in seine Hände gerieth, dahin lautend, daß Friedrich willens sei, sich trotz der Besetzung der Pässe von Mähren aus durchzuschlagen. Während Daun die Pässe um so stärker besetzte und des Glaubens lebte, es nunmehr in seiner Macht zu haben, die anrückenden Preußen zu vernichten, vernahm er zu seinem Erstaunen plötzlich, Friedrich stehe auf böhmischem Boden. Jetzt erkannte er erst, was es mit jener Depesche auf sich gehabt habe. Die Preußen sammt ihren 4000 Wagen langten am 14. Juli ungefährdet bei Königingrätz an, wo sie volle drei Wochen verweilten.

Da traf üble Nachricht im Lager Friedrichs ein. Daß die Russen unter dem Feldmarschall Fermor wieder in die Provinz Preußen eingerückt waren und das Land gezwungen hatten, der Kaiserin Elisabeth zu huldigen, war dem Könige schon vor seinem Zuge nach Mähren

bekannt geworden. Jetzt aber vernahm er, daß die Russen unter Greuelthaten ähnlicher Art, wie sie von den Schweden zur Zeit des Großen Kurfürsten ausgeübt worden waren, die Grenze der Neumark überschritten hatten und den Kern seines Staates bedrohten. Fermor belagerte Küstrin und richtete auf dasselbe ein furchtbares Feuer. Obgleich der größte Theil der Stadt in Asche lag, dachte doch Niemand an Uebergabe. — Der altersschwache Lehwald, der gegen die Schweden gekämpft hatte, war durch den Grafen Dohna ersetzt worden. Nun kam von diesem die Nachricht, daß es in der Absicht der Schweden liege, sich mit den Russen zu vereinigen, und daß er, Graf Dohna, nicht im Stande sein werde, dies zu verhindern — ein neuer Grund für Friedrich, der Mark zu Hülfe zu eilen. — Am 11. August brach er daher mit 14,000 Mann aus Schlesien auf, vereinigte sich am 21. August in der Nähe von Küstrin mit Dohna, der 17,000 Mann befehligte. Nicht ohne einen Anflug von Spott rühmte Friedrich dem Letzteren gegenüber, als er dessen wohlgekleidete Leute sah, das gute Aussehen derselben, wogegen er von den Truppen, die er mitgebracht hatte, sagte: „Sie sehen aus wie Grasteufel, aber sie beißen!"

Der Anblick der verwüsteten Gegend erschütterte den König aufs Tiefste. „Kinder", sagte er den gebeugten Bewohnern, „ich habe nicht eher kommen können, sonst wäre das Unglück nicht geschehen! Habt Geduld, ich will euch Alles wieder aufbauen!" Er wies augenblicklich 200,000 Thaler zur Vertheilung an die Unglücklichen an. Seinen Soldaten befahl er, den unmenschlichen Barbaren in der bevorstehenden Schlacht keinen Pardon zu geben. Er ging nun bei Güstebiese über die Oder, während Fermor auf die Nachricht von dem Anmarsche der Preußen sein Heer an den Sümpfen der Mietzel in der Nähe von Zorndorf in einem großen, unregelmäßigen Viereck aufgestellt hatte.

Bei Zorndorf wurde nun am 25. August 1758 eine der blutigsten Schlachten geschlagen, welche die Kriegsgeschichte kennt, eine Schlacht, die von Morgens 9 bis Abends 10 Uhr währte. Das preußische Heer zählte 31,000, das russische 50,000 Mann. Die von Fermor gewählte Aufstellung des Heeres war derart, daß sich Reiterei, Troß und Reserve in der Mitte des bezeichneten Vierecks befanden. Sie hatte sich mehrfach gegen die Türken bewährt; gegen das Heer Friedrich's zeigte sie sich als unzulänglich, denn die preußischen Kanonen durchfurchten das dichte Viereck des Feindes in schreckenerregender Weise, so daß in dem Innern desselben schon bald nach dem Beginne der Schlacht Verwirrung entstand. Eben wollte eine Abtheilung des russischen Fußvolks unter dem wilden Rufe: „Ura! Ura!" einen heftigen Angriff auf das Fußvolk der Preußen unternehmen, als Seydlitz mit seinen Reitern von der Seite einbrach und unter den Barbaren ein fürchterliches Blutbad anrichtete.

Die Russen standen wie die Mauern. Reihen auf Reihen mußten niedergehauen werden, um auf dem Schlachtfelde weiter vordringen zu können. Indeß gewann auf einem andern Orte das russische Fußvolk einen Vortheil gegen die „wohlgekleideten" Krieger Dohna's. Diese wurden geworfen, ja es artete ihr Zurückweichen bald in wilde Flucht aus — weder die Stimmen ihrer Offiziere, noch das Beispiel der „Grasteufel" vermochte derselben Einhalt zu thun. Seydlitz hatte mit Späherblick die Gefahr entdeckt, die auf diesem Punkte dem Heere drohte, und wiederum, einer unabwendbares Verderben bergenden Wetterwolke gleich, brausten im rechten Augenblicke seine stattlichen Reiter über das Blachfeld herbei. Der König gerieth hierbei so tief ins Gefecht, daß seine Pagen um ihn her gefangen, verwundet oder getödtet wurden. Die Gesichter der Krieger waren geschwärzt von Pulverdampf, man erkannte den königlichen Feldherrn nur an seiner Stimme. Nach furchtbarer Blutarbeit ward erst spät am Abend von den Preußen der Sieg errungen. Sie hatten an Todten und Verwundeten 11,000 Mann, unter diesen gegen 300 Offiziere, verloren; der Verlust der Russen dagegen betrug 21,000 Mann, darunter über 900 Offiziere. In der Schlacht war den Russen, wie ihnen angekündigt worden war, Pardon nicht gegeben worden; erst nach der Schlacht wurde eine Anzahl von Gefangenen gemacht. Den Preußen trug der blutige Sieg 103 Kanonen nebst 27 Fahnen und Standarten ein.

Seydlitz hatte sich durch sein mehrmals erfolgtes besonnenes und zugleich mit Kühnheit ausgeführtes Eingreifen wieder in hohem Grade ausgezeichnet. Als der englische Gesandte noch an demselben Abend den König zu dem neuen Siege beglückwünschte, zeigte dieser auf Seydlitz, indem er sagte: „Ohne diesen würde es schlecht mit uns aussehen!" Seydlitz lehnte bescheiden das Lob ab und sprach der gesammten Reiterei das Verdienst zu.

Fermor zog nun sich nach Pommern zurück und machte, wie wir hier gleich bemerken wollen, vergeblich einen Versuch, sich Kolbergs zu bemächtigen; sodann überschritt er im Oktober die Weichsel.



Begnadigte Russen nach der Schlacht bei Zorndorf.
Zeichnung von Ludwig Burger.

Ueberfall bei Hochkirch.

Eine Vereinigung der Russen mit den Oesterreichern hatte nun Friedrich durch den Sieg bei Zorndorf unmöglich gemacht. Jetzt mußte er seinem Bruder Heinrich, der sich bemüht hatte Sachsen für den König zu erhalten, zu Hülfe ziehen, da er von den Oesterreichern und der „Reichsarmee" zugleich bedrängt ward. Die Franzosen brauchte er für den Augenblick nicht zu fürchten, denn diese waren von dem englisch-hannöverschen Heere unter Führung des tapfern Herzogs Ferdinand zurückgeworfen worden. Friedrich, nachdem er am 3. September von Küstrin aufgebrochen, stand bereits am 9. bei Großenhain. Hier wurden ihm von dem Markgrafen Karl Truppen aus Schlesien zugeführt, so daß sein Heer jetzt 42,000 Mann zählte. Daun, erschreckt durch die plötzliche Annäherung der Preußen, zog sich nach der oberen Spree zurück.

Dahin folgte ihm Friedrich und bezog trotz des dringenden Abrathens aller Heerführer fast unter den Kanonen der Oesterreicher ein Lager bei Hochkirch (ostwärts von Bautzen). — Die Stellung der Preußen war, wenn etwa ein Angriff des 65,000 Mann starken Heeres der Oesterreicher erfolgte, gänzlich unhaltbar. Aber eben einen solchen Angriff traute der König dem bedächtigen Daun nicht zu, so eindringlich seine Generäle auch darauf hinwiesen, daß die Stellung des preußischen Heeres geradezu jeden einigermaßen herzhaften Heerführer zum Angriff einladen müsse. „Wenn die Oesterreicher uns in Ruhe lassen“, sagte Keith, „so verdienen sie gehangen zu werden“, worauf der König entgegnete: „Sie werden sich mehr vor uns, als vor dem Galgen fürchten!“

Der Hohn, der für die Oesterreicher darin lag, daß ein um 23,000 Mann schwächerer Feind ganz ungedeckt sich in ihrer unmittelbaren Nähe zu lagern wagte, empörte sie aufs Höchste. Die Generäle drangen in den Feldherrn, den König anzugreifen, von einem Offiziere hörte man die Aeußerung: „Wir verdienen, vom Feldmarschall an, alle kassirt zu werden, wenn wir den Preußen diese Bravade hingehen lassen!“ Alles dies wirkte denn doch dahin, daß der sonsthin so vorsichtige Daun sich endlich entschloß, dem Könige — nicht eine Schlacht zu liefern — nein, ihn zur Nachtzeit zu überfallen! —

Am 13. Oktober, nachdem das Heer bereits drei Tage in seiner gefährlichen Stellung zugebracht hatte und für den folgenden Tag endlich der Aufbruch angeordnet war, wurde dem König gemeldet, daß verdächtige Bewegungen, die auf einen bevorstehenden Angriff schließen ließen, im Lager der Oesterreicher beobachtet würden. Friedrich befahl den Generälen, ihre Truppen in Kampfbereitschaft zu halten; als aber Stunde auf Stunde verging, ohne daß der erwartete Angriff erfolgte, ließ sich der König dadurch zu einem solchen Gefühl von Sicherheit verleiten, daß er am Abend sogar an Zieten, den Führer der Reiterei, den Befehl ergehen ließ, für die Nacht absatteln zu lassen. Zieten glaubte dem erhaltenen Befehl nicht zuwiderhandeln zu dürfen und ließ bei Anbruch der Nacht seine Husaren wirklich absatteln; damit meinte er aber auch seiner soldatischen Pflicht Genüge gethan zu haben. Sein Gewissen war jetzt beruhigt; in richtiger Würdigung der drohenden Gefahr jedoch befahl er eine Stunde später seinen Leuten die Sättel wieder aufzulegen und er rettete durch die Kriegsbereitschaft der Reiterei das Heer vor völliger Vernichtung.

Um die Preußen über sein Vorhaben zu täuschen, ließ Daun an diesem Abende das österreichische Lager auf einer Seite noch sorgsam mit Schanzen versehen und durch starke Verhaue die Zugänge zu dem Hochkircher Gebirge, das seine Truppen besetzt hatten, versperren. Er wünschte in dem Feinde die Ansicht zu bestärken, daß er nicht an Angriff, sondern nur an Vertheidigung denke. Damit dies um so sicherer geglaubt würde und zugleich das Getöse eines starken Zuges Artillerie von dem preußischen Lager aus nicht vernommen werde, wurden auf österreichischer Seite nicht nur die Lagerfeuer sorgsam unterhalten, sondern es mußte auch eine große Zahl von Leuten durch Fällen von Bäumen und durch stetes Anrufen und Singen die Aufmerksamkeit der preußischen Wachtposten so viel wie möglich ablenken. Die Preußen lagen entkleidet in den Zelten, einige Offiziergesellschaften blieben einen Theil der Nacht hindurch heiteren Sinnes beim Klange fröhlicher Musik beisammen. Gegen drei Uhr begaben auch sie sich in ihre Zelte; kurze Zeit darauf ruhte Alles in festem Schlaf.

In finsterer Nacht schlichen die Oesterreicher auf weiten Umwegen sich an das Lager der Preußen heran. Am Eingange des Dorfes stand eine große Batterie, welche die Hauptstraße beherrschte. Auf diese war es zunächst abgesehen. Als die Thurmuhr Fünf schlug, begann der Angriff. Die wenigen Mannschaften bei der Batterie wurden durch die Uebermacht im Nu überwältigt, die Geschütze umgedreht, und nun begann das Feuern in das Dorf hinein. Die Preußen, die sich in der Hauptstraße des Dorfes zu sammeln suchten, wurden von ihren eigenen Geschossen niedergeschmettert. Jetzt drang der Feind von allen Seiten ein. „Ich war Zeuge von einem Infanteriegefechte“, sagt Tempelhof, „das vielleicht Alles übertrifft, was man sich Mörderisches vorstellen kann. Ans Schießen wurde gar

nicht gedacht, weil die Leute keinen Platz zum Laden hatten; desto mehr aber wurde mit den Bajonetten und Kolben gemordet." Zum Pulverdampf hatte sich der Nebel gesellt, der gerade auf der Gegend lag, in der der blutigste Kampf stattfand. Hier ward blind umher geschlagen und gestochen, und mancher tapfere Mann empfing den Tod von Freundeshand. Dort wieder betastete man sich, um sich zu erkennen, wobei die Blechkappen (so wurden die Kopfbedeckungen der Preußen von den Feinden genannt) den preußischen, die Bärenmützen den österreichischen Grenadier kenntlich machten. Der König, dessen Zelt sich in einiger Entfernung von Hochkirch befand, hatte Anfangs den Lärmen für ein Vorpostengefecht gehalten. Als jedoch der Kanonendonner anhob und das Getöse des Kampfes mit jedem Augenblicke sich verstärkte, sprang er von seinem Lager auf, kleidete sich an, stieg zu Pferde und rückte nun mit einigen Regimentern herzu. Sein erster Befehl lautete: Hochkirch um jeden Preis zu halten. Der Feldmarschall Keith, der schon aus zwei Wunden blutete, drang mit einem Regimente gegen die vom Feinde erstürmte Batterie vor, nahm sie wieder und warf die Oesterreicher bis zu einem nahen Wäldchen zurück. Da streckte ihn eine Kugel nieder. Das Regiment, von drei Seiten zugleich angegriffen, mußte sich den Rückweg mit dem Bajonette bahnen. Prinz Franz von Braunschweig ward durch eine Kanonenkugel getödtet, Fürst Moritz von Dessau fiel, nachdem er von zwei Gewehrkugeln tödlich verwundet worden war, in die Hand des Feindes. Das Dorf Hochkirch war indeß in Flammen aufgegangen, die aufflackernden Feuersäulen beleuchteten schauerlich die furchtbaren Schlachtscenen. Am hartnäckigsten wurde am Kirchhofe gekämpft, auf dem sich unter dem Major von Langen und dem Leutnant von Marwitz 600 Preußen gesammelt hatten, die mit unvergleichlicher Tapferkeit die wiederholten Angriffe von sieben österreichischen Grenadierbataillonen abschlugen. Erst als nach einstündigem heldenmüthigen Ringen die Zahl der Tapfern um weit über die Hälfte zusammengeschmolzen war, und als von einer andern Seite eine ganze österreichische Brigade anrückte, wurde der Versuch gemacht, sich mit dem Bajonett einen Weg durch die dichten Reihen der erbitterten Feinde zu bahnen. Tod oder Gefangenschaft war das Los der kleinen Heldenschar; auch von Langen und von Marwitz, Beide tödlich verwundet, fielen in die Hände des Feindes. Kriegskundige Männer haben später den Kirchhof ein preußisches Thermopylä genannt.

Zieten und Seydlitz hatten unterdessen die Reiterei auf freiem Felde gesammelt. Aber so wacker sie auch, wo sie den Feind fanden, einhieben, so ließ sich eine Entscheidung zu Gunsten des preußischen Heeres doch nicht mehr herbeiführen, da das Ueberraschende des wohlüberlegten Angriffs der Oesterreicher und die immer noch herrschende Dunkelheit es auf preußischer Seite unmöglich machten, nach einem gemeinsamen Plane zu handeln.

Endlich fiel der Nebel, und der König, der sich dem stärksten Feuer ausgesetzt hatte, vermochte, soweit nicht der Pulverdampf und der Rauch aus den zusammengestürzten Gebäuden dies noch verhinderte, die Stellung des Feindes zu übersehen. Noch einmal wurde von ihm der Versuch gemacht, das Dorf zu nehmen. Doch hatte der Feind bereits eine so gute Stellung gewonnen, daß der Angriff mißlang. Nun sah sich der König genöthigt, die Truppen zurückzuziehen, um sie in einer neuen Schlachtordnung aufzustellen. Rückzug und Aufstellung erfolgten mit einer wahrhaft bewunderungswürdigen Ordnung. Daun, froh der Erfolge, die ihm der im Dunkel der Nacht ausgeführte Ueberfall eingebracht hatte, hütete sich, dem wieder kampfbereiten preußischen Heere im Angesichte des Tages eine Schlacht zu bieten.

Durch diesen Ueberfall hatten die Preußen 9000 Mann, 100 Kanonen und einen großen Theil des Kriegsbedarfs verloren. Der Verlust an Mannschaften war auf österreichischer Seite mindestens eben so stark: — der sprechendste Beweis für die außerordentlich tapfere Gegenwehr der jählings Ueberfallenen gegenüber den Oesterreichern, welche wohl vorbereitet in den Kampf gezogen waren. Auch hier, wie bei Kolin, kam das Unglück nicht allein. — Damals empfing der König unmittelbar nach der Schlacht die Trauerkunde von dem Tode seiner Mutter, jetzt lief — wenige Tage nach der Schlacht — die Nachricht ein, seine

geliebteste Schwester, die Markgräfin Wilhelmine von Bayreuth, sei in derselben Unglücksstunde gestorben, in welcher der Ueberfall geschehen war. Noch kurz zuvor hatte Friedrich an einen Freund, durch den ihm die erste Nachricht von der schweren Erkrankung der Schwester zugekommen war, geschrieben: „Rauben Sie mir, ich beschwöre Sie, die Hoffnung nicht, welche die einzige Zuflucht der Unglücklichen ist! Denken Sie, daß ich mit meiner Schwester von Bayreuth erzogen bin, daß die innigste Zärtlichkeit unter uns niemals die geringste Verminderung erfahren, daß wir getrennte Körper, aber nur eine Seele haben; denken Sie, daß, nachdem ich so viele Arten von Unglück erfahren, die mir das Leben verleiden müssen, nur das noch übrig bleibt, welches ich erwarte, um es mir unerträglich zu machen.“ Hiernach läßt sich ermessen, wie die Trauerbotschaft auf den König wirken mußte.

Statt die Vortheile, die sich ihm offenbar boten, wahrzunehmen, verschanzte sich Daun in seinem Lager und verbrachte die ihm günstige Zeit mit der Feier von Dank- und Freudenfesten. Endlich machte er einen Versuch, dem Könige den Weg nach Schlesien zu versperren. Dieser aber wußte ihn durch geschickte Märsche zu täuschen, ging nach Schlesien und entsetzte Neisse. Nachdem hierauf Daun noch den vergeblichen Versuch gemacht hatte, sich in Dresden festzusetzen, führte er sein Heer nach Böhmen zurück. Der König nahm seine Winterquartiere in Breslau.

Die Franzosen waren trotz ihrer bedeutenden Uebermacht infolge der Unfähigkeit der obersten Heeresleitung schon im Frühling von dem tapferen Herzog Ferdinand von Braunschweig aus ihren Winterquartieren vertrieben und mit bedeutendem Verluste über den Rhein gejagt worden. Die von dem Hauptheere getrennte und in Deutschland zurückgebliebene Heeresabtheilung unter dem Marschall Soubise vermochte gleichfalls nichts auszurichten.

Das Kriegsjahr 1759.

So schloß das Jahr 1758 immer noch günstig genug für Friedrich; aber es nahte das Jahr 1759, das unglücklichste des ganzen Krieges für ihn.

Die Kriegsbeschwerden hatten auf den jetzt im siebenundvierzigsten Lebensjahre stehenden König übermäßig eingestürmt; er war an Geist und Leib erschüttert. Ueber seinen damaligen Zustand spricht er sich selbst in einem Briefe an den Marquis d'Argens aus. „Fast weiß ich nicht“, schreibt Friedrich, „ob es ein Sanssouci in der Welt giebt; der Ort sei, wie er wolle, für mich ist dieser Name nicht mehr schicklich. Mein lieber Marquis, ich bin alt, traurig, verdrießlich. Von Zeit zu Zeit blickt noch ein Schimmer meiner ehemaligen guten Laune hervor, aber das sind Funken, die bald erlöschen; es sind Blitze, die aus dunklen Wolken hervorbrechen. Sähen Sie mich, Sie würden keine Spur von Dem, was ich ehemals war, erkennen. Sie würden einen alten Mann finden, dessen Haare grau geworden, ohne Feuer, ohne Lebhaftigkeit. — Das sind, mein Bester, die Wirkungen, nicht sowol der Jahre, als der Sorgen; die traurigen Erstlinge der Hinfälligkeit, die uns der Herbst unsers Alters unausbleiblich mitbringt.“

Doch eines Weisen Wort, daß der Mensch sich selbst das Unbekannteste von Allem sei, was es für ihn gäbe, bewahrheitete sich auch hier. Wol begann des Königs Haar zu grauen, seine Gesundheit zu wanken, doch vermochte der durch unerhörte Anstrengungen und schweres Unglück Gebeugte sich, wo es die Lage erforderte, jederzeit wieder zu neuen Kraftäußerungen emporzuraffen.

Wir sehen sogar bei dem unvergleichlichen Manne nicht lange nach dem Unglück von Hochkirch den alten Uebermuth hervorbrechen. Daun hatte für seinen nächtlichen Ueberfall einen geweihten Degen und ein geweihtes Baret vom Papste Clemens VIII. empfangen, und Friedrich schrieb nun im kirchenfürstlichen Stile ein Breve des Papstes „an den Mann mit der geweihten Mütze“, das, vom Marquis d'Argens meisterhaft ins Lateinische übertragen, im Volke für echt gehalten wurde und seine Wirkung nicht verfehlte. Eine Stelle dieser Schrift lautet: „Als Vater der Rechtgläubigen haben Wir Unsers Amtes gemäß

erachtet, die wundervollen Wirkungen Deiner Tapferkeit durch die Kraft Unseres Segens noch zu verstärken, und finden für gut, das Beispiel Unsrer Vorfahren nachzuahmen, da die Heldentugenden des Prinzen Eugen seligen Andenkens mit dem geweihten Hute und Degen sind belohnt worden. Da Du nun diesen Helden und Beschützer der Kirche an Tugenden weit übertriffst und gegen Ketzer streitest, die mit einer viel beharrlicheren Bosheit, als die Ungläubigen selbst, den abscheulichsten Irrthümern anhangen: so ertheilen Wir Dir den himmlischen Segen dahin, daß Du vermittels beifolgenden Degens die Ketzerei vertilgen mögest, deren pestilenzialischen Gestank die Hölle ausgebrütet hat. Dein Arm rauche stets vom Blute dieser Gottlosen!" —

Die Feinde hatten sich zu neuem Kampfe gerüstet. Was ihnen in den Jahren 1757 und 1758 nicht gelungen war, den König durch Uebermacht zu erdrücken, das, hofften sie, werde unzweifelhaft das Jahr 1759 möglich machen.

Auf Verabredung zwischen Oesterreich und Rußland rückte das 45,000 Mann starke russische Heer wieder vor. An Stelle des russischen Feldmarschalls Fermor, der bei Zorndorf eine so bündige Lehre von Friedrich empfangen hatte, war Soltikoff getreten. Die nächste Absicht des Feindes war, eine von dem schneidigen General von Laudon geführte, 19,000 Mann starke österreichische Heeresabtheilung mit dem russischen Heere zu vereinigen.

General von Wedel, der von dem Könige den Befehl empfangen hatte, sich den Russen entgegenzuwerfen, um jene beabsichtigte Vereinigung zu verhindern, wurde am 23. Juli bei Kay (unweit Züllichau) geschlagen, und Laudon traf elf Tage später in der Nähe von Frankfurt an der Oder bei dem russischen Heere ein. Das vereinte Heer nahm am 1. August Stellung zwischen Frankfurt und Kunersdorf und war in Erwartung des bevorstehenden Entscheidungskampfes alsbald darauf bedacht, dieselbe aufs Allerstärkste zu befestigen und sich dadurch einen weiteren Vortheil gegenüber dem anrückenden preußischen Heere zu sichern.

Niederlage vor Kunersdorf. Die Lage des Königs war gefahrvoller, denn je. Der mit einer beträchtlichen Streitmacht in der Lausitz stehende Hadik drohte auf Berlin zu marschiren, den Reichstruppen konnte in Sachsen die erforderliche Macht nicht entgegengestellt werden, und das österreichisch-russische Heer lagerte wie eine drohende Gewitterwolke nicht zwölf Meilen von der Hauptstadt des Landes.

Friedrich führte nun sein Heer in Eilmärschen nach der Mark Brandenburg. Die Preußen zählten, als sie am 11. August Mittags den Russen gegenüberstanden, 43,000, die vereinigten Russen und Oesterreicher 64,000 Mann. Sogleich zog nun der König Erkundigungen über die Bodenbeschaffenheit ein, aber er traf leider, wie sich später herausstellte, nicht die rechten Leute, so daß er ungenau unterrichtet wurde. Am nächsten Morgen erfolgte die Aufstellung zur Schlacht. Die Märsche einiger Heerestheile ermüdeten in der bald einbrechenden Schwüle des Tages, namentlich infolge der kaum erwähnten, den Führern gar nicht oder doch nur ungenügend bekannten Terrainschwierigkeiten, ganz außerordentlich. Dennoch gelang es den Preußen, nach sechsstündiger Blutarbeit und trotz des mörderischen Feuers der wohlaufgestellten feindlichen Batterien, den linken Flügel des Feindes vollständig in die Flucht zu schlagen und dem Feinde 180 Geschütze zu nehmen. Um 6 Uhr Abends war der Sieg für den König so gut wie entschieden, die Haltung des Feindes derartig, daß man, wenn jetzt die Schlacht abgebrochen wurde, hoffen durfte, er werde unter dem Schutze der Nacht sich zurückziehen. Da nun auch die preußischen Truppen durch die Mühseligkeiten der Märsche aufs Aeußerste erschöpft waren, so riethen die Generäle dem Könige, sich mit dem errungenen werthvollen Erfolge zu begnügen und dem an Zahl noch so starken Feinde eine goldene Brücke zu bauen. Der König aber, durch die von den Russen in seinem Lande ausgeübten Räubereien und Greuelthaten aufs Aeußerste erbittert, entschied: die Russen schlagen helfe nichts, nur Vernichtung derselben bedeute Erlösung für das Land.

Sonach wurde der Kampf fortgeführt. Der König richtete nun seinen Angriff auf den rechten Flügel, wobei es sich als die nächste Aufgabe herausstellte, die auf den steilen Anhöhen aufgepflanzten Batterien zu erstürmen. An Gehorsam und gutem Willen fehlte es bei den braven Preußen nicht, aber die Natur machte ihre Rechte geltend, und aller Heldenmuth vermochte endlich die sinkenden Kräfte nicht zu ersetzen. Die Anstürmenden wurden geworfen, ein entsetzlicher Kugelregen brachte sie in Verwirrung. Ein solcher Vorgang war nur zu sehr geeignet, den geschwächen Muth des Feindes wieder zu heben. Der tüchtige Laudon führte frische Truppen ins Feuer, nachdem der König die preußische Reiterei, welche den Gegner bisher in Schach gehalten hatte, zur Unterstützung seines auf den rechten feindlichen Flügel gerichteten Angriffs an sich gezogen hatte. Ein gräßliches Morden beginnt, der Sieg neigt sich auf die Seite des Feindes. Mit aller Anstrengung des Geistes ringt der König danach, dem Gegner die Vortheile, die er von Minute zu Minute gewinnt, wieder zu entreißen. Man sieht ihn im dichtesten Gedränge. Zwei Pferde sind ihm schon unter dem Leibe erschossen, er selbst wird leicht verwundet. Von einem goldenen Etui, das er bei sich trug, wird eine Kugel auf ihrer tödlichen Bahn aufgehalten. Wild bäumt sich jetzt sein auf den Tod getroffenes Pferd. Offiziere springen herzu, der König besteigt das Pferd seines Adjutanten. Man fleht ihn an, die gefährliche Stelle zu verlassen. Er antwortet: „Wir müssen hier Alles versuchen, um die Bataille zu gewinnen, und ich muß so gut wie jeder Andere meine Schuldigkeit thun." Doch alle seine heldenmüthigen Anstrengungen sind vergebens — er sieht seine Truppen fliehen. Fast scheint es, als suche er den Tod, denn man hört ihn rufen: „Kann mich denn keine verwünschte Kugel treffen!" Die Kanonen donnern unaufhörlich, der Siegesruf der auf allen Orten vordringenden Feinde erschallt immer lauter, das wilde Durcheinander wird bei der einbrechenden Dunkelheit geradezu gräßlich. Bald befindet sich das ganze preußische Heer auf der Flucht, Niemand weiß, wo der König ist. Ein kleiner Trupp preußischer Husaren gehört zu den Letzten auf dem Schlachtfelde. Kosakenschwärme brausen gegen sie daher, was auch sie nöthigt, sich den Fliehenden anzuschließen. Plötzlich erblickt ein Husar den König auf einem nahen Sandhügel. Er hat den Degen vor sich in den Sand gestoßen und blickt mit verschränkten Armen dem nahenden Verderben entgegen. Die Husaren fliegen hinzu, um den König zu retten; mit Mühe gelingt es dem Rittmeister, ihn zu bewegen, ein Pferd zu besteigen und mit ihnen das Schlachtfeld zu verlassen.

Der Sieg des vereinigten feindlichen Heeres war vollständig. Nicht nur gingen die eroberten Geschütze den Preußen wieder verloren, sondern auch beinahe ihre ganze eigene Artillerie; nur 30 Kanonen wurden gerettet, und als ein General den fast verzweifelnden König davon benachrichtigte, fuhr Friedrich in wilder Erregung auf: „Herr, er lügt, ich habe keine Kanonen mehr!" Fast alle Generäle, auch Seydlitz, der bei dem ihm anbefohlenen Reiteransturm eine schwere Verletzung davongetragen, waren verwundet. — Auf dem Rücken des Rittmeisters, der ihn gerettet hatte, schrieb der König an Minister Finkenstein auf einen Zettel: „Alles ist verloren, retten Sie die königliche Familie. Adieu für immer."

Der König übernachtete in einer von den Kosaken fast gänzlich zerstörten Bauernhütte unausgekleidet auf Stroh; seine Adjutanten lagen neben ihm auf der bloßen Erde. So umwölkten Geistes wie am folgenden Morgen mochte er noch nie im Leben aufgewacht sein. Schon war der Sieg sein gewesen, schon hatte er eine Siegesbotschaft nach Berlin gesandt, und nun sah er sich von dem Gipfel des Glückes fast in die Nacht der Verzweiflung gestürzt. Es war ihm offenbar, daß, wenn der Feind den Sieg benutzte, Rettung für ihn nicht denkbar sei. „Ich habe keine Hülfsquellen mehr", schrieb er an Minister von Finkenstein, „und wenn ich die Wahrheit sagen soll, ich halte Alles für verloren. Ich werde das Verderben meines Vaterlandes nicht überleben."

Tod Ewald von Kleist's. In der Schlacht war auch Ewald von Kleist, der herrliche Sänger des „Frühlings", gefallen.

„Vielleicht sterb' einst auch ich den Tod fürs Vaterland —"

So hatte er ahnungsvoll gesungen. Bei der heldenmüthigen Eroberung einer Batterie war ihm die rechte Hand durch eine Kugel zerschmettert worden. Er hatte den Degen in die linke Hand genommen und war vorgedrungen. Eine Kartätschenkugel streckte ihn zu Boden. Hülflos in einem Graben liegend, war er bei der Verwirrung von den Seinen vergessen worden. Kosaken hatten ihm darauf die Kleider, selbst das von Blut triefende Hemd entrissen. Erst am nächsten Morgen war er aufgefunden worden. Man brachte ihn noch lebend nach Frankfurt; dort starb er einige Tage nach der Schlacht. Eine feierliche Bestattung erfolgte, an der auch russische Offiziere Theil nahmen; einer der Letzteren legte trauernd seinen Degen auf den Sarg des Sängers und Helden. Allgemein ward der Tod des Dichters in Deutschland schmerzlich empfunden.



Der schwer verwundete Ewald von Kleist von Kosaken geplündert. Nach von Hünten.

Daß dem Feinde der Sieg allerdings überaus theuer zu stehen gekommen war, geht aus dem Berichte Soltikoff's an die Kaiserin hervor, in welchem es heißt: „Der König von Preußen pflegt seine Niederlagen theuer zu verkaufen; noch einen solchen Sieg, und ich werde die Nachricht davon mit einem Stabe in der Hand allein zu überbringen haben." Er gab seinen Verlust auf 24,000 Mann an. —

Friedrich's Lage war jetzt eine verzweifelte. „Es hing", wie er später in seiner „Geschichte des Siebenjährigen Krieges" äußert, „nur von den Feinden ab, den Krieg zu beendigen." „Sie brauchten uns", fügt er hinzu, „nur den Gnadenstoß zu geben." Aber schon vier Tage nach der Schlacht sehen wir die Spannkraft des wunderbaren Fürsten wieder in voller Stärke. „In dem Augenblick meiner ersten Nachrichten", schrieb er seinem Bruder Heinrich, „erschien mir Alles verzweifelt. Zwar ist die Gefahr sehr groß; aber so lange ich meine Augen offen habe, werde ich den Staat zu erhalten suchen, wie es meine Pflicht ist. Freilich kannst du dir leicht denken, daß die Martern der Verdammten nicht

an das reichen, was ich in dieser grausamen Krise leide. Glücklich die Todten; sie sind geborgen vor allen Kümmernissen und Unruhen!"

Daß gegen alle Regeln der Kriegskunst der errungene glänzende Sieg von den Feinden so wenig ausgebeutet wurde, hatte, abgesehen von der Furcht, die der schwer verwundete Löwe den Feinden noch immer einflößte, seinen Grund wol hauptsächlich in der Uneinigkeit der feindlichen Heerführer. Nicht ohne Grund warfen die Russen den Oesterreichern vor, daß sie stets am meisten vorgeschoben, den schwersten Gefahren ausgesetzt würden. Einen glänzenden Sieg hätten sie, die Russen, nun erkämpft, an den Oesterreichern sei es jetzt, diesen Sieg auszunutzen und auch ihrerseits einmal thatkräftig in den Kampf einzugreifen. — Daß, wie von gelehrten Geschichtsforschern mehrfach behauptet worden ist, für die Bedenklichkeit des russischen Generals auch geheime Weisungen des russischen Thronfolgers maßgebend gewesen seien, ist gleichfalls nicht unwahrscheinlich. Der Leser weiß ja, welche Verehrung dieser Letztere dem Großen Friedrich entgegenbrachte, und da bei der steten Kränklichkeit der regierenden Kaiserin das nahe Ableben derselben zu befürchten stand, mochte es Soltikoff immerhin für gerathen erachten, auf die Gesinnung des künftigen Herrschers einige Rücksicht zu nehmen und nicht durch vollständige Ausnutzung des errungenen Sieges den von Jenem so verehrten Preußenkönig geradezu ins Verderben zu stürzen. — Jedenfalls unterblieb von Seiten der Feinde das Gefürchtete, und Friedrich oder richtiger der preußische Staat war gerettet. —

Daun sah sich bald in die Trennung von den Russen genöthigt, da Prinz Heinrich in seinem Rücken ansehnliche Magazine zerstörte. Doch vermochte Letzterer nicht zu verhindern, daß die Oesterreicher sich zu Herren von Dresden machten und für den Winter sich daselbst festsetzten. Ein großer Theil von Sachsen jedoch blieb in Friedrich's Gewalt, und er nahm daselbst Winterquartiere. — Treue Wacht im Westen hatte fortgesetzt der heldenmüthige Ferdinand von Braunschweig gehalten; bei Bergen waren von ihm die Franzosen zurückgeworfen worden, bei Minden hatte er sie völlig aufs Haupt geschlagen.

Friedrich, unerschöpflich in Plänen, suchte dem Kriege wieder eine günstigere Wendung zu geben. Der König von Spanien war gestorben, und es meinte nun Oesterreich, Ansprüche auf das spanische Erbe in Italien zu haben. Friedrich machte Versuche, Spanien und Sardinien zum Kriege gegen Oesterreich zu bewegen, doch führten sie nicht zu dem erwünschten Ziele. Das gleiche Schicksal hatten seine Bemühungen, sich mit Frankreich auf den Friedensfuß zu setzen. Die Pompadour war dort immer noch zu mächtig, und Friedrich hatte es auch jetzt noch nicht vermocht, sein Verhalten gegen sie zu ändern.

So blieb denn dem Könige nichts übrig, als sich zu neuen Kriegsunternehmungen vorzubereiten. Neben seiner Thätigkeit, die sein königliches und feldherrliches Amt ihm auferlegte, beschäftigte er sich am liebsten mit Kunst und Wissenschaft. So entstand unter Anderm in jener Zeit eine „Ode an die Deutschen". Mit erschütternden Worten hält er den Deutschen, „den Söhnen einer gemeinsamen Mutter", vor, daß nur ein Wahnsinn es sein könne, der sie treibe, sich gegenseitig zu zerfleischen, sich auf Fremde zu stützen und diese zum Morde der Brüder in das Herz der Heimat einzuführen.

In der von Fr. Förster ins Deutsche übertragenen Ode heißt es dann weiter:

Ihr trätet gern Borussia in den Staub,
Frankreich und Schweden muß euch Hülfe senden,
Den rohen Russen bietet ihr's zum Raub,
Ihr Armen! grabt das Grab mit eignen Händen.
Tyrannen räumet ihr das Land, die Rechte,
Zum Lohn dafür bedient ihr sie als — Knechte.
Wie werdet ihr einst weinen, weinen,
Daß ihr der Feinde stolzem Heer
Mit eigner Hand geschärft den Speer,
Der Nachbar wird's nicht ehrlich meinen.

Bewaffnet euch, wie zu der Väter Zeit,
Und schlagt den Feind, dem allzu sehr gelüstet,
Den Thronenräuber, der zum Krieg bereit,
Am Rhein, am Donaustrom das Land verwüstet.
Was ruft den Erbfeind ihr, bei euch zu wohnen,
Der euch die Freiheit raubt, das Recht, die Kronen?
Ihr schwingt die blut'gen Waffen wieder,
Da jauchzt der Eumeniden Schwarm,
Und ihr befleckt den Mörderarm
Ach! mit dem Blute eurer Brüder!

Ich red' umsonst, sie hören mich nicht an:
Elende, Antwort! — Die Verräther schweigen.
Ach! um der Väter Tugend ist's gethan,
Nicht freie Männer find' ich unter Feigen.
Sie kriechen scheu zu des Tyrannen Füßen
Und mögen ihre Schmach in Banden büßen.
Ihr wagt es nicht, dem Feind zu wehren,
Kleinmüthig seid ihr und verzagt,
Und diese Ketten, die ihr tragt,
Nehmt ihr, o Schande! noch für Ehren?

Endlich fragt der Dichter seine Preußen, ob es besser sei, die entweihte heimatliche Stätte zu verlassen, und antwortet:

„Nein, tapfre Schar, ein edler, großer Sinn
Wird nicht in schimpflichem Gefühl verzagen;
Eh' er sie denkt, wirft er die Ausflucht hin.
Die Ehre retten wir! es gilt, zu wagen!
Für Unrecht und Verrath die blut'ge Rache
Zu fordern, ist der Götter Sache.
Heran! ihr muthigen Geschwader,
Stürzt in die Schlacht mit frohem Herz,
Und trefft mit eurem scharfen Erz
Dem falschen Feind die Lebensader!"

Im März 1760 schrieb Friedrich an einen Vertrauten: „Der ewige Jude, wenn er jemals lebte, hat kein so irrendes Leben geführt, wie das meinige ist.... Der letzte Feldzug hat Sachsen an den Rand des Abgrundes geführt. So lange es mir das Glück verstattete, habe ich dieses schöne Land geschont; jetzt ist Verwüstung überall. Und ohne von dem moralischen Uebel zu sprechen, welches dieser Krieg bringen wird, das leibliche Uebel wird nicht das kleinere sein, und wir können uns Glück wünschen, wenn die Pest nicht noch darauf folgt. Wir armen Thoren, die wir nur einen Augenblick zu leben haben! wir machen uns diesen Augenblick so hart, wie wir nur vermögen, wir gefallen uns darin, die schönsten Werke, welche Fleiß und Zeit hervorgebracht haben, zu zertrümmern und nichts, als ein hassenswerthes Andenken an unsere Zerstörungen und an das Elend, das sie verursacht haben, zu hinterlassen."

Das Kriegsjahr 1760.

Die Zahl der feindlichen Truppen war auch in dem bevorstehenden Feldzug der des preußischen Heeres so überlegen, daß der König auch in diesem Jahre zunächst nur daran denken konnte, sich ihrer zu erwehren. Der Feldzug begann übel genug.

General Fouqué, dem die Obhut über Schlesien anvertraut worden war, wurde (bei Landshut) von General Laudon mit Erfolg angegriffen. Fouqué widerstand mit seinen 10,500 Mann acht Stunden lang dem 35,000 Mann starken Heere der Oesterreicher. Von der Uebermacht erdrückt, wurden die Preußen endlich überwältigt; Fouqué lag unter der Last seines getödteten Rosses am Boden. Wüthend über den unerhörten Widerstand, den sie gefunden, hieben feindliche Dragoner auf den Wehrlosen ein, der still und stumm dem Tode entgegensah. Da stürzte sich sein Reitknecht, Trautschke mit Namen, über ihn und fing die auf den geliebten Herrn gerichteten tödlichen Streiche mit seinem Haupte auf, indem er unablässig rief: „Wollt ihr denn den kommandirenden General umbringen?" Höhere kaiserliche Offiziere sprengten herzu und retteten dem Feldherrn nebst seinem treuen, aus dreizehn Wunden blutenden Diener das Leben. Ein preußischer Mitkämpfer sagt über Fouqué: „Alle verehrten in ihm den ergrauten Helden, der wie ein Spartaner focht und, nur durch Uebermacht gezwungen, mit noch einigen seiner Generäle und dem noch am Leben gebliebenen geringen Theil seines Corps sich hatte ergeben müssen." Aber auch von gegnerischer Seite ward dem gefangenen Führer und seinen Braven Anerkennung gezollt. In dem von dem

österreichischen Militärschriftsteller Cogniaze erstatteten Bericht über das Treffen heißt es: „Unmöglich kann man Truppen mit mehr Contenance, Ordnung und Bravheit fechten sehen, als hier die Preußen fochten.“ Nachdem nun auch Glatz in die Hände der Oesterreicher gefallen war, wandte sich Laudon mit 45,000 Mann, gegen Breslau, das Tauentzien mit 3000 Mann besetzt hielt. Er forderte drohend die Uebergabe der Stadt, indem er nicht nur auf die Stärke seines Belagerungsheeres, sondern auch darauf verwies, daß Friedrich und Prinz Heinrich entfernt und die Russen mit einem Heer von 75,000 Mann im Anrücken begriffen seien. Tauentzien, der mit seinen 3000 Mann auch noch 9000 gefangene Oesterreicher zu bewachen hatte, erklärte, die Stadt bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen. Der Anmarsch des Prinzen Heinrich bestimmte indeß Laudon, die Belagerung aufzugeben, und der wackere Tauentzien, von welchem Lessing sagt: wäre Friedrich's Armee bis zu einem Häuflein zusammengeschmolzen, das unter einem Baume Platz gefunden hätte, Tauentzien hätte in demselben nicht gefehlt — wurde von dem Könige zum Generalleutnant ernannt.

Inzwischen hatte Friedrich den Versuch gemacht, sich Dresdens zu bemächtigen. Seine Hoffnung, die Stadt durch einen Handstreich nehmen zu können, blieb unerfüllt; denn er fand die Besatzung wohl vorbereitet und den tapfern Kommandanten Macquire zum äußersten Widerstande entschlossen. Es mußte nun zunächst das zur ernstlichen Belagerung nöthige schwere Geschütz unter großem Zeitverlust aus Magdeburg herbeigeholt werden. Der König indeß, fest entschlossen, sich unter allen Umständen zum Herrn der Stadt zu machen, begann, da die Besatzung die freiwillige Uebergabe verweigerte, eine furchtbare Kanonade, durch welche viele Hundert Häuser und Kunstbauten zerstört und eingeäschert wurden. Schließlich mußte Friedrich zur Ueberzeugung gelangen, daß sein Heer doch zu klein für eine feste Einschließung sei, er konnte es nicht verhindern, daß durch Zuzüge die Besatzung verstärkt und dadurch die Möglichkeit, sich der Stadt zu bemächtigen, immer weiter hinausgerückt wurde. Jetzt kam ins preußische Lager die Nachricht von dem ungünstigen Ausgange der Kämpfe in Schlesien; die Festung Glatz war in die Hände der Oesterreicher gefallen, und so mußte sich denn der König zur Aufhebung der Belagerung entschließen. — Prinz Heinrich erhielt Befehl, den Russen entgegen zu gehen, Friedrich selbst wandte sich, von Daun und Lascy gefolgt, nach Schlesien, um dort persönlich die weiteren Unternehmungen zu leiten und eine Entscheidung zu Gunsten des preußischen Heeres herbeizuführen.

Wie übel die Lage des Königs war, zeigt allein schon der Umstand, daß sogar der kaltblütige Prinz Heinrich den König wiederholt bat, ihm ein Kommando abzunehmen, dessen Pflichten zu erfüllen er sich außer Stande sehe. Friedrich antwortete ihm: „Es ist nicht schwer, mein lieber Bruder, Leute zu finden, die dem Staate in bequemen und glücklichen Zeiten dienen; gute Bürger sind aber Diejenigen, welche ihm in kritischer und unglücklicher Zeit ihre Dienste nicht versagen. Dauernder Ruhm stützt sich auf Ausführung schwieriger Dinge; je mehr sie dies sind, desto mehr ehren sie. Ich glaube deshalb nicht, daß es dir Ernst mit Dem sei, was du mir schreibst: Sicherlich können wir Beide für den Ausgang bei der jetzigen Lage der Dinge nicht verantwortlich sein; aber sobald wir Alles gethan haben, was wir vermögen, wird unser eigenes Gewissen und die Welt uns Gerechtigkeit widerfahren lassen.“

Schlacht bei Liegnitz. An der Katzbach, in der Gegend von Liegnitz, nahmen die Heere Stellung gegen einander. Derselbe Boden hatte seit der furchtbaren Mongolenschlacht im dreizehnten Jahrhundert schon mehrmals Ströme Blutes eingesogen, und wir werden dreiundfünfzig Jahre später wieder einen entscheidenden Kampf auf ihm entbrennen sehen.

Das Heer des Königs zählte 30,000 Mann, während das unter Daun, Laudon und Lascy vereinte österreichische Heer über 100,000 Mann stark war. Außerdem standen 75,000 Russen in der Nähe, von denen 20,000 bereits (bei Auras) die Oder überschritten hatten. Und dennoch zögerte Daun mit dem Angriff. Da ließ ihm der russische Feldherr

Soltikoff erklären, daß, wenn er den König über die Oder gehen lasse, er sich mit seinen Russen sogleich nach Polen zurückziehen werde. Nun beschloß Daun, dem Preußenkönige eine Schlacht zu bieten. Dem Könige war dies recht. „Unsere Angelegenheiten", schrieb er seinem Bruder, „müssen sich jetzt entscheiden; wir werden für die Ehre und das Vaterland kämpfen, ein Jeder wird das Seine thun, daß es gelinge. Die Ueberzahl schreckt uns nicht."

In vorsichtiger Weise umstellten die österreichischen Feldherren den König, jede der einzelnen Abtheilungen war stärker, als das ganze preußische Heer. Der Sack ist offen, hörte man bei den Oesterreichern sagen, jetzt muß er hinein! — Der König, der davon vernahm, sagte: „Ich denke, in den Sack ein Loch zu machen, das sie Mühe haben sollen auszubessern!" — Am 14. August war die Stellung der Oesterreicher den Preußen gegenüber eine ihnen in hohen Grade günstige. Man träumte im österreichischen Heere davon, den Ueberfall von Hochkirch wiederholen zu können. In der ersten Stunde des 15. August — es war eine sternhelle Nacht — brach aber der König auf und wählte eine andere Stellung, während im verlassenen Lager die Wachtfeuer von Bauern sorgsam unterhalten werden mußten. Gewehr im Arm lagerten sich die Preußen; inmitten derselben wachte der König.

„Auf einer Trommel saß der Held
Und dachte seine Schlacht,
Den Himmel über sich zum Zelt
Und um sich her die Nacht."

Gegen 2 Uhr legte sich der König, in seinen Mantel gehüllt, bei einem Lagerfeuer nieder, und es schien bald darauf, als sei er eingeschlafen. Der neue Tag begann sich im Osten anzukündigen. Da kam der Major von Hundt herzugesprengt und brachte die Nachricht, der Feind rücke heran, ja er sei schon in der Nähe. Der König sprang auf, in kurzer Zeit standen die Preußen schlachtbereit.

Beim Grauen des Morgens begann die Schlacht. Reiterei und Fußvolk warfen sich mit gleicher Tapferkeit auf den Feind; namentlich that sich das Regiment Bernburg außerordentlich hervor. Diesem Regiment war vor Dresden, da es bei einem Ausfall nicht tapfer genug widerstanden hatte, vom Könige eine empfindliche Strafe zuerkannt worden. Die Offiziere hatten ihre Huttressen, die Soldaten ihre Bandlitzen auf der Uniform und ihre Säbel verloren, und die Tambours durften den Generalmarsch nicht mehr schlagen. Vor diesem Regiment hielt jetzt der König, indem er die Leute anredete: „Kinder, ich danke euch, ihr habt eure Sache brav gemacht, sehr brav! Ihr sollt Alles wieder haben, Alles!" Der Flügelmann, ein alter Graukopf, trat vor und sagte mit bewegter Stimme: „Ich danke Euer Majestät im Namen meiner Kameraden, daß Sie uns unser Recht zukommen lassen; Euer Majestät sind doch nun wieder unser gnädiger König?" Dem Könige wurden die Augen naß, er klopfte dem Sprecher auf die Schulter, indem er sagte: „Es ist Alles vergeben und vergessen, aber den heutigen Tag werde ich euch gewiß nicht vergessen!"

Frühmorgens 5 Uhr waren die Oesterreicher geschlagen. Sie verloren 80 Offiziere nebst 4000 Mann an Gefangenen, außerdem 82 Kanonen und 23 Fahnen und Standarten.

Zieten hatte sich in hohem Grade ausgezeichnet, und der König ernannte ihn auf dem Schlachtfelde an Stelle des noch an seinen Wunden daniederliegenden tapfern Seydlitz zum General der Reiterei. — Der Sieg bei Liegnitz war der erste Sonnenblick für die Preußen seit zwei trüben Jahren. Die Heerhaufen der Russen, welche die Oder überschritten hatten, zogen sich auf die Nachricht von dem Siege Friedrich's über Hals und Kopf über den Fluß nach Polen zurück; dem Könige gelang bei Breslau die Vereinigung seines Heeres mit dem des Prinzen Heinrich.

Jetzt rückte Friedrich gegen Daun vor, um ihn gänzlich aus Schlesien zu vertreiben. Dieser, schwer bedrängt, zog sich auf die schlesischen Gebirgszüge zurück. Da ihm aber die äußerst feste Stellung, die er eingenommen hatte, noch nicht genug Beruhigung gewährte, veranlaßte er die Russen, in das Herz der Mark Brandenburg einzudringen.

Plötzlich brachen 20,000 Mann Russen, durch 15,000 Oesterreicher und Sachsen verstärkt, in die Mark ein. Berlins Besatzung betrug nur 1200 Mann. Für diese war es

offenbar eine Unmöglichkeit, die große offene Stadt gegen die feindliche Uebermacht zu halten, und Prinz Eugen von Württemberg, der in Eilmärschen herbeizog, war zu schwach, um mit der Aussicht auf Erfolg einen Angriff gegen den Feind wagen zu können. So erfolgte am 9. Oktober die Uebergabe. Berlin mußte 1 1/2 Mill. Thaler Kontribution und 200,000 Thaler Douceurgelder zahlen. — Der Hof war nach Magdeburg geflüchtet. Glücklicherweise hielt der russische General Tottleben, ein Deutscher, der die Kapitulation abgeschlossen hatte, leidlich gute Mannszucht in der Stadt. Von den Oesterreichern wurden freilich mancherlei Ausschweifungen verübt, vor Allem nahmen sie viel Kriegsmaterial weg. Wahrhaft vandalisch wütheten die Feinde dort, wohin Tottleben's schützender Arm nicht reichte, so in Charlottenburg. Hier ward fast die gesammte kostbare Einrichtung des Schlosses zu Grunde gerichtet; der beste Theil der Kunstwerke und der historischen Erinnerungen fiel der Zerstörungswuth der Feinde zum Opfer; Tapeten und Bilder wurden zerrissen und zerschnitten, Bildsäulen und kostbare Antiken in Stücke zerschlagen, ja letztere, um eine Wiederherstellung unmöglich zu machen, völlig zermalmt. — Sachsen waren es, die solche barbarische Greuel ausübten. Es sollte dies Rache für Pirna und Dresden sein.

Doch die Kunde: „Friedrich hat den Bober überschritten und ist im Anzuge!" scheuchte den Feind schon nach drei Tagen von Berlin fort. Die Russen zogen sich auf ihre Hauptmacht zurück, die Oesterreicher und Sachsen gingen nach Torgau, und der König nahm infolge dessen seinen alten Plan, den Oesterreichern möglichst bald eine entscheidende Schlacht zu liefern, wieder auf. Mit seiner ganzen Heeresmacht rückte er den Feinden entgegen.

Der alte Fritz und seine Soldaten. Eine Menge kleiner Vorfälle auf dem Marsche und in den Lagern kennzeichnen das vertrauliche Verhältniß des Königs zu seinen Kriegern während jener Zeit. Friedrich's steter Morgengruß an seine Soldaten war: „Guten Tag, Kinder!" worauf regelmäßig die Erwiederung erfolgte: „Guten Tag, Fritz!" Schon damals hieß der König bei seinen Soldaten, die ihn mehr als ihr Leben liebten, schlechthin „der Alte" oder „der alte Fritz", ja häufig wechselte das vertrauliche Du zwischen dem Könige und seinen Kriegern. Auf dem Marsche kam es wol vor, daß, wenn die Leute ermüdet waren, und Friedrich sagte: „Gerade, Kinder, gerade!" heiterer Laune dem gebeugt auf dem Pferde sitzenden Könige geantwortet ward: „Fritz auch gerade!" Der einst so glänzende Fürst hatte während des schweren Krieges sein Aeußeres mehr und mehr vernachlässigt. „Hör' du", sagte einst ein Gardist zu seinem Kameraden, und zwar so laut, daß es der dicht vor ihnen reitende König vernehmen konnte, „hör' du, veranstalte doch einmal eine Geldsammlung in deiner Compagnie!" — „Für wen?" — „Für wen? Für Fritzen. Sieh' nur einmal sein Rockfutter an!" — Es folgten noch ähnliche Bemerkungen über des Königs Kleidung. „Wenn unsereins so auf die Parade käme", hob Einer an, „was meint ihr, wie uns der Alte aufspielen würde?" Daß der König seinen Kriegern dergleichen Aeußerungen hingehen ließ, that der Mannszucht durchaus keinen Abbruch. Hieß es „Gewehr in Arm!" so erstarb den braven Leuten jedes Wort auf der Zunge; führte sie der König in die Schlacht, so war jedes Herz voll Hingebung für ihn. Die Macht, die Friedrich's gewaltige Persönlichkeit im Getümmel des Kampfes selbst auf den Widerwilligsten und Zaghaftesten ausübte, ist wahrhaft unbeschreiblich. Von vielen Beispielen nur eines. Ein fünfzehnjähriger Fahnenjunker, der zum ersten Male an einer Schlacht Theil nahm und dem vor Angst bei dem ersten Kanonenschusse fast die Fahne aus den Händen entfiel, hat später erzählt, daß, als Friedrich, vor seinem Platze haltend, dem Regiment zurief: „Nun frisch heran, Kinder, in Gottes Namen!" ihm der Klang dieser Stimme wie ein elektrischer Funke ins Herz gezündet, so daß alle Furcht für immer entschwunden war. — In der Frühe eines kalten nebeligen Morgens hatte das Heer eine sumpfige Gegend erreicht. Es wurde Halt gemacht, um einen Knüppeldamm herzurichten. Der König lehnt sich in der Nähe eines Feuers an einen Baum, nicht weit von ihm setzt sich Zieten auf einen Holzblock nieder. Ermüdet von dem nächtlichen Marsche, fallen dem alten Heerführer die Augen zu. Ein Grenadier holt ein Reisigbündel herbei und schiebt es

dem General leise unter den Kopf; ihn lohnt ein freundlicher Blick aus den Augen Friedrich's. Da kommt ein Offizier, dem Könige eine Meldung zu bringen. „Weck' Er mir den Zieten nicht: er ist müde!" sagt der König leise, und winkt den Offizier nach der andern Seite. — Ein Soldatenweib stellt einen Topf voll Kartoffeln ans Feuer und bläst so stark in die Glut, daß die Asche dem Könige ins Gesicht fliegt. Er sagt nichts und zieht nur den Mantel ein wenig höher. Ein Soldat stößt die Frau an und raunt ihr einige Worte ins Ohr. Sie schaut erschreckt auf, ergreift den Topf und läuft davon. Der König läßt sie zurückholen und sagt ihr, sie solle ruhig ihre Kartoffeln fertig kochen.



Hans Joachim von Zieten. (Der Zieten aus dem Busch.)

Bei Torgau traf der König auf den Feind. Sein alter vorsichtiger Gegner Daun hatte auf den Süptitzer Höhen eine Stellung genommen, die noch unangreifbarer schien als jene, welche im vergangenen Jahre die Russen auf den Höhen von Kunersdorf innegehabt hatten. Steile Abfälle und eine sumpfige Niederung deckten den Feind auf der Vorderseite, ein starker Verhau im Rücken. Dazu waren die Oesterreicher, die 65,000 Mann zählten, den Preußen um 20,000 Mann überlegen. Nachdem der König sich mehrfach vergebens bemüht hatte, Daun aus seiner Stellung herauszulocken, erklärte er seinen Generälen, den Feind in seinem Lager angreifen zu wollen. Da schaute mancher tapfere Mann bedenklich darein, und es tauchte die Besorgniß auf, man werde hier ein zweites Kunersdorf finden.

Der „Alte aus dem Busch“, dem der König die zweite Hälfte der Armee überlassen hatte, meinte: „alle Dinge seien möglich, nur sei eins schwerer als das andere.“

Der 5. November war zur Schlacht bestimmt, für welche der König eine nach dem Urtheil von Sachkennern fast tollkühne Disposition entworfen hatte. Das Heer, das an sich schon, wie der Leser weiß, dem Feinde an Stärke bei weitem nicht gewachsen war, wurde in zwei Theile getheilt, die getrennt von einander operiren sollten. Mit der einen Hälfte beschloß der König selbst den rechten Flügel der Oesterreicher zu umgehen und dieselben im Rücken anzugreifen, Zieten dagegen sollte, sobald der Angriff begonnen haben würde, sich auf den linken Flügel des Feindes werfen. In früher Morgenstunde brach Friedrich mit seiner Heeresabtheilung auf. Es mußten mehrere Meilen Weges durch einen Wald zurückgelegt werden, um zu der Stelle zu gelangen, von der aus der Angriff geschehen sollte. Ein österreichisches Regiment gerieth während des Marsches zwischen zwei Kolonnen der Preußen und wurde gefangen genommen. Schon war die Mittagszeit vorüber. Friedrich hatte mit einigen Regimentern Fußvolk den Saum eines Waldes erreicht, als Kanonendonner in der Ferne ertönte. Zieten war auf einen vorgeschobenen starken Posten der Oesterreicher gestoßen und hatte Kanonen gegen sie auffahren lassen. Da der König glaubte, sein Mitbefehlshaber sei bereits im Kampfe mit dem linken Flügel des Feindes begriffen, meinte auch er den Angriff nicht aufschieben zu dürfen, obgleich die meisten seiner Truppen, namentlich die Reiterregimenter, noch zurück waren. Der Feind eröffnete gegen die am Rande des Waldes erscheinenden Preußen sogleich ein furchtbares Kanonenfeuer. Die Kugeln durchsausten den Wald und brachen Aeste und Bäume. Ein niederstürzender Eichenast erschlug dicht vor dem Könige zwei Soldaten.

J. W. von Archenholz, der als Offizier den Angriff mitmachte, und der zu dem Regiment gehörte, welches am meisten dem Feuer ausgesetzt war, sagt in seiner mit Recht gerühmten „Geschichte des Siebenjährigen Krieges“: „Daun empfing die Preußen mit einem Kanonenfeuer, das noch nie auf dem Element der Erde seit Erfindung des Pulvers erlebt worden war. Vierhundert auf Batterien gepflanzte Kanonen standen hier wie auf einen Punkt gerichtet, und ihre Feuerschlünde sprühten unaufhörlich Tod und Verderben. Es war ein Bild der Hölle, die sich zu öffnen schien, ihren Raub zu empfangen. Die ältesten Krieger beider Heere hatten nie eine solche Feuerscene gesehen; selbst der König brach wiederholt gegen seinen Flügeladjutanten in die Worte aus: „„Welche schreckliche Kanonade! Haben Sie je eine ähnliche gehört?““ — Auch war die Wirkung über alle Vorstellung gräßlich. In einer Viertelstunde lagen 5500 preußische Grenadiere, nachdem sie den Verhau überstiegen und mit erstaunlichem Muth den Angriff ausgeführt hatten, todt oder verwundet auf der Wahlstatt, da sie kaum ihre Gewehre hatten losfeuern können.“ Unentschieden wogte stundenlang der Kampf hin und her. Mit unvergleichlicher Tapferkeit bemächtigten sich die Preußen der Schanzen, aber sie verloren sie wieder, weil gegen sie frische Mannschaften eindrangen, ihnen selber aber es an Geschütz und Reiterei gebrach. Dem Könige, der sich mehrmals im wildesten Gewühl der Schlacht befand, wurden zwei Pferde unter dem Leibe todtgeschossen. Indem er seine braven Krieger zu einem neuen Angriffe vorführte, traf ihn eine Kugel auf die Brust. Hören wir über den verhängnißvollen Vorgang das Wort eines Augenzeugen. „Während des heftigsten Kampfes“, erzählt Heinrich von Behrenhorst in seinem erst i. J. 1847 theilweise zum Abdruck gekommenen „Tagebuche“, „als unsere Infanterie auf allen Seiten wich, hielt der König mitten in der Linie. Es war weiter Niemand bei ihm als der Major Graf Friedrich von Cocceji der Aeltere und ich, nebst zwei jungen Pagen und einem Reitknechte. Zwei österreichische Grenadiere, die von der Spitze ihrer Compagnie desertirt waren, flüchteten sich zu uns. „Wie steht es drüben bei euch?“ fragte sie der König. „Der Marschall führt soeben selbst die Reserve ins Gefecht“, versetzten die Leute. Unsere Truppen wichen unterdessen immer mehr, so daß zwischen dem Könige und dem Feinde Niemand zurückblieb. Der Monarch war also auf

einer kleinen Anhöhe dicht am Saume des Waldes gewissermaßen allein, und nur Graf Anhalt an seiner linken Seite, ich acht bis zehn Schritte hinter ihm. Meine Blicke waren eben anderwärts gerichtet, als Graf Anhalt mir in der größten Angst zurief: „„Behrenhorst!““ Ich blickte in die Höhe und sah den König, der den Zügel fahren ließ und zurücksank. Ich kam schnell genug hinzu, um ihn vor dem Sturze zu bewahren; Graf Anhalt konnte wegen seines verstümmelten Armes nichts dazu thun. Der Reitknecht und die Pagen sprangen von den Pferden und liefen nun rasch herbei. Einer der beiden Letzteren wurde zu den Füßen des Königs schwer verwundet, in dem nämlichen Augenblicke auch des Königs und mein Pferd, denn wir waren ganz nahe an der vorrückenden Linie des Feindes. Wir mußten darauf bedacht sein, uns ohne den mindesten Aufschub zu retten. Der Reitknecht zog die Pferde in den Wald, ich hielt den König in meinen Armen, und so brachten wir ihn ohnmächtig zurück. Eine Kugel, die ihn auf die Brust getroffen, hatte ihn des Athems beraubt; am andern Morgen fand man sie in seinem Hemde; sie war zuerst durch einen mit Pelz gefütterten Mantel, dann durch den Ueberrock, Leibrock und Weste, die zugeknöpft war, gedrungen. Ohne diese Bollwerke hätte sie den König ohne Zweifel getödtet, da sie aus großer Nähe geschossen worden war. Nach fünf bis sechs Minuten kam Friedrich wieder zu sich. „„Sehen Sie, ob es blutet!““ sagte er zu mir. Ich knöpfte auf und fand nichts. „„An meinem Leben““, sagte er, „„liegt mir heut am wenigsten; wohlan, laßt uns unsere Pflicht thun, und Unglück komme über Die, die sie nicht thun!““ — Darauf schwang sich der König wieder auf sein Pferd und führte das Kommando weiter.“

Der Abend brach heran, der Kampf mußte eingestellt werden. Eine düstere, fürchterliche Nacht folgte. Freunde und Feinde wogten durch einander, dichte Finsterniß verhinderte ein Erkennen. Bald hier, bald dort kam es zu Kämpfen zwischen kleineren Abtheilungen, nur zu oft schossen Freunde auf Freunde. Kampfgeschrei, Flintenschüsse, Wehrufe der Verwundeten durchhallten die rauhe Luft. Auf einzelnen Orten blitzten, hier von Preußen, dort von Oesterreichern angezündet, Feuer durch den Wald. Die erquickenden Strahlen der Wärme lockten Freund und Feind herbei. Da man nicht wußte, welche Partei gesiegt habe, so einigte man sich gegenseitig dahin, sich mit Anbruch des Tages denen, welche das Schlachtfeld behauptet und damit den Sieg errungen, gefangen zu geben.

Der König hatte sein Nachtquartier in der Kirche eines nahen Dorfes aufgeschlagen. Nachdem er verbunden worden war, schrieb er, auf den Stufen des Altars sitzend, beim flackernden Schein eines Talglichts seine Befehle für den nächsten Morgen. — Ob die Oesterreicher ihre Stellung behaupten und zur Fortsetzung des Kampfes bereit sein würden, ließ sich nicht voraussehen. Indessen stand es übler mit dem Feinde, als es der König ahnte. Zieten, der erst später zum Schlagen gekommen war, hatte alsbald eine feindliche, großen Schaden verursachende Batterie erobert und aus derselben ein mörderisches Feuer bis an den späten Abend auf den Feind unterhalten, der, von beiden Seiten so furchtbar mitgenommen, sich bald in völliger Auflösung befand und unter dem Schutze der Nacht den Rückzug über die Elbe antrat. Mitten in der Nacht überbrachte Zieten persönlich diese hochwillkommene Nachricht dem Könige, der in freudiger Erregung den Getreuen umarmte.

Aus dieser Schlacht wird von einem Vorfalle berichtet, den Gedankenlosigkeit und Böswilligkeit vielfach zu Ungunsten des großen Königs ausgebeutet haben. Während Friedrich in eigener Person bemüht gewesen sei, lautet die Erzählung, Fliehende zum Stehen zu bringen, und ihm dies, trotz der allergrößten Anstrengungen, nicht gelungen sei, habe der ergrimmte Kriegsfürst ihnen die Worte zugerufen: „Ihr Racker, wollt ihr denn ewig leben?“ Die Nachricht ist nicht zuverlässig, aber gesetzt auch, sie enthielte volle Wahrheit, so vermöchte sie vom Haupte des Heldenkönigs schwerlich die ihn umstrahlende Glorie abzuwenden. Es hat Despoten gegeben, die ihr Leben auf das Sorgsamste hüteten, während sie Tausende und abermals Tausende, oft um einer bloßen Laune willen, in den Tod sandten. Nicht so Friedrich. „Es giebt nur ein einziges Gut, nämlich das des ganzen Staates.“

Dies ist sein Ausspruch, und diesem gemäß war er stets bereit sein Leben dem Wohle seines Volkes zu opfern. Schon allein die oben mitgetheilte Weisung an den Minister Grafen Finkenstein giebt jedem Unbefangenen Gelegenheit, einen Blick in die Tiefe der Seele Friedrich's zu thun. Wenn er demnach im Zornesmuthe jene Worte wirklich gerufen haben sollte, so würde das nur beweisen, daß er an Andere, namentlich an seine Soldaten, die ja täglich Augenzeugen seiner rücksichtslosen Hingabe waren, die Forderung stellte, ihm hierin nachzuahmen — wie anderseits das Rauhe des Ausdrucks in der Situation genügende Erklärung fände. Die Ausdrucksweise der Kriegsmänner jener Zeit war kurz und knapp; man kann sagen, sie stand im Gegensatze zu den Tiraden, die später Napoleon I. der Welt zum Besten gab. Zieten's Ansprache an seine Truppen am Morgen des Schlachttages hatte gelautet: „Meine Herren, heut haben wir Bataille. Es muß gehen, wie mit Butter geschmiert!“.



Friedrich umarmt Zieten nach der Schlacht bei Torgau. Zeichnung von Ludwig Burger.

Friedrich begab sich zeitig schon auf das Schlachtfeld und traf Anordnungen zur Pflege der Verwundeten. Als ein mit dem Tode ringender Krieger den König erblickte, rief er: „Nun will ich gern sterben, da ich weiß, daß wir gesiegt haben und der König lebt!“ Die Preußen hatten in der Schlacht 13,000, die Oesterreicher 16,000 Mann verloren; von den Preußen waren 50 Kanonen und 27 Fahnen erbeutet worden.

Nach der Schlacht bei Torgau entstand das Volkslied, in dem es heißt:

„Aber bei Torgau da machten die grünen Husaren
Unter Zieten erst recht fett das Kraut!
Die ha'n den Fritz herausgehaut!
Die Feinde floh'n; drum hab' ich doch:
„Wie Zieten aus dem Busch!“ das Sprüchwort noch.“

Mit Ausnahme Dresdens fiel ganz Sachsen wieder in die Gewalt der Preußen, die hier ihre Winterquartiere bezogen. Friedrich sandte Truppen nach Schlesien, der Mark und Pommern, um die Feinde aus diesen Provinzen zu vertreiben.

Der König vermochte es sogar, den Herzog Ferdinand von Braunschweig, den Oberbefehlshaber auf dem westlichen Kriegstheater, durch 8000 Mann zu verstärken. Die Schweden wurden nach Stralsund getrieben; die Russen hielten es für gerathen, sich nach Polen zurückzuziehen, wo sie Winterquartiere nahmen.

Herzog Ferdinand von Braunschweig, dem wir bereits mehrfach begegnet sind, war an Stelle des durch Abschluß der berüchtigten Konvention von Kloster Zeven unvortheilhaft bekannten Herzogs von Cumberland an die Spitze der alliirten (englisch-hannöverschen) Armee getreten. Friedrich II. hatte einen guten Griff gethan, als er für jenen hochwichtigen Posten einen seiner tüchtigsten Heerführer empfahl. — Ferdinand war als vierter Sohn des Herzogs Ferdinand Albrecht am 11. Januar 1721 geboren und von frühester Jugend für den Militärdienst erzogen worden.. Schon im zweiten Schlesischen Kriege fand er bei Hohenfriedberg und Czaslau Gelegenheit sich auszuzeichnen und im Siebenjährigen Kriege trug er 1757 nächst dem wackern Schwerin das Meiste zum günstigen Ausgang der blutigen Schlacht von Prag bei. In der Schlacht von Roßbach befehligte er den rechten Flügel der Armee Friedrich's, der jedoch nicht zum Schusse gelangte. Von hier aus begab sich Ferdinand nach dem Schauplatze eines fünfjährigen ruhmvollen Ringens, in Niedersachsen, Westfalen und Hessen. Hier leistete er mit oft unzureichenden, nicht selten nothdürftig zusammengewürfelten Streitkräften das denkbar Höchste gegen die zahlreiche, wohl ausgerüstete und meist gut geführte französische Armee — und gegen die buntscheckigen Reichsvölker. Den Feldzug im Jahre 1758 begann er, indem er nach seinem Siege bei Krefeld die Franzosen zum Rückzuge nöthigte; als er jedoch im Jahre 1759 Frankfurt a. M. decken wollte, erlitt er in der Nähe dieser Stadt, bei Bergen, 13. April 1759 eine Schlappe, welche er am 31. Juli 1759 durch den glänzenden Sieg bei Minden über den Marschall Contades mehr als ausglich. Im folgenden Jahre behauptete er das ihm anvertraute Gebiet, und im Jahre 1761 brachte er hier abermals die Franzosen arg ins Gedränge.

Friedrich II. brachte den Winter in Leipzig zu. Hier traf ihn d'Argens eines Abends auf platter Erde sitzend, vor ihm seine Hunde, die aus einer Schüssel fraßen, und die er mit Hülfe eines kleinen Stöckchens in Ordnung hielt. Voll Erstaunen trat d'Argens einen Schritt zurück, schlug die Hände zusammen und sagte: „Wie mögen sich die fünf gegen den Marquis von Brandenburg verbundenen Potentaten den Kopf zerbrechen, was er jetzt thut? Sie mögen sicher glauben, daß er gefährliche Pläne für den nächsten Feldzug schmiede oder Negociationen überlege, um sich neue Bundesgenossen zu verschaffen. Nichts von Alledem — er sitzt in seinem Zimmer und füttert die Hunde!"

Friedrich und Gellert. Auch bei dem diesmaligen Aufenthalte in Leipzig beschied der König wieder den Professor Gottsched zu sich. Aber so wenig wie früher gefiel ihm derselbe auch jetzt. Einen umso günstigeren Eindruck dagegen machte auf ihn der bescheidene Gellert. Ueber die Zusammenkunft mit dem Fabeldichter, der sich damals einer Beliebtheit erfreute wie kein anderer deutscher Dichter, möge hier ein Bericht (Gellert an Rabener) eine Stelle finden:

„Der 18. Dezember (1760) war der merkwürdige Tag, an welchem Herr Professor Gellert Nachmittags um 3 Uhr in seinem Schlafrocke, mit einer weißen Mütze, unbarbirt und gar nicht wohl auf, an seinem Pulte saß und Jemand an seine Thür klopfte. — „Herein!"

„Ich bin der Major Quintus Icilius und freue mich, Sie kennen zu lernen. Seine Maj. der König verlangt Sie zu sprechen, und hat mich hergeschickt, Sie zu ihm zu bringen."

Gellert: „Herr Major, Sie müssen mir's ansehen, daß ich krank bin; es wird dem Könige mit einem kranken Manne, der nicht reden kann, nicht viel gedient sein."

Major: „Es ist wahr, Sie sehen nicht wohl aus, ich werde Sie auch nicht nöthigen, heut mitzugehen; aber das muß ich Ihnen sagen: wenn Sie sich mit dieser Ausflucht ganz von dem Gange loszumachen gedenken, so irren Sie sich. Ich muß morgen wiederkommen,

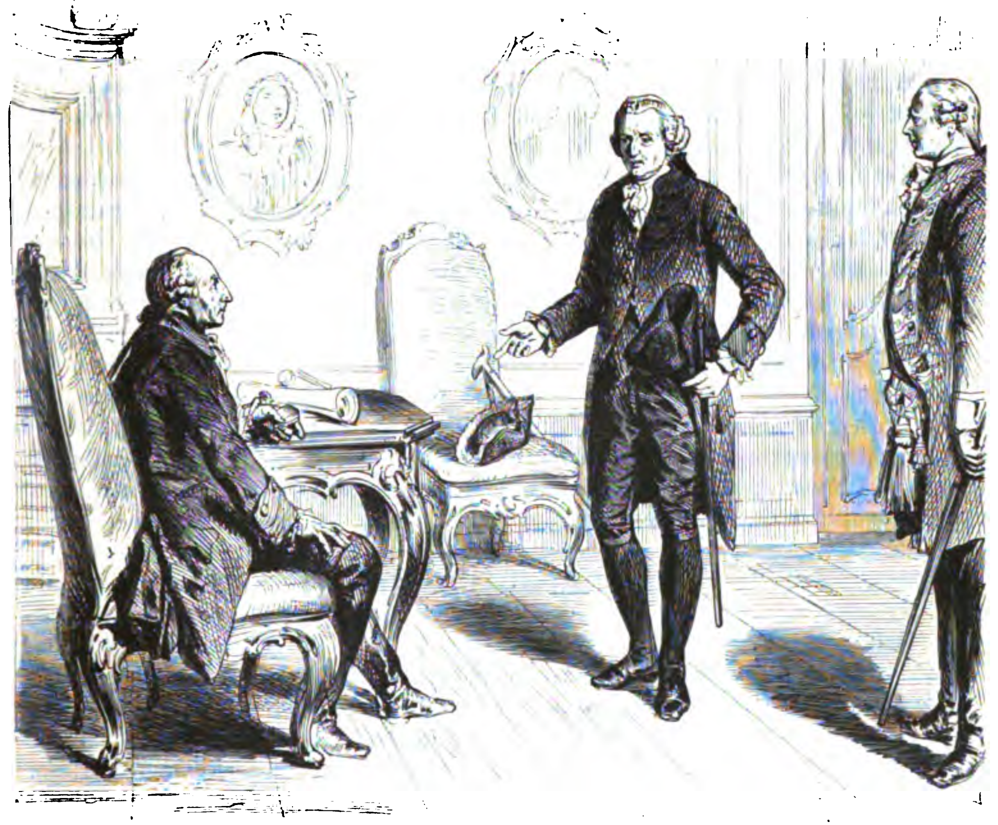
und wenn Sie da nicht besser sind, übermorgen, und das so fort, bis Sie ausgehen können. Entschließen Sie sich also. Ich lasse Ihnen eine Stunde Zeit. Um 4 Uhr will ich wieder nachfragen, ob ich Sie heut oder ein andermal mitnehmen soll."

Gellert: „Ja, das thun Sie, Herr Major; ich will sehen, wie ich mich alsdann befinde."

Nun ist also der Major fort, und der Herr Professor, der zum Unglück seinen Famulus nicht bei der Hand hat, schafft sich nach vielem Verdruß und großen Umständen einen Barbier und eine Perrücke und ist um 4 Uhr fertig. Quintus Icilius kommt, und sie gehen nach dem Apel'schen Hause. In dem Vorzimmer finden sich etliche Personen, welche voll Freude sind, den Herrn Professor kennen zu lernen. Jetzt aber geht die Thür zu Seiner Majestät Zimmer auf. Sie treten ein und bleiben mit dem König allein.

König: „Ist Er der Professor Gellert?" Gellert: „Ja, Ihro Majestät." K.: „Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist Er her?" G.: „Von Hainichen bei Freiberg." K.: „Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?" G.: „Ja, Ihro Majestät." K.: „Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?" Major: „Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen La Fontaine nennen." K.: „Das ist viel. Hat Er denn La Fontaine nachgeahmt?" G.: „Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin." K.: „Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?" G.: „Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen." K.: „Nein, das kann ich nicht sagen." G.: „Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller." K.: „Das ist wahr. Warum haben wir keine guten deutschen Geschichtschreiber?" G.: „Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat." K.: „Wie ist es möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?" G.: „Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehr historischer Richtigkeit fortgesetzt habe." K.: „Hat's der Mann auch verstanden?" G.: „Die Welt glaubt's." K.: „Aber warum macht sich Keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen." G.: „Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm." K.: „Da hat Er Recht. Aber warum zwingen uns die Deutschen nicht durch solche gute Bücher, wie die Franzosen sie haben, daß wir sie lesen müssen?" G.: „Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blühten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen; vielleicht, Sire, hat es ihnen auch noch an Augusten und Louis XIV. gefehlt." K.: „Sachsen hat ja zween Auguste gehabt. — Will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?" G.: „Nicht eben das; ich wünschte nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genies ermunterte — —" K.: „Ist Er denn gar nicht von Sachsen weggekommen?" G.: „Ich bin einmal in Berlin gewesen." K.: „Er sollte reisen." G.: „Ihro Majestät, dazu fehlt mir Gesundheit und Vermögen." K.: Was hat Er denn für eine Krankheit? Etwa die gelehrte?" G.: „Weil sie Ihro Majestät so nennen, so mag sie so heißen; in meinem Munde würde es zu stolz geklungen haben." K.: „Ich habe sie auch gehabt. Ich will Ihn kuriren. Er muß alle Tage ausreiten, alle Woche Rhabarber nehmen." G.: „Ihro Majestät, die Kur möchte wol eine neue Krankheit für mich sein. Wenn das Pferd gesunder wäre, als ich, so würde ich es nicht reiten können, und wäre es ebenso krank, so möchte ich nicht fortkommen können." K.: „Da muß Er fahren." G.: „Dazu fehlt mir das Vermögen." K.: „Ja, das ist wahr, daran fehlt's den Gelehrten in Deutschland immer. Es sind jetzt wol böse Zeiten?" G.: „Ja wol, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — —" K.: „Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja Drei wider mich." G.: „Ich bekümmere mich mehr um die alte, als um die neue Geschichte." K.: „Was meint Er? Welcher ist größer im Epos, Homer oder Vergil?" G.: „Homer scheint mir den Vorzug zu verdienen, weil er Original ist." K.: „Aber Vergil ist viel polirter."

G.: „Wir sind zu weit von Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und seinen Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher dem Homer den Vorzug giebt.“ K.: „Man muß aber nicht Sklave von den Urtheilen der Alten sein.“ G.: „Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdann, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.“ Der Major: „Er hat auch deutsche Verse herausgegeben.“ K.: „So? Hat Er denn auch wider den Stylum Curiae geschrieben?“ G.: „Ach ja, Ihro Majestät.“ K.: „Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.“ G.: „Wenn's Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen — —“ K.: „Kann Er keine von Seinen Fabeln auswendig?“ G.: „Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu.“ K.: „Besinn' Er sich; ich will unterdessen herumgehen.



Friedrich II. und Gellert. Zeichnung von Ludwig Burger.

— — Nun, hat Er eine?“ G.: „Ja, Ihro Majestät, den Maler.“ (Gellert trug nun die bekannte Fabel vor.) K.: „Und die Moral?“ G.: „Wenn Deine Kunst den Weisen nicht gefällt, so ist das schon ein böses Zeichen, doch wenn sie gar des Narren Lob erhält, so ist es Zeit, sie auszustreichen.“ K.: „Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in seinen Versen, das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenie vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt und doch kein Wort verstanden. Sie haben mir auch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den hab' ich weggeworfen.“ G.: „Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.“ K.: „Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfters wiederkommen und Seine Fabeln mitbringen.“ — Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mensch als Gottsched!“ und am andern Tag bei Tafel: „Das ist der vernünftigste von allen deutschen Gelehrten.“

Prinz Heinrich und eine Zahl von preußischen Offizieren besuchten die Vorlesungen Gellert's. Ersterer schenkte ihm sein Schlachtpferd, auf dem Gellert seitdem täglich ausritt.

Tod Georg's II. von England. Ende Oktober 1760 war Georg II. gestorben. Es war nun die Frage, ob sein Nachfolger, Georg III., das Bündniß mit Friedrich erneuern würde. Anfangs schien es so, und der König sprach sich in seiner ersten Parlamentsrede auch in diesem Sinne aus. Seine Erklärung fand im Parlamente die lebhafteste Zustimmung. „Wir können“, heißt es in der Adresse desselben an den König, „die unerschütterliche Standhaftigkeit des Königs von Preußen, unseres Bundesgenossen, und die unerschöpflichen Hülfsmittel seines Geistes nicht genug bewundern.“ Bald jedoch zeigte es sich, daß der König in seiner Eröffnungsrede seine eigentlichen Absichten verborgen gehalten hatte. Pitt, der glühende Verehrer Friedrich's, kam um seinen Einfluß, und der unfähige Lord Bute, des Königs Günstling, ward die Seele des englischen Ministeriums. Dieser Mann aber war Friedrich's erklärter Gegner. Der Vertrag mit Preußen ward nicht erneuert, die Hülfsgelder blieben aus.

Bute glaubte mit dieser Maßregel den Frieden erzwingen zu können. Friedrich müsse sich jetzt, meinte er, dem unbeugsamen Schicksalsschlusse unterwerfen und die Friedensbedingungen annehmen, die man ihm stellen werde.

Und in der That schien es, als sei diese Berechnung die einzig richtige. Friedrich's kleines Land war von Freund und Feind ausgesogen, die Blüte seines Heeres war vom Schwerte der Feinde hinweggerafft oder befand sich in Gefangenschaft. Es mochten zwischen Friedrich und dem englischen Hofe noch Verhandlungen über den kaum bezeichneten Punkt stattgefunden haben; wenigstens deutet darauf ein Brief des Königs hin, worin es heißt: „Zwar sagt man: Du hast ja Freunde! — Ja, saubere Freunde, die mit gekreuzten Armen sagen: „Ich wünsche Ihnen alles mögliche Gute.“ „„Aber ich ertrinke, werft mir doch ein Seil zu!““ „O nein, Sie werden nicht ertrinken.“ „„Aber ich sinke in diesem Augenblick unter.““ „Seien Sie versichert, wir werden Ihnen einen schönen Grabstein setzen.“ — Trotzdem war es noch nicht so weit mit Friedrich, wie der englische Premierminister wähnte; ihm waren, wie er selbst sagt, zwei treue und höchst werthvolle Bundesgenossen geblieben: Tapferkeit und Ausdauer.

Das Kriegsjahr 1761.

Unter solchen Verhältnissen begannen mit dem Frühling des Jahres 1761 die kriegerischen Unternehmungen von Neuem. Laudon drang mit einer Armee in Schlesien ein und suchte seinem königlichen Gegner das Leben nach Möglichkeit schwer zu machen. Da nun auch ein russisches Heer im Anzuge war, so begab sich der König nach Schlesien, um eine Vereinigung der Oesterreicher und Russen zu verhindern. Als dieselbe aber dennoch gelang, nahm Friedrich eine Stellung bei Bunzelwitz, in der Nähe der Festung Schweidnitz. Die Russen, geführt von dem Feldmarschall Butterlin, zählten 60,000, die Oesterreicher unter Laudon 75,000, das vereinte Heer war demnach 135,000 Mann stark, wogegen Friedrich's Heer nur 50,000 Mann zählte. Die Preußen wurden von den feindlichen Heerestheilen in einem Halbkreise umstellt, nur der Rücken blieb ihnen frei. Zum ersten Male in seinem Leben faßte der König den Beschluß, eine Schlacht zu vermeiden, ja er ließ, was bisher von ihm noch nie geschehen war, das Lager mit Verschanzungen umgeben. Wie Alles, was der König unternahm, das Gepräge des Außerordentlichen an sich trug, so auch dieses Werk. Tag und Nacht wurde daran gearbeitet; während eine Hälfte des Heeres arbeitete, ruhte die andere. — Laudon war anfänglich dafür gewesen, den König anzugreifen. Aber schon nach Ablauf dreier Tage glich das Lager einer Festung, und die feindlichen Generäle, die in ihren Berathungen sich noch nicht über die Art und Weise des Angriffs hatten einigen können, mußten jetzt die alten Pläne fallen lassen und auf neue sinnen.

Lager von Bunzelwitz. Von großem Vortheile war es für die Preußen, daß sie sich auf die Festung Schweidnitz stützen konnten. Am Tage ward Rast, in der Nacht mit dem Gewehr im Arm Wache gehalten. Der König theilte alle Mühen und Beschwerden seiner Krieger. Nachts fand man ihn bald an diesem, bald an jenem Wachtfeuer unter den gemeinen Soldaten sitzen, gewöhnlich heiter plaudernd. Die Soldaten pflegten zu sagen: „Wenn Fritz bei uns schläft, ist es eben so gut, als wenn unserer Fünftausend wachen.“ Eines Abends, als er zu den Schanzen ritt, hörte man ihn sagen: „Nehmt ein Bund Stroh mit, damit ich nicht wieder auf der bloßen Erde liegen muß!“ Bekümmernisse die über ihn kamen, pflegte der König in der Regel tief in seiner Brust zu verschließen. Manchmal schüttete er sein Herz gegen den alten Waffengefährten Zieten aus. Als dieser ihm einst lebhaft Trost zusprach, fragte ihn der König, ob er etwa einen neuen Alliirten herbeigeschafft habe. — „Nein“, erwiederte Zieten, „ich habe keinen andern, als den alten da oben; der verläßt uns nicht.“ — Der König sagte: „Ach, der thut keine Wunder mehr!“ worauf Zieten entgegnete: „Er streitet dennoch für uns und läßt uns nimmer sinken!“

Das vereinte feindliche Heer fing indeß bald an, Noth zu leiden, namentlich die Russen, denen eine von Friedrich abgesandte Abtheilung von 7000 Mann 5000 Wagen mit Vorräthen verbrannt hatte. Nach zwanzig Tagen, in denen man im Feindesheere einen Kriegsrath nach dem andern gehalten hatte, ohne zu einem gemeinsamen Entschlusse zu gelangen, traten die Russen gewohntermaßen wieder ihren Marsch nach dem rechten Oderufer an. Wäre es den Preußen nicht gelungen, ihre Vorräthe zu zerstören, so hätten sie vielleicht ihren Weg nach der Mark genommen. Jener Handstreich hatte also einen doppelt günstigen Erfolg gehabt. Nun war Laudon die Lust vergangen, den König anzugreifen, er dachte jetzt vielmehr nur an Gegenwehr und Befestigung des Lagers. — „Er hat doch Recht gehabt“, sagte Friedrich zu Zieten, „Sein Alliirter hat Wort gehalten.“

Bei den Preußen hatte der Abzug der Russen einen Jubel erregt, als ob man den herrlichsten Sieg erfochten habe. Aber es waren von Butterlin 20,000 Mann Russen im österreichischen Lager zurückgelassen worden, so daß der Feind den Preußen an Zahl noch immer um das Doppelte überlegen war. Trotzdem wurden bei den Letzteren von derselben Stunde an fast alle Sicherheitsmaßregeln beiseite gesetzt: man hielt sich eben davon überzeugt, daß Laudon einen Angriff nun nicht wagen würde. Friedrich blieb ihm noch vierzehn Tage gegenüber stehen, dann brach er auf, um den Feind ins freie Land hinauszulocken und ihm dort eine Schlacht zu bieten. Doch Laudon folgte ihm nicht.

Dagegen brachte Laudon nun den geplanten Anschlag gegen die Festung Schweidnitz zur Ausführung; wirklich gelang es ihm, sich am 1. Oktober durch Ueberrumpelung zum Herrn dieses Platzes zu machen, worauf er einige Stunden weit von Schweidnitz ein festes Lager bezog. Friedrich legte seine Truppen bei Strehlen in Winterquartiere.

Der Anschlag des Baron Warkotsch. Der König hatte seine Wohnung dicht bei Strehlen, in dem Dorfe Woiselwitz, genommen. Hier wäre er beinahe das Opfer einer schändlichen Verrätherei geworden. In der Nähe von Strehlen lebte ein reich begüterter Baron, Namens Warkotsch, den der König durch manche Gnadenbezeigungen ausgezeichnet hatte. Diesem Manne war für die Auslieferung des Königs — „lebendig oder todt“ — eine Summe von 100,000 Gulden geboten worden, und er hatte den Entschluß gefaßt, das schändliche Werk des Verraths auszuführen. Ein naher Wald sowol, als auch der Umstand, daß der um seine Person stets wenig besorgte König in dem von ihm bewohnten kleinen Häuschen nur wenige Leute zum Schutze bei sich hatte, schien der Ausführung des Planes günstig zu sein. Nach demselben hatte sich der österreichische Oberst Graf Wallis in der Nacht vom 29. zum 30. November mit einem Trupp Husaren durch den Wald dem Orte zu nahen gesucht, während, um die Aufmerksamkeit des Heeres von Woiselwitz abzulenken, zehn Dörfer in der Umgegend angezündet werden sollten. Der katholische Pfarrer Schmidt in Siebenhuben war als Mittelsperson zwischen Warkotsch und dem österreichischen Obersten

gewonnen worden. Alles war aufs Zweckmäßigste eingeleitet; es fehlte nur noch die Abgabe eines an den Pfarrer Schmidt gerichteten Briefes, den Warkotsch seinem Jäger Kappel zur Besorgung übergeben hatte. Der Jäger aber, Verdacht schöpfend, trug den Brief nicht an Schmidt, sondern an den lutherischen Pfarrer Gerlach zu Schönbrunn. Dieser, ein durch und durch ehrenwerther Mann, forderte den Jäger auf, sich auf ein Pferd zu werfen und so schnell wie nur irgend möglich den Brief in die Hände des Königs gelangen zu lassen. Kappel that es, und die Ausführung des Anschlages wurde dadurch verhindert. Die Verräther entkamen, starben aber später in fremdem Lande im Elend.

Friedrich begab sich nun nach Breslau. Am Schlusse des Jahres traf hier die trübe Kunde bei ihm ein, daß Kolberg nach rühmlicher, vier Monate andauernden Gegenwehr und nur gezwungen durch Hunger und Seuchen, sich einem von Romanzow geführten russischen Heere hatte ergeben müssen. So befanden sich am Ende dieses Jahres gerade die reichsten und ergiebigsten Provinzen, halb Pommern, ein großer Theil von Sachsen mit Dresden und Oberschlesien mit Glatz und Schweidnitz in den Händen der Feinde. Zur Ergänzung seines Heeres, zur Aufbringung der für Fortsetzung des Krieges erforderlichen Geldmittel war Friedrich auf einen verhältnißmäßig kleinen und noch dazu armen Theil seines Landes angewiesen. Zum ersten Male seit Beginn des großen Krieges war es jetzt den Feinden möglich, auf preußischem Gebiet ihre Winterquartiere zu beziehen. — Das Jahr 1761 hatte keine besonders wichtigen Ereignisse gebracht, in keiner entscheidenden Schlacht hatte der König den Kürzeren gezogen; aber gleichwol war seine Lage am Schlusse dieses Jahres infolge der berührten Umstände bedenklicher denn je. Mit einem entscheidenden Schlage gedachten die Feinde im nächsten Jahre den Krieg zu beendigen, und dem gegenüber sah sich Friedrich fast von allen Hülfsmitteln entblößt; ein wichtiger Bundesgenosse hatte ihn im Stich gelassen — und das Verderben, der Untergang des Preußischen Staates schien besiegelt.

Trenk's Anschlag. Nur wenig fehlte, so wäre neben den Festungen Schweidnitz und Kolberg auch noch die Hauptfestung des Preußischen Staates, Magdeburg, dem Könige verloren gegangen. Dort befanden sich zur Zeit, außer dem königlichen Hofe, der Schatz, das Archiv der preußischen Monarchie, das große Kriegsmagazin und ansehnliche Summen Geldes begüterter Personen. Der Verlust dieser Festung hätte unfehlbar dem Kriege zum Unheile Preußens ein Ende gemacht. Die Besatzung bestand nur aus einigen Tausend Mann, die eine ungeheure Zahl von Gefangenen zu bewachen hatten. Einer der Gefangenen, der österreichische Rittmeister von Trenk, der Friedrich's Zorn in hohem Grade schon in früheren Jahren erregt hatte und auf des Königs Geheiß bereits seit längerer Zeit, mit Ketten belastet, in festem Gewahrsam gehalten wurde, faßte den Plan, eine Verschwörung unter den österreichischen Gefangenen ins Werk zu setzen. Glücklicherweise wurde das gefährliche und mit großem Geschick angelegte Unternehmen noch rechtzeitig entdeckt und vereitelt.

Eine tatarische Botschaft, wodurch dem Könige Freundschaft und Bündniß angeboten ward, und auch ein von den Türken wohl aufgenommener Plan des Königs, sich mit ihm gegen Oesterreich zu verbinden, fallen noch in das Jahr 1761. Freilich vermochte weder das Eine noch das Andere in dem Könige die Besorgnisse zu zerstreuen, mit denen er dem nächsten Jahre entgegensah.

Das Kriegsjahr 1762.

Friedrich's Feinde frohlockten und Maria Theresia betrachtete bereits das wiedergewonnene Schlesien als ihr unentreißbares Eigenthum. Zu Anfang des Jahres, als durch Einwirkung des Lord Bute dem Könige die englischen Hülfsgelder entzogen worden waren, war man in Wien Willens gewesen, in einem zu veranstaltenden Kongreß sich Schlesien ausdrücklich wieder zusprechen zu lassen. Dies hielt man jedoch jetzt nicht einmal mehr für nöthig; ja die Kaiserin fühlte sich ihrer Sache so sicher, daß sie den Befehl gab, 20,000

Soldaten, darunter 1500 Offiziere, zu entlassen. — Das Hauptwerk gegen Friedrich war vollbracht; weshalb sollte man ein so großes, kostspieliges Heer gegen ihn auf den Beinen behalten?

Die Feinde des Königs hatten freilich Grund genug, zu jubeln. Erschien doch auch ihm selbst seine Lage trostloser, als je. Finstere Schwermuth hatte sich seiner bemächtigt. Die Krieger vernahmen nicht mehr seiner Flöte Klang — ein äußerst trübes Merkzeichen für sie. Friedrich hielt sich meist still und einsam, er ritt nicht mehr aus, er fehlte auf der Parade.

Der Januar des Jahres 1762 hatte begonnen. Da rettete den König „das Etwas, das dort oben ist, und das aller Weisheit der Menschen spottet", wie er selbst in einem Briefe an d'Argens schreibt. Seine unversöhnliche Feindin, die Kaiserin Elisabeth von Rußland, hatte am 5. Januar „den schrecklichsten aller Schritte gethan, den Schritt von einem glänzenden Throne in den Sarg", und ihr Neffe Peter folgte ihr als der Dritte dieses Namens nach. Noch auf ihrem Todtenbette war von Elisabeth dem Senate das Versprechen abgenommen worden, den Krieg gegen Friedrich in Gemeinschaft der Bundesgenossen mit aller Kraft fortzusetzen. Peter hatte aber Anderes im Sinne.

Bündniß zwischen Peter III. und Friedrich II. Ein Eilbote flog mit dem Anerbieten eines Waffenstillstandes an Friedrich. Dem Waffenstillstande folgte der Friede; die preußischen Gefangenen wurden freigelassen, die besetzten Gebiete, und damit auch Kolberg, an Friedrich zurückgegeben. Zur Erklärung dieses plötzlichen Umschwungs genügt es sich zu erinnern, daß Peter längst ein warmer Verehrer Friedrich's war. Seine Begeisterung für den König ging so weit, daß er den von diesem bei seiner Thronbesteigung empfangenen Schwarzen Adlerorden, wie auch die preußische Generalsuniform, fast beständig trug, daß er das Bildniß des Königs, auf einem Ringe am Finger, vor den Augen der Russen küßte, und wenn er von demselben sprach, stets sagte: „Der König, mein Herr!" Die Schriften Friedrich's waren es gewesen, die den jetzt mächtigen Mann zu seinem glühendsten Bewunderer und Anhänger gemacht hatten. Wie gelegen dem Könige die Wendung der Dinge kam, läßt sich ermessen. Der Friede mit Rußland zog zunächst den mit Schweden nach sich. Peter ließ in Wien und Versailles eindringlich mahnen, den Kampf gegen den großen Friedrich einzustellen. Doch in Wien bestand man auf Ueberlassung Schlesiens, und dem Hofe von Versailles kam es zu schwer an, dem bisher von seiner Seite so unrühmlich geführten Krieg so ohne Weiteres ein Ende zu setzen. Unter solchen Umständen ging Peter III. noch einen Schritt weiter; er schloß ein förmliches Schutz- und Trutzbündniß mit Friedrich und gab dem General Tschernitscheff Befehl, sich mit seinen 20,000 Mann dem Könige von Preußen zur Verfügung zu stellen. Wie überraschend ein so plötzlicher Umschwung der Dinge auch den Feinden Friedrich's sein mußte, läßt sich ermessen, und es klingt daher gar nicht unglaublich, wenn erzählt wird, daß, als der russische Feldherr sich in Breslau mit glänzendem Gefolge einfand, um dem König seine Ehrerbietung zu bezeigen, der Aufzug von den gefangenen österreichischen Offizieren für eine Maskerade auf Veranstaltung Friedrich's gehalten wurde. Man behauptete, Letzterer habe preußische Offiziere in russische Uniform gesteckt, um sie zu täuschen und durch ein vorgespiegeltes Bündniß mit Rußland zu schrecken.

Da sich nun erwarten ließ, dem tapferen Herzoge Ferdinand werde es auch ferner gelingen, die Franzosen im Westen in Schach zu halten, und da sich, durch die Vorgänge in Rußland angeregt, die Türken ernstlicher anschickten, feindlich gegen Oesterreich vorzugehen, so durfte Friedrich nun doch auf eine glückliche Beendigung des Krieges hoffen.

„Zwei Feinde", schrieb er an d'Argens, „hab' ich vom Halse, und meine Armee wird zu ihrem rechten Flügel 20,000 Russen, zu ihrem linken 20,000 Türken erhalten. So werden mir also zwei Kaiser als Kapläne eine Messe vor der Königin von Ungarn lesen helfen, und sie wird gezwungen sein, ein De profundis: „Aus tiefer Noth schrei' ich zu dir!" abzusingen." Man sieht, der König war wieder in bester Laune. Nicht minder waren es seine Krieger, denen schon der Ton von Fritzens Flöte" die Umwandlung verkündet hatte.

„Und du nimmst die Flöte. Leise
Schwingt ein Ton sich nun hervor,
Eine süße Sangesweise
Schwebt hinauf zu deinem Ohr:

Selber hast du sie geschaffen,
Selber hat sie dich beglückt,
Und das rauhe Erz der Waffen
Mit des Klanges Schmelz geschmückt."

Binnen kürzester Frist ward das Heer vermehrt; viele fremde Offiziere, selbst aus den feindlichen Armeen, traten unter die glorreichen Fahnen Friedrich's. — Die Oesterreicher, sahen der Eröffnung des neuen Feldzuges mit schwerer Sorge entgegen, ob sie gleich ansehnliche Verstärkungen erhielten und in Besitz von Glatz, Schweidnitz und der Gebirgszüge waren.

Zunächst beschloß der König, den Kampf gegen Schweidnitz zu eröffnen. Die Festung hatte nicht nur eine äußerst starke Besatzung, sondern auf den Abhängen des nahen Gebirges und zwar in Stellungen, die fast unangreifbar schienen, stand auch die österreichische Hauptarmee, über die jetzt wieder Daun den Oberbefehl führte. Friedrich entsandte, um Daun aus seiner Stellung zu locken, eine Heeresabtheilung nach Böhmen. Daun wagte aber nicht, den Ort, der ihm so große Sicherheit zu bieten schien, zu verlassen.

Katharina II. Den 19. Juli schrieb man, als eine Schreckenskunde aus Rußland bei dem Könige eintraf. Zar Peter III. war entthront und im Gefängniß ermordet worden — seine Gemahlin Katharina, eine erbitterte Gegnerin Friedrich's, hatte den russischen Thron bestiegen! — Was war der Grund einer solch unerwarteten Unheil verheißenden Wandlung? Zar Peter hatte sich nicht nur durch unbesonnene Neuerungen das Herz seines Volkes entfremdet, sondern auch die Absicht laut werden lassen, seine Gemahlin Katharina, eine geborne Prinzessin von Anhalt-Zerbst, mit der er in beständigem Zwiespalt lebte, zu verstoßen und in ein Kloster zu stecken. Dadurch hatte sich Letztere für berechtigt gehalten, den ihr schon längst verhaßt gewesenen Gemahl zu beseitigen. Zugleich mit der Nachricht von der erfolgten Absetzung Peter's III. und der Thronbesteigung Katharina's II. war an den russischen General Tschernitscheff der Befehl gelangt, die preußische Armee mit seiner Heeresabtheilung zu verlassen. — Diese Kunde wirkte im ersten Augenblicke wahrhaft betäubend auf Friedrich, um so mehr, als er gleichzeitig vernahm, daß russische Heerhaufen bereits auf dem Wege seien, Preußen und Pommern wiederum zu überschwemmen.

Der von Peter mit Friedrich geschlossene Friede ward für einen Rußland zugefügten Schimpf erklärt, wie er ja auch in der That den Interessen Rußlands, zumal nach den errungenen Erfolgen, nicht entsprach und nur aus der ungemessenen Verehrung, die Peter III. dem großen König entgegenbrachte, hervorgegangen war. Da man sich zudem überzeugt hielt, daß die von Peter eingeführten, der altrussischen Partei höchst mißliebigen Neuerungen allein auf Eingebungen Friedrich's beruhten, so erhob sich der allgemeine Ruf: „Verstärkte Kriegführung gegen Preußen!" ein Ruf, dem Katharina um so weniger zu widerstreben sich veranlaßt fand, als sie glaubte, Friedrich habe den entthronten Herrscher in seiner Untreue gegen sie bestärkt, ja, ihm wol gar auch gerathen, sie zu verstoßen.

In gewohnter Weise erhob sich der König schnell aus seiner Betäubung. Vor allen Dingen strebte er danach, jene Kunde — wenn auch nur auf Tage — noch vor den Oesterreichern verborgen zu halten. Augenblicklich sandte er einen Adjutanten an den russischen General Tschernitscheff und ließ ihn bitten, unverzüglich vor ihm zu erscheinen. Der General erwiederte, er könne an dem heutigen Tage nicht kommen, weil ihm zunächst die Verpflichtung obläge, die Truppen der neuen Kaiserin schwören zu lassen und danach dem General Grafen Daun seinen Abzug zu melden. Dennoch gelang es dem Adjutanten, den General zu bewegen, daß er mit ihm ging. Friedrich stellte nun an denselben das Verlangen, dem österreichischen Feldherrn erst nach drei Tagen von dem in Petersburg Geschehenen Kunde zu geben, und, dem entsprechend, für die genannte Zeit seine Stellung auf dem rechten Flügel des preußischen Heeres beizubehalten, sich mithin den Anschein zu geben, als sei seine Verbindung mit Friedrich nicht gelöst. Die möglichen Folgen erwägend, die ein

solcher Schritt für seine Person nach sich ziehen könne, erklärte der General, daß es ihm unmöglich sei, das Verlangte zu erfüllen. Die Verehrung, die er dem Könige zollte, wie die siegende Beredsamkeit desselben bewirkten indeß schließlich doch, daß er sich bereit erklärte, zu thun, was Friedrich begehrte. „Machen Sie mit mir", rief er, „was Sie wollen, Sire! Das, was ich Ihnen zu thun verspreche, kostet mich wahrscheinlich das Leben; aber hätte ich deren zehn zu verlieren, ich gäbe sie gern hin, um Ihnen zu zeigen, wie sehr ich Sie liebe, verehre!"

Angriff auf die Schanzen von Burkersdorf. Nun galt es Friedrich, die kurze Frist weise zu benutzen. In der Nacht vom 20. zum 21. Juni umging er Schweidnitz und griff die österreichischen Verschanzungen bei Burkersdorf an. Der Umstand, daß ein Flügel der Oesterreicher von den friedlich im Lager stehenden Russen in Unthätigkeit gehalten ward, kam dem Könige vortrefflich zu statten. Die Oesterreicher wurden geschlagen, verloren ihre festen Stellungen und mußten ihr Lager weiter rückwärts verlegen. Nachdem Friedrich auf diese Weise den erstrebten Zweck erreicht hatte, entließ er den russischen General mit Dank- und Ehrenbezeigungen. — Des Königs Lage hatte sich durch den Sieg nur für den Augenblick etwas gebessert; aber die Gefahr, welche durch den Wiedereintritt Rußlands in das Bündniß seiner Feinde sich über seinem Haupte aufthürmte, war nicht beseitigt worden. Wie ernst es der Kaiserin Katharina in ihrem Vorgehen gegen ihn war, ließ sich daraus entnehmen, daß sie ihn in einer öffentichen Erklärung den Hauptfeind Rußlands nannte.



Prinz Heinrich von Preußen.

Letzte Kriegszeit und Friedensschluß (1763).

Aber wieder geschah etwas Unerwartetes, etwas Außerordentliches. Als in Petersburg die Papiere des entthronten Kaisers untersucht wurden, fand man in den unter denselben befindlichen Briefen Friedrich's ganz etwas Anderes, als man vermuthet hatte. Die Neuerungen, die unter den Russen so viel böses Blut erregt hatten, waren von Friedrich widerrathen, und Peter war von ihm eindringlich ermahnt worden, seine Leidenschaften zu mäßigen. Ja, aus des Königs Aeußerungen über die Kaiserin erkannte Letztere, daß ihre Annahme, Friedrich habe ihren Gemahl gegen sie aufgereizt, eine durchaus irrige gewesen sei. Es war nicht nur von Seiten des Königs Dasjenige, was Katharina ihm zugetraut hatte, nicht geschehen, sondern Friedrich hatte den Kaiser Peter beschworen, seiner Gemahlin, wenn es ihm unmöglich sei, ihr Zärtlichkeit zu widmen, doch wenigstens vor der Welt die ihrer Person schuldige Hochachtung nicht zu versagen.

Die Kaiserin ward beim Lesen dieser Briefe bis zu Thränen gerührt. Sogleich zog sie die gegen Friedrich erlassene öffentliche Erklärung zurück und erklärte, den zwischen ihm und Peter III. geschlossenen Frieden aufrecht erhalten zu wollen. Das Hülfsheer unter Tschernitscheff erhielt jedoch Befehl, nach Rußland zurückzukehren.

Dem Könige war es demnach vorbehalten, den Feldzug durch eigene Kraft zu beendigen. Für die Belagerung des außerordentlich gut befestigten und stark besetzten Schweidnitz konnte er nur 12,000 Mann verwenden, da er genöthigt war, mit seinem etwa 50,000 Mann starken Heere die österreichische Hauptmacht unter Feldmarschall Daun im Auge zu behalten. Die Belagerung von Schweidnitz zog sich indeß in die Länge. Angriff wie Vertheidigung waren gleich hartnäckig wie heldenmüthig; es wurden allein von beiden Seiten über 300,000 Bomben und Kanonenkugeln verschossen.

Der König setzte sich den größten Gefahren aus; auf eine Vorstellung der Generäle, sich zu schonen, entgegnete er: „Die Kugel, die mich treffen soll, kommt von oben!" — Eines Tages ritt er den feindlichen Werken so nahe, daß die Kugeln rechts und links neben ihm einschlugen. Einem seiner Pagen ward das Pferd unter dem Leibe erschossen. Der Page raffte sich auf und eilte von der gefährlichen Stelle hinweg. „Den Sattel mitnehmen!" rief der König, und Jener sah sich genöthigt, umzukehren und den Sattel abzuschnallen. Zur Seite des Königs ritt sein Neffe, der achtzehnjährige Thronfolger Friedrich Wilhelm, der in diesem Jahre zum ersten Male im Felde war. Daß derselbe mitten im Kugelregen auch nicht einen Augenblick die Fassung verlor, erregte des Königs besondere Freude.

Am 9. Oktbr. mußte sich die Besatzung von 9000 Mann ergeben. Mit der Festung fielen große Kriegsvorräthe in die Hände der Preußen, unter Andern 352 Stück Geschütze, über 55,000 Kugeln, Bomben und Granaten, über 1000 Centner Pulver und große Vorräthe an Lebensmitteln. — Während der Belagerung hatte der Herzog von Braunschweig-Bevern (am 16. August) einen Versuch Daun's, die Festung zu entsetzen, bei Reichenbach vereitelt.

Schlacht bei Freiberg. Mit der Einnahme von Schweidnitz war Schlesien, bis auf die Grafschaft Glatz und einen kleinen Theil Oberschlesiens, wieder in die Macht des Königs gekommen. Dieser beschloß nun, seinem Bruder, dem Prinzen Heinrich, der inzwischen den Oesterreichern und Reichstruppen in Sachsen rühmlichen Widerstand geleistet hatte, eine Heeresabtheilung zuzusenden. Ehe dies jedoch zur Ausführung kam, lieferte der tapfere Prinz den Oesterreichern und Reichstruppen am 29. Oktober bei Freiberg eine Schlacht, in der er mit Hülfe des von seinen Wunden wieder genesenen Seydlitz den ihm an Zahl weit überlegenen Feind in weniger als zwei Stunden besiegte und ihm gegen 5000 Mann an Gefangenen nahm. — Dies war die letzte Schlacht im Siebenjährigen Kriege.

Hier dürften einige Mittheilungen über den genialen Bruder Friedrich's, einen der tüchtigsten Heerführer im Zeitalter Friedrich's des Großen, wol willkommen sein.

Prinz Heinrich von Preußen. Als der zweitjüngste Sohn Friedrich Wilhelm's I. war Prinz Heinrich am 18. Januar 1726 geboren. Wie die Mehrzahl der Glieder des königlichen Hauses, hatte auch er unter dem strengen Regiment seines Vaters eine ziemlich freudenlose Jugend verlebt. Prinz Heinrich war noch ein Kind, als die erschütternden Folgen der Zerwürfnisse zwischen Friedrich Wilhelm I. und dem Kronprinzen Friedrich die Zeitgenossen allerorten in beständige Aufregung versetzt hatten. Unter dem Druck jener peinlichen Verhältnisse, unter der Zucht des wohlmeinenden, aber mitunter gewaltthätigen Vaters, in der Schwüle jener tief eingreifenden und lange dauernden Störungen im Königsschloß zu Berlin erwarb sich Heinrich schon als Knabe Eigenschaften, die ihn wesentlich von Friedrich unterschieden. Er lernte frühzeitig die ihm angeborene Launenhaftigkeit zügeln und der nervösen Reizbarkeit seines Gemüthes Fesseln anlegen; er lernte — schweigen und abwarten. Und zu schweigen und abzuwarten ist während seines ganzen Lebens, mit wenigen Ausnahmen, sein schweres Los gewesen, doppelt schwer, weil er trotz der in den Anschauungen seines Vaters begründeten, höchst mangelhaften Ausbildung während seiner Jugendzeit später durch Fleiß und unermüdliches Streben einen Schatz von Wissen und Kenntnissen sich zu eigen machte, die ihn seinem großen Bruder würdig an die Seite stellten. Als Friedrich II. im Jahre 1740 den Thron bestieg und bald darauf die Zeit jener für Preußen so ruhmreichen Kriege begann, stand Prinz Heinrich erst in seinem fünfzehnten

Lebensjahre; aber voll glühenden Eifers und nicht ohne Verständniß der Absichten seines königlichen Bruders folgte er an dessen Seite der Armee und nahm, unter der Leitung des trefflichen Schwerin, an allen bedeutenderen Kämpfen der beiden ersten Schlesischen Kriege mit Auszeichnung Theil. Die nun folgenden Friedensjahre benutzte Prinz Heinrich in dem ihm von seinem Bruder zur Residenz angewiesenen freundlichen Rheinsberg in dem bereits angedeuteten Sinne. Durch emsige Vertiefung in wissenschaftliche Studien, in ununterbrochenem geistigen Verkehr mit dem Bruder und unausgesetzt angeregt durch die Erscheinungen der französischen Literatur, reifte der Prinz hier allmählich zu dem hochgebildeten Geiste, dem selbstbewußten Charakter und Heerführer, als welcher er im Verlauf des Siebenjährigen Krieges, wie wir gesehen haben, vielfach eine überaus wichtige, wenngleich durch die Ungunst des Geschicks wenig ins Auge fallende Rolle gespielt hat.



Prinz Heinrich bei Freiberg. Nach Wilh. Camphausen.

Es ist seines Orts bei Schilderung der einzelnen Kämpfe und Aktionen Friedrich's II. der rühmlichen Theilnahme des Prinzen Heinrich an denselben gebührend gedacht worden. Wir sahen, wie er im J. 1758 an der Spitze der zweiten preußischen Armee der schweren Aufgabe nachzukommen hatte, Sachsen zu decken und gegen den an Truppenzahl und Erfahrung ihm weit überlegenen Feldmarschall Daun sich zu behaupten. Die rühmliche Durchführung seiner Aufgabe hatte es dem Könige nach den Schlägen von Kolin und Hochkirch möglich gemacht, ohne Verzug immer wieder dem siegreichen Feinde mit frischen Kräften entgegenzutreten und ihn dadurch an der Ausbeutung seiner Siege zu hindern. Auch im Feldzug von 1759, den Prinz Heinrich durch einen mit glänzendem Erfolg ausgeführten Einfall in Böhmen eröffnete, fiel ihm eine ähnliche Rolle zu. Nur seinem geschickten Eingreifen war es zu verdanken, daß die nach den Niederlagen von Kay und Kunersdorf scheinbar unvermeidliche Katastrophe von Brandenburg abgewendet wurde. Nicht immer billigte

Prinz Heinrich die Pläne seines königlichen Bruders, und schwere Mißhelligkeiten blieben nicht aus. Aber gerade das ist sein schönster Ruhm, daß er selbst in solchen Fällen dem Machtspruch des Königs sich willig unterordnete und nie durch eigensinniges Beharren bei seiner eigenen Ansicht das erforderliche Zusammenwirken aller Heereskräfte zu dem gemeinsamen Zweck außer Augen ließ. Immerhin aber hatten solche Vorfälle, verbunden mit dem gewiß gerechtfertigten, unbegrenzten Vertrauen, welches der König seinen alten, bewährten Generälen entgegenbrachte, zur Folge, daß dem Prinzen Heinrich zumeist die wenig dankbare Aufgabe zufiel, dem Könige bei seinen Unternehmungen den Rücken zu decken und allenfalls als Helfer in der Noth einmal thatkräftig einzugreifen, während er von den eigentlichen Hauptaktionen ferngehalten wurde. In der gewissenhaftesten Durchführung dieser, wie gesagt, wenig dankbaren Aufgabe bestand die Thätigkeit des Prinzen Heinrich während der Feldzüge der Jahre 1760, 1761 und 1762, bis endlich unmittelbar vor dem Schluß des Krieges die oben erwähnte ruhmvolle Schlacht bei Freiberg ihm zu glänzender und ehrenvoller Bethätigung seines Feldherrentalents Gelegenheit bot. Der Prinz zeigte sich hier des Lobes würdig, durch das der König ihn im Jahre 1759 ausgezeichnet hatte, in dem er sagte: „Prinz Heinrich ist der einzige General, der in diesem Feldzuge keinen Fehler gemacht hat." — „Es erscheint", sagt A. von Crousaz in seinem Essay: „Prinz Heinrich", „als eine zarte und sinnig aufgesparte Belohnung des Schlachtengottes, wenn er dem Helden, dem er sieben Jahre lang eine größere, dramatisch bewegte Aktion versagte, den er erbarmungslos zu der undankbaren Rolle eines Schachspielers verdammt hatte, kurz vor dem Schluß des Krieges den Siegeskranz von Freiberg um die Schläfe legte."

Doch kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung zu den nach der Schlacht bei Freiberg allerdings nicht mehr bedeutenden Ereignissen auf den Schauplatz des seinem Ende nahenden Krieges zurück.

Streifzüge nach dem Reiche. Friedrich, der seine Truppen nun in Winterquartiere legte, beschloß, den kleinen Reichsfürsten, die vornehmlich von Oesterreich und von ihrem eigenen Neid aufgestachelt worden waren, sich an dem Kriege gegen ihn zu betheiligen, die Lust daran für die Zukunft zu benehmen, weshalb er ihren Ländern einen Besuch von preußischen Husaren unter der Führung des Generals Kleist abstatten ließ. Diese eroberten Bamberg und Nürnberg, erhoben überall schwere Kriegssteuern — Nürnberg z. B. mußte 1½ Millionen Thaler zahlen — und kamen bis eine Meile vor Regensburg, so daß nun der seit Jahren mit möglichster Geringschätzung behandelte preußische Gesandte von Plotho von den übrigen in dieser Stadt anwesenden Reichstagsmitgliedern flehentlich um Schutz angegangen ward; auf seine Vermittlung machte das preußische Streifcorps vor Regensburg Kehrt. Ein solches Vorgehen Friedrich's verfehlte denn auch die beabsichtigte Wirkung nicht. Die kleinen Fürsten erklärten mit seltener Uebereinstimmung, sie seien nicht länger gewillt, sich für Oesterreich zu schlagen, und zogen ihre Truppenkontingente von dem Reichsheere zurück.

Was hatte nun Oesterreich durch feindseliges Verhalten während seiner siebenjährigen Feldzüge gewonnen? Es griff mit beiden Händen zu, als Friedrich seine Geneigtheit erklärte, einen Waffenstillstand mit ihm einzugehen.

Zwischen Frankreich und England kam am 7. November 1762 zu Paris der Friede zu Stande. Der tapfere Herzog Ferdinand von Braunschweig, der seine Siegeslaufbahn mit der Eroberung von Kassel beendet hatte, legte seinen rühmlich geführten Feldherrnstab nieder, und das dankbare englische Volk setzte ihm durch Parlamentsbeschluß einen lebenslänglichen Ehrensold von jährlich 20,000 Thalern aus. —

Frankreich hatte sich durch seine Betheiligung an dem Kriege mit Schmach und Schulden beladen. „Es war", wie Voltaire sagte, „durch seine Verbindung mit Oesterreich in sechs Jahren mehr an Geld und Menschen erschöpft worden, als durch alle Kriege gegen Oesterreich in einem Zeitraum von zweihundert Jahren."

Friede von Hubertusburg, 15. Febr. 1763. Obgleich die Angelegenheiten für Friedrich sich somit höchst günstig gestaltet hatten, machte er sich für das nächste Jahr doch wieder kriegsbereit. Aber Maria Theresia war jetzt endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß sie unvermögend sei, gegen den Heldenkönig etwas auszurichten, und sie gab den aufrichtigen Wunsch zu erkennen, Frieden zu schließen. Auf ihre Bitten übernahm der Kurprinz von Sachsen die Vermittlerrolle. Friedrich erklärte sich bereit, auf Friedensverhandlungen eingehen zu wollen, und es wurden diese nun auf dem sächsischen Jagdschlosse Hubertusburg am 31. Dezember 1762 eröffnet. Am 15. Februar 1763 fand die Unterzeichnung des Friedens durch die Bevollmächtigten Preußens, Oesterreichs und Sachsens statt. In dem Hubertusburger Frieden wurde der Friede von Dresden bestätigt. Da dem Könige ganz Schlesien zugesprochen wurde, mußte ihm auch die Grafschaft Glatz eingeräumt werden.

Er gab dagegen an August III., der während des Krieges in Warschau Hof gehalten hatte, Sachsen zurück und versprach, dem Erzherzoge Joseph, Maria Theresia's hochstrebendem Sohne, bei der Kaiserwahl seine Stimme zu geben. Auf Erstattung der Kriegskosten wurde auf beiden Seiten verzichtet. So hatte der Held es durch Ausdauer ohne Gleichen und durch die Anstrengungen seines Volkes dahin gebracht, daß seinem Staate nicht ein Dorf verloren ging.

Der Eindruck, den die Friedensbotschaft in Deutschland, namentlich aber in Preußen hervorbrachte, läßt sich nicht beschreiben. Der Friede war zumeist schon um seiner selbst willen erwünscht; in Preußen aber ward er um so höher geschätzt, als er das Haupt des Fürsten, der jetzt im Begriff stand heimzukehren, mit unvergänglichen Siegeskränzen schmückte. In „alten Mären“ wird uns erzählt von „Helden unverzagt“, die „große Mühsale“ erduldet haben. Wahrlich, auch Friedrich hatte in den sieben Jahren unsägliche Mühsale ertragen und war wie jene alten „lichten Helden“ aufrecht stehen geblieben. Viele unter den Großen, deren Namen heut noch Mund und Schrift verkünden, werden in der Zeiten Lauf verklingen und in ewige Nacht versinken; er aber wird kommenden Geschlechtern bis in die fernsten Zeiten als eine der erhabensten Heldengestalten gelten, die je den Erdkreis betraten.

Wer ihm durch die Zeit des schweren Krieges mit Aufmerksamkeit gefolgt ist, der versteht das Wort zu würdigen, das er kurz vor seiner Heimkehr an einen Freund schrieb: „Ich armer, alter Mann, ich kehre nach einer Stadt zurück, wo ich nur noch die Mauern kenne, wo ich Niemand von meinen Bekannten mehr antreffe, wo unzählige Arbeiten mich erwarten, und wo ich in Kurzem meine alten Knochen in einer Freistätte lassen werde, die weder durch Krieg, noch durch Trübsale oder Bosheit beunruhigt werden wird.“

Aber hell, wie in seiner feurigen Jugendzeit, strahlte auch jetzt noch an seinem Geisteshimmel die Liebe zur Wissenschaft. „Sie fragen mich“, schrieb er an d'Argens, „was ich hier in Dahlen thue? Täglich hält Cicero Reden vor mir, die gegen Verres habe ich schon geendigt und bin jetzt bei seiner Rede für den Muräna. Außerdem habe ich den Batteaux ganz ausgelesen.“ Weiter heißt es in dem Schreiben: „Ich arbeite hier im Stillen an der Einrichtung der Provinzen; die Hauptverfügungen wegen der Armee sind schon getroffen. Ich strebe nach Beruhigung meines Geistes und nach einer kleinen Entledigung von Geschäften, um mir frohe Tage zu machen, indeß meine Leidenschaften stille sind; über mich selbst nachzudenken, und mich von allem Prunk zu entfernen, der mir, aufrichtig gesprochen, von Tag zu Tag unerträglicher wird.“

Von dem Augenblicke an, da der Friede gesichert war, dachte der König einzig an die Wiederherstellung des Wohlstandes seines Landes. Ein Brief, in dem er sich weitläufig darüber ausläßt, schließt mit den Worten: „Dann mag ich sterben, wenn es Gott gefällt.“

Prinz Heinrich hatte ihm brieflich seine Freude über den erfolgten Friedensschluß ausgedrückt. In seiner Erwiederung entwickelt der König seine Pläne in noch ausführlicherer Weise und sagt zum Schluß: „Ich hoffe, daß in zwei Jahren keine Spur mehr vom Kriege zu bemerken sein soll; Alles ist schon fest geordnet, vertheilt und vorgeschrieben. Wenn der Staat einige Provinzen mehr gewonnen hätte, so wäre das wol ein Vortheil gewesen; aber

das hat nicht von mir, sondern vom Geschick abgehangen und soll mir meine Ruhe nicht stören. Wenn ich nur die Uebel des Krieges wieder gut machen kann, so werde ich immer zu etwas gut gewesen sein, und darauf soll sich mein Ehrgeiz beschränken."

Selten wol hat eine Stadt mit solcher Einstimmigkeit und Begeisterung ein Festkleid zu Ehren eines Fürsten angelegt, als Berlin an dem Tage, an welchem der König, der seit nahezu sieben Jahren seine Hauptstadt nicht gesehen hatte, zurückkehren sollte. — Als Friedrich, absichtlich erst in später Abendstunde am 30. März in Berlin einzog, scholl ihm vieltausendstimmiger Jubelruf entgegen. Feierlicher Ernst lagerte auf den Zügen des Helden; Vergangenes und Zukünftiges mochte vor seiner Seele vorüberziehen. Er wich dem rauschenden Festgepränge, sobald er es vermochte, aus und fuhr auf Nebenwegen ins Schloß.

Wenige Tage darauf ließ der König das Tedeum von Graun in der Kapelle des Schlosses zu Charlottenburg aufführen. Er wollte seinem Gott in seiner Weise danken. Allein erschien er in der Kapelle, in die nur die Musiker eingelassen worden waren; ernsten Angesichts gab er das Zeichen zum Anfange. Als der Gesang anhob, und Worte des Dankes in hehren Harmonien aufstiegen zum Himmel, senkte der König sein Haupt und brach in Thränen aus.

Folgen des Siebenjährigen Krieges.

Welche Folgen hätte es wol für Preußen und für Deutschland gehabt, wenn das Haus Habsburg als Sieger hervorgegangen wäre? — Man darf vor allen Dingen die Thatsache nicht aus dem Auge lassen, daß es sich für Maria Theresia keineswegs allein um die Wiedereroberung Schlesiens gehandelt hatte. So sehr dieser Fürstin auch der Verlust jener Provinz zu Herzen ging, so lebhaft sie wünschte, dieselbe wieder zu gewinnen: nimmer hätte sie um dieses Zweckes willen so viel Blut vergossen, solche Unsummen dahingegeben, wie es während des Siebenjährigen Krieges geschah. — In dem Kampfe um Schlesien war der alte Streit zwischen der Hauspolitik des Hauses Habsburg und den Forderungen des deutschen Geistes, die zum ersten Male in der Reformation sich kräftig kundgegeben hatten, wieder ausgebrochen.

Beim ersten Beginn dieses Jahrhunderte umfassenden Kampfes, dessen erster Bannerträger Luther war, hatte es das sächsische Fürstenhaus als seine Aufgabe angesehen, die Forderungen des sich aus der Umnachtung emporringenden deutschen Geistes zur Geltung zu bringen. Ein Theil des deutschen Volkes hatte um der religiösen und nationalen Güter willen im Dreißigjährigen Kriege einen Kampf auf Leben und Tod bestanden, und es war der römisch-habsburgischen Politik nur gelungen, den Aufschwung zu hemmen, nicht, ihn in Strömen Blutes zu ersticken.

Das sächsische Fürstenhaus war darauf zum bleibenden Unheil seines Landes von seiner Mission abgefallen, und das Haus Hohenzollern hatte seine Stelle eingenommen. Seitdem war Preußen die Feste geworden, in der die Freunde und Förderer geistigen Aufschwungs und freisinniger Denkart eine Stätte fanden; zum Hohenzollernbanner blickten die Einsichtigen mit fester Zuversicht empor. Je mehr diese Feste echt nationalen Lebens in Deutschland erstarkt war, um so mehr hatte man in Wien bedauert, daß man sie nicht schon längst rücksichtslos niedergelegt hatte. Einzelne Versuche, die gemacht worden, waren zu schwacher Art gewesen, um zum Ziele zu führen. Aber die Absicht war bestehen geblieben, das Versäumte zu günstiger Zeit nachzuholen.

Als nun Friedrich sein Schwert zog, um Rechnung zu halten mit dem Hause Habsburg wegen Verkürzung seines Gebietes, als er dadurch thatsächlich zeigte, daß der auf nationaler Grundlage sich entwickelnde Staat Preußen bereits die Kraft gewonnen habe, von dem Fürstenhause, das sich mit der kaiserlichen Majestät nur schmückte, um ungestraft des deutschen Volkes Forderungen zurückweisen zu dürfen und um seine Erbländer zu erweitern — von diesem Fürstenhause sein Recht sich zu erzwingen: da standen aus den Archiven der Hofburg zu Wien die alten Geister auf und forderten neben der Rückgabe Schlesiens, das von Friedrich in Besitz genommen war, Größeres: Erfüllung des eigentlichen Zweckes, um dessentwillen Habsburg den Dreißigjährigen Krieg geführt hatte.



Friedrich in der Kapelle des Schlosses von Charlottenburg. Zeichnung von Ludwig Burger.

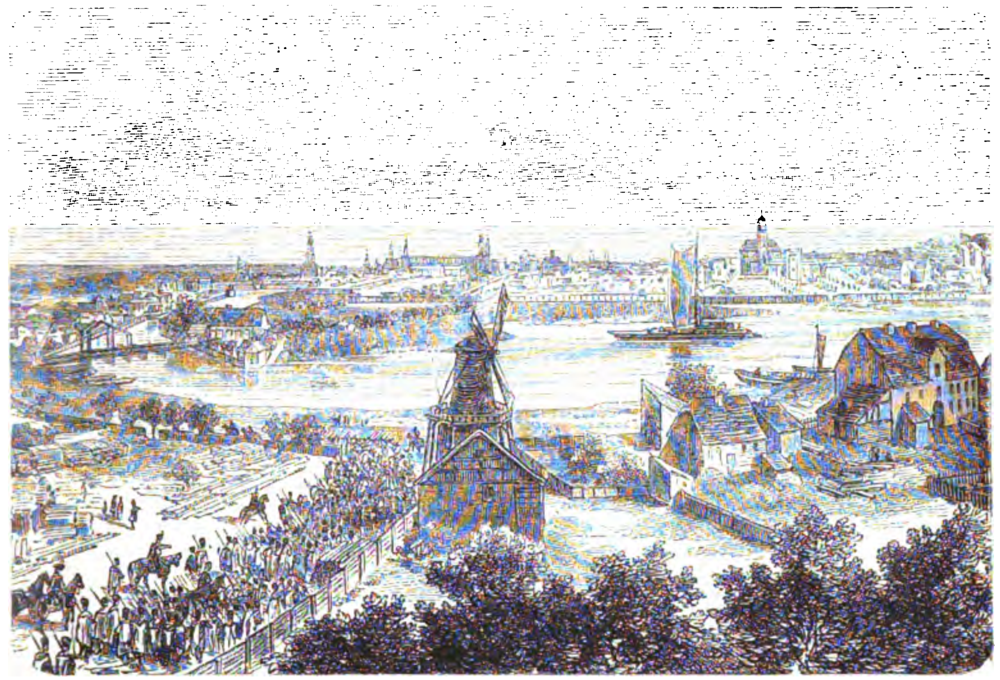
Dieser Zweck aber war kein anderer gewesen, als: das deutsche Volk geistig unauflöslich an Rom, leiblich an Wien und somit an ein Staatengemenge zu ketten, dessen Schwerpunkt in einer nichtdeutschen Bevölkerung liegt.

Das deutsche Volk hat es wahrlich nicht dem Hause Habsburg zu danken, wenn im Siebenjährigen Kriege nicht wieder deutsches Land verloren ging! Standen Wiens Bundesgenossen mit alten und neuen Ansprüchen nicht am Rhein und Westfalen, in der Provinz Preußen und in Pommern und hatte der Hof in Wien die Russen nicht durch die Eröffnung auf Erwerb des Herzogthums Preußen erst zu dem menschenverheerenden Kriege verlockt.

Ueber 800,000 Menschenleben waren zu Grunde gegangen, von denen allein fast 200,000 Preußen treffen; das Land war in schreckenerregender Weise verheert worden; namentlich sah es da über alle Maßen traurig aus, wo die Russen und die Franzosen gehaust hatten. Wie nach dem Dreißigjährigen Kriege, fand man auch jetzt zahlreiche ausgestorbene und zerstörte Dörfer, in denen aus dem Schutt niedergebrannter Häuser Unkraut aufschoß, auf deren verlassenen Aeckern Gestrüpp wucherte. Hier fehlte es an Zugvieh oder Saatkorn, um den Boden zu bebauen, dort ward der Pflug von schwachen Weibern geführt, deren Männer und Söhne das Schwert des Krieges dahingerafft hatte. — Preußen, von Wunden zerrissen, von Blutverlust erschöpft, war in Gefahr, unter dem Druck seiner Leiden zu erliegen.

Und doch, wie Großes war erreicht worden! Die Absichten der Kaisermacht, deren Handlungen mit den Eingebungen der Jesuiten übereinstimmten, waren auch bei ihrem zweiten großen Anlaufe von einem deutschen Manne vereitelt worden. In diesem Manne sah die Welt wieder einmal einen deutschen Kriegshelden, den das Urtheil der Geschichte einem Alexander dem Großen und einem Cäsar an die Seite gestellt hat. Sein Auftreten und der Eindruck des gegebenen Beispiels in Deutschland war unermeßlich. Peter III., der dem Könige in der schwersten Zeit des langen Krieges seine Hülfe entgegentrug, ist allein durch die überwältigende Größe des einzigen Königs für ihn gewonnen worden. — Die Macht des Widerstandes, den das kleine Preußen der größeren Hälfte Europa's leistete, beruhte in solchem Grade auf Friedrich's Person, daß später selbst ein Napoleon zu dem Ausspruch hingerissen ward: „Nicht das preußische Heer hat sieben Jahre lang Preußen gegen die drei großen Mächte vertheidigt, sondern Friedrich der Große.“ — „Das ist“, sagt von Thielau, „die wahre Größe Friedrich's des Großen, die ihn vor allen anderen großen Helden der Geschichte ausgezeichnet, daß er selbst da, wo jeder Andere seine Sache verloren gegeben hätte, mit ungeschwächtem Unterscheidungsvermögen die kleinsten Vortheile der schwierigen Lage wahrzunehmen und oft zu den unerwartetsten Erfolgen zu benutzen wußte — ja daß er selbst in den Tagen, wo sein eigener Muth dem Zusammenbrechen nahe war und jeder Rettungsanker verloren schien, dennoch die Hände nicht in den Schoß sinken ließ, sondern mit den geringsten Kräften immer noch das Möglichste zu leisten fortfuhr. Solcher Riesenanstrengung, dieser unbeugsamen Zähigkeit des Willens versagte endlich der Himmel die Hülfe von oben nicht.“

Die entlassenen Krieger verkündeten des großen Königs Thaten und trugen seine Worte durch alle Lande. In großen und kleinen Kreisen machte sich sein Geist geltend. Wo wahrhaftiges Leben war, da ward es entzündet zu neuen Kraftäußerungen; ja dieser Fürst, der trotz seiner „französischen Politur“ kerndeutscher Art war, gab der deutschen Nation, wie die nachfolgende Zeit es bewiesen hatte, den Anstoß zur Entfaltung der höchsten Blüte des Geisteslebens. „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt“, sagt Goethe, „kam durch Friedrich den Großen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie.“ Und er setzt die bedeutungsvollen Worte hinzu: „Die Preußen und mit ihnen das protestantische Deutschland gewannen so für ihre Literatur einen Schatz, welcher der Gegenpartei fehlte, und dessen Mangel sie durch keine nachherige Bemühung hat ersetzen können.“ —



Blick auf Berlin im achtzehnten Jahrhundert. Zeichnung von G. Theuerkauf.

Achtes Buch.

Vom Hubertsburger Frieden bis zum Tode Friedrich's II.

Der König richtete in der nun folgenden Friedenszeit sein Augenmerk auf diejenigen Kreise des Landes, wo die Noth am drückendsten erschien. Er wußte sich durch weises Schalten und Walten in den Besitz der Geldmittel zu setzen, selbst den Krieg fortzusetzen, wenn dies ja nöthig gewesen wäre. Zu seiner hohen Freude konnte er aber diesem Schatze jetzt eine andere Verwendung geben. Ueberall trat er dem Nothstand entgegen und half dem stockenden Verkehr wieder auf. Schlesien erhielt 3,000,000, Pommern und die Neumark 1,400,000, Preußen 800,000, die Kurmark 100,000 und Kleve ebenfalls 100,000 Thaler. Er vertheilte 35,000 Armeepferde und 42,000 Scheffel Getreide und Mehl; er ließ gegen 15,000 Häuser neu aufbauen. Außerdem gründete er eine Kreditanstalt für die Grundbesitzer, von denen viele dem Untergange nahe waren. Ueber Dasjenige, was der König für Schlesien that, berichtet uns G. Freytag: „Als Friedrich Schlesien in Besitz nahm, waren die Dorfhütten Blockhäuser aus Baumstämmen, mit Stroh und Schindeln gedeckt, ohne gemauerte Schornsteine, die feuergefährlichen Backhäuser den Häusern angeleimt, der Ackerbau in traurigem Zustande, große Gemeindetriften und Weideplätze mit Maulwurfshügeln und Disteln bedeckt, kleine schwache Pferde, magere Kühe, die Gutsherren in der großen Mehrzahl harte Despoten, gegen welche bei der unbehülflichen kaiserlichen Rechtspflege und Verwaltung kaum irgendwie Recht zu finden war. Drei harte Kriege führte der König in Schlesien; Oesterreicher, Russen und seine eigenen Soldaten verzehrten und beschädigten viel in der Landschaft. Und doch waren wenige Jahre nach dem Siebenjährigen Kriege 250 neue Dörfer und 2000 neue Häuslerstellen erbaut; gar nicht selten waren steinerne Häuser und Ziegeldächer zu sehen. Alle hölzernen Rauchfänge, alle Lehmöfen

an den Häusern hatte der Eroberer niedergerissen und das Volk zum Neubau gezwungen, Pferde aus Preußen, einschürige Schafe eingeführt, Torfgräber aus Westfalen, Seidenbauer aus Frankreich in das Land gerufen, Eichenwälder und Maulbeerbäume gepflanzt, sogar Prämien zur Anlage von Weinbergen ausgesetzt. Sein Befehl führte beim Beginn des Siebenjährigen Krieges die Kartoffel ein. Der Geringste durfte seine Bittschrift überreichen, und das Volk wußte aus zahlreichen Beispielen, wie der König sie las." — „Wenn sich das Landvolk in stiller Ehrfurcht an seinen Wagen drängte, so galt jeder Blick, jedes flüchtige Wort, das er zu einem der Dorfschulzen sprach, als eine theure Erinnerung, die sorgfältig von Generation zu Generation überliefert wurde, und die noch heute in den Seelen haftet." In ähnlicher Weise waltete Friedrich im ganzen Staate. Nur etwa ein Sechstheil der aus Staatsmitteln dem königlichen Hofe zufließenden Summe nahm der König für sich, das Uebrige verwandte er zum Wohle des Landes. Später that er einmal die Aeußerung: „Mein Staat ist reich, ich bin arm." — Dem Umstande, daß der König im Stande war, gleich nach Beginn des Friedens Gewerbe und Landbau lebhaft zu unterstützen, ist es zu verdanken, daß Preußen sich von den Folgen des Krieges weit eher erholte, als die von der Natur gesegneten Länder jener Fürsten, die seine Gegner gewesen waren.

Dem Kriegswesen widmete der König nach wie vor die größte Aufmerksamkeit, da er glaubte, durch beständige Kriegsbereitschaft den Frieden am besten sichern zu können. Festungen wurden verstärkt, die Vorrathshäuser gefüllt, das Material des Krieges vermehrt, auch ließ der König bei Silberberg in Schlesien neue Festungswerke errichten. „Das Heer", sagte er später, „war in keiner bessern Lage, als das übrige Land; siebzehn Schlachten hatten die Blüte der Offiziere und Soldaten vernichtet; die Regimenter waren zerrüttet und zum Theil aus Deserteuren oder Kriegsgefangenen gebildet. Die Ordnung war fast ganz verschwunden und die Mannszucht so sehr gelockert, daß die alte Infanterie nicht mehr werth war, als eine neu gebildete Miliz. Man mußte daher daran denken, die Regimenter zu ergänzen, Zucht und Ordnung wieder herzustellen, vor Allem die jungen Offiziere anzufeuern, damit diese herabgekommene Masse ihre alte Energie wieder erhielte."

Der König bevorzugte den Adel beim Militär, da er der Meinung war, daß sich dadurch am leichtesten im Heere ein natürliches Standes- und Ehrgefühl erwecken lasse. „Im Allgemeinen", sagte er, „bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als sich im Kriege auszuzeichnen. Verliert er seine Ehre, so findet er selbst im väterlichen Hause keine Zuflucht, während ein Bürgerlicher, wenn er Gemeinheiten begangen, ohne Erröthen das Gewerbe seines Vaters wieder ergreift und sich nicht weiter entehrt glaubt." Wie richtig der König auch in Bezug auf die bezeichnete Angelegenheit handelte, ist neuerdings von Männern dargelegt worden, welche die wirklichen Zustände jener Zeit einer eingehenden und scharfen Beobachtung unterzogen haben. H. v. Sybel weist darauf hin, daß die Armee etwa zu einem Drittel aus geworbenen Ausländern, demnach zum größern Theile aus Inländern bestand. „Diese einheimische Mannschaft aber umfaßte (die Offiziere ausgenommen) mit geringen Ausnahmen nur Bauernsöhne, Ackerknechte und Tagelöhner; die Bevölkerung der größeren Städte und die gebildeten Klassen waren vom Kriegsdienste gesetzlich befreit und dem Militärdienste abgeneigt. Wenn nun damals die nur selten verlassene Regel aufkam, die Offizierstellen allein dem einheimischen Adel zu geben, so sieht man leicht, wie dies in der That den bürgerlichen Verhältnissen der Zeit entsprach. Der Edelmann befahl dem Bauer zu Hause als Gutsherr, und er befahl ihm ebenso im Heere als Offizier. Daß hiernach der Bauer beim Regimente aus dem gewohnten Lebenszustande gar nicht herauskam, war die sicherste Grundlage für die Disziplin, und daß der Edelmann überhaupt als Offizier im Heere diente, war wieder dem Könige eine neue Bürgschaft für die politische Unterwürfigkeit seines Adels. Die Subordination im Dienste war unbedingt, jedoch Uniform und Ehre für alle Offizierklassen gleich, und die Kriegsartikel hatten die Klausel: Der Offizier soll gehorchen, es sei denn, daß ihm etwas wider die Ehre befohlen würde." Auf eine andere Seite weist Gustav Freytag hin:

„Schon der Große Kurfürst erkannte“, heißt es in seinem schon mehrfach genannten Werke, „daß der verwilderte Landadel seines verwüsteten Gebietes am besten in dem Heere zu verwerthen sei, welches er noch unter dem Geschützdonner des Dreißigjährigen Krieges schuf. Er bändigte die Rauflustigen durch die militärische Zucht, regelte ihr rohes Ehrgefühl durch den Corpsgeist und die militärischen Ehrengesetze und gab ihnen auch im Heere das Gefühl einer privilegirten Stellung dadurch, daß er die Offizierstellen fast ausschließlich mit ihnen besetzte. In den letzten Jahren seiner Regierung ist das brandenburgische Offiziercorps bereits mit wenigen Ausnahmen adlig. Eine der merkwürdigsten Kulturveränderungen des achtzehnten Jahrhunderts wurde dadurch bewirkt, zumal seitdem König Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. so stark betont hatten, daß jeder Fürst des Hauses Hohenzollern Soldat und Offizier sein müsse, und daß derselbe Rock, gleiche Subordination und dieselben Gesetze der Ehre für ihn gelten sollten, wie für den kleinen Junker vom Lande. Dadurch geschah es, daß die Nachkommen vieler Familien, welche durch Jahrhunderte als Drohnen der bürgerlichen Gesellschaft gelebt hatten, enge mit den theuersten Erinnerungen der Nation verbunden wurden.“ — Indessen war es, infolge der gar zu zahlreichen Opfer, welche der Krieg gerade den adligen Familien abgefordert hatte, durchaus unmöglich, alle Offizierstellen, wie der König es wünschte, mit Adligen zu besetzen. Wohl oder übel sah sich Friedrich genöthigt, wenigstens in den sogenannten Garnisonregimentern und in der Artillerie auch zahlreiche bürgerliche Offiziere anzustellen, denen unter gewissen Bedingungen nach zwölfjähriger Dienstzeit in solchen Regimentern mittels Ediktes aus dem Jahre 1768 die Erhebung in den Adelstand in Aussicht gestellt wurde.

Die Einführung der reitenden Artillerie und die vortreffliche Ausbildung der Reiterei ist das Werk des Königs. Derselbe brachte das Heer nach und nach bis auf fast 200,000 Mann. Der Soldat hatte zwanzig Jahre zu dienen. Die eigentliche Dienstzeit beschränkte sich jedoch auf jährlich zwei Monate, in denen Waffenübungen stattfanden. Für die übrige Zeit des Jahres trat, selbstverständlich nur für die Inländer, eine Beurlaubung ein.

Kaum hatte sich im Lande neues Leben zu regen begonnen, so sann der König bereits darauf, wieder einen Schatz anzusammeln. Auch dieser gehörte nach seiner Ueberzeugung zur Kriegsbereitschaft, „denn“, pflegte er zu sagen, „wenn zwei einander bekriegen, wird der den besten Frieden machen, der den letzten Thaler in der Tasche behält.“

Die Münzverschlechterung. Ehe indeß an Zusammenbringen eines Schatzes gedacht werden konnte, mußten zunächst die Folgen eines bedenklichen Behelfs beseitigt werden, wozu der Krieg gedrängt hatte. Friedrich hatte im Siebenjährigen Krieg allerdings „den letzten Thaler in der Tasche behalten“; aber um das bei der Armuth seines Landes zu ermöglichen, hatte er, da er seinen Stolz darein setzte, unter keinen Umständen eine neue direkte Steuer einzuführen, zu einem Mittel gegriffen, dessen ganze Gefährlichkeit man damals noch nicht erkannt zu haben scheint, das aber gleichwol den Wohlstand des Volkes viel tiefer und nachhaltiger schädigte, als selbst die drückendste Steuer. Schon seit dem Jahre 1758 hatte man in Preußen, zunächst in geringem, allmählich aber in immer weiterem Umfange minderwerthiges Geld geprägt, welches, obwol im wirklichen Werth oft bis auf ein Fünftheil des Nennwerthes herabgehend, durch Zwangskurse in den Verkehr gebracht und darin erhalten wurde. Mit der Ausführung der entsprechenden Maßregeln und zum Theil mit Ausprägung des Geldes selbst hatte der König einen Juden, Namens Ephraim, beauftragt, und das Volk, dem trotz des lähmenden Druckes der Münzverschlechterung auf Handel und Verkehr zum Glück der Humor nicht ausgegangen war, nannte daher jene Münzen — namentlich die Stücke zu fünf und zehn Silbergroschen — scherzweise „Ephraimiten“ oder — wegen ihres verdächtigen Aussehens nach Abnutzung der äußeren dünnen Silberschicht — „Grünjacken“, und jedes Kind sang den bekannten Spottvers:

„Von außen schön, von innen schlimm,
Außen Fritz und innen — Ephraim.“

Selbstverständlich nur unter dem Drucke der äußersten Noth, da ein Versiegen der Geldmittel mit dem Untergange des Staates gleichbedeutend gewesen wäre, hatte der König zu der drangvollen Maßregel der Münzverschlechterung gegriffen. Sofort nach dem Abschlusse des Friedens that er die nöthigen Schritte zur Beseitigung des Uebelstandes. Leider ging es dabei nicht ohne mancherlei Härten ab; das minderwerthige Geld konnte nicht zum vollen Nennwerth gegen das neugeprägte vollwerthige Geld eingelöst werden; zumal bei der Eile, mit welcher man vorgehen mußte, um den Zweck zu erreichen. Der Ruin von Tausenden war die unvermeidliche Folge. Unblutige Opfer des Krieges, fielen sie für das Wohl und Beste des Staates dem Elend anheim; auch der oben bereits genannte und weiterhin noch zu erwähnende patriotische Kaufmann Ernst Gotzkowsky in Berlin theilte dieses Schicksal.

Falsche Finanzmaßregeln. Bei dem freudigen Willen, womit das preußische Volk seinem Könige entgegenkam, waren auch diese Folgen des opferreichen Krieges bald überwunden; ein geregelter Verkehr hatte sich eingestellt, und Handel und Wandel blühten täglich mehr und mehr auf. Jetzt konnte also der König an die Verwirklichung des oben erwähnten Planes denken, nämlich einen Schatz zu sammeln und dadurch den zum Theil tiefverschuldeten Nachbarstaaten gegenüber das Ansehen und den Einfluß Preußens noch zu erhöhen. Wiederum war hier die Absicht des Königs vortrefflich; aber daß er bei der Wahl der Mittel zur Ausführung derselben immer das Richtige getroffen habe, muß billigerweise in Abrede gestellt werden. Friedrich der Große fehlte hier in seinem zu starren Festhalten an den Ideen und Grundsätzen seines Vaters, auch nachdem Wissenschaft und Erfahrung die Mängel derselben bereits klargelegt hatten. Vor Allem wurde die Einfuhr fremder Gewerbserzeugnisse ungebührlich erschwert; mehr denn 500 Artikel unterlagen einer so hohen Steuer, daß sie kaum eingeführt werden konnten. Andererseits wiederum war, um der inländischen Fabrikthätigkeit helfend unter die Arme zu greifen, die Ausfuhr einzelner Rohprodukte, namentlich der Wolle, bei den strengsten Strafen untersagt. Am nachtheiligsten aber wirkte der Umstand, daß neben der Besteuerung an den Landesgrenzen auch eine mit peinlichster Sorgfalt überwachte Binnenbesteuerung der verschiedenen Lebensbedürfnisse bestand; eine Provinz war gegen die andere, jede Stadt gegen die umgebenden Landgemeinden durch Zolllinien abgesperrt. Die Kosten der Ueberwachung waren da natürlich außerordentlich hoch und verschlangen einen sehr bedeutenden Theil der Steuereinkünfte; noch schwerer aber fielen ins Gewicht die Belästigungen des reisenden Publikums und der verderbliche moralische Einfluß eines bis ins Unglaubliche getriebenen Spionirsystems.

Lebensmittel und Getränke waren verhältnißmäßig gering besteuert, wenngleich auch für diese nach dem Siebenjährigen Kriege die Zoll- und Accisegebühren bedeutend erhöht wurden; nahezu unerschwingliche Steuern aber lagen auf Luxusgegenständen, weil dadurch, wie der König sich ganz richtig sagte, die Reichen bedeutend mehr als die Armen getroffen werden. Aber trotz bedeutender Erhöhungen wollten die Steuern, namentlich wegen der hohen Erhebungskosten und des immer mehr um sich greifenden Schmuggels, nicht die erwarteten Erträge bringen. So entschloß sich Friedrich denn, das in Frankreich gebräuchliche und scheinbar äußerst erfolgreiche Steuersystem in seinem Lande einzuführen. Zwei wichtige Verbrauchsartikel, Kaffee und Tabak, wurden monopolisirt, indem der König dem Staat das alleinige Recht vorbehielt, dieselben einzuführen und zu verkaufen. Für die Ausführung der diesbezüglichen Maßregeln wurde nun eine besondere Behörde, gewöhnlich die „Regie“ genannt, ins Leben gerufen, welche im Volke um so verhaßter war, weil nicht nur ihre obersten Leiter, sondern auch ihre Unterbeamten fast ausschließlich Franzosen waren, und weil ihr außerdem Rechte — wie z. B. das Haussuchungsrecht — eingeräumt waren, die den Einzelnen im höchsten Grade belästigen und zu den schwersten Unzuträglichkeiten führen mußten. — Der Kaffee, schon damals in den meisten Schichten der Bevölkerung ein unentbehrliches Getränk, durfte zur möglichsten Verhütung des Schmuggels nur in gebranntem Zustande in amtlich verschlossenen Büchsen — das Pfund für einen Thaler

— gekauft werden; nur der Adel und die hohen Beamten hatten gegen Lösung eines Brennscheines das Recht, aus den königlichen Niederlagen ungebrannten Kaffee zu 10 Silbergroschen das Pfund zu kaufen, mußten aber jährlich mindestens 20 Pfund verbrauchen. Um etwaige Uebertretungen zu verhindern, wurden dann die sogenannten „Kaffeeriecher“ angestellt, die überall nach dem scharfen Geruch, den der Kaffee beim Brennen erzeugt, umherspürten und Uebertreter der königlichen Verordnung strenger Bestrafung überlieferten. Beim Volke waren die „Kaffeeriecher“ bitter gehaßt, und bei jeder Gelegenheit machte man seinem Groll über sie wie überhaupt über die gesammte Kaffeeregiewirthschaft Luft.

Die Sitte des Kaffeetrinkens wurde durch solche Maßregeln selbstverständlich nicht aus der Welt geschafft: der Kaffee war Lebensbedürfniß geworden, und wo der Bürger nicht durch Umgehung des Gesetzes sich billigen Kaffee verschaffen konnte, zahlte er lieber den unverhältnißmäßig hohen Preis, als daß er sich den ihm liebgewordenen Genuß versagt hätte.

Etwas besser waren die Erfolge beim Tabak, weil hier mit der hohen Besteuerung erfolgreiche Versuche zur Hebung der einheimischen Tabakskultur Hand in Hand gingen. Die Tabaksregie brachte der Staatskasse alljährlich mehr als eine Million Thaler Gewinn, und es kam zugleich der Tabaksbau namentlich in einigen Gegenden der Mark zu verhältnißmäßig hoher Blüte. Einem etwas verwöhnten Geschmack scheinen freilich die Erzeugnisse von Vierraden und anderen Orten schon damals nicht so recht zugesagt zu haben; wenigstens steht es fest, daß der König fortfuhr die bedeutenden Mengen Schnupftabak, deren er bedurfte, nach wie vor aus dem Auslande zu beziehen.

Es würde zu weit führen, hier die damalige Finanzverwaltung des Preußischen Staates in allen ihren Einzelheiten näher darzulegen; die angeführten Beispiele werden genügen, den Geist zu veranschaulichen, in welchem dieselbe geleitet wurde. Jedenfalls entsprachen die Ergebnisse nicht den gehegten Erwartungen und dem ungeheuren Aufwand an Verwaltungskosten und Beamtengehältern, und nur durch die strengste Sparsamkeit war es möglich, Erfolge zu erzielen, wie sie Friedrich der Große trotzdem noch erreicht hat. Daß bei den Verhältnissen Preußens die größte Sparsamkeit geboten war, wußte Niemand besser als Friedrich selbst, und recht zutreffend sagte er einmal: „Da Preußen arm ist, muß der Regent dieses Landes sparsam sein und in seinen Angelegenheiten die strengste Ordnung halten; giebt er das Beispiel der Verschwendung, so werden seine Unterthanen, die arm sind, ihm nachzuahmen suchen und sich dadurch ruiniren.“ — Für den großen König waren das keine leeren Worte; der Leser weiß, wie Friedrich seit seiner Thronbesteigung dem in jenem Satze ausgesprochenen Grundsatze getreu gelebt hat, und wie er auch sein Volk in väterlicher Fürsorge zur Befolgung desselben anzuhalten bestrebt war.

Erste Theilung Polens.

Im Osten hatte sich gegen Ende der fünfziger Jahre schweres Gewölk zusammengezogen, und für Polen schlug eine schwere Stunde. Werfen wir einen Rückblick auf die Geschichte dieses Landes, um das Ereigniß, das jetzt eintrat, richtig würdigen zu können.

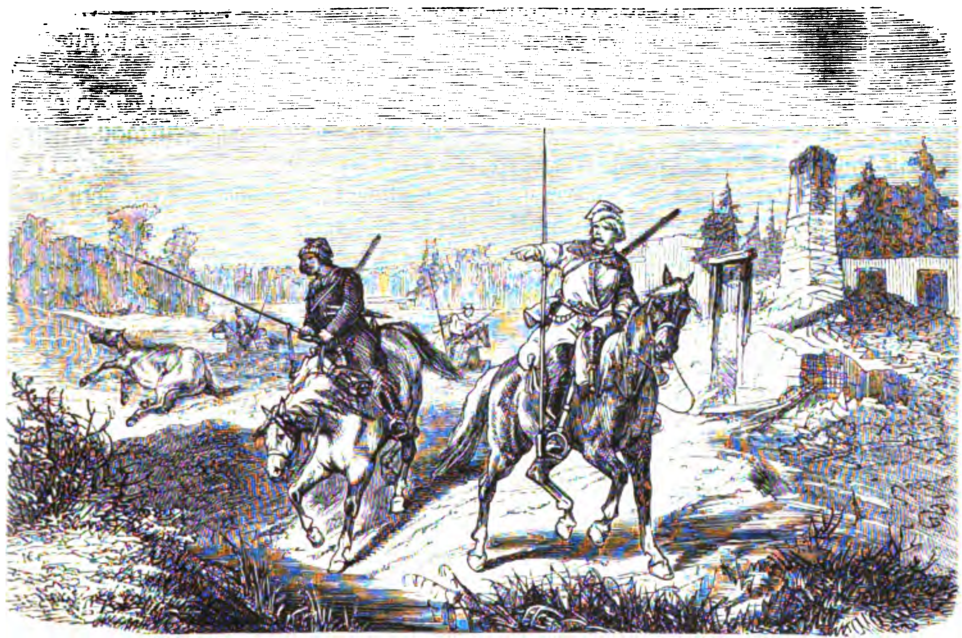
Polen war einst der gefürchtetste Staat im Osten; seine Grenzen erstreckten sich von der Ostsee bis zu den Karpaten und dem Schwarzen Meere und von diesseit der Weichsel bis fast an den Don. Seitdem aber der Adel alle Gewalt an sich gerissen hatte und der polnische Staat eine Adelsrepublik geworden war, seitdem es ferner dem hohen Klerus, der gleichfalls zumeist aus Mitgliedern des Adels bestand, gelungen war, den Protestantismus durch blutige Verfolgung seiner Bekenner im Lande fast gänzlich zu ersticken, hatte Polen an Größe und innerer Kraft fortgesetzt Zubuße erlitten, und das unabwendbare Verhängniß seiner Auflösung schwebte immer erkennbarer über seinem Haupte. Bereits hatte der polnische Staat schon verloren: an Schweden Livland und Esthland, an Brandenburg Ostpreußen, an Rußland Kiew und Smolensk. Noch einmal erwarb eine mannhafte Herrschergestalt für Polen hohen Ruhm, als Sobieski im Jahre 1683 die Türken vor Wien schlug.

Seitdem war aber das Land immer jäher gesunken und zum Spielball fremder Interessen geworden. Die Parteiungen im Innern nahmen stetig zu, mit der Krone ward an den Höfen auswärtiger Fürsten fast ein Hausirgeschäft betrieben. Weder August II., noch August III. von Sachsen hatten es vermocht, dem Lande etwas von seiner alten Macht zurückzugeben. Und doch betrug sein Umfang jetzt noch 13,500 Geviertmeilen, also fast das Vierfache von dem Preußens. Während der Zeit des Siebenjährigen Krieges befand sich August III. in Warschau; entfernt vom Kriegsschauplatz, ließ er die Dinge ihren Lauf gehen. Ihm fehlte jegliche Willenskraft; aber auch ein willensstarker Fürst wäre nicht im Stande gewesen, bei dem elenden Zustande der polnischen Republik etwas Durchgreifendes zu unternehmen. Der Adel stellte nach wie vor dem Könige vor der Wahl seine Bedingungen, und auch diese wurden hinterher von den Junkern oft genug verletzt. Die wirkliche Macht übten die Adligen in den Reichstagen; fast jeder Reichstag aber bot ein Schauspiel grenzenloser Verwirrung. Der Widerspruch eines einzigen Adligen (das sogenannte „liberum veto") vermochte die Annahme jeder Vorlage zu verhindern; im Laufe eines Jahrhunderts kam auf polnischen Reichstagen auch nicht ein redenswerther Beschluß zu Stande! Zu diesem bevorzugten und allmächtig gewordenen Adel, welcher infolge der besonderen Verhältnisse des Staates, zahlreicher als in irgend einem andern Lande war, gehörte fast ein Vierzehntel der gesammten Bevölkerung. Daß derselbe unlautere Elemente in großer Zahl enthielt, bedarf im Hinblick auf die herrschende Verkommenheit kaum der Erwähnung, und da kann es denn nicht Wunder nehmen, wenn durch Bestechung Alles zu erreichen und das Veto eines Einzelnen von interessirten Parteien ohne Schwierigkeit zu erkaufen war. — Neben einem zügellosen Adel gab es in Polen nur in Sklaverei versunkene Bauern; es fehlte dem Lande gänzlich ein kräftiger Bürgerstand. Die rohe, in Thierheit versunkene Masse wurde „tumultuarisch geleitet von einer leichtfertigen und abenteuernden Aristokratie, in welcher sich die Untugenden der Barbarei mit Lastern der Civilisation verschmolzen, rohes Sarmatenthum und überfeines, verfaulendes Franzosenthum in Verbindung getreten waren."

So stand es mit Polen um jene Zeit. Konnte in Friedrich wol die Lust entstehen, mit diesem Nachbar in ein Bundesverhältniß zu treten? Aber doch forderte es die Staatsklugheit von dem Könige, sich alsbald nach Abschluß des Hubertsburger Friedens nach einem Bundesgenossen umzusehen. Mit Frankreichs Maitressenregierung mochte er nichts zu thun haben, eben so wenig hatte er Neigung, sich an England anzuschließen, von dem er in schwerer Zeit so treulos verlassen worden war. Da sich auch an Oesterreich nicht denken ließ, so blieb nur Rußland übrig, dem er sich nun näherte, und es kam zu einem Bündniß zwischen Preußen und Rußland schon im Jahre 1764. Beide Mächte gewährleisteten einander auf acht Jahre ihren Besitzstand und versprachen sich für den Fall einer Gefährdung desselben 12,000 Mann Hülfstruppen oder 480,000 Thaler Hülfsgelder auf das Jahr.

Dem ehemals großmächtigen Polen, das nun zum großen Theile zwischen Rußland und Preußen sich ausdehnte, war eben damals durch eigenes Verschulden die Rolle des „kranken Mannes" zugefallen, und man erging sich sowol in Petersburg als in Berlin über die Vertheilung des Erbes bereits in mancherlei Plänen. Vielleicht wurden Erwägungen solcher Art noch stärker, als im Jahre des Friedensschlusses August III. und bald darauf auch sein Sohn starb, der bereits für Polen als Nachfolger erkoren war. Polnische Patrioten wandten sich an Friedrich und baten ihn um seine Zustimmung zur Erwählung des tapferen und staatsklugen Prinzen Heinrich zum König der Adelsrepublik. Friedrich zeigte jedoch durchaus keine Neigung, seinen Bruder jene gefahrvolle Scheinwürde annehmen zu lassen, und er antwortete ablehnend, was der Prinz freilich als eine Kränkung empfand. Auch lag es ja zu Tage, daß die Genehmigung eines solchen Antrages ihn, der vor Allem darauf Bedacht nahm, seinem Lande den höchst nothwendigen Frieden zu erhalten, augenblicklich in einen Krieg mit Rußland verwickelt haben würde, welches sich als der natürliche Erbe Polens ansah und dieses Land bereits in gewisser Abhängigkeit von sich hielt.

Stanislaus August Poniatowski. Ein Aufgehen des Polnischen Reiches in Rußland bot freilich auch keine erfreuliche Aussicht. Vorläufig ließ sich nichts weiter thun, als der Politik Katharina's sich anzuschließen und es zu genehmigen, daß einer der Günstlinge der Zarin, Graf Stanislaus Augustus Poniatowski, am 7. September 1764 zum Könige von Polen gewählt ward. Die kluge Katharina versuchte nun, dem „kranken Manne“ Polen Heilmittel beizubringen, die, früher angewandt, sich vielleicht noch als heilsam erwiesen haben würden, die aber jetzt seine Auflösung nur befördern konnten. Sie verlangte für die Nichtkatholiken (Dissidenten) die Rechte zurück, die ihnen entzogen worden waren. Dagegen erklärte sich die hohe Priesterschaft aufs Entschiedenste, wiewol sich Preußen, Dänemark und England der Forderung Rußlands anschlossen. Zu Radom in Polen bildete sich, von Rußland und Preußen unterstützt, unter dem Fürsten Radziwill eine Generalkonföderation (allgemeines Bündniß) der Nichtkatholiken, zu dem ausgesprochenen Zweck jener Forderung Geltung zu verschaffen. Die russische Regierung ließ eine Anzahl der heftigsten Gegner, unter Anderen den Bischof Soltyk, gefangen nehmen und nach Sibirien transportiren.



Polnische Lanzenreiter. Nach A. Beck.

Nach widerlicher Zerrerei sah sich endlich der polnische Reichstag gezwungen, sich der unabweislichen Nothwendigkeit zu fügen, und im Februar 1768 wurden den Nichtkatholiken die geforderten Rechte zugestanden.

Empört über diese Eingriffe Rußlands in eine innere Landesangelegenheit und aufgeregt durch die Geistlichkeit und französische Sendlinge, traten die Mitglieder der Gegenpartei im Oktober desselben Jahres unter dem Grafen Krasinski zu Bar in Podolien zu einer Gegenkonföderation zusammen, um der Ausführung des unter dem Druck der feindlichen Mächte gefaßten Beschlusses entgegen zu arbeiten und zugleich gegen den unter russischem Einfluß stehenden König vorzugehen und womöglich dessen Sturz herbeizuführen. Es kam in den südlichen Provinzen Polens zu einem förmlichen Aufstande; Stanislaus Augustus rief die Russen zu Hülfe. Die Aufständischen wurden zersprengt und flüchteten sich auf türkisches Gebiet; die Russen folgten ihnen dahin ganz unberechtigter Weise, wobei sie sogar die Unvorsichtigkeit begingen, eine türkische Stadt, in die sich ein Theil der Flüchtigen geworfen hatte, mit Feuer und Schwert heimzusuchen.

Dieser Friedensbruch brachte den alten Grimm der Pforte gegen Rußland von Neuem zum Ausbruch, zumal es an französischen Hetzereien nicht fehlte, und es kam schließlich zur Kriegserklärung des Sultans gegen Rußland. Friedrich's Stellung zur Türkei war seit den Bündnißverhandlungen vom Jahre 1760 derartig, daß ihm der von Rußland eifrig aufgenommene Krieg höchst unerwünscht erscheinen mußte, da er sich durch den oben erwähnten Vertrag letzterer Macht zur Hülfsleistung verpflichtet hatte. Seine Bemühungen, den Frieden zu erhalten, blieben ohne Erfolg; der Krieg entbrannte, und zwar in einem solchen Grade zum Nachtheil der Pforte, daß bald schon große Gebiete des türkischen Reiches in die Hand Rußlands fielen, und der etwaige Friedensschluß sicher eine weitere, für die Nachbarn höchst bedrohliche Vergrößerung des Zarenreiches zur Folge haben mußte.

Diese Erfolge Rußlands waren für Preußen wie für Oesterreich gleich beunruhigend.

Zusammenkünfte mit Joseph II. zu Neisse und Neustadt a/S. Die Geschicke des Deutschen Reiches und theilweise auch diejenigen des Habsburgischen Hauses wurden zu jener Zeit von einem jungen Fürsten geleitet, der, wenn er auch nicht mit gleich schwärmerischer Verehrung wie einst Peter III. von Rußland an Friedrich hing, doch dem überlegenen Feldherrn- und Verwaltungstalent des Preußenkönigs seine vollste Bewunderung zollte, wie er denn auch nach Maßgabe der Verhältnisse ihm nachzueifern bestrebt war.

Es war der vierundzwanzigjährige Joseph II., der nach dem im Jahre 1765 erfolgten Tode seines Vaters zum Kaiser von Deutschland erwählt und zum Mitregenten seiner Mutter über die österreichischen Erblande ernannt worden war. Schon im Jahre 1766 war es der lebhafte Wunsch des jungen, aufstrebenden Monarchen gewesen, den großen König von Angesicht zu Angesicht zu sehen; damals aber hatten Maria Theresia und deren Kanzler, Fürst Kaunitz, die Ausführung seines Wunsches zu verhindern gewußt. Bei der jetzigen Lage der Dinge (1769) aber fand es Maria Theresia doch gerathen, ihrem Sohne nicht mehr entgegen zu sein, und so ward eine Zusammenkunft Joseph's mit Friedrich verabredet, die auch bald darauf zu Neisse in Schlesien stattfand. Joseph kam dem „größten Könige und Feldherrn", wie Friedrich von ihm genannt wurde, mit liebenswürdiger Offenheit entgegen und sagte ihm: „Für Oesterreich giebt es kein Schlesien mehr", worauf Friedrich entgegnete: „Ich denke, wir Deutschen haben lange genug unter einander unser Blut vergossen; es ist ein Jammer, daß wir nicht zu einem bessern Verständniß kommen."

Die Zusammenkunft dauerte mehrere Tage, und man sah die beiden edlen Fürsten öfter Arm in Arm, wie Vater und Sohn, gehen und traulich mit einander plaudern. Ein Jahr darauf machte Friedrich dem Kaiser im Lager bei Neustadt in Mähren einen Gegenbesuch. Der König und seine Generäle trugen die weiße österreichische Uniform, weshalb Friedrich bei der Zusammenkunft dem Kaiser heiter zurief: „Da bring' ich Ew. Majestät Rekruten!" Laudon, der tüchtigste General Oesterreichs, den Friedrich persönlich sehr hoch achtete und welcher, bevor er für Oesterreich seinen Degen gezogen, Friedrich II., freilich vergeblich, seine Dienste angetragen, hatte sich eines Tages, als man sich zur Tafel setzen wollte, noch nicht eingefunden. „Das ist gegen seine Gewohnheit", sagte Friedrich, „sonst pflegte er vor mir auf dem Platze zu sein." Als er erschien, bat ihn Friedrich, sich neben ihn zu setzen, indem er, gegen den Kaiser gewandt, hinzufügte: „Den will ich lieber an meiner Seite, als mir gegenüber haben!" Ueber den Eindruck, den der Kaiser auf Friedrich machte, heißt es in einem Briefe des Letzteren: „Er ist an einem bigotten Hofe geboren und hat den Aberglauben verworfen; ist in Prunk erzogen und hat einfache Sitten angenommen; wird mit Weihrauch genährt und ist bescheiden; glüht von Ruhmbegierde und opfert seinen Ehrgeiz der kindlichen Pflicht auf, die er in der That äußerst gewissenhaft erfüllt."

Bei dieser Zusammenkunft war man näher auf den Gedanken eingegangen, Rußland in seinem stetigen, immer gefahrdrohenderen Vorschreiten zu hemmen. Katharina hatte die Moldau und Walachei besetzen lassen, wodurch Oesterreich nicht wenig beunruhigt und zu

Rüstungen gedrängt worden war. Es wollte um keinen Preis zugeben, daß sich die russische Macht an der Donau, der Pulsader Deutschlands, festsetze. Aber auch für Preußen war das Vordringen Rußlands nicht minder gefährlich, wenn Polen ihm zufiel. Wie lange hätte dann noch Preußen die Hoffnung hegen dürfen, die Provinz Ostpreußen sein zu nennen? Bei dieser Lage stand, da Frankreich auch in Polen die Flammen emsiger schürte, ein allgemeiner Kriegsbrand in Europa in Aussicht.



Joseph II. und Friedrich II. Zeichnung von Ludwig Burger.

Da zeigte sich unvermuthet ein Ausweg, geeignet, den ehrgeizigen Leidenschaften Rußlands in anderer Art Genüge zu thun. Von Oesterreich waren mehrere Orte der in den hohen Karpaten im Quellgebiet des Dunajec und Hernad liegenden Zipser Gespanschaft wieder besetzt worden, die zu Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts Kaiser Sigismund an Polen verpfändet und auf welche Oesterreich zu Ende des sechzehnten Jahrhunderts feierlich Verzicht geleistet hatte. Als die Kunde von dieser Besitzergreifung nach Petersburg kam, befand sich gerade der Prinz Heinrich, Friedrich's Bruder, der Sieger von Freiberg, zu Besuch bei der Kaiserin. Katharina, die sich lange mit dem Plane getragen hatte, Polen müsse ganz an Rußland fallen, war im Hinblick auf die beiden Zusammenkünfte Friedrich's und Joseph's etwas gemäßigter in ihren Wünschen geworden und gönnte nun auch ihren Nachbarn Theile von der Beute. In diesem Sinne that sie gegen den Prinzen Heinrich die Aeußerung: es scheine, daß man sich in Polen nur zu bücken brauche, um nach Belieben zuzugreifen, — wenn der Hof von Wien dieses Königreich zerstückeln

wolle, so würden die übrigen Nachbarn desselben das Recht haben, ein Gleiches zu thun. Prinz Heinrich griff diese Aeußerung der Kaiserin sogleich auf und gab seine Meinung dahin ab, daß sicherlich in der Theilung Polens das bequemste Auskunftsmittel liege, Rußland für die in dem Kriege gegen die Pforte aufgewendeten Opfer schadlos zu halten und damit zugleich Europa zum Frieden zu verhelfen. Da die Kaiserin den von dem Prinzen Heinrich entwickelten Plan billigte, berichtete dieser darüber an Friedrich.

Friedrich war Anfangs von dem lebhaftesten Wunsche beseelt gewesen, Polen möge sich unter der Regierung seines neuen Fürsten kräftigen. Er hatte dem Könige Stanislaus Augustus die weisesten Rathschläge gegeben und ihm unter Anderm geschrieben: „Von einem Könige, der die Krone der Geburt verdankt, erwartet die Welt nicht mehr als Das, womit die Menschen gewöhnlich begabt sind, obwol weit mehr zu wünschen wäre. Aber von einem Könige, der durch Seinesgleichen von einem Unterthanen zum Fürsten erhoben worden ist, der über Die, deren Geschöpf er ist, regieren soll, erwartet man Alles, was nur irgend einer Krone zum Verdienste oder zum Schmuck gereichen mag.“ In diesem Sinne hatte Friedrich auf den König von Polen einzuwirken gesucht, jedoch keineswegs in der Hoffnung, den Zusammensturz des polnischen Staates zu verhindern, sondern um das Unvermeidliche eine zum Eingreifen ihm günstigere Zeit zu vertagen. Wie nun aber jetzt die Sache lag, war für ihn die Frage nur noch die, was zu thun sei, um den Zusammensturz des Polnischen Reiches für Preußen so gefahrlos wie möglich zu machen, und ob es staatsklug sei, das ganze morsche Reich den Russen als Beute zu überlassen.

Um über das Schicksal Polens zu entscheiden, traten zunächst Rußland und Preußen in Verhandlung, und eine Theilung Polens ward (1772) verabredet. Erst später entschloß sich Oesterreich, dessen Herrscherin Maria Theresia zunächst wol aus Gründen der Moral einem solchen Verfahren sich durchaus abgeneigt zeigte und nur auf das Drängen ihres Sohnes und des Fürsten Kaunitz zum Beitritt sich entschloß, diesem Plane näher zu treten, stellte nun aber Anfangs so große Forderungen, daß aufs Neue weitläufige Verhandlungen stattfinden mußten. Endlich aber — noch im Jahre 1772 — ward eine Einigung unter den drei Mächten erzielt. Rußland erhielt im östlichen Polen ein Gebiet von über 2000 Geviertmeilen, Oesterreich nahm das jetzige Galizien und Lodomirien, über 1500 Geviertmeilen, Preußen endlich begnügte sich mit nur 600 Geviertmeilen, dem polnischen Preußen und dem Bisthum Ermland (das jetzige Westpreußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn), wozu außerdem ein Stück von Groß-Polen bis zur Netze trat. Wenn auch der kleinste Antheil, war es doch für seinen Besitzer bei weitem der werthvollste. Denn dieser Landstrich, der seiner Zeit, worauf auch Friedrich nicht verfehlte hinzuweisen, den Deutschrittern von den Polen treulos entrissen worden war, diente trefflich dazu, dem Preußischen Staat nach Osten zu eine gewisse Abrundung zu geben, indem er zugleich Pommern mit Ostpreußen verband. Die drei Mächte besetzten die sich zuerkannten Gebiete, und die innerhalb derselben wohnenden Polen mußten sich dazu verstehen, ihren neuen Herrschern zu huldigen.

Zustände in Westpreußen. Wie es in dem polnischen Landestheil, der damals an Preußen fiel, zu jener Zeit aussah, und welche Maßregeln der König ergriff, um die Bevölkerung zu heben, erzählt uns G. Freytag. „Die Mehrzahl des Landvolks lebte in Zuständen, welche den Beamten des Königs jämmerlich erschienen, zumal an der Grenze Pommerns, wo die wendischen Kassuben saßen. Wer dort einem Dorfe nahte, der sah graue Hütten und zerrissene Strohdächer auf kahler Fläche, ohne einen Baum, ohne einen Garten — nur die Sauerkirschbäume waren altheimisch. Die Häuser waren aus hölzernen Sprossen erbaut, mit Lehm ausgeklebt; durch die Hausthür trat man in die Stube mit großem Herd ohne Schornstein, Oefen waren unbekannt; nie wurde ein Licht angezündet, nur der Kienspan erhellte das Dunkel der langen Winterabende; das Hauptstück des elenden Hausraths war das Kruzifix, darunter der Napf mit Weihwasser. Das schmuzige und wüste Volk lebte von

Brei aus Roggenmehl, oft nur von Kräutern, die es als Kohl zur Suppe kochte, von Heringen und Branntwein, dem Männer wie Frauen unterlagen. Brot war fast unbekannt. Viele Kassuben hatten in ihrem Leben nie einen solchen Leckerbissen genossen, in wenigen Dörfern stand ein Backofen. Hielten sie ja einmal Bienenstöcke, so verkauften sie den Honig an die Städter, außerdem geschnitzte Löffel und gestohlene Rinde; dafür erstanden sie auf den Jahrmärkten den groben blauen Tuchrock und das hellrothe Kopftuch für die Frauen. Selten war ein Webstuhl, das Spinnrad war unbekannt, die Preußen hörten dort kein Volkslied, keinen Tanz, keine Musik; stumm und schwerfällig trank das Volk den schlechten Branntwein, prügelte sich und taumelte in die Winkel. Auch der Landadel unterschied sich kaum von den Bauern; er führte seinen Hakenpflug selbst und klapperte in Holzpantoffeln auf dem ungedielten Fußboden seiner Hütte. Schwer wurde es dem Preußenkönige, diesem Volke zu nützen. Nur die Kartoffel verbreitete sich schnell, aber noch lange wurden die befohlenen Obstanpflanzungen von dem Volke zerstört, und alle anderen Kulturversuche fanden Widerstand. Ebenso dürftig und verfallen waren die Grenzstriche mit polnischer Bevölkerung, aber der polnische Bauer bewahrte in seiner Armseligkeit und Unordnung wenigstens die größere Regsamkeit seines Stammes. Selbst auf den Gütern der größeren Edelleute, der Starosten und der Krone waren alle Wirthschaftsgebäude verfallen und unbrauchbar. Wer einen Brief befördern wollte, mußte einen besondern Boten schicken, denn es gab keine Post im Lande; freilich fühlte man in den Dörfern auch nicht das Bedürfniß danach, denn ein großer Theil der Edelleute konnte so wenig lesen und schreiben wie die Bauern. Wer erkrankte, fand keine Hülfe, als die Geheimmittel einer alten Dorffrau, denn es gab im ganzen Lande keine Apotheke.... Wer einen Rock bedurfte, that wohl, selbst die Nadel in die Hand zu nehmen, denn auf viele Meilen weit war kein Schneider zu finden, wenn er nicht abenteuernd durch das Land zog. Wer ein Haus bauen wollte, der mochte zusehen, wo er von Westen her Handwerker gewann. Noch lebte das Landvolk in ohnmächtigem Kampf mit Herden von Wölfen; es gab wenige Dörfer, in welchen nicht in jedem Winter Menschen und Thiere dezimirt wurden. Brachen die Pocken aus, kam eine ansteckende Krankheit ins Land, dann sahen die Leute die weiße Gestalt der Pest durch die Luft fliegen und sich auf ihre Hütten niederlassen; sie wußten, was solche Erscheinung ihnen bedeutete, es war Verödung ihrer Hütten, Untergang ganzer Gemeinden; in dumpfer Ergebung erwarteten sie dies Geschick. — Es gab kaum eine Rechtspflege im Lande, nur die größeren Städte bewahrten urkräftige Gerichte; der Edelmann, der Starost verfügten mit schrankenloser Willkür ihre Strafen, sie schlugen und warfen in scheußliche Kerker nicht nur den Bauer, auch den Bürger der Landstädte, der unter ihnen saß oder in ihre Hände fiel. In den Händeln, die sie unter einander hatten, kämpften sie durch Bestechung bei den wenigen Gerichtshöfen, die über sie urtheilen durften; in den letzten Jahren hatte auch dies fast aufgehört, sie suchten ihre Rache auf eigene Faust durch Ueberfall und blutige Hiebe. — Es war in der That ein verlassenes Land, ohne Gesetz, ohne Herren, es war eine Einöde. Friedrich begann in seiner großartigen Weise auch die Kultur dieses Landes; gerade die verrotteten Zustände waren ihm reizvoll, und Westpreußen wurde, wie bis dahin Schlesien, fortan sein Lieblingskind, das er mit unendlicher Sorge, wie eine treue Mutter, wusch und bürstete, neu kleidete, zur Schule und Ordnung zwang und immer im Auge behielt. Noch dauerte der diplomatische Streit um den Erwerb, und schon warf er eine Schar seiner besten Beamten in die Wildniß, wurden die Landschaften in kleine Kreise getheilt, die gesammte Bodenfläche in kürzester Zeit abgeschätzt und gleichmäßig besteuert, jeder Kreis mit einem Landrath, einem Gericht, mit Post und Sanitätspolizei versehen. Neue Kirchengemeinden wurden wie durch einen Zauber ins Leben gerufen; eine Compagnie von 187 Schullehrern wurde in das Land geführt, Haufen von deutschen Handwerkern wurden geworben, vom Maschinenbauer bis zum Ziegelstreicher hinab. Ueberall begann ein Graben, Hämmern, Bauen; die Städte wurden neu mit Menschen besetzt, Straße auf Straße erhob sich aus den Trümmerhaufen;

die Starosteien wurden in Krongüter verwandelt, neue Kolonistendörfer abgesteckt, neue Ackerkulturen befohlen. Im ersten Jahre nach der Besitznahme wurde der große Kanal gegraben, der in einem Laufe von drei Meilen die Netze mit der Oder und Elbe verbindet. Ein Jahr nachdem der König den Befehl ertheilt, sah er selbst beladene Oderkähne von 120 Fuß Länge nach dem Osten zur Weichsel einfahren. Durch die neue Wasserader wurden weite Strecken Landes entsumpft und sofort durch deutsche Kolonisten besetzt. Unablässig trieb der König, er lobte und schalt; wie groß der Eifer seiner Beamten war, sie vermochten selten ihm genug zu thun. Dadurch geschah es, daß das wilde slavische Unkraut, welches dort auch über deutsche Ackerfurchen aufgeschossen war, gebändigt wurde, daß auch die polnischen Landstriche sich an die Ordnung des neuen Lebens gewöhnten."

Der bayerische Erbfolgestreit.

Friedrich hatte mit der größten Theilnahme den Maßregeln entgegengesehen, die Joseph II. treffen würde, um sein Volk aufzuklären. Nun hatte zwar der Letztere bis zum Tode seiner Mutter, der Maria Theresia, auf die Leitung der inneren Angelegenheiten des österreichischen Staates keinen entscheidenden Einfluß, gleichwol aber trat es schon bei dem Wenigen, was er für den Augenblick that und thun konnte, bald zu Tage, daß es dem Kaiser trotz edlen Willens an der rechten Einsicht in Betreff der Wahl der Mittel und der zweckentsprechenden Anwendung derselben fehle. „Der Kaiser Joseph hat Kopf", sagte Friedrich, „er könnte viel ausrichten; schade für ihn, daß er immer den zweiten Schritt thut, ehe er den ersten gethan hat." Es liegt in diesen Worten zugleich der Grund des Geschickes bezeichnet, das den Kaiser im Kampfe gegen den finstern, mittelalterlichen Geist traf, den seine Vorgänger in den österreichischen Landen zum herrschenden gemacht hatten. Anders war es mit den auswärtigen Angelegenheiten, wo Joseph II. schon seit 1765 als Kaiser vollkommen freie Hand hatte. Auf diesem Gebiete lagen für die habsburgischen Herrscher langbewährte Verfahrungssätze vor, und es kam nun darauf an, ob Joseph der jahrhundertalten habsburgischen Hauspolitik, die bisher nur auf Vergrößerung der österreichischen Erblande auf Kosten Deutschlands gerichtet war, treu bleiben, oder ob er auch hier wie in der inneren Politik zum Wohle seines Landes neue Bahnen einschlagen würde. Wie es sich bei dem Ehrgeiz des jungen Kaisers kaum anders erwarten ließ, geschah Letzteres nicht; auch er war vor Allem ein Habsburger, und der Glanz seines Hauses galt ihm mehr als die Wohlfahrt des sichtlich seinem Untergange entgegeneilenden Deutschen Reiches. Bald that Joseph II. Schritte, die auch bei ihm ein rücksichtsloses Streben nach Vergrößerung der österreichischen Hausmacht erkennen ließen und wol geeignet waren, die betheiligten deutschen Fürsten und mit ihnen auch den König von Preußen kopfscheu zu machen. Wie berechtigt ein Mißtrauen war, sollte bald aller Welt erkennbar werden.

Der Kurfürst von Bayern, Maximilian Joseph, letztes Glied der jüngeren Linie des Hauses Wittelsbach, vom Kaiser Ludwig, dem Bayer, herstammend, starb im Dezember 1777 ohne männliche Nachkommenschaft. Nach unzweifelhaftem Rechte ging die Erbfolge auf die ältere Linie in der Pfalz über, die sich von Kaiser Ludwig's Bruder herleitete. Das älteste Glied der zur Zeit lebenden Nachkommenschaft war Karl Theodor von Pfalz-Sulzbach, dem somit Bayern von Rechtswegen als Erbe zufallen mußte, abgesehen davon, daß auch noch zwischen ihm und dem verstorbenen Kurfürsten durch einen geheimen Vertrag die Erbfolge geregelt war. — Joseph beschloß, sich des erledigten Erbes zu bemächtigen. Geschickt begründete Ansprüche hervorsuchend, ließ er Truppen in Bayern einrücken und wußte den schwachen Karl Theodor dermaßen einzuschüchtern, daß derselbe einwilligte, ihm die größere und bessere Hälfte Bayerns zu überlassen. Da trat Friedrich als Anwalt der deutschen Fürsten den kaiserlichen Anmaßungen entgegen. Sonst hatte sich die österreichische Politik immer so viel zugute darauf gethan, die deutsche Reichsverfassung zu schützen.

Es war dies freilich jederzeit nur dann geschehen, wenn ein solcher Schutz dem Hause Oesterreich Nutzen zu bringen versprach. Jetzt plötzlich wurde von Wien aus eine völlig revolutionäre Verfahrungsweise eingeschlagen und gewissermaßen auf das Recht des Stärkeren gepocht.

Deutschland war in Gefahr. Das Gelingen dieses Planes und das damit erreichte Vordringen Oesterreichs nach Westen hin hätte ohne alle Frage weitere Schritte auf derselben Bahn zur Folge gehabt, und Deutschland wäre nach und nach in Oesterreich aufgegangen.

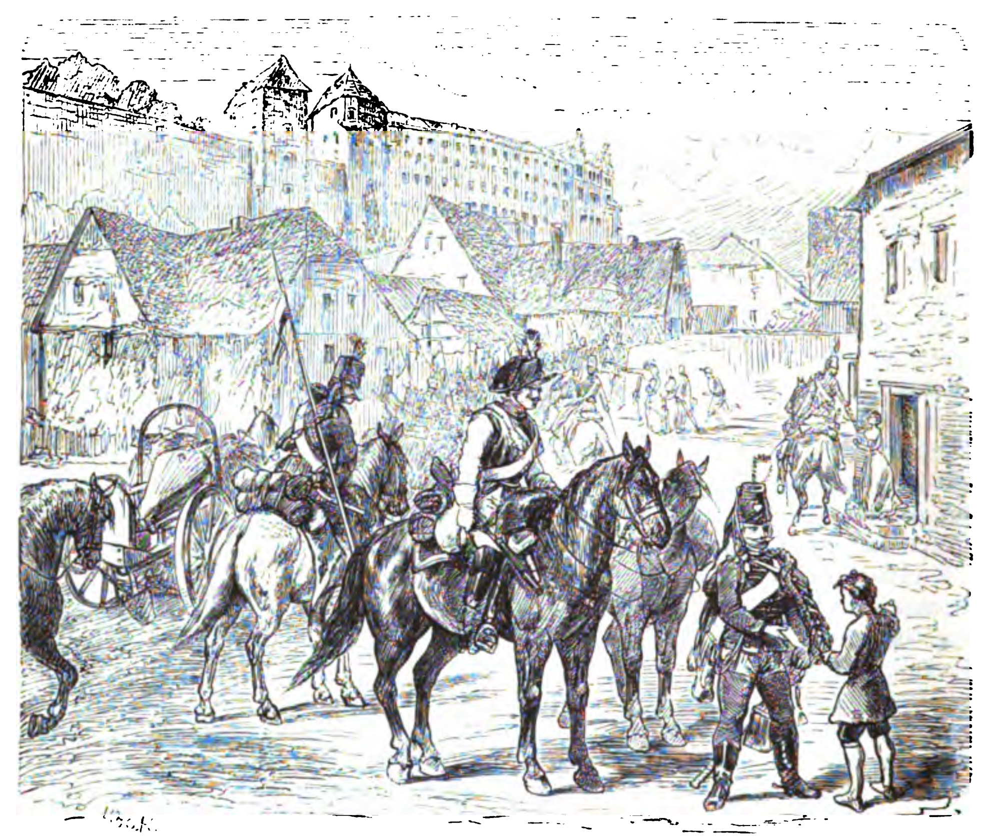
Friedrich war bereits sechsundsechzig Jahre alt und körperlich leidend. Das war es, was die Politiker der Hofburg in Anschlag gebracht hatten. Daß Friedrich jetzt noch in einer Angelegenheit, die zunächst wenigstens nicht seine eigene war, ins Feld ziehen würde, glaubte man nicht befürchten zu dürfen. Aber man hatte sich in Wien arg geirrt. „Ich beuge mich unter meine Pflicht", sagte der von Alter und Krankheit belastete König und ging ohne Säumen ans Werk, um Deutschland vor der drohenden Gefahr zu bewahren. Er veranlaßte ein Protestation des nächsten Erben Bayerns, des Herzogs Karl August von Pfalz-Zweibrücken, der namentlich durch seine energische und ehrgeizige Gemahlin zu entschlossenem Widerstande gegen die österreichischen Uebergriffe bewogen wurde, während Friedrich in Wien erklärte, daß er den Herzog in seinen Rechten schützen werde. Da Verhandlungen mit dem Kaiser nicht zum Ziele führten, weil man in Wien immer noch meinte, Friedrich drohe nur, zog dieser das Schwert. In der Ansprache des Königs an seine Generäle heißt es unter Anderm: „Nur darum will ich Sie bitten, daß Sie die Menschlichkeit nicht aus den Augen setzen, wenn auch der Feind in Ihrer Gewalt ist, und daß Sie die unter Ihren Befehlen stehenden Truppen die strengste Mannszucht beobachten lassen. Ich reise jetzt ab, aber ich verlange nicht als König zu reisen. Reiche und schöne Equipagen haben keinen Reiz für mich. Doch erlaubt mir mein schwächliches Alter nicht, so zu reisen, wie ich es in der feurigen Jugend that. Ich werde mich einer Postkutsche bedienen müssen, und Sie haben die Freiheit, eben desgleichen zu thun. Aber am Tage einer Schlacht werden Sie mich zu Pferde sehen, und da hoffe ich, werden meine Generäle meinem Beispiele folgen."

Unerwartet erfolgte der Einmarsch eines preußischen Heeres unter dem Befehl des Königs in Böhmen, während Prinz Heinrich mit 90,000 Mann in Sachsen einrückte und sich mit dem Kurfürsten von Bayern vereinigte. Diese militärischen Maßnahmen brachten in Oesterreich große Bestürzung hervor. Es wurde eine Streitmacht von 200,000 Mann zusammengezogen, und der kriegskundige Laudon zur Führung derselben berufen; doch hatte schon der Name Friedrich's für die österreichischen Befehlshaber einen so drohenden Klang, daß sie trotz großer Heeresmacht sich zu keinen entscheidenden Unternehmungen entschließen mochten, sondern hinter Verschanzungen sich aufs Zuwarten verlegten. Aber auch Friedrich wollte nichts von seinem wohlerworbenen Ruhme aufs Spiel setzen und begnügte sich damit, seine Truppen den ganzen Sommer über auf Kosten Böhmens leben zu lassen.

Daß es zu keiner großen Feldschlacht kam, war zumeist das Werk Maria Theresia's. Sie übte einen entscheidenden Einfluß auf ihren Sohn, den Kaiser Joseph, aus, der bei seinem Ehrgeize sich mit Friedrich gern messen wollte. — Da jedoch gegen den Herbst hin infolge der mangelhaften Ernährung verheerende Krankheiten unter den preußischen Truppen einrissen, so sah sich Friedrich genöthigt, Böhmen zu verlassen. Bei diesem freiwilligen Abzuge, den Prinz Heinrich leitete und welcher den Meisterstücken der Kriegführung beigezählt wird, machte die österreichische leichte Reiterei wiederholt Angriffe auf die preußischen Truppen, die aber stets blutig zurückgewiesen wurden. In diesen Gefechten zeichnete sich der Prinz von Preußen, der nachmalige König Friedrich Wilhelm II., in so hohem Grade aus, daß der König ihm eines Tages sagte: „Ich betrachte Sie von heute ab nicht mehr als meinen Neffen — ich sehe Sie als meinen Sohn an. Sie haben Alles gethan, was ich hätte thun können, Alles, was man von dem erfahrensten Generale erwarten konnte."

Der Friede zu Teschen. Maria Theresia gab nun ihren Bemühungen, dem Kriege ein Ziel zu setzen, weiteren Nachdruck, und so kam denn in der That auch, zumeist durch ihre Einwirkung, am 13. Mai 1779 der Friede zu Teschen zu Stande, demzufolge die zwischen dem Kaiser und dem Kurfürsten von Bayern getroffene Uebereinkunft für aufgehoben erklärt ward.

Oesterreich behielt nur das Innviertel, einen kleinen Landstrich zwischen Niederösterreich und Tirol, und Friedrich erhielt die förmliche Anerkennung des Rechtes, die fränkischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, die bisher nach der Reichsverfassung nur als preußische Sekundogenituren gegolten hatten, der Krone einzuverleiben.



Ausziehende preußische Reiterei sich sammelnd. Zeichnung von A. Beck.

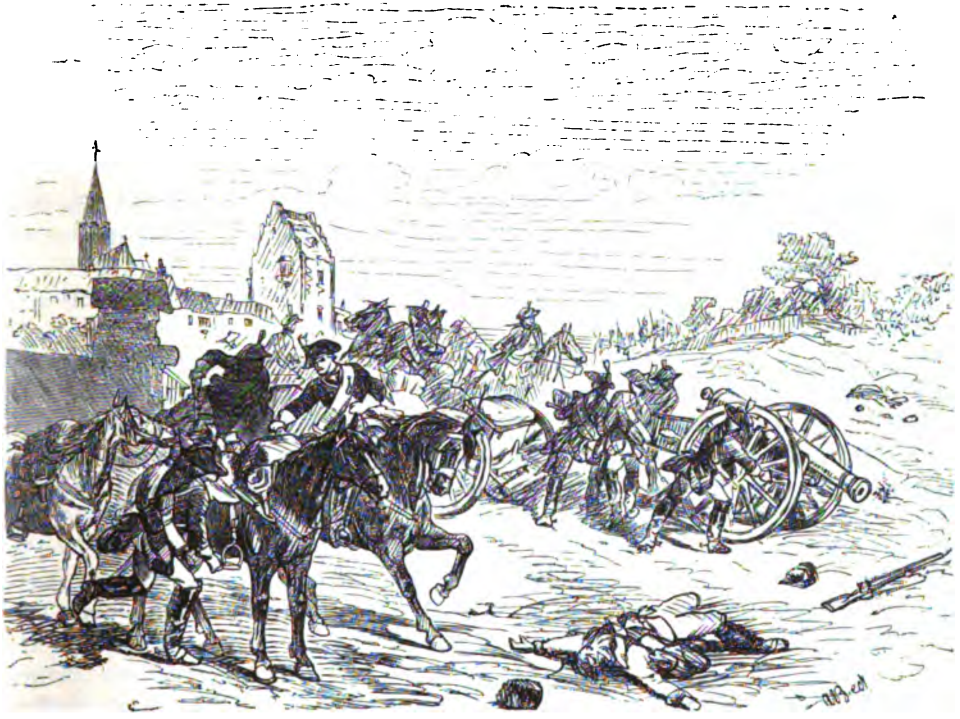
Durch vorgängige freie Vereinigung des Königs mit seinen Brüdern und den sonst Betheiligten war diese Anerkennung überflüssig geworden und demnach nur eine leere Form.

Dieser Kriegszug, den man, da er zu keiner einzigen entscheidenden Schlacht geführt hatte, in Preußen scherzweise den „Kartoffelkrieg" und in Süddeutschland den „Zwetschen-Rummel" nannte, kostete dem Preußischen Staate 29 Millionen Thaler und gegen 20,000 Mann, Letztere zumeist Opfer verheerender Krankheiten.

Der König hatte diesen Krieg in Wahrheit für eine „Idee" geführt, da er hinterher keinen Ersatz forderte. Aber es fiel ihm der Vortheil zu, daß das Vertrauen deutscher Fürsten und des deutschen Volkes zu ihm sich in hohem Grade steigerte. Ueberall nannte man ihn „den Großen", ja um ihn von anderen Fürsten, denen dieser ehrende Beiname auch gegeben worden war, zu unterscheiden, „den Einzigen". Namentlich war seine Verehrung im bayerischen Volke aufs Höchste gestiegen. Sein Bildniß hing dort in den Bauernhäusern neben dem des Schutzheiligen. Ein österreichischer Offizier fand in dem

Gasthause eines Dorfes beide Bilder und unter ihnen eine Lampe hängen und erhielt auf seine Frage, was das bedeute, von dem Wirth zur Antwort: „Dieser da ist der Bayern Schutzpatron im Himmel, und dieser hier, der Preußenkönig, ist unser Schutzpatron auf Erden. Beide sind Heilige, und vor Heiligen brennen wir als gute Katholiken Lichter."

Da es auf dem Wege der Gewalt dem Kaiser Joseph nicht gelungen war, Bayern seinem Erblande einzuverleiben, so versuchte er sechs Jahr später jenes Ziel auf friedlichem Wege zu erreichen. Er bot dem schwachen Kurfürsten Karl Theodor für Bayern die österreichischen Niederlande mit dem Titel „König von Burgund" an. Der Königstitel blendete den Kurfürsten, so daß er Lust bezeigte, auf diesen für ihn nachtheiligen Tausch einzugehen.



Die reitende Artillerie Friedrich's des Großen. Zeichnung von A. Beck.

Da auch die Zustimmung Frankreichs und Rußlands zu dem Plane eingegangen war, hielt der Kaiser sich eines günstigen Erfolges für sicher. Zu gleicher Zeit hatte Joseph mit dem Herzoge von Württemberg wegen eines Landestausches Unterhandlungen eingeleitet und ihm Modena für sein väterliches Erbe angeboten. Eines wie das Andere erregte in Deutschland das größte Aufsehen, und erkennbarer als jemals ward es einem Jeden, der sehen wollte, daß es zu einem feststehenden Gesetze der Hauspolitik Oesterreichs geworden war, sich Theile von Deutschland entweder auf dem Wege der Gewalt oder auf friedlichem Wege durch klugen Tausch zu erwerben. Zum Erben des kinderlosen Kurfürsten von Bayern war Karl August von Pfalz-Zweibrücken bestimmt. Als diesem von Wien aus gedroht worden war, daß man die Vertauschung Bayerns gegen die österreichischen Niederlande allenfalls auch ohne seine Zustimmung, dann aber auch zu seinem Nachtheile zu Stande bringen werde, wandte er sich um Schutz seiner bedrohten Rechte an Friedrich. Da dieser sich ins Mittel legte, erläuterten Rußland und Frankreich ihre Zustimmungsantworten zu dem Wiener Plane dahin, daß sie stets nur „Freiwilligkeit" vorausgesetzt hätten, sie demnach selbstverständlich das Recht des Erben Bayerns anerkennen müßten. Somit ward Oesterreichs Begehren auch diesmal durch Friedrich's Dazwischentreten zurückgewiesen.

Der deutsche Fürstenbund. So lange Friedrich lebte, hatte Deutschland an ihm einen festen Hort. Aber wie dann, wenn er todt war? Friedrich gedachte auch in dieser Beziehung über das Grab hinaus zu sorgen und stiftete im Jahre 1785 den deutschen Fürstenbund, für dessen Zustandekommen er schon seit Jahren gewirkt hatte.

Vergebens waren die Bemühungen Joseph's gewesen, Friedrich's Plan dadurch zu vereiteln, daß er selbst mit dem Vorgeben aufgetreten war, unter seinem Schutze einen Fürstenbund zu Stande bringen zu wollen. Der König hatte zunächst Hannover und Sachsen für sich gewonnen, worauf auch andere Reichsglieder sich ihm anschlossen. Der Fürstenbund sollte ein Schutz gegen Oesterreichs Begehren sein, sich weiterhin auf Kosten Deutschlands zu vergrößern. Bei den ungeheuren Ereignissen, die bald nach dem Tode des großen Königs in Europa eintraten, hatte der Fürstenbund freilich weitere Folge nicht. Die Französische Revolution fegte ihn, wie so vieles Andere in Deutschland, spurlos hinweg; den zeitigen Gefahren gegenüber erfüllte er jedoch voll seinen Zweck.

Regententhätigkeit im Innern.

Friedrich der Große hatte „die Eigenschaft aller großen Männer der That, die jeden Tag die Dinge so ansehen, wie sie sind, und demgemäß handeln, die rasch eintreten und stets so weit vorgehen, als es Tag ist und der Raum sich vor ihnen aufthut." Dies darf Derjenige nicht aus dem Auge setzen, der sich über des Königs Verhalten gegen die verschiedenen Stände ein Urtheil bilden will. So hoch Friedrich auch über seiner Zeit stand und so wenig bei Schätzung des einzelnen Menschen sein Blick von Vorurtheilen getrübt war, so wollte er doch nicht, wie es vom Kaiser Joseph in seinem edlen Streben in so vielfacher Weise geschah, bei seinen Einrichtungen im Innern des Staates „zweite Schritte thun, ehe die ersten gethan waren." Wie ein jeder Tag, so hat jedes Zeitalter seine besonderen Sorgen. Den vorgefundenen Verhältnissen gemäß hielt der König den Unterschied der Stände fest. Nicht durch ein und dasselbe Mittel sollten die drei Stände — Adel, Bürger, Bauern — vorwärts gebracht, sondern auf jeden Stand die Mittel angewendet werden, welche seiner Sonderart zur Zeit entsprachen. Es wurde schon bei der Vorführung des Heerwesens hervorgehoben, daß und weshalb der König die Offizierstellen vorzugsweise dem Adel zuwies. Ebenso gebührten nach des Königs Meinung dem Adel die höheren Staatsämter. Dieser sollte sich mit kaufmännischem Erwerb nicht befassen, sondern sein Dichten und Trachten unablässig darauf gerichtet sein lassen, des Vaterlandes Ruhm und Wohlergehen, sei es durch das Schwert, sei es durch eifrige Betheiligung an der Verwaltung, zu fördern. Demgemäß fand es der König für nothwendig, diesen zur Zeit bereits vielfach in Vermögensverfall gerathenen Stand in seinem Grundbesitze möglichst zu schützen. Es sollte, da kaufmännischer Erwerb ihm versagt war, wenigstens durch möglichste Schonung seines Besitzes ihm eine sichere Einnahmequelle bleiben. In dieser Anschauung wurzeln die Gründe, die den König bestimmten, nicht unbedeutende Summen auf die Verbesserung der adligen Güter zu verwenden, Kadettenhäuser und Ritterakademien zu gründen und überhaupt die materielle Hebung des grundbesitzenden Adels auf jede Weise sich angelegen sein zu lassen. Zu den darauf abzielenden Einrichtungen gehörten vor Allem die noch heute überall fortbestehenden und segensreich wirkenden sogenannten ritterschaftlichen Darlehnskassen. Zuerst auf Anregung des späteren Justizministers v. Cramer in Schlesien entstanden, gewährten sie den Besitzern adliger Güter auf viele Jahre unkündbare Darlehen zu niedrigen Zinsen und setzten dieselben dadurch in den Stand, mittels Meliorationen und verständige Bewirthschaftung den Werth ihres Grundbesitzes oft um das Doppelte und Dreifache zu erhöhen; später kam durch die Einführung des sogenannten Amortisationsverfahrens die Rückzahlung des dargeliehenen Kapitals ganz in Wegfall, indem dasselbe durch eine geringfügige Erhöhung des Zinsfußes allmählich getilgt wurde.



Eine Eroberung ohne Soldaten. Zeichnung von Ludwig Burger.

Dieselbe Rücksichtnahme auf das Wohl der adligen Gutsbesitzer bestimmte auch Friedrich, der in seinen philosophischen Abhandlungen die Leibeigenschaft stets aufs Härteste verdammt und für vollkommene Freiheit und Selbstbestimmung aller Menschen mit Entschiedenheit eintritt, die Bauern in ihrem abhängigen Verhältniß den Gutsherren gegenüber zu belassen. Jedoch traf er Fürsorge, daß die Leistungen der Bauern geregelt wurden, und er erließ zahlreiche Verordnungen gegen die mannichfachen Mißhandlungen und Ueberbürdungen der Landleute. In dem vormals polnischen Landestheil, der an Preußen gefallen war, ward jedoch die Leibeigenschaft aufgehoben. — Die letzten Fesseln der Hörigkeit dem Bauernstande abzunehmen, blieb jedoch seinem Großneffen Friedrich Wilhelm III. vorbehalten.

Daß bei dieser Lage des Bauernstandes der Ackerbau nicht zu rechter Blüte sich entwickeln konnte, liegt in der Natur der Sache. Um aber doch die Landwirthschaft so viel wie möglich zu heben, rief der König, wie es seine Vorfahren gethan, Kolonisten ins Land.

Fürsorge um die Landeskultur. Man hat berechnet, daß während der Regierung Friedrich's II. gegen eine Viertelmillion Ansiedler aus anderen deutschen Landen nach Preußen kamen, denen unter günstigen Bedingungen wüste Strecken Landes überlassen wurden. Weite Stellen mit Flugsand ließ er mit Hecken durchziehen und mit Kiefernsamen besäen, Moräste durch Anlegung von Abzugskanälen in fruchtbares Ackerland und fette Wiesen verwandeln. Als er von den Anhöhen Freienwalde's einst auf die durch Arbeiten solcher Art entstandenen gesegneten Fluren des Oderbruches blickte, rief er freudig aus: „Hier ist ein Fürstenthum erobert worden, welches nicht einem Soldaten das Leben gekostet hat!" — In wie hohem Grade er den ländlichen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit schenkte, zeigt sein Befehl an die Landräthe, „daß sie jederzeit im Stande sein sollten, anzuzeigen: so viel Menschen sind im Kreise, so viel Kühe, so viel Pferde, so viel Korn von jeder Art wird in guten, mittleren und schlechten Jahren gewonnen, so viel wird zur Konsumtion erfordert, und so viel bleibt in guten, mittleren und schlechten Jahren von allen Getreidesorten übrig oder fehlt." In diesem Punkte lebte in ihm ganz des Vaters Sinn fort, und wie es von diesem geschehen war, verwendete auch er stetig große Summen auf Verbesserung des Bodens. Er wußte die zweckmäßigsten Anordnungen zu treffen und kümmerte sich bei der Ausführung um die kleinsten Einzelheiten. Oft noch dankte er aus Herzensgrunde dem Vater für die ihm einstmals zuerkannte unfreiwillige Lehrzeit in Küstrin.

Zu solch nützlichen Unternehmungen hatte der für seine persönlichen Bedürfnisse so überaus sparsame König immer Geld. „Ob ich eine oder anderthalb Millionen mehr im Schatze lasse oder nicht", sagte er einmal, „das ist gleichgiltig; es ist besser, wenn ich noch in meinem Leben Gutes damit stifte." In gesegneten Jahren speicherte er Getreide auf, um in schlechten Zeiten seinem Volke beispringen zu können. Während bei dem Mißwachs von 1771 und 1772 in angrenzenden Ländern Tausende Hungers starben, ließ er seine Speicher öffnen und die Vorräthe um billigen Preis verkaufen, den Armen aber davon umsonst geben. Selbst an Halbverhungerten, die in Scharen die Grenzen überschritten, konnte Barmherzigkeit geübt werden.

Volksbildung. Der Leser erinnert sich, in welcher fürsorglichen Weise Friedrich's Vater für Bildung des Volkes sorgte. Wie er, so erkannte auch sein großer Sohn, daß die Befreiung des Geistes und Einlenkung desselben in wahrhaft christliche Bahnen allein den segenbringenden Fortschritt bedinge. Er bestätigte demnach gleich nach seinem Regierungsantritt alle sich auf das Schulwesen beziehenden Verordnungen seines Vaters und forderte ein Jahr später den preußischen Adel auf: „sich die Schuleinrichtungen auf den Dörfern mit Eifer angelegen sein zu lassen." Gleich nach der Besitznahme Schlesiens sorgte er für Ausbreitung des evangelischen Schulunterrichts daselbst. Nach Abschluß des Hubertsburger Friedens wandte er sich der Förderung des Schulwesens mit erneutem Eifer zu. Kaum war der Friedensschluß in Aussicht und er erließ schon von Leipzig aus einen Befehl an den kurmärkischen Kammerdirektor Groschopp, in welchem es heißt: „daß bei der

bald und mit Nächstem herzustellenden Ruhe er sein Augenmerk mit darauf gerichtet habe, daß die bisher so schlecht bestellten Schulen auf dem Lande nach aller Möglichkeit verbessert und solche nicht mit so unerfahrenen Leuten weiter besetzt werden müßten." Es sei damit, heißt es weiter, in den Kurmarken der Anfang zu machen, und er wolle, „daß zu Schulmeistern darin keine anderen, als diejenigen genommen würden, welche der Konsistorialrath Hecker dazu vorgeschlagen oder wenigstens examinirt und tüchtig befunden habe."

Damit war ein neuer wichtiger Grundsatz für das Schulwesen ausgesprochen worden. Das Lehramt in der Volksschule, das bisher neben dem Gewerbe getrieben worden war, wurde (wenigstens für die Zukunft) als ein besonderer Beruf anerkannt. Im Jahre 1763 erschien das General-Landschulreglement. Es war die ausführlichste und umfassendste aller bisher zu Tage getretenen protestantischen Schulordnungen und wurde jedem Pfarrer des Landes zugesandt. Dieses Gesetz enthält einen Schatz von pädagogischer Weisheit, der zum großen Theile freilich erst einer spätern Zeit zugute kam. Die Zeit war noch zu unreif, des Königs vortreffliche Anweisungen in gebührendem Maße zu würdigen; namentlich sperrten sich die Vorsteher der Gemeinden, die nothwendigen Geldmittel zu bewilligen. Sogar viele höhere Staatsbeamte waren noch so weit hinter dem Verständniß der Sache zurück, daß sie, so weit sie es vermochten, die Ausführung des Gesetzes erschwerten. Dies zeigt am besten ein von Beckendorf veröffentlichter Schriftwechsel zwischen dem geistlichen Departement und dem Direktor des Konsistoriums zu Berlin, worin „unter den Fuß gegeben wird, die Schulverbesserungen hauptsächlich auf der Straße vorzunehmen, welche der König zu den Revüen zu nehmen pflege, und hier die Dörfer, wo umgespannt werde, und die im Bezirk einer halben Stunde umhergelegenen besonders zu berücksichtigen." Der sonst unermüdliche König ermattete durch Hemmnisse dieser Art in der That später in seinem Eifer für die Volksschule. Im Jahre 1758 hatte er noch ausgesprochen, „daß Schulmeister- und Küsterstellen nicht zu den mit Invaliden zu besetzenden kleinen Bedienungen gerechnet werden sollten." Neunzehn Jahre später befahl er, „daß, wenn unter den Invaliden sich welche befänden, die lesen, rechnen und schreiben könnten und sich zu Schulmeistern auf dem Lande sonsten gut schickten" — solche an den Orten, wo der König das Gehalt für die Schulstellen bezahle, anzustellen seien. — Auch den katholischen Schulen wandte der König seine Fürsorge zu.

Friedrich's II. Regententhätigkeit gipfelte in dem Bestreben, seinen Staat auf eine Stufe zu heben, daß derselbe sich mit den Großmächten Europa's messen und in der gewonnenen Stellung behaupten könne. Diese Aufgabe hat er in Krieg und Frieden unverrückbar im Auge behalten, diplomatische Kunst, staatsmännische Ausdauer und, wo nöthig, den Geist und Muth des Feldherrn darauf verwendet. Der Ehrgeiz des Eroberers lag aber jenem preiswürdigen Streben nicht zu Grunde; vielmehr richtete er sein Streben nur auf das Erreichbare. Dieselbe eifrige Sorgfalt, die er dem Militärwesen bis auf das Einzelne zuwandte, dasselbe Streben, überall selbst sehen und urtheilen und Alles so zu gestalten und zu ordnen, wie er für recht und gut hielt, bethätigte er auch in jedem Zweige der Verwaltung des Landes und des bürgerlichen und gewerblichen Lebens.

Förderung des Gewerbfleißes. Wie Adel und Bauernstand in sich abgeschlossen dastanden, so damals auch der Bürgerstand. Ihm fielen vorherrschend Handel und Gewerbthätigkeit zu. Innerhalb der bezeichneten Grenze nun ließ es der König auch an Förderung dieses Standes nicht fehlen. Hier griff er durch aufmunternde Worte, dort durch Vergünstigungen, dann wieder durch Gewährung von Geldunterstützungen ein.

Sein Regiment entsprach allerdings nicht immer allen Lehrsätzen, die Friedrich als Schriftsteller aussprach; sein absoluter Wille duldete keinen Widerstand, und er konnte sehr streng, ja hart sein gegen die Einzelnen, sowie sehr rücksichtslos verfahren, wenn dem großen Ganzen aus dem Widerstreben Einzelner Gefahr drohte. Auch waren die Anstalten und Maßregeln, durch die er den Wohlstand seines Landes zu heben suchte,

ganz in dem Sinne des damals herrschenden, aber noch in seiner Zeit wissenschaftlich überwundenen Merkantilsystems gefaßt, und sie haben Früchte dieses Systems in der später hervortretenden Massenarmuth hinterlassen. Bei der hohen geistigen Begabung, dem seltenen Scharfblick, der großen Menschenkenntniß, die der weise Monarch besaß, ist es nicht zu verwundern, wenn er dem eigenen Urtheile wol mehr traute, als heilsam war, und das hat in manchen Fällen zu nachtheiligen Maßnahmen, auch wol zu Ungerechtigkeiten geführt. Das aber muß ihm selbst vom Feinde zugestanden werden, daß er, auch wo er irrte und fehlte, im Rechte zu sein, seiner Pflicht zu folgen glaubte, und daß er ein wandelloses Gefühl für Pflichterfüllung hatte. Was an dem allgemeinen Charakter seines strengen Regiments mißfällig hervortritt, war ihm selbst wohl bewußt; es erschien ihm aber doch als eine Nothwendigkeit unter den obwaltenden Verhältnissen. Und wenn er anscheinend vieler Menschen Glück oder Leben dem Staatszwecke opferte, dessen Bedeutung vielleicht Wenigen klar war, so geschah es doch nur, weil er selbst diesen Staatszweck höher achtete als jegliches Einzelinteresse, sein eigenes nicht ausgenommen.

Was speziell Friedrich's Fürsorge zu Gunsten der Industrie anlangt, so hatte er sich schon als Kronprinz dafür interessirt und sich, zur Gewinnung der rechten Einsicht in die hier einschlagenden Verhältnisse an den eben so thätigen wie menschenfreundlichen Kaufmann Johann Ernst Gotzkowsky gewendet. Derselbe war zu Konitz in Mähren geboren, in Dresden erzogen worden und hatte dann in Berlin eine Modegeschäft errichtet. Gleich nach seiner Thronbesteigung forderte der König ihn auf, möglichst viele geschickte „Ouvriers" in das Land zu ziehen. Auch errichtete er sofort ein besonderes Departement für „Manufaktur- und Kommerziensachen". Die vorhandenen oder neu entstehenden Fabrikunternehmungen unterstützte er durch Vorschüsse, Privilegien, Einkäufe von Seiten des Staates und ähnliche Mittel. Die verschiedenen Industriezweige pflegte er gleichmäßig und wollte ebenso den Luxus wie den Kleinhandel, ebenso die großen Städte, wie die kleinen Landorte und Dörfer bedacht wissen. Persönlich interessirte er sich aber vorzüglich für die Seidenmanufaktur; in diesem Zweige gründete Gotzkowsky's Schwiegervater, Blum, schon 1743 eine Sammtfabrik in Berlin, und es übernahm später Gotzkowsky selbst die Seidenfabrik in der Friedrichstadt, welche 1500 Arbeiter beschäftigte. An diese hat unser Künstler gedacht, der uns den Besuch des Königs in einer Fabrik vorführt. Während der Fabrikherr, dessen Arbeitssäle der König besucht, die prächtigen Stoffe ausbreitet, die den Blick des Beschauers blenden und fesseln sollen, und während der den König begleitende militärische Hofmann den Blick von einem ihn wenig interessirenden Schauspiel gleichgiltig abwendet, richtet sich der König an eine Arbeiterin, und sucht sich mit dem eingehenden Scharfblick, der ihm überall eigen ist, über das Einzelne des Geschäfts zu unterrichten.

Gotzkowsky hat im Laufe des Siebenjährigen Krieges auch die Porzellanmanufaktur in Preußen eingeführt. Auf sie übertrug der König, nachdem er 1763 die von Gotzkowsky drei Jahre vorher errichtete Porzellanfabrik in Berlin übernommen hatte, späterhin seine Vorliebe. Jener mit Recht gerühmte Mann war, wie er bei der Einnahme Berlins durch die Russen und Oesterreicher bewies, nicht allein ein wahrhafter Patriot, er war auch ein edelsinniger Mensch, was Leipzig, für das er sich im Siebenjährigen Kriege so warm verwendete, zu rühmen wußte. In seinem späteren Leben von Unglück verfolgt, mußte er den Geschäften entsagen. Er starb 1775.

Bald schon konnten die Erzeugnisse der Porzellanfabrik in Berlin fast denen Sachsens an die Seite gestellt werden. Um die Berliner Porzellanarbeiten in Aufnahme zu bringen, machte Friedrich mit solchen vielfach Geschenke. Dasselbe Mittel wandte er auch bei anderen gewerblichen Erzeugnissen an. Er ließ in Berlin eine Kattunfabrik, eine Baumwollenspinnerei und eine Fabrik für Sammtwaaren anlegen, führte auch hier die erste Spinnmaschine ein. In dem großen Potsdamer Militärwaisenhause wurden von den Mädchen Brabanter Kanten gearbeitet, die an Werth denen der Brüsseler Fabriken fast gleichkamen.



Friedrich's II. Besuch in den Fabriken. Zeichnung von Adolf Menzel.

Die in Schlesien auf Friedrich's Betrieb angelegten Spinnschulen gaben der dort schon blühenden Leinwanderzeugung einen weiteren Aufschwung, so daß ein bedeutender Absatz der schlesischen Gewebe bis nach Amerika erzielt ward. Als die gewerbfleißige Stadt Greifenberg in Schlesien durch eine Feuersbrunst schwer heimgesucht worden war, wies der König sogleich ansehnliche Geldsummen an, um der Gemeinde den Wiederaufbau ihrer Häuser in Bälde möglich zu machen. Im nächsten Jahre erschienen Abgeordnete aus Greifenberg und sprachen dem König in gerührten Worten den Dank der Stadt aus. Dem Könige traten die Thränen ins Auge, als er erwiederte: „Ihr habt nicht nöthig, euch dafür bei mir zu bedanken. Es ist meine Schuldigkeit, meinen verunglückten Unterthanen wieder aufzuhelfen: dafür bin ich da!"

Auch den Bergbau und das Hüttenwesen unterstützte Friedrich, und er rief, um den Kaufleuten Geld zu billigem Zins zu verschaffen, die **Bank** ins Leben; die **Seehandlungsgesellschaft**, durch die der Handel nach außen an Aufschwung gewann, verdankt ihm gleichfalls ihr Entstehen. Um dem Binnenhandel bequemere Wege zu verschaffen, wandte der König große Aufmerksamkeit der Anlegung und Verbesserung der Wasserstraßen zu. Die Anlage des Plauenschen Kanals, der den Weg für die Schiffe von Brandenburg bis Magdeburg um 20 Meilen verkürzt, fällt schon in die Zeit von 1743 bis 1745. Damals erfolgte auch der Bau des Finowkanals, durch welchen der Weg von Berlin bis Stettin um 48 Meilen verkürzt ward. Des gewichtigen Vortheils, den die Anlage des Bromberger Kanals den polnischen Gegenden gewährte, ist schon Erwähnung gethan worden. Seine Herstellungskosten beliefen sich auf 750,000 Thaler.

Unparteiische Rechtspflege. Der Eifer für eine unparteiische Rechtspflege erwies sich bei dem Könige ungeschwächt bis zu seinem Tode. Namentlich erlahmte nicht sein Bestreben, die unteren Klassen vor Ungerechtigkeit und Benachtheiligung durch die oberen zu schützen. Das von ihm schon vor seiner Thronbesteigung gesprochene Wort: „Ich will ein rechter König der armen Leute sein!" bewährte sich auf diesem Gebiete am glänzendsten. Da Jeder, und war es der Aermste seiner Unterthanen, sich persönlich an ihn wenden durfte, so konnte es nicht fehlen, daß ihm Manches zu Ohren kam, was ihn mit einigem Mißtrauen gegen die Richter erfüllte. Bei einem Anlaß brach dieses langgehegte Mißtrauen in heftigster Weise aus.

Ein Müller in der Neumark, Namens Arnold, besaß eine Mühle und hatte dafür dem Grafen von Schmettau einen jährlichen Erbpacht zu bezahlen. Nun geschah es, daß ein anderer Gutsbesitzer oberhalb der Mühle einen Teich graben ließ. Weil nun der Müller meinte, daß ihm durch Anlage jenes Teiches das für seine Mühle nöthige Wasser genommen sei, weigerte er sich, dem Grafen Schmettau fernerhin den Erbpacht zu zahlen. Der Graf verklagte den Müller, dieser wurde zur Zahlung verurtheilt, und da er dieselbe nicht leistete, die Mühle gerichtlich verkauft. Der Müller beschwerte sich bei höheren Gerichten, wurde aber abgewiesen. Hierauf reichte er eine Beschwerde an den König ein. Dieser beauftragte den Obersten von Heucking, zu dem er ein großes Zutrauen hatte, die Sache an Ort und Stelle zu untersuchen. Der Oberst übertrug die Sache seinem Auditeur, einem ehemaligen wegen schlechten Betragens kassirten Advokaten, der aus Rache die Gelegenheit benutzte, einen Bericht zu entwerfen, durch den die Gerichte in den Verdacht der Parteilichkeit kommen mußten. Diesen Bericht sandte der Oberst dem Könige als den seinigen ein, worauf der König die Sache zu schließlicher Entscheidung dem Kammergericht übergab. Das Kammergericht entschied dahin, daß der Graf im Rechte sei. Der König, durch diesen Entscheid im höchsten Grade empört, zweifelte nicht im Geringsten, daß man den Armen zu Gunsten des Grafen habe unterdrücken wollen und die richterliche Würde, sogar ihm gegenüber, mißbrauche. Er ließ den Großkanzler von **Fürst** und die drei Räthe, welche die Sache mit entschieden hatten, vor sich rufen. Seine Stimmung war um so gereizter, als er gerade stark am Podagra litt.

Mit den härtesten Ausdrücken kündigte er dem Großkanzler an, daß er seines Amtes entlassen sei, und befahl ihm, augenblicklich aus dem Zimmer zu gehen. Ueber Dasjenige, was hierauf zwischen dem Könige und den drei Räthen vorfiel, giebt uns folgende Bekanntmachung, die unter dem 14. Dezember in den Zeitungen veröffentlicht wurde, Kunde. Hier die Hauptstellen derselben:

„Auf die allerhöchste Frage: Wenn man eine Sentenz gegen einen Bauer sprechen will, dem man seinen Wagen und Pflug und Alles genommen hat, wovon er sich nähren und seine Abgaben bezahlen soll. Kann man das thun? Ist von selbigen mit Nein geantwortet. — Ferner, kann man einem Müller, der kein Wasser hat, und also nicht mahlen und auch nichts verdienen kann, die Mühle deshalb nehmen, weil er keine Pacht bezahlet hat, ist das gerecht? Wurde auch mit Nein beantwortet. Hier ist aber nun ein Edelmann, der will einen Teich machen, und um nun mehr Wasser in dem Teich zu haben, so läßt er einen Graben machen, um das Wasser aus einem kleinen Fluß, der eine Mühle treibt, in seinen Teich zu leiten. Der Müller verliert dadurch das Wasser und kann nicht mahlen, und wenn was noch möglich wäre, so ist es, daß er im Frühjahr 14 Tage und im späten Herbst noch etwa 14 Tage mahlen kann. Dennoch wird prätendiret, der Müller soll seine Zinsen nach wie vor geben, die er sonst entrichtet hat, da er noch das volle Wasser für seine Mühle gehabt. Er kann aber die Zinsen nicht bezahlen, weil er die Einnahme nicht mehr hat. Was thut die Küstrin'sche Justiz? Sie befiehlt, daß die Mühle verkauft werden soll, damit der Edelmann seine Pacht kriegt, und das hiesige Kammergerichts-Tribunal approbirt solches. Das ist höchst ungerecht, und dieser Ausspruch seiner königlichen Majestät landesväterlichen Intentionen ganz und gar entgegen. Höchstdieselben wollen vielmehr, daß Jedermann, er sei vornehm oder geringe, reich oder arm, eine prompte Justiz administriret und einem jeglichen Dero Unterthanen ohne Ansehen der Person und des Standes durchgehends ein unparteiisches Recht widerfahren soll. Se. königliche Majestät werden dahero in Ansehung der wider den Müller Arnold in der Neumark abgesprochenen und hier approbirten höchst ungerechten Sentenz ein nachdrückliches Exempel statuiren, damit sämmtliche Justizcollegia in allen Dero Provinzen sich daran spiegeln und keine dergleichen grobe Ungerechtigkeiten begehen mögen. Denn sie müssen nur wissen, daß der gemeinste Bauer, ja was noch mehr ist, der Bettler eben so wohl ein Mensch ist, wie Se. Majestät sind, und dem alle Justiz muß widerfahren werden, indem vor der Justiz alle Leute gleich sind, es mag sein ein Prinz, der wider einen Bauer klagt, oder auch umgekehrt."

„Denn ein Justizkollegium, das Ungerechtigkeiten ausübt, ist gefährlicher und schlimmer, als eine Diebesbande. Vor der kann man sich schützen, aber vor Schelmen, die den Mantel der Justiz gebrauchen, um ihre üblen Passiones auszuführen, vor denen kann sich kein Mensch hüten."

„Uebrigens wird den Justizkollegiis zugleich bekannt gemacht, daß Se. Majestät einen Großkanzler ernannt haben. Höchstdieselben werden aber dem ohngeachtet in allen Provinzen sehr scharf dahinter her sein, und befehlen auch hiermit aufs Nachdrücklichste, 1) daß alle Prozesse schleunigst geendet werden, 2) daß der Name der Justiz durch Ungerechtigkeiten nicht profaniret wird, 3) daß mit einer égalité gegen alle Leute verfahren wird, die vor die Justiz kommen, es sei ein Prinz oder ein Bauer, denn da muß Alles gleich sein. Wofern aber Se. Majestät in diesem einen Fehler finden werden, so können die Justizkollegia sich nur im Voraus vorstellen, daß sie nach Rigueur werden bestraft werden, sowol der Präsident, als die Räthe, die eine so üble, mit der offenbaren Gerechtigkeit streitende Sentenz ausgesprochen haben. Wonach sich also sämmtliche Justizkollegia in allen Dero Provinzen ganz eigentlich zu richten haben.

Berlin, 11 Dezember 1779. Friedrich."

Die drei Kammergerichtsräthe wurden mit zweijähriger, die Räthe, die früher in der Sache entschieden, mit einjähriger Einschließung in einer Festung bestraft; außerdem sollten sie dem Müller Arnold den erlittenen Schaden vollständig ersetzen.

Der obige, den glühendsten Eifer für Gerechtigkeit athmende Erlaß erregte im In- und Auslande eine wahrhafte Begeisterung. Ganz Europa freute sich des gerechten Königs, die Kaiserin Katharina ließ das Protokoll ins Russische übersetzen und Abdrücke an sämmtliche Richter des Landes vertheilen.

Die in die Sache Eingeweihten erkannten freilich, daß hier der lautere Wille des Königs fehlgegriffen und sein edler Zorn in der That Unschuldige getroffen habe. Daß aber durch diesen Vorgang die Richter des Landes aufs Aeußerste angetrieben wurden, unverkürzt Recht zu sprechen, ist unzweifelhaft. Insofern kam dem Lande zugute, was einigen Personen ohne ihr Verschulden schweren Schaden brachte. Wie großherzig aber zeigte sich der König, als er vernahm, daß man von allen Seiten herbeieilte, um dem abgesetzten Großkanzler sein Beileid zu bezeugen. Die Wagenreihe der Besucher konnte vom Schlosse aus gesehen werden. Der König ließ das ruhig geschehen, und es fiel auch Keinem ein, zu meinen, er werde darin eine Beleidigung seiner Person erkennen.

Der Nachfolger Friedrich's des Großen ließ übrigens sofort nach seiner Thronbesteigung den unschuldig Verurtheilten volle Gerechtigkeit widerfahren und entschädigte sie, soweit das noch möglich war, für die erlittene Unbill.

Es ist indessen nicht unwahrscheinlich, wenngleich nicht völlig erwiesen, daß Friedrich später selbst seinen Irrthum in dieser Angelegenheit eingesehen hat; aber wenn er jetzt sein Urtheil zurücknahm, mußte er davon offenbar die schlimmste Einwirkung auf den zukünftigen Gang der Justizverwaltung erwarten; wieder stand ihm, wie so oft, das Gesammtinteresse des Staates höher als das des Einzelnen, und da er ohne Schädigung des Gesammtinteresses den verurtheilten Räthen nicht glaubte Gerechtigkeit widerfahren lassen zu können, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als das Wohl des Einzelnen dem des Staates zum Opfer zu bringen.

Minister von Carmer und das preußische Landrecht. Zum Nachfolger des abgesetzten Großkanzlers erwählte der König den bisherigen schlesischen Justizminister von Carmer, der von ihm im April 1780 den Auftrag erhielt, ein neues Gesetzbuch, und zwar in deutscher Sprache, und auch eine neue Prozeßordnung auszuarbeiten. Letztere kam verhältnißmäßig rasch zu Stande, wurde aber noch einer durchgreifenden Umarbeitung unterzogen, nach welcher sie als „Allgemeine Gerichtsordnung für die Preußischen Staaten" erst im Jahre 1794 zur allgemeinen Geltung gelangte. Für die Bearbeitung des Gesetzbuches selbst zog der neue Großkanzler u. A. vier Hauptarbeiter heran, die Räthe Baumgarten, Pachaly, Volkmar und insbesondere Suarez, der bald die Seele der ganzen Thätigkeit wurde. Der aus ihrer Redaktion hervorgegangene „Entwurf eines allgemeinen Gesetzbuchs für die Preußischen Staaten" erschien in sechs Abtheilungen, während der Jahre 1784 bis 1788; derselbe wurde, unter Aussetzung von goldenen Preismedaillen, der Oeffentlichkeit zur Begutachtung überliefert. Das infolge zahlreicher Beurtheilungen, die fast dreißig Bände der Materialien füllen, neu redigirte Gesetzbuch wurde dann auf Vorstellung des schlesischen Justizministers von Danckelmann einer nochmaligen Revision, unter Zuziehung des Justizministers von Goldbeck, unterworfen und trat schließlich als „Allgemeines Landrecht für die Preußischen Staaten" mit dem 1. Juni 1794, also erst nach dem Tode des königlichen Urhebers, in volle Gesetzeskraft. Es hat mithin der große König die Vollendung des Gesetzbuches nicht mehr erlebt, aber auch dieses von ihm veranlaßte und von seinem Geiste durchdrungene Werk trug dazu bei, seinem Namen die Unsterblichkeit zu sichern.



Sanssouci bei Potsdam.

Geistiger Aufschwung im Zeitalter Friedrich's des Großen.

Neue Bauthätigkeit. — Wie in vielen anderen Dingen, unterschied sich Friedrich der Große auch darin von seinem Vater, daß er die Kunst eifrig pflegte, während Friedrich Wilhelm, obwol selbst ein wenig Maler, sich darauf beschränkt hatte, das Nützliche und Nothwendige zu fördern. Zu den Künsten, denen der König sein ganz besonderes Interesse widmete, gehörte die Baukunst. Und nun war ihm das Glück darin hold, daß es ihm einen berufenen Baumeister sandte, der, wenn auch nicht so bedeutend wie Schlüter, doch von dem Geiste dieses großen Meisters beseelt und dadurch befähigt war, Bedeutendes auf seinem Gebiete zu leisten. Es war dies Wenzeslaus von Knobelsdorff, ein Lausitzer von Geburt, der, anfänglich dem Militärstande sich widmend, als Kapitän seinen Abschied aus dem Heere genommen hatte, um sich ganz der Kunst, für die er erglüht war, hingeben zu können. Schon als Kronprinz war Friedrich auf ihn aufmerksam geworden, und nachdem ihm Knobelsdorff in Ruppin jenes bekannte Lusthaus erbaut hatte, wandte Friedrich ihm die Mittel zu, eine Studienreise nach Italien ausführen zu können. Als Knobelsdorff zurückkehrte, wurde ihm von Friedrich, der sich damals in Rheinsberg befand, sogleich der Ausbau des Rheinsberger Schlosses und die Einrichtung der zugehörigen Gartenanlagen übertragen. Da Knobelsdorff nicht nur als Architekt, sondern auch als Landschaftsmaler bedeutend war, führte er die ihm gewordenen Aufträge zur vollen Zufriedenheit aller Urtheilsfähigen aus. Kaum zur Regierung gelangt, ernannte Friedrich den trefflichen Künstler zum Direktor aller königlichen Bauten und gab ihm Gelegenheit zu vielfacher Bethätigung seiner Kunst. Zunächst übertrug er ihm den Bau eines neuen Schloßflügels am Schlosse Monbijou und an dem in Charlottenburg und ertheilte ihm gleichzeitig den Auftrag, den Thiergarten in einen Park umzugestalten. Wie schon sein Name besagt, hatte dieser eingehegte Wald bisher, namentlich unter der Regierung Friedrich Wilhelm's I., des leidenschaftlichen Weidmannes, ausschließlich zu Jagdzwecken gedient. Jetzt wurden auf Friedrich's Befehl die alten, häßlichen Plankenzäune weggerissen, bequeme Wege wurden durch den Park gelegt, und bald war der umgestaltete Thiergarten der Berliner beliebtester Erholungsort, für deren leibliche Erquickung nach ermüdendem Spaziergang durch Anlegung der sogenannten „Zelte“ an der Spreeseite gesorgt wurde. Diese Zelte waren Anfangs

wirklich das, was ihr Name besagt; erst später machten sie den jetzt dort stehenden festeren Bauwerken Platz. Auch Schmuckanlagen wurden innerhalb des Thiergartens vielfach hergerichtet, so unter anderen der sogenannte „große Stern", der damals noch durch eine Reihe von Statuen geziert wurde. Im Volke hießen diese allerdings nicht gerade sehr kunstvollen Bildwerke allgemein „die Puppen", und die jedem Berliner und wol auch jedem Märker geläufige Redensart: „bis in die Puppen" — soll darauf zurückzuführen sein.

Allein diese eben erwähnten und einige andere Arbeiten waren nur Nebenwerke Knobelsdorff's. Das Hauptwerk, mit dem er sich zu beschäftigen hatte, war der Bau des Opernhauses. Ueber dieses, das im Jahre 1743 vollendet dastand, urtheilt der Kunstschriftsteller A. Woltmann: „Dieses Gebäude war der Triumph einer edleren und einfacheren Kunstrichtung über den tändelnden Zeitgeschmack. „Fridericus Rex Apollini et Musis" — die Inschrift an der Hauptfront, offenbart die Idee, welche hierbei den König und seinen Architekten geleitet hatte. Einen Apollotempel wollten sie schaffen. In der länglichen Form eines antiken Tempels, eine Schmalseite nach vorn gerichtet, dehnt sich das Bauwerk aus. Eine noble Schlichtheit ging in der Gliederung des Aeußeren durch, klassische Formen waren festgehalten. Einen reicheren Ausdruck gewann nur die schmale Stirnseite, vor der sich ein freistehender Portikus korinthischer Säulen erhob, eine Anlage, von welcher Deutschland damals noch kein Beispiel besaß. Die Plastik schmückte den Bau mit Reliefs in den Giebelfeldern, mit Statuen in den Nischen und in den Balustraden." — Friedrich, der selbst während des ersten Schlesischen Krieges in Bezug auf den Fortgang des Baues mit Knobelsdorff in brieflichem Verkehr gestanden hatte, nannte das Opernhaus einen Zauberpalast. Die Bühne desselben ward außer für die Zwecke der Bühnenkunst auch in anderer Art ein bedeutungsvoller Ort. Von derselben herab wurden den Berlinern Friedrich's Siege, die er im zweiten Schlesischen und im Siebenjährigen Kriege erfochten hatte, verkündet. Ueber den gerade einhundert Jahre nach seiner Vollendung (1843) erfolgten Brand des schönen Gebäudes und seinen Wiederaufbau werden wir später zu reden haben. Hier sei nur bemerkt, daß bei dem Neubau die Grundformen des älteren Gebäudes im Wesentlichen beibehalten worden sind.

Knobelsdorff ward vom Könige auch mit dem Ausbau und der Verschönerung des Potsdamer Schlosses beauftragt. Außerdem erinnern in Potsdam die Anlagen des Parks von Sanssouci, die Neptungrotte daselbst, der Obelisk vor dem Eingange und die Säulengruppe am Gitterthore an das Schaffen dieses Künstlers. Auch noch eines Gebäudes in Berlin, welches Knobelsdorff's Namen verherrlicht, haben wir zu gedenken. Das daselbst von Boumann aufgeführte Palais des Prinzen Heinrich, das jetzige Universitätsgebäude, wurde nach einem von Knobelsdorff hinterlassenen Plane erbaut.

Einem Lieblingswunsche des Königs gemäß ward der Park von Sanssouci durch Fontänen verschönert. Das Reservoir wurde auf dem hinter dem Schloß Sanssouci sich erhebenden Höhneberg (jetzt Ruinenberg), das Hauptbassin am Fuße der Terrasse angelegt und mit den noch jetzt vorhandenen Statuen umstellt, deren einige Geschenke Ludwig's XV. von Frankreich sind. Auf dem Gipfel des Höhneberges erhob sich bald eine von Knobelsdorff ausgeführte künstliche Ruine. Der Berg an der Vorderseite erhielt einen köstlichen Schmuck durch einige dorische Säulen, unter welchen eine umgestürzte sich anlehnt. Die künstlichen Ruinen sind heute wirkliche Ruinen und gewähren einen reizenden Anblick. — Nachdem alles dies zur Verschönerung des Platzes ausgeführt war, blieb noch die Hauptsache: Das Hinauftreiben des Wassers in das Reservoir. Dies zu Stande zu bringen, hatte sich ein holländischer „Fontänenmacher", Namens Heinze, anheischig gemacht. Doch wollte er, da es sich, wie er äußerte, um eine wichtige Erfindung handelte, nur dem Könige dieselbe verrathen. Diesem sagte er nun, daß er sich als Triebkraft des Dampfes von kochendem Wasser zu bedienen beabsichtige. Der König erklärte, Wasserdampf als bewegende Kraft benutzen zu wollen, sei ein lächerlicher Einfall, mit solch blauem Dunst solle man ihm nicht kommen, er

möge sich auf Besseres besinnen. Nun wurde von Heinze und Boumann der Versuch gemacht, durch Windmühlen das Wasser auf die zu 150 Fuß ansteigende Anhöhe hinaufzutreiben. Das Wasser stieg nur bis zur Hälfte derselben empor, denn die hölzernen Röhren, deren man sich bediente, platzten. Man erschöpfte sich auch noch im Verlaufe der nächsten Jahre in Versuchen, das Reservoir zu füllen, aber alle aufgewendete Mühe war vergebens, der König mußte schließlich seinem Lieblingsplane entsagen. — Ein Jahrhundert später (unter Friedrich Wilhelm IV.) wurde die Frage, wie das Wasser auf den Ruinenberg zu schaffen sei, in kurzer Zeit gelöst, und zwar indem man den von Friedrich abgewiesenen „blauen Dunst", den Dampf des kochenden Wassers, als bewegende Kraft zur Geltung kommen ließ.

Zu beklagen ist es, daß der König schon längere Zeit vor dem Tode Knobelsdorff's die Ausführung wichtiger Bauwerke anderen Meistern übertrug, unter denen nur einer, Gontard, Hervorragendes leistete, ohne indeß Knobelsdorff zu erreichen. Der Grund dafür war eine Mißstimmung, die zwischen dem Könige und Knobelsdorff Platz gegriffen hatte, weil Letzterer bei Vorlegung von neuen Bauplänen des Königs nicht anstand, sobald Bedenken in ihm auf stiegen, dieselben freimüthig zu äußern, auch seinen Mißmuth nicht verbarg, wenn der König, was häufig geschah, bei der Ausführung bereits beschlossener Bauten ihn daran hinderte, streng und ausschließlich nach eigenem Ermessen zu verfahren. Der König glaubte bei seinem großen Interesse für das Bauwesen eben auch Bauverständiger zu sein, und da er, befangen in seinen Ansichten, der großen Ueberlegenheit Knobelsdorff's auf diesem Kunstgebiete sich nicht wol bewußt wurde. Da er überdies, wie in der Regel so auch hier, seinen Herrscherwillen durchsetzen wollte, so mußte der weniger fügsame Knobelsdorff Männern weichen, denen echter Künstler- und Mannesstolz weniger eigen war, und die sich leichter darein fanden, bei der Ausführung von Bauwerken auch nach anderer Leute Köpfen zu arbeiten.



W. von Knobelsdorff.

Der erwähnte Architekt Boumann der Aeltere (so genannt zum Unterschiede von seinem späterhin noch zu erwähnenden Sohne) baute nach Abbruch des alten auf dem Schloßplatze stehenden Domes (siehe Band I. S. 625) in dem an der Spree gelegenen Theile des Lustgartens den neuen Dom, sodann nach einer Zeichnung des Königs, dem dabei eine berühmte italienische Kirche, die Maria rotunda, als Muster diente, die katholische Hedwigskirche. Der König hatte auf die Vorstellung der katholischen Gemeinde Berlins zum Bau dieser Kirche „so groß als die Katholiken sie nur immer haben wollten, mit einem oder mehreren Thürmen, großen und kleinen Glocken u. s. w.", ohne Vorbehalt seine Einwilligung gegeben; in Berlin, in Deutschland, in allen katholischen Ländern Europa's wurden freiwillige Beiträge gesammelt, der König selbst überließ der Gemeinde den Bauplatz und das nöthige Baumaterial unentgeltlich, und so wurde, nach längerer Unterbrechung durch den dritten Schlesischen Krieg, die 1747 begonnene Kirche im Jahre 1773 vollendet.

Unmittelbar nach dem Schlusse des Siebenjährigen Krieges ließ Friedrich II. hinter dem Garten von Sanssouci das Neue Palais aufführen und gab zu diesem Prachtbau gewaltige Summen mit einer Freigebigkeit her, die bei der sonstigen Sparsamkeit des Monarchen doppelt in Erstaunen setzt. Zwei Gründe ganz verschiedener Art waren es, die ihn dazu veranlaßten. Einmal leitete den König die Absicht, einer größeren Zahl von Leuten einen gerade nach den Leiden des Krieges doppelt wünschenswerthen, sicheren

Verdienst zuzuwenden; fürs Andere wollte er seinen Feinden, die erschöpft das Schwert aus der Hand gelegt hatten, den thatsächlichen Beweis liefern, daß sein Staat durchaus noch nicht gänzlich erlahmt sei, wie man glaubte. Die Ausführung des Baues war den Baumeistern Gontard, Küring und Manger übertragen worden. — Der Erstgenannte, welcher oben schon als der nächst Knobelsdorff bedeutendste Architekt in Berlin bezeichnet wurde, ist auch der Erbauer der beiden imposanten Kuppelthürme auf dem Gensdarmenmarkt. Die daselbst stehenden Stallgebäude für die Pferde der Gensdarmen, von denen der Platz noch heute seinen Namen führt, wurden abgebrochen, der Platz und seine Umgebung nach Möglichkeit verschönert und im Norden und Süden desselben zwei durchaus gleich gebaute Kirchen, die eine für die französische, die andere für die deutsche Gemeinde der Friedrichstadt, errichtet. Das Urtheil von Alfred Woltmann über die beiden Thürme, die freilich in ihrer reichen Ausschückung mit den überaus einfachen Kirchengebäuden in einem seltsamen Mißverhältniß stehen, lautet: „Der Ausbau des Ganzen ist ein bewunderungswürdiger Rhythmus; die Silhouette der Bauwerke, wenn sie sich in der Abenddämmerung als dunkle Massen vom Himmel abheben, ist überraschend.“ — Der Bau, der gleichfalls nach einem italienischen Vorbilde, der Santa Maria del popolo, ausgeführt wurde, ging nicht ohne Unfall von statten. Der König wünschte die Thürme, deren Grundstein 1780 gelegt wurde, noch vor seinem Ende vollendet zu sehen; er trieb deshalb unablässig zur Eile und veranlaßte dadurch die Baumeister zu Maßregeln, welche der Solidität des Baues Eintrag thaten. Die Folge war, daß am 28. Juli 1781 einer der Thürme einstürzte — glücklicherweise zur Nachtzeit und ohne ein Menschenleben zu gefährden — so daß der Bau von Neuem begonnen werden mußte. Der Wunsch des Königs wurde gleichwol erfüllt: im Jahre 1785 waren beide Thürme vollendet. Zwischen beiden Kirchen stand schon damals — wie noch heute, freilich in wesentlich veränderter Gestalt — das königliche Schauspielhaus oder, wie man es damals nannte, das französische Komödienhaus; es war im Jahre 1774 durch den älteren Boumann erbaut worden.

Fast so tüchtig wie Gontard war der Architekt Unger. Er entwarf nach Angabe des Königs den Plan zur königlichen Bibliothek, deren Bau der jüngere Boumann leitete. Erzählt wird, der König habe dem Baumeister aufgegeben, die Bibliothek nach der Form einer Rococo-Kommode zu bauen; für Den, der beim Anblick des Gebäudes an diesen treffenden Scherz denkt, verfehlt derselbe seine Wirkung nicht.

Im Jahre 1743 brannte der königliche Stall unter den Linden ab, dessen obere Räume, wie bereits erwähnt wurde, für die Zwecke der Kunstakademie und der Akademie der Wissenschaften gedient hatten. Der ältere Boumann wurde vom Könige mit dem Wiederaufbau des Gebäudes beauftragt, das nun zwar den Namen „Akademiegebäude“ erhielt, aber merkwürdigerweise wiederum die Geschäftsräume der Akademie und verschiedene königliche Stallgebäude und dergl. in sich vereinigte. Ein akademischer Witzbold ließ sich später diesen Umstand nicht entgehen und gab dem Gebäude die etwas beißende, aber zutreffende Inschrift: „Musis et mulis“ — „den Musen und den Mauleseln“.

Von größeren Gebäuden, die Friedrich weiterhin errichten ließ, sind noch zu nennen das Invalidenhaus, das Kadettenhaus und das Armenhaus. Längere Zeit hatte das Schlächtergewerkshaus auf dem heutigen Belle-Alliance-Platz zur Aufnahme obdachloser Armen gedient. Dem Ochsenkopf, welcher als Wahrzeichen des Schlächtergewerks über dem Eingang angebracht war, verdankte das Haus seinen Spitznamen, der später auch auf das von Friedrich erbaute neue Armenhaus auf dem Alexanderplatz überging, das allgemein bis in die neueste Zeit „der Ochsenkopf“ genannt wurde. — Auf Seite 74 ist berichtet worden, daß Friedrich I. in der Gegend der jetzigen Neuen Friedrichstraße einen großen Hetzgarten anlegen ließ; sein Nachfolger, der sparsame König Friedrich Wilhelm I., wies den Platz zur Erbauung von Wohnungen an, welche den Kadetten und ihren militärischen Lehrern für die Zukunft ein Unterkommen bieten sollten.

Als das alte Kadettenhaus, das in der Klosterstraße stand, bei dem Brande des Proviant-hauses sehr gelitten (1712), überwies Friedrich Wilhelm den Hetzgarten sammt seinen Gebäuden zu gleichen Zwecken; er ließ mancherlei Veränderungen anbringen und überdem Wohnungen für die Oberoffiziere bauen, „so daß nunmehr das ganze Corps darin wohnet und gespeiset wird."



Das Neue Palais zu Potsdam.

Diese Gebäude wurden unter Friedrich II. abgetragen und an Stelle derselben ein großer Bau für die Kadetten und ihre militärischen Lehrer errichtet. Die noch vorhan-denen Thiere, für deren Fütterung und Unterhalt alljährlich die beträchtliche Summe von 1000 Thalern ausgesetzt war, wurden auf Befehl des Königs als „unnütze Kostgänger"

theils getödtet, theils auch an geeigneten Orten in Freiheit gesetzt und die dadurch ersparte Summe den Armen Berlins überwiesen. — Es sei hier nur noch bemerkt, daß jenes Gebäude in neuester Zeit den erweiterten militärischen Anforderungen nicht mehr entsprach, und daß für die Kadetten in dem zwischen Berlin und Potsdam gelegenen Dorfe Lichterfelde ein viel zweckmäßigeres und umfangreicheres Gebäude errichtet worden ist.

Wir schließen den Abschnitt mit der Schilderung eines Vorganges, der uns noch einmal den trefflichen Knobelsdorff in seiner Stellung dem Könige gegenüber vorführt. Beide tüchtige Männer, die einander so nahe gestanden hatten, waren, wie oben erzählt wurde, aus einander gekommen. Nach einiger Zeit trug der König Verlangen, den alten Freund wiederzusehen, und er ließ deshalb von Potsdam aus eine Einladung zur Tafel an ihn gelangen. Kaum war Knobelsdorff in Sanssouci eingetreten und freundlich bewillkommnet worden, so richtete der König die Frage an ihn, wie ihm das Berliner Thor in Potsdam gefalle. Es war dies ein nach des Königs Angaben von Boumann ausgeführter Bau. Als Knobelsdorff nun that, als habe er die Frage nicht gehört, sagte der König: „Das hat der dumme Boumann gemacht!“ Darauf erwiederte Knobelsdorff mit aller Ruhe: „Das muß wol die Ursache sein, daß ich es nicht bemerkt habe.“ Empört über eine solche Antwort, sagte der König zu Knobelsdorff, er möge nur wieder nach Berlin gehen, und wandte ihm den Rücken. Augenblicklich entfernte sich Knobelsdorff, nahm Extrapost und fuhr ab. Als es bald darauf zu Tische ging und der König bemerkte, daß Knobelsdorff fehlte, sandte er ihm einen reitenden Jäger nach, der ihn auf der Hälfte des Weges nach Berlin einholte, aber von ihm mit den Worten abgefertigt wurde: „Mir hat der König selbst befohlen, nach Berlin zu gehen, und ich weiß zu gut, daß ich seinen und nicht eines Feldjägers Befehl zu befolgen habe.“ — Das war viel gewagt einem Friedrich gegenüber, dieser aber schwieg über den Vorgang. Daß er den großen Künstler und tüchtigen Mann, den er seitdem nicht wiedersah, trotz Alledem ehrte, bewies er durch die warme Lobrede, die er nach dem Tode Knobelsdorff's im Jahre 1753 diesem in der Akademie hielt, und in der er sagte: „Knobelsdorff's Charakter war von einer Reinheit und Rechtlichkeit, die ihm allgemeine Achtung erwarben. Er liebte die Wahrheit und gab sich dem Glauben hin, sie verletze Keinen. Gefälliges Wesen war ihm unbequem, er floh Alles, was seine Freiheit einzuschränken schien. Eher ließ er sich aufsuchen, als daß er sich anbot, und nie verwechselte er Wetteifer und Neid.“





Beginn der neuen klassischen Literaturperiode im XVIII. Jahrhundert.

Langsam und allmählich hatte Deutschland, vor Allem das protestantische Deutschland, nach den Schrecken des Dreißigjährigen Krieges die Kulturarbeit wieder aufgenommen, mit welcher es in der Reformation den Anfang gemacht hatte, und in der es eben durch jenen Krieg so nachhaltig und verhängnisvoll gehemmt worden war. Zwei hohe und erhabene Ziele galt es zu erreichen: das wissenschaftliche Denken und Streben sollte sich dem kirchlichen Dogma gegenüber freie Bahn erringen, und das künstlerische Schaffen von der fast sklavischen Nachahmung romanisch-französischer Vorbilder sich unabhängig machen; eine selbständige deutsche Kunst sollte sich als Wettbewerberin um den Preis des Sieges neben die bisher unbestritten herrschende romanisch-französische Kunst stellen.

Unendlich langsam ging in der ersten Zeit diese Entwicklung von statten. Das deutsche Volk war durch die entsetzlichen Verheerungen dreier sich folgender Kriegsperioden materiell so tief gesunken, daß es fast eines Jahrhunderts angestrengtester Arbeit bedurfte, um die tiefen Schäden zunächst auf diesem Gebiete zu heilen und bessere Zustände herbeizuführen. In der ausschließlichen Sorge um des Leibes Nothdurft und Nahrung hatte unser Volk nahezu ein Jahrhundert lang kaum Zeit, an die Pflege geistigen Lebens zu denken. Die natürliche Folge davon war, daß, als das Bedürfniß auch nach geistiger Nahrung in Deutschland sich wieder fühlbar machte, Befriedigung an den literarischen Schätzen des Auslandes und namentlich Frankreichs suchte und suchen mußte. Dort hatte sich unter einer allerdings verderblichen, aber glanzvollen Regierung eine Literatur und eine Kunstthätigkeit ausgebildet, die in ihrer Art Großes geleistet hatten; namentlich war in äußerer Formvollendung das Höchste erreicht worden, und diese Schönheit der Form ließ über den Mangel an tieferem geistigen Inhalte hinwegsehen, der selbst bei den Werken eines Racine und Molière vielfach zu Tage tritt. Hier suchte und fand nun die gebildete Welt bei

dem Mangel einer eigenen nationalen Literatur und Kunst die erste Befriedigung seines geistigen Bedürfnisses, aber es ging dabei, seinem eigenartigen Charakter gemäß, in der Bewunderung und Verehrung des Fremdländischen zu weit. Dasselbe hätte der Natur der Sache nach nur ein augenblicklicher Nothbehelf sein dürfen, es hätte hervorragende deutsche Geister zu selbständigem Schaffen auf nationalem Gebiet anfeuern sollen, aber das geschah, zum Theil allerdings infolge unglückseliger politischer Verhältnisse in unserem Vaterlande, eben nicht: das Fremde wurde vielmehr, so wenig es auch dem deutschen Geiste entsprechen mochte, Richtschnur und Regel für die vaterländischen Dichter und Künstler; nur in der sklavischen Nachahmung desselben sah man das höchste Ziel künstlerischen und literarischen Schaffens. Anderthalb Jahrhunderte lang lebte Deutschland in dieser lähmenden Abhängigkeit vom Auslande, und namentlich von Frankreich, welch letzteres seinen bestimmenden Einfluß zudem über das Gebiet der Literatur und Kunst hinaus erweiterte und fast auf allen anderen Gebieten für Deutschland noch Muster und Vorbild abgab. Die verderblichen Einwirkungen dieser Abhängigkeit im Einzelnen wahrzunehmen, hat der aufmerksame Leser an mehr als einer Stelle unseres Buches Gelegenheit gehabt.



Gotthold Ephraim Lessing.

Erst mit Anfang des achtzehnten Jahrhunderts kam der deutsche Geist in Schriftthum und Kunst wieder entschiedener zum Durchbruch und wußte sich trotz scheinbar unübersteiglicher Hindernisse allmählich der unbedingten Bewunderung des Franzosenthums gegenüber Geltung und Anerkennung zu verschaffen, bis dann um die Mitte des Jahrhunderts deutsche Kunst und deutsches Wissen jene Siegeslaufbahn betrat, die uns gegen das Ende des achtzehnten und im Anfange des neunzehnten Jahrhunderts zu einer klassischen Periode führte, wie sie schöner und herrlicher kaum jemals ein Volk hatte. Es kann, da wir hier auf Literatur- oder Kunstgeschichte nicht näher eingehen können, natürlich nicht der Zweck dieser Zeilen sein, diese Bewegung in all ihren Einzelheiten zu verfolgen oder aller der Männer zu gedenken, die, Jeder an seinem Theil und nach seinen Kräften, an dem großen Werke der geistigen Befreiung Deutschlands mitgearbeitet haben. Nur die Grundzüge jener Bewegung zu schildern, kann uns hier gestattet sein; zunächst auf die beiden Vorkämpfer der großen Bewegung wollen wir deshalb unsere Leser hinlenken. Diese beiden Geistesheroen — der Leser kennt sie — sind Lessing und Winckelmann, Letzterer auf dem Gebiete der Kunstforschung und Alterthumskunde, Ersterer auf dem Gebiete der nationalen Literatur.

„Mitten durch die Zeit, welche in ihrem Schoße eine neue Epoche trug“, sagt Otto von Leixner in seiner „Deutschen Literatur-Geschichte“ *) „schreitet eine Gestalt dahin,

*) Wir verweisen hier auf ein in Geist, Anlage und künstlerischer Durchführung vortreffliches und zugleich echt volksthümliches Werk hin: „Illustrirte Literaturgeschichte in volksthümlicher Darstellung für Schule und Haus.“ Von Otto von Leixner.

in der sich Alles, was der deutsche Geist jener Tage an stolzer Männlichkeit besaß, zu vereinigen scheint. Es ist Lessing. Größere Dichter hat unser Volk besessen — keinen geistesgewaltigeren Mann, keinen, welcher so heldenhaft für Das gestritten, was er einmal als wahr erkannt hatte. — Unbeirrt von den um ihn brandenden Wogen erregter Meinungen und wechselnder Stimmungen, schritt er, trotz aller Genossen, doch einsam seinen Weg dahin; noch ein Jüngling, riß er sich von den alten Anschauungen los, leuchtete mit der Fackel seiner Kritik in dunkle Gebiete und kämpfte um die höchsten Güter seines Volkes, wo immer sie angegriffen wurden. Ein zweiter Friedrich, lieferte er den Franzosen auf ästhetischem Gebiete Schlachten, welche den falschen Wahn der Mustergiltigkeit ihrer Leistungen zerstörten. So brach er eine starke und hemmende Fessel. Niemals hat ihn ein persönlicher Vortheil bewegen können, das Recht der freien, rücksichtslosen Forschung aufzugeben, oder sich blind einer Autorität zu unterwerfen; nach nichts Anderem hat er unablässig gestrebt, als nach Wahrheit und Erkenntniß, so weit dieselben von dem menschlichen Geschlechte zu erreichen sind. — In den letzten Werken seines Lebens steht Lessing als Prophet auf dem Berge und blickt in ein fernes Menschheitsparadies. . . . Uns, dem Geschlechte der Urenkel, soll er als bleibendes Vorbild der Selbsterziehung im Geiste der einen ewigen Gottheit gelten; so wird er noch in späten Tagen zu seinem Volke sprechen."

Hören wir nun noch die treffliche Schilderung, welche Johann Scherr in kurzen, kräftigen Zügen hinsichtlich der Ergebnisse der Thätigkeit Lessing's entwirft.

„Gotthold Ephraim Lessing (1729—1781), aus Kamenz in der Oberlausitz, hat mittels seiner unvergleichlichen Kritik den deutschen Geist sich selbst wiedergegeben, ihn zum Vollbewußtsein der eigenen Kraft und Würde gebracht. . . . Sein Patriotismus bestand nicht darin, daß er sich ein willkürliches Ideal von Deutschthum zusammenphantasirte, sondern darin, daß er die Schäden des deutschen Lebens bloßlegte und die Mittel zur Heilung derselben angab. Er wendete sich mit seiner genialen Kritik einerseits gegen die theologische Verkommenheit der Deutschen, andererseits gegen die ausländischen Geschmacksgötzen, vor deren Altären seine Zeitgenossen noch immer räucherten." Für seine Kernnatur ist bezeichnend sein stolzer Ausruf: „Man zeige mir ein Stück des großen Corneille, das ich nicht besser machen wollte!" — Er gab uns in seinem „Laokoon" (1766) und in seiner „Hamburgischen Dramaturgie" (1767—1768) Werke, welche man mit vollem Rechte die Verfassungsurkunden unserer ästhetischen Freiheit nennen könnte.



Winckelmann's Denkmal in Stendal.

Er schuf uns ein selbständiges Theater, in dem er die Schemen gallomanischer Konvenienz vor den nationalen Gestalten seiner preiswürdigen Komödie „Minna von Barnhelm“ und seiner nicht minder preiswürdigen Tragödie „Emilia Galotti“ erbleichen ließ. Immer auf der Wacht, stets schlagfertig, erhöhte er die Wirkung seines aufopfernden Muthes durch edelstes Maßhalten.... Ihn blendete kein Flitter, ihn täuschte kein Schein, ihn verwirrte keine Sophistik. Fest, unentweglich den Blick dem Lichte der Vernunft zugekehrt, schritt er vor, das giftige Gewürm der Finsterniß unter seinen Fersen zermalmend, nach allen Seiten hin das Gestrüppe des Wahnes niederschlagend, überall anregend, wegzeigend, mustergebend. Jene weltweite Gesinnung, welche „die Sache der Menschheit als die eigene betrachtet“, schwellte seine Brust und diktirte ihm am Ende seiner Laufbahn sein Schauspiel „Nathan der Weise“ (1779), das, voll wunderbarer Zukunftsahnung, unserem Auge die tröstliche Fernsicht in eine menschenwürdige Entwicklung der Menschheit aufthut.“

Wahrhaft überraschend waren die Wirkungen des thatkräftigen Eingreifens Lessing's. Er hatte die Deutschen aus ihrem langen Schlummer wachgerüttelt, er hatte ihnen unwiderleglich gezeigt, daß der deutsche Geist zu selbständigem Schaffen berufen, daß nur durch selbständiges Schaffen wahrhaft Großes zu erreichen sei — allüberall im deutschen Vaterlande fanden seine Worte den lebhaftesten Wiederhall. Man begann sich jetzt der schmachvollen Abhängigkeit vom Auslande zu schämen; befähigte Männer traten zu Vereinigungen und Bünden zusammen, in denen sie sich feierlich lossagten vom französischen Wesen und mit vereinten Kräften dem hohen Ziele, das ihnen Lessing vorgehalten hatte, nachzustreben sich gelobten. So entstand der sogenannte „Hainbund“, der von Johann Heinrich Voß, den beiden Grafen Christian und Friedrich Stolberg, Ludwig Hölty, Martin Miller und Anderen in Göttingen geschlossen wurde, und zu welchem auch Leisewitz, Matthias Claudius und vor Allem Gottfried August Bürger in mehr oder weniger nahe Beziehungen traten. In dem „Sturm und Drang“, mit welchem man das erhabene Ziel zu erreichen strebte, entstand — wie hätte es auch anders sein können — neben manchem Guten gar Vieles, was heute im Volke verschollen und vergessen ist; glich doch der deutsche Geist dem Vogel, der zum ersten Male den Versuch macht, sich selbständig in sein Element, den blauen Aether, zu erheben; nicht immer reichte die Kraft aus, nicht immer entsprach dem Wollen das Können. Aber gleichwol wurde Großes erreicht, das gesammte deutsche Volk wurde gewaltsam mit hineingerissen in den Strom der Begeisterung, der anfänglich nur einige Wenige ergriffen hatte, es wurde empfänglich gemacht für den reichen Segen der klassischen Literatur, den unsere Dichterfürsten Goethe und Schiller über das deutsche Vaterland auszuschütten sich eben anschickten.

Gleichzeitig mit einer Bewegung, zunächst auf wissenschaftlichem Gebiet, beginnt mit Lessing's Auftreten, das lange verloren gewesene Verständniß des antiken Geistes wieder aufzutauchen, auf Grund hervorgerufener Anschauungen welche in weiterer Fortentwicklung tiefeingreifenden Einfluß auf Geist und Phantasie ausgeübt haben. Der glänzendste Vertreter dieser Bewegung ist Johann Joachim Winckelmann, geboren zu Stendal am 9. Dezember 1717, als Sohn eines armen Schusters. — Ihm und Lessing verdanken die Meisterwerke der späteren Blüte nicht zum kleinsten Theile innere Klarheit und äußere Formvollendung. Auch Winckelmann gehört zu jenen Geisteshelden, die ungebeugt von Elend und Entbehrung, einem fernen Ideal entgegenschreiten, das in die dunklen Tage ihres Lebens seine tröstenden Strahlen wirft, bis die im Kampf gestählte Kraft das mit heißer Seele Ersehnte erreicht. Weniger schnell zu Tage tretend, aber nicht minder segensreich waren die Erfolge der Bemühungen Winckelmann's, auch auf dem Gebiete der Kunst den deutschen Geist vom Auslande unabhängig zu machen. Nur das Bewußtsein, etwas Großes geleistet zu haben, nur die Hoffnung, daß der von ihm gepflanzte Baum einst reiche Frucht bringen werde, konnte sein Lohn sein. Unablässig und aller bitteren Anfeindungen ungeachtet wies er seine Zeitgenossen auf das Alterthum als auf den einzigen

künstlerischen Urquell des Schaffens hin, forderte er sie auf, an den unvergänglichen Werken griechischer und römischer Kunst den Geschmack zu bilden und zu läutern, um dann, nicht in sklavischer Nachahmung, sondern in freier Verwerthung des Angeschauten auch auf vaterländischem Boden Großes zu schaffen. Die Früchte seines Strebens zu schauen, war Winckelmann nicht vergönnt und konnte ihm nicht vergönnt sein; denn mit der Bildung des Auges mußte die Bildung des Geistes Hand in Hand gehen, und erst als diese durch die klassische Periode unserer Literatur zur Thatsache geworden war, konnte auch in der deutschen Kunst, die sich seitdem zu so ungeahnter Höhe erhoben hat, der Aufschwung beginnen.



Der königliche Flötenspieler. Zeichnung von A. Menzel.

Die Blüte der Tonkunst. Auch auf anderen Gebieten der Kunst war in der gegenwärtigen Periode, also in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts, ein großartiger Aufschwung eingetreten, so namentlich auf dem Gebiete der Tonkunst, der Musik. Von jeher war das deutsche Volk eines der musikalischsten Völker, daher ist auch kaum jemals in der Musik wie in den anderen Künsten ein wirklicher Stillstand eingetreten. Der Fortschritt war hier ein stetiger, unaufhaltsamer; aber während er bisher in langsamerem Tempo erfolgt war, traten jetzt in dem Zeitraum weniger Jahrzehnte eine Reihe von Meistern auf, welche die deutsche Musik zu unerreichter Höhe erhoben, die den Ruhm deutscher Tonkunst zu einem Weltruhm erweiterten.

Schon in der ersten Regierungszeit Friedrich's des Großen, der in der Musik, entgegen seinen sonstigen Neigungen, das deutsche Element vielfach seiner Beachtung werth hielt,

treten uns, als dem Könige nahestehend und von ihm vielfach begünstigt und gefördert, einzelne auf dem Gebiet der Tonkunst mit Auszeichnung zu nennende Männer entgegen. Friedrich's Lehrer im Flötenspiel, Quanz, war als Virtuose hervorragend, aber er hat auch als Komponist nicht ganz Unbedeutendes geleistet; das „Tedeum des von Friedrich hochgeschätzten K. Heinrich Graun (1701—1759) und desselben Komponisten Oratorium „Der Tod Jesu" werden, wenngleich etwas veraltet, als kirchliche Musikstücke noch heute in Ehren gehalten. — Aber schon hatten die Großmeister im Reiche der edlen Musika die Aufmerksamkeit der Welt auf ihre Schöpfungen gelenkt. Georg Friedr. Händel (1685—1759) hatte als Hofkapellmeister schon ganz England durch seine gewaltigen Oratorien und eine Menge anderer klassischen Kompositionen entzückt; gleich fruchtbar und noch gewaltiger zeigte sich in seinen Leistungen, vornehmlich auf dem Gebiete der Kirchenmusik, der unerreichbare Johann Sebastian Bach (1685—1750), den Friedrich der Große gern um sich gesehen und nach Berlin gezogen hätte, wenn der unvergeßliche „Kantor der Thomaskirche" sich so leicht von Leipzig hätte wegwenden mögen. — Dagegen gelang es dem König, dessen Sohn K. Philipp Emanuel Bach (1714—1788) für sich zu gewinnen (1740—1767); er war es vornehmlich, welcher an Quanz' Stelle den königlichen Flötenspieler später öfters accompagnirte.

Es ist uns nicht verstattet, bei den Tonmeistern jener Periode länger zu verweilen; es genüge zu erwähnen, daß Georg Benda bereits mit seiner „Ariadne" das Melodrama, Johann Adam Hiller das Liederspiel (die Operette) bei uns eingeführt hatte. Bald nachher schuf Jos. Haydn (1731—1809), der Altmeister im Gebiet der neueren Instrumentalmusik, seine anmuthvoll-heiteren Symphonien, Quartette, herrlichen Tongemälde: „Die Schöpfung" und „Die Jahreszeiten". Christoph von Gluck (1714—1787) wurde der Begründer eines edleren Stils in der dramatischen Musik. — Namen wie die eines Mozart (1756—1791) und Beethoven (1770—1821) braucht man nur zu nennen, um nicht nur in Deutschland, sondern allüberall in Jedem, der überhaupt für die Schönheit der Musik empfänglich ist die Erinnerung an die unvergänglichen Genüsse wachzurufen, den ihre Werke allezeit gewähren.

Wissenschaftliche Bestrebungen. Wenn somit die Regierungszeit Friedrich's des Großen für die Entwicklung und Entfaltung deutscher Poesie und deutscher Kunst eine überaus segensreiche gewesen ist, so war sie es nicht minder auch für die ernsteren Bestrebungen des schaffenden Menschengeistes, für die Wissenschaft. Auch hier hatte der König, der sich ja, wie schon erwähnt, selbst gern den „Philosophen auf dem Throne", den „Solon unter den Fürsten" nennen ließ, den ersten Anlaß zu regerer Thätigkeit gegeben. Allerdings stand Friedrich der vornehmlich deutschen Wissenschaft mit wenigen Ausnahmen eben so fern als der deutschen schönen Literatur, und oft genug erfuhren deutsche Gelehrte, wenn sie für ihre Bestrebungen die Unterstützung oder auch nur die Anerkennung des Königs suchten, herbe Zurückweisung. Bekannt ist das Schicksal des Dr. Bloch, der für sein großes Werk über die Fische Norddeutschlands den König zu interessiren suchte und auf seine Bemühungen den lakonischen Bescheid erhielt: das sei ein ganz müßiges und überflüssiges Werk, die vorkommenden Fische kenne ja jeder, dazu brauche man kein großes theures Buch. Nicht besser erging es einem Professor Myller in Berlin, der im Jahre 1782 dem Könige eine Sammlung altdeutscher Gedichte widmete und darauf folgende für uns interessante, aber für den Herrn Professor gewiß wenig erfreuliche Antwort erhielt:

„Hochgelehrter, lieber Getreuer! Ihr urtheilt viel zu vortheilhaft von den Gedichten aus dem 12., 13. und 14. Säculo, deren Druck Ihr befördert habt und zur Berichtigung der deutschen Sprache so brauchbar haltet. Meiner Ansicht nach sind solche nicht einen Schuß Pulver werth und verdienten nicht, aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens würde ich solches elende Zeug nicht dulden, sondern herausschmeißen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag daher sein Schicksal in der dortigen großen Bibliothek abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber demselben nicht

Euer sonst gnädiger König".

Wenn trotzdem oben gesagt wurde, daß Friedrich auch auf dem Gebiete der ernsten Wissenschaft den ersten Anstoß zu regerer Thätigkeit gegeben habe, so ist eben der wichtige Umstand in Betracht zu ziehen, daß durch das Beispiel des Königs das Interesse und die Freude an wissenschaftlicher Beschäftigung in weiteren Kreisen geweckt und verbreitet wurde, so daß die deutschen Gelehrten, wenn sie den wissenschaftlichen Inhalt nur einigermaßen fesselnd und in anmuthiger Form darzustellen verstanden, stets sicher waren, ein dankbares Publikum zu finden. Es kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, das Wirken jedes Einzelnen eingehend zu verfolgen, nur ein kurzer Umblick sei uns verstattet.

Moses Mendelssohn. Auf dem Gebiete der Philosophie war es vor Allen Moses Mendelssohn, der auf die gebildeten Kreise Berlins, den geistigen Mittelpunkt des Landes, den größten Einfluß ausübte. Als armer Trödeljunge, aber beseelt von außerordentlichem Wissensdrange, war er nach Berlin gekommen, wo es ihm durch seine unbeugsame Willenskraft nach unendlichen Mühen gelang, alle Vorurtheile, die sich ihm, dem Juden, entgegenstellten, siegreich niederzuwerfen. Bald wurde er mit Lessing bekannt und von diesem, der den umfassenden Geist des jungen Gelehrten vollauf zu würdigen wußte, in die wissenschaftlichen Kreise der Hauptstadt hineingezogen, wo er denn auch bald die Stellung einnahm, welche seinen Kenntnissen und Fähigkeiten gebührte. — Mendelssohn war, um einen gebräuchlichen Ausdruck zu benutzen, nicht eigentlich Gelehrter von Fach, er war Kaufmann; als solcher gelang es ihm durch eisernen Fleiß und vom Glück begünstigt, sich ein bedeutendes Vermögen und damit jene Selbständigkeit zu erwerben, wodurch sein Wirken zu einem doppelt gesegneten wurde. Das Mendelsohn'sche Haus bildete in späteren Jahren den Sammelpunkt der edelsten Geister, der besten Gesellschaft. Der Name des Philosophen glänzte als ein Stern erster Größe am wissenschaftlichen Himmel Berlins, die Akademie wollte ihn sogar, entgegen allen Vorurtheilen der Zeit, als ihr Mitglied aufnehmen. Leider scheiterte dieses Vorhaben an dem Widerwillen Friedrich's des Großen gegen die Juden.

Friedrich II. und die Juden. Bei dieser Gelegenheit dürfte es, zumal in Hinsicht auf die gerade jetzt mehr und mehr in den Vordergrund tretende „Judenfrage", für den Leser von Interesse sein, Einiges über die Stellung Friedrich's des Großen dem Judenthum gegenüber zu erfahren. Allerdings hielt derselbe an dem Grundsatze, daß in seinen Landen ein Jeder nach seiner Façon selig werden könne, auch in Bezug auf den dem mosaischen Glauben angehörenden Theil seiner Unterthanen fest und ließ den Juden als Religionsgenossenschaft den gleichen Schutz angedeihen, wie jedem andern Bekenntniß; ihren Rabbinern stand der schiedsrichterliche Spruch in Ehe-, Erbschafts- und Vormundschaftssachen unbeschränkt zu. Ein königliches Cirkular vom Jahre 1775 suchte ihnen mehr Ansehen bei der Gemeinde zu verschaffen und im Jahre 1786 wurde der alte Judeneid durch einen für die Schwörenden weniger verletzenden ersetzt. — Aber der König vermochte einen gewissen persönlichen Widerwillen gegen die Juden nicht zu unterdrücken; dies, sowie seine Ueberzeugung, daß eine zu starke Vermehrung oder die völlige Emanzipation des jüdischen Elements die Landeswohlfahrt schädigen müsse, veranlaßte ihn, die schon von seinem Vorgänger Friedrich Wilhelm I. dagegen getroffenen Maßregeln nicht nur bestehen zu lassen, sondern dieselben noch vielfach zu verschärfen. Im Jahre 1750 schon trat das von Friedrich selbst sorgfältig durchgesehene „Revidirte Generalprivilegium und Reglement für die Judenschaft" in Kraft, in dessen Eingangsworten der König es als seine Absicht bezeichnet, daß „zwischen der Christen und der Juden Nahrung und Gewerbe eine billige Proportion gestiftet und insbesondere durch unzuläßig erweiterten jüdischen Handel und Wandel keinem von beiden zu nahe geschehe." Als trotz dieses Reglements, das in 33 Artikeln den jüdischen Unterthanen den christlichen gegenüber bedeutende Beschränkungen auferlegte, die Juden zum Mißfallen des Königs in Preußen sich stetig vermehrten, erließ derselbe schon im folgenden Jahre (1751) ein Reskript: daß nur denjenigen ein Privilegium ertheilt werde, die neue Fabriken anlegen wollten. Und als auch dies ohne Erfolg

blieb, ging den Behörden im Jahre 1753 der direkte Befehl zu, „alle ersinnlichen Mittel anzuwenden, daß die Zahl der Judenköpfe nicht vermehrt werden möge."

Den angeführten folgten noch eine ganze Reihe weiterer Verordnungen, die im Wesentlichen sämmtlich den gleichen Zweck verfolgten, zwischen Christen und Juden eine „billige Proportion" herzustellen", eine allzustarke Vermehrung der Letzteren zu verhindern und der Aussaugung der christlichen Bevölkerung, namentlich auf dem Lande, durch die Juden nach Möglichkeit Einhalt zu thun. Außerdem ließ Friedrich den bereits früher eingeführten „Leibzoll", d. h. die an den Zollstätten von „unvergleiteten" (nicht mit Schutz- oder Geleitsbriefen versehenen) Juden für die Erlaubniß zur Durchreise zu entrichtende Abgabe, welche 1769 in der Provinz Preußen für den jüdischen Kaufmann 3½, für den Knecht 2½ und für den Jungen 1⅓ Thaler betrug, bestehen; ebenso dauerte das Recht einiger Städte, wie Magdeburg und Stettin, sich von Juden freihalten zu dürfen, fort.

Geschichtschreibung. In der geschilderten Periode war es neben der Philosophie die Geschichte und vornehmlich die vaterländische Geschichte, der man besondere Aufmerksamkeit zuwandte. Und was hätte auch, nachdem das Vaterland unter der Regierung seines Heldenkönigs so hoch gestiegen war, näher liegen können? Mußte es nicht für jeden patriotischen Preußen ein besonderes Interesse gewähren, die jetzige Größe und Macht des Staates mit den kleinen Anfängen desselben zu vergleichen, sein allmähliches Wachsthum, seine allmähliche Entwicklung zu ungeahnter Macht und Größe in ihren einzelnen Perioden vor seinem Geiste vorüberziehen zu lassen? So entstanden eine große Reihe von Werken, die, mit unermüdlichem Fleiße und großer Sorgfalt gearbeitet, für die Geschichte unseres engeren Vaterlandes noch heute werthvoll und unentbehrlich sind, wenngleich unter der Einwirkung der Zeitumstände manche Unrichtigkeiten sich mit einschlichen und gar Vieles verborgen blieb, was erst die neuere Geschichtsforschung mit ihren ausgedehnteren Hülfsmitteln zu Tage gefördert hat. Aus der großen Zahl der hierher gehörigen Werke können wir nur wenige anführen; so Küster's „Geschichte des alten und neuen Berlin", Beckmann's „Historische Beschreibung der Mark Brandenburg", Möhsen's „Geschichte der Wissenschaft in der Mark" und endlich König's „Versuch einer historischen Schilderung von Berlin"; der Leser hat an mehreren Stellen dieses Buches Gelegenheit gehabt, durch kürzere oder längere diesen Werken entlehnte Abschnitte mit ihnen bekannt zu werden.

Wir können diesen Abschnitt nicht schließen, ohne noch eines Mannes aus jener Zeit zu gedenken, der allezeit unter den hervorragenden Geistern jener großen Tage mit Ehren genannt werden wird. Es ist dies der Buchhändler Chr. Frdr. Nicolai (1733—1811), der, selbst ein angesehener Schriftsteller und Gelehrter, der lebendige Mittelpunkt aller wissenschaftlichen Bestrebungen in Berlin war. Mit allen bedeutenden Männern der Kunst und Wissenschaft in regem literarischen und geschäftlichen Verkehr, stand er allen jungen, aufstrebenden Talenten helfend und fördernd zur Seite und wirkte mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln und Kräften für Pflege edlen geistigen Lebens und für Aufklärung des Volkes.

Kein Zweiter hat auf die besten jugendlichen Geister, die sich zu regen begannen und von denen zum Theil schon Anerkennenswerthes zu Tage gefördert worden war, in so hohem Grade gewirkt, als Friedrich II. Bereits war ein zweiter Frühling für unsere Literatur angebrochen — doch, er, der früher schon sein Urtheil über die deutschen Schriftsteller abgeschlossen hatte, ahnte nichts von der begonnenen geistesfrischen Strömung. Er war, wie er selbst mehrfach geäußert hat, bereits zu alt geworden, als die besten Knospen im deutschen Dichterhain sich erschlossen. Zu ausschließlich hatte er sich in seiner Jugend in die formvollendete französische Literatur eingelebt; trotz alles Feuers, trotz aller Beweglichkeit vermochte sein Geist nach den aufreibenden Anstrengungen seines Lebens sich nicht mehr so vollständig umzuformen, um die tiefer liegenden Schönheiten der Werke eines Lessing, Klopstock, Goethe und Schiller zu erfassen und nach ihrem vollen Werthe zu schätzen. In einer von ihm mehrere Jahre vor seinem Tode verfaßten Abhandlung über

die deutsche Literatur findet sich die merkwürdige Stelle: „Da geht jetzt ein „Götz von Berlichingen“ in Berlin über die Breter, eine erbärmliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatscht Beifall und fordert mit Entzücken die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten. Die widerwärtigen Shakespeare'schen Komödien giebt man bei uns in deutschen Uebersetzungen, und das Publikum freut sich dieser lächerlichen Possen, die sich kaum für die Wilden in Kanada schicken würden. Und doch“ — so schließt jene Schrift — „werden wir unsere klassischen Schriftsteller haben; Jeder wird sie lesen, um sich an ihnen zu erfreuen; unsere Nachbarn werden die deutsche Sprache lernen, an den Höfen wird man sie mit Vergnügen sprechen, und es kann geschehen, daß unsere Sprache, ausgebildet und vollendet, sich zu Gunsten unserer Schriftsteller von einem Ende Europa's bis zum andern ausbreitet. Diese schönen Tage unserer Literatur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen heran. Ich sage es euch, mein Alter gestattet mir dazu keine Hoffnung. Ich bin wie Moses; ich sehe von fern das gelobte Land, aber ich werde es nie betreten.“

Dieses Vertrauen auf die Zukunft der deutschen Dichtung ist der Beweis, daß Friedrich kein Verächter des deutschen Geistes war, sondern ihn im Grunde seiner Seele schätzte.

Das Zeitungswesen. In das vorige Jahrhundert fällt, mit der allmählichen Bildung dessen, was man heutzutage öffentliche Meinung nennt, auch die Entwicklung des Zeitungswesens, welches gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts zu immer größerer Bedeutung gedieh. Zu Beginn desselben standen die Zeitungen jedoch im frühesten Stadium ihrer Entwicklung, noch in ihren Kinderschuhen. Die Zeitungspresse genoß nur da höheres Ansehen, wo sie, wie beispielsweise in den Niederlanden, Stütze und Schutz in einem freien Bürgerthum fand, oder sich, wie in England, infolge der freiheitlichen Fortschritte des Landes, rascher zu höherem Einfluß und zu allgemeinerer Anerkennung entfalten konnte.

Es dürfte für unsere Leser von Interesse sein, wenn wir an dieser Stelle einige Blicke auf die Presse im Allgemeinen, ihre Entstehung und ihre allmähliche Entwicklung im Verlauf des vorigen Jahrhunderts werfen.

Aus unscheinbaren Anfängen hat sich das Zeitungswesen entwickelt, wie ja naturgemäß vor Erfindung der Buchdruckerkunst von einer Zeitung im eigentlichen Sinne kaum die Rede sein konnte. Zunächst war es das historische Volkslied, welches, von Mund zu Mund fortgepflanzt oder von fahrenden Sängern von Stadt zu Stadt, von Hof zu Hof getragen, das natürliche Bedürfniß des Menschen befriedigte, auch über das, was außerhalb seiner engeren Heimat in der Welt vorging, Kenntniß zu erhalten. Mit der Ausbildung festerer Formen für den Verkehr der einzelnen Staaten und Reiche unter einander traten dann zunächst an die Stelle des Liedes die „Relationen“ und Gesandtschaftsberichte der an den fremden Höfen angestellten Diplomaten, die, wie z. B. die venetianischen Gesandtschaftsberichte, noch heute eine werthvolle und kaum zu entbehrende Quelle für die Geschichte jener Zeit sind. Für das Lesebedürfniß der großen Masse des Volkes sorgte alsdann die Buchdruckerkunst durch die sogenannten „Fliegenden Blätter“, die im Zeitalter der großen Entdeckungen und namentlich in der stürmisch bewegten Periode der Reformation in großer Zahl gedruckt und vom Volke mit wahrer Gier gekauft und gelesen wurden. Anfangs in unregelmäßigen Zeiträumen und je nach dem Bedürfniß des Augenblickes erscheinend, bildeten sich diese Flugblätter bald zu mehr oder weniger regelmäßigen Zeitungen aus. Die wahrscheinlich älteste Zeitung dieser Art ist die „Gazetta di Venezia“, deren Ursprung auf das Jahr 1536 verlegt wird, zu welcher Zeit der gefürchtete Sultan Soliman die damals in ihrer Blüte stehende Republik Venedig mit Krieg überzog. Natürlich nahm der ganze Staat und überhaupt ganz Italien lebhaftes Interesse an dem Verlauf dieses Krieges, und da die Privatmittheilungen nicht genügten, um die eingehenden Nachrichten schnell und allseitig im Volke zu verbreiten, so wurden dieselben zusammengestellt und als fliegende Blätter in großer Menge gedruckt.

Der Preis eines solchen Blattes war eine Gazetta, eine kleine italienische Münze; daher rührt der noch heute bei allen romanischen Völkern und auch bei den Engländern gebräuchliche Ausdruck „Gazetta" oder „Gazette" zur Bezeichnung der Neuigkeitsblätter oder Zeitungen her.

Kaum hatte sich indessen auf solche Weise ein geregeltes Zeitungswesen entwickelt, als dasselbe auch infolge mehrfachen Mißbrauchs Verdruß bei den regierenden Häuptern, geistlichen und weltlichen, erregte; alsbald wurde durch scharfe Verordnungen die freie Meinungsäußerung beschränkt oder ganz unterdrückt. Es entstand (vgl. I. S. 338) die Einrichtung der „Censur", die dann Jahrhunderte lang auf der öffentlichen Meinung schwer gelastet hat und erst im neunzehnten Jahrhundert, meist nach schweren Kämpfen zu Gunsten der Preßfreiheit, verschwunden ist. — An vereinzelten Versuchen aufgeklärter Fürsten, diesen Geistesdruck abzuschaffen, hat es zu keiner Zeit gefehlt; aber es blieb eben beim Versuch, und die bald nach Einführung der Preßfreiheit immer wieder aufkeimenden unausbleiblichen Mißbräuche und Uebergriffe führten alsbald wieder zu ihrer Beseitigung. Trotz aller Beschränkung, trotz der tiefen Mißachtung, mit welcher man im vorigen Jahrhundert mit wenigen rühmlichen Ausnahmen die Zeitungsschreiber behandelte, entstanden doch, ein Zeugniß für das unabweisbare Bedürfniß, eine große Zahl von Zeitungen, die sich zum Theil sogar schon aus dem siebzehnten Jahrhundert herschreiben, in einigen Fällen noch heute fortbestehen und sich eines guten Rufs erfreuen. Ueber das Berliner Zeitungswesen wird der Leser alsbald etwas Weiteres erfahren; hier möge zuerst einiger der hervorragendsten anderen deutschen Zeitungen Erwähnugg gethan werden.

Von den noch heute in Deutschland bestehenden Zeitungen führen sieben ihre Entstehung in das siebzehnte Jahrhundert zurück: das „Frankfurter Journal" 1618, die „Magdeburger Zeitung" 1628, die „Königsberger Hartung'sche Zeitung" 1640, die „Jenaische Zeitung" 1674 und die „Gothaische Zeitung" 1691. Die gleichfalls vom zweiten Jahrzehnt des siebzehnten Jahrhunderts datirende „Kölnische Zeitung", welche jüngst (1880) ihr zweihundertsechzigjähriges Geburtsfest feiern konnte, und welche 1620 schon in allen Theilen der Niederlande bekannt geworden war, verdient als bedeutendste Zeitung Deutschlands besondere Erwähnung. — Außer Köln, Straßburg, Magdeburg, Königsberg ꝛc. hatten aber auch Wien schon seit 1610, Nürnberg, wenn nicht früher, doch gewiß seit 1620, Augsburg und München seit 1627, Hamburg seit 1628 zeitungsähnliche „Nachrichten" oder „Bulletins". — Der zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts begründete „Hamburgische Correspondent" war lange Zeit und hauptsächlich im vorigen Jahrhundert die wichtigste und gelesenste Zeitung nicht nur Deutschlands, sondern Europa's; für die meisten anderen in- und ausländischen Organe der öffentlichen Meinung ward dieses Blatt die wichtigste Quelle, da dasselbe schon damals eigene Korrespondenten in überseeischen und außerdeutschen Plätzen hielt, ein Vorzug, dessen sich die übrigen Zeitungen nicht rühmen konnten. Am 2. Januar dieses Jahres (1880) hat der „Hamburgische Correspondent" sein einhundertfünfzigjähriges Jubiläum gefeiert. Der betreffenden Nummer war für die Leser ein genauer Abdruck der Nummer vom 2. Januar 1790 im damals gebräuchlichen Format und in damaliger Ausstattung beigelegt, die den Unterschied des Sonst und Jetzt auf dem Gebiete des Zeitungswesens so recht klar hervortreten läßt.

Das, was heute unsere Presse interessant macht, das eigene Urtheil und die Vertretung der öffentlichen Meinung, durfte man von Zeitungen des vorigen Jahrhunderts nicht erwarten, zumal in Preußen, wo die oben genannten Bulletins unter Friedrich Wilhelm I., trotz der Maßnahmen und Unterdrückungsbefehle des strengen, dem Zeitungswesen durchaus abholden Königs dennoch Eingang gefunden hatten. Infolge der geringen Förderung des Zeitungswesens war denn auch der Inhalt der damaligen geschriebenen und gedruckten Zeitungen meist überaus mager, fade und langweilig, und wenn sich ja einmal dieser oder jener Herausgeber gestattete, die ihm eng gezogenen Grenzen zu überschreiten, Anderes zu bringen als Berichte über Hofleben, Staats- und Militärwesen, Naturereignisse,

militärische und amtliche Beförderungen, Kuriositäten u. s. w., so hielt gar bald schon die allmächtige Staatsgewalt unerbittliches Gericht über den vermessenen Neuigkeitsschreiber.

Nur selten war den Zeitungsherausgebern vergönnt, die Wünsche und Bedürfnisse der Bevölkerung zur Sprache zu bringen oder die Mängel und Uebelstände des Regiments im Lande aufzudecken. Da nun die Zeitungsschreiber in der Regel hochgebildete Leute nicht waren, ebenso selten den Gelehrtenkreisen angehörten, überhaupt angesehene Persönlichkeiten sich mit der Federführung im Dienste der öffentlichen Meinung selten abgaben — so darf es nicht Wunder nehmen, wenn Gewaltthätigkeiten gegen Schriftsteller nicht zu den Seltenheiten gehörten. Bekanntlich hatte selbst der verdiente Herausgeber des ersten „Robinson", Daniel de Foe, den Strafarm der englischen Staatsgewalt zu empfinden; ja er wurde infolge seiner Antheilnahme an politischen und religiösen Streitigkeiten, wegen seiner anonym herausgegebenen Flugschrift „Kurzer Prozeß mit den Dissenters" — einer protestantischen Glaubenssekte, die es nicht mit der englischen Kirche hält — vor Gericht geladen, zu einer Geldbuße, siebenjährigem Gefängniß und dreimaliger Ausstellung am Pranger verurtheilt. — Daß unser deutscher Dichter Daniel Schubart seine „hochverrätherischen" poetischen Ergüsse im Kerker auf dem Hohenasperg abbüßen mußte, ist bekannt.

Als Friedrich II. die Regierung antrat, erschien in Berlin (damals wöchentlich dreimal) eine kleine Zeitung, die dem Volke indeß nur einen höchst dürftigen Inhalt darbot. Friedrich forderte den Professor Formey auf, eine neue Zeitung zu gründen, welche in französischer Sprache erscheinen sollte, und bot sich ihm selbst als Mitarbeiter an. Zugleich aber erschien auf Friedrich's Veranlassung eine für das Volk bestimmte deutsche Zeitung. Der Buchhändler Haude, der Begründer der nachmals allbekannten Verlagshandlung von Haude & Spener, übernahm den Verlag dieser neuen Zeitung, welche ebenso wie die erstgenannte zum Oefteren Mittheilungen von des Königs eigener Hand brachte. Das französische Blatt konnte naturgemäß nur eine beschränkte Lebensdauer haben; dagegen ist jene deutsche Zeitung, unter dem Namen der „Spener'schen Zeitung" längere Zeit eines der gelesensten politischen Tagesblätter Berlins, erst vor wenigen Jahren eingegangen. Beide wurden überlebt von der oben genannten, schon unter Friedrich Wilhelm I. dreimal wöchentlich erscheinenden (Rüdiger'schen) Zeitung, welche als die „Königlich privilegirte Berlinische Zeitung von Staats- und gelehrten Sachen" als vielgelesenes Blatt noch heute fortbesteht. Im Munde des Volkes heißt sie nach ihrem früheren Verleger „Vossische Zeitung" oder noch bezeichnender die „Tante Voß", im Gegensatz zu dem verstorbenen „Onkel Spener".

Der König machte sogar den Versuch, diesen Zeitungen, wie überhaupt allen, die sonst noch im Lande erschienen, eine fast unbeschränkte Preßfreiheit zu gewähren. In einem diesbezüglichen Schreiben an den Minister v. Podewils heißt es: „Seine Majestät haben mir anbefohlen, Ew. Excellenz zu eröffnen, daß den berlinischen Zeitungsschreibern eine unbeschränkte Freiheit gelassen werden soll, weil, wie Sr. Majestät Worte waren, ein solches dieselben divertire, dagegen aber auch fremde Ministri sich nicht würden beschweren können, wenn in den hiesigen Zeitungen bisweilen Passagen anzutreffen, so ihnen mißfallen könnten. Ich nahm mir zwar die Freiheit, darauf zu regeriren, daß der ***sche Hof über dieses Sujet sehr pointilleux wäre, Se. Majestät erwiederten aber, daß Gazetten, wenn sie interessant sein sollten, nicht genirt werden müßten." — Die mit dieser Verordnung gewährte Preßfreiheit hatte allerdings, wenigstens in ihrem vollen Umfange, nur kurzen Bestand. Politische Gründe veranlaßten Friedrich, dieselbe bald mehr und mehr einzuschränken, und bereits im Jahre 1743 fühlten sich die Herausgeber der Spener'schen Zeitung bewogen, den ursprünglichen stolzen Wahlspruch „Wahrheit und Freiheit" mit dem der veränderten Sachlage besser entsprechenden „Mit königlicher Freiheit" zu vertauschen. — Auf dem Gebiet wissenschaftlicher Forschung aber hielt Friedrich während seiner ganzen Regierung an den Grundsätzen unbedingter Freiheit fest, und er wies stets mit Entschiedenheit alle entgegengesetzten Vorschläge und Bitten fanatischer Eiferer zurück.

Es ist bereits gesagt worden, daß Friedrich sich gelegentlich selbst als Mitarbeiter bei den Berliner Zeitungen betheiligte. Meist waren die von ihm eingesandten Aufsätze politischen oder literarisch-philosophischen Inhalts; mitunter gestattete er sich auch wohl einen harmlosen Scherz, namentlich wenn ein solcher zugleich seinen augenblicklichen Absichten zugute kam. So erschien eines Tages in sämmtlichen Zeitungen Berlins ein ausführlicher Bericht über ein schreckliches Unwetter, das Tags vorher in Potsdam gewüthet und grausige Verheerungen angerichtet haben sollte. Schloßen wie eine Hand groß sollten gefallen sein, und ganz Berlin sprach für den Augenblick von nichts Anderem, als von dem schrecklichen Unglück, das die schöne Nachbarstadt betroffen habe, bis bald darauf sich Alles als eitel Erfindung herausstellte. Nach der allgemeinen Ansicht war kein Anderer als Friedrich selbst der Verfasser jenes Artikels; und seine Absicht dabei? — Er hatte die Aufmerksamkeit der Berliner von beunruhigenden Kriegsgerüchten ablenken wollen, und wenn — woran zu zweifeln wir keinen Grund haben — die obige Erzählung wahr ist, so hat er seinen Zweck vollkommen erreicht. Ein besonders heiteres Nachspiel bekam übrigens jener Vorfall noch durch einen Leipziger Professor, Namens Titius, der in einer gelehrten Schrift jenes Unwetter, das gar nicht stattgefunden hatte, wissenschaftlich zu erklären und zu begründen versuchte und damit natürlich der Spottlust der Berliner reichlichen Stoff gab.

Trotz aller Achtung vor freien und wohlmeinenden Meinungsäußerungen, verstand Friedrich II. jedoch gar keinen Spaß, wenn mißliebige „Neuigkeitskrämer“ mit ihrem feindseligen „Geflunker“ zu weit gingen. Schon in die erste Zeit seiner Regierung fällt jener mehrfach besprochene Erlaß an den preußischen Gesandten Rahd in Köln, den Zeitungsredakteur Roderique, Herausgeber der einflußreichen „Gazette de Cologne“, welcher damals für Oesterreich gegen den aufstrebenden Preußenkönig in heftigster Weise Partei genommen, „zur Raison zu bringen“, worunter der junge Monarch eben verstand, daß Roderique davon abstehen sollte, das königliche Thun in dunkelstem Licht erscheinen zu lassen. Da sich Roderique aber nicht „zur Raison bringen“ ließ, so beschloß der Monarch, ein Strafexempel an ihm vollziehen zu lassen, und ihm ward eine Tracht Prügel diktirt. Zu solchem Behufe wurden dem oben genannten Bevollmächtigten 100 Dukaten von dem sonst so haushälterischen Fürsten angewiesen. Auch fand sich in der That ein rheinischer Biedermann, der den Auftrag, und zwar schon für die Hälfte der genannten Summe, bestens vollführte.

Nachmals, gegen Ende des Siebenjährigen Krieges, zeigte Friedrich II., daß er hinsichtlich der Behandlungsweise „sich frech gebärdender“ Zeitungsschreiber gerade noch so dachte, wie zwanzig Jahre zuvor, denn er gab dem Oberst von Kleist, als er den uns bekannten Streifzug nach Franken antrat, den Auftrag, den Redakteur der preußenfeindlichen „Erlanger Zeitung“ wegen dessen gehässiger Auslassungen zur Rede zu stellen, ihm Fünfundzwanzig aufzählen und den richtigen Empfang sich auch bescheinigen zu lassen. (Zeitschrift für preußische Geschichte III., S. 11.) Es ist kaum zweifelhaft, daß der Auftrag vollzogen und ebenso unanfechtbar, daß dergleichen Uebergriffe gegen die Schriftsteller leider auf den Beifall der großen Menge rechnen durften. — Das Verhalten des Königs entsprang keineswegs der Mißachtung oder gar der Verachtung der Presse, wie wir oben gesehen haben. Auch darf nicht übersehen werden, daß der König gegenüber persönlichen Angriffen oder Lästerungen sich durchaus tolerant zeigte. Bekannt ist ja sein Verfahren in den Zeiten, als es an Spottbildern auf ihn nicht fehlte.

Als Friedrich eines Tages durch die Jägerstraße ritt, sah er von fern in der Nähe des sogenannten Fürstenhauses eine ungewöhnliche Ansammlung von Leuten. Sein einziger Begleiter, ein Heiduck, wurde von ihm hingeschickt, zu sehen, was es gäbe. Er kam zurück und sagte: „Sie haben etwas auf Euer Majestät angeschlagen.“ Es war ein Spottbild auf Friedrich, das sich auf die Kaffeeregie bezog. Auf dem Bilde sah man den König, wie er in kläglicher Gestalt auf einem Schemel saß, mit der einen Hand eine zwischen den Knieen eingeklemmte Kaffeemühle drehte und mit der andern Bohnen vom Boden auflas.

Der König war indeß näher gekommen, und als er das Bild sah, winkte er mit der Hand und sagte: „Hängt es doch niedriger, daß die Leute sich die Hälse nicht ausrecken müssen!" Da brach allgemeiner Jubel unter der Menge aus. Man riß das Bild in Stücke, und Lebehochs folgten dem Könige, der langsam des Weges weiter ritt.

Gegen Ende der Regierung Friedrich's des Großen war es für einen preußischen Zeitungsschreiber wirklich schwer, sich Geltung zu verschaffen und durch Vorführung interessanter Themata die Theilnahme seines Publikums dauernd rege zu halten. Was an anderen Orten die Zeitungen noch lesenswerth erscheinen ließ: Schilderungen des Lebens und der Festlichkeiten am Hofe, davon konnte noch vierzig Jahre lang in Preußen nicht die Rede sein; auch darf man sich nicht verhehlen, daß des Königs selbstloses Schalten, seine Zurückgezogenheit in Sanssouci, wo nur ein kleiner Kreis Auserwählter Zutritt zu ihm fand, in allen Theilen Europa's größere Aufmerksamkeit erregte als in Preußen, wo man sich daran gewöhnt hatte. — Die Staatsmaschine arbeitete geräuschlos und mit größter Regelmäßigkeit; nahmen sich Klatschblätter ja einmal in Beziehung auf Accise oder militärische Ereignisse etwas zu viel heraus, so ward gegen sie ohne Weiteres eingeschritten — in Preußen nicht viel anders als anderswo. Höchst unbedeutend ist nach heutigen Begriffen daher der Inhalt der im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts schon zu Ansehen gelangten Vossischen und der Haude & Spener'schen Zeitung in Betreff der Begebenheiten zur Zeit des großen Königs. „Es fehlte", sagt Friedrich Kapp, „überall der natürliche Boden für das Gedeihen jener Art geheimer Publizistik, welche besonders im Skandal des Hoflebens und in der Stickluft eines in seiner Entwicklung zurückgehaltenen Staats- und Volkslebens blüht. Die Berliner, ja die Preußen jener Zeit fühlten sich der ganzen übrigen Welt gegenüber so stolz und mächtig, daß sie alle kleinlichen häuslichen Schmerzen gern über ihre vermeintliche hochangesehene Stellung in der großen politischen Welt vergaßen."

Es begann um den alternden König immer einsamer zu werden. Tapfere Waffengefährten und eine Zahl von ihm verehrter Freunde der Wissenschaft waren ihm in das Jenseits vorausgegangen. Seine Lieblingsschwester Wilhelmine war todt — ihr zum Andenken hatte er in dem Garten von Sanssouci einen Tempel errichten lassen. Eine Statue war im Hintergrunde des Rundgewölbes aufgestellt, dessen einzelne Säulen mit den Bildnissen von Helden geschmückt waren, die ein Herz für Freundschaft hatten. In diesem Tempel sah man den König oft allein und in tiefes Nachsinnen verloren.

Wir haben gesehen, wie Friedrich der Große, seitdem er im Jahre 1740 den preußischen Königsthron bestiegen hatte, unablässig und trotz so vielfacher Hindernisse mit Erfolg bemüht gewesen war, die letzten Reste einer mittelalterlichen Anschauungsweise, die nach Möglichkeit lebendig zu erhalten um die Mitte des vorigen Jahrhunderts den meisten Fürsten noch als die Grundbedingung, als das wesentlichste Erforderniß einer geordneten Staatsleitung galt, mit starker Hand hinwegzuräumen. Konnte er, am Rande des Grabes stehend und auf eine nahezu fünfzigjährige Regententhätigkeit zurückschauend, seine Aufgabe als gelöst betrachten? — Er konnte es in der That. Noch war zwar nicht alles Verkommene hinweggeräumt, aber das, was noch übrig geblieben war, trug den Todeskeim in sich; es mußte über kurz oder lang fallen mit der Fortentwicklung des neuen Geistes, der unter der Regierung des großen Königs bereits alle Kreise des Volkes durchdrungen und — ein nicht hoch genug anzuschlagender Umstand — auch bei den Fürsten Eingang gefunden hatte. Wenn ein Habsburger, der edle Kaiser Joseph, wenn selbst die Beherrscherin Rußlands, die Kaiserin Elisabeth, dem Beispiele des Preußenkönigs folgend, in ihren Landen den Geist der Aufklärung zur Geltung zu bringen suchten, so konnte Friedrich die Arbeit seines Lebens nicht als verloren betrachten — sein Ziel war erreicht.

Aber mit welch' hoher Befriedigung er auch auf seine Regierung, auf den von ihm so hochgehobenen Staat hinblicken konnte, die Zustände in Europa waren nicht dazu angethan, an eine ungestörte, gleich gedeihliche Fortentwicklung der Nachbarstaaten, an eine

Friedenszeit zu glauben. Das benachbarte Polen schritt vielmehr in beschleunigtem Tempo seiner gänzlichen Auflösung entgegen. Die heftigen Kämpfe im englischen Parlamente, Nachwehen der Losreißung der Neuenglandsstaaten überm Atlantischen Meere hallten noch nach, aber die Gegensätze von Whigs und Tories machten sich doch nur in Worten Luft. Dagegen lag in Frankreich eine Menge Zündstoff infolge des verderblichen, sittenlosen Wirthschaftens während des Regimes Ludwig's XV. zur Explosion bereit; es sollten die Sünden der Väter sich hier gar bald an Kind und Kindeskindern rächen! In Belgien und Ungarn hatten die Eingriffe des sonst so wohlmeinenden Kaisers Joseph in die Rechte dieser Lande schon in den Jahren 1786 und 1787 die Brücke zu Empörungen geschlagen; die Zerwürfnisse in den Generalstaaten von Holland, welche etliche Jahre nach dem Tode Friedrich's II. die Preußen ins Land führten, hatten schon begonnen; ebenso wucherten in Schweden schon die Keime zu jener Verschwörung unter dem unzufriedenen Adel, die nach wenigen Jahren (1792) bis zum Königsmord sich verstieg. — Es hatte sich im Zeitalter der Aufklärung eben überall gefahrdrohender Zündstoff, so auch in Italien und Spanien, angehäuft — — die Gährung war bis nach der Zarenresidenz an der Newa vorgedrungen, wo nur ein durchsichtiger Firniß die sittenlose, von der anderer europäischer Höfe wenig verschiedene Gesellschaft überdeckte.

Ob der Solon unter den Fürsten in prophetischem Schauen das Herannahen der blutigen Tage des Umsturzes im Geiste herankommen sah? — er, der sich sagen mußte, daß er selbst die angebrochene neue Zeit habe inauguriren helfen! — Wir zweifeln nicht daran! (Vergl. S. 366.)

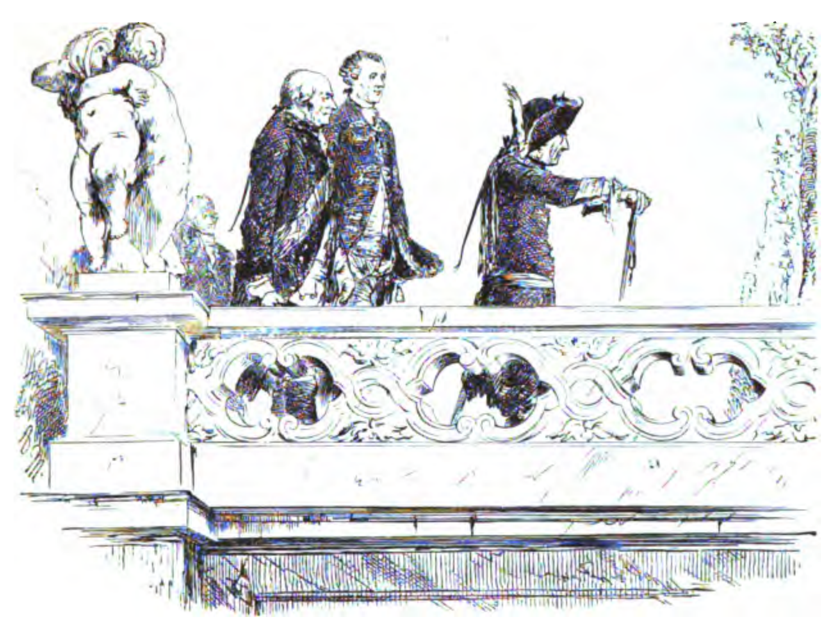
Gestatten wir dem Dichter (Emanuel Geibel in seinem „Sanssouci"), uns ein Stimmungsbild aus den letzten Lebenstagen des einzigen Königs vor die Seele zu zaubern.

„Vorbei am luft'gen Haus voll fremder Vögelstimmen
Laß uns den Hang empor zu den Terrassen klimmen,
Die der Orange Wuchs umkränzt mit falbem Grün;
Dort oben ragt, wo frisch sich Tann' und Buche mischen,
Das schmucklos heit're Schloß mit breiten Fensternischen,
Darin des Abends Feuer glüh'n.

Dort lehnt ein Mann im Stuhl; sein Haupt ist vorgesunken,
Sein blaues Auge sinnt, und oft in hellen Funken
Entzündet sich's; so sprüht aus dunkler Luft ein Blitz;
Ein dreigespitzter Hut bedeckt der Schläfe Weichen,
Sein Krückstock irrt im Sand und schreibt verworr'ne Zeichen; —
Nicht irrst du, das ist König Fritz.

Er sitzt und sinnt und schreibt. Kannst du sein Brüten deuten?
Denkt er an Kunersdorf, an Roßbach oder Leuthen,
An Hochkirch's Nacht, durchglüht von Flammen hundertfach?
Wie sie so roth geglänzt am Lauf der Feldkanonen,
Indeß die Reiterei mit rasselnden Schwadronen
Der Grenadiere Viereck brach.

Träumt in die Zukunft er? Zeigt ihm den immer vollern,
Den immer kühnern Flug des Aars der Hohenzollern,
Der schon den Doppelaar gebändigt, ein Gesicht?
Gedenkt er, wie dereinst ganz Deutschland hoffend lausche
Und bangend, wenn dereinst sein schwarzer Fittich rausche,
Des Tags, der sichert Recht und Licht?"



Der „Alte“ in Sanssouci. Zeichnung von A. Menzel.

Letzte Lebenszeit Friedrich's II.

Graf Ségur, damals französischer Gesandter in Berlin, giebt uns ein Bild des Königs aus seinen letzten Lebensjahren. „Mit der lebhaftesten Neugier“, sagt er, „betrachtete ich diesen Mann, der groß an Genie, klein von Gestalt und gleichsam unter der Last seiner Lorbern und langen Mühen gekrümmt war. Sein blauer Rock, abgenutzt wie sein Körper, seine bis über die Kniee hinaufreichenden Stiefeln, seine mit Tabak bedeckte Weste bildeten ein wunderliches und doch ehrfurchtgebietendes Ganze. An dem Feuer seiner Augen erkannte man, daß er sich noch wie ein junger Soldat schlagen würde.“ Ja, diese Augen! Niemand, der jemals in sie hineingeblickt hatte, vergaß sie. Sie übten einen gleich tiefen Eindruck auf den rohen Krieger, wie auf den Weltweisen. „Ein Paar Augen“, ruft ein Bewunderer, „wie sonst kein Mensch, noch Löwe, noch Luchs in jenem Jahrhundert sie hatte! Auch Mirabeau hat sie gesehen, diese Augen, welche — nach seinen eigenen Worten — auf Geheiß der Seele des großen Königs Bezauberung oder Schrecken einflößten.“ Und Carlyle, der begeisterte Verehrer Friedrich's, sagt, sich auf die von ihm gesammelten Urtheile der Zeitgenossen stützend: „Es waren mächtige, glanzvolle Augen, schnellstrahlend wie die Sterne, fest und unverwandt wie die Sonne; ihr gewöhnlicher Ausdruck: Wachsamkeit und durchdringender Verstand, Schnelligkeit, auf Tiefe ruhend.“ Und diese Augen standen in einem Gesicht, das „Spuren von vielen Leiden, wie man es nennt, von vieler in dieser Welt vollbrachter schwerer Arbeit“ trug, dessen Ausdruck „ruhiger Stoizismus“ war, „wohl empfänglich für die Freuden, die es giebt, aber keiner gewärtig, die der Rede werth.“ Doch fehlte in dem Angesichte auch jetzt noch nicht „der Zug heiterer, spottlustiger Laune.“

Den Freunden, die ihm noch geblieben waren, schloß er sich um so wärmer an. Unter ihnen war General von Lettow häufig bei ihm zu finden, ein schlichter Kriegsmann, dessen außerordentliches Gedächtniß dem Könige bei seinen Erinnerungen an die Kriegsereignisse sehr zu statten kam. Als Friedrich einst bei Tafel die Literatur der Franzosen lebhaft pries, namentlich den Geist derselben hervorhob, und man dem ehrlichen Lettow eine gewisse Unbehaglichkeit dabei ansah, wandte sich der König plötzlich mit der Frage an ihn: „Nun, mein lieber Lettow, was sagt Er denn zu diesem Allen?“ —

Ohne Verlegenheit versetzte Lettow: „Was Ew. Majestät von französischen Witzen erzählt, lasse ich dahingestellt sein; ich weiß nur so viel, daß wir preußische Witze haben, denen die französischen nicht das Wasser reichen." Auf die Einsprache des Königs, daß ihm der Beweis dieser Behauptung doch wol schwer fallen möchte, fuhr Lettow fort: „Nichts ist leichter als dies. Da haben wir erstlich Mollwitz, wo Sie die erste Schlacht gewannen, die den Ruhm unserer Waffen gründete; dann haben wir zweitens Bunzelwitz in Schlesien, wo Ew. Majestät gegen die Oesterreicher und Russen so sicher saßen, wie in Abraham's Schoß; drittens sitzt dort mein Freund Prittwitz, der Ew. Majestät bei Kunersdorf das Leben rettete, und viertens hier mein braver Nachbar Lestwitz, der mit seinen Grenadieren so oft den Nagel auf den Kopf getroffen. Diese Witze sind besser, als alle französischen, mit denen wir keinen Hund aus dem Ofen locken." — „Er hat Recht, mein lieber Lettow!" erwiederte Friedrich nach einer Pause.

Der bejahrte Fouqué, den der König zum Dompropst von Magdeburg ernannt hatte, war gleichfalls ein gern gesehener Gast auf Sanssouci. Als ihm seine Kränklichkeit die Reise nach Potsdam nicht mehr erlaubte, erfreute er sich mehrfach der Besuche seines Königs, der ihm dabei wohlgemeinte Rathschläge für die Schonung seiner Gesundheit ertheilte. Fouqué empfing außerdem von seinem königlichen Freunde öfters Labsal an alten Weinen und ausgesuchten Früchten aus den königlichen Gärten.

Fast noch inniger, als mit Fouqué, fühlte sich Friedrich mit dem Lord-Marschall Keith verbunden. Nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges zog diesen das Heimweh unwiderstehlich nach Schottland. Bald folgte ihm ein Brief Friedrich's nach, in dem es hieß: „Wenn ich eine Seemacht wäre, so würde ich Sie in Schottland aufheben; aber mein theurer Lord, ich kann nur die Arme der Freundschaft nach Ihnen ausstrecken; kommen Sie, bei mir zu leben und sich in ihren Schoß zu werfen." In der That, der Siebzigjährige, in dem sich die Sehnsucht nach dem königlichen Herzen auf Sanssouci bald stärker zeigte, als die Liebe zur Heimat, kehrte zurück.

Nicht minder stand Friedrich's Herzen der alte tapfere Zieten nahe. Als dieser einst an der Tafel des Königs eingeschlummert war, und einer der Gäste Miene machte, ihn wecken zu wollen, verhinderte der König dies mit den Worten: „Laßt ihn schlafen, er hat oft genug für uns gewacht!" Im Jahre 1784 erschien der bereits fünfundachtzigjährige Zieten mit den übrigen Generälen im Parolesaale des Schlosses. Sobald ihn der König erblickte, ging er auf ihn zu, reichte ihm die Hand und sagte: „Es thut mir leid, daß Er sich die Mühe gegeben hat, die vielen Treppen zu steigen, ich wäre gern zu Ihm gekommen. Wie steht's mit der Gesundheit?" — „Die ist gut, Ew. Majestät, mir schmeckt noch Essen und Trinken, aber ich fühl's, daß die Kräfte abnehmen." — „Das Erste hör' ich gern; aber das Stehen muß Ihm sauer werden." Der König ließ einen Stuhl für Zieten herbeibringen, dieser wollte sich nicht setzen und versicherte, er sei nicht müde. Der König aber nöthigte ihn wiederholt mit den Worten: „Setz' Er sich, alter Vater! setz' Er sich, sonst geh' ich fort, denn ich will Ihm durchaus nicht zur Last fallen." Es mußte geschehen, und der König unterhielt sich eine Zeit lang stehend mit dem ergrauten, ehrenfesten Waffengefährten. Das herzliche Verhältniß, in welchem der König zu dem greisen Kriegsmanne stand, tritt auch in jener bekannten Kabinetsordre zu Tage, die Friedrich im Jahre 1780 an den damals einundachtzigjährigen Zieten richtete, den er dadurch gewissermaßen zum ersten Veteranen der preußischen Armee ernannte. Es sollte in diesem Jahre eine große Revue abgehalten werden, und der König gestattete für dieselbe durch die erwähnte Kabinetsordre dem treuen Waffengefährten, ohne Kalpak und ohne die schwere Tigerdecke zu erscheinen, da ein Mann, der länger denn sechzig Jahre seinem Könige so treu gedient und in Glück und Unglück alle Gefahren mit ihm getheilt habe, wol die Ehrenrechte für sich in Anspruch nehmen dürfe, die dem miles veteranus der römischen Legionen einst zugestanden wurden.

Dem geistreichen, aber ebenso boshaften Voltaire hatte der König, dem versöhnlichen Zuge seines Herzens folgend, längst vergeben, und mit ihm wieder, wie bemerkt, einen Briefwechsel angeknüpft. Es war ihm „trotzdem und alledem“ Bedürfniß, mit einem so ausgezeichneten Geiste zu verkehren. „Sie sind“, heißt es in einem Briefe an Voltaire, „in der That ein sonderbares Geschöpf. Wenn ich Lust habe, auf Sie zu schelten, und Sie mir nur ein paar Worte sagen, so erstirbt mir der Vorwurf auf der Federspitze.“



Arbeitskabinet des Königs. Zeichnung von Ludwig Burger.

„Bei des Gefallens glücklichem Talent,
Bei so viel Kunst und Geist und Grazie,
Verzeih' ich Voltaire'n Alles gern, und wenn
Mich seine Bosheit auch erbittert hat:
Ich fühle, daß mein Zorn, so sehr mein Herz
Empört auch war, durch ihn entwaffnet ist.“

Bis zum Jahre 1773 hielt der König täglich sein Konzert in der früher geschilderten Weise ab. In diesem Jahre starb sein einstmaliger Lehrmeister, der berühmte Flötenbläser Quanz; der von uns früher genannte Emanuel Bach war dem Könige nie so nahe getreten, und da es auch von dieser Zeit ab dem Letzteren wegen mangelnder Vorderzähne

versagt war, sein Lieblingsinstrument zu spielen, so hörten die musikalischen Abendunterhaltungen auf, und es versiegte damit ein Quell der Freuden für den greisen Monarchen. Das Wirken zum Wohl des Staates bleibt ihm der höchste Genuß. „Ich bin Ihnen für den Samen, den Sie mir geschickt haben", schreibt er an Voltaire, „tausendmal verbunden. Hätte man wol geglaubt, daß unser Briefwechsel noch Triptolemos' Kunst betreffen, und daß es auf die Frage ankommen würde, wer von uns Beiden sein Feld am besten baue? Indeß ist jene Kunst die erste von allen, und ohne sie gäbe es keine Kaufleute, keine Höflinge, keine Könige, Dichter und Philosophen. Nur das ist wahrer Reichthum, was die Erde hervorbringt. Wer seine Ländereien verbessert, unbebautes Land urbar macht und Sümpfe austrocknet, der macht Eroberungen von der Barbarei." — „Das sind meine Kinderklappern im Alter; solche Freuden kann der Geist, wenn auch die Einbildungskraft erloschen, noch immer genießen."

Als dem Prinzen von Preußen der erste Sohn, der nachmalige König Friedrich Wilhelm III., geboren ward, schrieb Friedrich, hocherfreut über das der weiteren Thronfolge Bürgschaft gebende Ereigniß: „Ich wünsche, daß das Kind die Eigenschaften habe, welche es haben muß, und daß es, fern davon, die Geißel des menschlichen Geschlechts zu sein, vielmehr dessen Wohlthäter werde."

Man hat gar oft Vergleiche zwischen Friedrich II. und Napoleon I. gezogen, was wol in Rücksicht auf staatsmännisches Genie und Feldherrntalent, aber keineswegs in Bezug auf Charakter möglich ist. Während Friedrich immer nur der erste Diener seines Staates sein will, sinnt der korsische Emporkömmling nur darauf, wie sich Alles seinem Eigenwillen und seiner Selbstsucht unterordnen lasse. „Frankreich", so ungefähr sagt er seinem Bruder Joseph, „geht dem Lande vor, das du regierst; die Armee vor Frankreich, ich vor der Armee". Napoleon verlangt, daß die Schriftsteller, wenn sie von den Siegen der französischen Weltstürmer berichten, wenn sie von den Leistungen der auf kaiserliches Machtwort entstandenen, in der That bewundernswerthen Staatsmaschinerie reden — daß sie von *seinen* Siegen, von *seinen* Gesetzbüchern, *seinen* Organisationserfolgen sprächen. Friedrich dagegen identifizirt sich *mit dem Staate*, dessen erster Diener er eben nur sein will. Während Friedrich nach großen Triumphen nie übermüthig wird, nach empfindlichen Schlägen bereits binnen kurzer Frist seine Selbstbeherrschung und kaltblütige Ruhe wieder gewinnt, geht der rohe Uebermuth des Imperators, der längst die Herrschaft über sich verloren hatte, so weit, selbst hochherzige Frauen zu verletzen und zu demüthigen — — um schließlich im eigenen Ungemach bis zur Erniedrigung herabzusinken. Als Alles verloren, denkt er nur noch an sich, und es fällt ihm nicht ein, zu erwarten, daß seine bereits fahnenflüchtigen Kreaturen das Staatsinteresse, wie der Preußenkönig es gethan, dem des in Noth gerathenen Monarchen voranstellen sollten. Wie ganz anders erscheint hier der einzige König, als er bei Beginn des neuen Feldzugs (vgl. S. 241) seinen Minister mit dessen Kopfe dafür verantwortlich macht, daß, im Falle der Niederlage im bevorstehenden Kampfe und des Königs Gefangennehmung, zur Erkaufung seiner Freiheit für ihn weder Lösegeld gezahlt, noch in eine Landesabtretung gewilligt werde; gerathe er in die Hände seiner Feinde, so solle der Krieg Namens des Vaterlandes so fortgeführt werden, als sei er *selbst* nie auf der Welt gewesen. — Und nach sechsundvierzigjähriger ruhmreicher Regierung empfahl er noch auf seinem Sterbebette seinen Nachfolgern, stets ihren persönlichen Nutzen dem Wohle des Landes und dem Vortheile des Staates zu opfern! — Während Napoleon unedel genug ist, zu glauben, die nothwendigste Kunst des Staatsmannes bestehe darin, meisterhaft zu lügen und zu betrügen, ist Friedrich stolz auf seine Wahrhaftigkeit und rechtliche Denkweise. Dabei war Letzterer immer König und bei aller Herablassung von der Würde seines hohen Berufes durchdrungen — Napoleon dagegen fand sich nie in die Rolle des allein gebietenden Cäsaren — er zeigte nicht selten die linkischsten Formen und das würdelosesfte Benehmen. „Der gute Geschmack ist stets Ihr persönlicher Feind gewesen", soll Talleyrand zu ihm gesagt haben: „schade, daß Sie ihm nicht mit Kanonenschüssen die Wege weisen können." —

Kurz, dem Korsen fehlte der Adel der Gesinnung, von Gemüthstiefe ganz zu schweigen. Friedrich II. aber sucht redlich alle Züge von Härte und anscheinender Menschenverachtung wieder gutzumachen; er zeigt sich dankbar und anhänglich gegen Freunde und Verwandte, erkenntlich würdigen Dienern des Staates gegenüber.

Ritt der greise Fürst durch die Straßen, so traten die Leute, die es rechtzeitig bemerkten, aus ihren Häusern, um ihn in Ehrerbietung zu grüßen; Mütter erhoben ihre jungen Kinder, und man hörte Worte, wie die: „Sehet, das ist unser König, unser Vater Fritz, vor dem man Respekt hat, so weit die Sonne scheint!“ Die munteren Knaben liefen ihm zur Seite, schwenkten ihre Mützen und riefen ihm Lebehochs zu, wischten ihm wol auch den Staub von den Stiefeln. Trat er ins Theater, so drängten sich alle Anwesenden vor, ihn zu sehen. Die Erzählungen aus dem Leben des Heldenkönigs, die Wiederholung seiner Worte und Eigenartigkeit in Schlössern und Hütten waren zu jener Zeit in Preußen und in Deutschland die Salzbeimischung zur Volksentwicklung, die nach einer schweren Zeit tiefer Erniedrigung den späteren allgemeinen Aufschwung vorbereiten half. „Mir schlägt immer das Herz“, berichtet ein Augenzeuge, „wenn Pauken und Trompeten seinen Eintritt verkündigen, die Leute sich fast erdrücken, ihn zu sehen, und die alten Soldaten unten nur Augen für ihn haben.“ Ein Augenzeuge (von der Marwitz) giebt uns ein Bild des Königs aus dem Jahre 1785. Dieser hatte vor dem Halleschen Thore Berlins eine Revue abgehalten und wollte seiner Schwester Amalie in ihrem Palais in der Wilhelmsstraße einen Besuch abstatten. „Der König kam geritten auf einem weißen Pferde. Er trug die einfache blaue Montirung mit rothen Aufschlägen, Kragen und goldenem Achselband, alt und bestaubt, die gelbe Weste voll Tabak; dazu hatte er schwarze Sammethosen an und einen alten dreieckigen Montirungshut auf, mit der Spitze nach vorn. Hinter ihm waren eine Menge Generäle, dann die Adjutanten, endlich die Reitknechte. Das ganze Rondel (jetzt Belle-Alliance-Platz) und die Wilhelmsstraße waren gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt, überall das tiefste Schweigen und auf allen Gesichtern ein Ausdruck von Ehrfurcht und Vertrauen, wie zu dem gerechten Lenker aller Schicksale. Der König ritt ganz allein voran und grüßte, indem er fortwährend den Hut abnahm. Er beobachtete dabei eine sehr merkwürdige Stufenfolge, je nachdem die aus den Fenstern sich verneigenden Zuschauer es zu verdienen schienen. Durch das ehrfurchtsvolle Schweigen tönte nur der Hufschlag der Pferde und das Geschrei der Berliner Gassenjungen, die vor ihm hertanzten, jauchzten, die Mützen in die Luft warfen oder neben ihm hersprangen und ihm den Staub von den Stiefeln abwischten. Bei dem Palais der Prinzessin Amalie angekommen, war die Menge noch dichter, denn sie erwartete ihn da; der Vorhof war gedrängt voll, doch in der Mitte, ohne Anwesenheit irgend einer Polizei, geräumiger Platz für ihn und seine Begleiter. Er lenkte in den Hof hinein, die Flügelthüren gingen auf, und die alte, lahme Prinzessin, auf zwei Damen gestützt, die Oberhofmeisterin hinter ihr, wankte die flachen Stiegen herab ihm entgegen. So bald er sie gewahr wurde, setzte er sich in Galopp, hielt, sprang rasch vom Pferde, zog den Hut, umarmte sie, bot ihr den Arm und führte sie die Treppe wieder hinauf. Die Flügelthüren gingen zu, Alles war verschwunden, und noch stand die Menge, entblößten Hauptes, schweigend, alle Augen auf den Fleck gerichtet, wo er verschwunden war, und es dauerte eine Weile, bis ein Jeder sich sammelte und ruhig seines Weges ging. Und doch war nichts geschehen! Keine Pracht, kein Feuerwerk, keine Kanonenschüsse, keine Trommeln und Pfeifen, keine Musik, kein vorangegangenes Ereigniß. Nein, nur ein dreiundsiebzigjähriger Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerke zurück. Aber Jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeitete, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit 45 Jahren noch nicht einen einzigen Tag versäumt hatte &c.“

Heimgang des großen Königs.

Stiller und ernster ward es in den Räumen, in denen geselliger Verkehr und heitere Laune so lange eine willkommene Stätte gehabt hatten.

Wie auch Alter und Kränklichkeit den König, der sich immer mehr in sich selbst zurückzog, zu bedrücken begannen: in seiner Pflichterfüllung ließ er nicht nach. „Die Methode, mich nicht zu schonen", schreibt er an Voltaire, „habe ich noch, wie sonst. Je mehr man sich in Acht nimmt, desto empfindlicher und schwächer wird der Körper. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit; mein Leib und Geist beugen sich unter ihre Pflicht. Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wol aber, daß ich thätig bin, so lange ich lebe."

Und wie seine Fürsorge für seine Unterthanen unverändert dieselbe bleibt, so auch seine Liebe zu den Wissenschaften, in denen er Erholung und Aufschwung findet. Er macht um diese Zeit viele geschichtliche Aufzeichnungen; auch entstehen eine Reihe von Aufsätzen moralischen und staatswissenschaftlichen Inhalts. Es lebt in diesen Aufsätzen noch ganz der feurige Sinn der Jugend, der ihn einst trieb, seinen „Antimacchiavell" zu schreiben, auch ist vollkommene Uebereinstimmung der Grundanschauungen vorhanden.

Der König sah dem Ende seiner Tage mit derselben Ruhe entgegen, mit der er im dichtesten Kugelregen für die Güter gekämpft hatte, ohne deren Besitz die Deutschen heut entweder dem habsburgischen Scepter zu Füßen lägen oder das Schicksal Polens theilten.

Ein Jeder, nah und fern, konnte die Früchte des Schaltens Friedrich's rund um sich her bemerken; wenn man den königlichen Weisen erblickte, so regten sich Ehrfurcht, Bewunderung, Stolz, Vertrauen, kurz, alle edleren Gefühle des Menschen.

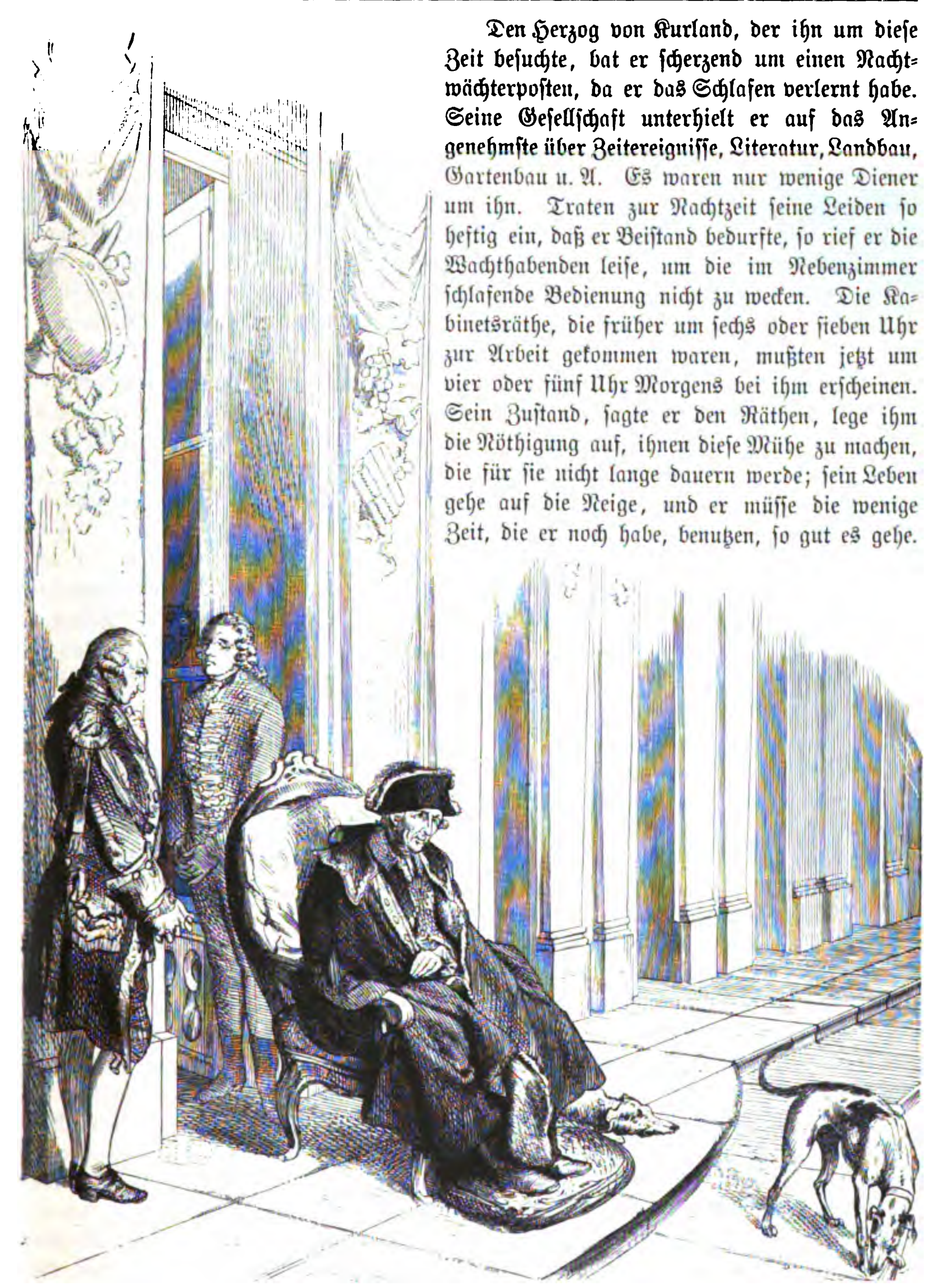
Im August 1785 begab der dreiundsiebzigjährige Fürst sich zur Musterung nach Schlesien, wo die ganze schlesische Armee bei Strehlen versammelt worden war. Während eines heftigen Regens saß er dort sechs Stunden lang zu Pferde. Am Nachmittage befiel ihn ein Fieberfrost, von dem er oftmals geplagt war. Dennoch war er am nächsten Morgen wieder zu Pferde, nahm die letzte Revue ab und setzte darauf seine Reise fort. Er hielt auch jetzt noch an seinem Grundsatze fest, sich nicht zu schonen. Nur leben, mit Hintansetzung der Pflichterfüllung, nannte er „Vegetiren". Oefter äußerte er gegen Die, welche ihm Schonung riethen: „Der Mensch müsse nicht unbillige Ansprüche hegen und ewig leben wollen; eine Thurmuhr bestehe aus Stahl und Eisen, und daure doch nicht über zwanzig Jahre." Am 10. September wohnte Friedrich den Artillerieübungen in Berlin bei; es war das letzte Mal, daß die Berliner ihren König in der Hauptstadt sahen. Bald darauf stellten sich ernste Vorboten des Todes ein: ein quälender Husten und die Wassersucht.

War es doch fast, als würde sein Eifer, für des Landes Wohl thätig zu sein, jetzt noch lebhafter. Manche Dinge, die ihm besonders am Herzen lagen, wollte er geordnet wissen, ehe er die Augen schlösse. Am 26. Januar 1786 ward ihm der Tod seines alten, ihm so theuren Waffengefährten Zieten gemeldet. Tief erschüttert schwieg er eine Weile, dann sagte er: „Unser alter Zieten hat auch bei seinem Tode sich noch als General gezeigt. Im Kriege kommandirte er die Avantgarde, auch mit dem Tode hat er den Anfang gemacht. Ich führe die Hauptarmee, ich werde ihm folgen."

Den Winter über wohnte der König im Potsdamer Schloß. Als der Frühling warme Tage brachte, ruhte er öfter in einem Stuhl auf der sogenannten grünen Treppe und erquickte sich an den Strahlen der Sonne. Im April bezog er wieder Sanssouci.

Sein Lieblingspferd Condé wieherte auf, als es seinen Herrn wieder erblickte. Dies regte ihn freudig an. Er ließ das Pferd satteln, um einen kurzen Spazierritt zu machen. Es ging nicht, seine Körperkräfte waren fast gänzlich erschöpft. Als der Sommer seinen Anfang nahm, hatte sich die Wassersucht vollständig ausgebildet. Seine Schmerzen waren groß; er konnte keine Nacht mehr im Bette zubringen. Dennoch kam kein Klagelaut über seine Lippen, er blieb heiter und verrichtete seine Regierungsgeschäfte.

Den Herzog von Kurland, der ihn um diese Zeit besuchte, bat er scherzend um einen Nachtwächterposten, da er das Schlafen verlernt habe. Seine Gesellschaft unterhielt er auf das Angenehmste über Zeitereignisse, Literatur, Landbau, Gartenbau u. A. Es waren nur wenige Diener um ihn. Traten zur Nachtzeit seine Leiden so heftig ein, daß er Beistand bedurfte, so rief er die Wachthabenden leise, um die im Nebenzimmer schlafende Bedienung nicht zu wecken. Die Kabinetsräthe, die früher um sechs oder sieben Uhr zur Arbeit gekommen waren, mußten jetzt um vier oder fünf Uhr Morgens bei ihm erscheinen. Sein Zustand, sagte er den Räthen, lege ihm die Nöthigung auf, ihnen diese Mühe zu machen, die für sie nicht lange dauern werde; sein Leben gehe auf die Neige, und er müsse die wenige Zeit, die er noch habe, benutzen, so gut es gehe.



Der alte König in seinem Sorgen- und Krankensessel. Zeichnung von Ludwig Burger.

Auf Sanssouci hier ließ er sich in den warmen Nachmittagsstunden gern hinaus auf die Terrasse tragen. Einst hörte man ihn, den Blick zur Sonne gewandt, die Worte sagen: „Bald werde ich dir näher sein!“

Die Krankheit hatte inzwischen eine solche Wendung genommen, daß man von Tag zu Tag seiner letzten Stunde entgegensehen mußte. Am 15. August schlummerte er bis 11 Uhr. Als er erwachte, ließ er die im Vorzimmer harrenden Kabinetsräthe rufen.

Er war äußerst ermattet, die Stimme schwach, aber sein Geist noch vollständig klar. Er diktirte eine Depesche, die sich durch Schärfe der Auffassung auszeichnete, und ertheilte darauf dem Generalleutnant von Rohdich die Dispositionen zu einem Manöver der Potsdamer Garnison für den folgenden Tag in zweckmäßigster Berücksichtigung der Bodenbeschaffenheit.

Am nächsten Morgen verfiel der König in einen ohnmachtähnlichen Zustand, weshalb zum ersten Male die Kabinetsräthe nicht zur Arbeit gerufen wurden. In tiefer Bewegung trat General von Rohdich ins Zimmer und näherte sich leise dem Lehnstuhl, in dem der König saß. Friedrich schlug seine Augen nach ihm auf und mühte sich, Worte hervorzubringen und sein Haupt aus dem Winkel des Stuhles zu erheben. Durch einen wehmüthigen Blick und durch ein schwaches Bewegen des Kopfes gab er zu verstehen, daß es ihm nicht mehr möglich sei. Rohdich drückte das Taschentuch vor die Augen und verließ das Zimmer.

Den Tag über wechselten Fieberanfälle, Beklemmung und Husten. Als Abends die Uhr elf schlug, sagte der König: „Um vier Uhr will ich aufstehen!“ Die Athembeschwerden nahmen zu, ein Diener stützte ihn mit der Hand im Rücken, was dem Kranken Erleichterung gewährte. Als die Mitternacht vorüber war, begannen sich die Gesichtszüge des Königs sichtlich zu verändern, das Auge ward matter, der Athem leiser. Bald nach zwei Uhr verschied er sanft. Ein Arzt und zwei Kammerdiener standen an seinem Sterbelager. Es war am 17. August des Jahres 1786.

Der Leser weiß es, daß sich der König seine Grabstätte auf Sanssouci hatte erbauen lassen. Sein Nachfolger fand diese Stätte als Ruheplatz für seinen großen Vorgänger weniger angemessen und ließ die sterblichen Ueberreste desselben neben den Sarkophag Friedrich Wilhelm's I. in der Garnisonkirche zu Potsdam beisetzen. Dies geschah am 18. August. Die Leichenfeier für das ganze Land fand am 9. September statt; als Text zur Predigt war gewählt worden: „Ich habe dir einen Namen gemacht, wie die Großen auf Erden haben.“

Kaum mag wol jemals die Kunde von dem Tode eines Fürsten die Gemüther in weitesten Kreisen so schmerzlich erschüttert haben, wie es hier geschah. Ein schlichter Bauersmann in Schwaben sagte bei der Nachricht von Friedrich's Tode: „Wer wird nun die Welt regieren?“ „Wir mußten“, schreibt Goethe am 28. April 1787 aus Caltanisetta auf Sizilien, „von Friedrich dem Zweiten erzählen, und die Theilnahme der Einwohner an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unseren Wirthen verhaßt zu werden.“

Der große König hinterließ seinem Nachfolger, trotz der geführten kostspieligen Kriege, einen Schatz von 70 Millionen und ein Heer von 224,000 Mann. Schon längst wagte es Niemand mehr, Preußen seine Großmachtstellung streitig zu machen. Es saß fortan neben Oesterreich, Frankreich, England und Rußland mit zu Rathe über die Geschicke des Welttheils. „Deutsche jedes Standes“, rief Mirabeau im Jahre 1788, „betrachtet die Fahne des Hauses Brandenburg als den Helmbusch eurer Freiheit, schließt euch seiner Macht an, stützt es, begünstigt sein Wachsthum, freut euch seiner Erfolge, hindert nach Kräften, daß es in Irrthümer verfalle: sie sind ihm tödlich, weil es keine andere solide Basis hat, als seine Klugheit!“

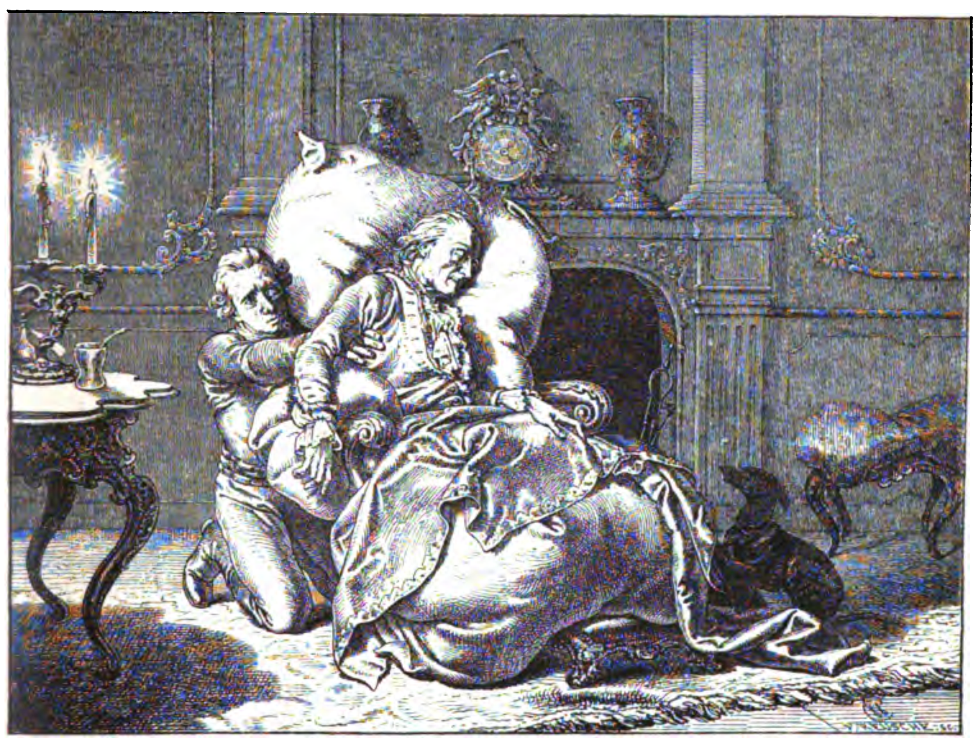
Neben dem Beispiele treuester Pflichterfüllung und aufopferndster Hingabe an das Ganze hat Preußens großer König dem deutschen Volke als Vermächtniß hinterlassen — die unerschütterliche Erkenntniß, daß die endliche Einigung des deutschen Volkes unter dem Banner der Hohenzollern nur auf dem, von Friedrich's Vorfahren zum Theil angebahnten, von ihm aber nach einem Kampfe ohne Gleichen weiter verfolgten Pfade möglich sei: einzig und allein durch Förderung des Fortschritts, durch rastloses Bekämpfen des Todfeindes deutschen Lebens.

„Eine Sonne Gottes, segensvoll
Ging er auf; ein schöner Tag entquoll
Seines Aufgangs goldnem Flammenmeere,
Und des Völkerglückes junge Saat,
Früh gereift am Strahle seiner That,
Schoß empor zur vollen Aehre.

Eine Sonne Gottes, wunderbar
Ging er unter; thatenleuchtend war
Seines Strahlenglanzes letztes Zittern;
Flammen streut sein Name, bis der Zeit
Ewiger Moment verrinnt, im Streit
Mit der Allmacht Ungewittern.

Eine Wetterwolke war sein Krieg,
Jeder Blitz aus dieser Wolk' ein Sieg, —
Sanftem Thaugewölke glich sein Friede;
Fester wurzelte der junge Sproß,
Als des Nordens drohender Koloß,
Als des Mittags Pyramide.

Von der Schlacht Drometenklang umtönt,
Wurde nicht sein menschlich Ohr entwöhnt
Für das süße Flötenspiel der Musen;
Und der milde Genius der Kunst,
Sanft gewärmt von seiner Königsgunst,
Ruhte weich an seinem Busen."



Tod Friedrich's des Großen. Nach W. Camphausen.

Aus dem Testamente Friedrich's des Einzigen. „Unser Leben ist ein flüchtiger Uebergang von dem Augenblicke der Geburt zu dem des Todes. Die Bestimmung des Menschen während dieses kurzen Zeitraums ist, für das Wohl der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, zu arbeiten. Seitdem ich zur Handhabung der öffentlichen Geschäfte gelangt bin, habe ich mit allen Kräften, welche die Natur mir verliehen hat, und nach Maßgabe meiner geringen Einsicht mich bestrebt, den Staat, welchen ich die Ehre gehabt habe zu regieren, glücklich und blühend zu machen. Ich habe Gesetze und Gerechtigkeit herrschend sein lassen, habe Ordnung und Pünktlichkeit in die Finanzen gebracht; ich habe in die Armee jene Mannszucht eingeführt, wodurch sie vor allen übrigen Truppen Europa's den Vorrang erhalten hat. Nachdem ich so meine Pflichten gegen den Staat erfüllt habe, würde ich mir unablässig einen Vorwurf machen müssen, wenn ich meine Familienverhältnisse vernachlässigte. Um also allen Streitigkeiten, die unter meinen nächsten Verwandten über meinen Nachlaß sich erheben könnten, vorzubeugen, erkläre ich durch diese feierliche Urkunde meinen letzten Willen:

„Ich gebe gern und ohne Bedauern diesen Lebenshauch, der mich beseelt, der wohlthätigen Natur, die mir ihn geliehen hat, meinen Körper aber den Elementen, aus denen er zusammengesetzt ist, zurück. Ich habe als Philosoph gelebt — will auch als solcher begraben werden, ohne Prunk, Pracht und Pomp. Ich mag weder geöffnet noch einbalsamirt werden. Man setze mich in Sanssouci oben auf den Terrassen in eine Gruft, die ich mir habe bereiten lassen. Sollte ich im Kriege oder auf der Reise sterben, so begrabe man mich an

dem ersten besten Orte und lasse mich hernach zur Winterzeit nach Sanssouci an den bezeichneten Ort bringen.

„Der Königin, meiner Gemahlin, vermache ich zu den Einkünften, die sie schon bezieht, noch jährlich 10,000 Thaler als Zulage, zwei Faß Wein jährlich, freies Holz und Wildpret für ihre Tafel. So hat die Königin versprochen, meinen Neffen zu ihrem Erben einzusetzen. Da sich übrigens kein schicklicher Ort findet, ihr denselben zur Residenz anzuweisen, so mag es Stettin dem Namen nach sein. Doch fordere ich zugleich von meinem Neffen, ihr eine standesmäßige Wohnung im Berliner Schlosse frei zu lassen; auch wird er ihr seine Hochachtung beweisen, die ihr als der Wittwe seines Oheims und als einer Fürstin, die nie vom Tugendpfade abgewichen ist, gebührt.

„Nun zur Allodialverlassenschaft. Ich bin nie weder geizig noch reich gewesen und habe folglich auch nicht viel eigenes Vermögen, worüber ich disponiren kann. Ich habe die Einkünfte des Staates immer als die Bundeslade betrachtet, welche keine unheilige Hand berühren durfte. Ich habe die öffentlichen Einkünfte nie zu meinem besonderen Nutzen verwendet. Meine Ausgaben haben nie in einem Jahre 220,000 Thaler überstiegen. Auch läßt mir meine Staatsverwaltung ein ruhiges Gewissen, und ich scheue mich nicht, öffentlich Rechenschaft davon abzulegen.

„Mein Neffe Friedrich Wilhelm soll Universalerbe meines Vermögens sein, unter der Bedingung, daß er folgende Legate zahlt." (Dieselben werden nun aufgezählt.)

Das Testament schließt mit den Worten:

„Meine letzten Wünsche in dem Augenblicke, wo ich den letzten Hauch von mir gebe, werden für die Glückseligkeit meines Reiches sein. Möge es stets mit Gerechtigkeit, Weisheit und Nachdruck regiert werden, möge es durch die Milde seiner Gesetze der glücklichste, möge es in Rücksicht auf die Finanzen der am besten verwaltete, möge es durch ein Heer, das nur nach Ehre und edlem Ruhme strebt, der am tapfersten vertheidigte Staat sein! O möge es in höchster Blüte bis an das Ende der Zeit fortdauern!"

Mit diesem Segensruf schließen wir unsern Rückblick auf die Zeit der Entwicklung des Preußischen Staates unter dem größten Sprossen des Geschlechts der Hohenzollern, jenes thatkräftigen Geschlechts, welches, dem Süden Deutschlands entstammend, im Norden den Grund zu dem neuen Deutschen Reiche legte, und für welches der Sinnspruch „Vom Fels zum Meer!" einen noch tieferen Inhalt gewinnen sollte.





Parade unter Friedrich Wilhelm II.

Paradeaufstellung des 1. Bataillon der Leibgarde; beim Musikcorps Mohren von der Preussischen Kolonie Friedrichsburg in Afrika. - Friedrich Wilhelm II., gefolgt vom Feldmarschall v. Möllendorf, dem Herzog von Braunschweig und Blücher. Im Hintergrund links die Domkirche, rechts die Schlossapotheke, zwischen durch die Marienkirche.



Das Revolutionsfieber in den Rheinlanden. Zeichnung von F. Lix.

Neuntes Buch.

Regierung Friedrich Wilhelm's II.

1786—1797.

Dem großen Könige folgte in der Regierung sein im zweiundvierzigsten Lebensjahre stehender Neffe Friedrich Wilhelm, ein Mann von schöner, herkulischer Gestalt. An ihn trat nun die schwerwiegende Forderung, die von seinen großen Vorgängern errungenen Güter deutschen Lebens dem eigenen, ja dem ganzen deutschen Volke zu Nutz und Frommen zu wahren und zu mehren.

Besaß der neue Fürst die hierzu erforderlichen Eigenschaften? — Hören wir das Urtheil des wahrheitsliebenden Historikers Ludwig Häusser über ihn.

„Der neue König Friedrich Wilhelm II. (geb. 1744) war der Sohn jenes früh verstorbenen Prinzen August Wilhelm, der während des Siebenjährigen Krieges von seinem königlichen Bruder hart, vielleicht ungerecht, angelassen, das Lager verließ und während der gefahrvollsten Zeiten des Krieges zu Oranienburg gestorben war (Juni 1758). Es scheint, dieser jüngere Sohn Friedrich Wilhelm's I. war von weicherem und zerbrechlicherem Metall, als die übrigen Sprößlinge des starken, mannhaften Geschlechts, die vom großen Kurfürsten an bis zum großen Könige aus dem Hause Hohenzollern hervorgegangen sind. Vielleicht die Erinnerung an jenen Zwiespalt, vielleicht auch der Gedanke, daß die weiche Seele des Vaters auf den Sohn übergegangen, war die Ursache, daß Friedrich II. seinen jugendlichen Neffen lange Zeit nie mit rechter Freude und Vorliebe behandelte, ihn kaum zu den Staatsgeschäften heranzog und erst seit dem bayerischen Erbfolgekriege ihm eine

freundlichere Anerkennung zuwandte. Eine unglückliche Ehe, deren Unfriede von beiden Theilen verschuldet war, wirkte vernichtend auf das Leben des jungen Fürsten ein, zumal das unselige Verhältniß des Prinzen zu einem leichtfertigen, verschmitzten Weibe diese Zerrüttung unheilbar machte.

Die Gräfin Lichtenau. „Die Tochter des Kammerdieners Enke, erst mit dem Kammerdiener Rietz verheirathet, dann zur Gräfin Lichtenau erhoben, beherrschte mit allen Künsten, die einer ränkesüchtigen Buhlerin zu Gebote stehen, die nachgiebige Natur des preußischen Thronerben. Auch Friedrich's II. Jugend war nicht frei von Verirrungen gewesen; aber das Unglück seiner Jünglingsjahre hatte an ihm eine heilsame Zucht geübt. Der Umgang mit hervorragenden Geistern gab ihm einen Aufschwung und einen edlen Wetteifer, der die trüben Erinnerungen früherer Zeit verwischte.

„Die weiche, biegsame Natur Friedrich Wilhelm's erlag den schlimmen Einwirkungen, die der Umgang mit frivolen Weibern und weibischen Männern üben mußte, und diese Einflüsse ließen denn auch seine guten Eigenschaften nicht zur rechten Entfaltung kommen. Friedrich Wilhelm war von edlem Gemüthe, trotz der Aufwallungen seines Jähzorns erfüllten ihn Milde und Wohlwollen; er war großherzigen Anregungen zugänglich, auch ritterlich und tapfer wie seine Ahnen; allein die Natur hatte ihm neben einem kräftigen Körper zugleich eine so starke Zugabe von Sinnlichkeit mitgegeben, daß in deren Befriedigung leicht die besseren Züge seines Wesens untergingen. Durch ein wirres Jugendleben gewöhnt, sein Wohlwollen an Weiber und Günstlinge zu vergeuden, in seiner Vereinzelung auf den Umgang mit selbstsüchtigen und mittelmäßigen Menschen angewiesen, in seiner Güte grenzenlos mißbraucht, bald zu sinnlichen Exzessen hingedrängt, bald von der frömmelnden Heuchelei spekulativer Mystiker ausgebeutet, entbehrte Friedrich Wilhelm vor Allem der männlichen Strenge, Zucht und Zähigkeit, durch die das Walten seiner Vorfahren so hervorragend war."

Ein also gearteter Fürst an der Spitze des Staates — dies war in der That ein großes Unheil, zumal die Zeit nicht dazu angethan war, auf Lorbern zu ruhen, die von großen Vorgängern gesammelt worden waren. Hatte doch Friedrich der Große seinem Nachfolger noch warnend zugerufen, „es sei dem Preußischen Staate nicht bestimmt, dem Genusse der erworbenen Güter zu leben!" — Friedrich II. war selbst die Seele, der bewegende Mittelpunkt seines Staates gewesen. Alles, was geschehen sollte, hatte er persönlich mit der ihm eigenen Thatkraft in die Hand genommen und mit seinem unvergleichlichen Genie zu glücklichem Ende geführt. Nur so war es möglich geworden, den an natürlichen Hülfsmitteln eben nicht reichen Staat zu solcher Machtentfaltung zu bringen, wie sie die bis in den kleinsten Einzelheiten einzig und allein in den Händen des Königs ruhende Staatsverwaltung damals erzielte. Dieser Umstand wurde aber eben von den Zeitgenossen meist verkannt. Man hielt das System, nach welchem diese Staatsverwaltung geleitet wurde, für die Hauptsache, und man bedachte nicht, daß es allein die persönliche Leitung des Herrschers, seine gewaltige Persönlichkeit, sein Genie und seine unvergleichliche Thatkraft gewesen waren, die solche Erfolge zu erringen vermochten. — Wie mit wenigen Ausnahmen fast überall in Europa, so gab man sich auch in Preußen selbst, zum Unheil des Staates, diesem verhängnißvollen Irrthum hin, und Friedrich Wilhelm II. theilte diesen Irrthum. Man war stolz auf die hohe und gebietende Stellung, welche der Preußische Staat im Rathe der Völker einnahm, man freute sich der gedeihlichen Entwicklung und des blühenden Wohlstandes der Monarchie; aber man glaubte auch hier die errungenen Erfolge dem herrschenden System der Staatsverwaltung zugute halten zu müssen und vergaß dabei fast die Person des Fürsten, der allein diesem todten System das Leben hatte einhauchen können, der allein im Stande gewesen war, die mit aufs Aeußerste gespannter Kraft arbeitende Staatsmaschine in ungestörtem Gange zu erhalten und eine Katastrophe zu vermeiden. Man sah nicht und wollte nicht sehen, daß eine Katastrophe eintreten mußte,

sobald, wie es jetzt der Fall war, ein Herrscher an die Spitze des Staates trat, dem es an der nöthigen Kraft und Fähigkeit fehlte, die Staatsverwaltung im Sinn und Geist des einzigen Friedrich weiter zu führen, durch kluge und kraftvolle Maßnahmen das von ihm so schnell errichtete gewaltige Gebäude weiter auszubauen und ihm dadurch die noch fehlende innere Kraft und Festigkeit zu geben.

Friedrich Wilhelm II. war zweimal verheirathet. Seine erste Ehe mit Elisabeth Christine von Braunschweig wurde schon nach drei Jahren gelöst. Auch seine zweite Ehe mit Friederike Luise von Hessen-Darmstadt war keine glückliche.



Die Königin Friederike Luise.

Erste Regierungsmaßregeln. Viel schlimme Dinge über das ausschweifende Leben Friedrich Wilhelm's waren im Volke bekannt, als er sein Herrscheramt antrat. Dennoch wurde auch er mit Jubel empfangen, ja Hofschmeichler nannten ihn den „Liebling des Volkes". Und in der That schien es Anfangs, als würde der König einen so ehrenvollen Beinamen sich verdienen. Im Volke berührte es zunächst besonders angenehm, daß von der Vorliebe für den Adel, welche bei Friedrich dem Großen in stetem Zunehmen begriffen gewesen war, auf Friedrich Wilhelm II. wenig oder nichts übergegangen zu sein schien. Bürgerliche wurden alsbald nach seiner Thronbesteigung zu Stellungen befördert, die ihnen früher unzugänglich geblieben wären; zudem begegnete der König auch dem gemeinen Manne mit

einer Leutseligkeit und vor Allem mit einer Höflichkeit, die man bisher von dieser Seite nicht gewohnt gewesen war. Das rauhe „Er“ der Anrede, welches Friedrich II. noch fast ausschließlich gebraucht hatte, war verschwunden, ohne Unterschied des Standes und der Stellung galt jetzt die Anrede mit „Sie“. So unbedeutend auch eine solche Auszeichnung an sich war, erschien sie doch dem gemeinen Mann als ein Zeichen höherer Achtung, das er mit Freude entgegennahm. Nicht minder suchte Friedrich Wilhelm II. auf materiellem Gebiet in seinen ersten Regierungsjahren den Wünschen des Volkes entgegen zu kommen und ihm die drückenden Lasten der letzten Jahre wenigstens in etwas zu erleichtern.

Friedrich der Große hatte sich bei Einführung neuer Staatseinrichtungen einzig und allein von den Forderungen des Staatswohles leiten lassen. Selbstsuchtlose Hingabe an das Staatswohl galt ihm als höchste Pflicht des Herrschers und des Volkes; wo diese nicht vorhanden war, wurde rücksichtslos durch Zwang eingetrieben, was das Staatswohl erheischte, und es war dies namentlich auf dem Gebiete der Steuererhebung oft schwer genug empfunden worden. Vornehmlich in letzterer Beziehung hoffte man nun von der milden Gesinnung des neuen Herrschers wesentliche Erleichterungen. Man irrte sich nicht. Eine der ersten Maßregeln des Königs bestand in der Abschaffung des Tabaks- und Kaffeemonopols des Staates. Die Freude darüber war indeß von kurzer Dauer. Bei der Einführung dieser Steuer hatte Friedrich der Große besonders das Wohl der niederen Stände im Auge gehabt. Welchen Vortheil hatten diese Stände nun davon, daß bald nach der Aufhebung jener Steuer andere an deren Stelle traten, an denen auch sie mittragen mußten? Indessen währte auch die Befriedigung der wohlhabenden Leute, die nun jene Artikel billiger bezogen, nicht lange. Bald genug traten für die Regierung Geldverlegenheiten ein, und das Tabaksmonopol wurde wieder eingeführt.

Doch auch von wirklich guten Einrichtungen ist zu berichten. Durch den alten eisernen Dessauer war das Stockregiment in der preußischen Armee heimisch gemacht worden; schon Friedrich hatte freilich den Offizieren aufs Strengste befohlen, dem gemeinen Soldaten eine menschlichere Behandlung zutheil werden zu lassen. Es ergiebt sich dies unter Anderm aus einem Rundschreiben des Generals von Möllendorf an die Offiziere, in dem es heißt: „Der König hat keine Schlingel, Canaillen, Hunde und Kropzeug in seinen Diensten, sondern rechtschaffene Soldaten, was auch wir sind, nur daß uns das zufällige Glück höhere Chargen gegeben. Unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut als wir, und vielleicht würden es manche noch besser als wir verstehen.“ — Schwer jedoch schwinden altgewohnte Mißbräuche, und so fand denn Friedrich Wilhelm auf dem bezeichneten Gebiete überreichen Anlaß, in lebhafter Weise seine Fürsorge für den gemeinen Mann zu erkennen zu geben.

Zedlitz und Rochow. Von noch besserem Erfolge zeigte sich des Königs Fürsorge für das Unterrichtswesen. Er setzte im Februar 1787 das Ober-Schul-Kollegium ein. Minister von Zedlitz, bereits unter Friedrich dem Großen Leiter des Schulwesens, ward Vorsitzender dieser Behörde. Für Hebung des Volksschulwesens wirkte wohlthätig schon seit längerer Zeit der hochachtbare Friedrich Eberhard von Rochow, der als Offizier die ersten Feldzüge des Siebenjährigen Krieges mitgemacht hatte, durch eine Verwundung an der rechten Hand jedoch gezwungen worden war, dem Kriegsdienste zu entsagen.

Belehrend hinsichtlich der Zustände der damaligen ländlichen Bevölkerung und zugleich die Beweggründe klarlegend, welche den wackern Rochow zu einem Schulmanne machten, ist Das, was derselbe über die Veranlassung zu seiner Thätigkeit für die Volksschule erzählt. In den Mißjahren 1771 und 1772 war in seinen Dörfern die Noth sehr hoch gestiegen, und es scheiterten seine Bemühungen, derselben zu steuern, zumeist an der Unwissenheit, den Vorurtheilen und dem Aberglauben der Leute. „In bittern Gram versenkt über diese schrecklichen Folgen der Dummheit und Unwissenheit“, erzählt Rochow, „saß ich einstmals an meinem Schreibtische und zeichnete einen Löwen, der in einem Netze verwickelt daliegt. — So, dachte ich, liegt auch die edle, kräftige Gottesgabe Vernunft, die doch jeder Mensch

hat, in einem Gewebe von Vorurtheilen dermaßen verstrickt, daß sie ihre Kraft so wenig, wie hier der Löwe die seinige, gebrauchen kann. Ach! wenn doch eine Maus da wäre, die einige Maschen dieses Netzes zernagte: vielleicht würde dann dieser Löwe seine Kraft äußern und sich losmachen können! Und nun zeichnete ich gleichfalls als Gedankenspiel auch die Maus hin, die schon einige Maschen des Netzes, worin der Löwe verwickelt liegt, zernagt hat. Wie ein Blitzstrahl fuhr mir der Gedanke durch die Seele: Wie, wenn du diese Maus würdest? — Und nun enthüllte sich mir die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen, warum der Landmann so sei, wie er ist. Er wächst auf als ein Thier unter Thieren. Sein Unterricht kann nichts Gutes wirken. Der gröbste Mechanismus herrscht in seinen Schulen. Sein Prediger spricht hoch- und er plattdeutsch. Beide verstehen sich nicht. Die Predigt ist eine zusammenhängende Rede, welcher der Bauer, an Aufmerken und Periodenbau nicht gewöhnt, nicht folgen kann; ja selbst wenn sie gut ist, findet das Bündige derselben bei ihm keinen Eingang. Niemand bemüht sich, die Seelen seiner Kinder zu veredeln. Ihre Lehrer sind, wie Christus es nennt, blinde Leiter, und so leidet denn der Staat bei diesem Zustande der Sachen, nach welchen sein Flor sich in einem beständigen Kriege gegen die verheerende und zerstörende Dummheit befindet, mehr Verlust als in der blutigsten Schlacht. — Gott, dachte ich, muß denn das so sein? Kann der Landmann, diese eigentliche Stärke des Staatskörpers, nicht auch verhältnißmäßig gebildet und zu allem guten Werk geschickt gemacht werden? Wie viele tüchtige Menschen hätte ich nicht z. B. in diesem Jahre meinem Vaterlande gerettet, die jetzt ein Raub ihrer entsetzlichen Dummheit geworden sind! Ja, ich will die Maus sein, Gott helfe mir! Und nun schrieb ich gleich den Morgen die Titel der 13 Kapitel, woraus mein Schulbuch für die Lehrer der Landleute bestehen sollte, nieder, und zwar auf die andere Seite des Blattes, worauf der gefangene Löwe, das Netz und die Maus standen."



Friedrich Eberhard von Rochow.

Schon in der letzten Zeit Friedrich's des Großen hatten Rochow's Bestrebungen bis zu einem gewissen Grade Eingang und Anerkennung gefunden. Friedrich war von dem Minister von Zedlitz auf den vortrefflichen Mann aufmerksam gemacht worden und hatte befohlen, die Landschulen nach Rochow's Plan einzurichten. — Mit aller Lebhaftigkeit war darauf nun auch Friedrich Wilhelm II. auf die Fortführung der angebahnten Maßnahmen eingegangen.

Um dem Uebel zu entgehen, ungeprüfte Lehrer anstellen zu müssen, wurden philologische wie auch Landschullehrer-Seminare begründet. „Es könne ja", heißt es in einem Erlaß des Ministers von Zedlitz, „nirgends ein Pfarrer oder Arzt angenommen werden, wenn solcher nicht von der Behörde geprüft sei; solle man nun allein das Wohl der künftigen Geschlechter jedem Pfuscher preisgeben dürfen? Was die Einrichtung der Schulen betreffe, so habe der Schulunterricht den Zweck, die Menschen besser und für ihr bürgerliches Leben brauchbarer zu machen. Demnach sei es ein Unrecht, den Bauer wie das Thier aufwachsen zu lassen; es sei Thorheit, den künftigen Schneider, Tischler, Krämer wie einen künftigen Konsistorialrath oder Schulrektor zu erziehen, sie alle Lateinisch, Griechisch, Hebräisch zu lehren. Es müsse Bauern-, Bürger- und Gelehrtenschulen geben."

Der erstrebte Segen wurde indeß fast gänzlich verkümmert, weil der wohlwollende Minister von Zedlitz nur zu bald dem mit Recht allgemein verhaßten Heuchler Wöllner weichen mußte, über den wir im folgenden Abschnitte Näheres zu sagen haben.

Auf Hebung des Handels, der Gewerbe und der Landwirthschaft wurden in der ersten Zeit der Regierung Friedrich Wilhelm's II. noch ansehnliche Mittel verwandt.

Im Jahre 1787 wurde der Ruppiner Kanal gegraben, 1792 die erste Chaussee im Lande, zwischen Berlin und Potsdam, gebaut. — Dem Charakter des Königs entsprechend, wurde freilich manches Gute mit Lebhaftigkeit in Angriff genommen, um bald darauf die Dinge wiederum gehen zu lassen, wie sie gingen; dagegen wurden häufig die ärgsten Fehlgriffe begangen, wie es in Bezug auf die kirchlichen Angelegenheiten der Fall war.

Aufklärung war das Losungswort der Zeit geworden, und wer könnte es leugnen, daß durch ihre hervorragendsten Anhänger viele Irrthümer und Thorheiten siegreich bekämpft, nützliche Einrichtungen ins Leben geführt und heilsame Kenntnisse ins Volk gebracht worden sind! Als die Ziele der Edelsten jener Zeit bezeichnet Scherr: Freiheit des Fühlens, Denkens, Glaubens; Duldsamkeit, Erziehung, Bildung, Vermenschlichung der Volkszustände, Erbarmen mit dem Elende, der Armuth, mit dem Verbrechen sogar; Emporhebung der Unterdrückten zum Bewußtsein der Menschenwürde, Herbeiziehung Aller zur Tragung der öffentlichen Lasten, Anerkennung und Verwirklichung der Idee der Brüderschaft im Menschen.

Jedoch die Richtung des Zeitalters artete aus, was sich zunächst und zumeist auf dem religiösen Gebiet erkennbar machte. Die Menge war aus der Scylla in die Charybdis — aus dme Aberglauben in den Unglauben gerathen. In dem ursprünglich löblichsten Bestreben, das Abgestorbene zu tilgen, wurden „vom Baume des Glaubens zugleich mit dürr gewordenen Aesten auch diejenigen, welche noch voll Lebenssaft waren, heruntergeschnitten.“ Dagegen darf man nicht vergessen, daß dies zumeist nur die naturgemäße Folge der unfruchtbaren dogmatischen Streitigkeiten im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert war. Wahrhaft verheerend hatten hierauf Voltaire und die ihm verwandten französischen Philosophen, vornehmlich in ihrem Heimatlande, gewirkt. Sie waren „von dem Zweifel an der früheren Kirche zur Bezweiflung des Christenthums fortgeschritten.“ An den Früchten sollte jedoch der Werth der neuen Lehren bald erkennbar werden. Voltaire und seine Anhänger, die „Encyklopädisten“, hatten den weitgehendsten Materialismus zur Herrschaft gebracht, dessen höchstes Ziel die möglichst unbeschränkte Befriedigung des sinnlichen Menschen war. Der Eifer für Aufklärung hatte vielfach zur Unduldsamkeit geführt. Allerdings nahm die Aufklärungsperiode in Frankreich einen viel bedenklicheren Charakter an, als in dem ernsteren Deutschland, wo zunächst von den der Aufklärung huldigenden Männern nur das wirklich Gute und Erstrebenswerthe erstrebt und auch erreicht wurde, bis später französischer Einfluß auch hier zur Ausartung führte. Es lag das im Charakter des französischen Volkes begründet. „Das romanische Wesen“, meint Eyth, „war von jeher eine verzerrte Mischung des antik Römischen und des willkürlich Modernen gewesen. Es hat immer nur Pracht ohne tieferen Gehalt, Schein ohne Wahrheit geliebt. Seine Begeisterung konnte immer nur ein aufflackerndes Strohfeuer, keine innige, andauernde Glut sein. Vortheil und Vergnügen heißen die Götter, denen das Romanenthum zu dienen bestimmt scheint. Und alles dies um so mehr, weil es sich der Durchdringung von dem Geiste der Reformation großentheils erwehrt und nicht sowol den Honig, als vielmehr das Gift aus der Blume gesogen.“

Bunsen sagt: „Seit Frankreich einen Frieden mit Rom einer freieren, redlichen, germanischen Neubildung vorgezogen hat, und indem es diese Entscheidung mit dem Morde und später mit der Vertreibung seiner edelsten Geschlechter besiegelte, ist dort jene unglückliche Aeußerlichkeit eingetreten, welche ihm den Absolutismus statt der germanischen Monarchie gegeben hat, die Form statt des Wesens, also eine Freiheit ohne Selbstregierung, eine Literatur ohne wahre Gelehrsamkeit, eine Religion ohne sittlichen Ernst, eine Poesie ohne Begeisterung, Rhetorik statt Dichtung, Manier statt Stil, Mode statt Sitte.“ Ein ähnliches Urtheil ist über Frankreich von hervorragenden französischen Schriftstellern, unter Anderen von Tocqueville und neuerdings auch von Proudhon, gefällt worden. Und dieses Frankreich war — Dank Denen, die über Deutschland den grauenvollen Dreißigjährigen Krieg brachten — auch jetzt noch tonangebend in Europa.



König Friedrich Wilhelm der Zweite.



Von Frankreich ging die Verwüstung nach Deutschland; die französische Sprache — die allgemeine Sprache des Umgangs und der Bildung — vermittelte die Aufnahme jener zersetzenden Philosophie. Lange schon war deutscher Sinn und deutsches Leben durch den Eingang französischer Moden und Sitten, oder vielmehr Unsitten, getrübt worden: jetzt schien es, als sollte der deutsche Geist an seiner Wurzel vergiftet werden. Doch herrlich bewährte sich schließlich, trotz schwerer Verirrungen, die tiefere, maßvollere Natur der Deutschen. Voltaire und Friedrich II. — diese beiden Männer repräsentiren die beiden Völker, Franzosen und Deutsche, im achtzehnten Jahrhundert. Voltaire's sittlicher Aufschwung, der ihn in den Kampf gegen Finsterniß und Knechtschaft in Kirche und Staat trieb, war bald erlahmt, und was übrig blieb, war nur der von der Eitelkeit gesteigerte Drang, als Freigeist und Meister des Spottes zu glänzen. Seine Forderung, Duldsamkeit zu üben, ging keineswegs aus der Anschauung hervor, daß es ein tiefinnerster Zug des Menschen ist, sich mit dem Ewigen in Verbindung zu setzen; sie entsprang nicht aus der echten Nächstenliebe, die den Nebenmenschen in dem, was ihn tröstet und beglückt, bestärken will; sondern er erhob jene Forderung, weil ihm alle kirchlichen Auffassungen gleich widerwärtig waren. „Die Protestanten", sagte er „sind eben solche Narren wie die Katholiken."

Wie anders Friedrich der Große! Oberflächliche Beurtheiler haben gemeint, Friedrich sei ein Voltaire auf Preußens Thron gewesen! Aber kann man auch Trauben lesen von den Disteln und Feigen von den Dornen? „Der schönste, der heiligste Wahlspruch, den ein Mensch sich zu ununterbrochener Nachahmung aneignen kann", sagt Schottmüller, „heißt: „Ich will Gott dienen." Friedrich hat immer danach gestrebt, Gott in seiner Weise zu dienen, wenn er sich auch statt des Namens „Gott" irgend eines andern sinnverwandten Ausdrucks bediente, und wenn er auch von dieser seiner Stellung zu Gott so wenig wie möglich öffentlich Gebrauch machte. Prunk zu treiben mit seinen religiösen Empfindungen, konnte seinem Charakter gemäß nicht seine Sache sein. In einem Briefe an d'Argens sagt er: „Es ist etwas dort oben, das aller Weisheit des Menschen spottet." Dies ist der Ausdruck lebendigen Glaubens, der das Auge Gottes im Menschen ist, welches anders und Anderes sieht, als der leibliche Sinn.

Freilich muß andererseits zugegeben werden, daß viele der gelegentlich mit Lebhaftigkeit hervorsprudelnden Spöttereien Friedrich's über den vorherrschenden Kirchenglauben und Aberglauben bei weniger tiefen und sittlich gefesteten Naturen von verderblicher Wirkung waren. Weil er seiner seltenen Herrschertugenden wegen so außerordentlich verehrt ward, fanden derartige Worte aus seinem Munde um so größeren Anklang in vielen Kreisen. — Und gerade niedere Naturen, denen das ganze Leben und Streben des großen Mannes ein verschlossenes Geheimniß blieb, hielten sich ausschließlich an solche, ihrem Sinn und Verständniß zusagende Aeußerungen, meinend, in seinem Geiste zu wirken, wenn sie denselben eine ihrer Sinnesweise entsprechende Auslegung gaben.

Nicht etwa nur orthodoxe Eiferer, nein, auch freisinnige Männer allerorten klagten über die zunehmende Sittenverderbniß. Pestalozzi erzählt, daß die Jugend in Verwirrung gerathen sei, wozu „Voltaire's verführerische Untreue am reinen Heiligthum des religiösen Sinnes und seiner Einfalt und Unschuld" zumeist mitgewirkt habe. — Georg Forster schrieb 1779 an Jakobi aus Berlin: „Ich habe mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's gedacht hatte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte fast sagen Gefräßigkeit. Freie, aufgeklärte Denkungsart in freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Die Frauen verderbt." — Im Jahre 1784 schrieb Hamann aus Berlin: „Die Gebildeten schämen sich, den Namen Jesu noch in den Mund zu nehmen." — Um dieselbe Zeit ließ sich der englische Gesandte Malmesbury über Berlin folgendermaßen aus: „Totale Sittenverderbniß beherrscht alle Klassen.

Die Männer sind fortwährend beschäftigt, mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyen, die mehr aus Mangel an Scham als aus Mangel an etwas Anderem so weit gesunken sind." — Lessing „fühlte sich angeekelt von diesem widrigen Gemisch von Flachheit, das sich namentlich in Berlin selber gern für Aufklärung ausgäbe." — — Auch den großen König hatte man in den letzten Jahren seines Lebens oftmals über die zunehmende Sittenlosigkeit klagen gehört.

Zu derselben Zeit legten aber auch schon, und zwar — der Leser erinnere sich an den bezüglichen Ausspruch Goethe's — zumeist angeregt durch Friedrich's Wirken als Held und Landesvater, eine Zahl von Denkern und Dichtern den Grund zu einer tieferen Weltanschauung, als sie das leichtfertige Franzosenthum zu Tage zu fördern vermocht hatte. Die große deutsche Literaturepoche war angebrochen, Klopstock, der Barde der Neuzeit, der Sänger des Vaterlandes, war wie ein strahlender Morgenstern am literarischen Himmel Deutschlands aufgestiegen, und ihm folgten, den Tag verkündend, Herder, Lessing, Kant, Goethe, Schiller und verwandte Geister, die zum Theil wol Berührungspunkte mit dem Streben des Voltairismus hatten, in ihrem tiefsten Wesen aber, gleichwie der große König Friedrich, von ihm völlig unterschieden waren.

Der Prozeß der Heilung von den durch die seichte französische Aufklärung angerichteten Schäden schien sich naturgemäß vollziehen zu wollen, und man hoffte von Friedrich Wilhelm II., er werde mindestens einen eben so regen Antheil an der Entwicklung der deutschen Nationalbildung durch Förderung der Wissenschaft und Poesie nehmen, wie es zur selben Zeit der Hof von Weimar that. Allerdings geschah auch in dieser Beziehung Mancherlei, was zu solchen Hoffnungen berechtigte. That doch der König, der ebenso wie sein Oheim die Musik leidenschaftlich liebte und selbst ein vorzüglicher Cellospieler war, sogar Schritte, Mozart unter äußerst glänzenden Bedingungen nach Berlin zu ziehen. Leider waren seine Bemühungen ohne Erfolg: der Tonmeister glaubte der ehrenvollen Einladung aus Rücksicht auf sein engeres Vaterland Oesterreich nicht Folge leisten zu dürfen. Der Lohn, den er dafür von diesem letzteren erntete, war allerdings kärglich genug: mit einer geringen Pension von 800 Thalern sah er sich vom österreichischen Hofe abgefunden.

Während es schien, als wolle Friedrich Wilhelm durch Begünstigung deutscher Kunst und deutscher Poesie mit anderen deutschen Höfen wetteifern, that er auf einem andern Gebiete, auf dem der Religion, Schritte, welche tief dunkle Schatten auf seine Regierungsthätigkeit werfen, was letzterer stets zum Vorwurf gereichen wird. — Allerdings hatten sich die Sitten bei der damals in weiten Kreisen herrschenden Denkweise außerordentlich verschlechtert. Aber statt auf vernunftgemäßem Wege diesem Uebelstande entgegenzuarbeiten, führte vielmehr die Wahrnehmung des Verfalls den König, während er doch selbst in gewohnter Weise weiter lebte, zu Maßnahmen ganz anderer und höchst verwerflicher Art.

Das Wöllner'sche Religionsedikt. Geistliche Polizeigewalt sollte dem Uebel Einhalt thun! — Wäre aus- und abschweifenden Lehren in der Schule und auf der Kanzel entgegen gewirkt worden, so hätte kein Einsichtiger dies mißbilligen können. So aber ward auch der wissenschaftlichen Forschung ein Halt zugerufen. — Der Mann, welcher den König zur Ergreifung solcher Maßregeln zu bestimmen gewußt hatte, war der bereits erwähnte Johann Christian Wöllner. Als Sohn bürgerlicher Eltern 1702 in Döberitz bei Spandau geboren, studirte er Theologie und wurde im Jahre 1755 als Pfarrer in Behnitz angestellt. Aber seinem ehrgeizigen Sinne genügte solch ein bescheidener Wirkungskreis nicht; er gab nach kurzer Thätigkeit seine Stellung auf, um zunächst den Sohn des märkischen Grafen von Itzenplitz auf Reisen zu begleiten und dessen Erziehung zu leiten, während er zugleich mit regem Eifer landwirthschaftliche und staatswissenschaftliche Studien trieb.

Wenige Jahre später heirathete der gewandte und in allen Künsten der Verstellung wohlerfahrene Mann eine Schwester seines Zöglings und widmete sich nunmehr als Mitpächter der Itzenplitz'schen Güter ausschließlich jenen Studien. Als Schwager des Grafen von

Itzenplitz in die vornehme Welt eingeführt und durch mehrere hervorragende wissenschaftliche Arbeiten als eine tüchtige Kraft auf dem Gebiete der Land- und Staatswirthschaft bekannt, wurde er im Jahre 1782 berufen, dem Thronfolger in diesen Fächern Unterricht zu ertheilen, und es gelang ihm, den für äußere Einflüsse so sehr empfänglichen Sinn Friedrich Wilhelm's vollständig gefangen zu nehmen und dadurch das Ziel seines Ehrgeizes, eine einflußreiche, seiner Herrschsucht den weitesten Spielraum gewährende Stellung zu erlangen. Unmittelbar nach seiner Thronbesteigung erhob ihn Friedrich Wilhelm II. in den Adelsstand, um ihm bald darauf die Stellung des auf des Vertrauten Betreiben entlassenen Ministers von Zedlitz zu übertragen.

Aus Wöllner's Feder ist nun das so großes Aufsehen, aber auch allseitig so gerechten Unwillen erregende Religionsedikt geflossen, das in seiner vollen Durchführung den Protestantismus bis in die Wurzel hinein zerstört haben würde. Es heißt in diesem, unter dem 9. Juli 1788 veröffentlichten Schriftstücke: „daß manche Geistliche sich zügellose Freiheiten in Absicht der Lehrbegriffe ihrer Konfession erlaubten, daß sie die Grundwahrheiten der christlichen Religion wegleugneten, daß sie die elenden, längst widerlegten Irrthümer der Socinianer, Deisten, Naturalisten und anderer Sekten aufwärmten, solche mit Unverschämtheit mit dem Namen Aufklärung unter dem Volke verbreiteten, die Bibel, diese göttliche Urkunde der Wohlfahrt des Menschengeschlechts, verfälschten, verdrehten, oder gar wegwürfen, daß sie den Glauben an die Geheimnisse überhaupt und vornehmlich an das Geheimniß des Versöhnungswerkes und der Genugthuung des Welterlösers den Leuten verdächtig oder doch überflüssig, mithin sie irre machten, und dem Christenthum auf dem ganzen Erdboden gleichsam Hohn böten." Um nun solchem Unwesen zu steuern, wurde allen Predigern „bei unausbleiblicher Kassation oder noch härterer Strafe anbefohlen, sich weder öffentlich noch heimlich zu unterfangen, die genannten oder noch mehrere Irrthümer bei ihrem Amte oder auf andere Weise zu verbreiten. Denn wie es keinem Richter erlaubt sei, an dem Inhalt der Gesetze zu klügeln und selbige nach Gefallen abzuändern, so könne es noch weniger einem jeden Geistlichen freistehen, in Religionssachen nach Gutdünken zu handeln, die einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten anders zu lehren, sie nach bloßer Willkür beizubehalten oder wegzuwerfen und seine eigenen Grillen an deren Stelle zu setzen. Es müsse eine allgemeine Richtschnur, Norm und Regel feststehen, nach welcher die Volksmenge treu und redlich geführt werde, und diese Norm sollte durch die sogenannten Aufklärer nach ihren unzeitigen Einfällen nicht abgeändert werden."

Nun, nach den „einmal in der Kirche angenommenen Grundwahrheiten" und nach der darauf begründeten „Richtschnur, Norma und Regel" hatte Huß seiner Zeit den Flammentod erleiden müssen — waren im Laufe der Jahrhunderte Tausende und abermals Tausende von Menschenleben zu Grunde gegangen! Wie mochte man sich in Rom die Hände reiben, daß gerade in Preußen ein solches Edikt das Licht der Welt erblickt hatte! Nach der Ansicht der Römlinge machten die verirrten Schafe des Protestantismus endlich Halt auf ihrem Irrwege, und zwar auf einen Ruf, der so gut römisch klang, daß man zu hoffen wagte, die Verirrten würden sich, wenn man weiterhin in solcher Weise kirchenpolizeilich verfahre, der zu allererst verlassenen „Norma und Regel Roms" mit der Zeit wieder unterwerfen.

Das Religionsedikt versetzte den Staat Friedrich's des Großen in eine wahrhafte Aufregung; von allen Seiten erhoben sich Stimmen dagegen. Wöllner stand nicht an, aus der Rüstkammer Roms eine zweite Waffe — eine Censurverordnung — zu entnehmen, um die Beleuchtung der verderblichen Maßregel zu verhindern; endlich wurde auch noch eine Kommission eingesetzt, die darüber zu wachen hatte, daß nur solche Bewerber als Lehrer und Prediger angestellt würden, die ihre Rechtgläubigkeit — im Wöllner'schen Sinne — zu beweisen im Stande waren. Den im Amte befindlichen Geistlichen von freierer Geistesrichtung wurde bedeutet, daß man sie in ihren Aemtern belassen wolle, wenn sie in ihrer Lehrthätigkeit und in ihren Predigten die Forderungen des Religionsedikts erfüllten, daß

man aber gegen sie einschreiten werde, sobald sie, ihrer inneren Ueberzeugung folgend, über jene Forderungen sich hinwegsetzen und weiterhin bei ihren Irrlehren beharren würden. Wöllner mißachtete sogar die Grundgesetze des Landes, indem er Geistliche absetzte, die auf seine Anklagen durch den Spruch hoher Gerichtshöfe für schuldfrei erklärt worden waren.

Bischofswerder. Der vertrauteste Lustgenosse und Rathgeber des Königs war der Major von Bischofswerder, durch dessen Empfehlung sich Wöllner zu seinem jetzigen Amte aufgeschwungen hatte. Beide Männer gehörten dem vielbesprochenen Geheimbund der Rosenkreuzer an, der sich, entgegen der aufklärerischen Zeitrichtung, die Zurückführung des Volkes unter eine schrankenlose und selbstsüchtige Priesterschaft zum Ziele gesetzt hatte, welches dem Geiste des Protestantismus durchaus widerstrebt. Ein geschickt durchgeführtes Ceremonienwesen umgab den Orden mit dem stets so verlockenden Reiz des Geheimnißvollen, und selbst Geisterbeschwörungen und anderer Spuk wurden nicht verschmäht, wo sie zur Förderung des Erstrebten zweckdienlich erschienen. Die Rechtgläubigkeit, auf welche die Rosenkreuzer pochten, war demnach von höchst wunderlicher, ja überaus bedenklicher Art; Schriften aus jener Zeit versichern, die Ordensgenossen hätten in Gegenwart Friedrich Wilhelm's Geistererscheinungen veranstaltet, um die reizbare Phantasie des Königs im Interesse selbstsüchtiger Zwecke zu verwirren. „Zur Stärkung seiner Nerven empfing der König die einfachsten Arzneimittel von Bischofswerder, indem Letzterer dieselben für Geheimmittel erklärte, deren Zusammensetzung ihm in den höchsten Graden des genannten Ordens bekannt geworden sei.“

Es gab der Leute genug im Lande, die von ganzer Seele der rechtgläubigen Richtung zugethan waren. Aber selbst unter diesen fanden Wöllner und Bischofswerder nur äußerst wenige Anhänger. — Der Werth des Edikts wurde nach der Würdigkeit seiner Urheber bemessen. Aber auch abgesehen davon, mißbilligten gelehrte und fromme Theologen mit aller Entschiedenheit den eingeführten Glaubenszwang. So kam es, daß das Wöllner'sche Edikt nicht nur nichts nützte, sondern Schaden anrichtete. Zur herrschenden Verderbtheit war ein neues Uebel hinzugefügt worden: pharisäische Heuchelei! —

Die holländischen Unruhen und die türkische Frage.

Die bürgerlichen Zwistigkeiten in Holland, deren wir schon S. 339 vorübergehend gedachten, gaben dem Könige schon kurze Zeit nach seiner Thronbesteigung den ersten Anlaß, das Schwert zu ziehen. In den Generalstaaten standen sich zu jener Zeit zwei Parteien, die oranische, die sich eng um den Erbstatthalter Wilhelm V. von Oranien scharte, und die Partei der „Patrioten“, welche die Erweiterung der Volksfreiheiten anstrebte, feindlich gegenüber. Der Streit währte bereits Jahr und Tag, und Wilhelm V., der mit einer Schwester Friedrich Wilhelm's vermählt war, hatte sich schon an Friedrich II. um Beistand gewandt. Doch war von diesem, der wohl erkannte, daß die Partei der Patrioten, die sich auf die bürgerlichen Magistrate stützte, begründete Ursache zur Klage hatte, nichts weiter geschehen, als daß er nach beiden Seiten hin zur Mäßigkeit gemahnt hatte. Die Erbitterung der Parteien war indeß höher gestiegen, und es schien bei dem Tode Friedrich's, als solle Holland das traurige Schauspiel eines Bürgerkrieges abgeben. Nachdem nun Friedrich Wilhelm zur Herrschaft gelangt war, wurde er von seiner Schwester, der Gemahlin des Erbstatthalters, aufs Lebhafteste angegangen, der monarchischen Sache in Holland seinen thätigen Beistand angedeihen zu lassen. Dem Könige erschien es indeß bedenklich, die in dieser Angelegenheit von seinem großen Vorgänger eingeschlagene Bahn zu verlassen. Dagegen forderte er Frankreich auf, von wo her die Partei der Patrioten unter der Hand zum Widerstande aufgemuntert worden war, mit ihm gemeinschaftlich durch friedliche Vermittelung die Wirren auszugleichen. Der Prinz von Oranien war aber keineswegs geneigt, auf Vermittelungen einzugehen, er wollte entschieden seinen Willen zur Geltung gebracht haben. Darüber mißgestimmt, beauftragte Friedrich Wilhelm seinen Gesandten, dem Prinzen und seiner Gemahlin in eindringlichster Weise Vorstellungen zu machen.

Vergebens! Da nun auch die mit Frankreich wegen gemeinsamer Vermittelung angeknüpften Unterhandlungen scheiterten, so loderte der Haß der Parteien um so lebhafter auf, und es kam hier und da bereits zu blutigen Zusammenstößen. Nun wurde eine List ersonnen, um den König von Preußen gegen die Partei der Patrioten aufzubringen. Die Gemahlin des Statthalters unternahm eine Reise nach dem Haag, angeblich, um eine Versöhnung zu Stande zu bringen. Sie wurde von einer Bürgerwache der Patrioten angehalten unter dem Vorgeben, man müsse wegen ihrer Weiterreise Befehle von den Behörden erst einholen, ja ein Offizier zündete sich in Gegenwart der Statthalterin seine Pfeife an. Das war zu viel! Kaum hatte die beleidigte Fürstin ihren königlichen Bruder von diesem Vorfall in Kenntniß gesetzt, so verlangte dieser in heftiger Weise Genugthuung für den seiner Schwester angethanen Schimpf, und da ihm von den Patrioten, die sich auf die versprochene Hülfe Frankreichs verließen, Genugthuung verweigert ward, rüstete er sich zum Kriege.



Unruhen in Holland. Nach F. Lix.

Einrücken der Preußen in Holland. Am 13. September 1787 überschritt ein preußisches Heer von einigen 20,000 Mann unter Führung des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig bei Nymwegen und Arnheim die holländische Grenze. Schmachvoll für Frankreich war es, erst die Patrioten zur Auflehnung angereizt zu haben, um nun, in der Stunde der Gefahr, ihnen jegliche Hülfe zu versagen. So kam es, daß den Preußen fast gar kein Widerstand entgegengesetzt wurde, und Wilhelm V., dessen Forderungen man sich unterwarf, am 20. September nach seiner Residenz im Haag zurückkehren konnte. Nicht als Staatsmann, sondern allein den Aufwallungen seines verletzten ritterlichen Gefühles nachgebend, hatte der König diesen Kriegszug unternommen. Aus einer Anwandlung von Großmuth wiederum entstand in ihm der Entschluß, entgegen allem Kriegsgebrauch, die Kriegskosten nicht von Holland sich bezahlen zu lassen, sondern sie — seinen schon an Lasten genug tragenden Unterthanen aufzubürden. Und doch hatte dieser unblutige Siegeszug für Preußen noch Uebleres im Gefolge. Er bestärkte in militärischen Kreisen jenes verderbliche Sicherheitsgefühl, das sich schon in den letzten Regierungsjahren des Großen Friedrich bemerkbar gemacht hatte, und das bald nachher dem Staate so schwerwiegenden Nachtheil bringen sollte. Die preußische Armee hatte während der Schlesischen Kriege allerdings Unübertreffliches

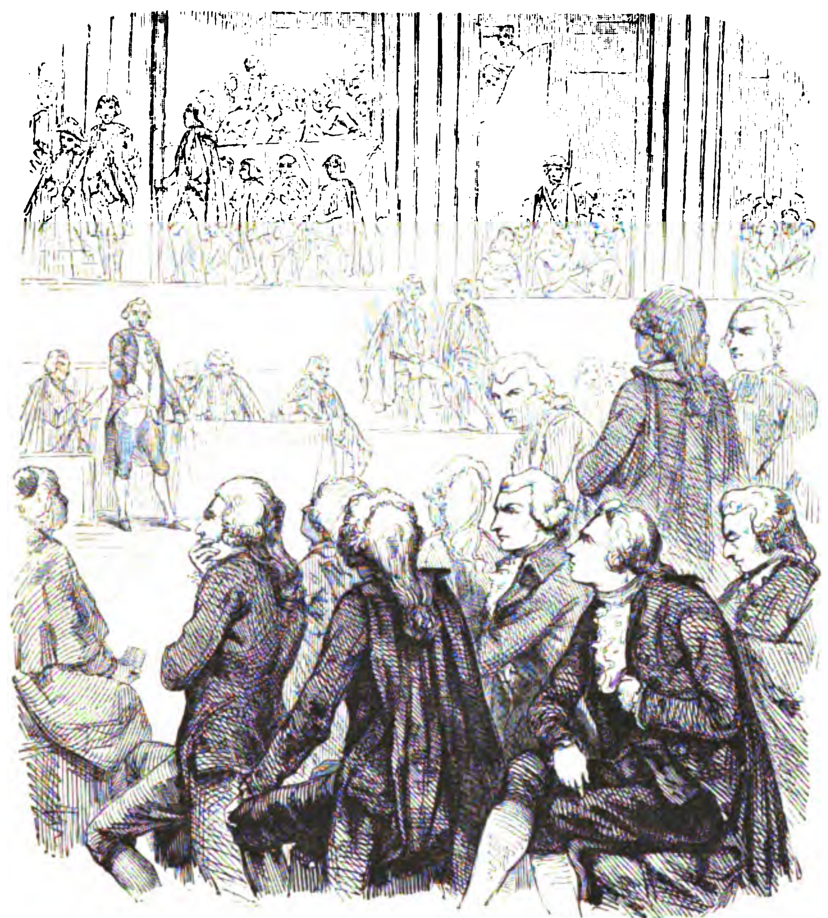
geleistet, aber sie war nicht mehr das, was sie bis zum J. 1763 gewesen, und Friedrich II. selbst war sich, wie wir aus seinen Schriften ersehen, dieser betrübenden Thatsache wohl bewußt. Der Siebenjährige Krieg hatte die besten Kräfte des Landes und des Heeres verzehrt; es fehlte an tüchtigen, kriegsgewohnten Offizieren, die einst so straffe Disziplin war bedenklich gelockert, das soldatische Pflichtgefühl merklich geschwunden, und solch kurze Scheinkriege, wie der bayerische Erbfolgekrieg vom Jahre 1778 und jetzt dieser holländische Kriegszug, waren nicht geeignet, dasselbe neu zu beleben. Im Heere selbst aber theilte man solche Befürchtungen nicht, man wiegte sich in dem stolzen Gefühl der Unüberwindlichkeit, bis die Ereignisse der kommenden Jahre die Besorgnisse des großen Königs rechtfertigten und die traurigen Folgen der Selbstüberhebung wahrhaft niederschmetternd zu Tage traten.

Die Türkische Frage. Kaum waren die holländischen Wirren beseitigt, so nahm eine „neue Frage" die volle Aufmerksamkeit des Königs in Anspruch. Schon seit längerer Zeit sah sich die Türkei von Rußland immer schwerer bedroht, und Joseph II. hatte nun mit Rußland, dessen Vorgehen er nicht zu hindern vermochte, gemeinschaftliche Sache zu machen beschlossen, um von der Beute, auf die es von Seiten Rußlands abgesehen war, ein gutes Stück für sich zu erlangen. Dem Anscheine nach war nicht zu erwarten, daß die Türkei sich gleichzeitig der beiden Gegner, Rußlands und Oesterreichs, würde erwehren können, und so standen für die beiden Staaten bedeutende Gebietserweiterungen in Aussicht, ein Umstand, dem Preußen, das damals noch unter der Leitung des alten bewährten Ministers von Herzberg in der auswärtigen Potitik den Grundsätzen Friedrich's des Großen folgte, nur mit Besorgniß entgegen sehen konnte. Einen solchen Machtzuwachs, wenn möglich, zu verhindern, gebot die Staatsklugheit. Demzufolge trat Preußen, nachdem es sich in dieser Angelegenheit mit England verständigt hatte, in ein Bündniß mit der Pforte, welches der letzteren ihre bisherigen Besitzungen garantirte.

Der Krieg hatte sich aber trotz der drohenden Haltung Preußens nicht vermeiden lassen. Von Seite der Russen mit Glück begonnen, war er allerdings von den Oesterreichern, wiewohl — oder richtiger eben weil — der kriegsunkundige Kaiser Joseph II. das Kommando selbst führen wollte, bisher mit Ungeschick und unter Unfällen aller Art geführt worden. Als jedoch zwei der tüchtigsten Heerführer jener Tage: Held Laudon und Prinz Josias von Sachsen-Koburg mit der Führung der österreichischen Heere betraut wurden, schritten diese von Sieg zu Sieg vor.

Tod des Kaiser Joseph II. Unterdessen rang der edle Kaiser Joseph mit dem Tode. Die Kunde von der Einnahme von Belgrad (1789) hatte noch einmal seine Lebensgeister aufflackern lassen; indeß wenige Monate nachher — am 20. Februar 1790 — hauchte der schwer Geprüfte seine edle Seele aus. — Friedrich Wilhelm II., welcher mittlerweile ein Heer in Schlesien zusammengezogen hatte, drang siegesgewiß auf Eröffnung des Feldzuges; da traten die Dinge mit der Thronbesteigung von Joseph's II. Bruder, des bisherigen Großherzogs von Toscana, mit einem Male in ein anderes Stadium.

Leopold II., wußte durch kluge Verhandlungen in kurzer Zeit die Gefahren, sowol äußere wie innere, von denen Oesterreich zu jener Zeit bedroht war, zu beseitigen. Es kam noch im Sommer desselben Jahres zwischen Preußen und Oesterreich der Vertrag von Reichenbach zu Stande, in welchem Oesterreich den Türken alle Eroberungen herauszugeben und den Russen keine Unterstützung weiterhin zu gewähren zusagte. — Der kluge Minister Herzberg hatte versucht, bei dieser Gelegenheit die wichtigen Gebiete von Danzig und Thorn, die Polen gegen das von Oesterreich abzutretende Galizien herausgeben sollte, als Entschädigung für die aufgewendeten Mobilisirungskosten und als Lohn für seine Vermittlerrolle an Preußen zu bringen; sein Plan scheiterte indessen an der Ungeduld des Königs und dem Einflusse einer Oesterreich freundlichen Partei am preußischen Hofe. Friedrich Wilhelm begnügte sich mit der Rolle eines großmüthigen Vermittlers und Schiedsrichters, auf jeden Vortheil und jede Entschädigung für sein Land verzichtend.



In der Nationalversammlung.

Die Französische Revolution.

Wir haben, ehe wir die Geschichte Preußens weiter verfolgen, zunächst eines Weltereignisses zu gedenken, das umgestaltend auf ganz Europa gewirkt hat. Dieser erschütternde Vorgang, hier in Bausch und Bogen verherrlicht, dort ohne Prüfung der tieferen Ursachen verdammt, ist die Französische Revolution. Möge eine Betrachtung der Ursachen und des Verlaufes jener welthistorischen Begebenheit zu einer richtigen Auffassung derselben führen!

Wir knüpfen an Dasjenige an, was über den Absolutismus in Preußen und den Absolutismus in Frankreich gesagt worden ist. Aus dem Elende, das die mörderischen Kämpfe des Dreißigjährigen Krieges über Deutschland gebracht hatten, war während desselben der fürstliche Absolutismus emporgewachsen. Preußen erhielt in dem Großen Kurfürsten seinen ersten absoluten Herrn, und zwar zu seinem Segen. Der Absolutismus entriß den Ständen zum größten Theile ihre Macht, welche sie darauf zu verwenden unterlassen, dem Theile des Volkes, der in Unterdrückung gelebt hatte, eine bessere Zeit anzubahnen. Wären die Stände, wonach sie rangen, wieder zu ihrer früheren Macht gekommen, so hätte Preußen seine spätere Bedeutung nie erlangt; es wäre vielmehr einer Zerklüftung entgegengegangen, Zuständen, wie sie in Polen sich ausgebildet hatten, und das Ende wäre wie dort ein kläglicher Untergang der staatlichen Selbständigkeit gewesen. — Die Stände, deren Vorrecht nur der Gegensatz der Unfreiheit der unteren Volksklassen war, hatten sich überlebt. Die Aufgabe des absoluten

Herrscherthums in Preußen war es, die Fesseln der Hörigkeit mehr und mehr zu lösen, und den Rechtsstaat anzubahnen. Eine plötzliche Erlösung der unteren Stände aus den Banden der Hörigkeit, die von dem Ständethum des Mittelalters zum Theil noch verschärft worden war, durfte nicht stattfinden. Die plötzliche Erlangung der vollen Freiheit ist noch niemals, weder dem in Versunkenheit aufgewachsenen Sklaven, noch weniger seinem Herrn von Segen gewesen. Die niederen Stände mußten zunächst zu einem würdigen Gebrauch der ihnen erst später voll und ganz zu gewährenden Freiheit erzogen werden. Dies geschah durch die von der fürstlichen Gewalt gegründete preußische Volksschule. Hand in Hand mit deren Wachsthum ging die Förderung des Rechtsschutzes Aller. So schritt in Preußen die Entwicklung des Staatslebens auf dem Boden protestantischer Weltanschauung — sie war es, aus der das Herrscherhaus seine Kraft schöpfte — unter haushälterischen Fürsten naturgemäß vorwärts.

Wie anders hatte der Absolutismus in Frankreich sich entwickelt! Die Macht der Stände war auch dort von Ludwig XIV. gebrochen worden, aber nicht, um den bisher in niedrigster Abhängigkeit gehaltenen unteren Klassen Bildung, Rechtsschutz und Befreiung von Forderungen zu gewähren, die das Christenthum verwarf, sondern allein aus despotischen Gelüsten. Nur zu Gunsten der Krone hatte man die Rechte der Stände eingeschränkt oder ganz beseitigt; theilnahmlos sah man zu, wie Adel und Geistlichkeit für den Verlust dieser Rechte sich nach unten schadlos hielten, wie das Volk, der Bürger- und Bauernstand, für die Beseitigung der Stände durch vollständige Unterdrückung seiner Rechte doppelt und dreifach leiden mußte. Daß eine solche Art von Absolutismus dort aufwuchern konnte, lag, worauf wiederholt hingewiesen werden muß, einzig und allein daran, daß Frankreich in arger Verblendung die Erneuerung seines Wesens durch den Protestantismus von sich gewiesen hatte. Auch dort hatte diese „Stimme von oben" sich vernehmbar gemacht, und in einem Theile des Volkes waren Anschauungen erwacht, die der Keim zur naturgemäßen Entwicklung besserer Zustände hätten werden können. Aber der Aufschwung, der später vor vielem Unheil hätte bewahren können, war schließlich durch Scheiterhaufen, Schaffot und Verbannung gewaltsam unterdrückt worden. Von da ab trieb das französische Staatsschiff auf unsicheren Wogen umher, bei bedecktem Himmel, der einen Blick nach den die Richtung angebenden Sternen kaum noch gestattete.

Daß Frankreich in äußeren Dingen tonangebend geblieben war, konnte die Tieferblickenden nicht täuschen. Bei seiner letzten Begegnung mit seinem Großneffen (dem späteren König Friedrich Wilhelm III.) hatte Friedrich der Große geäußert: „Ich fürchte, nach meinem Tode wird es pêle mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe, vorzüglich in Frankreich, und leider nähren sie die regierenden Herren, statt sie zu kalmiren!" — Ja, wahrlich, diese Könige in Frankreich nährten diese Stoffe; gerade sie waren es, die „den Feuerzunder in dem Schoß der Städte" häufen halfen. Was des Volkes Fleiß erwarb, das ward in üppigster Weise am Hofe verpraßt. Es ist schwer, sich eine Vorstellung von dem kostspieligen Haushalt der französischen Könige zu machen. In den königlichen Zimmern, in den Küchen- und Kellerräumen hauste ein schier unübersehbarer Troß von Hofleuten, Trabanten und anderen Dienerschaften. Das königliche und prinzliche Marstall- und Jagdpersonal belief sich in die Tausende, der Unterhalt von Tausenden von Pferden, Hunden, kostbaren Karossen und Wagen ꝛc. erforderte weitere Hunderttausende: Jeder, der mit dem Hof in Berührung kam, zehrte von der königlichen Gunst, wenn er sie nicht gar schnöde mißbrauchte.

Die Stände, seit 175 Jahren nicht wieder zusammenberufen, verhielten sich hierzu mundtodt. Man hatte sie für den Verlust ihrer Rechte dadurch entschädigt, daß man sie an der unsinnigen Verschwendung und Ueppigkeit Theil nehmen ließ. Das Laster, das am Hofe Triumphe auf Triumphe feierte, hatte den letzten Rest von Scham verdrängt. „Alle Anzeichen", schrieb schon 1753 der englische Gesandte aus Paris nach Hause, „die einem jemals in der Weltgeschichte als Vorläufer großer Revolutionen erschienen sind, finden sich in diesem Lande vor und mehren sich Tag für Tag."

Die zur Herrschaft gekommene Hoftheologie, zum Theil recht übel vertreten von jungen und alten Abbés, umhüllte sophistisch wie mit einem undurchdringlichen Nebel die Grundforderungen des Christenthums. Die Vorführung einiger Gebräuche wird genügen, erkennbar zu machen, wie die Gleichheit der Christen vor Gott ganz vergessen war. Das Königspaar sowie die Prinzen und Prinzessinnen erhielten beim Abendmahle nicht gewöhnliche Oblaten, sondern eigens für sie zubereitete. Einmal waren sie „der Unannehmlichkeit ausgesetzt", warten zu müssen, da die für sie zubereitete Oblate nicht zur Hand war und keiner der Priester sich des Verstoßes schuldig zu machen wagte, ihnen die für das Volk bestimmte Oblate zu reichen. — Den gräflichen Domherren des Kapitels von St. Johann in Lyon ward auf ihre Vorstellung das (hinterher kirchlich bestätigte) königliche Privilegium ertheilt, bei der Messe „zum Unterschiede von dem gemeinen Haufen" nicht knieen zu dürfen, welches Zeichen der Erniedrigung ihrer Standesehre offenbar Abbruch thue. Den adeligen Stiftsdamen von Verdun war dasselbe Vorrecht ertheilt worden; auch durften sie den Prozessionen in der Kirche bedeckten Hauptes beiwohnen. Die Majestät Gottes hatte der irdischen Majestät und der „Standesehre" der adeligen Geschlechter den Platz räumen müssen; der Abfall von Gott war vollzogen. Geistlichkeit und Adel, vergiftet von der Hofluft, standen als unterthänige, überdienstfertige Knechte vor dem Throne, übten aber die unbarmherzigste Härte gegen die unteren Stände. Für den Schuldner eines Vornehmen öffnete sich sofort die Bastille — bei den Klagen der Bürger und Bauern gegen Höherstehende waren die von oben beeinflußten Gerichte taub. In diese der Auflösung entgegengehende Welt schleuderte nun Voltaire seine vergifteten Pfeile. Er verkündete nicht die Heilmittel, aber er zeigte dem schwerbedrückten Volke nur, wie es Rache üben könne an seinen Unterdrückern. Die Ueberzeugung, daß der Umsturz erfolgen werde, lebte in ihm; doch tröstete er sich damit, daß er selbst die bedenkliche Krise nicht mit durchzumachen haben werde. Geringschätzig auf die Masse herabschauend, hatte er über dieselbe das Urtheil abgegeben: das französische Volk sei halb Tiger und halb Affe! — Wie verkommen Frankreich im Zeitalter der Aufklärung war, zeigt der Umstand, daß der im Grunde edle Rousseau den Franzosen rieth, alle Ueberkultur, die zum Verderben der Menschheit geführt habe, abzuwerfen und zur Natur zurückzukehren.

Um den Sturz des verderbten Königthums in Frankreich herbeizuführen, wirkte noch ein Anderes mit. Die englischen Kolonien in Nordamerika, denen von Engand willkürlich drückende Abgaben auferlegt worden waren, hatten sich gegen das engherzige Mutterland erhoben und im Jahre 1776 ihre Unabhängigkeit von England erklärt; der alsbald ausbrechende Krieg sollte über ihr ferneres Schicksal entscheiden.

Ludwig XVI. Zwei Jahre zuvor (1774) war Ludwig XVI., ein guter, aber schwacher Fürst, der Enkel Ludwig's XV., begrüßt von den hoffnungsreichsten Erwartungen seines Volkes, zur Regierung gelangt; er war es, der für die Sünden der Väter büßen sollte.

Benjamin Franklin erschien in Paris, um die französische Regierung zur Unterstützung der Kolonien gegen England geneigt zu machen. Der würdige Patriot sah seine Bemühungen mit Erfolg gekrönt. Er gewann den Hof, der ja Englands Schwächung wünschen mußte, und wußte das Volk für die in der Bildung begriffene transatlantische Republik zu begeistern. Edle Männer, unter ihnen der Marquis Lafayette, begaben sich nach Amerika und fochten unter den Fahnen des eben so tapferen wie staatsklugen Generals Washington gegen die Engländer. Die britische Regierung trug nicht den Sieg davon, sondern die standhaften Kolonien, deren Unabhängigkeit im Jahre 1783 auch von England anerkannt wurde, und welche als Vereinigte Staaten von Nordamerika unterdessen an die Spitze der Neuen Welt getreten sind.

Eines hatten die regierenden Kreise in Frankreich außer Acht gelassen, als sie der aufkeimenden Republik zum Leben verhalfen — und das Schwerwiegende seiner Unterlassungssünde wurde dem Hof erst klar, als die französischen Mitkämpfer aus Amerika in

ihre Heimat zurückgekehrt waren. Von dem Hauche der Freiheit angeweht, trugen diese sich mit Hoffnungen und Plänen, die der heimatlichen Regierung im höchsten Grade lästig werden mußten, zumal in einer Zeit, in der sich die Ueberzeugung bis in die weitesten Kreise verbreitet hatte, daß mit der alten Ordnung der Dinge gebrochen werden müsse, wolle man nicht dem Verderben entgegen treiben. Die Ideen dieser Männer zündeten nun in unzähligen Köpfen.

Zum Unglück für den König und seine Umgebung war seine Gemahlin Marie Antoinette, die schöne Tochter der großen Kaiserin Maria Theresia, nicht sonderlich beliebt im Lande. Man machte ihr Leichtfertigkeit und Verschwendung zum Vorwurf, und der unglückliche Halsbandbetrug konnte nur aus diesem Grunde eine Zeit lang zu Ungunsten der an sich hochherzigen Fürstin ausgelegt werden, weil man ihre Vorliebe für Kostbarkeiten und Aufwand kannte.

Der schwache König, von dem mehrfach Versuche ausgegangen waren, die Zustände seines Volkes nach dem von Friedrich dem Großen gegebenen Beispiele zu reformiren, dem aber sowol der rechte Blick fehlte, in den meisten Fällen das Richtige zu treffen, als die Kraft, es durchzuführen, machte einen neuen Versuch, den drohenden Sturm zu beschwören: er rief die Reichsstände ein. Es erschienen nun in Versailles im Jahre 1789 die Abgeordneten des Adels, der Geistlichkeit und des Bürgerstandes. Tracht und Ceremoniel war ihnen nach Bestimmungen, wie sie 200 Jahre zuvor Geltung gehabt hatten, vorgeschrieben. Die Anzüge des Adels und der Geistlichkeit strotzten von Gold, die Abgeordneten der Bürger trugen schwarze Kleidung und weiße Halsbinden; vor jenen wurden beide Flügelthüren des Sitzungssaales, vor diesen nur eine Thür geöffnet. Dies und Aehnliches verstimmte, wenngleich es sich nur auf Aeußerlichkeiten bezog, den sogenannten dritten Stand, dessen Mißstimmung sich aber alsbald in offene Feindschaft gegen die beiden ersten Stände verwandelte, als man auch in den inneren Angelegenheiten der Versammlung die alten Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit zur Geltung zu bringen versuchte. Sich auf die aus dem Grabe hervorgeholte Geschäftsordnung stützend, verlangten Adel und Klerus, ein jeder Stand solle für sich berathen, und die Abstimmung solle in althergebrachter Weise nach Ständen erfolgen. Dagegen protestirten die Abgeordneten der Bürger. Geschähe dies, ward von ihrer Seite gesagt, so sei ein der gegenwärtigen Lage entsprechendes Ergebniß der Berathungen nicht zu erwarten. Adel und Geistlichkeit würden dann mit zwei Gesammtstimmen den Bürgerstand stets überstimmen, die überkommenen Mißbräuche dadurch nicht beseitigt, sondern im Gegentheil gesetzlich befestigt werden. Erwäge man, daß Adel und Geistlichkeit nur 4 Proz. der dritte Stand dagegen 96 Proz. der Nation repräsentire, so erscheine es als eine nicht zu umgehende Forderung, in eine gemeinschaftliche Berathung einzutreten und nach Kopfzahl abzustimmen. Als Adel und Geistlichkeit sich weigerten, diesen Antrag anzunehmen, erklärte sich der dritte Stand selbst zur verfassunggebenden Nationalversammlung. Eine Anzahl Abgeordnete des Adels und der Geistlichkeit entsagten daraufhin ihren Vorrechten und traten in die Nationalversammlung ein. Der König, von seinen Anhängern aufs Dringendste gebeten, die Versammlung der Bürger aufzuheben, zeigte sich schwankend.

Der Pöbel, dem die nachgiebige Gesinnung des Königs nicht verborgen geblieben war, wagte sich nun an allen Orten frech hervor und beging bereits die gröbsten Unordnungen, so daß Ludwig sich endlich veranlaßt sah, eine Abtheilung der Schweizergarde aus Paris nach Versailles zu berufen. Da nun gleichzeitig bekannt ward, daß der kaum zum Minister berufene Necker (Vater der später so berühmt gewordenen Frau von Staël), zu dem das Volk Vertrauen hegte, entlassen worden war, brach der Aufstand in Paris aus.

Der Bastillensturm. In der Mitte von Paris lag die Bastille, damals eine von einem tiefen Graben umgebene kleine, aber äußerst starke Citadelle, die mit ihren hohen Mauern, an denen statt der Fenster nur Schießscharten zu sehen waren, die Stadt beherrschte. Ihr Anblick war dem Volke aufs Höchste verhaßt; denn in derselben, die zugleich als Gefängniß

diente, hatten viele Unschuldige geschmachtet, Opfer der Maitressen und Höflinge, unter ihnen der edle Pelisson, dem der grausame Kerkermeister die Spinne, die er sich gezähmt, seine einzige Freundin in der qualvollen Einsamkeit, getödtet hatte. Auf diese Bastille richtete sich jetzt der ganze Haß des Volkes. Ein Sturm auf sie, bei dem sich die Théroigne, „die schöne Lüttticherin", Säbel und Pistolen führend, hervorthat, gelang. Die Zwingburg ward der Erde gleich gemacht. Die Erstürmung der Bastille, bei der man das berüchtigte Lied „Ça ira" („Nur drauf los, es wird schon gehen!") sang, fand am 14. Juli des Jahres 1789 statt, und von diesem Tage datirt man die Französische Revolution. —

Die Nationalversammlung hob alle Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit auf und forderte die „allgemeinen Menschenrechte" für Alle zurück. Das Aussprechen einer solchen Forderung ist leicht, ihr nach jeder Richtung hin Geltung zu verschaffen aber das Schwierigste, was man sich denken kann. Davon sollte Frankreich der Welt ein Beispiel liefern.



Erstürmung der Bastille in Paris. Zeichnung von F. Lix.

Anfangs waren die Männer der Bewegung selbst noch darüber im Unklaren, welche Wege einzuschlagen seien. Es gab deren unter ihnen, die da meinten, das Zauberwort werde, dem schöpferischen Frühlingshauche gleich, die Zustände harmonisch umgestalten. Von dem „Wahn" und „Schrecken" der späteren Zeit war ja auch noch nichts zu erkennen. Daher kam es, daß bei den ersten Nachrichten von der Erhebung des so lange geknechteten und von den Bourbonen um seine edelsten Güter betrogenen Volkes die rechtschaffensten, christlich gesinntesten Männer aller Völker ihm ihre Sympathien offen aussprachen. Klopstock sang der Erhebung eine begeisterte Ode, in der er beklagt, daß nicht Deutschland die That der Befreiung vollbracht habe. Schlözer, der die Losreißung der nordamerikanischen Kolonien von England gemißbilligt hatte, meinte, die Französische Revolution sei eine kräftige Lehre für die Menschenbedrücker aller Weltgegenden. „Welcher Menschenfreund", rief er aus, „wird das nicht sehr schön finden! Eine der größten Nationen in der Welt, die erste in der allgemeinen Kultur, wirft das Joch der Tyrannei, das sie anderthalbhundert Jahre lang komisch-tragisch getragen hat, endlich einmal ab: zweifelsohne haben Gottes Engel im Himmel ein Te deum laudamus darüber angestimmt!" Johannes Müller feierte den Tag der Bastillenerstürmung als „den schönsten Tag seit dem Untergange der römischen Weltherrschaft!"

Bald jedoch trat, und zwar in dem Maße, in dem die innersten Gedanken und Empfindungen des französischen Volkes sichtbar wurden, eine Wandlung der Meinungen über die Thaten der „glorreichen Nation“ bei allen denkenden Menschen ein. Denn es blieb nicht bei der Aechtung der Aristokratie der Geburt: auch die Aristokratie des Geistes verfiel dem Banne. Erhebe nicht der Mann der Wissenschaft und Kunst, hieß es, ebenfalls sein Haupt über die Menge? Auch dies sei Herrschaft; eine Vorherrschaft aber wolle man nicht mehr. Darum: Hinweg mit den Universitäten! Was das Volk an moralischen Vorschriften nöthig habe, könne ihm auf gedruckten Blättern an den Straßenecken überliefert werden. In dem sturmbewegten Meere der Revolution war der Schlamm aus der Tiefe zur Höhe gekommen. Sitten, Lebensformen und Worte, die an die verhaßten Aristokraten erinnerten, wurden verpönt, Roheit galt als das würdige Erkennungszeichen des echten Volks- und Vaterlandsfreundes.

Verfolgen wir zunächst das Geschick, von dem der König Ludwig XVI. und seine Gemahlin betroffen wurden. Die königliche Familie befand sich, wie bemerkt, in Versailles, und Ludwig's Haltung war nach wie vor eine schwankende. Daß er sich von der Schweizergarde, von „Soldknechten“, wie gesagt ward, bewachen ließ, mißfiel längst; jetzt vernahm man von einer Festlichkeit, die bei Hofe stattgefunden hatte, und bei der es zu volksfeindlichen Kundgebungen gekommen war. Die Unzufriedenheit, dadurch genährt, daß in Paris die Geschäfte zu stocken begannen, hatte sich auch der Frauenwelt bemächtigt; Rednerinnen traten auf, die zu einem Zuge der Frauen nach Versailles aufforderten. Der König müsse erfahren, hieß es, daß es dem Volke in Paris an Brot fehle; es sei vor Allem die Verlegung des Hofes nach Paris zu erzwingen, auch Rache an den Schweizern zu nehmen, aus deren Mitte dem Könige der Wunsch zu erkennen gegeb'en worden sei, als Werkzeug zur Sprengung der Nationalversammlung benutzt zu werden. Am 5. Oktober begann das Vorspiel zu schmachvollen Akten des Volksübermuthes damit, daß Weiber und Männer in Weiberkleidern vor Bäckerläden nach Brot schrieen. Ein Mädchen mit einer Trommel schlug Alarm. Der Zug vergrößerte sich; vor dem Stadthause angekommen, belief sich die Zahl der Weiber, die sich zusammengerottet hatten, bereits auf 7000. Die Wachen vor dem Stadthause wurden zurückgedrängt, die Thüren erbrochen, worauf die Eindringenden sich der im Stadthause befindlichen Waffen bemächtigten.

Nun ward von den Weibern der Zug nach Versailles angetreten. Von dem Bürgerrath empfing Lafayette darauf den Auftrag, mit 30,000 Nationalgarden den Weibern nach Versailles zu folgen, daselbst die Ordnung aufrecht zu erhalten, dem Könige aber auch mitzutheilen, daß die Bürgerschaft die Rückkehr des Hofes nach Paris ebenfalls wünsche.

Die Nationalversammlung tagte gerade, als die Nachricht von dem Annahen des Zuges der Weiber in Versailles eintraf. Die Mahnung Mirabeau's: „die Pariserinnen sind unterwegs; schließen wir die Sitzung!“ wurde unbeachtet gelassen — kurze Zeit darauf füllte sich der Saal mit Weibern, und ihr Sprecher, Maillard, stellte den Antrag, eine Deputation an den König zu senden, die ihm die Wünsche des Volkes vorzutragen habe. Es wurde beruhigend auf die Weiber einzuwirken gesucht und beschlossen, daß zwölf derselben von dem Präsidenten **Mounier** zu dem Könige geleitet werden sollten. Ludwig empfing die Weiber überaus freundlich, er umarmte sogar die Sprecherin, die schöne **Louison Chambry**, und gab das Versprechen, augenblicklich Befehle zum Ankauf von Getreide zu ertheilen; er erklärte auch, daß, um den Frauen die Rückkehr zu erleichtern, alle Wagen, die in Versailles aufzutreiben seien, ihnen zur Verfügung gestellt werden sollten. Danach wurde die Deputation huldreich entlassen.

Inzwischen hatte sich der Platz vor dem Schlosse mit Weibern gefüllt, und man war gespannt, welchen Eindruck des Königs Erklärung auf die Mehrheit derselben hervorbringen würde. Der König, befragt, ob im Falle ernster Ruhestörungen die Schweizer auf die Weiber feuern sollten, sagte: „Auf Weiber? Sie scherzen!“ — Aber den Weibern hatten sich bereits viele bewaffnete Männer angeschlossen, und es wurden nicht nur die Theilnehmerinnen

der Deputation, die, obgleich sie eine genügende Antwort nicht brachten, beschwichtigend einzuwirken suchten, mit Hohn und Spott überschüttet, sondern man begann auch, sich in lauten Drohungen gegen den König und seine Gemahlin zu ergehen; es wurden Steine auf die vor dem Schlosse stehenden Schweizer geworfen, ja, als an diese der Befehl des Königs erging, sich ins Schloß zurückzuziehen, wurden mehrere derselben durch Pistolenschüsse niedergestreckt. Der Abend brach heran, der Platz blieb von den Weibern besetzt; unter den Abgeordneten wie bei Hofe herrschte peinliche Verlegenheit. In der Nacht vernahm man aus dem wüsten Durcheinander Drohungen und Verwünschungen, kreischende Weiberstimmen verlangten den Kopf der „Oesterreicherin", der Königin. Wie es mehrmals schon geschehen, wurde auch jetzt Ludwig von seiner Umgebung gebeten, Versailles zu verlassen, sich nach dem festen Metz zurückzuziehen und daselbst eine Armee um sich zu sammeln. Als der König sich nunmehr bereit erklärte, jenem Rathe zu folgen, ergab es sich, daß es zur Ausführung der Flucht zu spät sei. Alle Ausgänge des Schlosses waren bereits von dichten Volkshaufen umlagert und versperrt.

Um Mitternacht traf Lafayette mit der Nationalgarde in Versailles ein, und es gelang ihm, die Menge zu beruhigen, worauf er sich in das Schloß begab. Da er dem Könige und der Königin versicherte, daß von den Nationalgarden alle Wachen der Stadt besetzt seien, begaben sich Beide gegen 2 Uhr früh zur Ruhe. Von Lafayette war vorgeschlagen worden, zum Schutze des Königs auch in das Schloß Nationalgarden zu legen. Ludwig XVI. hatte diesen Vorschlag abgelehnt, er meinte unter dem Schutze der Schweizer sicherer zu sein. Somit vertraute er sein Geschick einer Handvoll Leuten an, die sich wenige Tage zuvor durch eine noch dazu vom königlichen Paare wohlgefällig aufgenommene Demonstration überaus verhaßt gemacht hatten!

Als der Morgen zu grauen begann, fanden neue Zusammenrottungen in der Nähe des Schlosses statt. Männer und Frauen drangen von dem Marmorhofe aus, wo ein Gitter unverschlossen geblieben war, in das Schloß. Der Tumult erweckt die Königin, und sie flüchtet im Unterrocke auf einem geheimen Gange nach dem Schlafgemach des Königs, der eben im Begriff steht, Schutz bei der Königin zu suchen. Sie vernehmen wilde Rufe, Poltern, Stampfen, Brüllen, dazwischen Schüsse. Es kam darauf an, ob es einer Zahl von Schweizern gelingen würde, eine Hauptthür zu halten, vor der sie eine Barrikade von Meubeln aufthürmten, während man von außen mit Aexten zu arbeiten begann. Noch war der Durchgang nicht erzwungen, da vernahm man Trommelwirbel. Lafayette eilte mit Nationalgarden herbei — es war die höchste Zeit. Das Gesindel stob, zwei Köpfe von getödteten Schweizern mit sich führend, hinweg, König und Königin begrüßten den General als ihren Erretter. Der Tumult wird gestillt, doch verlangt das Volk den König zu sehen. Ludwig zeigt sich auf dem Balkon; die Menge lärmt und schreit: „Der König nach Paris!" Er verspricht's, Beifall erschallt, dann wird nach der Königin gerufen. Marie Antoinette tritt heraus, an den Händen ihre Kinder führend. „Die Kinder zurück!" Ein Mensch legt sein Gewehr auf die Königin an, setzt es aber wieder ab. Lafayette rettet sie, indem er ihr Angesichts des Volkes ehrerbietig die Hand küßt, und damit seine augenblickliche Popularität wie einen schützenden Mantel um sie breitet.

Unter dem Schutze Lafayette's und seiner Gardisten bestieg die königliche Familie die Wagen und fuhr nach Paris, wohin ihr das Volk das Geleit gab. „Nous amenons", verkündigten sie, „le boulanger, la boulangère, le petit mitron!" (Wir bringen den Bäcker, die Bäckerin, den kleinen Bäckerjungen!) Auf Piken wurden Brotlaibe, Pappelzweige und als Trophäen die Köpfe der beiden getödteten Leibgardisten einhergetragen.

Darf es nach solchen Vorgängen Wunder nehmen, wenn dem König und der Königin der Sieg der Revolution immer mehr Abscheu und Bangen einflößte? Waren doch zuletzt nur noch armselige Bruchstücke der königlichen Gewalt vorhanden, und auch vor diesen schien die wilde Gier der Freiheitsmänner nicht Halt machen zu wollen.

Eine Zeit lang schien **Mirabeau** dazu berufen zu sein, den völligen Umsturz des sinkenden Thrones zu verhindern. Aber dem Titanen an Kraft und Feuer der Rede versagte der Tod die Ausführung seines Werkes. Seine letzten Worte charakterisiren ihn und die Lage. Auf seinem Sterbebette vernahm er Kanonenschüsse. Da rief er: „Sie verkünden das Leichenbegängniß des Achilleus!" Nach einer Weile, aus kurzem Schlummer erwachend, sprach er: „Ich nehme die Thränen der Monarchie mit ins Grab. Von nun an werden die Aufrührer sie vollends zerreißen und sich in ihre Fetzen theilen!"

Als Alles verloren schien, entschloß sich der König zur Flucht — nicht außer Landes, sondern zur Armee, welche bei Montmédy stand. Statt aber den Weg über Rheims zu wählen, wie **Bouillé**, der Obergeneral der Truppen, rieth, zog der König die Straße über Varennes vor, obwol das Bereithalten von frischen Pferden hier schwieriger war und mehr Aufsehen erregen mußte.

Den inneren Wachtdienst im Palast versah die Nationalgarde, und die Ueberwachung wurde mit größter Strenge gehandhabt. Die Offiziere revidirten unaufhörlich die Posten. Dennoch gelang es in der Nacht vom 20. zum 21. Juni dem Königspaare, in Begleitung ihrer Kinder und zweier Hoffrauen durch eine geheime Thür unbemerkt den Palast zu verlassen. Ein Miethswagen brachte sie glücklich vor das Thor St. Martin, wo ein großer, eigens zur Aufnahme für sie eingerichteter Reisewagen, der das Ansehen hatte, als berge er Möbel, bereit stand. Sie stiegen ein, die Fahrt ging vorwärts. Das Reiseziel war die an der luxemburgischen Grenze gelegene Festung Montmédy. Die Flüchtlinge glaubten sich gerettet, als sie Châlons hinter sich hatten; von dort aus sollte, der geheimen Verabredung mit Bouillé gemäß, an jeder Station ein berittenes Detachement die königliche Familie erwarten und derselben als Schutz dienen. Die erste der bestimmten Stationen war erreicht — das angesagte Detachement war nicht da, oder vielmehr: es war nicht mehr da. — Das Detachement hatte die richtige Zeit eingehalten, aber den königlichen Wagen nicht vorgefunden. Der König, schlaff wie immer, hatte auf den zurückgelegten Stationen Verzögerungen eintreten lassen. Der Führer der Eskorte, in der Meinung, die Flucht des Königs möchte aufgegeben worden sein, hatte nun Kehrt gemacht und dadurch bewirkt, daß auch die übrigen Detachements zurückgingen. So kam es, daß der König auch zu St. Ménehould das angesagte Detachement nicht vorfand. Als er hier mehrmals aus dem Wagen sah, erkannte ihn der Sohn des Postmeisters an seiner Aehnlichkeit mit dem Bilde auf den Münzen. Er schwang sich rasch aufs Pferd und gelangte auf einem nähern Wege früher nach **Varennes**, wo der nächste Pferdewechsel stattfinden sollte, als der königliche Postzug.

Hier in Varennes wurde der König auch von einem Krämer erkannt. Dieser hält ihn zuerst mit Höflichkeit auf, dann, als er eine genügende Anzahl Nationalgardisten versammelt sieht, erklärt er Ludwig XVI. für gefangen. Der König suchte sich Anfangs zu verleugnen; als er aber sah, daß dies nichts half, wurde er beredt, wie er es noch nie gewesen. Er faßte den Krämer bei der Hand, beschwor ihn, die Fortsetzung der Reise nicht zu verhindern, die Königin, ihre Kinder, ja Frankreich zu retten. Die Königin vereinigte ihre Bitten mit den seinigen. Der Krämer war gerührt und blickte fragend auf seine Frau, aber diese verrieth nicht die mindeste Bewegung, vielmehr antwortete sie in entschiedenem Tone: „Madame, ich würde Ihnen gern den Gefallen thun, aber wenn Sie an den König denken, so denke ich an meinen Mann. Jeder Frau steht ihr Mann am nächsten!"

Vergebens hatte man noch auf Bouillé gehofft; er kam erst mit dem Regiment Royal Allemand, als die königliche Familie schon seit anderthalb Stunden Varennes verlassen hatte. Entmuthigt führte er seine Truppen zurück, eilte in das Luxemburgische und schrieb an die Nationalversammlung einen Brief, in welchem er die Schuld des ganzen Fluchtversuchs auf sich allein nahm und durch Drohungen das Leben des Königs zu sichern suchte.

Unterdessen war an allen Straßenecken von Paris eine Bekanntmachung angeheftet worden, in der es hieß: „Wer dem Könige zujauchzt, wird geprügelt; wer ihn beschimpft, wird gehangen."



Lafayette rettet die Königin. Zeichnung von E. Bayard.

Das Volk ließ es sich gesagt sein, es schwieg als die königliche Familie in Paris eingebracht wurde. Aber wie furchtbar war dieses Schweigen!

Der König ward seiner Würde provisorisch enthoben. Von nun an wurde ihm und der Königin begegnet, als ob sie Staatsverbrecher wären; an die Wachen erging der Befehl, sie weder Tag noch Nacht aus den Augen zu lassen. Ihre Zimmer mußten geöffnet bleiben, und wenn die Königin zu Bett gegangen war, setzte sich in dem sogenannten „großen Kabinet", welches vor dem Schlafzimmer lag, ein Bataillonskommandant der Nationalgarde in einen Lehnstuhl, um die Monarchin durch die offene Thür zu überwachen.

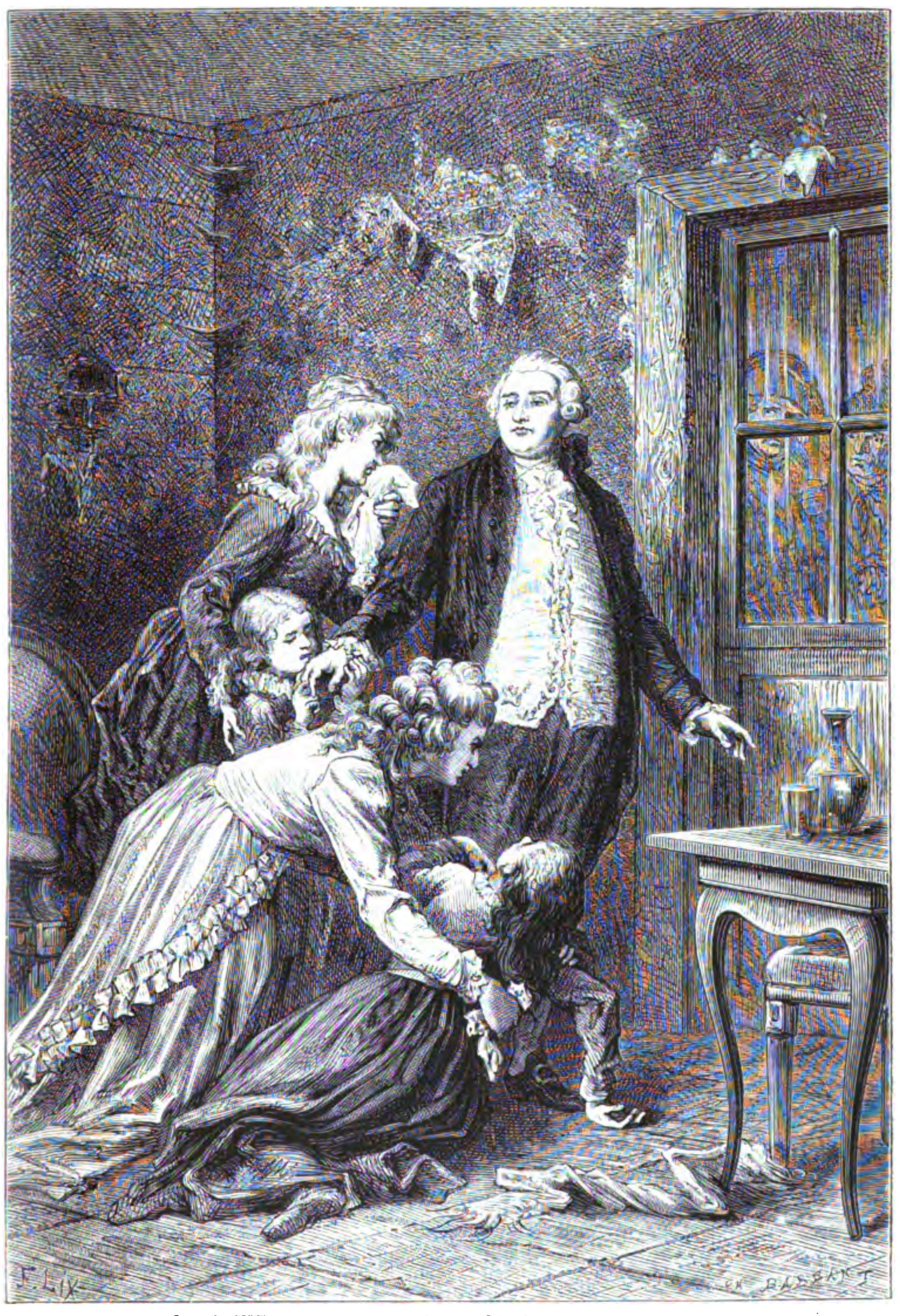
Man ernannte Kommissäre, um den König und die Königin über die Beweggründe zur Flucht zu verhören. Die Erklärung Ludwig's XVI. befriedigte offenbar die Kommissäre, und sie statteten ihren Bericht an die Versammlung in einem dem Könige günstigen Sinne ab. Dennoch wurde seine Absetzung diskutirt, die Umsturzmänner, die Jakobiner, machten sie sogar zum Gegenstande einer öffentlichen Bittschrift und luden ein, auf dem Marsfelde, wo der „Altar des Vaterlandes" stand, dieselbe zu unterzeichnen. Es war auf einen Aufruhr abgesehen; ein solcher brach auch aus, wurde aber von Lafayette mit Waffengewalt unterdrückt. Die Folge war, daß es nicht, wie die Jakobiner gewollt, zu einer Anklage gegen den König kam. Für kurze Zeit hatte das konstitutionelle Frankreich über das republikanische gesiegt.

Mit der Eröffnung der neugewählten Versammlung, welche sich die gesetzgebende nannte, trat die Nation dem Königthum gegenüber in eine dem letzteren entschieden ungünstigere Stellung. Die Versammlung begann damit, dem König die Titel „Sire" und „Majestät" streitig zu machen. Unheil erwuchs dem Könige aus dem Umstande, daß eine ansehnliche Zahl unzufriedener Adeliger und Vornehmen, denen es gelungen war, Frankreich zu verlassen, sich in Koblenz um „Monsieur" und den Grafen von Artois, die Brüder Ludwig's, scharte, um mit allen zu Gebote stehenden Mitteln den Kampf gegen die zur Zeit in Paris herrschenden Gewalthaber zu erheben.

Die einzige Hoffnung des Hofes war jetzt auf fremde Mächte, namentlich auf Oesterreich gerichtet, welches gemeinsam mit Preußen zu den Waffen gegriffen, um der Hydra des Umsturzes womöglich noch den Kopf zu zertreten. Dies hatte die Mißstimmung in bedenklichem Grade noch gesteigert. — Unaufhaltsam schritt nun die Revolution vorwärts. Vergebens forderte Lafayette in seinem und der Truppen Namen die Bestrafung Derer, welche die letzten Unruhen hervorgerufen hatten. Nur der Achtung vor seiner Vergangenheit war es zuzuschreiben, daß er überhaupt von der Versammlung angehört wurde. Leider wirkten ihm bei dem Plane, den er nun faßte: die Zersprengung des Klubs der Jakobiner durch die Nationalgarde ins Werk zu setzen, der König und die Königin selbst entgegen, weil sie ihm nicht vertrauten, sondern ihr Heil allein von absolutistisch gesinnten Männern erwarteten.

Unterm 25. Juli erließ der an der Spitze der preußischen Armee stehende Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, bereit nach Frankreich einzurücken, von Koblenz aus sein die Revolutionäre Frankreichs bedrohendes Manifest. Es half dem Könige nichts, daß er erklärte, er billige durchaus nicht den Inhalt des Manifestes. „Athmet dieses Schriftstück", ward gesagt, „nicht gänzlich den Haß, der die Emigranten, deren Häupter die Brüder des Königs sind, gegen die gegenwärtig in Frankreich herrschende Regierung erfüllt? Möge der König sagen, was er wolle: er steht mit seinen Ansichten und Wünschen auf der Seite der Vaterlandsverräther und der Regierungen Preußens und Oesterreichs, die Frankreich zu bekämpfen sich anschicken; er ist ein Feind des Vaterlandes, der den Tod verdient." — So hatte der Herzog von Braunschweig in seinem thörichten Uebergreifen die Lage des Königs um Vieles noch verschlimmert. Am 3. August wurde die definitive Absetzung Ludwig's beantragt.

Nach der Niedermetzelung der Royalisten und der Schweizergarden am 10. August 1792 unterlag das Königthum. Ludwig XVI. sprach, trotz der Abmahnung seiner Gemahlin, den Schutz der Nationalversammlung für sich und die Seinen an.



Ludwig XVI. nimmt von seiner Familie Abschied. Zeichnung von F. Lix.

Am 13. August wurde der König und seine Familie in den „Temple“ gebracht und am 11. Dezember forderte ihn der Konvent vor sich, um ihn — zu richten. Von da ab sah der König die Seinen nicht eher wieder, als am Abende vor seinem Todestage.

Der Abschied des auf Alles gefaßten Monarchen von Frau, Kindern und Schwester ging selbst seinen Wächtern zu Herzen. Das geschah am 20. Januar. Am 25. Dezember, am Christtage 1792, schrieb Ludwig sein Testament nieder; doch vergingen noch beinahe vier Wochen, ehe das Todesurtheil an ihm vollstreckt wurde. Man schrieb den 21. Januar 1793, als der Abbé Edgeworth, der ihn auf das Schaffot begleitet hatte, zu ihm sprach: „Sohn des heiligen Ludwig, steige empor zum Himmel!“

Nachdem Anfangs Juli 1793 die Königin von ihrem Sohne getrennt worden war, wurde sie am 2. August Nachts um 2 Uhr aus dem Temple nach der Conciergerie abgeführt, wo sie zwei Monate, „erdrückt von ihrer Einsamkeit“, verblieb und sich auf den Tod vorbereitete. Am 13. Oktober 1793 theilte der öffentliche Ankläger in einem geheimen Verhör der Königin die Anklage gegen sie mit, und am nächsten Tage erschien sie vor ihren Richtern. Sehr wahr sagt Lamartine: Marie Antoinette habe den Klageakt mehr wie eine dem Tode vorhergehende Formalität angehört, nicht der Mühe werth, besprochen zu werden. „Ihr Verbrechen war“, setzt Lamartine hinzu, „Königin, Gattin und Mutter von Königen zu sein und die Revolution zu verabscheuen, welche ihr Krone, Gemahl, Kinder und das Leben entriß.“ — Ihre Antworten waren klar und von bewunderungswürdiger Besonnenheit. Durch ihre Aussagen ist kein einziger ihrer Anhänger kompromittirt worden. Ihre letzten Worte vor Gericht waren: „Ich schließe mit der Bemerkung, daß ich nur die Frau Ludwig's XVI. war und mich gänzlich nach seinem Willen richtete.“

Als die Todesstrafe ausgesprochen worden war und der Präsident die Angeschuldigte fragte, ob sie noch irgend etwas einzuwenden habe, schüttelte sie als einzige Antwort nur den Kopf. — Um sieben Uhr am nächsten Morgen erschien der Nachrichter, die Königin war bereit, sie hatte sich ihr Haar selbst abgeschnitten. Der elende Karren, der die Verurtheilte nach dem Schaffot führen sollte, fuhr langsam; das Volk hatte volle Zeit, die gehaßte „Oesterreicherin“ noch einmal mit allen den Schmähungen zu überschütten, welche es für sie erfunden hatte. Bevor sie ihr Haupt unter das Beil legte, warf sie noch einen letzten Blick nach den Tuilerien. Während die Menge den Ruf erhob: „Es lebe die Republik!“ fiel das Haupt der Königin. Das war das Schicksal einer deutschen Kaiserstochter in dem „schönen Frankreich“.

Das Königthum war gefallen, unter der Guillotine verhauchten in den nächsten Jahren zahllose Anhänger der alten Zustände und auch viele der freisinnigsten und besten Männer, die es wohl mit ihrem Vaterlande meinten und Besonnenheit und Mäßigung zu predigen wagten, ihr Leben. In welchem Umfange die Hinrichtungen stattfanden, und zu welcher unerhörten Tiefe der Verworfenheit die Bewegungsmänner hinabgestiegen, beweist allein schon der Umstand, daß man eine Gerberei von — Menschenhäuten errichtete; Menschenhäute wurden zu Reithandschuhen und Beinkleidern verarbeitet!

Der Konvent. Nachdem das Königthum gestürzt und der Gesellschaftsboden in seinen Grundfesten unterwühlt worden war, sollte auch das Christenthum und schließlich selbst Gott abgeschafft werden. An Stelle Gottes sollte die „Vernunft“ die Herrschaft über eine aus Rand und Band gelangte Gesellschaft üben, deren eigentliche Gottheit die schnödeste Selbstsucht war. Dies war die Konsequenz der Lehren Voltaire's und seiner Anhänger.

Ein Priester schrieb an die das Land beherrschende Versammlung der Revolutionsmänner, den Konvent: „sein Leben lang habe er Lügen gepredigt; es sei nichts mit „diesem Christus; er sei der Sache müde, verzichte auf seine Pfarrei und bitte den Konvent um ein anderes Stück Brot.“ Diese Erklärung ward mit donnerndem Beifall aufgenommen. Der Vorgang fand Nachahmung unter den Geistlichen. Kurz darauf erschien mit seinen Domherren der greise Erzbischof Göbel von Paris, die rothwollene Jakobinermütze auf dem Kopfe, Mitra, Kreuz und Ring in der Hand, im Konvent. Er habe, erklärte er,

seither nur gepredigt, weil das Volk einmal in dem Irrthum befangen gewesen sei, im Christenthum sei Wahrheit enthalten. Jetzt, da das Volk eine bessere Ansicht gewonnen habe, erkläre er in seinem, wie auch im Namen der ihn begleitenden Priester, daß es nur eine einzige wahre Religion gebe: die der Freiheit! Damit warf er die Zeichen der Priesterwürde von sich, während von allen Seiten ihm rauschender Beifall gespendet ward und der Präsident des Konvents sich erhob, um ihm, dem wahrhaft erleuchteten Manne, den Bruderkuß zu geben. Der Abbé Sieyès, einer der Hauptführer der Revolution, gerieth bei diesem Vorfall wie außer sich vor Entzücken und erklärte die Abschaffung des Christenthums für „die größte Wohlthat der Republik“. In dem neu eingeführten Kalender erhielt dieser Tag den Namen „Tag der Vernunft“.

Abschaffung des Christenthums. Nun entstand allerorten in Frankreich ein wahrer Wetteifer unter den Priestern, den Führern der Revolution zu betheuern, sie hätten allein um der Thorheit der Menge willen, sich dazu hergegeben, die Lehren des Christenthums zu predigen. Wo die Priester ihre Aemter nicht freiwillig niederlegten, wurden sie hinweggejagt, und dem Konvent wurden mehrmals solche Vorgänge mit der Bemerkung angezeigt daß man mit den schwarzen Bestien, Pfarrer genannt, nichts mehr zu thun haben wolle.



Volksaufstand in Paris.

Endlich wurde öffentlich erklärt, daß es keinen Gott gebe, als die Vernunft; damit wurden die Forderungen der christlichen Religion als beseitigt angesehen, und es traten an deren Stelle die Forderungen der „Vernunft Aller“. Der schrecklichste der Schrecken, „der Mensch in seinem Wahn“, war zu absoluter Herrschaft gelangt. Unter der Theilnahme der Geistlichkeit begann das Volk an vielen Orten die Kirchen zu plündern. Esel, denen man Bibeln an die Schwänze gebunden hatte, wurden mit Meßgewändern und Bischofsmützen geschmückt, aus bleiernen Särgen wurden Kugeln gegossen, und mit den geweihten Abendmahlsgefäßen trieb der Pöbel frechen Spott. Für die Kirchhöfe ward die Inschrift bestimmt: „Der Tod ist ein ewiger Schlaf“. Eine Buhlerin, in himmelblauem Gewande, die rothe, mit Eichenlaub bekränzte Jakobinermütze auf dem Haupte und eine Pike in der Hand, wurde auf einem Sessel nach dem Konvent getragen, wo man die Vernunftreligion predigte, deren edelstes und reinstes Bild, wie der Sprecher sagte, auf dem Sessel zu schauen sei. Der „Göttin der Vernunft“ ward ein Ehrenplatz zur Rechten des Präsidenten eingeräumt, und sie empfing von ihm den Bruderkuß. Gleich ruchlose Possenspiele wiederholten sich in fast allen Städten Frankreichs. Die Pfaffen der Kirche hatten Unheil genug angerichtet, jetzt aber wurden sie noch übertroffen von den „Pfaffen der Vernunft“, die ihre Dogmen auf

die Beweiskraft der Guillotine stützten. „Das Beilklingen der Guillotine war gewissermaßen der Pulsschlag der Republik, und je fieberhafter das Leben in der Republik ward, desto rascher schlug der Puls.“ — Wie anders lauteten nun die Stimmen in Deutschland über die Französische Revolution! „Die Aristokraten“, sagte Herder, „sind Tyrannen, aber das gebietende Volk ist ein Leviathan!“ Und wer kennt nicht Schiller's Klage über dieses sinnlose Walten der rohen Kräfte in der „Glocke“? Am 8. Februar 1793 schrieb Schiller an seinen Freund Chr. G. Körner: „Ich kann seit vierzehn Tagen keine französischen Zeitungen mehr ansehen, so ekeln diese elenden Schinderknechte in Paris mich an“.

Krieg gegen Frankreich.

Doch sehen wir nun zu, welche Stellung Deutschland und namentlich Preußen, dem wild aufgeregten „unermeßlichen Schlamm, Frankreich genannt“ *), gegenüber einnahm.

Wir müssen zunächst die Beweggründe ins Auge fassen, welche schließlich doch zu einem bewaffneten Einschreiten von Seiten Oesterreichs und Preußens führten. Daß die große Freiheitsbewegung anfänglich die Theilnahme der besten Männer des deutschen Volkes erregt hatte, ist angeführt worden. Anders wurde natürlich der Sieg der Umsturzpartei von den Fürsten aufgefaßt, wenngleich zunächst nicht in dem Sinne, daß ein Einschreiten für den in seinen Rechten gefährdeten Ludwig XVI. für angemessen zu erachten sei. Es ward sogar an einzelnen Höfen die Schwächung der innern Kraft Frankreichs nicht ungern gesehen. Doch in dem Grade als das seit so langer Zeit mächtigste europäische Königthum weitere Einbuße seiner Macht erlitt, in dem Grade begann in den deutschen Fürsten, besonders an den geistlichen Fürstenhöfen, die Besorgniß zu erwachen, die republikanische Bewegung würde über die Grenzen Frankreichs hinausgreifen. Von allen Seiten drang man sowol in den Kaiser als auch in den König von Preußen, die Volkserhebung in Frankreich mit Waffengewalt niederzuschlagen. Den Krater in Frankreich sich austoben zu lassen, ihrerseits aber zeitgemäße Reformen in den eigenen Gebieten einzuführen und damit den einheimischen revolutionären Elementen ihre Kraft und die Grundbedingung ihres Daseins zu nehmen, wäre ohne Zweifel die beste Politik gewesen, die den Fürsten die Zustimmung der großen Mehrzahl ihrer Unterthanen gesichert hätte. Allein es fehlte nicht an selbstsüchtigen, lediglich auf die Wahrung ihrer eigenen Vorrechte bedachten Höflingen, welche die Kluft zwischen Fürstenrecht und Volksrecht für ganz unausfüllbar erklärten, indem sie behaupteten, jenes stütze sich auf Gottes, dieses auf des Teufels Macht, somit ein Erfüllen der Volkswünsche als verderblich bezeichneten und, ihre Lehre in fromme Phrasen hüllend, mit Eifer jedes Nachgeben widerriethen.

Besonders darauf bauten diese falschen Fürstenfreunde, daß deutsche Fürsten und Stände Besitzungen im Elsaß, in der Franche-Comté, in Lothringen und Hennegau hatten. Da nun in Frankreich die Aufhebung aller Feudalverhältnisse beschlossen worden war, so wurden allerdings jene Fürsten und Stände in den auf ihren genannten Besitzungen ruhenden Rechten gekränkt, was den Kaiser veranlaßte, von Ludwig XVI. die Aufrechthaltung der vertragsmäßigen Einrichtungen zu verlangen, obschon es zu Tage lag, daß dieser Fürst gar nicht mehr die Macht besaß, das Geforderte gewähren zu können. Die Revolution schritt indeß weiter fort. Es sammelten sich am Rhein Tausende von französischen adligen Flüchtlingen, unter ihnen die Brüder des Königs, die bei den geistlichen Fürsten willige Aufnahme fanden, sich militärisch organisirten und sich sowol an den Kaiser als auch an den König von Preußen um Hülfe wandten; dabei suchten sie, um Jene ihren Wünschen günstig zu stimmen, die Sache so darzustellen, als harre die überwiegende Mehrheit des französischen Volkes nur des Einmarsches fremder Truppen, um sich sofort zu Gunsten des bedrohten Königthums zu erheben. Aber auch diese Flüchtlinge verleugneten selbst in ihrer derzeitigen Nothlage den Grundzug französischen Charakters nicht. In ausgelassenen Zerstreuungen, in Festgelagen, Liebeshändeln, Komödien- und Hasardspielen, verbrachte der junge Adel seine Tage.

*) Worte, die Danton, der Schöpfer des Revolutionstribunals, kurz vor seiner Hinrichtung sprach.

Die Preußen bei Valmy. Zeichnung von A. Beck.

Machten es doch ihre Genossen in Frankreich, als bald darauf die Guillotine ihre grauenvolle Blutarbeit begann, selbst in den Gefängnissen nicht besser! Man führte dort Komödien auf, in denen Einer den Ankläger, der Andere den Angeklagten, der Dritte den Richter spielte. Eine Bettstelle stellte die Guillotine, ein Sofakissen oder etwas Aehnliches das Fallbeil vor. Wo Männer und Frauen gemeinschaftlich das Los theilten, wurden Liebeshändel angeknüpft, die man durch Eifersüchteleien interessant zu machen suchte!

Feinde des Protestantismus haben später gesagt, die deutsche Reformation sei die Mutter der Französischen Revolution gewesen. Welch eine Thorheit! Die deutschen Protestanten wollten alles Pfaffenwerk abthun, um der Segnungen des Christenthums theilhaftig zu werden, die Franzosen verwarfen das Christenthum. Die Deutschen wollten nach den Forderungen des Christenthums reformiren, die Franzosen nach den religionsfeindlichen „Vernunftforderungen Aller“ auf einen Schlag ein neues Reich der Freiheit gründen. Sie wollten ernten, wo sie nicht gesäet; sie wollten Lohn an sich reißen, ohne ernste Müh' und Arbeit für eine gute Sache verwandt zu haben.

Diejenigen Frauen, welche bei ihrem vertrauten Verhältniß zum Könige Friedrich Wilhelm II. derzeit auf die Entschließungen desselben mächtigen Einfluß zu üben vermochten, nahmen lebhaft Theil an den Berathungen über die Stellung, welche Preußen dem französischen Volke gegenüber einzunehmen habe. Die Gräfin Dönhoff, Mutter des Grafen Brandenburg, der fünfundfünfzig Jahre später als preußischer Minister bekannt wurde, prophezeite dem König Unheil aus einem Kriege gegen Frankreich, wogegen die Gräfin Lichtenau ihn fortgesetzt zum Kriege anfeuerte. Letztere behielt die Oberhand. Da nun auch der unterdessen auf den Thron gelangte Beherrscher Oesterreichs, der junge Kaiser Franz II., zum Kriege neigte, so wurde eine Zusammenkunft der beiden Fürsten verabredet. Dieselbe fand in Mainz statt; hier ward der Einmarsch in Frankreich beschlossen. Die nächste Folge davon war, wie wir gesehen haben, daß die Stellung des Königs Ludwigs XVI., seinem Volke gegenüber, nur noch mißlicher wurde. Hatte man ihn doch bereits im Verdacht, daß er im Einverständnisse mit den ausländischen Fürsten stehe, deren Hülfe seine mit Recht gehaßten Brüder in Denkschriften forderten!

Der Entschluß Friedrich Wilhelm's fand unter den preußischen Offizieren die freudigste Zustimmung. Der glänzende Tag von Roßbach war noch nicht vergessen, man hoffte auf Siegesthaten gleicher Art. Der Widerstand der republikanischen Armee, die man als „Pariser Advokaten und die undisziplinirten Heere Frankreichs“ verspottete, wurde niedrig, leider viel zu niedrig angeschlagen. Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig, ein Neffe des Herzogs Ferdinand von Braunschweig, der sich im Siebenjährigen Kriege so hohen Ruhm erworben hatte, wurde zum Oberbefehlshaber der preußischen Invasionsarmee ernannt, und dieser sagte den preußischen Offizieren: „Meine Herren, nicht zu viel Gepäck! Alles ist nur ein militärischer Spaziergang!“

Eine derartige Auffassung schien allerdings nicht so gänzlich haltlos zu sein. Die französische Nation war durch Parteiungen zerrissen, die alte Staatsordnung aufgelöst, an der Spitze der Armee standen Führer, die sich noch kein Vertrauen erworben, Handel und Wandel war gehemmt, Geld zur Kriegführung nicht vorhanden. Wäre der Einmarsch der deutschen Truppen in Frankreich so rasch erfolgt, wie es Friedrich Wilhelm wollte, es würden muthmaßlich andere, wol günstige Erfolge erzielt worden sein. Eine Zeit lang schien es auch, als sei ein Zusammengehen der beiden mächtigsten deutschen Fürsten, des Königs von Preußen und des Kaisers, ernstlich gemeint und Dauer versprechend. Friedrich Wilhelm hatte sich in ritterlicher Weise vor Allem durch sein Mitgefühl bewegen lassen, mit dem Kaiser gemeinschaftliche Sache zu machen, um der von Schmach und Elend heimgesuchten französischen Königsfamilie Rettung zu bringen. — Aber in Wien hatten sich bereits wieder die Forderungen der traditionellen Politik geltend gemacht: mit Aufwendung geringer Mittel, auf Kosten Deutschlands, namentlich aber Preußens, möglichst große Vortheile zur Stärkung

und Vergrößerung der Hausmacht zu gewinnen. Man lasse den feurigen Preußenkönig, hieß es dort, immerhin Geld und Leute verwenden, man lasse ihn mit dem gehässigen Vorwurfe eines derartigen Eingriffs in die inneren Angelegenheiten eines Volkes sich beladen: wir werden, wenn die Erntezeit der Vortheile eintritt, schon bei der Hand sein! — Niemand durchschaute solche Hintergedanken klarer, als der tapfere Prinz Heinrich, der hintenangesetzte Bruder Friedrich's des Großen. Seine Mahnung fand indeß für jetzt keine Beachtung. Der Herzog von Braunschweig erließ, wiewol er die Ansichten des Prinzen Heinrich theilte, das schon erwähnte aufreizende Manifest an das französische Volk, in welchem man drohte, seine Städte und Dörfer in Brand zu stecken, wenn es nicht zum Gehorsam unter seinen König zurückkehre. Das gab den ohnehin aufgereizten Gemüthern neuen Stoff zu Haß, Ursache zu Argwohn gegen den unglücklichen König Ludwig XVI.



Zusammenstoß Blücher'scher Husaren mit den Soldaten der Republik. Zeichnung von Ludw. Burger.

Als endlich die Oesterreicher Miene machten, von den Niederlanden aus den Krieg zu beginnen, überschritt das nur 42,000 Mann starke preußische Heer, bei dem sich Friedrich Wilhelm befand, am 19. August 1792 die französische Grenze und errang alsbald einige Erfolge. Valenciennes, Longwy und Verdun wurden erobert, die Pässe des Ardenner Waldes durchbrochen. Man kam bis in die Ebenen der Champagne. Die Nachricht von der schimpflichen Gefangennahme Ludwig's, die beim Heere eintraf, verstärkte den Eifer Friedrich Wilhelm's, der es nun für doppelte Ritterpflicht ansah, den unglücklichen französischen Monarchen aus seiner unwürdigen Lage zu befreien.

Kanonade von Valmy. Der französische Oberbefehlshaber Dumouriez hatte indeß Zeit gehabt, nicht unbedeutende Verstärkungen an sich zu ziehen; am 19. September war die ganze französische Armee auf den Hügeln bei Valmy vereinigt. Ein Versuch des preußischen Heeres, sie durch eine heftige Kanonade aus ihrer Stellung zu vertreiben, blieb erfolglos, wodurch der Muth der Franzosen nicht wenig gehoben ward. Längst schon hatte man sich preußischerseits davon überzeugt, daß die Versicherungen der französischen Flüchtlinge, das französische Volk werde die ausländischen Heere als Retter begrüßen und ihnen Unterstützung

gewähren, eitel Wind und Dunst gewesen seien. Gleichwol wollte Friedrich Wilhelm eine Schlacht gegen Dumouriez wagen, um, falls sie sich zu Gunsten seines Heeres entscheide, sofort auf Paris zu marschiren. Die Vorstellungen des Herzogs von Braunschweig brachten ihn von diesem Vorhaben ab. Der Herzog wies auf die Lage des Heeres hin, die in der That bedenklich genug war. Die Stimmung der Bevölkerung erschwerte die Beschaffung von Lebensmitteln, so daß die Truppen sich tagelang mit unreifen Weintrauben begnügen mußten; die natürliche Folge davon war, daß bei den kalten Regentagen die Ruhr im Heere in furchtbarer Weise ausbrach. Dazu kam, daß anhaltende Regengüsse den lehmigen Boden der Champagne in einen förmlichen Morast verwandelt hatten. Endlich drohte auch noch der französische General Custine von Landau aus mit einem Einfall in das niederrheinische Deutschland.

So bestimmte denn die Gesammtlage des Heeres und der politischen Verhältnisse den König, statt vorwärts zu gehen, lieber an den Rückzug zu denken. Um denselben möglichst gefahrlos ausführen zu können, wurden Unterhandlungen mit den Franzosen angeknüpft, und man nahm preußischerseits die Miene an, als wolle man sich von Oesterreich trennen. Natürlich erweckte dies Mißtrauen bei den Oesterreichern, und das ohnehin schon dahinschwindende gute Einvernehmen erkaltete bis zur Entfremdung.

Der Rückzug ward am 29. September angetreten. Eine Verfolgung von Seiten der Franzosen fand zwar nicht statt, doch wurde das preußische Heer von Mangel und Krankheit hart mitgenommen. Als dasselbe Luxemburg erreichte, betrug sein Gesammtverlust 12,000 Mann. — So übel endete der preußische Feldzug in der Champagne, der den preußischen Lorbern kein frisches Reis hinzufügte. Abgesehen von den oben angeführten Ursachen des Mißlingens, hatte auch die Führung der Truppen Manches zu wünschen übrig gelassen.

Das österreichische Heer war in seinen Unternehmungen nicht glücklicher gewesen. Man hatte die Belagerung von Lille aufgeben und sich vor den Franzosen zurückziehen müssen; infolge der Vortheile, welche die Franzosen über die Oesterreicher davontrugen, gingen dem Kaiserhause die Niederlande verloren. Custine drang aus dem Elsaß über Speyer und Worms nach Mainz vor, wo sich eine Revolutionspartei gebildet hatte, zu der auch der bekannte Naturforscher Georg Forster gehörte. Das Streben dieser deutschen Republikaner, von denen die Franzosen nach Mainz gerufen worden, ging dahin, die neuen politischen Schöpfungen Frankreichs nach Deutschland zu verpflanzen. Trotzdem man aber die Franzosen in Mainz wie Brüder aufgenommen hatte, behandelten dieselben das von ihnen besetzte Gebiet wie ein erobertes Land und übten sogar Gewaltthat und Erpressungen aus. Custine besetzte auch Frankfurt und legte außerdem dieser Stadt, ohne ihre Berufung auf ihre Neutralität im Mindesten zu beachten, wochenlang schwere Brandschatzungen auf. Erst nach fünf Wochen ward Frankfurt von Preußen und Hessen zurückerobert. — Mainz erklärte sich gegen Ende 1792 für eine Republik.

Jetzt durchzuckte die Kunde von der Hinrichtung Ludwig's XVI. Europa. Das Waffenglück der französischen Heere hatte dem Konvent in Paris einen derartigen Aufschwung verliehen, daß er in einem Dekret (13. Dezember 1792) offen die Absicht aussprach, alle Monarchen stürzen und allen Völkern „die Freiheit bringen zu wollen.“ Man ging sogar in Paris ernstlich mit der Absicht um, „eine heilige Schar von Königsmördern zu errichten, um alle Tyrannen des Auslandes möglichst schnell aus der Welt zu schaffen.“ Jene im Konvent ausgesprochene Absicht und die an dem eigenen Fürsten bereits vollführte That der Franzosen mußte alle Monarchen mit Besorgniß erfüllen.

Den Greueln in Frankreich ein Ende zu machen und die seinen Nachbarn drohenden Gefahren zu beseitigen, stellte sich jetzt England an die Spitze einer großen, gegen das revolutionäre Frankreich gerichteten Verbindung, zu welcher außer Oesterreich und Preußen nun auch das Deutsche Reich, Holland, Dänemark, Schweden, Rußland, Sardinien, der Kirchenstaat, Spanien und Portugal gehörten. Selbst von der Türkei traf in Paris eine Kriegserklärung ein.

Schlacht von Neerwinden. So begann der Krieg von 1793 gegen Frankreich. Oesterreich schlug zuerst los. Die Franzosen erlitten am 18. März bei Neerwinden, wo Erzherzog Karl seine ersten Lorbern pflückte, eine schwere Niederlage. Gleichzeitig ward Holland durch Engländer, Holländer und Preußen von den französischen Eindringlingen befreit. Der französische Befehlshaber Dumouriez, der mit den Beschlüssen der Machthaber in Paris längst schon nicht mehr einverstanden war, trat mit dem österreichischen Heerführer, Prinz Josias von Sachsen-Koburg, in Unterhandlungen, die darauf abzielten, in Gemeinschaft mit ihm den Konvent aus einander zu sprengen und das Königthum in der Person des jungen Herzogs von Orleans wieder herzustellen.

Da Dumouriez aber vernahm, daß man in Paris Kunde von seinen Absichten empfangen habe, hielt er es für rathsam, zu fliehen. Statt aber nun mit vereinter Kraft auf Paris zu marschiren, zersplitterten die Verbündeten ihre Kraft und verschwendeten unnöthiger Weise kostbare Zeit auf Belagerung und Einnahme der Grenzfestungen. Dennoch waren ihre Waffen vorläufig noch glücklich. Der Prinz von Koburg, der die Festung Condé belagerte, schlug zwei ihm entgegenrückende Heere, auch nahmen die Verbündeten Valenciennes. Eine Lähmung der Bewegungen erfolgte aber, als die Engländer und Hannoveraner sich von ihren Verbündeten trennten, um Dünkirchen zu erobern.

Am Rhein war Custine von den Preußen und Oesterreichern zurückgedrängt und Mainz wieder erobert worden. Der genannte Georg Forster, der mit einer Anzahl von Abgeordneten von Mainz nach Paris gesandt worden war, um beim Konvent über eine Vereinigung mit Frankreich zu unterhandeln, gab sich, als er den schauerlichen Abgrund der Schreckensherrschaft erkannte, selbst den Tod. Immer noch schien die Lage für die Verbündeten günstig. Frankreich war durch innere Unruhen gespalten. In der Vendée, in der Bretagne und in vielen Theilen des Südens hatten sich die Anhänger der Bourbonen erhoben. Nun griff die republikanische Regierung zu den äußersten Mitteln, um sich den inneren und äußeren Feinden gegenüber zu halten. Ein allgemeines Aufgebot ward beschlossen. „Ganz Frankreich“, hieß es, „wird ein Lager, jeder Franzose Soldat. Sobald die Sturmglocke erschallt, greift Alles zu den Waffen gegen die fremden Tyrannenknechte. Unverheirathete ziehen an die Grenzen, Verheirathete schmieden Waffen und führen Lebensmittel herbei, die Weiber verfertigen Kleider und Zelte, Kinder zupfen Charpie, Greise beleben durch Reden auf öffentlichen Plätzen den Muth der wegziehenden Krieger.“

Dieser Aufruf war von der großartigsten Wirkung. Nicht vergebens hatten sich die Machthaber im Angesichte der drohenden Feindesheere an das lebhafte Nationalgefühl des französischen Volkes gewandt. In Scharen strömten Kämpfer von allen Seiten herbei, Begeisterung ersetzte die fehlende militärische Uebung. Den Generälen war nur die Wahl gestellt zwischen Sieg und Guillotine. Es ward mit abwechselndem Glücke gefochten, die Preußen unter dem Herzoge von Braunschweig schlugen bei Kaiserslautern nach harten Kämpfen die Angriffe einer Abtheilung der Moselarmee unter General Hoche während dreier Tage (28.—30. November) zurück. Mit dem Ende des Jahres 1793 neigte sich jedoch der Vortheil auf die Seite der Franzosen, die fortwährend neue Zuzüge erhielten.

Die Batavische Republik. Glücklicher noch waren die Franzosen im folgenden Jahre. Nachdem die Verbündeten bei Chateau-Cambresis gesiegt hatten, verloren sie mehrere Schlachten, und alles Land auf dem linken Rheinufer, mit Ausnahme von Mainz und Luxemburg, fiel in die Hände der Franzosen. Das englisch-holländische Heer wurde von ihnen bis über die Maas zurückgedrängt. Selbst die Witterung zeigte sich ihnen als getreue Verbündete; die englischen Schiffe froren ein, und ein Handstreich der französischen Kavallerie auf dieselben gelang. Am 19. Januar 1795 hielt der französiche General Pichegru seinen Einzug in Amsterdam; Holland wurde zur Batavischen Republik erklärt.

Während ihre bisherigen Erfolge die Franzosen in dem Glauben an ihre Unbesiegbarkeit bestärkten, nahm die Uneinigkeit unter den Verbündeten zu. Statt zu einer gemeinsamen

kraftvolleren Anstrengung sich aufzuraffen, maß Einer dem Andern die Schuld an den Unfällen bei. Namentlich herrschte große Mißstimmung gegen Preußen, von dem bedeutendere Anstrengungen erwartet worden waren. Jedoch war die Lage Preußens um diese Zeit übel genug. Es begann an Mitteln zur Kriegführung zu fehlen; der Staatsschatz war erschöpft, die Seemächte stellten die Zahlung der Hülfsgelder ein. Auch war der König endlich zu der Ueberzeugung gekommen, daß von Wien aus gegen Preußen ein falsches Spiel getrieben würde. So erwachte denn der lebhafte Wunsch, den ruhmlosen, kostspieligen Krieg im Westen je eher um so besser zu beendigen.

Nach allen den widerfahrenen Täuschungen wuchs Friedrich Wilhelm's Unmuth, als er darüber mit sich ins Klare kam, daß Preußen ein Löwenantheil an den Ergebnissen des Krieges sicherlich nicht, wol aber ganz gewiß die Hauptanstrengung bei Niederwerfung des Gegners zufallen würde. Und so ließ sein Kampfeifer bald merklich nach, zumal da er gleichzeitig vernahm, Kaiser Franz verhandle im Geheimen mit Frankreich wegen eines Friedens und suche zugleich eine Verständigung mit Rußland zu dem Zweck anzubahnen, hinter dem Rücken Preußens zu einer neuen Theilung Polens vorzuschreiten. — Nach dem Siege der Preußen bei Pirmasens (in der jetzigen Rheinpfalz) konnte der König sich mit Ehren von dem Kriegsschauplatze zurückziehen. Er begab sich zunächst nach Berlin, und es wurden nun seinerseits in der Stille Einleitungen zum Friedensschlusse getroffen.

Rücktritt von der ersten Koalition. Es sind vielfach tadelnde Urtheile über das Zurücktreten Preußens von der ersten Koalition gegen Frankreich ergangen. Man wird darüber anders denken, wenn man in Betracht zieht, daß auch Rußland, welches später im Bunde mit Oesterreich sich wider die französische Republik wandte, Ursache hatte, seinem Verdrusse über die Unzuverlässigkeit seines Bundesgenossen in bitteren Worten Ausdruck zu verleihen, und daß infolge dessen die zweite Koalition gleich übel endigte, wie die erste — hauptsächlich aber zum Nachtheil des Deutschen Reiches.

Friede von Basel. Am 5. April 1795 kam der Friede zu Basel zu Stande, dem zufolge Frankreich das preußische Gebiet jenseit des Rheins behielt, wogegen dem Könige von Preußen die Zusage ward, bei dem allgemeinen Friedensschlusse anderweitig entschädigt zu werden. — Der Eindruck, den der Friede von Basel in Deutschland, ja in Europa machte, lief darauf hinaus, daß man nicht mit Unrecht darüber klagte, daß durch Abschluß desselben Preußen seine unter Friedrich dem Großen so glorreich errungene, machtgebietende Stellung, vornehmlich sein Uebergewicht in Deutschland eingebüßt habe. Daß Oesterreich bemüht war, diese Stimmung gegen Preußen zu seinen Gunsten auszubeuten, liegt auf der Hand.

Zweite und dritte Theilung Polens.

Die so plötzlich veränderte Haltung des Königs, der Umwälzung im Westen gegenüber, hatte allerdings für Uneingeweihte etwas Räthselhaftes. Sie ist aber zum Theil auch dadurch erklärt, daß die Angelegenheiten des Polnischen Reiches und namentlich die Haltung Rußlands und Oesterreichs gegen Polen fortgesetzt hemmend auf die Kriegführung Preußens gegen Frankreich eingewirkt und den Abschluß des Friedens zu Basel beschleunigt hatten. Die Lage der Dinge im Osten, ihren Verlauf und ihre Folgen wollen wir jetzt ins Auge fassen.

Polen ging unaufhaltsam seinem Verhängniß entgegen. Wir knüpfen an die Schilderung jener Vorgänge des Jahres 1789 an, als Rußland und Oesterreich durch ihr gemeinsames Vorgehen den Sturz der Pforte herbeizuführen drohten. Die Besorgniß vor einer zu großen Machterweiterung beider Nachbarn war für Friedrich Wilhelm bestimmend gewesen, zu Gunsten der Türkei einzutreten. Preußens kostspielige Kriegsrüstungen hatten aber nicht den alleinigen Zweck, zu verhindern, daß die genannten Mächte sich auf Kosten der Türkei, indem sie dieselbe unter sich theilten, vergrößerten, sondern im Hintergrunde der preußischen Politik lag, wie schon angedeutet, die Absicht, Danzig und Thorn mit ihren Landgebieten zu erhalten, um dadurch im Osten eine besser abgerundete Grenze zu gewinnen.

Dies war auch der Hauptgrund gewesen, der Preußen bestimmt hatte, mit Polen ein Bündniß zu schließen. Letzterer Macht war es aber gelungen, die Abtretungsfrage in Betreff der beiden Städte hinauszuschieben, so daß Preußen bis dahin bei dem ganzen kostspieligen Handel nichts gewonnen hatte.

Wir wissen, wie Leopold II., der Nachfolger Joseph's II., die türkische Verwicklung durch Klugheit und Mäßigung zu lösen verstand. Sein Rücktritt von dem mit Rußland zum Zwecke der Theilung der Türkei geschlossenen Bündnisse hatte zur Folge, daß auch Katharina II. sich genöthigt sah, ihre weitgehenden Pläne in Bezug auf die Vergrößerung ihres Reiches im Süden zu mäßigen.

Während nun Rußland allein den Krieg gegen die Türkei noch fortführte, wurde in Polen das Bestreben wach, sich von dem verhaßten russischen Joche zu befreien. Die tiefschmerzliche Erinnerung an die erste Theilung des Landes hatte die Polen zur Erkenntniß gebracht, daß jenes Unheil, das sie betroffen, durch die Uneinigkeit, in welcher sich die traurige Verfassung des Staates wiederspiegelte, verursacht sei. Aus dieser Erkenntniß erwuchs in vielen Patrioten die redliche Absicht, dem wirklichen Uebel zu begegnen, und es kam auf einem eigens zu diesem Zwecke berufenen Reichstage (1791) der Entwurf zu einer besseren Verfassung zu Stande. Nach derselben sollte Polen, wie die Patrioten wünschten, eine erbliche konstitutionelle Monarchie werden, wodurch der Einfluß, den fremde Mächte, namentlich Rußland, bei der Königswahl bisher gehabt, für immer beseitigt werden sollte. Das liberum veto wurde aufgehoben; der Adel behielt noch einzelne Vorrechte, doch wurden seine Bauern unter den Schutz der Gesetze gestellt. Die katholische Religion sollte die herrschende, jedes andere Bekenntniß aber geduldet sein.

Leider war die bessere Erkenntniß dem bessern Theile der Bevölkerung des polnischen Staates zu spät gekommen; auch ergriff sie nicht mit siegender Allgewalt das ganze Volk, namentlich nicht den vornehmeren Adel, in dessen Händen sich doch die Macht befand.

Der Leser erinnert sich der Stellung, die Friedrich der Große zu Polen vor der ersten Theilung desselben einnahm. Seine Rathschläge an den König Stanislaus Poniatowski hatten erkennen lassen, wie lebhaft er wünschte, Polen möge sich auf sicherer Grundlage entwickeln. Erst später, als es sich nur noch um die Frage handelte, ob Polen gänzlich von Rußland verschlungen werden, oder ob er einen Theil von demselben nehmen solle, hatte Friedrich sich für das Letztere entschieden. — Die Stellung, die nun Friedrich Wilhelm zu Polen, nachdem es sich jene Verfassung gegeben hatte, zunächst einnahm, entsprach der von Friedrich II. anfänglich innegehaltenen, obgleich der Minister von Hertzberg mit aller Lebhaftigkeit darauf verwies, daß ein auf fester Grundlage beruhender polnischer Staat eben so gefahrdrohend für Preußen werden könne, wie der russische Nachbar, wenn dieser (durch Aufnahme des ganzen Polenreichs) bis an die Grenze Preußens vorrücke.

Preußen erkannte jedoch die neue polnische Verfassung an, wie dies auch seitens Oesterreichs erfolgte; allein es fragte sich doch vor Allem, was von Seiten Rußlands geschehen würde. Katharina beeilte sich, den Krieg mit der Türkei zu beendigen, um ihre ganze Aufmerksamkeit den Vorgängen in Polen zuwenden zu können, worauf sie — es stand einmal im Petersburger Kabinet als unumstößlich fest, Polen zu zertrümmern — eine Erklärung erließ, des Inhalts, daß Rußland der polnischen Konstitution seine Anerkennung versage.

Das war für Polen der Anfang des Endes.

Leopold war indeß gestorben, und sein Nachfolger Franz II. wandte sich der russischen Politik zu, so daß Polen nur noch an Preußen auf kurze Zeit eine Stütze hatte. Nun suchte Katharina den König Friedrich Wilhelm zu überzeugen, daß „die wahren Interessen Preußens“ ein gemeinschaftliches Vorgehen gegen den Aufschwung, den das allerdings hocherregte Polen zu nehmen im Begriffe stand, geböten.

Doch wer weiß, was geschehen wäre, hätten die Polen aller Stände sich einmüthig um das Banner der neuen Verfassung geschart! Aber das liberum veto war nur erst auf

dem Papiere abgeschafft, thatsächlich wurde es, in dieser Stunde der höchsten Gefahr für das Vaterland, ausgeübt. — In den reichsten und mächtigsten Adelsgeschlechtern herrschte großer Widerwille gegen einzelne Bestimmungen der Konstitution vom 3. Mai 1791. Der Bauer sollte durch dieselbe der Willkür der adligen Grundherren entzogen und unter das Gesetz gestellt, dem religiösen Bekenntniß Freiheit der Ausübung gewährt werden. Das mißfiel einem großen Theile des von despotischen Gelüsten und jesuitischem Geiste erfüllten Adels in hohem Grade. Er freilich wünschte frei zu werden von der Herrschaft des Auslandes; allein der Bauer sollte nach wie vor die schwere und ihn entwürdigende Kette der Knechtschaft tragen. Von diesen „Gottesordnungen" nicht eines Nagels Breite aufzugeben, bezeichnete der in Polen immerfort herrschende Jesuitismus als eine „Pflicht". Wie konnte in Geistern, die der Knechtung des Geistes durch römische Priester fröhnten, die heilige Liebe zum Vaterlande rechte Wurzel schlagen! Als die Reformation auch in Polen Grund fassen wollte, hatte die Adelsrepublik diese Lebenserneuerung an Haupt und Gliedern von sich gewiesen. — Jetzt traten die Enkel Derer, die einst die Bluturtheile gegen Andersgläubige schrieben, unter dem Schutze Rußlands in Targowiza zu einer Konföderation gegen die Einführung der Verfassung, das Werk der besseren Erkenntniß Dessen, was noth that, zusammen, um das Vaterland zu entehren, es zu verrathen! Die Weltgeschichte ist das Weltgericht! —

Die genannte Konföderation verband sich mit Rußland, und im Mai 1792 ließ Katharina 100,000 Mann in Polen einrücken. — Die Handlungsweise der Vaterlandsverräther trieb einen Theil der Polen und solche, die zur neuen Verfassung standen, zu dem verzweifelten Entschlusse, sich an Frankreich um Beistand zu wenden. Es erschienen polnische Abgeordnete in Paris mit der Erklärung, Polen eigne sich die „Ideen" Frankreichs an.

Kosciuszko. Die Patrioten leisteten indeß unter dem edlen Thaddäus Kosciuszko, einem tapferen polnischen Edelmanne, der mit Washington und Lafayette für die Unabhängigkeit der Amerikaner gekämpft und dann unter dem Befehle des Fürsten Joseph Anton Poniatowski im Verein mit Wielhorski das Heer der Konstitutionellen organisiren half, kraftvollen Widerstand. Nachdem aber auch der wankelmüthige König Stanislaus sich hatte bewegen lassen, der Konföderation beizutreten, fiel der größere Theil der Streitkräfte von Kosciuszko ab; er selbst mußte fliehen, die Russen überschwemmten das Land und brachten es zur Verzweiflung. — Auch diese Vorgänge hatten dazu beigetragen, den König von Preußen zur Beendigung des Krieges im Westen zu bestimmen.

Die zweite Theilung Polens. Rußland hätte gern Polen ganz und gar für sich behalten, wenn es ihm nicht gefährlich erschienen wäre im Hinblick auf die bedrohliche Stimmung des Landes und die Haltung der anderen Staaten Europa's. Es begehrte auch jetzt Theilnehmer an dem Raube zu haben, mit denen Hand in Hand sich später etwaigen Erhebungen mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten ließ. — Der König von Preußen zögerte nun nicht länger mehr, sich an der Auflösung des Polnischen Reiches zu betheiligen; auch ein preußisches Heer rückte in Polen ein. — Zunächst wurde der zusammengerufene Reichstag gezwungen, die neue Verfassung für aufgehoben zu erklären. Bald darauf (16. April 1793) fand die zweite Theilung Polens statt. Preußen erhielt Danzig und Thorn mit ihren Landgebieten und dem größten Theil von Großpolen. Diese Länder erhielten den Namen „Großpolen".

Kosciuszko, der unterdessen in Leipzig gelebt, kehrte auf Verlangen der polnischen Revolutionspartei 1794 in sein Vaterland zurück, zur Leitung des unterdessen vorbereiteten Aufstandes. Noch einmal erhoben sich die Patrioten. Von Krakau aus erließ der zum Diktator des Landes ernannte feurige Mann einen Aufruf an alle freiheits- und vaterlandsliebenden Landsleute, sich zum Kampfe, dessen Endziel die Wiederherstellung des ehemaligen Polnischen Reiches sein müsse, unter dessen Banner zu scharen. Die Verfassung von 1791 wurde als wiederhergestellt erklärt; doch hatte Kosciuszko zu mahnen und zu wehren, um die exaltirten Elemente unter seinen Landsleuten, welche, Frankreich zum Muster nehmend, über das ins Auge gefaßte Ziel weit hinaus wollten, niederzuhalten.

Sogleich setzten sich russische und preußische Heere in Bewegung. Kosciuszko brachte den Russen bei Krakau eine Niederlage bei, und als es gleichzeitig einer Volkserhebung in Warschau gelungen war, die Russen aus der Stadt hinauszuschlagen, da loderte allüberall in Polen infolge dieser glückverheißenden Ereignisse die Begeisterung in hellen Flammen empor.

Schon glaubte man des Erfolges sicher zu sein. Aber leider fehlte es auch nicht an Mißklängen, welche die allgemeine Freude dämpften. Während der Schlacht bei Krakau hatte sich ein Aufgebot der Edelleute feige bewiesen, während die bäuerlichen „Sensenträger" (Krakusen) mit heldenmüthiger Unerschrockenheit fochten. In seinem Zorn über Jene warf Kosciuszko seinen Waffenrock von sich und zog den weißen Kittel eines Bauern an. —



Finis Poloniae! Der schwer verwundete Kosciuszko sinkt vom Pferde. Zeichnung von Ludw. Burger.

Das hatte den Haß der Edelleute gegen ihn erregt, und dieses Zerwürfniß nahm noch zu, als Kosciuszko dem Landvolk die völlige Aufhebung der Leibeigenschaft verhieß. — Unterdessen waren 50,000 Preußen bis Warschau vorgedrungen, hatten jedoch heldenmüthigen Widerstand gefunden. Nun trat dasselbe schnöde Spiel von Seiten Rußlands gegen Preußen ein, welches von Oesterreich im französischen Kriege geübt worden war.

Preußen sollte durch die Niederwerfung der Polen seine Kriegsmacht schwächen, damit Rußland ohne Aufwendung erheblicher Opfer desto sicherer zu reicher Beute gelange. Es ging sogar der kleinen Abtheilung Russen, die sich bei den Preußen befand, von der Kaiserin Katharina die geheime Weisung zu, „sich zu schonen und die Preußen Alles allein

machen zu lassen." Bald begann es dem preußischen Heere an den nöthigen Lebensmitteln zu fehlen, und der König sah sich zu seinem größten Verdrusse gezwungen, den Rückzug anzuordnen. Nun wollten die Russen zeigen, daß sie mehr vermöchten, als die Preußen, und ihre gewaltigen Heeresmassen setzten sich von mehreren Seiten her gleichzeitig gegen die Polen in Bewegung.

Kosciuszko, welcher im aussichtslosen Kampfe mit den anarchischen Elementen der Hauptstadt unterdessen der Diktatur entsagt hatte, und den vereinigten feindlichen Streitkräften bei Szczekoczyn unterlegen war, zweifelte am Siege der Sache seines Vaterlandes, als auch eine gegen den aus Südrußland anrückenden russischen Feldherrn Suwarow entsandte unzureichende Abtheilung seines Heeres nach heldenmüthiger Gegenwehr überwältigt wurde. Indeß machte der General Fersen Miene, über die Weichsel zu gehen. Um dies zu verhindern, zog ihm Kosciuszko entgegen, und es kam am 10. Oktober 1794 bei Maciejowice zu einer Schlacht, die ebenfalls für die Polen unglücklich endete.

Schwer verwundet und mit dem Rufe „Finis Poloniae!" sank der edle Freiheitskämpfer vom Pferde und gerieth in russische Gefangenschaft. Suwarow rückte nun vor Warschau, nahm nach grauenvollem Kampfe die Vorstadt Praga mit Sturm und machte sich dadurch zum Herrn von Warschau. Die ganze friedliche Bevölkerung Praga's, Greise, Weiber und Kinder — etwa 10,000 an der Zahl — wurden von den durch den verzweifelten Widerstand bis zur Erbarmungslosigkeit erbitterten Russen abgeschlachtet.

Die dritte Theilung Polens. Damit war der Aufstand besiegt, und man schritt nunmehr zur dritten und letzten Theilung Polens. Oesterreich, obgleich es sich an dem letzten Kriege fast gar nicht betheiligt hatte, beeilte sich, mit Rußland ein Abkommen zu treffen, nach welchem an Preußen nur ein unbedeutender Theil Polens fallen sollte. Dem entschlossenen Widerstand des Königs gelang es, diesen Plan zu vereiteln: Preußen erhielt das Land links von der Weichsel mit der Hauptstadt Warschau.

Das Polnische Reich war nun gänzlich aufgelöst. Kosciuszko, dem seine Stellung vielfach Gelegenheit bot, tief in das Herz des polnischen Volkes zu schauen, hatte nur zu wahr gesprochen, als aus seinem Munde der Ruf Finis Poloniae! erscholl. Er hat sich trotz späterer Zuckungen bis heut bewahrheitet und wird wol auch zum Kummer vieler edler Herzen noch ferner geltend bleiben. — Katharina ließ den polnischen Nationalhelden in ein Staatsgefängniß werfen; doch gab ihn Zar Paul I. später (1796) gegen das Gelöbniß, nicht wieder gegen Rußland kämpfen zu wollen, frei. — Kosciuszko trat hierauf (1798) in die Dienste der nordamerikanischen Union. Nachher, aus Amerika zurückgekehrt, lehnte er im Hinblick auf sein Versprechen alle Aufforderungen des Kaisers Napoleon, Polen aufs Neue zu revoltiren, ab und starb 1819 in der Schweiz.

„In Polen", sagte Stein später, „fehlt ein dritter Stand, der in allen gesitteten Ländern der Bewahrer der Einsichten, der Sitten und der Reichthümer des Volkes ist." Dem selbstsüchtigen und verschwenderischen Grundadel und den Jesuiten war es dort gelungen, das Aufkommen eines solchen dritten Standes zu verhindern. Unsere Theilnahme gebührt den edlen polnischen Patrioten, welche um den Sturz des Vaterlandes trauern und seine Wiederherstellung wünschen; aber deswegen dürfen wir uns nicht der Wahrheit verschließen, daß in den polnisch-preußischen Landestheilen ein Aufschwung in Sitte, Bildung und Verkehr erst begonnen hat, seit sie unter preußischen Gesetzen und damit zugleich unter der Einwirkung der geistigen Befruchtung durch deutsches Leben stehen.

Tod Friedrich Wilhelm's II. Die sich weiterhin vorbereitenden Wandlungen und die vielfachen Veränderungen auf der Landkarte von Europa erlebte Friedrich Wilhelm nicht. Er starb im „Marmorpalais" am Heiligensee bei Potsdam am 16. November 1797 im vierundfünfzigsten Jahre seines Lebens und im zwölften seiner Regierung. Seine Regierungsperiode wird nicht den gesegneten Zeiten des aufstrebenden Königreichs beigezählt. Dem Monarchen gebrach es an Charakter, Ausdauer und vor Allem an Selbstvertrauen; der Sinn für

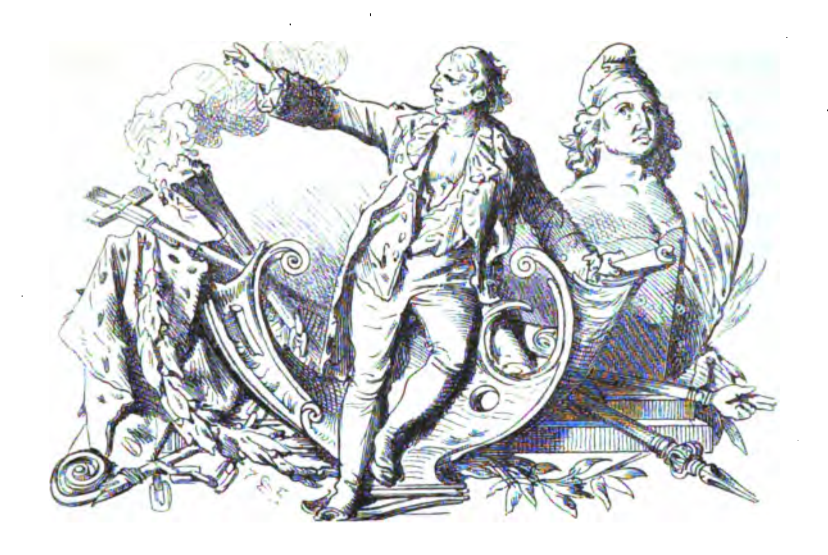
Sparsamkeit und der unermüdliche Thätigkeitstrieb seines Großoheims waren nicht auf ihn vererbt. Zum Unglück standen dem Könige nicht die besten Rathgeber zur Seite; Hofschranzen, frömmelnde Schönredner und Heuchler schmeichelten ihm, und die überhandnehmenden üblen Sitten trugen dazu bei, dem Monarchen die Liebe und Achtung seiner Unterthanen zu rauben. Des Königs Gutmüthigkeit wurde nur zu sehr gemißbraucht; Gunst, Ehrenstellen und Orden, Adelsgüter und Adelsdiplome, beträchtliche Summen Geldes wurden, meist an Unwürdige, verschenkt. Der neu ernannte Adel zählte allein 23 Grafengeschlechter! Kann es unter solchen Umständen Wunder nehmen, daß der reiche, von Friedrich dem Großen gesammelte Staatsschatz bald erschöpft war, ja daß sich eine Schuldenlast von 35½ Millionen Thalern angesammelt hatte? Da nun schon 12½ Millionen Staatsschulden von früher her vorhanden waren, so betrug die ganze Staatsschuld beim Tode des Königs 48 Millionen Thaler. Bedeutsamer war indeß der Ausfall an Ansehen und Achtung, den die Regierung Friedrich Wilhelm's dem Lande in Bezug auf seine Geltung im Rathe der Völker hinterließ.

Es würde zu weit führen, wollten wir hier die politischen und wirthschaftlichen Mißgriffe oder die Unterlassungssünden erörtern, welche in die Regierungszeit Friedrich Wilhelm's II. fallen. Nach Ansicht der herrschenden Günstlinge genügte es für den Ruhm des Monarchen, wenn er dieses oder jenes nützliche Institut ins Leben rief oder förderte, und wenn der zunehmende Wohlstand in Stadt und Land es erlaubte, von einer gesteigerten Gewerbthätigkeit zu sprechen. Von einem Fortschrittsleben, von einem gründlichen Aufräumen des Schuttes aus der Vergangenheit konnte kaum die Rede sein. Daß jedoch selbst langjährige Gebrechen im Völkerleben bei rechter Einsicht und etwas gutem Willen ohne verderbliche Störungen sich heben lassen, ließ sich in Dänemark wahrnehmen. Hier war es dem trefflichen Rathgeber des Königs, Grafen Bernstorff, im Verfolgen der von seinen Amtsvorgängern eingeleiteten Maßregeln gelungen, einen guten Theil der an die Leibeigenschaft sich knüpfenden Rechtsungleichheiten, wenigstens der Hauptsache nach, zu beseitigen.

In Wahrheit waren die Beziehungen Preußens zu den meisten Regierungen des europäischen Festlandes weder besonders herzlich noch durch Aufrichtigkeit oder Vertrauen von beiden Seiten gefestigt. Alle Staatsweisheit drehte sich um Erweiterung der Landesgrenzen. Und in der That konnte die Regierung sich auf das nach dieser Richtung Erreichte etwas zugute thun. — Schon im Jahre 1791 waren die Markgrafenthümer Ansbach und Bayreuth an Preußen gefallen, und nach dem erlangten Zuwachs an Land und Leuten infolge der Zerstückelung Polens war Preußen von einem Umfange von 3393 Geviertmeilen mit 5,400,000 Einwohnern zu einem Umfange von nahezu 5552 Geviertmeilen mit fast neun Millionen Einwohnern emporgewachsen, demnach an Flächeninhalt damals schon um 500 Geviertmeilen größer, als es im Jahre 1866 vor dem Deutschen Kriege war.

Aber zu jener Zeit hätte man sich weniger um Erweiterung des Ländergebietes absorgen sollen, als um Erhaltung und Festigung des längst Erworbenen. Denn die durch ihre Erfolge begeisterte französische Nation, von allen Seiten her durch deutsche, ungarische, italienische, spanische und englische Kriegsvölker bedroht, hatte sich wie ein Mann erhoben, und Alles, was Waffen tragen konnte, hatte zur Wehr gegriffen, um übereifrige Nachbarn von der Einmischung in die inneren Verhältnisse Frankreichs zurückzuschrecken. Die unberufenen Wiederhersteller der alten Ordnung der Dinge hatten die rechte Zeit versäumt, als man den erregten Leidenschaften noch ein entscheidendes Halt gebieten konnte. Jetzt war es dazu zu spät. Das glänzende Kriegsgestirn eines neuen Cäsar war eben über Frankreich aufgegangen, Napoleon Bonaparte hatte seine Siegeslaufbahn begonnen; eine schwere Zeit blutiger Kämpfe stand ganz Europa, eine noch schwerere Zeit tiefster und schmachvollster Erniedrigung stand Deutschland und Preußen bevor. Doch ehe wir von Neuem unseren Lesern von dem zwei Jahrzehnte durchtobenden Krieg und Waffenlärm erzählen, wollen wir ein freundlicheres Bild vor ihren Augen entrollen.


IMMANUEL KANT
FRIEDRICH VON SCHILLER
JOHANN WOLFGANG V. GOETHE
J.G. von HERDER
CH. M. WIELAND
F. G. KLOPSTOCK



Blick auf die Lage zu Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

„Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit,
Und neues Leben blüht aus den Ruinen."

Eine neue Zeit war angebrochen, deren Flügelschlag schon Friedrich II. ahnungsvoll empfunden hatte. Diese neue Zeit verlangte neue Menschen, ein machtvolles Auf- und Zusammenraffen aller Volkskräfte, eine Erhebung des ganzen Menschen von innen heraus. Wie aber waren in Deutschland die Zustände geartet, als der Held, der dem Jahrhundert seinen Namen gegeben, für immer die müden Augen geschlossen?

Ein altes Wahrwort sagt, daß nur dasjenige Volk anderer Nationen volle Achtung genießt, welches sich selbst achtet und sein Alles setzt an seine Ehre. Und diese uralte Wahrheit hatte man am Ende des achtzehnten Jahrhunderts in unserm Vaterlande vergessen. Als Volk kannte man die Deutschen kaum noch, das Reich aber war dem Zusammensturz nahe und die Reichsverfassung, auf welche der alte, morsche Kaiserbau sich stützte, war dermaßen in Verfall, daß im In- und Auslande ihr Niemand mehr Achtung zollte — das Reichsoberhaupt selber nicht; das Volk, das keinen Segen von ihr verspürte, schätzte sie auch nicht, noch weniger die immer eigenmächtiger und ungefügiger gewordenen Reichsstände. Sie hielten sich sammt und sonders für die Auserwählten Gottes, seitdem Abkömmlinge deutscher Fürstenhäuser in Schweden, England, Rußland, dann in Holland, eine Zeit lang in Polen, weiterhin in Dänemark sowie in einem guten Theile von Italien als regierende Herren geboten.

Hatte die Mehrzahl der deutschen Fürsten und Würdenträger sich über die Lehren der Geschichte hinweggesetzt, so war es leider dem deutschen Bürger und dem Bauern während der schweren und langen Kriege gänzlich aus der Erinnerung gekommen, was er ehedem gegolten. So lebte unser Volk, an schwere Lasten gewöhnt, in den Tag hinein und wußte eigentlich selbst nicht, wie rechtlos und versunken es während der letzten Jahrhunderte geworden war. Die Gebildeten, welche sich erinnerten, wie groß und herrlich, wie geachtet, ja gefürchtet das deutsche Kaiserreich vormals gewesen: sie Alle, gerade die Besten, hatten völlig den Glauben verloren, daß für Deutschland jemals wieder glorreiche Tage zurückkehren könnten. Nur sehr Wenige wagten noch zu hoffen, daß dereinst wieder ein *einiges, neu gefestigtes* Deutschland erstehen werde. Wol gab es Sachsen, Schwaben, Bayern, Oesterreicher — aber man darf dennoch kühnlich behaupten: in Deutschland lebten

vor hundert Jahren keine Deutschen mehr! Immer breiter machte sich der engherzige Geist in den größeren Staaten; in den Reichsstädten aber und an den Höfen der kleinen Potentaten wucherten immer üppiger kleinliche Interessen empor. Je kleiner das Städtchen und Ländchen, desto mehr gedieh die Einbildung der ehrsamen Bürger und der Adelsgeschlechter in Betreff ihrer Wichtigkeit. Anmaßung und Pochen auf eingebildete Rechte und Geltendmachung der Vorrechte, dies Alles stand überall in erster Reihe; den vaterländischen Pflichten jedoch suchte sich die große Mehrzahl nach Kräften zu entziehen. So wenig nun auch die Deutschen als Nation unter den Nationen gewannen, um so erfreulicheren Aufschwung hatten die Wissenschaften und die Künste genommen, welche das Leben verschönern. In seltener Pracht und Fülle war im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts der deutsche Dichtergarten erblüht, und fröhlich gedieh die Aussaat im deutschen Gelehrtenhain während des goldenen Zeitalters unserer Literatur.

Der Leser hat an einer andern Stelle dieses Buches, wo wir über den mit der Mitte des 18. Jahrhunderts überall in Deutschland sich mächtig und immer mächtiger erhebenden Aufschwung auf allen Gebieten geistigen Lebens sprachen, bereits Gelegenheit gehabt, einige der Hauptvertreter und Förderer dieses Aufschwunges kennen zu lernen. Es wurde dort darauf hingewiesen, wie Lessing auf dem Gebiet der Literatur, Winckelmann auf dem der Kunst durch ihr erlösendes Wort die deutsche Geistesthätigkeit aus ihrer bisherigen beschämenden Abhängigkeit vom Auslande und namentlich von Frankreich befreiten, und es wurde bereits erwähnt, wie das Streben dieser beiden Männer, von einem von ihnen selbst kaum geahnten Erfolge gekrönt, im Norden und Süden, im Osten und Westen des deutschen Vaterlandes einen lauten und begeisterten Wiederhall fand. Eine Schar strebsamer und von glühender Freiheits- und Vaterlandsliebe beseelter Männer und Jünglinge — ihre Namen wurden gleichfalls bereits an anderer Stelle genannt — traten in der Universitätsstadt Göttingen zu einem Bunde zusammen, der als der „Göttinger Hainbund“ in der Geschichte unserer zweiten klassischen Literaturperiode eine so bedeutsame Rolle spielt. Die von dem Hauche edelster Frömmigkeit und hingebendstem Patriotismus durchwehten Lieder und Gesänge Klopstock's, des Sängers des „Messias“, hatten diese Jünglinge begeistert, die frische Natürlichkeit der älteren englischen Poesie, die hinreißende Gewalt der Dichtungen des bisher in Deutschland fast unbekannten, ja mißachteten großen Briten Shakespeare, des ersten der Dichter, hatte befruchtend auf sie eingewirkt. So vermochten sie den rechten Weg von der entwürdigenden Nachahmung sowol der schulmäßig-pedantischen älteren, als auch der sittenlos-frivolen neueren französischen Poesie zu eigenem, selbstthätigem Schaffen zu finden, und durch die allerdings oft unvollkommenen und verfehlten Erzeugnisse ihrer Muse eine deutsche Nationalliteratur wenigstens anzubahnen. Den Sinn und das Interesse für eine solche in den weitesten Kreisen des deutschen Vaterlandes erweckt und genährt zu haben, das ist das eigentliche, nicht zu unterschätzende Verdienst des Hainbundes in seiner Gesammtheit, und gern übersieht man deshalb die vielfachen und nicht zu verkennenden Mängel und Schwächen seiner einzelnen Mitglieder.

Man hat — nach dem Titel „Sturm und Drang“ eines Klinger'schen Dramas — die Dichter des Hainbundes und einige andere ihnen geistesverwandte, aber dem Bunde selbst fernstehende Dichter mit dem Gesammtnamen der „Stürmer und Dränger“ und die Zeit ihres ersten Wirkens mit dem das eigenthümliche Wesen derselben treffend charakterisirenden Namen der Sturm- und Drangperiode der deutschen Literatur bezeichnet. „Eine mehr oder weniger rücksichtslose Fehdelust gegen alles Aus- und Abgelebte, Greisenhafte, Unzulängliche und Verrottete in Kunst und Wissenschaft, Staat, Kirche und Gesellschaft, ein mehr oder weniger tapferes Sturmlaufen gegen Standesvorurtheile, gegen die Zopfigkeit in Denkweise, Sitte und Tracht“, das war das gemeinsame Merkmal aller Dichter dieses Kreises, dessen Richtung auch Goethe mit den ersten Erzeugnissen seiner Muse und in gewissem Sinne selbst Schiller angehört.

Es wurde oben gesagt, das hauptsächlichste Verdienst der Dichter des Hainbundes sei es gewesen, den Sinn und das Interesse für eine national-deutsche Literatur in den weitesten Kreisen des Volkes erweckt und genährt zu haben. Wenn sich nun der Leser dessen erinnert, was an anderer Stelle über die Sitten und Anschauungen dieser Zeit, namentlich in den Kreisen der deutschen Höfe und des vornehmen deutschen Adels, gesagt worden ist, so wird er es erklärlich und begreiflich finden, daß in diesen Kreisen die Freiheits- und Bardengesänge der Sturm- und Drangperiode nur wenig Anklang finden konnten, ja daß man ihnen dort eher mit Widerwillen und feindseliger Abneigung entgegentrat. Aber auch diese Kreise wurden in das Interesse an der neu aufblühenden deutschen Nationalliteratur hineingezogen, als **Wieland** mit seinen witzsprudelnden, harmlos heiteren Erzählungen und Dichtungen vor die Oeffentlichkeit trat.



Weimars Musenhof. Nach van Oer.

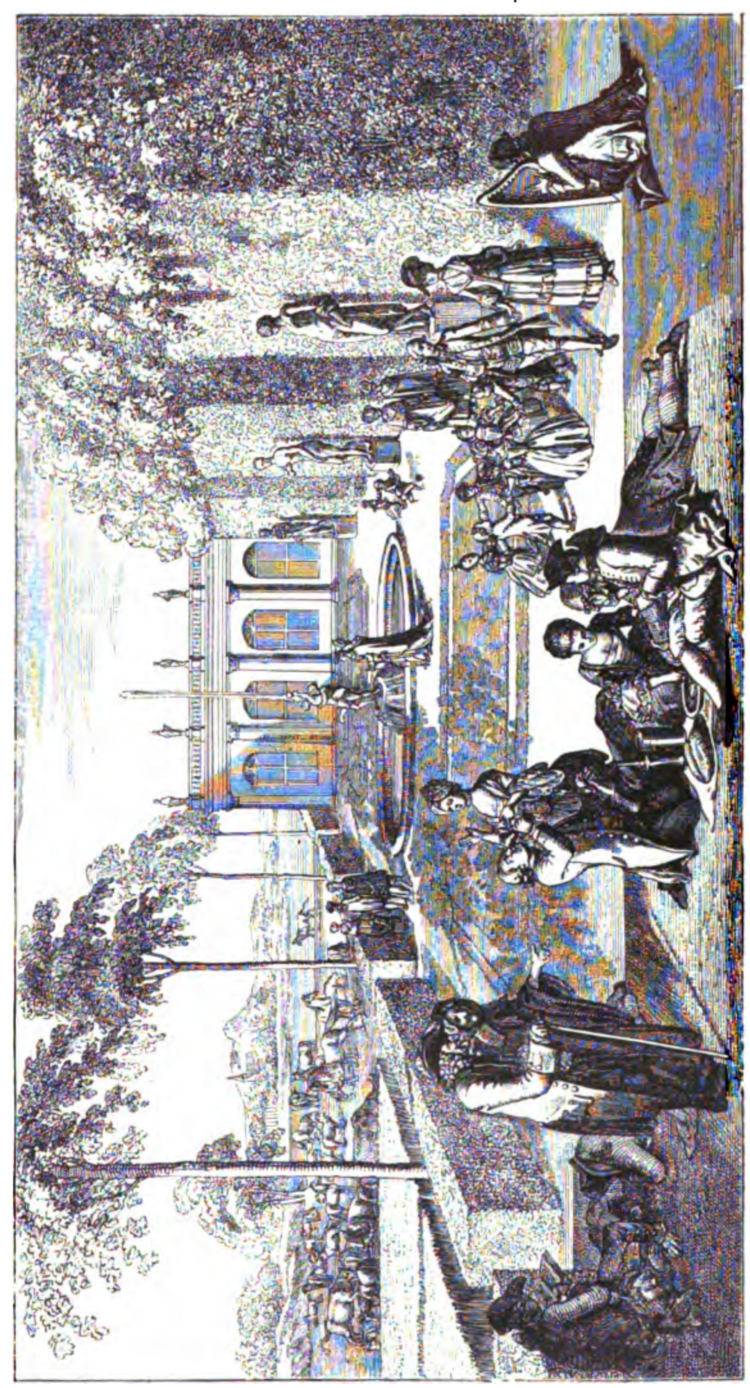
Geistreich und witzig zu schreiben, hatte bisher als ein ausschließliches Privilegium der Franzosen gegolten; die deutsche Poesie hatte bisher in dem zumeist allerdings nicht unverdienten Rufe pedantischer Langweiligkeit oder bombastischer und deshalb abstoßender Gefühlsüberschwenglichkeit gestanden. Jetzt trat nun in Wieland mit einem Male ein Mann auf, der schon durch seine ersten Werke jenen durch die französische Literatur verwöhnten Kreisen zu ihrer Ueberraschung darthat, daß auch ein Deutscher ebenso geistreich und witzig zu schreiben im Stande sei, wie die französischen Nachbarn. Der Widerstand, die Gleichgiltigkeit jener Kreise gegen die deutsche Poesie war damit überwunden; einem deutschen Schriftsteller war es gelungen, ihre Aufmerksamkeit, ihr Interesse zu erregen. Die natürliche Folge war auch hier eine eifrigere Beschäftigung mit der deutschen Literatur, deren erste volle Blüten sich in Goethe's „Götz von Berlichingen“ und den „Leiden des jungen Werther“ eben entfaltet hatten; und bald wuchs unter ihrem Einfluß das Interesse zu heller Begeisterung empor.

Ein deutsches Vaterland in politischem Sinne gab es, wie oben angeführt wurde, zu jener Zeit nicht — schon lange hatte ein solches nicht mehr bestanden. Da war es nun ein Glück für Deutschland und namentlich für die Entwicklung der deutschen Literatur, daß unter den deutschen Fürsten Männer auftraten, die, in gerechter Würdigung der hohen Bedeutung dieses literarischen Aufschwungs und selbst von Begeisterung für denselben erfüllt, es sich angelegen sein ließen, den deutschen Dichtern ein deutsches Vaterland in engerem Sinne zu schaffen, ihnen eine ihrer würdige Heimstätte zu bereiten. Friedrich der Große, der durch die Gewalt seiner Persönlichkeit und den Glanz seiner Thaten zuerst wieder, nach einem Ausspruch Goethe's, der deutschen Literatur einen wahren Inhalt gegeben hatte, schien in erster Linie dazu berufen, der Beschützer und Förderer der neu erblühenden deutschen Kunst und Poesie zu sein; aber er war — der Leser weiß, durch welche Einflüsse — auf andere Bahnen gedrängt worden; Kaiser Joseph II., der — eine rühmliche Ausnahme in der Reihe der habsburgischen Kaiser — mit Recht den Ausspruch thun konnte, „daß er das gemeinsame Vaterland liebe und stolz darauf sei, ein Deutscher zu sein“, fand, wenigstens in der kurzen Zeit seiner selbständigen Regierungsthätigkeit, bei dem Eifer und Ungestüm, mit welchem er seine großartigen politischen Pläne verfolgte, nicht Zeit und Ruhe, der deutschen Literatur und ihren Vertretern seine Aufmerksamkeit und Theilnahme zuzuwenden. Dem Beherrscher eines kleinen mitteldeutschen Staates in Thüringen, dem trefflichen Herzoge Karl August von Sachsen-Weimar, blieb es vorbehalten, ein deutscher Mäcenas im edelsten Sinne des Wortes zu werden. Seine Residenzstadt Weimar ward der Sammelpunkt für alle die großen Geister jener Zeit; Herder, Wieland, Goethe und Schiller, und mit ihnen die große Zahl ihrer glücklichen oder auch unglücklichen Nachahmer und Verehrer, sie Alle haben sich kürzere oder längere Zeit, zum Theil in höheren und ehrenvollen Stellungen, in Weimar aufgehalten, haben in regem geistigen Verkehr, dessen lebendiger Mittelpunkt neben Goethe vor Allem der Herzog Karl August selbst war, ihre Gedanken und Empfindungen dort ausgetauscht und vielfach neue Anregungen zu weiterem fruchtbringenden Schaffen gesammelt. Die kleine Residenzstadt Weimar war der geistige Mittelpunkt Deutschlands geworden; ein förmlicher Musenhof war dort entstanden, und in buntem Wechsel erschienen dort alle Diejenigen, die zur Zeit auf dem Gebiete der Literatur etwas bedeuteten oder auch nur zu bedeuten glaubten, um die beiden deutschen Dichterfürsten Goethe und Schiller zu schauen, mit ihnen in Verkehr zu treten und zugleich an dem ungebunden fröhlichen Treiben des auserwählten Kreises Theil zu nehmen, dem der leutselige Herzog eine wahrhaft goldene Zeit an seinem Hofe bereitet hatte.

Es kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, die ganze Epoche dieses goldenen Zeitalters unserer Literatur in ihrem Verlaufe, das Leben und Wirken der großen Dichter im Einzelnen darzustellen, oder einzelner jener unvergänglichen Meisterwerke, die sie geschaffen, hier eingehender zu gedenken. Der Leser wird im Verlaufe unserer Darstellung noch mehrfach ihren Namen begegnen, er wird Gelegenheit haben, den segensreichen und erhebenden Einfluß kennen zu lernen, den ihre Werke namentlich in der nun bald über Deutschland hereinbrechenden Zeit schwerer Trübsal auf die Nation ausübten. Hier kam es uns nur darauf an, in kurzen Zügen dem Leser Umrisse des glanzvollen Bildes vor Augen zu führen, welches das geistige Leben jener Zeit in Deutschland darbietet, und das ja deutsche Literaturhistoriker, wie Gervinus, Scherr, Hettner, Leixner und noch Andere, so reich und farbenprächtig in gediegenen Werken ausgemalt haben.

Gesellschaftliches Leben. Während so auf dem Gebiete der Geistesthätigkeit, der Kunst und Literatur, nicht weniger auch der ernsten Wissenschaft überall in Deutschland ein reges Leben und Treiben sich entfaltete, während man sich durch die Werke großer Dichter und Denker zu einer heute kaum mehr verstandenen Begeisterung hinreißen ließ und mit lebhaftestem Interesse an all den kleinen ästhetischen Streitfragen sich betheiligte, die das gleichzeitige Wirken so vieler hervorragender Geister naturgemäß ins Leben rufen mußte,

war und blieb allerorten die Theilnahme an den Vorkommnissen im Staatsleben eine überaus dürftige. So segensreich der sogenannte „erleuchtete Despotismus“, wie er namentlich durch Friedrich den Großen zu seiner höchsten Ausbildung gelangt war, auch in einzelnen Staaten Deutschlands mag gewirkt haben und in Preußen sicherlich gewirkt hat, das Eine läßt sich nicht verkennen, daß er durch seine geflissentliche Fernhaltung des ganzen Bürgerthums von aller und jeder selbständigen Bethätigung im Organismus des Staates eine Gleichgiltigkeit in Sachen der Politik herbeigeführt hat, die für die augenblicklichen Zwecke des Herrschers zwar sehr bequem sein mochte, deren üble Folgen aber beim Eintritt einer großen Katastrophe im Staatsleben nicht ausbleiben konnten. Einen Einfluß auf die Staatsverwaltung konnte der Bürger unter keinen Umständen gewinnen, und so war denn das höchste Ziel seines Strebens ein behaglicher Lebensgenuß. Die ihm aufgenöthigte Ruhe und Theilnahmlosigkeit wurde ihm infolge der Gewöhnung bald zum Bedürfniß. Die politische Kannegießerei in ihrer schädlichsten Form war an der Tagesordnung; gleichgiltige Vorkommnisse in den Kreisen des Hofes und der vornehmen Gesellschaft bildeten den Gegenstand des Gesprächs in den Trinkstuben — wo auch dann und wann



Sommervergnügen in einem herrschaftlichen Garten. Nach einem Kupferstiche nach Chodowiecki.

weidlich über die drückenden Steuern geschimpft ward — vornehmlich aber der Hauptinhalt der mattherzigen Neuigkeits- und Tagesblätter. Dazu gesellte sich, namentlich gegen das Ende des achtzehnten Jahrhunderts, die Sucht, Auszeichnungen zu erlangen, was sich insbesondere kundgab in der überhandnehmenden Rang- und Titelsucht der bürgerlichen Kreise, welche in ihrer demüthigen Unterwürfigkeit gegen die Vornehmen und den Adel oft das Unglaublichste leisteten, wie andererseits dieser letztere je länger je mehr fast mit Verachtung auf den Bürgerlichen herabsah und zur Wahrung seines Standesvorranges die strengste gesellschaftliche Absonderung von allen Nichtadeligen für geboten hielt. — Die Günstlingswirthschaft, vornehmlich von Männern wie Wöllner und Bischofswerder und der mit ihnen verbündeten Gräfin Lichtenau ausgehend, verstattete der Rang- und Titelsucht in den Kreisen der Bürgerschaft den weitesten Spielraum.

Mode und häusliches Leben. Noch immer herrschte dabei in allen Kreisen der Gesellschaft, vornehmlich der höheren Gesellschaft, in Sitte und Anschauung, in Tracht und Mode die unbedingte Nachahmung französischen Wesens. Wir sahen, wie nach dem Dreißigjährigen Kriege, infolge des augenblicklichen politischen Uebergewichts Frankreichs über das ohnmächtige Deutschland, französische Mode und Sitte in allen Staaten des Deutschen Reiches heimisch und schließlich allein maßgebend wurde, und wie namentlich auch in Preußen das Beispiel des prachtliebenden Hofes Friedrich's I. die Einführung und Einbürgerung derselben begünstigte. Das strenge und allem Franzosenthum abholde Regiment Friedrich Wilhelm's I. hatte darin eine durchgreifende Aenderung nicht herbeizuführen vermocht; man hatte sich, der Nothwendigkeit sich fügend, dem augenblicklichen Zwange untergeordnet, ohne doch zu einer aufrichtigen Rückkehr zu echt deutschem Wesen sich entschließen zu können, und kaum war daher dem gestrengen Herrn Vater der namentlich in den ersten Jahren seiner Regierungszeit durchaus lebensfrohe und zudem in mehr als einer Hinsicht französischen Einflüssen leicht zugängliche Sohn gefolgt, als man allerorten in Preußen die stets widerwillig getragenen Fesseln von sich warf und, dem Beispiel des übrigen Deutschland folgend, zur unbedingten Nachahmung französischen Wesens in Tracht, Sitte und Lebensgewohnheiten zurückkehrte. Der lange, weit über das Knie herabreichende Rock, die buntgestickte langschößige Weste, die reichverzierten Schnallenschuhe ragen in der Tracht der Männer vor, die weite Krinoline, die einengende Schnürbrust, die langen schlanken Taillen, die hohen Haarfrisuren und die nicht minder hohen Absätze kamen in der Frauentracht wieder zu voller Geltung; Schminke und Puder und für die Frauen die für die Mode des achtzehnten Jahrhunderts so charakteristischen Schönpflästerchen oder „Muschen“ gehörten zu den unentbehrlichsten Erfordernissen der Toilette. Aber es blieb nicht bei diesen Aeußerlichkeiten. Die ganze Denk- und Anschauungsweise, namentlich der höheren Stände, wurde wieder von Grund aus französisch. Leichtlebig oft bis zum Leichtsinn, über die allgemeinen Vorschriften der Sittlichkeit oft mit erstaunlicher Leichtigkeit sich hinwegsetzend, kannte man kaum ein höheres Streben, als möglichst ungestörten Lebensgenuß, den vollen Genuß des flüchtigen Augenblicks. Dabei wurde dann vielfach ein Luxus getrieben und ein Aufwand gemacht, der nicht selten die Mittel weit überstieg und zum wirthschaftlichen Ruin ganzer Familien führte. Uebereinstimmend klagten einsichtsvolle Zeitgenossen über die fast alle Klassen der Gesellschaft durchdringende verderbliche Sucht, daß Alle mehr scheinen wollten, als sie waren. Namentlich trat dieses Prunken in den Palästen und Villen der Vornehmen und Reichen zu Tage. Aeußerlich oft recht geschmacklos und nach französischem Muster im strengsten Zopfstil erbaut, waren diese Prachtbauten meist mit den kostbarsten Einrichtungen ausgestattet; Sammlungen von Gemälden, Schnitzereien, Porzellanwerthstücken und Nippsachen — je nachdem das Eine oder das Andere gerade in der Mode war — durften in keinem auf Eleganz Anspruch machenden Hause fehlen und wurden oft mit Preisen bezahlt, die zu dem wirklichen Werthe in gar keinem Verhältniß standen. Auch die Gärten und Parks wurden fast ausnahmslos nach französischen Vorbildern angelegt:

geradlinige, sich rechtwinkelig schneidende Alleen und Taxushecken, quadratische Blumen- und Rasenbeete, niedere, oft zu den seltsamsten und geschmacklosesten Formen und Gestalten zugestutzte Bäume und Sträucher bildeten die charakteristischen Merkmale eines solchen Gartens, der vielfach noch durch meist roh und ohne allen Kunstsinn aus Sandstein gearbeitete Statuen und bildliche Darstellungen — verunziert wurde. Unser Bild auf S. 395 führt dem Leser nach einem Kupferstich des berühmten zeitgenössischen Künstlers Chodowiecki einen solchen Park vor Augen, in dem eine Gesellschaft nach französischem Zuschnitt dem guten, deutschen Wesen entfremdet, auf fremdländische Manier sich belustigt.

Die reichere Bürgerschaft wetteiferte in solcher Luxusentfaltung mit den vornehmen Kreisen und suchte es ihnen womöglich gleich zu thun, und nur um den äußeren Schein zu wahren, bei festlichen Anlässen mit verschwenderischen Gastmählern und Aehnlichem glänzen zu können, wurde oft am Nothwendigsten gespart.



Kavaliere in einem fürstlichen Park. Nach einem Kupferstiche vom Ende des achtzehnten Jahrhunderts.

„Der gesellschaftliche und häusliche Verkehr war, äußerlich wenigstens, entsetzlich steif und förmlich; selbst Gatten unter sich redeten einander und die Kinder die Eltern mit „Sie“ an. Hohen Personen küßte man stets die Hand, der tiefen Verbeugungen und weitschichtigen Titulaturen nicht zu gedenken. Man liebte im geselligen Umgange feierliches Anvertrauen von Geheimnissen, Versöhnungsscenen, das Hervorrufen von Thränen, von rührenden und ergreifenden Eindrücken, von andächtigen Erregungen u. s. w. Der Anblick von Gräbern versetzte die Menschen in elegische Stimmungen; beim Anblick schöner Gegenden fielen sie sich wol einander um den Hals und küßten sich; Freundschaftsbündnisse schlossen sie mit feierlichen Schwüren und Ceremonien. Wiedersehen von Bekannten nach langer Abwesenheit füllte sie mit Wonneschauern, und die Scene des Zusammentreffens war reich an sentimentalen, ja oft bombastischen Aeußerungen.“ Man braucht nur Goethe's „Leiden des jungen Werther“ zu lesen, die, eben weil sie so ganz im Geiste der Zeit geschrieben waren, so großen Anklang fanden, um das Gesagte in vollem Maße bestätigt zu finden. Und doch erschien dieses Werk schon an der Grenze einer neuen Zeit, die mit all dem bunten Flitter und affektirtem Wesen bald gründlich aufräumen sollte. — Schon vor der französischen Revolution machte sich in Tracht und Sitte ein Umschwung zu Gunsten der englischen Mode bemerkbar; die sogenannte „Werthertracht“ mit ihren Fräcken und Stulpstiefeln fand unter den Männern, namentlich den jüngeren, immer mehr Anklang, und die Damen begannen

an dem sogenannten griechischen Gewande, wie es die Engländerinnen in die Mode gebracht hatten, immer mehr Gefallen zu finden. Noch schwebte zwischen englischer und französischer Mode unentschieden der Kampf um die Herrschaft, als die Französische Revolution hereinbrach und wie auf allen anderen Gebieten, so auch hier alles Bestehende umzustürzen begann. Das griechische Gewand oder, wie es nun seinem Wesen nach in der That richtiger genannt wurde, la chemise grecque — das griechische Hemd — war dasjenige, zu welchem die Frauen Frankreichs, und, ihrem Beispiele folgend, auch die deutschen Frauen nun griffen. Verbannt wurden Schnürbrust und Reifrock; nur von einem Gürtel dicht unter den Armen und einem Paar schmaler Bänder über den Schultern zusammengehalten, floß das Gewand in reichen Falten zur Erde; die Taille, die noch vor wenigen Jahren kaum lang genug sein konnte, rückte dadurch hoch hinauf und wurde unnatürlich verkürzt, indem sie zugleich Brust und Arme, die sonst von einem faltigen, bauschigen Busenstreifen und weiten, mit Spitzen besetzten Aermeln bedeckt wurden, vollkommen unverhüllt ließ. Nicht minder durchgreifend waren die Aenderungen, welche die Revolution in der Tracht der Männer herbeiführte. Vor Allem fiel der Zopf, der einem halben Jahrhundert seinen Namen gegeben hat, und mit ihm als Kopfputz der gewaltige damalige Hut, der Dreimaster, der nun durch die Mütze und einen einfachen runden Hut ersetzt wurde; auch die noch heute fast überall als Männertracht gebräuchliche lange Hose und die kurze Weste verdankten jener stürmisch bewegten Zeit ihren Ursprung; endlich gelangte auch der natürliche Schmuck des Mannes, der Bart, der seit dem Dreißigjährigen Kriege mehr und mehr in Mißachtung gekommen und schließlich ganz und gar verpönt gewesen war, allmählich wieder zur Geltung und Werthschätzung. Wenn sonach die Kleidung des Mannes seit der Revolutionszeit eine wesentliche Aenderung nicht mehr erlitten hat, so konnte bei der gleichzeitig eingeführten klassisch-einfachen Frauentracht aus naheliegenden Gründen ein Gleiches nicht der Fall sein; mit der Wiederkehr einer ruhigeren Zeit legte die Frau nach wenigen Jahren das für unsere nordischen Verhältnisse von vornherein unnatürliche griechische Gewand ab, um sich alsbald dem vollen Gegentheil, der steifen, fast theatralisch-förmlichen Mode des ersten Kaiserreichs zuzuwenden und, etwas später, zu Schnürbrust und Krinoline zurückzukehren.

Fortschritt im bürgerlichen und Gemeindeleben. Das Bild des Staates und der Gesellschaft spiegelte sich auch im Leben der Gemeinden ab. Auch hier galt die Pflege der öffentlichen Wohlfahrt als ausschließliches Vorrecht der Altangesessenen in den Städten und Ortschaften. — Infolge der Sorgfalt, welche man seit dem Großen Kurfürsten der Bildung eines zuverlässigen Beamtenstandes zugewendet, hatte man sich bereits allseits gewöhnt, die Leitung der öffentlichen und Ortsangelegenheiten sowie die Wahrung der staatlichen Interessen den Beauftragten der Regierung zu überlassen, und so darf es nicht Wunder nehmen, wenn neben dem vorzugsweise von obenher begünstigten Militärstande sich noch eine andere bevorrechtete Gesellschaftsklasse, die des Beamtenthums, ausbildete und zu hoher Geltung gelangte.

Solcher Art waren die Zustände im deutschen Vaterlande, als, dem belebenden Strahle der Morgensonne gleich, die Verkündigung der Zurückerwerbung der verlorenen Menschenrechte eines großen Volkes vom Rheine her zu uns herüberdrang. Aber die belebenden Strahlen wichen vor dem dunkel sich aufthürmenden Gewölk, und den Schalmeientönen des erträumten Völkerfrühlings folgten die niederschmetternden Stöße von Posaunen, als sei das Weltgericht im Anzuge. Bald kündigte sich in heftigen Gewitterschlägen jenes große welthistorische Ereigniß an, die Französische Revolution, welche allüberall im Leben der Völker eine entscheidende Aenderung herbeiführen, das Alte und Ueberlebte stürzen und, freilich unter Greueln entsetzlicher Art, eine neue Weltordnung ins Leben rufen sollte.

Sehen wir nun zu, welchen Einfluß dieses Ereigniß, dessen blutigen und greuelvollen Verlauf in Frankreich selbst wir bereits an anderer Stelle ausführlich geschildert haben, auf die fernere Gestaltung namentlich der politischen Verhältnisse in den übrigen Staaten Europa's und besonders in Deutschland herbeiführte.

Ueberall fand, wie nicht anders zu erwarten, die neue Lehre, welche von Frankreich aus der Welt verkündigt wurde, eifrige Bekenner. Fehlte es doch nirgends an Grund zur Unzufriedenheit. Die große Menge aber fühlte sich berauscht durch vielverheißende Schlagwörter, wie „Freiheit und Gleichheit“. Und Freiheit und Gleichheit versprachen die Franzmänner allen Völkern, welche mit ihnen gemeinsame Sache machen wollten.

Vorboten politischer Umwälzungen. In den österreichischen Niederlanden hatte es längst schon gegährt, ehe noch die Pariser Sektionen hinter den Schreckensmännern her marschirten. Kaiser Joseph II. sollte gerade in Flandern und Brabant die grausamsten Täuschungen erleben und hier sein volks- und menschenfreundliches Wirken am meisten mißverstanden sehen. Kurz vor seinem Tode hat er den größten Theil der von ihm kaum eingeführten Verbesserungen zurücknehmen und die früheren Zustände wieder herstellen müssen. — Auch in Oberitalien hatte die Mißstimmung stetig zugenommen; weiterhin standen in der Schweiz die bevorrechteten Geschlechter und das Volk zeitweilig mit den Waffen in der Hand sich gegenüber; selbst der gemächliche Holländer war sich der Verkommenheit veralteter Einrichtungen bewußt worden, und hier hatte, wie wir wissen, die Erbitterung der Streitenden die Preußen ins Land geführt. — In Polen endigte der entbrannte Bürgerkrieg mit dem Untergange der alten Adelsrepublik. In England lieferten sich nach wie vor die alten Parteien im Parlament ihre Schlachten; in Spanien und Süditalien glimmte das Feuer unter der Asche.

War dem trefflichen Joseph II. die angestrebte Verjüngung der alten Monarchie der Habsburger mit Hülfe einer besseren Verwaltung und Rechtspflege nicht gelungen, so hatten im Norden Deutschlands die auf Hebung der bürgerlichen Wohlfahrt abzielenden Regierungsgrundsätze Friedrich's II. um so tiefer Wurzel gefaßt. Doch auch in Preußen merkte man nur zu sehr, daß der hohe Sinn, der den Staat der Hohenzollern groß gemacht hatte, auf Friedrich's II. Nachfolger nicht übergegangen sei. — Uebler noch sah es in Wien aus.

Leopold II., der Bruder und Nachfolger des Kaisers Joseph, ein wohlmeinender Monarch, war leider schon nach zwei Jahren in die Gruft gesenkt worden. Sein Sohn und Nachfolger, als deutscher Kaiser Franz II. genannt, glich weder dem trefflichen Vater, noch weniger zeigte er das Bestreben, seinem Oheim Joseph ähnlich zu werden. Ihm schien Alles zuwider zu sein, was aus der josephinischen Epoche her noch bestand; dabei gelang es ihm gar wohl, unter dem Anschein der Gutherzigkeit und Leutseligkeit so sehr sein eigentliches Wesen zu verbergen, daß sich die Völker Oesterreichs von ihm gängeln und einschläfern ließen, wie es der Freiheit und Aufklärung fürchtende Monarch für zweckmäßig hielt.

Infolge des unbefriedigenden Ausgangs des Feldzuges in der Champagne hatte das Heer an Selbstgefühl, sowie an Vertrauen im Volke verloren. Es hatte sich gezeigt, daß der preußische Oberfeldherr nur den Namen, nicht den Geist seines Oheims, des berühmten Herzogs Ferdinand von Braunschweig, besaß. Dies Alles war indeß nicht das Schlimmste, was eintreffen konnte. Nach dem Rückzuge der Verbündeten war es den Franzosen gelungen, eine Anzahl Städte diesseit des Rheines, unter ihnen Frankfurt, gewissermaßen dem Kaiser Franz II. zum Hohne, zu besetzen, der kurz vorher in der alten Reichsstadt die Krone Karl's des Großen empfangen hatte. Auf den Kaiser schien der unerwartete Fortgang des Feldzugs freilich nur geringen Eindruck zu machen, wenigstens stellte er es den Preußen anheim, die Franzosen aus Frankfurt wieder hinauszuwerfen. Nachdem dies geschehen, hatte auch Friedrich Wilhelm II. daselbst vorübergehend sein Hauptquartier aufschlagen können.

Weder Preußen noch Oesterreich war es gelungen, dem zusammenstürzenden französischen Königthum Beistand zu leisten und die Revolutionshelden zu Paaren zu treiben; die Heere der Verbündeten sahen sich genöthigt, über den Rhein zurückzuweichen, und bereits im folgenden Jahre überschritten die Revolutionssoldaten die Grenzen Frankreichs und predigten ihren Nachbarn mit den Waffen in der Hand französische Freiheit und Brüderlichkeit.

Durch sein Zurücktreten von der zweiten Koalition gegen Frankreich und den Abschluß des Separatfriedens von Basel (5. April 1795) wußte Preußen Verluste von sich abzuwenden.

Dieser Vertrag ermöglichte ihm — neben allerdings erst zu späterer Zeit in Aussicht gestellten Entschädigungen für die abzutretenden linksrheinischen Besitzungen — zunächst neun wohlthätige Friedensjahre. Dagegen mußte das Reich dafür herhalten, wenn Preußen infolge des Reichsdeputationsbeschlusses (1801) viel besser arrondirt als bisher aus dem nutzlosen Kampfe für das in Staub gesunkene Königthum Frankreichs hervorging. Auf Grund anfänglich geheim gehaltener Zugeständnisse an die Französische Republik blieben dem todtkrank daniederliegenden deutschen Reichskörper neue Schädigungen nicht erspart.

In den österreichischen sowie in den unter geistlicher Herrschaft stehenden Landen am Ober- und Unterrhein, vornehmlich aber in Belgien und Oberitalien, hatten inzwischen die Bevölkerungen den siegreich vordringenden Freiheitsmännern frohlockend zugejauchzt. Und selbst in der Zeit, als die eroberungssüchtigen Absichten der französischen Gleichheitsmacher immer greifbarer zu Tage traten, ernüchterten sich die von den Ideen der Brüderlichkeit Berauschten nur langsam. In den ehemaligen österreichischen Niederlanden und am Rheine kam man nicht eher zur Besinnung, als bis die vom Erfolge trunkenen Revolutionsmänner auch die kaum geborene junge Freiheit in einem Sumpfe von Blut und Greueln erstickt hatten. Nun vergrößerte sich im Süden Europa's, ebenso in Oesterreich, vornehmlich aber in England die Zahl der heftigen Widersacher der Erhebung des französischen Volkes — gerade dort, wo dieselbe kurz zuvor noch die begeistertsten Anhänger gezählt hatte.

Den gänzlich veränderten Zeitverhältnissen gegenüber wären Männer von Charakter und Grundsätzen, Fernblick und Entschlossenheit doppelt am Platze gewesen. Denn der Kampf der Verkündiger der Völkerfreiheit mit den Anhängern der zu Boden geworfenen mittelalterlichen Standesvorrechte und Standesansprüche tobte auf dem einen Flecke nur aus, um auf einem andern wieder züngelnd emporzulodern. Nur in den Formen verschieden, gab sich überall das gleiche Bedürfniß nach besserer Gestaltung der sozialen und politischen Zustände kund. — Das Volk von Frankreich aber benutzte seinen Sieg über die Monarchie zu weiterer Verfolgung und Vernichtung Derjenigen, von welchen die seit Jahrhunderten erlittene Unbill ausgegangen war. Wol erklangen allerorten die Rufe: „Freiheit und Gleichheit"; daß aber von der verkündeten „Brüderlichkeit" nicht viel zu spüren war, das merkten, freilich zu spät, selbst Diejenigen, von welchen die Verheißung der Volksbeglückung ausgegangen war. — Die unwissende, meist schwer bedrückte Masse der unteren Volksklassen dagegen, im Unklaren über die Bedeutung Dessen, was bei unseren Nachbaren sich vollzog, schaute mit stumpfer Gleichgiltigkeit darein, als sich im Jahre 1798 wiederum die Heere Oesterreichs, das diesmal im Bunde mit Rußland und England stand, gegen Frankreich in Bewegung setzten zu gemeinsamem Einschreiten gegen den steigenden Uebermuth der Alles gleichmachenden französischen Republik.

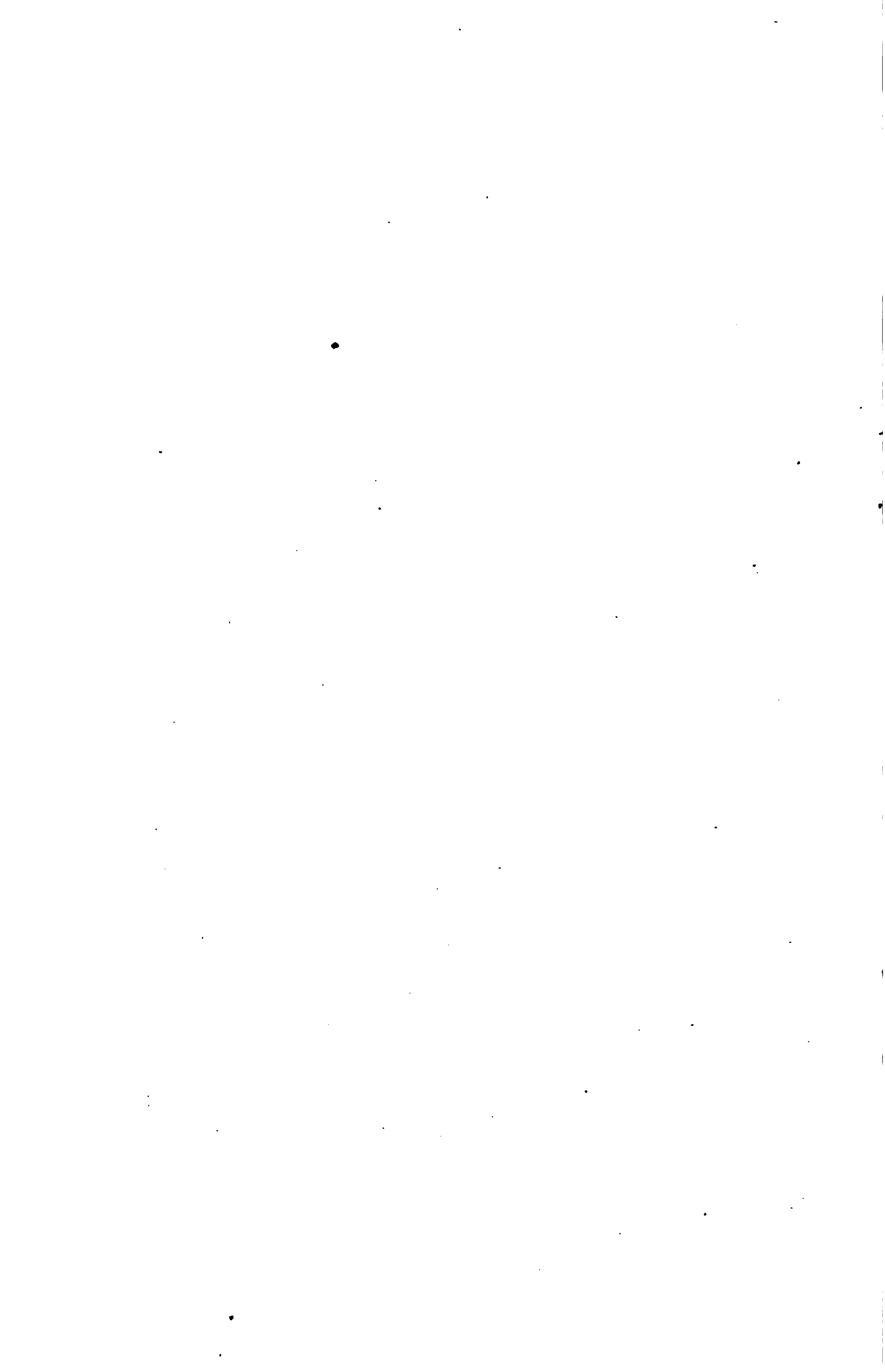


Kopfputz der Königin Marie Antoinette.

Vierter Theil.



Niedergang und Erhebung.





Erstes Buch.

Friedrich Wilhelm's III. Jugend- und erste Regierungszeit.

Die Monarchie Friedrich's des Großen ging unter der Regierung Friedrich Wilhelm's II. folgenschweren Ereignissen entgegen. Wir werden alsbald sehen, welchen weiteren Verlauf die Umwälzung in Frankreich nahm und in welcher Weise durch sie die umliegenden Länder, namentlich Preußen und das übrige Deutschland, berührt wurden. Zuvor jedoch wollen wir uns der Persönlichkeit des nachfolgenden Herrschers und der seiner Gemahlin Luise zuwenden.

Jugendzeit. Friedrich Wilhelm ward am 3. August 1770 in Potsdam geboren, seine Jugend fällt demnach in den Abendglanz der Regierungszeit des großen Königs. In seinem siebenten Lebensjahre wurde der Prinz Friedrich dem Großen zum ersten Male in hofmäßigem Anzuge zugeführt. In späterer Zeit erzählte er darüber: „Der König verlangte mich in Sanssouci zu sehen. Ich mußte mich zu diesem Besuche herausstaffiren. Dazu erhielt ich nach damaligem Schnitte, wie er in Paris Mode war, einen violettseidenen Rock, eine mit Gold, Silber und Flittern bedeckte Weste mit breiten Schößen, welche die Oberhofmeisterin gestickt hatte, schwarze seidene Beinkleider mit Gürteln und Schnallen, weiße seidene Strümpfe und Schuhe mit rothen Hacken und großen Schnallen. So geputzt, frisirt und gepudert, einen Haarbeutel im Nacken, einen Galanteriedegen mit Porzellangefäß und einen Chapeaubas unterm Arme, erschien ich vor Friedrich. Er empfing mich sehr freundlich. Was er mit mir gesprochen, kann ich mich freilich nach so langer Zeit nicht mehr erinnern; er mußte indeß doch mit mir zufrieden gewesen sein, denn er klopfte mir sanft auf die Backen und fragte mich dann: „Was wünschest du dir denn wol?" — Die Frage kam mir sehr unerwartet; ich schwieg. — „Nun, du wirst doch wol etwas zu wünschen haben?" fuhr er fort.

Da faßte ich mit der Hand nach dem Haarbeutel. Der steife, französische Anzug war mir peinlich, und ich antwortete: „Eine Uniform, Majestät!“ — „Die sollst du haben. Wünschest du noch etwas?“ Da ich um den König mehrere Windhunde spielen sah und nicht wie das erste Mal stocken wollte, antwortete ich: „Ew. Majestät, ich möchte gern einen Hund haben.“ — „Auch den sollst du kriegen.“ Er entließ mich nun, und ich kehrte nach Potsdam zurück. Am folgenden Morgen, als ich kaum das Bett verlassen hatte, erschien der Schneider bei mir und nahm mir Maß zu einer Uniform. Bald darauf kamen einige Lakaien des Königs mit einer Koppel von sechs Hunden und sagten mir, der König sende mir solche, damit ich mir einen auswähle. Sie machten mich besonders auf einen aufmerksam, den sie sehr lobten, und ich wählte also diesen. Später erfuhr ich, daß der König zu den Leuten gesagt hatte: „Gebt Acht, den wird er wählen!“ — Es war der, den sie mir, jedoch ohne diesen Umstand zu erwähnen, so sehr gelobt hatten. Als sie zu dem Könige mit den übrigen fünf Hunden zurückkamen, sagte er: „Habe ich nicht Recht gehabt?“

Wichtiger war eine Begegnung des Prinzen mit dem Könige, die kurze Zeit vor dem Tode des Letzteren stattfand. Friedrich traf den blühenden jungen Prinzen im Park zu Sanssouci und forderte ihn auf, mit ihm zu gehen. Dabei legte er ihm mancherlei Fragen aus der Geschichte und Mathematik vor und vernahm, beifällig mit dem Haupte nickend, die Antworten. Endlich zog er Lafontaine's Fabeln aus der Tasche und forderte den Prinzen auf, eine ihm bezeichnete Fabel zu übersetzen. Friedrich Wilhelm löste die ihm gestellte Aufgabe trefflich und erntete zu seiner größten Freude das Lob des Königs.

Aber nun fiel ihm plötzlich etwas ein, was er dem Könige nicht verschweigen zu dürfen meinte. Gerade diese Fabel hatte er mit seinem Lehrer erst vor wenigen Tagen durchgenommen. Er sagte dies dem Könige. Da leuchtete dessen Blick ihm heller noch entgegen, und dem Prinzen die Wangen streichelnd, sagte er freundlich: „So ist's recht, lieber Fritz, nur immer ehrlich und aufrichtig! Wolle nie scheinen, was du nicht bist; sei stets mehr als du scheinst!“ Im Weitergehen fuhr Friedrich mit Wärme fort: „Nun, Fritz, werde was Tüchtiges par excellence! Es wartet Großes auf dich. Ich bin am Ende meiner Carrière, und mein Tagewerk ist bald absolvirt. Ich fürchte, nach meinem Tode wird's pêle-mêle gehen. Ueberall liegen Gährungsstoffe, und leider nähren sie die regierenden Herren, vorzüglich in Frankreich, statt sie zu calmiren. Ich fürchte, du wirst einmal einen schweren Stand haben. Habilitire, rüste dich; sei ferm; denke an mich! Wache über unsere Ehre und unsern Ruhm; begehe keine Ungerechtigkeit, dulde aber auch keine!“ — Beide hatten den Ausgang des Parks erreicht, vor dem der Obelisk steht. „Sieh ihn an“, sprach der König zum Prinzen, „schlank aufstrebend und hoch, und doch fest im Sturm und Ungewitter. Die Pyramide spricht zu dir: Ma force est ma droiture! (Meine Gradheit ist meine Stärke.) Die höchste Spitze krönt das Ganze, aber sie wird getragen von Allem, was unter ihr ist, besonders vom Fundament. Das Fundament ist das Volk in seiner Einheit. Halte es stets mit ihm, daß es dich liebe und dir vertraue: dann allein nur kannst du stark und glücklich sein.“ Seelenvoll den Prinzen anschauend, reichte er ihm die Hand, indem er mit feierlichem Ernste sprach: „Fritz, vergiß diese Stunde nicht!“ Er küßte ihn und entließ ihn darauf.

Und Friedrich Wilhelm hat diese Stunde nicht vergessen. Die Worte des großen Königs, vor Allem seine tiefempfundene Mahnung: „Halte es stets mit dem Volke, daß es dich liebe!“ standen unauslöschlich in seiner Seele. Tage und Jahre schwerer Trübsal brachen über das preußische Volk und seinen Herrscher herein, aber nie hat dieser ein höheres Ziel gekannt, als die Liebe und das Vertrauen seines Volkes sich zu erwerben; und immer hat er, wie nur wenige Herrscher, dieselben besessen. Selbst als in späteren Regierungsjahren des Königs harte Mißklänge das schöne Verhältniß zwischen ihm und seinem Volke zu trüben drohten, vermochten dieselben schließlich dennoch nicht die Liebe des Volkes zu einem Könige zu erschüttern, der mit den einst von ihm gesprochenen Worten: er betrachte

Den als seinen ärgsten Feind, der ihm die Liebe des Volkes zu rauben suche, seinen innersten Empfindungen Ausdruck gegeben hatte.

Wie richtig hatte der große König geschaut, wie treffend die Uebel der Zeit bezeichnet!

Zu bedauern ist es, daß man in der Wahl des prinzlichen Hofmeisters nicht glücklich gewesen war. Der etwas hypochondrische Behnisch, dem man die Erziehung des Prinzen anvertraut hatte, brachte dem kindlichen Frohsinn seines Schülers nicht die wünschenswerthe Frische und Munterkeit entgegen. Im Uebrigen wurde der Kronprinz im höchsten Grade einfach erzogen, was aus einer Aeußerung, die er später als König zu seinen Kindern that, hervorgeht. „Wollt immer hoch hinaus", sagte er bei einer Gelegenheit zu denselben, „bedenkt aber nicht, wie es mir in eurem Alter ging; denn so erhielt ich zuweilen zu meinem Geburtstage ein Resedatöpfchen, sechs Dreier an Werth; und wollte mein Hofmeister mir 'mal etwas zugute thun, dann führte er mich nach einem öffentlichen Garten und ließ mir da für einen und, wenn's hoch kam, für zwei Groschen Kirschen geben."

Der Prinz war ein Muster von Ordnung, Ehrbarkeit und Bescheidenheit, und früh schon trat es zu Tage, daß das üppige Leben am Hofe seines Vaters seiner Natur durchaus zuwider war. Zieht man dazu noch das kränkliche, oft mürrische Wesen seines Erziehers in Betracht, so vermag man es sich zu erklären, weshalb ein zuversichtlicher Sinn bei ihm nicht aufzukommen vermochte, er vielmehr verschlossen, schüchtern und unsicher ward, sobald er sich öffentlich zeigen mußte. Die bezeichneten Eigenthümlichkeiten hafteten an ihm während seines ganzen Lebens. — Außer von Behnisch empfing der Kronprinz von drei trefflichen Männern Unterricht: vom Prediger Sack in der Religion, von Jakob Engel in der Philosophie und Moral und von Suarez in den Rechts- und Staatswissenschaften. Die tiefgehende Einwirkung dieser Männer, namentlich der beiden erstgenannten, zeigte sich in dem Glaubensbekenntniß, das Friedrich Wilhelm zu der in seinem siebzehnten Lebensjahre erfolgten Konfirmation niederschrieb.

Die in diesem Bekenntniß ausgesprochenen Grundsätze blieben maßgebend für das ganze Leben Friedrich Wilhelm's. Den Kern derselben spricht er in folgenden Sätzen aus:

„Wie ich Religion und Christenthum für die Quelle und für die beste Stütze der Tugend halte, so erkenne ich es auch für die allgemeine Schuldigkeit aller Menschen, Gott nach ihrem besten Wissen zu verehren und seinem Willen gehorsam zu sein. Weit gefehlt, daß die Mächtigen und Glücklichen in der Welt dazu weniger verpflichtet sein sollten, so sind sie im Gegentheil dazu noch mehr verbunden, als die Geringeren und Armen. Gott ist aller Menschen Oberherr, Wohlthäter und Richter, und Diejenigen, denen er am meisten Gewalt und Macht und die meiste Gelegenheit, eine gute Erkenntniß zu erlangen, gegeben hat, die müssen ihm auch am dankbarsten und ergebensten sein.

„Da ich aber weiß, daß Religion und Glauben sich nicht erzwingen lassen, so will ich darin Jedermann nach seiner Einsicht und nach seinem Gewissen handeln lassen. Ich darf und will die Irrenden weder hassen noch verfolgen und erkenne für das einzige Mittel ihrer Zurechtweisung, daß man sie durch Belehrung zu erleuchten und zu überzeugen suche. Ich weiß, daß es unzähliges Unheil in der Welt veranlaßt hat, daß man hat vorschreiben wollen, was die Menschen glauben sollten; und ich erkenne allen Gewissenszwang für eine Sache, die sowol der Gerechtigkeit und Klugheit, als auch der Lehre und dem Verhalten Christi gänzlich entgegen ist."

Bald nach dem Regierungsantritt seines Vaters ward ihm Oberst Graf von Brühl zum militärischen Begleiter gegeben. Der Graf war ein Mann von bedeutenden, namentlich militärischen Kenntnissen, dessen Einfluß auf die Bildung des Kronprinzen ebenfalls nicht gering anzuschlagen ist. Weiterhin empfing er in dem Major, späteren General von Köckeritz seinen ersten Adjutanten. Nach Stein's Schilderung war Köckeritz ein wohlmeinender, durch und durch ehrlicher Mann, aber von beschränkten Begriffen und ohne tiefere Bildung. Er hatte sein ganzes Leben als Offizier in der Potsdamer Garnison

zugebracht und wünschte für sich nichts so sehr als Ruhe und Frieden. Der Kronprinz liebte diesen Mann um seiner Schlichtheit und Wahrhaftigkeit willen. Diese Eigenschaften waren es, die ihn jetzt, aber auch in späterer Zeit, als drohende, zu raschem und entschlossenem Handeln drängende Ereignisse eintraten, und zwar nicht zu seinem und des Landes Heile, an Köckeritz fesselten und ihn der Einwirkung desselben zugänglich erhielten.



Sturm auf Kostheim. Zeichnung von Ludwig Burger.

Die Heldennatur seines Stammes verleugnete sich aber auch in dem Kronprinzen nicht. Als er an der Seite seines Vaters im Jahre 1792 zum ersten Male im Feuer stand, da zeigte sich sein ganzes Wesen verändert, und es war an ihm von Befangenheit und Unsicherheit auch nicht die leiseste Spur wahrzunehmen. In gleicher Weise zeichnete er sich im Jahre 1793 aus. An der Spitze des ersten Bataillons des Regiments von Borck säuberte er das Dorf Kostheim von den Franzosen, eroberte eine hinter dem Dorfe aufgeworfene Schanze und machte viele Gefangene. Der König, der mit dem zweiten Bataillon nachgerückt kam, umarmte den Kronprinzen auf der gewonnenen Schanze.

Bei der Beschießung von Verdun hielten der König und der Kronprinz inmitten der Feuerschlünde, auf deren Bedienungsmannschaft es der Feind namentlich abgesehen hatte.

Da wühlte wenige Schritte vor ihnen eine Kugel den Boden auf. „Ew. Majestät setzen sich zu sehr aus", bemerkte der Kronprinz. Der König antwortete: „Friedrich hat sich bei Kunersdorf noch mehr ausgesetzt." — Wieder schlug eine Kugel dicht neben Beiden nieder. — „Sire, befehlen Sie, daß ich allein hier bleibe!" sagte der Kronprinz in dringendem Tone. „Nein", entgegnete der König, „ich bleibe hier, um Zeuge deiner Kaltblütigkeit zu sein."

Bei dem Rückmarsche aus der Champagne lernte der Kronprinz das Elend des Krieges in seiner furchtbarsten Gestalt kennen. Um den Muth der Truppen aufrecht zu erhalten, theilten der König und er alles Ungemach des traurigen Rückzuges, der dem preußischen Heere 12,000 Mann kostete und — was das Uebelste war — ihm den unter Friedrich so heldenmüthig erworbenen Ruhmesglanz nahm. Dieser Rückzug prägte sich dem jugendlichen Gemüthe des Kronprinzen in unauslöschlicher Weise ein — wieder ein Umstand, der von Keinem, dem es um eine gerechte Beurtheilung Friedrich Wilhelm's in seiner Regierungsthätigkeit zu thun ist, übersehen werden darf. —

Luise, Gemahlin Friedrich Wilhelm's.

Auf dem Feldzuge des Jahres 1793 sah der Kronprinz Friedrich Wilhelm — zu Frankfurt a. M. — seine künftige Gemahlin Luise zum ersten Male. Prinzessin Luise war die Tochter des Herzogs Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz.

Friedrich Wilhelm sprach später oft und mit Innigkeit von dem tiefen Eindruck, den die damals siebzehnjährige Luise, eine der „vier schönen und edlen Schwestern auf dem Throne", wie Jean Paul in der Widmung zu seinem köstlichen Romane „Titan" von ihr und ihren Schwestern sagt, bei ihrem ersten Begegnen auf ihn gemacht habe, und bezeichnete bei einer Gelegenheit eine Stelle in der „Braut von Messina" als den vollkommensten Ausdruck der ihn in jenem Augenblicke beseligenden Empfindung. Der Schluß dieser Stelle, die mit den Worten beginnt: „Wie es geschah, frag' ich mich selbst vergebens", lautet:

> „Und klar auf einmal fühlt' ich's in mir werden:
> Die ist es, oder keine sonst auf Erden!
> Das ist der Liebe heil'ger Götterstrahl,
> Der in die Seele schlägt und trifft und zündet,
> Wenn sich Verwandtes zu Verwandtem findet;
> Da ist kein Widerstand und keine Wahl,
> Es löst der Mensch nicht, was der Himmel bindet." —

In ähnlicher Weise, wie Friedrich Wilhelm zur Prinzessin Luise, fühlte sich sein Bruder, Prinz Friedrich Ludwig Karl, zu Friederike, der jüngeren Schwester Luisens, hingezogen. Beiden Brüdern ward das Glück, die Herzen der von ihnen geliebten Prinzessinnen zu gewinnen und die Zustimmung der fürstlichen Eltern zu erlangen. Am 24. April feierten die Prinzen das Fest ihrer Doppelverlobung zu Darmstadt.

Unmittelbar nach dieser Feier folgte Friedrich Wilhelm seinem Vater wieder in das Hauptquartier, und einige Tage später (3. Mai) war es, wo Ersterer das Dorf Kostheim stürmte. — Ende Mai machten die Prinzessinnen Luise und Friederike ihren tapferen fürstlichen Verlobten einen Besuch im Feldlager. Dort befand sich auch gerade Goethe, der über diesen Vorfall Folgendes sagt:

„Gegen Abend — Donnerstag den 29. Mai 1793 — war uns, mir aber besonders, ein liebenswürdiges Schauspiel bereitet; die Prinzessinnen von Mecklenburg hatten im Hauptquartier zu Bodenheim bei Sr. Majestät dem Könige gespeist und besuchten nach der Tafel das Lager. Ich heftelte mich in mein Zelt ein und durfte so die hohen Herrschaften, welche unmittelbar davor ganz vertraulich auf und nieder gingen, auf das Interessanteste beobachten. Und wirklich konnte man in diesem Kriegsgetümmel die beiden jungen Damen für himmlische Erscheinungen halten, deren Eindruck auch mir niemals erlöschen wird."

Anfang Dezember kehrte der Kronprinz nach Berlin zurück. Am 21. Dezember fand die feierliche Einholung der Prinzessin Luise in Potsdam, am Tage darauf in Berlin statt. Der Ruf bezaubernder Schönheit und Liebenswürdigkeit, welcher der holden Braut voranging, bewirkte, daß ihr ein außerordentlich herzlicher Empfang zutheil wurde. Auf der Stelle, wo sich jetzt das eherne Denkmal Friedrich's des Großen erhebt, hatte man eine prächtige Ehrenpforte errichtet, vor der, festlich geschmückt und Blumenkränze in den Händen haltend, eine Schar von Knaben und Mädchen zur Begrüßung der jungen Prinzessin aufgestellt worden war. Eines der Mädchen trat hervor und sprach in einem Gedicht der fürstlichen Braut die Wünsche der Bevölkerung aus. Das Gedicht berichtet, in wie lebhafter Weise die Bevölkerung, als der Kronprinz in den Krieg gezogen, Sorge um sein Leben getragen, und wie groß die Freude Aller bei seiner glücklichen Rückkehr gewesen sei. Diese habe sich aber noch um Vieles gesteigert, als er erklärt habe, von der Huld und Güte Derjenigen besiegt worden zu sein, die nun als Siegerin in die Stadt einziehe. Anspielend darauf, daß Luise kaum das elterliche Haus verlassen habe, schließt das Gedicht mit der Strophe:

„Vergiß, was du verlorst; es soll ein schön'res Leben
Dir dieser Festtag prophezei'n.
Heil dir! Der künft'gen Welt wirst du Monarchen geben,
Beglückter Enkel Mutter sein!"

Luise, der die Thränen über die Wangen stürzten, beugte, dem Zuge ihres bewegten Herzens folgend, sich nieder zu der lieblichen Sprecherin, schloß sie in ihre Arme und küßte sie mit Innigkeit. In den Augen Vieler glänzten Thränen. Die Frau Oberhofmeisterin von Voß dagegen schaute starr vor Schrecken auf die Scene. Entsetzlich! Die künftige Königin des Landes setzte sich über die zur Zeit geltenden höfischen Gebräuche hinweg! Sich zu der Fürstin beugend, flüsterte die Frau Oberhofmeisterin aus gepreßter Brust: „Mein Gott! was haben Ew. königliche Hoheit gethan! Das ist gegen allen Anstand und Sitte!"

„Wie?" lautete die harmlose Entgegnung Luisens, „ich darf das nicht mehr thun?"

Ihre Worte wurden von der Umgebung gehört und in dem rechten Sinne gewürdigt. Bald vernahm man von Zügen ähnlicher Art, und das Volk sagte sich: Luise wird nicht nur Königin, sie wird eine wahrhafte Landesmutter werden! Mancher im Volke, der von der Kurfürstin Luise von Oranien gehört oder gelesen hatte, sagte: In der jungen Fürstin ist die Unvergeßliche dem Lande wiedergekehrt!

Die Vermählungsfeier fand am Weihnachtsabende statt: auch dies nahm man als ein gutes Zeichen auf. — Die Erscheinung des fürstlichen Paares hatte für einen Jeden in der That etwas Erhebendes. Wie Luise eine der reizendsten Frauen, so war Friedrich Wilhelm in seinen jüngeren Jahren einer der schönsten Männer. Von größter Bedeutung aber war es, daß sich der geschlossene Bund bald zu einem leuchtenden Vorbilde wahrhaft deutschen Familienlebens gestaltete; es ward dies, da man zu jener Zeit in hohen und höchsten Kreisen das eheliche Leben leider durchaus nicht heilig hielt, von segensreichen Folgen. In den höheren Ständen war man beflissen, den Mangel sittlichen Verhaltens gegen einander durch äußeren Flitter zu verdecken. So redeten Eheleute einander mit Sie an. Friedrich Wilhelm und Luise führten unter sich das trauliche Du ein — für die höheren Stände ein Ereigniß bedenklicher Art. — Unerhört! Die Kunde davon ging von Ohr zu Ohr, ja die Hofleute meinten endlich dem Könige davon Mittheilung machen zu müssen.

Der Kronprinz wird von dem Könige darüber befragt, und Jener erwiedert lächelnd, es sei allerdings wahr, daß er seine Gemahlin mit Du anrede, aber er habe auch dazu seine besonderen Gründe. Nach denselben befragt, fährt er fort: „Mit dem Du weiß man doch immer, woran man ist; dagegen bei dem Sie ist immer das Bedenken, ob's mit einem großen S geschrieben wird oder mit einem kleinen." Ein anderes Mal that der Kronprinz die Aeußerung, er sei von allen Seiten genugsam beengt; in seinem häuslichen Leben wolle er wenigstens seiner Neigung folgen, die Freiheit und Unabhängigkeit nicht entbehren, die jeder Privatmann genieße.

Zu den Beengungen gehörten für ihn öffentliche Festlichkeiten, bei denen er und seine Luise in Pracht und Glanz erscheinen mußten. Wenn der Kronprinz dann seine Gemahlin in den durch Frieden, Freude und Unschuld geheiligten Räumen seines Hauses wieder in ihrer einfachen Kleidung sah, dann erschien sie ihm „wie eine in ihrer ursprünglichen Reinheit wiedergewonnene Perle.“ „Gott sei Dank“, sagte er bei einem solchen Anlaß einst, indem er ihre Hände ergriff und ihr in das seelenvolle Auge schaute, „Gott sei Dank, daß du wieder meine Frau bist!“ Auf ihre Frage, ob sie das nicht immer sei, entgegnete er, sie müsse leider zu oft Kronprinzessin sein.



Luisens Einzug in Berlin. Zeichnung von Ludwig Burger.

Am 10. März 1794 feierte Luise zum ersten Male in Berlin ihr Geburtstagsfest. Der König schenkte ihr das Schloß Oranienburg, in welchem Luise von Oranien einst segensvoll gewaltet hatte. Vielleicht daß auch ihm sich der Gedanke aufgedrängt hatte, Luise habe in ihrem tiefsten Denken und Fühlen eine innige Verwandtschaft mit dem Gemüthe jener frommen Fürstin. Auf die während der Festesfeier von dem Könige an sie gerichtete herzliche Frage, ob sie noch einen Wunsch habe, bat sie um eine Hand voll Gold — für die Armen. Ihr Wunsch wurde ihr in reichlicher Weise erfüllt.

In das erste Jahr ihres ehelichen Glückes fällt der Aufstand in Polen unter dem tapfern Kosciuszko. Der Kronprinz folgte dem Könige ins Feld. Die Vorstellung der Gefahr, der ihr Gemahl entgegengehe, machte Luisens Herz erbeben. Doch schon hier zeigte es sich, daß ihr neben den zartesten Empfindungen auch die Kraft innewohnte, Unvermeidliches mit Würde zu tragen. Als sie vernahm, ihr Gemahl habe bei dem Sturme auf Wola die nächste Kolonne hinter dem Könige geführt, äußerte sie: „Ich zittre vor jeder Gefahr, der mein Mann sich aussetzt; aber ich sehe ein, daß der Kronprinz, welcher der Erste nach dem Könige auf dem Throne ist, auch der Erste nach ihm im Felde sein muß.“

Bald nach der Rückkehr aus Polen kaufte der Kronprinz das zwei Meilen von Potsdam an den Wiesen der Havel gelegene kleine Landgut Paretz.

In Paretz. An Stelle des Wohnhauses wurde ein Schloß aufgebaut, in nächster Umgebung desselben ein Park angelegt. Dem Baumeister und dem Gärtner war von dem Kronprinzen aufgegeben worden, „alle baulichen Verschönerungen und Anpflanzungen streng in einfach ländlichem Stile zu halten." „Nur immer denken", sagte er, „daß Sie für einen armen Gutsbesitzer bauen." Er wolle, äußerte er ein anderes Mal scherzend, dort nur als Schulze von Paretz angesehen werden. Streng wachte er, daß man seinen Anweisungen gemäß verfuhr. Endlich waren Schloß, Garten und Anlagen fertig. Der Prediger Lehnert zu Falkenrehde sagt über das Schloß: „Dasselbe hat in seinem Aeußern wie in seinem Innern so wenig Hervorstechendes und Ausgezeichnetes, daß man es kaum für ein königliches Palais halten möchte. Da sieht man keine kostbaren Möbel, keine prächtig geschmückten Wände, keine reich gearbeiteten Teppiche, keine seidenen Decken und Vorhänge, keine goldenen und silbernen Geräthschaften oder andere werthvolle Kunstsachen." — Das der Gemahlin seines Sohnes als Geschenk überlassene Schloß Oranienburg hatte der König glänzend ausstatten lassen. Ob vielleicht gerade deshalb dieses Schloß von dem kronprinzlichen Paare nicht bezogen und lieber Paretz gewählt worden war?

Einen Blick in das Leben des fürstlichen Paares auf dem von einem stillen, freundlichen Dörfchen umgebenen Schlosse gewährt uns ein Schreiben des Generals von Köckeritz, in welchem es heißt: „Die guten Menschen genossen mit einem heitern Herzen so ganz das Einfache der Natur; entfernt von allem Zwange, nahmen sie Antheil an den naiven Aeußerungen der Freude des Landvolkes, besonders bei dem fröhlichen Erntefeste. Die schöne Frau vergaß ihre Hoheit und mischte sich in die lustigen Tänze der jungen Bauernsöhne und Töchter und tanzte vergnügt mit. Hier war im eigentlichen, aber besten Verstande Freiheit und Gleichheit; ich selbst dachte nicht daran, daß ich fünfundfünfzig Jahre zurückgelegt und tanzte gleichfalls mit, und so auch desgleichen, von unserm gnädigen Herrn dazu aufgefordert, die Frau Oberhofmeisterin von Voß, Excellenz. O wie waren wir Alle so glücklich!" Daß das „Glücklich" auch die Frau von Voß einschloß, läßt sich kaum annehmen. Hatte sie doch kürzlich noch, als die königlichen Hoheiten einen Leiterwagen bestiegen, um auf ihm in den Wald zu fahren, es — allem Zureden gegenüber — standhaft abgelehnt, eine solche, der Hofetikette im höchsten Maße Hohn sprechende Fahrt mitzumachen. — Wir erwähnen dies nur, um ein Streiflicht auf die Zeit und ihre Sitten fallen zu lassen, in welche der Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's fällt.

Auf die Frage einer fremden Fürstin an Luise, ob diese ländliche Einsiedelei sie nicht bisweilen langweile, entgegnete diese, sie gefalle sich ausnehmend als „gnädige Frau von Paretz". Daß sie auch in einem noch höheren Sinne, als sie es hier meinte, eine „gnädige Frau" war, erfahren wir von der Frau von Berg, der Verfasserin des von Adami vervollständigten schönen Werkes: Die Königin Luise. „Eine Landesmutter in jenem frommen, deutschen Sinne", heißt es in demselben, „der eine Elisabeth trieb, ihre Edelsteine zu verkaufen, um Brot für die Armen zu gewinnen, sah und grüßte Luise von Preußen in dem geringsten ihrer Unterthanen einen Sohn oder eine Tochter; hob sie am Wege spielende Kinder liebend empor auf ihre Arme, an ihr Herz; bückte sie sich tröstend zu dem am Wege kauernden Mütterchen nieder, und wo es nicht der milden Gabe bedurfte, zu der ihre Hand immer offen war, da ließ sie als Andenken wenigstens ein freundliches Wort fallen, das unauslöschlich im Herzen des Angeredeten blieb."

Luise hatte ihrem Gemahle bereits zwei Söhne geboren, wodurch das Glück des fürstlichen Paares nicht wenig erhöht worden war. Die Geburt des Kronprinzen, des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm IV., fällt in das Jahr 1795, die des Prinzen Friedrich Wilhelm Ludwig, des jetzigen Kaisers und Königs Wilhelm I., in das Jahr 1797.

Am 16. November 1797 trat, in seinem achtundzwanzigsten Lebensjahre, Friedrich Wilhelm sein königliches Herrscheramt an.



In Paretz. Zeichnung von Ludwig Burger.

Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III.

Das Königspaar bezog nicht das königliche Schloß, sondern blieb in dem dem Zeughause gegenüber erbauten kronprinzlichen Palais wohnen, das sich damals freilich nicht in der stattlichen Gestalt zeigte, wie das jetzige, an derselben Stelle stehende kronprinzliche Palais, da es in der einfachen Weise des Schlosses zu Paretz ausgestattet war. König und Königin hielten nur einen Hof. Der junge Fürst hatte nicht wenig Noth damit, sich vieler höfischen Gebräuche, die üppig aufgewuchert waren, zu erwehren oder ihre Uebung wenigstens auf ein möglichst niedriges Maß zu beschränken. Manches Interessante finden wir darüber in dem lesenswerthen Buche: „Charakterzüge aus dem Leben Friedrich Wilhelm's III.“ vom Bischof Eylert.

Dem General von Köckeritz sandte der junge Fürst eine „Instruktion“, ein vollgiltiges Zeugniß für seine edle Denkungsart. „So lange ich Sie nun kenne“, heißt es in diesem Schriftstück, „habe ich mich in der Idee bestärkt gefunden, in Ihnen einen Mann zu besitzen, der mir dereinst durch seinen Biedersinn, richtige Beurtheilung, natürlichen Verstand, festen Charakter und die erprobteste Rechtschaffenheit ganz vorzügliche Dienste zu leisten im Stande sein wird. Ich bin ein junger Mensch, der die Welt noch immer zu wenig kennt,

um sich gänzlich auf sich selbst verlassen zu können, und um nicht befürchten zu müssen, bei aller Vorsicht von unredlichen Menschen hintergangen zu werden; ihm muß daher ein jeder gute Rath, sobald er redlich gemeint, willkommen sein. Diesen guten Rath nun erwarte ich vorzüglich von Ihnen.

„Ich bitte Sie daher, bleiben Sie immer mein Freund, so wie Sie es bis jetzt gewesen, verändern Sie nicht ihre Art gegen mich zu denken, und seien Sie überzeugt, daß ich immer derselbe bin, mag sich auch mein Titel verändern wie er will. In meiner künftigen Lage gebrauche ich einen wahren Freund und Rathgeber mehr als jeder Andere. Nichts ist aber alsdann schwerer, als einen solchen zu finden. Wie oft und wie vielfältig haben sich nicht hierin manche gute Herren geirrt, und wie unglücklich sind nicht öfters ihre Wahlen ausgefallen. Dies kann bei Ihnen nicht der Fall sein; ich kenne Sie zu gut, ich bin daher meiner Sache gewiß. Allein erlauben Sie mir eine Frage: Werden Sie auch immer so bleiben, wie Sie jetzt sind? immer so denken und handeln? — O, thun Sie dies, lassen Sie sich durch nichts verblenden, bleiben Sie immer auf dem geraden Wege, lassen Sie sich weder durch falsche Ehrbegierde, noch durch Eigennutz verblenden, lassen Sie sich nicht durch falsche Einreden und unrichtige Vorspiegelungen überlisten!

„Niemand irrt mehr in Beurtheilung der Menschen, als ein Fürst, und dieses ist ganz natürlich, denn Jedermann ist beeifert und gewohnt, sich selbst in dem besten Lichte vorzustellen, seine Höcker und Fehler weislich zu verbergen und immer im Angesichte des Fürsten anders zu erscheinen, als er wirklich ist ... Man lernt sehr bald die Launen und Lieblingsneigungen eines Fürsten kennen, und alsdann wird es dem gewitzigten Menschenkenner nicht schwer, seine Maske, in welcher er erscheinen will, danach zu formen.

„Bleiben Sie daher immer der nämliche redliche Mann, der Sie bisher gewesen, und geben Sie mir allezeit guten Rath als ein ehrlicher Mann. Meinerseits haben Sie sich alsdann der vollkommensten Dankbarkeit und Erkenntlichkeit zu versichern, und andererseits haben Sie zu bedenken, daß Sie mich nicht nur persönlich verbinden, sondern daß ich Sie gewissermaßen im Namen des Staates auffordere, wirksam für denselben zu sein, und daß Sie alsdann dereinst die süße Ueberzeugung und Beruhigung behalten werden, nicht wenig zum Wohl und Besten des Ganzen mitgewirkt und dadurch den Dank jedes wohldenkenden Patrioten verdient zu haben. Für einen Mann von wahrer Ehre und Ambition kann wol keine süßere Belohnung sein."

Als am Tage seiner Thronbesteigung ein Kammerdiener vor dem Könige beide Flügelthüren aufriß, bemerkte dieser, er habe doch wahrlich nicht plötzlich an Stärke so zugenommen, daß eine Thür für ihn zu enge sei. An den Küchenmeister, der die Zahl der Schüsseln, mit denen die königliche Tafel besetzt wurde, um zwei vermehrt hatte, richtete er die Frage, ob er meine, sein Magen sei seit gestern größer geworden. Auch in anderen Dingen hielt er an der seiner innersten Neigung entsprechenden Einfachheit fest. In der Regel trug er einen schlichten Leibrock von blauer Farbe ohne Tressen. Auf dem Lande, auf der Pfaueninsel oder in Paretz fühlte er sich in einem bequemen Oberrock am behaglichsten. In Badeorten legte er jegliches königliche Abzeichen ab, und man sah ihn in der Regel in einem Rocke von dunkler Olivenfarbe und einem runden Hute einhergehen.

Wie ihr Gemahl blieb auch Luise als Königin ihrer früheren Sinnes- und Lebensweise getreu; der Glanz des Thrones blendete sie nicht. Nur der Gedanke, jetzt im Besitze größerer Mittel zu sein, die es ihr möglich machten, in erweitertem Umfange wohlzuthun, war es, der ihr Herz in ihrer neuen Stellung mit einem wahrhaften Hochgefühl erfüllte. In ihrem Anzuge sah man keine Veränderung gegen früher. „Freilich konnten Wenige so wie sie", heißt es in der Schrift der Frau von Berg, „bei der stillen Majestät ihrer Schönheit so der äußeren Hülfsmittel entbehren. Die Königin erschien nie, außer wo es die Würde ihres Standes erheischte, prachtvoll. Nie sah ich sie anders als in leichten Mousselin gekleidet, das schöne leicht umlockte Haupt eben so einfach geschmückt." Auf einem Balle, an

dem der König und seine Gemahlin Theil nahmen, verschmähten es die adligen Herren, mit einer bürgerlichen Dame zu tanzen. Kaum vernahm dies die Königin, so bat sie ihren Gemahl, jene Dame zum Tanz aufzufordern, was dieser auch sogleich that. Bei einer Cour fragte Luise eine junge Offiziersfrau: „Was sind Sie für eine Geborene?“ Die Angeredete, die bürgerlicher Herkunft war, wurde blutroth, und in ihrer Verwirrung und Verlegenheit sagte sie: „Ach, Ihro Majestät, ich bin gar keine — Geborene.“ Das höhnische Lächeln vieler der Anwesenden diente nur dazu, die Befangenheit der Armen zu erhöhen. Doch ein ernster Blick der Königin verbannte augenblicklich den Spott aus den Mienen der Umstehenden, und sich darauf liebreich an die junge Frau wendend, sagte sie mit erhobener Stimme:



„Ei, Frau Majorin, Sie haben mir naiv-satirisch geantwortet. Ich gestehe, mit dem herkömmlichen Ausdruck: von Geburt sein, wenn damit ein angeborener Vorzug bezeichnet werden soll, habe ich nie einen vernünftigen, sittlichen Zweck verbinden können, denn in der Geburt sind sich alle Menschen ohne Ausnahme gleich. Allerdings ist es von hohem Werthe, ermunternd und erhebend, von guter Familie zu sein und von Vorfahren und Eltern abzustammen, die sich durch Tugend und Verdienst auszeichneten, und wer wollte das nicht ehren und bewahren? Aber dies findet man, Gott Lob! in allen Ständen, und aus den untersten sind oft die größten Wohlthäter des menschlichen Geschlechtes hervorgegangen. Aeußere glückliche Lage und Vorzüge kann man erben, aber innere persönliche Würdigkeit,

worauf am Ende doch Alles ankommt, muß Jeder für sich und seine eigene Person durch Selbstbeherrschung erwerben."

Köckeritz war in Paretz täglich der Tischgenosse der königlichen Familie. Eines Tages fragte Luise den Gemahl, weshalb Jener sich regelmäßig so auffallend schnell nach dem letzten Gange entferne, statt noch eine Zeit lang an dem Gespräche Theil zu nehmen. „Laß den alten Mann in Ruhe", versetzte der König, „der muß nach Tische seine häusliche Bequemlichkeit haben." Die Königin vernahm darauf, was es mit dieser „häuslichen Bequemlichlichkeit" zu besagen hatte, und als Köckeritz am nächsten Tage sich wieder um die gewöhnliche Zeit erhob, trat sie ihm, in der einen Hand eine gestopfte Pfeife, in der andern einen brennenden Wachsstock haltend, entgegen und sagte mit gewinnender Freundlichkeit: „Nein, lieber Köckeritz, heute sollen Sie mir nicht wieder entwischen; Sie müssen hier bei uns Ihre gewohnte Pfeife rauchen — stecken Sie an!"

Ein Jagen nach Volksgunst ist Friedrich Wilhelm, diesem Freunde der Einfachheit, nie in den Sinn gekommen. Einst war den Einwohnern von Elbing seine Ankunft angekündigt worden. Am Thore hatte sich eine große Menschenmenge aufgestellt, und es wurde die aus gutem Herzen hervorgehende Absicht laut, die Pferde vor dem Wagen des Königs ab- und sich selbst vorzuspannen. Im Triumphe sollte der geliebte Herr in die Stadt geführt werden. Ein General rieth ab davon, ohne das Volk überzeugen zu können, daß dem Könige eine solche Huldigung mißfallen würde. Der König kam, Alles drängte sich mit Jubelrufen herzu. Als der König sah, was man zu thun beabsichtige, verbot er allen Ernstes die Ausführung, beifügend, „es sei unter der Würde des Menschen, Dienste, welche Thiere leisten müßten, zu verrichten; er habe seine Unterthanen zu lieb, als daß er eine solche Erniedrigung von ihnen annehmen könne und dürfe!" Man achtete nicht darauf. Da ward der König heftig und befahl, Diejenigen, die trotz seines Verbotes die Hand an die Pferde gelegt hatten, zu verhaften. Die eingeleitete Untersuchung wurde natürlich niedergeschlagen.

Eben so wenig war Friedrich Wilhelm ein Freund der kostspieligen und glanzvollen Ehrenbezeigungen, wie sie überall den Landesfürsten dargebracht wurden. Den Berlinern hatte er am Tage seiner Vermählung den Wunsch ausgedrückt, das Geld für die beabsichtigte festliche Erleuchtung der Stadt doch lieber den Armen zu geben. Die Liebe des Volkes, erklärte er, habe sicherlich untrüglichere Zeichen und Merkmale, als großartige Ehrenpforten, Einholungen und Gedichte.

In einem längeren Schreiben an den Minister von Schröter sagte der König u. A.: „Ich wünschte daher, daß Ihr Gelegenheit hättet, die allgemeine Stimmung unter der Hand dahin zu leiten, daß man mit Entfernung alles Luxus blos auf Anstand und Reinlichkeit Rücksicht nähme und mir dadurch die angenehme Ueberzeugung ließe, daß das Andenken dieser feierlichen Stunde, die mich so innig mit einem Volke verbindet, welches ich glücklich zu machen hoffe, bei Niemand das Gefühl irgend einer dadurch veranlaßten Unbequemlichkeit erregen könne. Ich selbst werde kein königliches Gepränge, aber ein treues, landesväterliches Herz meinen guten Unterthanen entgegenbringen, und ihre Liebe und innere Anhänglichkeit wird mich um so inniger rühren, je prunkloser sie sich äußern wird." Wurden ihm von fremden hohen Personen Lobeserhebungen dargebracht, so bemerkte man, daß eine lebhafte Röthe sein Gesicht überflog. Am widerwärtigsten waren ihm Schmeicheleien, die ihm von Geistlichen in der Kirche dargebracht wurden. Einst that er gegen Geistliche, die ihm die Bitte vorgetragen hatten, einem von ihnen veranstalteten Gottesdienste beizuwohnen, die Aeußerung: „Es ist mir wohlthuend, zu wissen, daß in allen Kirchen meines Landes sonntäglich die Gemeinden Gott um seinen Beistand und Segen für mich und meine Regierung betend anrufen, denn an seinem Segen ist Alles gelegen; aber damit sind Schmeicheleien, meiner Person bezeigt, unvereinbar. Solche Abgeschmacktheiten muß ich mir ein- für allemal verbitten."

Die Geschichte führt häufig Worte und Handlungen einzelner Fürsten vor, die aus Berechnnng hervorgegangen waren und keineswegs ihrer Sinnesweise entsprachen; bei dem Königspaare waren die mitgetheilten Züge der wahrhafte Ausdruck ihres Innenlebens. Das Aeußere und das ganze Auftreten der Königin war ein klares Spiegelbild ihres von Licht und Liebe erfüllten Wesens; der König dagegen erschien äußerlich — dem Leser sind die Gründe dieser Erscheinung zum Theil enthüllt worden — gleichgiltig, bisweilen sogar finster. Wer ihm näher stand, wer ihn öfter sah, kam aber sicherlich zu einer andern Ansicht.



Die Kinder Friedrich Wilhelm's III. im Schloßgarten zu Charlottenburg.
Originalzeichnung nach einem Kupferstiche vom Jahre 1805.

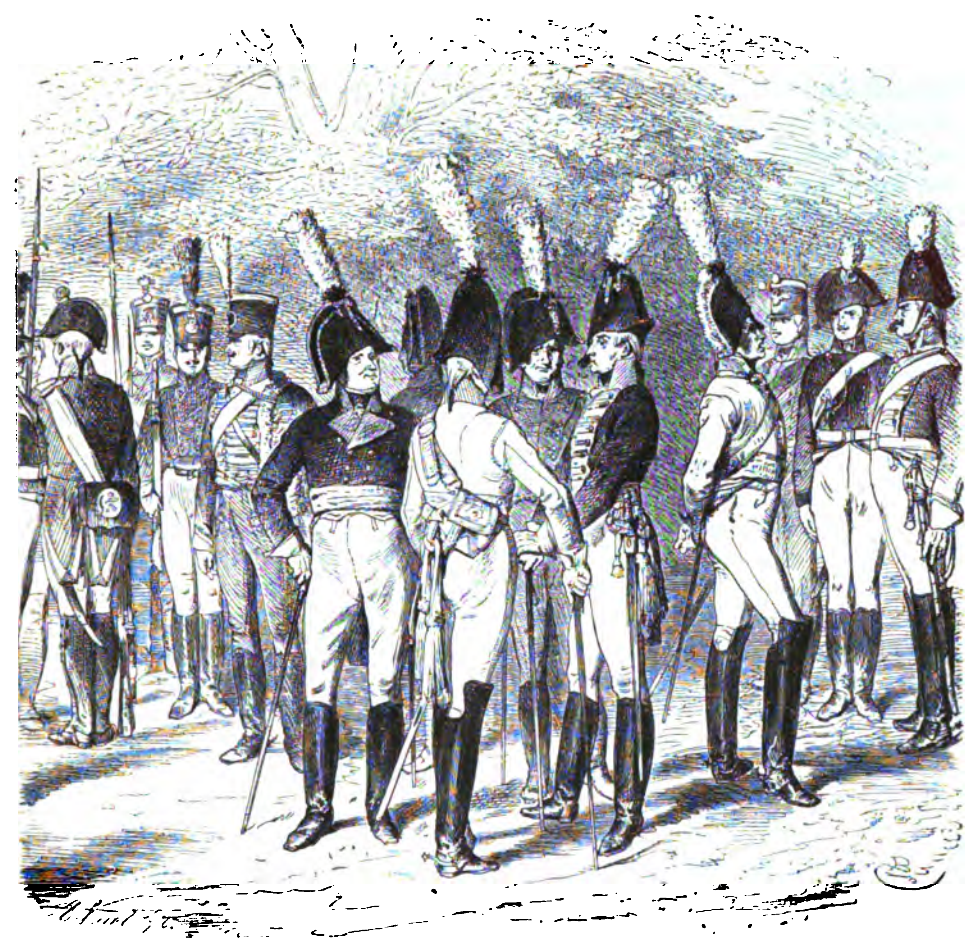
Was für die schlichte Einfachheit und die Gemüthstiefe des Königs das Bezeichnendste war, konnte Derjenige so recht wahrnehmen, dem sich Gelegenheit darbot, ihn inmitten seiner Familie, mit Frau und Kindern verkehren zu sehen. Hier gab Friedrich Wilhelm die ganze Innerlichkeit und wohlthuende Gemüthlichkeit seines Wesens kund. Die reizende Familienscene, die wir in obigem Bilde dem Leser vorführen, ist einem bekannten und gelungenen Kupferstiche aus jener Zeit nachgebildet und bestätigt das eben Gesagte weit eindrucksvoller, als wir es durch Worte vermocht hätten.

„Man hat", sagt der oben genannte Lehnert, „häufig den König für kalt, theilnahmlos und verschlossen gehalten, aber ganz mit Unrecht. Er war wortkarg, sprach gewöhnlich in abgebrochenen Sätzen, ließ häufig Personen- und Bindewörter aus und deutete oft nur an, was er meinte und wollte, und diese Art, sich zu äußern und mitzutheilen, mag wol am meisten jene irrige Meinung von ihm veranlaßt haben. Auch in vielen seiner Bildnisse ist das edle Antlitz durch etwas Finsteres und Düsteres ganz verfehlt ausgedrückt, und er selbst mußte dies mehrmals wahrgenommen haben; denn als er eines Tages hier (im Pfarrhause zu Falkenrehde) sein Bild betrachtete, that er die Aeußerung: Ganz gut gezeichnet, aber auch wieder so finster! — Der König besaß allerdings einen gewissen natürlichen Ernst, aber mit diesem Ernste verband sich eine so hohe Milde, daß er einen angenehmen Eindruck machte, und man sich dadurch angezogen fühlte."

Nur langsam gewann der König die Herzen Derjenigen, mit denen er in Berührung trat; wer ihn aber einmal erkannt hatte, der hing mit treuester Hingebung an ihm. Wie segensreich das Beispiel wirkte, welches das junge Königspaar durch sein glückliches und inniges Familienleben dem ganzen Lande gab, mag ein Wort des edlen Novalis bezeugen. Dieser nur für Hohes und Hehres begeisterte Dichter sagt: „Der König ist das gediegene Lebensprinzip des Staates; dasselbe, was die Sonne im Planetensystem ist. Die Königin hat zwar keinen politischen, aber einen häuslichen Wirkungskreis im Großen. Ihr Beispiel wird unendlich viel wirken. Die glücklichen Ehen werden immer häufiger, und die Häuslichkeit wird mehr als Mode werden. Sie wird zugleich echtes Muster des weiblichen Anzuges sein. — Es würde ein sehr gefährliches System des neupreußischen Staates sein, wenn man zu stumpf für die wohlthätigen Einflüsse des Königs und der Königin wäre, wenn es in der That an Sinn für dieses klassische Menschenpaar gebräche." — „Jede gebildete Frau und jede sorgsame Mutter sollte das Bild der Königin in ihrem oder ihrer Töchter Wohnzimmer haben. Welche schöne, kräftige Erinnerung an das Urbild, das jede zu erreichen sich vorgesetzt hätte! — Sonst mußte man sich vor Höfen, wie vor einem ansteckenden Orte, mit Weib und Kindern flüchten. An einen Hof wird man sich jetzt vor der allgemeinen Sittenverderbniß wie auf eine glückliche Insel zurückziehen können. Um eine treffliche Frau zu finden, mußte ein behutsamer junger Mensch sonst in die entlegenen Provinzen, wenigstens in die gänzlich von Stadt und Hof entfernten Familien gehen; künftig wird man, wie es nach dem ursprünglichen Begriffe sein sollte, an den Hof, als den Sammelplatz des Besten und Schönsten gehen und sich glücklich preisen können, eine Frau aus der Hand der Königin zu empfangen. — In unseren Zeiten haben sich wahre Wunder der Wesenverwandlung ereignet. Verwandelt sich nicht ein Hof in eine Familie, ein Thron in ein Heiligthum, eine königliche Vermählung in einen ewigen Herzensbund? Wer den ewigen Frieden jetzt sehen und liebgewinnen will, der reise nach Berlin und sehe die Königin. Dort kann sich Jeder anschaulich überzeugen, daß der ewige Friede herzliche Rechtlichkeit über Alles liebt und nur durch diese sich auf ewig fesseln läßt."

So urtheilten die Besten des Landes über das Königspaar, und dieses Urtheil durchdrang mehr und mehr die weitesten Kreise des Volkes.

Es waren trübe Zeiten für das Land im Anzuge — wie verhängnißvoll wäre es gewesen, wenn es des sittlichen Kernes entbehrt hätte, dessen Mittelpunkt im Beispiel des Königspaares gefunden werden konnte! Gerade am Königshofe ward die heilige Flamme gepflegt, die auch die Herzen derjenigen großen Staatsmänner und Feldherren entzündete, welche in ihrem Feuereifer später mit dem etwas zu bedächtigen Vorgehen des Königs oft nicht einverstanden waren. Wer dies übersieht, dem fehlt für die bald eintretenden außerordentlichen politischen Ereignisse die eigentliche Erklärung. Ehe wir jedoch von ihnen reden, wollen wir sehen, wie der König seine Herrschaft im Innern begann.



Preußische Offiziere und Soldaten 1806. Zeichnung von Ludwig Burger.

Zweites Buch.

Bis zum Frieden von Tilsit.

Vergegenwärtigen wir uns den Zustand des Landes, wie Friedrich Wilhelm III. ihn bei seiner Thronbesteigung vorfand! Der von Fiedrich dem Großen gesammelte Staatsschatz war erschöpft, die Schuldenlast des Staates bis zur Höhe von 48 Millionen Thaler gestiegen. Nicht nur das Tabakmonopol, sondern auch andere gänzlich unzeitgemäße Besteuerungen hatte man, gedrängt durch steigende Geldverlegenheiten, kurze Zeit nach ihrem Wegfall wieder eingeführt. Für Verbesserung der bürger- und bäuerlichen Verhältnisse war unter Friedrich Wilhelm II. nichts geschehen. „Es war", sagt L. Häusser, „die Tradition der großen preußischen Blüte und Macht zwar nirgends mit Plan und Bewußtsein verlassen, aber sie war allenthalben geschwächt und verwischt worden. — Den kühnen und sichern Gang in der äußern Politik hatte man verloren; es war in eine Staatsordnung der strengsten Disziplin und Anspannung aller Kräfte allmählich Laxheit und ein gewisses Gehen- und Geschehenlassen eingetreten; in dem so nüchternen und sparsamen Kreise des Beamtenthums fingen an Unterschleife und Lässigkeit heimisch zu werden; in einem Lande, wo man im vollen Sinne des Wortes an die persönliche Regierung des Königs gewöhnt war, hatten sich Einflüsse untergeordneter, zum Theil unwürdiger Personen eingeschlichen."

Graf Haugwitz. Der junge Fürst war kein Freund von jähem Wechsel. Der bisherige Minister des Aeußern, Graf Haugwitz, dessen Uneigennützigkeit sehr gerühmt wird, und der es verstanden hatte, Preußen zeitweilig zum Mittelpunkt aller politischen Verhandlungen zu machen, blieb im Amte. Die Zeit der Herrschaft der Hofschranzen und Schmeichler war freilich vorüber, aber ein Widerschein des überall herrschenden Kampfes zwischen den Vertretern nothwendiger Staatsreformen und den Anhängern des Althergebrachten machte sich auch am Hofe zu Berlin geltend. Männer wie Hardenberg und Stein, welche der König zu wichtigen Aemtern berufen, vermochten es nicht, mit ihren auf Verjüngung des gesammten Staatslebens abzielenden Rathschlägen und Mahnungen durchzubringen, und sie sahen sich bei der Geltung von Leuten wie Lombard, Lucchesini, Beyme und anderen subalternen Regierungsbeamten und Kabinetsangestellten darauf beschränkt, in ihren speziellen Bereichen heilsame Wandlungen herbeizuführen. Unter solchen Umständen kamen auch der praktische Blick und die staatskluge Gewandtheit eines Hardenberg, die kernige, zielbewußte Entschiedenheit des Reichsfreiherrn vom Stein zunächst nur ihren Departements, denen sie als Fachminister vorstanden, zugute. Vorübergehend nur nahm Hardenberg die Stelle des Grafen Haugwitz ein, als dieser gegen Frankreich allzu nachgiebige Minister im Jahre 1804 von seinem Posten zurücktrat. Doch schon Ende 1805 (unmittelbar nach der Schlacht von Austerlitz) ward Haugwitz wieder für unentbehrlich gehalten; er gelangte zu dem frühern Einfluß und kehrte auf den kaum verlassenen Ministersessel zurück. Bald auch begannen Diejenigen von Neuem zu frohlocken und zu hetzen, denen die Kundgebung entschiedener Gesinnungen und mannhaften Charakters ein Greuel war. Alle Jene, welche, gleich Stein, auf Heranziehung des Volkes zur Selbstregierung in Gemeinde und Provinz drangen, mußten es sich gefallen lassen, „Umsturzmänner", „Demagogen" gescholten zu werden.

Der kriegerische Geist, welcher die Soldaten Friedrich's des Großen zu Heldenthaten entflammt, er war in der preußischen Armee zu Anfang dieses Jahrhunderts erloschen. Das Heer, eine der starken Stützen des Landes und eben darum auch eine der größten Lasten für die Steuerkraft des Volkes, war durch die Kriegführung der letzten Jahre demoralisirt und nahm in den Jahren der trägen Ruhe mehr und mehr die Unarten einer Friedensarmee an, und dies in einem Augenblick, wo in Europa die Bildung der Heere, ihre Bewaffnung, die Taktik und gesammte Kriegführung eine völlige Umgestaltung erfuhr. So war Alles vom Roste angegriffen, was die Stärke des alten Preußens ausgemacht: Verwaltung, Finanzen, Beamtenthum und Heerwesen — konnte das Volk von dieser Krisis unberührt bleiben? Das nüchterne, an Arbeit und Entbehrung gewöhnte, starkmüthige Geschlecht der alten Zeit war nicht mehr; Leichtfertigkeit und Genußsucht waren namentlich in die Städte eingekehrt und wirkten um so entnervender auf den alten preußischen Geist, je weniger in den Männern der Regierung selbst dieser Geist lebendig war.

Eine tief religiöse Erweckung, eine energische und wahre Gläubigkeit konnte allein diesen bösen Geist des platten Sinnengenusses und der sittenlosen Frivolität überwinden. Aber die frommen, salbadernden Schwätzer, an denen Wöllner's und Bischoffswerder's Gefolge so reich war, die geistlichen Handwerker der Orthodoxie, die man jetzt auf polizeilichem und bureaukratischem Wege heranzog, konnten das Uebel nur mehren. Ihr Spüren nach heterodoxen Meinungen, ihre Sucht, mit Censur, Verboten und königlichen Machtsprüchen den Gegner stumm zu machen, ihre Tendenzprozesse, durch die man ohne Noth Märtyrer machte, ihre Liebhaberei für die veralteten Produkte einer theologischen Scholastik ohne Geist und Geschmack, das Alles hat gerade den entgegengesetzten Erfolg gehabt, als der im Plane lag. Die verderbliche Frivolität und Sittenlosigkeit wucherte fort, die künstlich großgezogene und nur mit äußerlichen Mitteln aufrecht erhaltene Orthodoxie dauerte so lange, als die Macht der Coterie, von der sie ausging. Preußische Geschichtschreiber (so Menzel S. 441—460 seines Werkes: „Zwanzig Jahre preußische Geschichte") erzählen ausführlich von dem Treiben der theologischen Censur und der Prüfungskommissionen, von

den Prozessen gegen mißliebige Geistliche und Lehrer, von den Aeußerungen der Ungnade, womit allmählich auch die Universitäten heimgesucht wurden, von den Rügen gegen die Gerichte, wenn sie nicht eifrig genug gegen die Tendenzen der Aufklärung einschritten; diese polizeilich-theologische Kleinmeisterei bildet ein bezeichnendes Gegenstück zu der Stockung, in welche alle gesunden Kräfte des Staates gerathen waren. — Es war dies kein großer inquisitorischer Despotismus, wie man ihn oft gezeichnet hat, wol aber eine kleinliche, chicanöse Jagd auf flache Aeußerlichkeiten, von denen das innere religiöse Leben so gut wie unberührt blieb. In einem Augenblick, wo die alte preußische Monarchie einer Krisis entgegenging und die gesammte europäische Welt in den Wehen einer neuen Zeit lag, war das Land mit widrigem geistlichen Zank erfüllt, stritten sich die voltairisirende Frivolität und die künstlich aufgezogene Gläubigkeit einer Coterie von Hoftheologen mit einander um die Herrschaft, wuchs neben dem vorhandenen Uebel auch noch das Unkraut einer offiziellen und gemachten Frömmigkeit auf.

In dieser Darstellung ist scharf und bezeichnend die Lage geschildert, in die König Friedrich Wilhelm II. das Land gebracht hatte. Es war wirklich die höchste Zeit, daß das Steuerruder des Staates in andere Hände überging. Dem neuen Herrscher fiel damit freilich durchaus keine leichte Aufgabe zu; es darf behauptet werden, daß Friedrich Wilhelm III. von dem reinsten Willen beseelt war, anknüpfend an die Traditionen der Politik großer Vorfahren, die das Land bedrückenden Uebelstände zu beseitigen.

Der unter der vorigen Regierung so mächtige und einflußreiche Bischoffswerder war zwar — in Anbetracht seiner Vergangenheit eine für ihn gewiß unerwartete Auszeichnung — von Friedrich Wilhelm III. zum Ritter des Schwarzen Adlerordens ernannt worden; aber er war klug genug, einzusehen, daß der Hof des jungen Monarchen fortan nicht mehr der rechte Platz für seine Umtriebe sei, und bat deshalb um seine Entlassung, die ihm auch alsbald bewilligt wurde. Der schon genannte Minister Graf von Haugwitz trat an seine Stelle. Ungünstiger gestaltete sich das Los seiner Bundesgenossin, der Gräfin Lichtenau.

„Schafft mir diese Frau aus den Augen!“ hatte der junge König in tiefem Unmuthe gerufen, als ihm die Gräfin Lichtenau am Todestage seines Vaters im Marmorpalais entgegengetreten war. Bald darauf erfolgte ihre Verhaftung und die Versiegelung ihrer Briefschaften. Eine über sie verhängte Untersuchung ging jedoch günstiger für sie aus, als man, namentlich in den Kreisen des auf sie nicht ohne Grund erbitterten Volkes, allgemein erwartet haben mochte. Immerhin aber hatte sie zur Folge, daß die Güter der Gräfin, als unredlicher Weise von dem verstorbenen Könige erschlichen, mit Beschlag belegt und wohlthätigen Stiftungen überwiesen wurden. Als fernerer Wohnort wurde ihr, unter Aussetzung einer lebenslänglichen Pension von 4000 Thalern, die Festung Glogau angewiesen. Sie blieb dort bis zum Jahre 1800 und ließ sich dann, nach ihrer Vermählung mit dem als Lustspieldichter bekannten Baron von Holbein, mit Bewilligung des Königs in Breslau nieder. Nach einem vielbewegten Leben starb sie im Jahre 1820 in Berlin.

Anbahnung besserer Zustände. Sollte der Staat wieder einen neuen Aufschwung gewinnen, so war eine Säuberung unter der Beamtenwelt eine Nothwendigkeit. In einer bald nach seiner Thronbesteigung erschienenen Kabinetsordre sagt der König: „Der Staat ist nicht reich genug, um unthätige und müßige Glieder zu besolden; wer sich also dessen schuldig macht, wird ausgestoßen, und sind hierzu keine großen Umstände und Prozeduren nothwendig.“ ... „Eine regelmäßige Regierung kann nirgend bestehen, als wo Thätigkeit und Ordnung herrschen, und wo das Recht eines Jeden mit Unparteilichkeit entschieden wird.“

Dieser Erlaß bewirkte in der Beamtenwelt einen heilsamen Schrecken, und es erfolgte wieder eine größere Anspannung der Kräfte zum Heile des Ganzen. Aber der schon tief eingewurzelte Geist der Unordnung ließ sich so leicht nicht bannen. Wenige Jahre später sah sich der König veranlaßt, „weil jene Kabinetsordre fast gar keine Wirkung gehabt“, eine neue, verschärfte Mahnung an die Behörden zu richten, die denn auch nach der inzwischen

erfolgten Beseitigung Wöllner's von besserer Wirkung war. — Der keineswegs fromme, aber um so schlauere Wöllner hatte mit unglaublicher Unverschämtheit jenen königlichen Befehl sogleich zu Gunsten des von ihm geschaffenen religiösen Zwangssystems auszubeuten gesucht. Im Hinweis auf ihn empfingen die Konsistorien von ihm die Weisung, ein noch ernsteres Augenmerk auf Geistliche und Schullehrer zu haben und auf das Strengste darauf zu sehen, daß nur nach dem Religionsedikt gepredigt und gelehrt werde.

Doch Friedrich Wilhelm war nicht nur von der Verderbtheit der Wöllner'schen Edikte längst überzeugt, sondern er hatte auch den Mann, dem sie ihren Ursprung verdankten, längst durchschaut. Er erließ (unter dem 12. Januar 1798) eine Verfügung, deren Inhalt etwa folgender war: Die Deutung, welche Wöllner der königlichen Kabinetsordre gegeben hätte, sei ganz willkürlich und nach einer gesunden Logik unzulässig. Er werde wohlthun, künftig bei seinen Verordnungen nicht ohne vorherige Berathschlagung mit den geschäftskundigen Männern seines Departements zu Werke zu gehen; er möchte hierin dem Beispiel des verewigten Ministers von Münchhausen folgen, der noch mehr, als viele Andere, Ursache gehabt hätte, sich auf sein eigenes Urtheil zu verlassen; zu dessen Zeit wäre kein Religionsedikt, aber gewiß mehr Religion und weniger Heuchelei unter den Geistlichen gewesen, und das geistliche Departement habe bei Inländern und Ausländern in der größten Achtung gestanden. Die Religion sei eine Sache des Herzens, des Gefühls und der eigenen Ueberzeugung und dürfe nicht durch methodischen Zwang zu einem gedankenlosen Plapperwerke herabgewürdigt werden. Vernunft und Philosophie müßten ihre unzertrennlichen Gefährten sein; dann würde sie durch sich selbst feststehen, ohne die Autorität Derer zu bedürfen, die sich anmaßen wollten, ihre Lehrsätze künftigen Jahrhunderten aufzudringen und den Nachkommen vorzuschreiben, was sie zu jeder Zeit und in jedem Verhältniß über Gegenstände, die den wichtigsten Einfluß auf ihre Wohlfahrt haben, denken sollten.

Die wenigen Leute, die bis dahin noch geglaubt hatten, Wöllner handle aus innerster Ueberzeugung, erwarteten auf das Bestimmteste, daß er nach dieser königlichen Kundgebung seine Entlassung nachsuchen würde. Sie irrten sich. Um geistiger Dinge willen sollte er seine an irdischem Lohn so reiche und an Macht so hervorragende Stellung opfern? Nimmermehr! Er gab seine Bereitwilligkeit zu erkennen, den von dem Könige ausgesprochenen Grundsätzen gemäß sein Amt weiter zu führen, demnach sein eigenes Werk zu vernichten. — Dies brachte ihn um den letzten Rest des Ansehens beim Könige, der ihn nunmehr (im März 1798) in Ungnade entließ. Mit dem Heuchler fiel sein Religionsedikt, seine Glaubenskommission, sein Censurgesetz; mit ihm verloren auch seine Kreaturen und Freunde (unter Letzteren seine gefügigen Werkzeuge, die Konsistorialräthe Hermes und Hillmer) ihre Stellungen und ihren Einfluß auf den Gang der Staatsangelegenheiten. Die Gewissen fühlten sich von einem schweren Druck befreit, Alles athmete wieder auf.

Kant, der große Meister in Königsberg, hatte sich in den Zeiten der Wöllner'schen Allmacht, da ihm Entstellung der Lehren des Christenthums vorgeworfen worden war, veranlaßt gesehen, seine Vorträge über religiöse Gegenstände einzustellen. Friedrich Wilhelm III. gab das Wort des Weisen frei, und bald sammelte sich an der Königsberger Universität ein Kreis begeisterter Schüler und Anhänger um den großen Denker, der durch seine Forschungen und Schriften, namentlich durch sein großes Werk: „Die Kritik der reinen Vernunft", der Begründer einer neuen Geistesrichtung auf dem Gebiet der Philosophie geworden ist. Dem Geiste und der Gesinnung, die dort in Königsberg erzeugt und gepflegt wurden, sollten bald herrliche Thaten entsprießen.

Anerkennenswerther noch war die Haltung des Königs in der Fichte'schen Angelegenheit. Fichte, seines Freisinns wegen in Jena verfolgt, hatte bereits den Entschluß gefaßt, sich nach Mainz unter französischen Schutz zu begeben. „Da wandte der gute Geist, welcher Preußen zu Preußen gemacht, diese Schmach von Deutschland ab."

Wie ihrer Zeit Thomasius und andere freisinnige Männer in Preußen Schutz gefunden hatten, so fand auch Fichte in Preußen eine neue Heimat. Wir werden sehen, in welch herrlicher Weise der an Geist und Gesinnung gleich hervorragende Mann dem Lande, in welchem er Aufnahme gefunden hatte, seinen Dank abtrug. Bezeichnend für die Gesinnung des Königs sind die Worte, mit welchen er die Bedenken seiner Rathgeber gegen die Berufung Fichte's nach Berlin zurückwies. Am 10. Oktober 1799 schrieb Fichte aus Berlin an seine Frau: „Der König hat, nachdem ihm Vortrag über meinen Aufenthalt geschehen, gesagt: „„Ist Fichte ein so ruhiger Bürger, wie aus Allem hervorgeht, und so entfernt von gefährlichen Verbindungen, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gott in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut das nichts."" Auch Hufeland, Steffens und Johannes von Müller wurden nach Berlin berufen. „In meiner jetzigen äußern und innern Lage", schrieb Hufeland, „konnte mir dieser Antrag nicht anders als ein Ruf von oben, als eine gnädige Fügung des himmlischen Vaters erscheinen; in Jena trübten sich die Aussichten für die Zukunft — hier öffnet sich mir ein großer, erfreulicher Wirkungskreis, ein liberaler, unter einer neuen Regierung neu aufblühender Staat." —

Hufeland konnte mit Fug und Recht die Richtung der neuen Regierung als eine liberale bezeichnen. Sprach sich doch der König im Jahre 1803 in einem Erlasse dahin aus, „daß der Unterdrückung der Preßfreiheit ein allgemeiner Nachtheil immer auf dem Fuße folge!" In einem königlichen Bescheide aus dem folgenden Jahre heißt es: „Eine anständige Publizität ist der Regierung und den Unterthanen die sicherste Bürgschaft gegen die Nachlässigkeit und den bösen Willen der untergeordneten Beamten und verdient auf alle Weise gefördert und geschützt zu werden."

Schon im Jahre 1802 stand in dem Könige der Entschluß fest, in Berlin eine Universität zu gründen, zu der die auf den Gebieten des Wissens hervorragendsten Männer Deutschlands berufen werden sollten. Zur Ausführung dieser erst acht Jahre später ins Leben getretenen Absicht wirkten, wie sich ergeben wird, noch andere Ursachen mit. Aber es wurden sogleich bedeutende Geldmittel zur Hebung der höheren Lehranstalten des Landes verwendet. Das Walter'sche anatomische Kabinet wurde für eine Summe von 100,000 Thaler erworben, die große Büchersammlung von Reinhold Forster für die königliche Bibliothek angekauft; außerdem erhielt die Universität Halle bedeutende Summen, und der Universität Königsberg ward der werthvolle physikalische Apparat von Marcus Herz zugeführt. Bereits im Jahre 1797 war die Berliner Bauakademie gestiftet worden.

Unter Wöllner hatte man bei den Prüfungen der Kandidaten mehr Gewicht auf Zeugnisse ihrer „Rechtgläubigkeit" als auf Nachweise ihres Wissens gelegt. Auf Befehl des Königs wurden die Forderungen der Wissenschaft wieder mehr zur Geltung gebracht. Auch bei den jungen Aerzten trat nach wissenschaftlicher Seite hin eine Verschärfung der Prüfungen ein.

Im J. 1804 war Friedrich Schiller in Berlin, um der Aufführung seines „Tell" beizuwohnen. Das Königspaar bezeigte dem Dichter persönlich seine Verehrung, und Friedrich Wilhelm ließ ihm am Tage darauf ein großartiges Anerbieten machen. Es wurden dem edlen Sänger ein Jahrgehalt von 3000 Thalern und ein Sitz in der königlichen Akademie angeboten. Schiller fühlte sich durch einen solchen Antrag hoch geehrt, doch lehnte er ihn ab. „Liebe und Gewohnheit der bekannten Verhältnisse", sagt seine Schwägerin Karoline von Wolzogen in ihrer Biographie über ihn, „und seine zu große Bescheidenheit in allen Ansprüchen an äußeres Glück waren bei diesem Entschlusse entscheidend gewesen."

Das Angeführte bezeugt es, daß der König mit allem Eifer bemüht war, Kunst und Wissenschaft zu fördern. Aber auch für die Volksschule hatte er ein Herz.

In einer Verordnung von 1798 heißt es: „Ich betrachte das Schulwesen in meinen sämmtlichen Staaten für einen Gegenstand, der alle Aufmerksamkeit und Fürsorge verdient; Unterricht und Erziehung bilden den Menschen und den Bürger, und Beides ist den Schulen,

wenigstens in der Regel, anvertraut, so daß ihr Einfluß auf die Wohlfahrt des Staates von der höchsten Wichtigkeit ist.“ Die Stände von Preußen machten dem Monarchen ein Huldigungsgeschenk von 100,000 Thalern; er verwandte die ganze Summe zur Verbesserung des Schulwesens der Provinz. Sein Eifer für die Sache regte überall im Lande wackere Männer an, dem eine Zeit lang vernachlässigten Erziehungswesen des Volkes warme Theilnahme zuzuwenden. Eine Verbindung mit dem großen schweizer Volkserzieher, dem edlen Pestalozzi, ward später ebenfalls angebahnt. — Auch die Anstalten für Arme und Kranke wurden von dem Könige reichlich bedacht. Der Eschke'schen Taubstummenanstalt schenkte er ein Haus und gründete in demselben zwölf Freistellen. Durch seine Beihülfe ward die Zeune'sche Blindenanstalt ins Leben gerufen. In Pommern gründete er mehrere Arbeitshäuser, in Landsberg ein Landarmenhaus, ferner erhielt das Franke'sche Waisenhaus in Halle zum Oefteren reichliche Unterstützungen. Auch die schon von Friedrich Wilhelm I. gestiftete „Charité“, die zwar von seinen Nachfolgern allmählich erweitert worden war, aber in ihrer derzeitigen Gestalt den Bedürfnissen des zu einer Großstadt heranwachsenden Berlin nicht mehr genügte, wurde nun auf Friedrich Wilhelm's III. Veranlassung diesen Bedürfnissen meist entsprechend ausgebaut und durch zweckmäßige Einrichtungen nicht nur zu einem, den gesteigerten Anforderungen genügenden Krankenhaus für die ärmere Bevölkerung umgeschaffen, sondern gleichzeitig zu einem Lehrinstitute für Aerzte und Wundärzte erhoben, als welches sie seitdem eine so hohe Bedeutung erlangt hat. — Auch das im Jahre 1807 begründete „Friedrichsstift“, sowie die auf Veranlassung der Königin entstandene und mit ihrer Bewilligung „Luisenstift“ benannte Erziehungsanstalt für elternlose Kinder erfreuten sich der lebhaften Fürsorge des Königs. — Fast alle ebengenannte Anstalten bestehen noch heute in segensreicher Thätigkeit.



Oberpräsident Freiherr Fr. Ludwig Wilhelm Philipp von Vincke in seinen späteren Lebensjahren. Nach Paul Thumann.

Auch den Verhältnissen der Bauern, die von den Fesseln der Hörigkeit noch nicht vollständig erlöst waren, wandte der König seine Theilnahme zu. Auf den Domänen wurde mit diesen nothwendigen Verbesserungen der ländlichen Verhältnisse der Anfang gemacht. Nach des Königs Bestimmung vom Jahre 1799 sollte sich das General-Direktorium die schnelle Förderung der Dienstablösungen und die Verwandlung der unterthänigen Bauern-

besitzungen in freies Eigenthum empfohlen sein lassen. Später eintretende große Reformen waren wenigstens damit angebahnt.

Vincke und Thaer. Es war ferner des Königs Wunsch, die Patrimonial-Gerichtsbarkeit zu beseitigen. Die Zähigkeit indeß, mit der die Stände an den ihnen noch verbliebenen Vorrechten festhielten, vereitelte seine Bemühungen. Für Landeskultur, als Anlegung und Verbesserung von Wasser- und Kunststraßen, Aufnahme von Kolonisten, Aufbau von Kirchen und Schulgebäuden, verwandte der König in den ersten neun Jahren seiner Regierung nicht weniger als 26 Millionen Thaler. Er sandte im Jahre 1800 den bekannten, für die Landeswohlfahrt außerordentlich besorgten Landrath Freiherrn Fr. Ludw. Wilh. Philipp von Vincke nach England, damit er die dortigen landwirthschaftlichen und industriellen Zustände studire. Zwei Jahre später erhielt Vincke von der Regierung den Auftrag, eine Reise nach Spanien anzutreten, um daselbst zur Ueberführung nach Preußen einen Stamm guter Böcke und Mutterschafe zu gewinnen. Es ist erbaulich zu lesen*), welche außerordentlichen Schwierigkeiten der treffliche Mann zu überwinden hatte, ehe er zum Ziele gelangte. Die Zahl der spanischen Schafe, die durch seine Bemühungen in Preußen eingeführt wurden, betrug 1141 Stück.



Standbild Albrecht's von Thaer zu Berlin.

Im J. 1804 empfing Albrecht Thaer, der Begründer der rationellen Landwirthschaft, einen Ruf nach Preußen. Thaer errichtete zu Möglin (bei Wriezen) sein berühmt gewordenes landwirthschaftliches Institut. Da er neben der Belehrung über die beste Bodenbenutzung zugleich überzeugend nachwies, daß dann erst der Landbau seine höchste Blüte zu entfalten vermögen werde, wenn der Staat dem Bauer die Last der Hörigkeit gänzlich abnehme, der Boden somit der völlig freien Benutzung des Eigenthümers zufalle, so ward mit dieser Mahnung auch der späteren landwirthschaftlichen Gesetzgebung vorgearbeitet. In neuester Zeit ist dem hochverdienten Manne in Berlin eine Bildsäule errichtet worden. — Es möge an dieser Stelle noch anderer denkwürdiger Einrichtungen und Ereignisse gedacht werden, welche während der ersten Regierungsjahre Friedrich Wilhelm's III. zum Theil auf sein persönliches Betreiben ins Leben traten und zur Hebung der preußischen Hauptstadt nicht unwesentlich beitrugen. Wir folgen dabei der Darstellung des bewährten Kenners der älteren Berliner Geschichte, Ad. Streckfuß.

*) In dem bei G. Reimer in Berlin erschienenen ersten Bande von E. von Bodelschwingh's: „Leben des Oberpräsidenten Freiherrn von Vincke". Nach seinen Tagebüchern bearbeitet.

Das alte Werder'sche Rathhaus auf dem gleichnamigen Markt war im Jahre 1799 abgebrannt, an seiner Stelle wurde im Jahre 1800 die „Neue Münze" — jetzt unter dem Namen „Alte Münze" bekannt — errichtet. Neben seiner eigentlichen Bestimmung als Münze sollte das Gebäude gleichzeitig zur Aufnahme der mineralogischen Sammlungen sowie als Bauakademie dienen. Fast gleichzeitig entstand, von dem Baumeister Becherer erbaut, die im J. 1805 ihrer Bestimmung übergebene Berliner Börse am Lustgarten. — Auch für die Verschönerung der Stadt wurde Mancherlei gethan: die stellenweise noch vorhandenen Palissadenzäune in der Befestigung Berlins wurden durch massive Mauern ersetzt, die Stadtthore, um mehr Raum zu gewinnen, größtentheils weiter hinausgerückt. Die bisher immer noch sehr mangelhafte Pflasterung und Beleuchtung der Straßen wurde verbessert, einzelne derselben, namentlich die Linden, sowie die öffentlichen Plätze wurden durch Schmuckanlagen, Aufstellung von Standbildern und dergleichen verschönert. Gleichzeitig wurden nützliche und zweckmäßige Einrichtungen zur Hebung des Verkehrs ins Leben gerufen. Im Jahre 1800 entstand in Berlin, und zwar als Privatunternehmung, die erste Stadtpost. So einfach und unvollkommen ihre Einrichtung im Vergleich mit der jetzt so hohen Entwicklung unseres Postwesens auch war, bezeichnete sie doch immerhin einen Fortschritt, indem sie eine beschleunigte Briefbestellung ermöglichte. Männer mit Kästen kündigten ihre Gegenwart durch das Klingeln mit einer kleinen Glocke an und nahmen auf ihrer Wanderung durch die Straßen die zu bestellenden Briefe in Empfang, welche alsdann durch andere Boten zu bestimmten Tagesstunden an ihre Adresse befördert wurden.

Das neue Schauspielhaus. Ein anderes wichtiges Ereigniß für Berlin war die Errichtung des neuen deutschen Schauspielhauses auf dem Gensdarmenmarkt, welches Friedrich Wilhelm durch den bewährten Architekten Langhans errichten ließ, weil das frühere französische Schauspielhaus die große Menge der Schaulustigen nicht mehr zu fassen vermochte und ein größerer Kunsttempel zur Nothwendigkeit geworden war. Am 1. Januar 1802 ward das neue Haus mit einem von Iffland gesprochenen Prologe eröffnet und als erstes Stück Kotzebue's „Kreuzfahrer" aufgeführt; König und Königin wohnten der Vorstellung bei. — Der als Darsteller hochverdiente und auch als Dichter bekannte Aug. Wilh. Iffland war zum Schauspieldirektor ernannt worden, und unter seiner vorzüglichen Leitung gelangte das Berliner Theater zu einer kaum jemals wieder erreichten Blüte; es war die goldene Zeit des Berliner Theaters. Treffliche, meist klassische Stücke wurden von den tüchtigsten Kräften dargestellt; ein vorzügliches, unter B. Anselm Weber's Leitung stehendes Orchester erhöhte den Reiz der Vorstellungen.

Neben dem Schauspiele bestand die von Friedrich dem Großen gepflegte italienische Oper fort; es wurden aber jährlich meist nur zwölf Vorstellungen — gewöhnlich in den ersten Monaten des Jahres — gegeben, und zwar acht nach alter Sitte ohne Eintrittsgeld; für die vier anderen wurde zwar ein solches erhoben, aber stets in seinem vollen Betrage zum Besten der Armen verwendet. — Beide Gebäude, das Opernhaus wie das Schauspielhaus, sind heute nicht mehr in ihrer ursprünglichen Gestalt erhalten. Ersteres brannte, wie schon erwähnt, im Jahre 1843 nieder, letzteres wurde schon im Jahre 1817, nach kaum fünfzehnjährigem Bestehen, gleichfalls durch Feuer zerstört. Wir werden seiner Zeit über den gleich nach dem Brande in Angriff genommenen Neubau Näheres berichten.

Fürsorge zu Gunsten der Gewerbthätigkeit. Zur geistigen Hebung der Gewerbtreibenden in Berlin wurden Vorlesungen angeordnet; bald schon lieferte die im J. 1804 errichtete königliche Eisengießerei Erzeugnisse, die weit und breit Anerkennung fanden. — Die damaligen hohen Preise der Lebensmittel machten eine Erhöhung des Soldes der Armee nothwendig. Um nun die Last der Zahlung nicht dem ganzen Lande aufzubürden, ward eine Steuer auf die eingehenden fremden Waaren, besonders auf Luxusgegenstände, z. B. auf Wein, gelegt. Das Vorrecht Einzelner, Getreide, Wolle und andere Erzeugnisse des Landes steuerfrei auszuführen, wurde aufgehoben.

Der König und das Junkerthum. Uebergroß war während der vorigen Regierung der Uebermuth des Junkerthums in der Armee emporgeschossen. Arge Dinge, namentlich aus dem Potsdamer Garnisonleben, waren ruchbar geworden. Bei einem neuen Anlaß trat der König (1798) in edler Entrüstung diesem Treiben mit der Kabinetsordre entgegen:

„Ich habe sehr mißfällig entnehmen müssen, wie besonders junge Offiziers Vorrang vor dem Civilstande behaupten wollen. Ich werde dem Militär sein Ansehen geltend zu machen wissen, wo es ihm wesentliche Vortheile bringt, auf dem Schauplatz des Krieges, wo sie ihre Mitbürger mit Leib und Leben vertheidigen sollen. Allein im Uebrigen darf sich kein Soldat, wes Standes er auch sei, unterstehen, einen der geringsten Bürger zu brüskiren; denn diese sind es, nicht ich, welche die Armee unterhalten; in ihrem Brote steht das Heer der meinen Befehlen anvertrauten Truppen, und Arrest, Kassation und Todesstrafe werden die Folgen sein, die jeder Kontravenient von meiner Strenge zu erwarten hat."

Es wird erzählt, daß, als der König einst einem Maler gesessen, dieser ihn gebeten habe, eine neue Uniform anzulegen, worauf ihm von dem Könige mit freundlicher Miene erwiedert worden sei: „der Rock sei noch gut, und er denke ihn noch einige Jahre zu tragen. Der Maler könne sich freilich, wenn er Geld habe, einen neuen Rock machen lassen, ohne nach Jemand zu fragen; aber wenn er, der König, nicht die Groschen spare, so würden es die Unterthanen nicht zu Thalern bringen". Hat der König wirklich diese Worte gesprochen, so sind sie der schlichte Ausdruck seiner Gesinnung. Wie wäre es ihm, wenn er nicht so überaus sparsam gelebt und nicht eine so musterhafte Ordnung in den Staatshaushalt gebracht hätte, neben den bezeichneten großen Ausgaben sonst möglich gewesen, bis zum Jahre 1806 nicht nur fast die Hälfte der vorgefundenen Staatsschuld zu decken, sondern auch noch für die Zeit der Noth eine nicht unbeträchtliche Summe zurückzulegen! —

Wie er durch sein Beispiel auf das häusliche Leben in edlem Sinne einzuwirken strebte, so pflegte Friedrich Wilhelm in unermüdlichem, treuem Wirken den guten Geist im Lande. Nahe war die Zeit, in der Trübsal und Schrecken hereinbrechen sollten; aber um wie Vieles würde die Zukunft noch sich unheilvoller gestaltet haben, wären den Tagen des Unglücks nicht neun Jahre gesegneten Waltens eines wohlmeinenden Fürsten vorangegangen!

Die später eintretenden gewaltigen Ereignisse haben diese neun Jahre häufig bei Beurtheilung der Regierungsthätigkeit des Königs zu sehr in den Hintergrund treten lassen.

Wenden wir zunächst wieder unsere Blicke nach außen, wo, während im Inlande trotz der Ungunst der Verhältnisse unzählige Keime gesunden Lebens geräuschlos sich entfalteten, die Wetter zusammenzogen, die verheerend über unser Vaterland hereinbrechen sollten.

Bemerkenswerth ist die Stellung, die Friedrich Wilhelm III. bei Beurtheilung der französischen Staatsumwälzung einnahm. Hören wir darüber H. von Treitschke.

„Der König", sagt derselbe, „betrachtete die Blutthaten der Revolution mit dem Abscheu des ehrlichen Mannes — doch über den berechtigten Kernpunkt der furchtbaren Bewegung urtheilte er unbefangener als die Legitimisten seines Hofadels. Schlicht und bescheiden, arbeitsam und pflichtgetreu, ganz unberührt von adligen Vorurtheilen, wollte er ein König der Bettler sein nach den Ueberlieferungen seines Hauses." „Er ist ein Demokrat auf seine Weise", sagte einer seiner Minister zu dem französischen Gesandten Otto; „er wird die Revolution, die ihr von unten nach oben vollzogen, bei uns langsam von oben nach unten durchführen; er arbeitet ohne Unterlaß, die Vorrechte des Adels zu beschränken, aber durch langsam wirkende Mittel; in wenigen Jahren wird es in Preußen keine feudalen Rechte mehr geben." — Die späteren Ereignisse haben dies und vieles Andere vergessen gemacht; aber es wird wohlgethan sein, sich dessen zu erinnern, wenn später von dem großen Reformwerk in den Jahren 1807 bis 1809 die Rede sein wird.

Einem jungen, zur Herrschaft über ein aufstrebendes Staatswesen berufenen Monarchen gab die gewaltige Staatsumwälzung, die ein altes Königthum gestürzt und dafür so rasch ein neues Kaiserreich zum Vorschein gebracht hatte, einen beachtenswerthen Fingerzeig.

Fürst und Regierung sollen hellen Auges vorhandene Wunden am Staatskörper erkennen und selbst Hand anlegen, solche zu heilen, damit der kranke Organismus sich nicht zu dem Versuche gedrängt sieht, eine Kur auf Leben und Tod aus sich selber heraus zu vollbringen. — Das Bestreben, des Volkes leibliches und geistiges Wohlbefinden durch wohlbedachtes, hingebendes Wirken zu fördern, erfüllte den jungen Herrscher. Sein Volk auf friedlicher Bahn zu höherer Wohlfahrt emporzuführen — darin bestand sein Ideal. Königin Luise erwies sich dem Gemahle als wohlmeinendste und treueste Helferin, und die Hoffnung auf das Gelingen der beiderseitigen edlen Absichten beseelte das Königspaar.

Mangels schöpferischer Ideen und entschiedener Grundsätze seitens seiner Rathgeber mochte das Beharren des friedliebenden jungen Königs bei seiner „erklärten Neutralitätspolitik“ durch die Umstände um so mehr geboten erscheinen, als auch gar mancherlei Täuschungen in Beziehung auf Werth und Umfang der Kräfte des Staates immer tiefere Wurzeln geschlagen hatten, wozu sich noch ein anderer, viel schlimmerer Irrthum gesellte. Die ergrauten Führer des Heeres, wiewol aus der Schule des großen Königs hervorgegangen, ruhten auf den Lorbern einer längst vergangenen Periode der äußersten Anspannung aller Kräfte; sie unterschätzten die Thaten der französischen Freiheits- und Gleichheitsbringer und blickten voll Geringschätzung auf die Gefährten des Ruhmes jenes Emporkömmlings, der immer uneingeschränkter über die Mittel von ganz Frankreich gebot. Das neu aufgetauchte französische Kaiserthum bedeutete nicht den Frieden, sondern nur einen zeitweiligen Stillstand der revolutionären Erschütterungen. Dem zum Herrschen geborenen Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts war es in überraschender Schnelle gelungen, die wilden Elemente des Umsturzes zu bannen und die übersprudelnde Volkskraft in neue Bahnen zu leiten — aber der Krater der Revolution hatte sich noch nicht geschlossen. Ehrgeiz und Erfolge des glücklichen Feldherrn führten neue Stürme und Gefahren über Europa herein.

Eine lange Zeit der Prüfung war für Deutschland angebrochen.

Emporkommen Napoleon Bonaparte's.

Wir sahen, wie die Revolution in Frankreich entstand und welchen Verlauf sie nahm. Wie Saturn verschlang sie ihre eigenen Kinder. Man kam nicht zur Ruhe. Die Zustände des Landes vor der Revolution waren unerträglich gewesen, die jetzigen waren es in noch höherem Grade. Da aber keine Gesellschaft eine fortdauernde Unsicherheit zu ertragen vermag, so verstärkte sich mit jedem Tage die Zahl Derjenigen in Frankreich, die da sehnlichst wünschten, eine kräftige Hand möchte dem Uebel ein Ziel setzen und dem Lande Frieden um jeden Preis schaffen. Bei einer solchen Lage kommt es nur darauf an, daß der rechte Mann zur Hand ist, der Kraft, Kühnheit und Klugheit genug besitzt, die vielköpfige Hyder der Unordnung niederzuwerfen — dem Erfolge fehlt dann der Beifall der Menge nicht. Ein solcher Mann war in Frankreich vorhanden — Napoleon Bonaparte. Da es diesem Manne gelang, sich zu einer Stellung aufzuschwingen, die nicht nur für Frankreich, sondern für ganz Europa von außerordentlicher Bedeutung ward, so müssen wir zunächst seiner Person unsere Aufmerksamkeit zuwenden.

Napoleon Bonaparte wurde im Jahre 1769 auf der ein Jahr vorher von den Genuesen an Frankreich abgetretenen Insel Korsika geboren. Obgleich seiner Abstammung wie auch seinem Namen nach ein Italiener, durfte er sich demnach mit Recht einen französischen Bürger, einen geborenen Franzosen nennen. Die Eltern Napoleon's, obgleich in ziemlich dürftigen Verhältnissen lebend, waren von Adel, und Napoleon selbst legte später einen hohen Werth auf diese seine vornehme Herkunft, die er den Verleumdungen seiner Gegner gegenüber stets eifrig zu betonen pflegte. „Ich befinde mich“, sagte er später einmal zu dem österreichischen Gesandten, Graf Metternich, „in einer seltsamen Lage. Ich finde Genealogen, welche das Alter meines Geschlechts bis auf die Zeit der Sintflut zurückführen möchten, und wiederum giebt es andere, welche behaupten, ich sei von Geburt

ein Bürgerlicher. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Die Bonaparte sind von gutem korsischen Adel, wenig berühmt allerdings, weil sie kaum über ihre Inselheimat hinausgekommen sind, aber gleichwol weit besser als viele von den adelsstolzen Narren, die uns als gemeine Leute darstellen möchten." Die Eltern Bonaparte's waren, wie gesagt, arm, und so erhielt denn der junge Napoleon eine Freistelle auf der Militärschule zu Brienne; in seinem vierzehnten Jahre ward er infolge der kundgegebenen Fähigkeiten der Hauptschule zu Paris überwiesen. Die guten und schlechten Eigenschaften seines Volksstammes, der Korsen, traten in seinem Charakter früh schon in großer Schärfe zu Tage. Voll Selbstsucht und kalt gegen Andere, wußte er Haß und Rachegefühle in seinem Herzen bis zu gelegener Zeit zu verschließen, sich der Beurtheilung Anderer zu entziehen, dabei aber lauernden Blickes seine Beobachtungen anzustellen. Die Wissenschaften, die sich auf die Kriegskunst bezogen, wurden von ihm mit dem größten Eifer und bei seiner hervorragenden Begabung auch mit bedeutendem Erfolge betrieben. Ueber Andere zu herrschen, sie auszunützen, ihren Widerstand zu brechen, das war ein hervorragender Zug schon in seinem Jugendleben; so geschah es, daß er gelegentlich seine Gefährten gegen einander aufreizte, Meutereien gegen die Lehrer hervorrief, um dann hinterher Vorgänge dieser Art zu seinem Vortheil auszubeuten. Zwei Mitschüler, beschränkte Köpfe, bei denen er fand, was er in späterer Zeit überhaupt nur bei seinen Mitmenschen gesucht hat: Bewunderung seiner Ueberlegenheit und Willfährigkeit, sich von ihm zur Ausführung selbstsüchtiger Zwecke gebrauchen zu lassen, erkor er zu seinen täglichen Gefährten. —

Sein sich steigerndes Interesse für das Kriegswesen regte in ihm mächtig das für Geschichte an, namentlich das für die Geschichte des Alterthums. „Eines Tages", erzählte er, „gab man mir den Plutarch; ich verschlang ihn, und seitdem war er meine tägliche Lektüre. Ich schöpfte daraus das wachsende Verlangen, daß auch mein Leben einst beschrieben werden möchte. Hieraus entwickelten sich meine ersten ehrgeizigen Gedanken; ich begriff zu gleicher Zeit, daß es, um sie zu verwirklichen, vor Allem der angestrengtesten Thätigkeit bedürfe; daß das Glück nur selten den Menschen aufsucht, daß es vielmehr diesem obliegt, ihm nachzujagen." — „Alexander, Hannibal und Cäsar waren meine Lieblinge. Namentlich der Zweite schien mir um so mehr Bewunderung zu verdienen, als er sein eigener Schöpfer war." — Tacitus, den er einen Verleumder Nero's nannte, war ihm verhaßt. Die Spartaner in ihrer Abhärtung, Tapferkeit und Wortkargheit waren ihm Vorbilder. Wie sie, strebte er kurz zu sein in den Antworten und dieselben mehrdeutig sein zu lassen. Wegen seiner Hinterlist und Hartnäckigkeit ward er schon als Schüler öfter getadelt. Das Urtheil eines seiner Lehrer lautete: „Ein Korse von Geburt und Charakter; er wird es weit bringen, wenn die Umstände ihn begünstigen."

Seine Kenntnisse, seine Pünktlichkeit im Dienst gewannen ihm die Achtung der Oberen. Als die Revolution eintrat, nahm er seine Stellung auf der Seite des Volkes. „Wäre ich damals General gewesen", sagte er später, „so hätte ich dem Könige angehangen, als einfacher Leutnant mußte ich die Partei des Volkes ergreifen." Er verfocht die Grundsätze, die Robespierre geltend zu machen suchte. In diesem Sinne verfaßte er eine Schrift, worin er die Ueberlegenheit der regelmäßig organisirten Truppen über die Volksheere nachzuweisen suchte. „Eines Tages", erzählte X. Joly, der Inhaber einer Buchdruckerei zu Dôle, „traten zwei junge Leute zu mir ein. Der Eine — er trug eine Carmagnole und weißleinene, blaugestreifte Beinkleider — war von untersetzter Statur und hatte ein zartes Aeußere; die Züge seines bleichen Antlitzes waren von der größten Regelmäßigkeit und verliehen ihm für den ersten Augenblick einen Anflug von sanfter Melancholie, die ihn ungemein anziehend machte. Aber dieser Ausdruck des Gesichts verschwand nach und nach, wenn er von der Lebhaftigkeit der Unterhaltung fortgerissen ward und aus seinen Augen die ganze Festigkeit und Stärke seines Charakters leuchtete. Der Zweite hatte mit diesem Ersteren einige Aehnlichkeit, doch hatte er eine weniger ausdrucksvolle Physiognomie und weniger Hoheit im Blick.

Bonaparte — dies war der Erstere — nannte kurz und mit scharfer Betonung seinen und seines Bruders Louis Namen und Stand sowie die Ursache ihres Besuches."

Seine ausgezeichneten Dienste als Artilleriekommandant vor Toulon, das von der englischen Flotte bedrängt ward, trugen ihm die Ernennung zum General ein. Noch mit Ausarbeitung eines Planes zur Eroberung von Oberitalien und zur Niederwerfung Oesterreichs beschäftigt, das, mit England verbunden, auf diesem Theile des Kriegstheaters neue Vortheile errungen hatte, sah sich der junge Stratege in den Sturz der Schreckensherrschaft (27. Juli 1794) hineingerissen. Der Fall Robespierre's zog auch seine Verhaftung nach sich, doch erlangte er bald nachher seine Freiheit wieder. Da er aber seiner Stelle verlustig gegangen war und mittellos dastand, beschloß er ins Ausland zu gehen. Um diese Zeit glaubte sich die royalistische Reaktion stark genug, den Konvent sprengen zu können; zur Vereitelung dieses Vorhabens wurde eine Konventsgarde von 8000 Mann gebildet, deren Oberbefehl Barras und von diesem Bonaparte übertragen wurde. Bonaparte sollte mit 8000 Mann den Konvent gegen 40,000 Mann vertheidigen, und er wußte seine Anordnungen so zweckmäßig zu treffen, daß er als Sieger aus dem Kampfe mit den Sektionen hervorging und somit den bedrohten Fortbestand des schwankenden Regiments, wenigstens auf einige Zeit noch, sicher stellte.

Eine solche That, die mehr noch als die früheren Leistungen, bei denen Bonaparte durch Tapferkeit und Umsicht sich hervorthat, erkennen ließ, welch ein ausgezeichnetes militärisches Talent diesem Manne innewohne, war wohl geeignet, dem ehrgeizigen Soldaten die Wege zu fernerem Emporsteigen zu ebnen. Von der vollziehenden Gewalt, dem Direktorium, ward dem jungen General nun der Oberbefehl über die 43,000 Mann starke italienische Armee, welche in Italien die Heere Oesterreichs zu bekämpfen hatte, und die sich zur Zeit in einem Zustande völliger Auflösung befand, übergeben. Bonaparte war der Mann, der Ordnung und Gehorsam wieder zur Geltung zu bringen, neue Begeisterung in den Herzen der Krieger zu erwecken wußte. „Soldaten!" sagte der siebenundzwanzigjährige Feldherr in seinem Tagesbefehl, „ihr seid bleich und halb verhungert! Die Regierung schuldet euch viel, kann euch aber nichts geben. Bewunderungswürdig ist eure Geduld, euer Muth in dieser Felsenwüste. Das bringt euch aber keinen Ruhm. Darum will ich euch jetzt in das fruchtbarste Land der Welt führen. Ihr werdet reiche Provinzen und große Städte erobern, ihr werdet Ehre, Ruhm und Reichthümer finden! Soldaten, kann es euch an Muth, an Ausdauer fehlen?" — In Sturmesschnelle hatte Bonaparte sich die Herzen der französischen Krieger erobert; sein Selbstvertrauen übertrug sich auf die Unterfeldherren und durch sie auf die ganze Armee. Bald konnte er von Italien aus neue, glänzende Waffenthaten melden. Während der heldenmüthige, damals vierundzwanzigjährige Erzherzog Karl den Franzosen in Deutschland mit Erfolg die Spitze bot, wurden von Bonaparte die Heere Sardiniens und Oesterreichs geschlagen. Der König von Sardinien sah sich genöthigt, mit Frankreich Frieden zu schließen; die Oesterreicher wichen über den Po zurück. „Ehre, Ruhm und Reichthümer" hatte Bonaparte seinen Kriegern versprochen — sie sahen sich nicht getäuscht. Mit Raub und Plünderung wurden die eroberten Landstriche heimgesucht. Es galt auch hier das in Deutschland entstandene Sprüchwort über die französischen Soldaten: „Sie nahmen Alles mit fort, nur Mühlsteine und glühendes Eisen nicht." Bonaparte legte den Bewohnern von Nord- und Mittelitalien, die den „Befreiern" anfänglich über die Maßen zugejubelt hatten, die Beschaffung fast unerschwinglicher Kriegsgelder auf, er sandte die kostbarsten Kunstwerke, die im Laufe der Zeiten selbst von rohen Kriegshorden als unantastbare Heiligthümer angesehen worden waren, nach Paris. Wer sich nicht blenden ließ von dem hervorragenden kriegerischen Talente des Feldherrn, der konnte es voraussehen, welch eine Rolle dieser Mann spielen würde, wenn ihm eine noch größere Macht zufallen sollte.

Bonaparte folgte den Oesterreichern und brachte ihnen in ihrem eigenen Lande Niederlage auf Niederlage bei. Selbst der tapfere Erzherzog Karl vermochte den Siegeszug der

französischen Kolonnen nicht zu hemmen. Da ward von Wien aus ein Aufruf an die ganze Nation erlassen, in Böhmen und in Tirol wurden Volksheere gebildet und ein förmlicher Aufstand organisirt. Auch im Rücken der Franzosen begannen sich die kaum unterworfenen Völkerschaften zu regen. Dadurch begann die Lage Bonaparte's, der sich mit unzureichenden Streitkräften zu weit vorgewagt hatte, bedenklich zu werden. Er hatte gehofft, Moreau würde vom Rhein her mit seiner Armee eben so siegreich vordringen, wonach dann das vereinte Heer allerdings im Stande gewesen sein würde, weitere Erfolge zu erzielen. Die Oesterreicher befanden sich Bonaparte gegenüber in der denkbar vortheilhaftesten Lage: ein entschiedenes Vorgehen hätte vielleicht zur Vernichtung des allen Wechselfällen ausgesetzten feindlichen Heeres geführt. Aber die Niederlagen des Vorjahres hatten den Muth und das Selbstvertrauen der Kaiserlichen gebrochen, und als Bonaparte nun, diesen Umstand klug benutzend, zu Unterhandlungen die Hand bot, ging man auf sein Anerbieten ein.



Der erste Konsul Napoleon Bonaparte.

Frieden von Leoben und Campo Formio. Weder Furcht noch Schwäche verrathend, gelang es Bonaparte, einen Präliminarfrieden zwischen Frankreich und Oesterreich zu Stande zu bringen, demzufolge letztere Macht die österreichischen Niederlande und das Mailändische bis an den Po gegen das Versprechen abtrat, durch venetianische Landestheile entschädigt zu werden, deren Eroberung sich Bonaparte vorgesetzt hatte und alsbald auch ausführte. Die Unterzeichnung des definitiven Friedens mit Oesterreich fand bald darauf zu Campo Formio statt. Zugleich ward beschlossen, zur Herstellung friedlichen Einvernehmens mit Deutschland einen Kongreß nach Rastatt zu berufen. Zu Leoben war die Unversehrtheit des Reiches von Oesterreich ausbedungen worden, zu Campo Formio wurde davon abgegangen und in einem geheimen Artikel von Bonaparte der Rhein als Grenze Frankreichs bezeichnet. Dagegen wurden dem Kaiser Salzburg, das Bisthum Passau, ein Theil von Bayern und mehrere geistliche Gebiete in Schwaben von Frankreich garantirt. Durch diese von dem republikanischen Obergeneral beliebte Entschädigungspolitik erreichte derselbe den Zweck, das längst schon erschütterte Vertrauen deutscher Fürsten unter einander vollends zu ertödten, was für die Durchführung weiterer Pläne ihm vortrefflich zu statten kam.

Damals schon machte Napoleon gegen Vertraute kein Hehl daraus, welchem Ziele er zustrebe. „Glauben Sie etwa", äußerte er gegen den späteren Herzog von Lodi, „meine in Italien errungenen Triumphe hätten den Zweck, die Advokaten des Direktoriums groß zu machen? Glauben Sie, ich hätte gesiegt, um die Republik zu befestigen? Eine Republik bei unseren Sitten, unseren Lastern? Das ist eine Chimäre, für welche die Franzosen augenblicklich eingenommen sind, die aber vorübergehen wird, wie ja so viele andere Hirngespinnste. Ruhm brauchen die Franzosen, Befriedigung ihrer Eitelkeit wollen sie! Aber Freiheit? Bah! sie wissen nicht, was das ist. Sehen Sie sich die Armee an! Unsere Siege, die wir gewonnen, haben in dem französischen Soldaten den wahren französischen Charakter wieder hervorgekehrt. Ich bin für diesen Charakter ganz gemacht. Möge sich das Direktorium einfallen lassen, mir den Oberbefehl zu nehmen, und es soll erfahren, wer der Herr ist; die Nation braucht ein Oberhaupt, ein durch Ruhm verherrlichtes Haupt, keine Regierungstheorien, keine ideologischen Redensarten, von denen die Franzosen nichts verstehen. Man gebe ihnen Kinderklappern, das genügt. Sie werden sich damit amüsiren und sich leiten lassen, sofern man ihnen nur das Ziel, welchem man sie zuführt, geschickt verhüllt."

Die Republik, das sah Napoleon ein, konnte in Frankreich keinen Bestand haben; das durch die Greuel der Revolutionszeit tief erschütterte Land bedurfte eines Herrschers, der mit fester Hand die Zügel zu ergreifen und mit eiserner Strenge die Ordnung wieder herzustellen im Stande war. Nur dem Mächtigsten in Frankreich konnte diese Rolle des Herrschers zufallen, und der Mächtigste, das fühlte Bonaparte schon damals, war er selbst. Nur dieses eine Ziel hatte er fortan vor Augen: die Siege, die er als General der Republik erfocht, die Triumphe, welche er feierte, sie alle hatten für ihn keinen andern Zweck, als ihm die Wege zu bahnen zum Throne, zur unumschränkten Herrschaft in Frankreich.

„Die einen Washington für diese kranke Welt in Napoleon hofften", sagt L. Häusser, „hätten seit 1796 ihren Irrthum erkennen können. Große äußere Werke, wie sie nur im Glanze einer Weltherrschaft gedeihen, materielle Schöpfungen, die den Stempel des Gewaltigen und Riesenhaften an sich tragen, neben innerer Oede und Unfreiheit; Gleichheit Aller unter der Despotie eines Einzigen, wiewol verhüllt in demokratische Formen; soldatische Macht und Zucht neben dem Schein republikanischer Erinnerungen, Haß gegen alles wahrhaft Aristokratische, bestehe es in Geburt, Gesinnung oder Bildung, aber dafür Fütterung der Massen, Blendwerke und Schauspiele für den großen Haufen — mit diesen Künsten hatten die römischen Imperatoren einst wie Gottheiten auf Erden über die Welt gewaltet, und darauf ging auch die bonapartistische Menschenbeglückung aus."

Bonaparte stieg von Würde zu Würde auf, und wir werden ihn zwei Jahrzehnte lang dröhnenden Trittes über die Weltbühne schreiten sehen.

Zeit der zweiten Koalition gegen Frankreich.

Im Frieden zu Campo Formio, den Franz II. nur als Herrscher Oesterreichs, nicht aber als Deutscher Kaiser mit Frankreich geschlossen hatte, war Oesterreich, wie wir gesehen haben, von Bonaparte genöthigt worden, seine Zustimmung zu einer Abtretung des ganzen linken Rheinufers, einschließlich Mainz, an Frankreich zu geben. Natürlich mußten dadurch zahlreiche zum deutschen Reichsverbande gehörende Fürsten und Herren in ihrem Besitzstande mehr oder weniger beeinträchtigt werden, und man hatte deshalb jener Bestimmung eine weitere hinzugefügt, nach welcher ein Kongreß in Rastatt zusammentreten sollte, um den Reichsfrieden herbeizuführen und zugleich die neuen Besitzverhältnisse an der französischen Grenze endgiltig zu regeln, eine schwierige und schmachvolle Aufgabe, da alle Diejenigen, welche durch die Abtretung des linken Rheinufers ihren Besitz ganz oder theilweise verloren hatten, Entschädigung verlangten und diese Entschädigung, nach einer ausdrücklichen Bestimmung des Vertrages, nur innerhalb des deutschen Reichsgebietes selbst zu suchen war.

Der Kongreß von Rastatt. Im Dezember des Jahres 1797 trat dieser Kongreß, von Napoleon selbst eröffnet, in Rastatt zusammen. Von hier eilte der Sieger, von Italien kommend, nach Paris, wo er vom Volke mit Jubel und Begeisterung begrüßt wurde. Inzwischen begann der „Rastatter Raubkongreß“, wie man ihn nicht mit Unrecht bezeichnet hat, seine ruhmlose Arbeit — ein trauriges, ja vielleicht das traurigste Bild in der Geschichte des Deutschen Reiches. Die Vertreter Frankreichs hatten, obgleich es sich in der Hauptsache doch nur um innere Angelegenheiten des Reiches handelte, die Leitung der Verhandlungen an sich gerissen; sie waren es, die das Theilungs- und Entschädigungsgeschäft nach eigenem Gutdünken und zum eigenen Vortheil vornahmen, und deutsche Reichsfürsten scheuten sich nicht, durch Bestechungen und entwürdigende Bettelei sich die Gunst und das Wohlwollen der französischen Bevollmächtigten zu erkaufen, um durch sie, deren Wille, von Drohungen unterstützt, hier Gesetz war, möglichst reichliche Entschädigungen für ihre oft unbedeutenden Verluste auf dem linken Rheinufer zu erlangen. Zwar erregte das anmaßende Auftreten der französischen Abgesandten überall Zorn und Unwillen, aber die kleinen deutschen Machthaber, nur auf die Verfolgung ihrer besonderen Interessen bedacht, konnten und wollten dagegen nichts thun, und die beiden deutschen Großmächte, Oesterreich und Preußen, standen sich leider in von französischer Seite eifrig geschürtem Mißtrauen gegenüber, das jedes thatkräftige Einschreiten gegen die Uebergriffe Frankreichs unmöglich machte.

Trotz der im Frieden von Campo Formio gegebenen Zusicherung, sich weiterer Eroberungsversuche zu enthalten, schritt Frankreich auf der betretenen Bahn fort. Die Schweiz wurde ihrer fünfhundertjährigen Verfassung beraubt und die Eidgenossenschaft in eine „Helvetische Republik“ umgemodelt; auch in Italien verfuhr man in gleicher Weise. Der Kirchenstaat wurde, nachdem man Papst Pius VI. als Gefangenen nach Frankreich abgeführt hatte, in eine „Römische Republik“ verwandelt, das Königreich Neapel, dessen bourbonische Dynastie Bonaparte von Wien aus mit einem Federstrich abgesetzt hatte, wurde zur „Parthenopeischen Republik“ erhoben. Die Grundsätze, welche die Machthaber Frankreichs proklamirten, klangen gut, die nachfolgenden Thaten standen jedoch den Worten gegenüber in grellstem Widerspruche: Rom wurde seiner öffentlichen Kunstwerke beraubt, selbst die Kirchen entgingen der Plünderung nicht. Die neue Freiheit, die unter den französischen Fahnen aufsproßte, mußte mit den schwersten Opfern bezahlt werden; und überall, wo die „befreiende Macht“ festen Fuß faßte, sorgte die alsbald eingeführte Geheimpolizei dafür, daß Alles, was nicht götzendienerisch der „großen Nation“ huldigte, der Büßung nicht entging. Der revolutionäre Geist war noch im Flusse, nur sein Aussehen hatte sich verändert.

England war der unversöhnliche Feind der französischen Republik geblieben. Auf Großbritannien richtete Bonaparte jetzt seine Augen, in der richtigen Erkenntniß, daß seine Zeit noch nicht gekommen sei und daß er gerade durch einen weiteren ruhmvollen Feldzug, der das ihm schon jetzt mit Begeisterung anhängende Heer noch fester an ihn ketten mußte, seine ehrgeizigen Pläne am besten zu fördern vermöchte. Als Bonaparte mit seinem Vorschlage vor das Direktorium trat, gab dieses bereitwillig seine Zustimmung zu dem gefährlichen Wagniß; ihm kam es durchaus erwünscht, auf diese Weise für den Augenblick einen ehrgeizigen Feldherrn entfernt gehalten zu sehen, dessen große Eigenschaften und wachsender Ruhm der bestehenden Regierung mit jedem Tage gefährlicher erscheinen mußten.

Bonaparte in Aegypten. So stand also dem geplanten Unternehmen nichts mehr im Wege. Eine Streitmacht von 40,000 Mann wurde zusammengezogen und eine zahlreiche Flotte in französischen und italienischen Seehäfen zur Einschiffung derselben in Bereitschaft gestellt. Man glaubte, es sei eine Landung an der englischen Küste beabsichtigt — wie groß war daher die Ueberraschung, als Bonaparte seinen abenteuerlichen Zug zur See nach Aegypten, einer Provinz des im tiefsten Frieden mit Frankreich lebenden Großherrn, antrat. Der gegen England gerichtete Zweck des Unternehmens lag klar zu Tage: Der Besitz Aegyptens sollte Frankreich für den Verlust der Kolonien, die es im Pariser

Frieden an England hatte abtreten müssen, entschädigen. Zugleich hoffte Bonaparte dadurch England an seiner empfindlichsten Stelle treffen und den Handel Englands im Orient vernichten zu können. Der alte Handelsweg über Afrika nach Ostindien sollte wieder eröffnet, dem Mittelmeer unter französischer Herrschaft seine vormalige Bedeutung zurückgegeben und der lästigen Oberherrschaft der Briten zur See gewaltsam ein Ende gemacht werden.

Es gelang dem Verwegenen, der im Mittelländischen Meere unter dem Seehelden Nelson kreuzenden englischen Flotte zu entgehen und sich durch Verrath in den Besitz der dem Malteserorden gehörenden Insel Malta zu setzen. Bald darauf landete Bonaparte an der ägyptischen Küste und nahm in raschem Anlauf Alexandrien mit Sturm. Der Fortgang der französischen Expedition nach Aegypten ist bekannt; die Franzosen zogen nach der denkwürdigen Schlacht bei den Pyramiden in die Landeshauptstadt ein.

Aber die Siegesfreude trübte eine Schreckensbotschaft: die bei Abukir ankernde französische Flotte war (1. August 1798) bis auf ein Schiff von den Engländern vernichtet worden.

Hierdurch sah sich Napoleon mit seinem Heere von Frankreich abgeschnitten und seine gegen England gerichteten Pläne gründlich vereitelt. Aber der gewaltige Mann ließ den Muth nicht sinken: eine furchtbare Verschwörung, die einige Monate später in Kairo ausbrach, wurde mit eiserner Hand unterdrückt, und mit ruhiger Entschlossenheit setzte Bonaparte das Werk der Eroberung Aegyptens fort. Inzwischen hatte aber der Sultan gerüstet, und ein türkisches Heer bedrohte, von den Engländern unterstützt, durch Syrien heranrückend, die französischen Eindringlinge. Ohne Säumen marschirte Bonaparte dem Feinde entgegen, der von mehreren Festungen aus den höchst beschwerlichen Marsch des französischen Heeres fortwährend beunruhigte. Dieser hartnäckige Widerstand erbitterte die Franzosen mehr und mehr, und rohe Gewaltthaten wurden verübt; in Jaffa erhielten 1200 Krieger, die Bonaparte Ergebung angeboten hatten, von ihm Pardon. In Verlegenheit jedoch, was man mit ihnen anfangen und wie man sie ernähren solle, ließ er sie zwei Tage darauf in kleinen Abtheilungen aus der Festung führen und kalten Blutes niedermachen. Endlich setzte die kleine, aber sehr starke Festung St. Jean d'Acre dem Vordringen der Franzosen ein festes Halt! entgegen. Nach zweimonatlicher Belagerung mußte Napoleon das Vergebliche seiner Bemühung erkennen und entschloß sich zum Rückzuge. Nach unsäglichen Strapazen, denen fast die Hälfte seines Heeres erlag, traf Bonaparte (14. Juni 1799) wieder in Kairo ein.

Inzwischen war infolge der geschilderten Ereignisse der Muth der türkischen Heerführer gewachsen; wenige Wochen nach der Ankunft Bonaparte's in Kairo landete ein türkisches Heer bei Abukir an der ägyptischen Küste und bot den Franzosen eine Schlacht an, wodurch Bonaparte Gelegenheit zu glänzender Bethätigung seines Feldherrntalentes gegeben ward. Das siegesgewisse türkische Heer wurde bis zur Vernichtung geschlagen. Doch gerade jetzt gingen bei dem Obergeneral Nachrichten aus Europa ein, die dessen schleunige Rückkehr dringend erscheinen ließen. Der in Italien wieder ausgebrochene Krieg war für die Franzosen durchaus ungünstig verlaufen, das Waffenglück seit Napoleon's Abwesenheit von den französischen Fahnen gewichen. Gleich bedenklich hatten sich die politischen Verhältnisse während Bonaparte's Abwesenheit in Frankreich gestaltet. Aus den Mittheilungen seines Bruders ersah Bonaparte, daß die Stellung des Direktoriums infolge verschiedener Mißgriffe eine schwankende geworden war; jetzt durfte Bonaparte nicht länger zaudern, die Zeit war gekommen, welche ihm gestattete, seine Pläne, die Macht der Direktorialregierung zu brechen und die unbeschränkte Herrschaft des Landes an sich zu reißen, zur Verwirklichung zu bringen. — Nachdem er den Oberbefehl über das Heer den Generälen Kleber und Desaix übertragen hatte, schiffte er sich mit den tüchtigsten Generälen und geringer Mannschaft heimlich in Alexandria auf zwei Fregatten ein und landete, unentdeckt durch die ihn verfolgenden englichen Kreuzer, am 9. Oktober 1799 in Frejus an der französischen Küste. Unermeßlicher Jubel empfing den zurückkehrenden Helden, dessen thatkräftiges Eingreifen alsbald eine entscheidende Wendung auf den Kriegsschauplätzen herbeiführte.

Die Zeit der Abwesenheit Bonaparte's in Aegypten war von England benutzt worden, gegen Frankreich, das den übrigen europäischen Mächten immer anmaßender entgegentrat, eine zweite Vereinigung zu Stande zu bringen, die durch den Beitritt Rußlands an Wichtigkeit gewann. Oesterreich, aufs Tiefste gekränkt durch die Wortbrüchigkeit und Anmaßung der französischen Gewalthaber, war der Aufforderung der britischen Regierung bereitwillig entgegengekommen; außer Rußland hatte sich auch Italien und ebenso die Türkei, sowie die Mehrzahl der deutschen Reichsstände zur Theilnahme am Kriege bereit erklärt. — Friedrich Wilhelm III. jedoch lehnte es trotz dringender Aufforderungen von allen Seiten ab, dem Bündniß beizutreten, indem er sich auf den von seinem Vater mit Frankreich geschlossenen Frieden zu Basel berief. Gewiß mochte sich bei seinem Entschlusse auch die Rücksicht auf den erschöpften Zustand seines Landes geltend gemacht haben.



Der Gesandtenmord zu Rastatt. Zeichnung von F. Lix.

Zudem erblickten die Männer, welche damals die Geschicke des Preußischen Staates leiteten, die Minister Graf Haugwitz und Lucchesini, das Heil des Staates in enger Anlehnung an Frankreich und suchten daher den König in seiner Friedenspolitik zu bestärken. Wir werden sehen, wie schwer sich der verhängnißvolle Irrthum dieser Staatsmänner später rächen sollte.

Der Rastatter Gesandtenmord. Noch immer tagte indessen in Rastatt jener Kongreß, der den allgemeinen Frieden herbeiführen sollte, an den Niemand mehr glaubte, und der auch auf den Grundlagen, auf denen man dort verhandelte, unmöglich zu Stande kommen konnte. Die Verhandlungen verliefen, wie bei dem Mißtrauen Aller gegen Alle nicht anders zu erwarten war, vollkommen ergebnißlos, und ehe noch (am 13. März 1799) der Krieg förmlich erklärt worden, war derselbe thatsächlich bereits an allen Punkten, zuerst in Neapel, wieder ausgebrochen. Gleichwol tagte der Kongreß noch einige Wochen, bis endlich die Versammlung von Seiten des deutschen Kaisers förmlich aufgehoben wurde und wenige Tage darauf

eine blutige, an den französischen Bevollmächtigten verübte Schandthat — der vielgenannte Gesandtenmord — dem unwürdigen Schauspiel ein noch unwürdigeres Ende bereitete.

Russische, österreichische und italienische Heere, von englischem Gelde unterstützt, standen jetzt in Italien, in der Schweiz und in Deutschland den Armeen der französischen Republik gegenüber, die gleichzeitig im Norden durch eine englische Flotte bedroht wurde, und gegen die auch Preußen ins Feld zu führen, die Abgesandten Englands, Rußlands und Oesterreichs in Berlin keinerlei Anstrengungen scheuten. Die Lage der französischen Republik war sonach eine äußerst gefährdete: ihr bester Feldherr befand sich im fernen Aegypten, die übrigen französischen Heerführer vermochten den übermächtigen Feinden nicht zu widerstehen und erlitten bei Zürich, bei Novi und auf anderen Schlachtfeldern empfindliche Niederlagen. Wäre es jetzt noch im letzten Augenblicke gelungen, Preußen in das österreichisch-russisch-englische Bündniß mit hineinzuziehen, so hätte der Krieg noch eine entscheidende Wendung zu Frankreichs Ungunsten nehmen können. Friedrich Wilhelm III. hielt jedoch an seiner Neutralitätspolitik fest; der Anschluß Preußens unterblieb, und da unterdessen die nie völlig ruhende Eifersucht zwischen Oesterreich und Rußland zu hellen Flammen ausgebrochen und Kaiser Paul infolge dessen bei Gelegenheit eines Mißerfolges der russischen Waffen vom österreichischen Bündniß zurückgetreten war und seine Truppen vom Kriegsschauplatze abberufen hatte, so konnte der Abschluß des Kriegsjahres von 1799 trotz aller anfänglichen Niederlagen für Frankreich als ein unerwartet günstiger betrachtet werden. — Dazu war Bonaparte eben jetzt wieder nach Frankreich zurückgekehrt!

Rückkehr Bonaparte's. Die durch die anfänglichen Kriegsunfälle ohnehin erschütterte Stellung des Direktoriums in Frankreich war durch unkluge Regierungsmaßregeln eine völlig unhaltbare geworden. Zudem waren unter den beim Volke unbeliebten Gewalthabern auch noch Zerwürfnisse ausgebrochen. Jakobiner und Royalisten begannen sich wieder zu regen und schon ward vielfach die Befürchtung laut, die Tage des Schreckens könnten wiederkehren. In dieser schwülen Zeit erschien Bonaparte in Paris. Unermeßlicher Jubel empfing ihn, Aller Augen sahen mit Bewunderung auf den Helden, der sich in Aegypten mit neuen Lorbern bedeckt hatte; überall jauchzte man ihm als dem Erretter Frankreichs aus äußeren und inneren Gefahren entgegen. Die Sehnsucht des französischen Volkes nach einer festen Hand, welche entschlossen die Zügel der Regierung ergreifen möchte, um das Land vor Wiederkehr der Zerrüttung zu behüten, fand an der Person des ersten Feldherrn Frankreichs einen sichern Anhalt. Wenn irgend Einer den von außen und innen drohenden Gefahren Einhalt zu gebieten vermochte, so war es Bonaparte — und so kam alle Welt dessen ehrgeizigen Wünschen entgegen.

Bonaparte Konsul. Durch den Staatsstreich vom 9. November 1799 stürzte Napoleon das Direktorium und setzte eine neue Regierung, das Konsulat, ein. Dasselbe bestand aus drei auf zehn Jahre gewählten Konsuln, deren erster Bonaparte war. Unterrichtet von der allgemeinen Mißstimmung gegen das Direktorium und gestützt auf die unbegrenzte Anhänglichkeit des Heeres, hatte Napoleon den Staatsstreich unternommen, und der Rath der Alten gab freiwillig seine Zustimmung zu Dem, was er nicht ändern konnte. Diejenigen Mitglieder des Rathes der Fünfhundert, welche sich der neuen Ordnung der Dinge nicht gutwillig fügen wollten, sahen sich durch Waffengewalt zur Anerkennung gezwungen, und die Widerspenstigsten wurden buchstäblich zu den Fenstern des Sitzungssaales hinausgeworfen. Wenn auch dem Namen nach nur erster Konsul der Republik, war Bonaparte in Wahrheit doch unbeschränkter Beherrscher Frankreichs, und schon bald sollte es sich zeigen, daß sein Emporkommen damals diesem Lande zum Heile gereichte. Denn der glückliche Soldat und Meister der Kriegskunst besaß auch in hohem Grade staatsmännische Begabung, um Ordnung und Sicherheit in ein durch und durch zerrüttetes Regierungswesen zu bringen.

Zunächst mußte es freilich Napoleon's Aufgabe sein, die Ehre der französischen Waffen wieder herzustellen und das durch übermächtige Feinde so stark gefährdete Ansehen des

Staates wieder aufzurichten. Mit großer Umsicht benutzte er die durch den Winter gebotene Waffenruhe, um in aller Stille in der Nähe von Genf ein großes Heer zusammenzuziehen. Mit der Hauptabtheilung desselben trat er, ein zweiter Hannibal, dann im Frühjahr jenen vielbewunderten Marsch über den großen St. Bernhard nach Italien an, während andere Heeresabtheilungen sich in gleicher Richtung über die Pässe des Simplon und des St. Gotthard in Bewegung setzten (Mai 1800). — Als Bonaparte zur größten Ueberraschung und Bestürzung der Oesterreicher mit seinem Heere in Italien eintraf, war soeben Genua, der letzte Stützpunkt der Franzosen in dem vor kaum zwei Jahren fast gänzlich von ihnen eroberten Italien, in die Hände der Oesterreicher gefallen. Nur unter den äußersten Anstrengungen vermochte sich noch Massena mit seinen 40,000 Mann gegen die österreichische Uebermacht im Felde zu behaupten. Bonaparte säumte nicht, die Ueberraschung der Feinde zu seinem Vortheile zu benutzen. In möglichster Eile zog er alle verfügbaren Truppen an sich und rückte dem freilich immer noch an Zahl weit überlegenen österreichischen Heere unter Melas entgegen. Am 14. Juni 1800 kam es zu einer blutigen Schlacht in der Ebene von Marengo. Nach einem mehrstündigen erbitterten Kampfe schien der Sieg für die Oesterreicher bereits entschieden, der Hauptstützpunkt der französischen Armee, das Dorf Marengo, befand sich in ihrer Gewalt, die französische Schlachtlinie war durchbrochen — da erschien plötzlich der kurz zuvor aus Aegypten zurückgekehrte französische General Desaix mit 10,000 Mann frischer Truppen auf dem Kampfplatze, und sofort wandte sich das Geschick des Tages. Zwar wurde Desaix selbst gleich beim Beginn des Kampfes von einer Kanonenkugel niedergestreckt, aber seine Truppen drangen nun mit verdoppelter Wuth, Alles vor sich niederwerfend, gegen die Oesterreicher vor; die tüchtigsten österreichischen Generäle wurden getödtet, verwundet oder gefangen, die planlose Fortführung des Kampfes brachte die Oesterreicher in Verwirrung, und Bonaparte benutzte alsbald einen günstigen Augenblick zu einem entscheidenden Vorstoß. Der Erfolg war glänzend: der fast schon für die Oesterreicher entschiedene Sieg wurde ihnen wieder entrissen, die Schlacht ging für sie verloren. Die Folgen dieses glänzenden Tages waren verhängnißvoll; ganz Oberitalien fiel den Franzosen wieder in die Hände, nach kurzer Gegenwehr wurden Mailand, Piemont und Genua von den Oesterreichern preisgegeben, Bonaparte zog als Sieger in Mailand ein.

Frieden von Lüneville. In Italien war damit der Krieg beendet. Zwar versuchten die Oesterreicher noch einmal, einen entscheidenden Schlag gegen das unter Moreau in Süddeutschland stehende französische Heer zu führen; doch das Waffenglück schien sich gänzlich von ihnen gewendet zu haben; Moreau brachte ihnen bei Hohenlinden (unweit München) eine schwere Niederlage (3. Dezember 1800) bei. Der Weg nach Wien stand jetzt den Republikanern offen; fernerer Widerstand schien unmöglich, und so entschloß man sich in Wien zu dem Frieden von Lüneville (9. Februar 1801), durch welchen für das Deutsche Reich die Bedingungen des Friedens von Campo Formio als maßgebend anerkannt wurden, während gleichzeitig Oesterreich sehr bedeutende Landabtretungen sich gefallen lassen und die unter französischem Einfluß in der Schweiz und in Italien zu Stande gebrachten republikanischen Verfassungen förmlich anerkennen mußte.

Der Friede von Lüneville war von dem Kaiser von Oesterreich zugleich im Namen des Reiches geschlossen worden. Deutschland verlor im Friedensschluß das linke Rheinufer und damit im Ganzen 1150 Geviertmeilen mit $3^1/_2$ Millionen Einwohnern. Es wurde eine „Reichsdeputation" berufen, deren Aufgabe dahin gehen sollte, die Fürsten, welche auf dem linken Rheinufer Besitzungen verloren hatten, durch Zuweisung von geistlichen Gebieten und Reichsstädten auf der rechten Seite des Rheines zu entschädigen. Frankreich und Rußland — hier war inzwischen nach der Ermordung Kaiser Paul's I. dessen Sohn Alexander I. zur Herrschaft gekommen — sollten die Vermittlung übernehmen. Zum endlichen Abschluß kamen die Verhandlungen nach mancherlei Zwischenfällen erst nach zwei Jahren und zwar durch den vielgenannten „Reichsdeputations-Hauptschluß" (Februar 1803).

Neue Erwerbungen Preußens. Preußen, das überreich entschädigt wurde, erhielt statt der verlorenen 43 Geviertmeilen mit 127,000 Einwohnern auf dem rechten Rheinufer sehr günstig gelegene Ländergebiete von insgesammt 178 Geviertmeilen mit 600,000 Einwohnern. Die neuen Besitzungen bestanden aus den Hochstiften Paderborn und Hildesheim, aus dem Kurmainzischen Thüringen (Erfurt), einem Theile von Münster und aus den Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Werden und Goslar.

Verhältnißmäßig viel reicher noch als Preußen wurden Bayern und Württemberg, namentlich aber Baden und Hessen-Darmstadt entschädigt. Von den bis dahin noch bestehenden 52 Reichsstädten behielten nur noch Augsburg, Frankfurt a. M., Nürnberg, Bremen, Hamburg und Lübeck ihre Selbständigkeit. Baden, Württemberg, Hessen-Kassel und Salzburg wurden Kurfürstenthümer. Die geistlichen Kurfürstenthümer Trier und Köln hörten auf zu bestehen, nur Mainz, das von 170 auf 24 Geviertmeilen herabgesetzt wurde, erhielt sich als solches noch kurze Zeit.

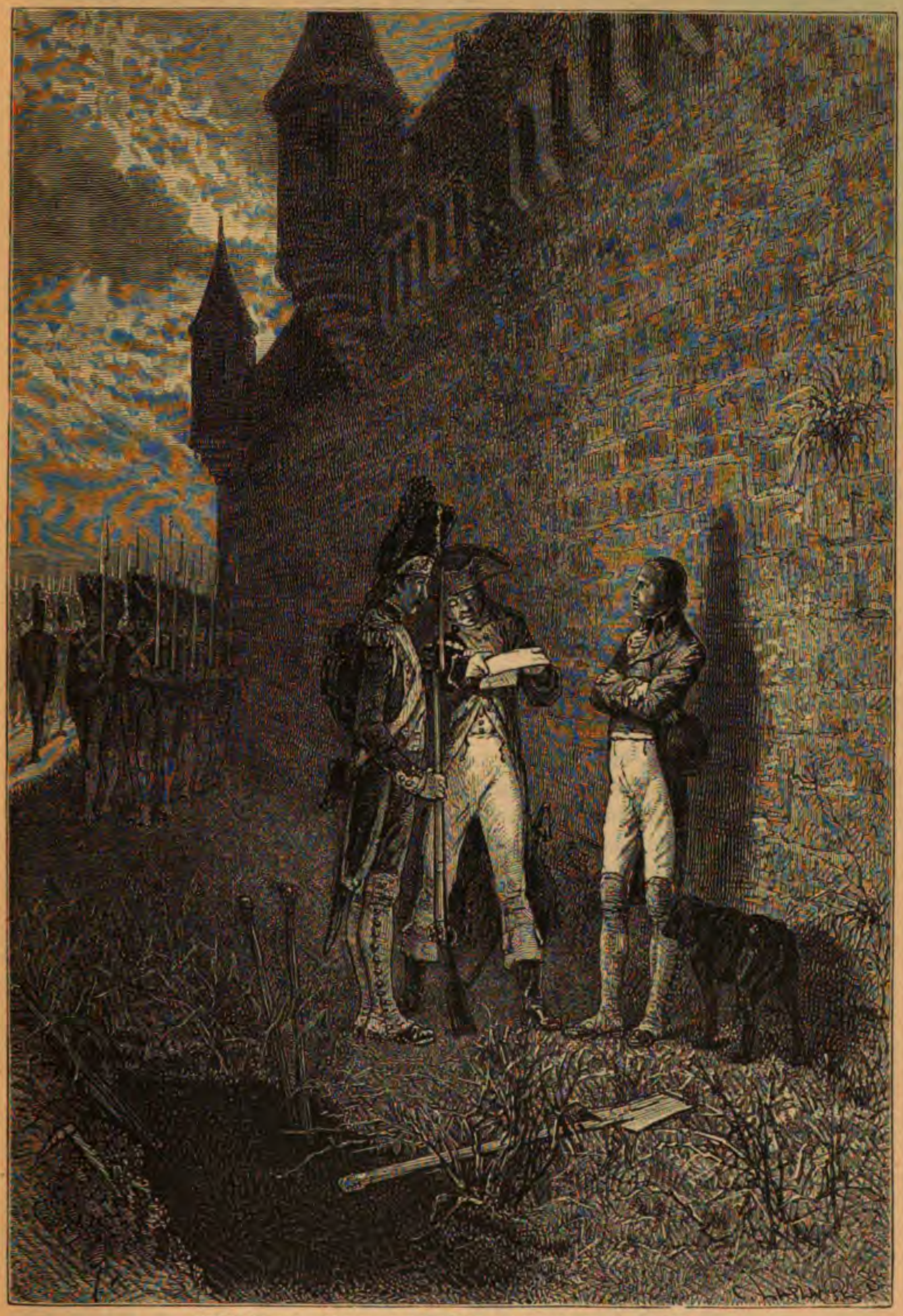
Frieden von Amiens. Zu erwähnen ist noch, daß auch England nach den Mißerfolgen seiner Verbündeten mit dem Sieger Unterhandlungen anknüpfte, die zum Frieden von Amiens (25. März 1802) führten, infolge dessen England einen nicht unbedeutenden Theil seiner während des Krieges gemachten auswärtigen Eroberungen an Frankreich zurückgab.

Bonaparte, Konsul auf Lebenszeit. Bonaparte verfolgte inzwischen mit Klugheit und Kraft sein Ziel, sich zum Alleinherrscher Frankreichs aufzuschwingen. Er beförderte durch gute Gesetze, durch Anlegung und Verbesserung von Straßen und Kanälen Handel und Verkehr, rief zahlreiche Schulen ins Leben und führte die Feier des öffentlichen Gottesdienstes wieder ein. Für solche Verdienste wurde ihm die Ernennung zum Konsul auf Lebenszeit zutheil. Jetzt erschien der ehemalige Jakobiner bei feierlichen Gelegenheiten in einem Glanze, wie er größer kaum jemals bei den französischen Königen gesehen worden war.

Die dritte Koalition gegen Frankreich.

Großbritannien, von seinen Bundesgenossen verlassen, hatte sich im Jahre 1802 nur nothgedrungen herbeigelassen, Frieden mit Frankreich zu schließen. Da die Bestimmungen desselben sich aber als äußerst drückend für England erwiesen, und daselbst entschiedener als in anderen europäischen Staaten die Ueberzeugung sich geltend machte, Bonaparte werde, trotz seiner Friedensversicherungen, den Weg der Eroberungspolitik nicht verlassen, so rüstete es sich zur Wiederaufnahme des Kampfes. Schon im folgenden Jahre erklärte England von Neuem an Frankreich den Krieg und begann ihn damit, daß es Frankreich die Häfen sperrte und es in seinen Kolonien angriff. Bonaparte vermochte den Engländern zur See nicht beizukommen, und er traf daher Einleitungen, sich Hannovers, das unter dem Scepter des Königs Georg III. von England verblieben war, zu bemächtigen. Man hoffte, Preußen werde für das durch den Angriff auf Hannover bedrohte Norddeutschland eintreten, und es wurden wegen einer Besetzung Hannovers durch preußische Truppen Unterhandlungen mit England angeknüpft. Diese führten indeß zu einer Einigung nicht, und so konnte Bonaparte seine Absicht, ohne den geringsten Widerstand zu finden, ausführen. Was überall geschehen war, wo die Franzosen als Freunde oder Feinde eingezogen waren, wiederholte sich auch hier: das Land wurde im großartigsten Maßstabe ausgesogen. Preußens Bemühungen, den schwer auf Hannover lastenden Druck zu mildern, blieben erfolglos.

Ein bedeutsames Resultat aber hatte die Besetzung Hannovers: die Norddeutschen lernten die Schmach der französischen Zwingherrschaft kennen. „In Norddeutschland", sagt Pertz, „fühlten sich die Männer in Ketten, die Greise sehnten sich aus der Schande hinaus in das Grab. Die Seelen der Kinder bildeten sich im Anblick der in Armuth und Noth hinschmachtenden Eltern, des Uebermuths der feindlichen Soldaten, des Elends des geliebten Vaterlandes zu der Fähigkeit jedes Opfers und erstarkten in einer Stimmung, von deren ernsterem Gehalte spätere, im flachen Genuß aufwachsende Geschlechter keine Ahnung, keinen Begriff haben."



Erschießung des Herzogs von Enghien. Zeichnung von C. Delort.

Da in der ehernen Brust Napoleon's kein menschlich fühlendes Herz schlug, so erkannte er, trotz seiner bedeutenden Geistesgaben, die menschliche Natur in ihrer Tiefe dennoch nicht. „Er tastete", nach dem Ausspruche von Sybel, „allerorten die persönliche Eigenart der Völker an, die sich in Sprache und Sitte, in Neigung und Abneigung ausdrückt, die in der Erinnerung der Kindheit und der Anhänglichkeit an die Heimat wurzelt, welche dem Lebensberufe des Einzelnen und dem Rechte, dem Staate, der Religion der Völker ihre Richtung giebt." — Der Gewaltmensch wirkte zumeist durch Ueberraschung und Mißachtung alles Rechtes. Von jenem Heiligthum in der Menschenbrust hatte der ebenso rücksichtslose wie kluge Despot, „dessen ganzes Dasein die Rechtlosigkeit aller Anderen bedeutet", keine Ahnung. Er sollte eines Tages die Macht desselben kennen lernen.

Erschießung des Herzogs von Enghien. Im Jahr 1804 erachtete Bonaparte die Zeit gekommen, da er es wagen dürfe, sich die Krone aufs Haupt zu setzen. Eine angezettelte Verschwörung mußte ihm den Weg dazu bahnen. Eine Anzahl alter Republikaner und Royalisten, die man als Theilnehmer bezeichnete, wurden eingezogen; aber es waren im Ganzen doch nur wenig bedeutende Leute. Um Ruhe vor neuen Anschlägen zu haben, faßte der erste Konsul den Plan, an einem Prinzen der entthronten Königsfamilie den übrigen Mitgliedern derselben ein abschreckendes Beispiel vor Augen zu führen. Das hervorragendste Glied der Bourbonen war der Herzog von Enghien, Sohn des Prinzen von Condé. Dieser Herr lebte friedlich in einem nahe an der französischen Grenze gelegenen badischen Städtchen. Mitten im Frieden ritten 300 französische Dragoner über die Grenze, nahmen den Prinzen gefangen und führten ihn nach Vincennes. Trotz der Betheuerungen seiner Unschuld und der Bitte um eine persönliche Unterredung mit Bonaparte wurde der unglückliche Prinz in der folgenden Nacht bei Laternenschein im Schloßgarten zu Vincennes erschossen. — Hierauf ließ sich der erste Konsul von den ihm anhängenden Kreaturen des Senates den Kaisertitel anbieten. Er nahm ihn mit den Worten an, „er hoffe, Frankreich werde die Ehre, mit der es sein Geschlecht umgebe, nie bereuen," worauf er „zum Ruhme und zum Heile der Republik" als „Napoleon der Erste" zum Kaiser der Franzosen ausgerufen ward.

Napoleon, Kaiser der Franzosen. Napoleon war nur in dem Sinne Herr der Revolution geworden, daß es ihm gelungen war, die Strömung derselben einzudämmen. Sie gänzlich abzuleiten, dazu hätte selbst ihm die Macht gefehlt; die Erregtheit war bei den Franzosen noch zu groß. Sie hatten vom Zaubertrank des Ruhmes schon zu viel genossen und dabei die Geneigtheit eingebüßt, sich in erster Reihe der Friedensarbeit hinzugeben; noch weniger waren sie gewillt, anderen Völkern Frieden und Besitz zu gönnen. Der zwischen Napoleon und den Franzosen geschlossene Pakt verpflichtete gewissermaßen den Imperator, „seinem Volke" unaufhörlich Gelegenheit zu weiterem Siegesrausche und neuer Beute zu bieten.

Voll tiefsten Ingrimms fragten sich bei dieser Wandlung die alten eingefleischten Revolutionäre, was denn nun Frankreich durch alle die vorhergehenden furchtbaren Erschütterungen gewonnen habe? Unter dem Beile der Guillotine war ein gekröntes Haupt in den Staub gesunken — jetzt erhob sich aus dem Abgrunde der Revolution ein neu gekrönter Despot, der eine Macht übte und mit einer Herrlichkeit sich umgab, wie sie in größerem Maße kein Glied des entthronten Fürstenhauses besessen hatte. Ihm wurden sämmtliche Paläste und Krongüter der Bourbonen übergeben, dazu noch 20 Millionen Francs jährlicher Einkünfte, wogegen er die Rechte der Volksvertreter zu einem Schatten herabdrückte. Seine Brüder, zu kaiserlichen Prinzen ernannt, erhielten ein jeder eine Million Jahreseinkünfte.

Die Gerechtigkeit gebietet jedoch, wie bemerkt, anzuerkennen, daß es dem Imperator überraschend schnell gelang, ein neues Frankreich zu schaffen, demselben Ordnung, Sicherheit und Gedeihen wiederzugeben, und daß seine thatkräftige Hand in Bälde viel verlottertes Wesen und eine Menge Vorurtheile aus dem Wege räumte. — Und seine Nachahmer, die kleinen und großen Fürsten vornehmlich Deutschlands, folgten zu einem Theil seinem Beispiele — meist zum Besten ihrer Unterthanen.

Acht Jahre des Friedens waren für Preußen verflossen, in denen es wol an Umfang und Einwohnerzahl, nicht aber an innerer Kraft und Stärke zugenommen hatte — da zogen von Westen schwere Wetterwolken auf und entluden sich in zermalmenden Blitzen über ganz Deutschland.

Nachdem Napoleon sich im Jahre 1805 zum Könige von Italien proklamirt hatte, hielten die europäischen Großmächte es für unerläßlich, einen weiteren Machtzuwachs Frankreichs zu verhindern, und es vereinigten sich infolge von Englands unermüdlichen Vorstellungen mit diesem Oesterreich, Rußland und Schweden zum Zwecke der Bekämpfung Frankreichs. Schweden brauchte von Napoleon kaum in Anschlag gebracht zu werden, England war nur gefährlich zur See — er hatte es demnach in der Hauptsache auf dem Festlande mit Oesterreich und Rußland zu thun.

Friedrich Wilhelm III. war nicht zu bewegen, der neuen Vereinigung beizutreten. Seine Politik blieb vor Allem darauf gerichtet, seinem Lande, das sich etwas zu erholen begann, die Leiden des Krieges zu ersparen. Aus diesem Grunde ward denn auch die Verbindung mit dem gefährlichen rheinischen Nachbar erneuert und vom Minister von Haugwitz sorgsam gepflegt.

Das Vorwiegen der Friedensliebe des Königs erkannte Niemand besser als der emporgekommene schlaue Soldat, und derselbe wußte aus der Bedachtsamkeit Friedrich Wilhelm's und der Uneinigkeit der großen und kleinen deutschen Machthaber für sich und seine weitausschauenden Pläne Nutzen zu ziehen. Diese Uneinigkeit wach zu erhalten, die Völker aus der Unruhe nicht herauskommen zu lassen, dann die Fürsten einzeln auf seine Seite zu ziehen und etwa Widerstrebende zu zwingen, ihm zu willfahren — darin bestand die Staatskunst Napoleon's, die er mit Glück und Entschlossenheit in Anwendung brachte.

Uebler noch als die Zurückhaltung Preußens war der Umstand, daß die Fürsten und Völker des südwestlichen Deutschlands sich Frankreich zuneigten. Doch nicht die undeutsche Gesinnung dieser Männer allein, auch die Noth hatte ihren Theil an dieser vaterlandslosen Haltung. Ihre Länder grenzten unmittelbar an Frankreich, und sie hatten mehr von des Nachbars Gunst zu hoffen, als von des Deutschen Kaisers Schutz. Namentlich hatte Bayern seit den Tagen des Fürstenbundes Grund genug, gegen Oesterreich Mißtrauen zu hegen. Hiermit sind die Ursachen zu der in der nächsten Folgezeit hervortretenden Bildung des schmachvollen Rheinbundes angedeutet. — Um Preußens Unterstützung buhlten und drängten die zu einer neuen Koalition vereinigten Mächte, während auch Napoleon die Aufforderung an Friedrich Wilhelm richtete, mit ihm ein Schutz- und Trutzbündniß abzuschließen.

Preußen war damals in der That ein begehrenswerther Bundesgenosse. Es zählte, wie schon erwähnt, neuerdings durch Austausch von Land und Leuten verstärkt, im Jahre 1806 über 5670 □Meilen mit mehr als 9 Mill. Einwohnern und verfügte über ein gut einexerzirtes Heer von 150,000 Mann. Diese stattliche Streitmacht beschloß Napoleon in dem bevorstehenden Kampfe für sich auszunutzen. Kommt Zeit — kommt Rath! dachte der Imperator. Zuerst galt es ihm, mit dem streitbaren Bundesgenossen seine Widersacher niederzuschlagen, dann über den Mohren, der seine Dienste gethan, herzufallen. Friedrich Wilhelm durchschaute wol das französische Gaukelspiel — dennoch schwankte er unentschieden hin und her. — Mittlerweile fielen aber die Würfel.

Napoleon im Feldzuge von 1805. Napoleon war seinen Feinden auch diesmal durch raschen Entschluß zuvorgekommen. Statt seine im Lager zu Boulogne anscheinend zu einem Handstreich gegen England gesammelten Scharen an die großbritannische Küste zu werfen, setzt er seine 170,000 Mann Kerntruppen unverzüglich gegen die deutschen Grenzen in Bewegung. Seine Kolonnen überschreiten an mehreren Stellen den Rhein, marschiren ungescheut und ungehindert durch das neutrale Gebiet der preußischen Fürstenthümer Ansbach und Baireuth, den alten Feinden entgegen, und es gelingt Napoleon in meisterhaften Bewegungen, verstärkt durch die Truppen von Württemberg und Bayern, den Feind zu umgehen und die Verbindung der Oesterreicher mit den Russen, die schon bis zum Inn vorgedrungen waren, zu verhindern,

während gleichzeitig eine andere französische Armee in Italien den Oesterreichern auch von dieser Seite her scharf zusetzte. Nach einer Reihe von Erfolgen der Franzosen sah sich Erzherzog Ferdinand von Oesterreich genöthigt, sich nach Mähren zurückzuziehen. General Mack, der sich nach Ulm geworfen, mußte mit seinem ganzen Heere sich Napoleon übergeben (20. Oktober).

Natürlich machte die freche Verletzung preußischer Landestheile durch französische Truppen in Berlin böses Blut, ohne daß man vermocht hätte, sich entschlossen aufzuraffen. Verzweifelt rief damals der geistvolle, tapfere Prinz Louis Ferdinand aus: „Aus Liebe zum Frieden verdirbt es Preußen nach und nach mit allen Mächten!“

Die Königin Luise, nicht minder erregt von der Nachricht der Gebietsverletzung, deren sich der französische General Bernadotte, zu dem Zwecke, die Oesterreicher bequemer im Rücken packen zu können, schuldig gemacht hatte, sagte zu ihrem ältesten Sohne, als er zu seinem zehnten Geburtstage zum ersten Male in Uniform vor ihr erschien: „Ich hoffe, mein Sohn, daß an dem Tage, wo du Gebrauch von diesem Rocke machst, dein einziger Gedanke der sein wird, deine unglücklichen Brüder zu rächen.“

Den Gebieter über halb Europa zum Feinde zu haben, schien Vielen freilich eine bedenkliche Sache. Trotzdem ließ sich aber mit Gewißheit voraussagen, daß die Zeit der Demüthigung auch für Preußen herannahe. Hatte doch nicht viel gefehlt, daß Friedrich Wilhelm III. als der Dritte im Bunde gegen Napoleon aufgetreten wäre. Daß der Kaiser von Rußland seine Truppen den Oesterreichern durch Schlesien zuführen durfte, verdroß Napoleon gewaltig.

Die Mehrzahl der Hofherren empfand freilich die Schmach jener Zeit nicht. Ihrer nicht wenige meinten, mit Napoleon lasse sich am Ende eben so gut auskommen, wie mit Kaiser Franz, dessen Vorfahren seit Jahrhunderten mit Erfolg dem Aufstreben Preußens nur Mißgunst entgegen gebracht hatten. Anders jedoch dachten und sprachen vaterländisch gesinnte, weiter schauende Männer, wie Stein u. A. Sie meinten, der Deutschen erste und oberste Pflicht sei, dem feindlichen Auslande gegenüber getreu zusammenzustehen, in Nord, Ost und West. Daher solle man Oesterreich und Rußland gegen den gewaltigen Mann beistehen, der es doch nur darauf abgesehen habe, einen Nachbar nach dem andern niederzuwerfen und endlich ganz Europa seinem despotischen Willen unterzuordnen. Daß Napoleon sich nicht damit begnügen werde, nur den Kaiser Franz zu demüthigen, das sei leicht vorauszusehen. Wer solle ihn, wenn ihm Jenes gelungen, an weiteren Uebergriffen hindern? Oesterreich, zum dritten Male niedergeworfen, werde sobald nicht wieder daran denken dürfen, mit den Franzosen anzubinden, und in Bezug auf den Zar in Petersburg werde ja von den Russen selbst gesagt: „Verlaßt euch allein auf Gott — der Zar ist weit!“ Entschieden Partei gegen den ehrgeizigen Imperator zu ergreifen, wäre noch immer Zeit gewesen, aber man kam trotz der bedenklichen Lage am Hofe zu Berlin nicht zu einem entscheidenden Entschluß. Eines wurde von den Rathgebern des Königs insbesondere als Entschuldigung für ihr Verhalten im Jahre 1805 vorgebracht: sie betonten immer wieder, daß der damals noch unfertige Zustand des Heeres zu einer friedlichen Politik des Zuwartens dringend mahne.

Da erschienen Erzherzog Anton, des Kaisers Franz Bruder, sowie Alexander I., der Zar von Rußland, in Berlin, um Friedrich Wilhelm zu gewinnen. Alexander forderte den König auf, sich an die Spitze von Deutschland zu stellen; er gelobte ihm, falls er das Schwert gegen Napoleon ziehe, ewige Treue. Und in der Nacht vom 3. zum 4. November 1805 reichten sich die beiden Fürsten in der Fürstengruft zu Potsdam, in Anwesenheit der Königin Luise, über dem Sarge Friedrich's des Großen die Hände, sich gelobend, den gemeinsamen Kampf gegen Napoleon anzuheben und in Treue zu einander zu beharren. Zunächst jedoch kam nur ein geheimer Vertrag zu Stande, durch den Friedrich Wilhelm die Verpflichtung einer bewaffneten Vermittelung zwischen den kriegführenden Mächten übernahm. Er versprach, Napoleon aufzufordern, den zu Lüneville festgesetzten Bestimmungen gemäß zu verfahren. Sei dies nicht bis zum 15. Dezember geschehen, so wolle er der Koalition mit 180,000 Mann beitreten.

Die Kundgebung der Entschließung des Königs an Napoleon ward dem Minister Grafen Haugwitz übertragen.

Schlacht bei Austerlitz. Statt nun, ehe noch ein weiterer Schritt von Napoleon geschehen war, ihm die Willensmeinung Friedrich Wilhelm's vorzuführen, wartete Haugwitz, bis jener bereits bis Wien vorgedrungen war. Napoleon, durch seine Späher von den letzten Vorgängen in Berlin unterrichtet, beeilte sich nun um so mehr, den Russen und Oesterreichern eine Schlacht zu liefern. Es war dies die Schlacht bei Austerlitz, von Napoleon die Drei-Kaiser-Schlacht genannt, weil auf der andern Seite die Kaiser Alexander und Franz bei derselben zugegen waren. Das vereinte österreichisch-russische Heer wurde aufs Haupt geschlagen. Auch in Italien hatten die österreichischen Heerführer unglücklich gegen die Franzosen gestritten. Nun erst erschien Haugwitz mit seinem Anliegen vor Napoleon. Vor der Schlacht hatte ihn Napoleon mit Schmeicheleien überschüttet; jetzt fuhr er gegen ihn barsch auf und behauptete namentlich, Friedrich Wilhelm stehe im Einvernehmen mit den Feinden Frankreichs. Weit davon entfernt, die preußischen Forderungen auch nur in Erwägung zu ziehen, stellte er jetzt vielmehr selbst Forderungen und ließ dem Minister Haugwitz nur die Wahl zwischen Annahme derselben oder Krieg. Napoleon verlangte von Preußen: Abtretung der Fürstenthümer Ansbach-Baireuth an Bayern, des Fürstenthums Neufchatel an Berthier, von Kleve und der Bergischen Lande an Murat, endlich der Festung Wesel an Frankreich; dagegen bot er als Ersatz die hannoverschen Lande, die freilich zur Zeit noch dem Könige von England gehörten. Der eingeschüchterte und völlig rathlose Graf Haugwitz unterzeichnete einen in diesem Sinne abgefaßten Vertrag. Als er mit demselben nach Berlin kam, weigerte sich der König, ihn zu vollziehen. Da traf die Nachricht ein, daß Oesterreich, durch die Noth gedrängt, sich habe entschließen müssen, den Frieden zu Preßburg (26. Dezember 1805) zu unterzeichnen, wodurch dasselbe weitere 4000 □Meilen Landes mit 3 Mill. Einwohnern verlor. Die Folge davon war, daß man in Berlin nicht wagte, den vorläufig von Haugwitz unterzeichneten Frieden gänzlich von der Hand zu weisen.

Besitzergreifung von Hannover. Es ward nun in Berlin beschlossen, Hannover einstweilen „in Verwahrung“ zu nehmen, eine schließliche Entscheidung aber bis zum Frieden zwischen Frankreich und England sich vorzubehalten. Haugwitz begab sich nach Paris, um dem Kaiser diese Auffassung genehm zu machen. Aber die Lage der Dinge hatte unterdessen sich für Preußen um Vieles noch verschlechtert. Die russischen Heere waren in ihre Heimat zurückgekehrt; Oesterreich hatte mit Frankreich Frieden geschlossen. So glaubte Napoleon denn, Preußen Aergeres noch bieten zu können. Er ließ dem Grafen Haugwitz durch seinen Minister Talleyrand erklären, daß er obigen Vertrag, da Preußen ihn nicht sofort definitiv angenommen habe, für erloschen erachte. Dafür legte ihm Talleyrand einen viel schmählicheren Vertrag vor, demzufolge Preußen alle seine Häfen den Engländern verschließen und Hannover unwiderruflich annehmen müsse, und es ward ihm wiederum die Wahl gestellt zwischen augenblicklicher Annahme dieses Vertrages oder Krieg.

Haugwitz unterzeichnete; aber ehe noch der Vertrag in Berlin genehmigt war, besetzte Napoleon schon Ansbach, Neuenburg und Kleve. Trotz der unaufhörlichen Uebergriffe und der Beschimpfung, die Napoleon dem Preußischen Staate zufügte, sah sich Friedrich Wilhelm dennoch gezwungen, den Vertrag zu vollziehen. Auch mußte er der Forderung Napoleon's, den Staatskanzler Graf Hardenberg zu entlassen, nachgeben.

Der Besitznahme Hannovers durch Preußen folgte, wie sich nicht anders erwarten ließ, die offene Feindschaft Englands. Napoleon hatte seine Absicht, die Monarchie Friedrich's des Großen nicht nur zu beschimpfen, sondern sie auch vollständig zu isoliren, erreicht.



Palm's Märtyrertod. Nach Ludwig Burger.

Untergang des alten Deutschen Reiches.

In dem für Oesterreich so unglücklichen Kriege hatten sich, wie wir bereits bemerkten, die Fürsten des westlichen und südlichen Deutschlands durch die Macht der Umstände genöthigt gesehen, sich den Franzosen anzuschließen. Mit seinen Franzosen allein wäre Napoleon schwerlich als Sieger aus dem Kampf bei Austerlitz hervorgegangen — Deutsche hatten ihm helfen müssen, Deutsche zu besiegen.

Ein anderes Geschlecht war aufgewachsen, andere Gedanken schwirrten in den Köpfen der Süd- und Westdeutschen. Von den Völkerbeglückern, den Republikanern und Gleichheitsmachern, erwartete man allerdings nichts mehr, aber um so mehr von dem Wundermanne, den Glück und Verdienst auf den französischen Kaiserthron erhoben. Napoleon galt damals nicht nur als der Hort des neuen Frankreichs, o nein! — eine große Anzahl denkender Männer in ganz Europa sah in ihm den genialen Reformator unseres altersschwachen Welttheiles, und in Deutschland sowie in den ehemals deutschen Landen hielt man ihn für den Mann, der das Reich Karl's des Großen, ein zweites fränkisches Kaiserthum, wieder aufzurichten vermöchte. Ein deutsches Kaiserthum gab es ja nicht mehr, und an ein Wiederaufleben der ehemaligen deutschen Reichsherrlichkeit glaubte Niemand. Kaiser Franz II. selbst, fühlend, daß eine Zeit tiefster Demüthigung für Deutschland unausbleiblich sei, hatte kurze Zeit nach Napoleon's Kaiserkrönung den Titel eines Kaisers von Oesterreich angenommen, überzeugt, daß der Titel „Römisch-deutscher Kaiser“ bald jede Bedeutung verlieren werde. — Der Friede zu Preßburg gab in der That Veranlassung zu gänzlicher Auflösung des tausendjährigen Deutschen Reiches und zur Bildung des Rheinbundes.

Der Rheinbund. Wir haben schon daran erinnert, daß eine Menge wohlmeinender Personen in Deutschland an die Möglichkeit einer Wiedergeburt unseres zum Tode erkrankten Reichskörpers, vom innersten Kerne unseres Volkslebens heraus, nicht zu glauben

vermochte, daß sie dagegen in Napoleon den von der Vorsehung auserkorenen Sendboten sahen, nicht nur die abgelebten Glieder vom Mittelpunkte abzulösen und zu neuen Staatenbildungen zu verwenden, um sie wieder lebenskräftig zu machen, sondern auch ganz Europa frischen Lebensodem einzuhauchen. Sie erwarteten neues Heil von der Aufrichtung einer neuen fränkischen Weltmonarchie und sahen bereits ein goldenes Zeitalter für die Bewohner der Alten Welt anbrechen. Es gab in der That unter allen Schattirungen der Leute von Verstand und politischer Bildung Schwärmer und Phantasten, welche die Erfüllung solcher Träume für nahe bevorstehend hielten. Als nun nach dem Zusammensturze des Deutschen Reiches Oesterreich sich als selbständiges Kaiserreich konstituirte, als man in Preußen an nichts Anderes dachte, als aus dem Schiffbruch für sich zu retten, was zu retten war, da mochte es den übriggebliebenen kleineren und größeren Machthabern in Deutschland als eine nicht abzuweisende Nothwendigkeit erscheinen, sich zu Schutz und Trutz zusammenzuthun. Daß keiner dieser Potentaten sich so leicht freiwillig unter Oesterreichs oder Preußens Fittiche stellen werde, ließ sich voraussehen. Weder der eine noch der andere Großstaat konnte und wollte etwas bieten — das vermochte nur der emporgekommene neue Cäsar, und dieser hatte sich bereits einen Fürstenbund, wie er für Frankreich passen konnte, zurechtgelegt. Es ist ebenso interessant wie lehrreich, an dem Thun eines der hervorragendsten Schleppeträger Napoleon's, der aber zugleich die Bezeichnung als deutscher Patriot für sich in Anspruch nahm, nachzuweisen, wie damals in Deutschland im Verein mit dem Reichsfeinde Politik gemacht wurde — gewissermaßen über den Kopf Derer hinweg, die dabei am meisten betheiligt waren.

Unter Denjenigen, welche sich bemühten, den „Rheinbund" zu Stande zu bringen und wenigstens dem Scheine nach ihm ein deutsches Gepräge zu erhalten, befand sich der letzte Kurfürst von Mainz, Karl Theodor Anton Maria, Reichsfreiherr von Dalberg. Am 19. April richtete er, der damalige Erzkanzler — natürlich, wie er besonders betonte, in „reiner Absicht" — seine vielbesprochene Note an den französischen Gesandten in Regensburg, worin er ausführte: Deutschland befinde sich in einem Zustande von Anarchie, bedürfe der Wiedergeburt, und es werde diese sich herbeiführen lassen durch Wiederaufrichtung des abendländischen Kaiserthums unter Napoleon, als Nachfolger Karl's des Großen. Gleichzeitig schlug er in einem Schreiben an Napoleon die Erhebung Murat's, des mittlerweile zum Großherzog von Kleve-Berg avancirten Schwagers des Kaisers, zum Kurfürsten und die Ernennung des Kardinals Fesch zu seinem eigenen Koadjutor vor; auch hierfür „bezeugte ihm sein Herz die volle Reinheit seiner Absichten". — In der That erreichte er seinen nächsten Zweck. Schon am 6. Mai kam ein Vertrag zwischen ihm und Frankreich zu Stande, der dem Kurfürsten-Erzkanzler „die Integrität seiner Staaten" gewährleistete und ihn verpflichtete, die Ernennung des vorgenannten Kardinals zum Koadjutor zu vollziehen. Fesch, dessen Interessen durchaus in Rom und Frankreich lagen, der Deutschland nie betreten hatte, von seinen Einrichtungen, seiner Literatur, seiner Sprache nicht das Mindeste wußte, sollte nun des deutschen Erzkanzlers Stellvertreter und später selbst Erzkanzler werden! Zum Glück verspürte der Stiefonkel Napoleon's durchaus keine Lust, die ihm zuertheilte Rolle, „die komische Figur des Hauses Bonaparte" darzustellen, auch in Deutschland abzuspielen.

Um so rascher schienen sich die Hoffnungen, welche Dalberg in Bezug auf Wiederaufrichtung eines abendländischen Kaiserthums ausgesprochen hatte, zu verwirklichen. Die Zustände, wie sie seit dem Preßburger Frieden, Ende Dezember 1805, in Deutschland bestanden, waren allerdings völlig unhaltbar. Schon seit April 1806 wurde deshalb in Paris mit Bayern, Württemberg und Baden über eine Verbindung der noch lebensfähig gebliebenen größeren und kleineren Staaten von Süd-, West- und Mitteldeutschland verhandelt. Auch in dieser Beziehung leistete der Kurfürst-Erzkanzler das von ihm Erwartete; er verzichtete auf die Erzkanzlerwürde, ward souveräner Fürst-Primas des Rheinbundes und konnte es sich wohl gefallen lassen, daß seinem bisherigen Besitzstande als Entschädigung für Regensburg, das an Bayern überging, die Reichsstadt Frankfurt a. M. sowie Gebietstheile

der Bisthümer Hanau und Fulda zugesprochen wurden. — „Ich werde fortwährend Alles, was in meinen Kräften steht, thun", schreibt der Großherzog aus Frankfurt, „daß der große Mann, der mich mit seinem Vertrauen beehrt, seiner wohlwollenden Achtung mich würdig finde, und daß mein Eifer für das Wohl Deutschlands sich stets gleich bleibe." Leider war jedoch der französische Machthaber weit entfernt, schwärmerische Halbmänner für dienliche Vorbilder beim Zuschnitt der Verfassung des Rheinbundes zu halten, und als nun Dalberg, auf die Bestimmungen der Rheinbundsakte sich stützend, Napoleon den Entwurf eines Grundgesetzes für denselben vorlegte, das die neue Schöpfung im Wesentlichen nur zu einer Umbildung des alten Reiches geführt hätte, versprach Napoleon zwar eine sorgfältige Prüfung des Vorschlages und bestrebte sich, die nach der Ermordung Palm's (s. unten) und nach anderen Gewaltakten um ihre Selbstherrlichkeit besorgt gewordenen Rheinbundsfürsten zu beruhigen, aber zu einer Anerkennung des vorgelegten Entwurfes vermochte ihn sogar die persönliche Anwesenheit Dalberg's in Paris nicht zu bestimmen. Napoleon wies alle darauf bezüglichen Vorstellungen kurz von der Hand, indem er sagte, die deutschen Angelegenheiten erschienen ihm verwickelter, als er es anfänglich geglaubt hätte. — Das Einzige, was zu erreichen war, war ein Abkommen, wonach die Rangordnung der Staaten im Bundestage nach der Stärke der von ihnen gestellten Kontingente festgesetzt ward — sehr bezeichnend für den Gesichtspunkt, von dem aus der Imperator den Werth seiner Bundesgenossen beurtheilte.

Sechzehn deutsche Fürsten, darunter diejenigen von Bayern, Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt, Frankfurt a. M., Berg, Nassau und die thüringer kleinen Potentaten, hatten zu Paris am 12. Juli 1806 den unnatürlichen Bund mit dem alten Reichsfeind abgeschlossen. Sie erlangten dadurch gänzliche Souveränetät, die Kurfürsten von Bayern und Württemberg den Königstitel, die Herzöge gleichfalls erhöhten Rang. Alle vergrößerten ihren Besitzstand durch Einverleibung der innerhalb desselben gelegenen freien Reichsstädte und der Gebiete der bisher noch unmittelbar gebliebenen Reichsstände. Napoleon erklärte sich zum Protektor des Rheinbundes und verfügte als solcher nun über einen guten Theil der Wehrkraft von Deutschland.

Welche Entschuldigung zu Gunsten der Fürsten des Rheinbundes auch vorgebracht werden kann, immer wird die Thatsache, daß deutsche Fürsten sich auf diese Art förmlich von ihrem Mutterlande lossagten, eines der dunkelsten Blätter der deutschen Geschichte bleiben. Oesterreich trifft die Verschuldung, aber auch Preußen ist nicht von aller Mitschuld freizusprechen. Von Oesterreich war nicht lange zuvor der Versuch gemacht worden, sich Bayern einzuverleiben; in letzterer Zeit begehrte es wenigstens einen Theil desselben. Den kleinen Fürsten am Rhein, Main und Neckar blieb nur die Wahl, ihre Würde niederzulegen und ihre Stammlande zu verlassen, oder sich dem Rheinbunde anzuschließen. Wäre Preußen rechtzeitig so aufgetreten, wie es die Lage erheischte, so hätten sie innerhalb Deutschlands an ihm eine Stütze gefunden. Aber schon mischte Napoleon sein falsches Spiel, das Preußen den Untergang bringen sollte; schon waren seine Helfershelfer dabei, neuen Trug gegen dasselbe zu üben. Napoleon unterhandelte mit England insgeheim wegen Rückgabe Hannovers und dachte an die Entschädigung Preußens durch Ueberlassung von — Russisch-Polen. Ein solches Verfahren erfüllte den König mit dem tiefsten Unwillen. Napoleon wußte ihn dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm rieth, die nördlich vom Main gelegenen deutschen Staaten, entsprechend dem Rheinbunde zu einem Norddeutschen Bunde unter Preußens Schutz zu vereinen, während doch die Vertrauten des Imperators ihr Möglichstes thaten, die Ausführung eines solchen Planes zu vereiteln, ja sich dabei über den künftigen „Kaiser von Norddeutschland" lustig machten.

Rücktritt des Kaisers Franz als Kaiser von Deutschland. Nach Stiftung des Rheinbundes hatte Napoleon erklärt, „daß er ein Deutsches Reich nicht mehr kenne." Nun legte Franz II., der neunundvierzigste der Kaiser Deutschlands, die Würde als Römischer Kaiser nieder. Der Name „Deutschland" war erloschen, das Deutsche Reich lag danieder,

zertrümmert, keiner der drei Theile konnte in Vergleich gestellt werden mit dem ehemaligen Deutschen Reiche, das in früheren Zeiten eine so machtvolle Stellung in Europa eingenommen hatte.

Hätte das Habsburger Fürstengeschlecht von der Zeit der Reformation an, in der des deutschen Volkes lebhaftes Bestreben hervorbrach, sich in nationaler und religiöser Beziehung neu zu gestalten, wahrhaft erkannt, was zu seinem und des Reiches Frieden diente — dem deutschen Volke wäre viel Unheil, dem Kaiserhause die Schmach des Zurücktritts von seiner hohen Würde erspart geblieben! —

Nach der Dreikaiserschlacht war Napoleon der mächtigste Monarch in Europa. Sein Wille war allein entscheidend. Nachdem er von Schönbrunn aus das Königshaus der Bourbonen in Neapel als abgesetzt erklärt hatte, gebot er nun auch über ganz Italien; die Schweiz, Holland und Dänemark waren bereits von ihm abhängig geworden. Nun die machtvollsten Staaten niedergeworfen und seine Verbündeten geworden waren, konnte er ohne weitere Bedenken mit Preußen anbinden. Auf einen Kampf mit demselben war es ja längst abgesehen, und wenn er ihm zeitweise auch Vortheile eingeräumt hatte, so war dies nur in der arglistigen Absicht geschehen, ihn später seinen Arm um so empfindlicher fühlen zu lassen. Der Imperator hatte es nicht vergessen, wie Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander I. am Sarge Friedrich's des Großen sich Freundschaft angelobt und ein Bündniß verabredet hatten, das unter Umständen für ihn hätte gefährlich werden können; er verbarg auch nicht seinen Verdruß darüber, daß der König von Preußen sich nach wie vor weigerte, dem Rheinbunde beizutreten. — In Berlin dagegen begann man bereits den oben erwähnten Länderumtausch ernstlich zu bereuen, zumal die Feindschaft des englischen Hofes und Volkes für den preußischen Handel und auch sonsthin sich von den nachtheiligsten Folgen erwies. Auch war es der preußischen Regierung nicht verborgen geblieben, daß just zur Zeit, in der die Lippen der französischen Sendboten von friedlichen und freundlichen Versicherungen überflossen, Napoleon im Geheimen an England seine oben erwähnten Anerbietungen wegen Rückgabe Hannovers gemacht hatte.

Mußte eine solche Doppelzüngigkeit nicht als eine Schmach empfunden werden? Männer wie Stein, Blücher, Scharnhorst beklagten es laut, daß man den günstigen Zeitpunkt zum Losschlagen versäumt habe. Sie hielten dafür, daß der Kampf gegen Napoleon unvermeidlich geworden sei, und wünschten seinen Beginn je eher, je lieber, da Napoleon's Machtstellung mit jedem Tage gewaltiger ward. — Kurz, es gesellte sich Eines zum Andern, und schließlich blieb es nicht beim Streiten mit Worten und Schriften. Immer mehr ward erkannt, wie kurzsichtig man gewesen, als man Oesterreich in seinem Kampfe gegen den allgemeinen Bedränger nicht beigestanden hatte. Mit Frankreich mußte nun doch ein Kampf, vielleicht auf Leben und Tod, ausgefochten werden. Oesterreich aber lag da — zu Boden geschmettert; England und Schweden hatten sich gegen Preußen erklärt, und die deutschen Fürsten, welche mit Preußen den Norddeutschen Bund hatten bilden wollen, zeigten sich jetzt schwankend. So sah sich denn Preußen allein auf seine Kraft angewiesen, ohne irgend einen Freund als — die geschlagenen Russen.

Der König sah dem unvermeidlich scheinenden Zusammenstoß nicht mit der guten Zuversicht entgegen, wie seine nächste Umgebung es glauben ließ. Nach seiner Ueberzeugung waren die Kräfte des Landes denen Napoleon's, der nun auch noch über die Truppen des Rheinbundes gebot, und dem es außerdem noch gelungen war, ihn in Feindschaft mit England und Schweden zu setzen, nicht gewachsen. Ohne Zweifel entging es ihm auch damals schon nicht, daß die preußische Heeresverfassung den Anforderungen der Zeit nicht mehr entsprach. Der von dem Großen Friedrich geschaffene Mechanismus des Heerwesens bestand noch, aber der Geist, der ihn ins Leben gerufen hatte, und der ihn zu gebrauchen wußte, war nicht mehr vorhanden. Die oberen Befehlshaber waren meist Männer, die nach dem Dienstalter in ihre Stellen gerückt, oder denen sie in Rücksicht auf ihre Geburt zugesprochen

worden waren. Die französischen Truppen dagegen wurden von Männern geführt, die sich allein durch Muth und Kriegserfahrung zu ihren Posten emporgeschwungen hatten. In Preußen hatte die lange Friedenszeit ein liederliches Garnisonleben der jungen Offiziere erzeugt. An hochmüthigen, prahlerischen Reden ließen dieselben es nicht fehlen, aber wie sie sich auf dem Schlachtfelde bewähren würden, war ungewiß. Dazu kam, daß die Gemeinen kein rechtes Vertrauen, keine Zuneigung zu ihren Führern hatten. Während die adligen Herren in Ueberfluß schwelgten, darbten die Gemeinen bei unzureichender Löhnung. Für die gebildeten Kreise aber waren die gewaltigen Weltereignisse schließlich nur noch Gegenstände zeitvertreibender Unterhaltung geworden. Fast schien es, als sollten die Früchte der welterschütternden Staatsumwälzung Frankreichs für unser Vaterland gänzlich verloren gehen — immer mehr wendeten sich die Gebildeten der Nation vom wirklichen Leben und der Hebung des Volkes ab und pflegten in einseitiger Weise fast nur noch schöngeistige Interessen oder wissenschaftliche Bestrebungen, unbekümmert um die Lage des Vaterlandes.

Endlich wagten es doch einzelne Stimmen, zur Wachsamkeit aufzufordern und auf die Schmach, in welche Deutschland versunken war, hinzuweisen. Zu jenen Märtyrern, welche Zeugniß davon ablegten, daß deutscher Sinn und deutsche Ehre noch nicht völlig in der Nation erstorben waren, gehört in erster Reihe der Buchhändler Johann Philipp Palm in Nürnberg.

Die Ermordung Palm's. Im Frühling des Jahres 1806 erschien eine Schrift unter dem Titel: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“. Durch sie wurden Tausende für die Wiedererhebung des Vaterlandes begeistert; überall drängte man sich, jenes Aufrufes habhaft zu werden. Den eifrigen Nachforschungen der französischen Polizei gegenüber konnte als Versender dieser Schrift der Buchhändler Palm in Nürnberg nicht lange verborgen bleiben. — Derselbe ward ohne Weiteres in seiner Vaterstadt von französischen Gensdarmen ergriffen, nach der Festung Braunau gebracht, seinen zuständigen Richtern entzogen, vor ein napoleonisches Kriegsgericht gestellt und, da er den Verfasser der aufregenden Broschüre nicht nennen wollte, auf Befehl des fremden Machthabers, trotz flehentlicher Bitten aus Nah und Fern, am 26. August 1806 erschossen.

Durch diesen unmenschlichen Gewaltakt wollte der Gebieter Frankreichs und Unterdrücker Deutschlands nicht etwa nur einen einfachen Bürger vernichten — o nein! Der Abscheuliche gedachte dadurch das deutsche Schriftthum, die gesammte deutsche Wissenschaft einzuschüchtern, die Denkfreiheit in Fesseln zu schlagen. „In dieser Zeit“, schreibt Schlosser, „ward die Herrschaft Napoleon's über ganz Deutschland, so weit es nicht preußisch war, befestigt. Alle Fürsten huldigten freiwillig, um unbeschränkt zu herrschen; überall waren die eifrigsten Freunde alter Mißbräuche die kräftigsten Stützen der neuen fremden Gewaltherrschaft und die niedrigsten Schmeichler des Mannes, der allenthalben Gewalt für Recht geltend machte.“

Das preußische Volk war bisher von unmittelbaren Gewaltthätigkeiten verschont geblieben. Allein es begann sich in ihm der heftigste Widerwille gegen das Joch zu regen, das von Napoleon den deutschen Brüdern außerhalb Preußens auferlegt worden war. „Der Unwille über den gegen den Buchhändler Palm verübten feigen Justizmord“, sagt Wirth, „trat offen auf. Um denselben feierlich auszusprechen, veranstaltete man sofort allenthalben Sammlungen zur Unterstützung der Familie des Ermordeten, welche die günstigste Aufnahme fanden. Doch seltsam! die Aeußerungen des Unwillens beschränkten sich nur auf die preußischen Staaten und blieben den übrigen Gegenden Deutschlands fremd! Jetzt schon zeigten sich die Einflüsse des Rheinbundes und die Thatsache, daß die dazu gehörigen deutschen Länder eigentlich nur französische Provinzen seien; denn dort vorzüglich herrschte tiefes Schweigen über die verübte Gewaltthat.“



Zimmermann. Tambour. Mineur. Kürassier. Infanterist.
Preußische Truppen im Jahre 1806. Zeichnung von A. Beck.

Der Krieg von 1806.

Die bisher geschilderten Ereignisse waren nur zu sehr dazu angethan, die bisherige friedliche Stimmung im preußischen Volke in eine kriegerische zu verwandeln; man begann mit Ungestüm den Kampf gegen Napoleon zu fordern. Im Berliner Theater wurden kriegerische Stücke am liebsten gesehen, und wenn bei der Vorstellung von Wallenstein's Lager von den Schauspielern das Reiterlied:

„Frisch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!"

gesungen wurde, so stimmten die Zuschauer begeistert ein. Worte, wie die aus der Jungfrau von Orleans:

„Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!"

wurden mit stürmischem Beifallsrufe aufgenommen.

Der Ingrimm gegen den französischen Gewalthaber ging bis in die höchsten Stände hinauf. Die Prinzen Heinrich und Wilhelm, Brüder des Königs, auch Prinz Louis Ferdinand und der Prinz von Oranien vereinigten sich mit Stein und den Generälen Blücher, Rüchel, Pfuel zur Ueberreichung einer Denkschrift an den König, in der sie sich über die Lage des Landes aussprachen und das Aufgeben der Friedenspolitik aufs Dringendste empfahlen. Der König mißbilligte einen solchen Schritt. Die Gründe zu seinem vorsichtigen Verhalten haben wir im vorigen Abschnitt dargelegt. Dazu kam noch, daß in den Beziehungen Napoleon's zu England eine für diesen günstige Wendung eingetreten war. Es war in England die Macht in die Hände des franzosenfreundlichen George Fox

übergegangen, für Napoleon, freilich nur auf eine kurze Zeit, ein großer Gewinn. Was Napoleon gewünscht und erstrebt hatte — die Verfeindung Preußens mit England — war eingetreten. Aller Welt lag es zwar offen vor Augen, daß Preußen sich nur durch Gewalt und Tücke zur Besetzung Hannovers hatte bewegen lassen; dennoch war dies von Fox als ein feindseliger Akt Preußens gegen England aufgefaßt und demgemäß von Seiten Englands eine Kriegserklärung an Preußen (11. Juni 1806) erlassen worden, der alsbald die Wegnahme preußischer Handelsschiffe folgte. Napoleon's Einwirken bei diesem Verfahren war nicht zu verkennen, und seine Handlungsweise war um so nichtswürdiger, als er zu gleicher Zeit seine Unterhandlungen mit den britischen Vertrauenspersonen wegen der Rückgabe Hannovers fortsetzen ließ. Auch ward der König von Schweden, Gustav IV., zu feindlicher Parteinahme gegen Preußen aufgestachelt und ihm eine Gebietsvergrößerung zugesagt. König Gustav, ein starrsinniger Held der Legitimität und Freund der Bourbonen, als Regent gänzlich unfähig, gelüstete es, eine weltgeschichtliche Rolle zu spielen; er begann sogleich seine Feindseligkeiten gegen Preußen und ließ nicht nur die preußischen Küsten blockiren, sondern auch einige Küstenstädte beschießen.

Um Preußen den mit ihm geschlossenen Vertrag annehmbarer zu machen, hatte Napoleon, wie erwähnt, dem Könige gerathen, einen dem Rheinbunde entsprechenden Bund der norddeutschen Staaten zu stiften. Als nun Friedrich Wilhelm daran ging, dies zu versuchen, und zunächst an die Kurfürsten von Sachsen und Hessen eine Aufforderung zum Eintritt in den von Preußen zu bildenden norddeutschen Staatenbund richtete, wurden dieselben durch Drohungen von Seiten Napoleon's bestimmt, ablehnend zu antworten. Den Hansestädten untersagte Napoleon geradezu den Beitritt zu dem Bündniß.

Ein solches Verfahren mußte naturgemäß in allen Kreisen des Volkes die heftigste Erbitterung gegen Napoleon erzeugen, und unverhohlen gab man überall der Mißbilligung über die scheue Zurückhaltung der Regierung Ausdruck, die den Preußischen Staat um Ehre und Ansehen bringen müsse.

Der Unwille der Patrioten richtete sich zumeist gegen Haugwitz. Ihm vor Allem machte man es zum Vorwurf, daß er in gänzlicher Verkennung Dessen, was die Ehre und das Wohl des Landes erfordere, den König in seiner Abneigung gegen den Krieg und in seinem Bestreben, den Frieden um jeden Preis zu erhalten, bestärke. Der Minister vermochte endlich selbst dem allgemeinen Drängen nicht mehr zu widerstehen, und auf seinen Rath wurde denn auch das Heer auf Kriegsfuß gestellt. Nun mußte es der Regierung vor Allem darauf ankommen, das gestörte Einvernehmen mit England wieder herzustellen. Dieses Bestreben wurde dadurch erleichtert, daß eben damals in England nach dem plötzlich erfolgten Tode des Ministers Fox ein Ministerium ans Ruder kam, das die Beziehungen zu Napoleon sofort abbrach. Auch die Feindseligkeiten mit Schweden wurden beigelegt; auf Oesterreich war jedoch bei dessen gänzlicher Erschöpfung durch den kaum beendeten unglücklichen Krieg nicht zu rechnen. Dagegen sagte Rußland seine Hülfe zu.

Dem unvermeidlich gewordenen Kriege sah man in Preußen keineswegs mit Bangen entgegen. Denn nicht die Hofherren allein und etwa die jüngeren preußischen Offiziere oder die alten Haudegen aus den Zeiten des Großen Friedrich sehnten den Krieg herbei, auch ein guter Theil des preußischen Volkes hielt denselben für eine leichte Sache, an deren gutem Ausgang die blinde Menge nicht zweifelte. Solche überspannte Hoffnungen theilten jedoch ruhig denkende Männer nicht.

Der König machte noch einen letzten Versuch zur Erhaltung des Friedens. Es standen noch 150,000 Franzosen auf deutschem Boden; Friedrich Wilhelm verlangte von Napoleon, daß er, als ein Zeichen friedlicher Gesinnung, diese Truppen über den Rhein zurückziehe.

Da Napoleon auf diese Forderung nicht einging, war der Krieg unvermeidlich und wurde am 8. Oktober 1806, nachdem thatsächlich die beiderseitigen Truppen bereits an einander gerathen waren, an Frankreich erklärt. — Nur der Kurfürst Friedrich August von

Sachsen hatte sich, unter dem Drucke der Verhältnisse, Preußen angeschlossen und 22,000 Mann zu dem preußischen Hauptheere stoßen lassen. Preußens anderer Bundesgenosse, der Kurfürst von Hessen-Kassel, verhielt sich in müßigem Zuwarten; er meinte mit seinen paar tausend Mann zeitig genug zu kommen, wenn das Glück seinem Verbündeten sich hold erwiesen!

Die Oberbefehlshaber. Den Oberbefehl über das preußische Heer führte der zweiundsiebzigjährige Herzog Ferdinand von Braunschweig, der sich schon bei dem Waffengange im Jahre 1792 seiner Stellung nicht gewachsen gezeigt, und der es auch danach nicht verstanden hatte, für sich im Heere Vertrauen zu erwecken. Dazu kam noch, daß er mit dem zweiten preußischen Heerführer, dem Fürsten Friedrich Ludwig von Hohenlohe-Ingelfingen, stets in Streit und Hader lebte. Fehlte es der Oberleitung an und für sich schon an Kraft und Einheit, Raschheit und Entschlossenheit, so mußte die hinzutretende Uneinigkeit zu den mißlichsten Folgen führen, als Rathlosigkeit und Verwirrung eintrat.



Tod des Prinzen Louis Ferdinand. Zeichnung von Ludwig Burger.

Immer ersichtlicher trat die Unsicherheit in den Anordnungen des preußischen Oberbefehlhabers, gegenüber der selbstbewußten Kühnheit und Raschheit Napoleon's hervor. Statt ohne Verzug vorwärts zu gehen, um den Franzosen so wenig wie möglich Zeit zu lassen, sich zum Kampfe vorzubereiten, nahm der Herzog seine Stellung in Thüringen in der Gegend von Weimar und Jena. Der Imperator hingegen raffte seine Streitmassen schnell zusammen und rückte in Eilmärschen heran. Seine Absicht ging dahin, die Preußen zu umgehen und sie in der Seite und im Rücken zugleich anzugreifen. — Zuerst gelang es den Franzosen, einen preußischen Heerestheil bei Hof zu überfallen und gänzlich auseinander zu sprengen. Hierauf warfen sich die Sieger auf die Vortruppen der preußischen Hauptarmee.

Tod des Prinzen Louis Ferdinand. Am 9. Oktober empfing Prinz Louis Ferdinand die Nachricht, daß es zu Plänkeleien zwischen den Vorposten gekommen sei. Er brach daher am 10. Oktober mit 6000 Mann gegen Saalfeld auf, um den Feind aufzuhalten.

Es kam zum Kampfe. Dem Heldenmuthe des Prinzen zollen selbst französische Geschichtschreiber Anerkennung. So sagt Thiers: „Der Prinz, in eine glänzende Uniform gekleidet, mit all seinen Orden geschmückt, begab sich in das Getümmel des Kampfes mit einer Tapferkeit, welche seiner Geburt entsprach.“ Fünf Stunden lang rang er rühmlich mit dem fünffach überlegenen Feinde. Noch einmal sprengt er an der Spitze der Seinigen gegen die französische Reiterei. Er wird geworfen — es tritt Verwirrung in den Reihen der Preußen ein, der Strom der Fliehenden reißt ihn mit hinweg. Indem er über einen Zaun setzt, empfängt er eine schwere Wunde. Er befand sich indeß jetzt auf einer Wiese und durfte hoffen, durch die Schnelligkeit des englischen Pferdes, das er ritt, vor dem ihm drohenden Geschick bewahrt zu werden. Da erhält sein Pferd einen Schuß und bricht nach einigen Sätzen zusammen. Der Prinz reißt die Pistolen aus den Halftern, bereit, sich bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen. Seine Uniform verräth dem Feinde, daß man es mit einer hochstehenden Person zu thun habe. Ein Wachtmeister und ein Husar sprengen auf ihn ein. Er schießt auf sie; ein Schuß geht fehl, der andere streift den Husaren. Der Wachtmeister ruft: „General, ergebt Euch!“ — „Sieg oder Tod!“ ruft der Prinz und kämpft zu Fuß gegen die beiden Reiter. Schon blutet er aus mehreren Wunden, da streckt ihn ein scharfer Hieb in den Hinterkopf zu Boden, worauf der Husar ihn durchbohrte.

Wenige Tage vorher hatte der Prinz an eine ihm befreundete Person geschrieben: „Ein Wort gaben wir uns Alle, ein feierliches — bestimmt das Leben daran zu setzen, und diesen Kampf, wo Ruhm und Ehre uns erwartet, oder politische Freiheit und liberale Ideen auf lange erstickt und vernichtet werden, wenn er unglücklich wäre, nicht zu überleben.“ — Des Prinzen Tod, gleich bei Beginn des Krieges, ward von Vielen als eine schlimme Vorbedeutung angesehen, und da infolge dessen die Rathlosigkeit bei den Führern sich noch steigerte, so leisteten auch die preußischen Regimenter nicht das, was man sonst hätte erwarten dürfen.

Jena und Auerstädt. Am 14. Oktober wurde die für Preußen so verhängnißvolle Doppelschlacht bei Jena und Auerstädt geschlagen. Das Hauptheer bei Auerstädt befehligte der Herzog Ferdinand von Braunschweig; eine zweite Armee, die mehrere Meilen entfernt, bei Jena, stand, wurde vom Fürsten von Hohenlohe kommandirt. Der König befand sich beim Hauptheere und setzte sich mit der größten Unerschrockenheit den Gefahren der Schlacht aus. Seine aus dem Hauptquartier heimkehrende Gemahlin vernahm bei ihrer Rückreise aus der Ferne noch den Donner der Schlacht.

Früh um 8 Uhr wurde die preußische Vorhut bei Jena angegriffen. Die Franzosen hatten infolge der Sorglosigkeit der preußischen Oberbefehlshaber eine äußerst günstige Stellung eingenommen; ihre Artillerie wüthete vom Landgrafenberge aus, den rechtzeitig besetzen zu lassen Hohenlohe versäumt hatte, furchtbar in den Reihen des preußischen Heeres. Ein mörderischer Kampf entspann sich, denn muthig hielten die Preußen und Sachsen Stand gegen das Vordringen der Franzosen. Die Sachsen befanden sich sogar eine Zeit lang im Vortheil und schmeichelten sich mit der Hoffnung auf Sieg, falls der erwartete General Rüchel mit seinem Corps rechtzeitig einträfe. Dieser aber langte erst zwischen 2 und 3 Uhr, als der Rückzug bereits unvermeidlich geworden war, auf dem Schlachtfelde an, und so sehr er mit seinen Truppen sich auch anstrengte, durch einen muthvollen Reiterangriff den Kampf wieder zum Stehen zu bringen — es war vergebens. In wilder Siegesfreude drangen die Franzosen vor, und bald artete der in guter Ordnung angetretene Rückzug der Preußen in wilde Flucht aus.

Während dies bei Jena geschah, erlitt das Hauptheer unter dem Herzog von Braunschweig bei Auerstädt eine gleich empfindliche Niederlage. Als hier der Kampf am heißesten wüthete, traf zum Unglück den greisen Oberbefehlshaber eine Kugel, die ihn besinnungslos niederstreckte; keiner der anderen Heerführer war in den Schlachtplan eingeweiht, eine einheitliche Leitung daher nicht mehr möglich, und als nun der Feind, die entstandene Verwirrung benutzend, mit erneuter Heftigkeit zum Angriff vorging, vermochte das sich

selbst überlassene Heer demselben nicht zu widerstehen. Vergebens bemühten sich Prinz Wilhelm, des Königs Bruder, Blücher und andere Heerführer, das Verhängniß abzuwenden: die Franzosen errangen Vortheil auf Vortheil — der Rückzug war unvermeidlich.

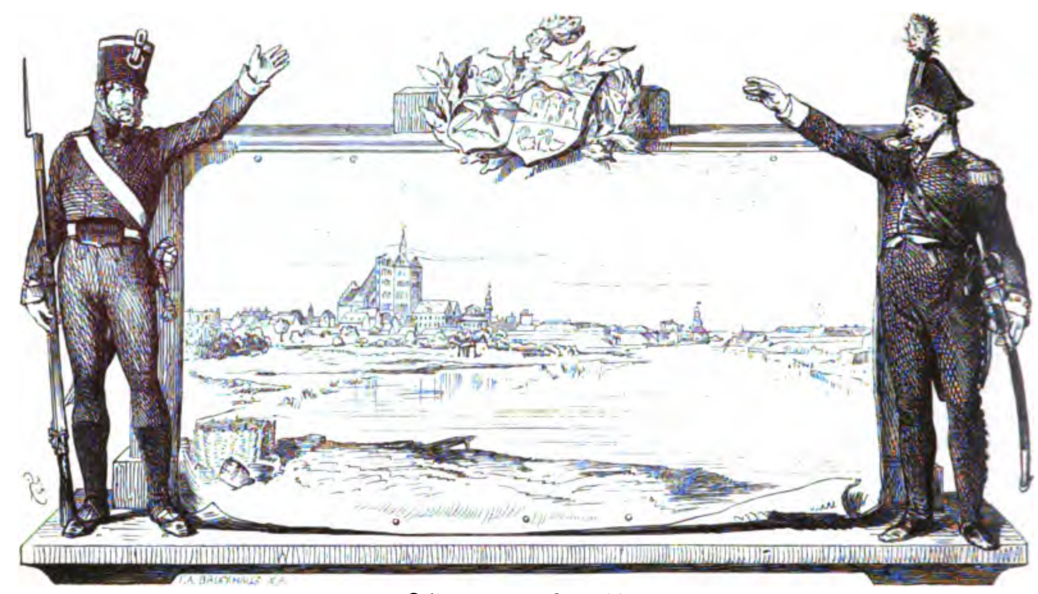
Das preußische Heer war bei Auerstädt geschlagen, aber nicht vernichtet, und der König gedachte daher die Schlacht nur abzubrechen, um sie am nächsten Tage wieder aufzunehmen. Da traf die Nachricht von der gänzlichen Niederlage Hohenlohe's bei Jena ein, und gleichzeitig mit dieser Nachricht erschienen in aufgelösten Haufen die Trümmer des Hohenlohe'schen Heeres in wilder und regelloser Flucht vor dem eifrig nachsetzenden Feinde. Dadurch wurde nun auch das Hauptheer, das bisher in guter Ordnung langsam zurückgewichen war, in die allgemeine Verwirrung mit hineingerissen. So groß der Dünkel und der Hochmuth einer großen Anzahl von Offizieren vor der Schlacht gewesen war, so groß war jetzt die Feigheit und Ehrlosigkeit derselben. Nach allen Richtungen stoben einzelne Scharen vor den ihren Sieg ausbeutenden französischen Kolonnen dahin.

Der größere Theil des geschlagenen preußischen Heeres war, vom siegestrunkenen Feinde verfolgt, Magdeburg zugeeilt, hatte dort die Elbe überschritten und sich dann der unteren Oder zugewendet. Hier eingeholt, mußte sich Fürst Hohenlohe am 28. Oktober mit 12,000 Mann bei Prenzlau den Franzosen gefangen geben. — Auch an anderen Stellen ergaben sich starke Heerhaufen ohne Schwertschlag oft ganz kleinen Abtheilungen des nachsetzenden Feindes. Wacker zeigte sich General von Blücher. Mit etwa 20,000 Mann wandte sich dieser nach der Schlacht bei Auerstädt westwärts, um den westlichen Festungen Hülfe zu bringen, oder wenn das nicht möglich sei, wenigstens einen größeren Theil des französischen Heeres nach sich zu ziehen und dadurch dem preußischen Hauptheer den Rückzug zu erleichtern. Unter fortwährenden Kämpfen mit den verfolgenden Franzosen, durch die sein Heer schließlich bis auf 8000 Mann aufgerieben wurde, erreichte er endlich die Stadt Lübeck, in deren verfallenen Festungswerken er sich, zum Widerstand bis aufs Aeußerste entschlossen, festsetzte. Hier ward er bei einem feindlichen Ueberfall auf ein Haus, in welchem er sich gerade befand, durch einen tapferen Offizier, Clemens Trauttwein von Belle, gerettet, der dafür, als die Franzosen endlich das Haus gestürmt hatten und den General nicht mehr vorfanden, gräßlich massakrirt wurde. — Blücher rettete die preußische Waffenehre, doch mußte auch er nach längerem vergeblichen Widerstande bei Travemünde die Waffen strecken.

Hatte auch die Schlacht bei Jena und Auerstädt in ihrem Verlaufe und mehr noch in ihren unmittelbaren Folgen ein trauriges Bild der Entartung gezeigt, in welche das einst so unüberwindliche preußische Heer, vor Allem dessen Führer, verfallen waren, so war damals noch nicht Alles verloren; aber man gab sich selber auf. „Was hätte nicht Alles geschehen können, was konnte nicht täglich noch geschehen, wenn nicht der Geist des Großen und Edlen so ganz von uns gewichen wäre!“ — so klagte der nachmalige Staatskanzler von Hardenberg in jener Zeit.

Und er hatte Recht. In dem ehemaligen polnischen Oertchen Schönlanke umringte eine Volksmenge während des Pferdewechsels die Wagen der flüchtigen königlichen Familie und verlangte, bewaffnet und gegen den Feind geführt zu werden. Und ein gleich mannhafter Sinn wie in den deutschen Distrikten der östlichen Provinzen gab sich auch in den polnischen kund. Hatten doch im Großen und Ganzen Deutsche und Polen gleiche Ursache, mit der preußischen Verwaltung zufrieden zu sein.

Das Verhängniß nahm weiter seinen Verlauf. Der Antrag auf einen Waffenstillstand, den der König begehrte, wurde von Napoleon verworfen. Um dem Könige die Haupthülfsquelle abzuschneiden, beschloß Napoleon, den Haupttheil seines Heeres durch Sachsen auf Berlin marschiren zu lassen. Während der König den östlichen Provinzen zueilte, zog am 27. Oktober Napoleon unter Kanonendonner und Glockengeläute in Berlin ein.



Kolberg von der Abendseite.

Der Fall der Festungen.

Die Ereignisse, welche im Anschluß an die erlittene Niederlage eintraten, konnten und mußten in der That den Glauben erwecken, als sei die einst so gerühmte altpreußische Tapferkeit zur Fabel geworden. In unerhört schimpflicher Weise wurde eine Zahl von Festungen, die starke Besatzungen hatten und mit Kriegsvorräthen aller Art reichlich versehen waren, zum Theil ohne daß auch nur ein einziger Schuß zur Vertheidigung gethan worden wäre, dem Feinde geöffnet. Schon am Tage nach der Schlacht hatte der Kommandant von Erfurt, der an der Spitze von 8000 Mann stand, diese Festung fast ohne Widerstand übergeben. Noch im Oktober folgten Spandau und Stettin diesem unrühmlichen Beispiele. Auch Küstrin, mit einer Besatzung von 4000 Mann, 240 Kanonen und Mundvorrath auf drei Monate, ward von Oberst von Ingersleben am 1. Nov. ohne Schwertstreich dem Feinde überlassen, obgleich der König dem Kommandanten wenige Tage vorher persönlich noch die ernsteste Gegenwehr empfohlen und Letzterer mit Hand und Mund versprochen hatte, sich pflichtmäßig zu vertheidigen.

Die Muthlosigkeit der meisten Kommandanten war so groß, daß der Anmarsch einzelner französischer Reiterabtheilungen, die auf gut Glück dem Hauptheere voranschwärmten, genügte, um ihnen die Erklärung, die Waffen strecken zu wollen, abzunöthigen. Als Napoleon vernahm, daß sich Stettin mit 6000 Mann, 160 Kanonen und reichen Vorräthen einer Abtheilung leichter französischer Reiterei ergeben habe, schrieb er an Murat: „Da Ihre Husaren Festungen einnehmen, so habe ich nichts mehr zu thun, als mein Geniecorps abzudanken und meine schwere Artillerie einschmelzen zu lassen."

Die Hauptfestung Magdeburg — in derselben befanden sich die Generale von Kleist und von Wartensleben mit noch 19 anderen Generalen an der Spitze einer Besatzung von 24,000 Mann — wurde von dem Kommandanten am 8. November dem Feinde überantwortet, nachdem dessen Sendlinge vorher schon bei ihm gastfreundliche Aufnahme gefunden hatten! Am Tage der Uebergabe hatte man den gemeinen Soldaten — ein Zeichen, daß in ihnen ein besserer Geist lebte, als in den Offizieren — die Patronen abgenommen!

Im Laufe desselben Monats fielen noch außer Hameln die Plassenburg bei Kulmbach und Nienburg in die Gewalt des Feindes. Blos durch die Uebergabe der Festungen geriethen gegen 50,000 Mann in französische Kriegsgefangenschaft. „Wahrlich", ruft Schladen, „die Schmach, womit so viele unserer Offiziere sich bedeckten, ist unter aller Kritik!"

Doch nicht überall befehligten Kleinmüthige und Feiglinge. Die Kommandanten von Neiße und Glatz schlossen mit den Feinden ehrenvolle Verträge ab, und auch in den unteren Odergebieten sowie an der Weichsel zeigte es sich, daß Ehre und Tapferkeit im preußischen Heere nicht gänzlich untergegangen waren. — Wären die Kommandanten der wichtigeren Festungen in gleicher Weise den Geboten der Pflicht und Ehre gefolgt, so wäre Napoleon gezwungen gewesen, bedeutende Truppenmassen zur Einschließung und Belagerung der festen Plätze zu verwenden. Dann hätte man preußischerseits die versprengten Heerhaufen jenseit der Oder zu sammeln, mit neuem Zuzug zu verstärken und den Kampf wieder aufzunehmen vermocht. So war aber Alles verloren — man fühlte sich außer Stande, dem Feinde in den Hauptprovinzen des Staates irgend einen wirksamen Widerstand entgegenzusetzen.

Um diese betrübenden Schilderungen durch ein erhebenderes Bild zu unterbrechen, möge, der Zeit vorgreifend, an dieser Stelle der rühmlichen Vertheidigung der Festungen Kolberg, Graudenz und Danzig gedacht werden.

Kolberg. Der Kommandant von Kolberg war der Oberst von Loucadou, ein alter, abgestumpfter Mann, der zweifellos, wie es von den Kommandanten von Erfurt, Spandau Stettin und Küstrin geschehen war, der ersten feindlichen Aufforderung, die Festung zu übergeben, nachgekommen wäre, wenn ihn nicht die patriotische Bürgerschaft Kolbergs durch ihre Haltung daran gehindert hätte. Die Seele der Bürgerschaft war der alte Nettelbeck, ein Mann erprobten Muthes und bewährter Liebe zu König und Vaterland. In seiner Lebensbeschreibung erzählt Nettelbeck selbst, wie es hier, als ein französisches Corps sich schon auf dem Wege zur Festung befand, bestellt war. „Wall und Graben waren verfallen, von Palissaden war keine Spur. Nur drei Kanonen standen in der Bastion Pommern auf Lafetten und dienten allein zu Lärmschüssen, wenn Ausreißer von der Besatzung verfolgt werden sollten. Alles übrige Geschütz lag am Boden, hoch vom Grase überwachsen, und die dazu gehörigen Lafetten vermoderten in Remisen.“ Das Anerbieten der Bürgerschaft, sich bei den Befestigungsarbeiten und bei der Vertheidigung zu betheiligen, betrachtete der Kommandant als eine unberechtigte Einmischung in militärische Angelegenheiten. „Ich stellte mich dem Kommandanten vor“, heißt es in der Schrift von Nettelbeck weiter, „und eröffnete ihm, daß wir mit Gott entschlossen wären, in diesen bedenklichen Zeitläufen mit dem Militär gleiche Last und Gefahr zu bestehen. Wir ständen im Begriff, uns in ein Bataillon von 700—800 Bürgern zu organisiren, die mit vollständiger Rüstung versehen wären, und bäten um die Erlaubniß, uns vor ihm aufstellen zu dürfen, damit er die Güte hätte, Musterung über uns zu halten, demnächst aber, je nachdem es die Nothwendigkeit geböte, uns zu vertheilen und uns unsere Posten anzuweisen. Unser Wille wäre gut, und wir würden unsere Schuldigkeit thun.“ Das Anerbieten ward mit Hohn zurückgewiesen; endlich, auf wiederholtes Drängen, gestattete der Kommandant der Bürgerschaft, an den verfallenen Schanzen vor der Stadt zu arbeiten. „Was außerhalb der Stadt geschieht“, sagte er, „kümmert mich nicht.“ Und doch war es im Siebenjährigen Kriege gerade dadurch gelungen, den Platz so lange Zeit zu behaupten, daß, wie von Bagensky in seiner „Geschichte des Kolbergschen Infanterieregiments“ nachweist, der Feind durch Feldverschanzungen von der Festung möglichst ferngehalten worden war. War dies dem Kommandanten bekannt, so ist es, will man nicht geradezu verrätherische Absichten bei ihm voraussetzen, unbegreiflich, daß er, wie er sagte, sich nur um das Innere der Festung zu bekümmern habe.

Um diese Zeit fanden sich viele Versprengte in der Festung ein, unter ihnen Leutnant von Schill, der, schwer am Kopfe verwundet, nicht weiter konnte. Schill und Nettelbeck faßten alsbald zu einander Vertrauen; Nettelbeck eröffnete dem patriotischen Offizier sein Herz, und Schill, der sogleich begriff, was hier auf dem Spiele stehe, beschloß, in Kolberg zu bleiben, um auch seinerseits mit allen Kräften dahin wirken zu helfen, daß der Platz dem Könige erhalten bleibe. Noch nicht ganz hergestellt, meldete er sich zum Dienst. Aber es erging ihm wie seinem Gesinnungsgenossen Nettelbeck: sein glühender Eifer für die patriotische Sache erregte

ebenfalls den Mißmuth des Kommandanten. Die Angriffskämpfe hatten aufs Heftigste begonnen. Als Schill einen widersinnigen Befehl auszuführen unterließ, erhielt er Zimmerarrest. Dem alten Nettelbeck wäre es bald darauf beinahe noch übler ergangen.

Die Veranlassung dazu erzählt er in seiner Selbstbiographie folgendermaßen: „Es zogen feindliche Granaten, die geworfen wurden, ihre Bogen, schlugen nicht weit von uns durch die Dächer, platzten und richteten Schaden an. Fast zu gleicher Zeit fuhr eine Bombe kaum zwanzig Schritt vor uns nieder, zersprang, beschädigte aber Niemand. Bei dem Knall sah sich der Kommandant mit etwas verwirrten Blicken unter uns um und stotterte:



Gneisenau. Schill. Nettelbeck.

„Meine Herren, wenn das so fortgeht, so werden wir doch noch müssen zu Kreuze kriechen!“ Mehr konnte er nicht hervorbringen. So etwas sehen und hören ließ mich meiner nicht mächtig bleiben, und ich that einen Schritt, den ich selber jetzt nicht gutheiße. Ich fuhr gegen ihn auf und schrie: „Halt! Der Erste, wer es auch sei, der das verdammte Wort wieder ausspricht von „zu Kreuze kriechen“, der stirbt des Todes von meiner Hand!“ Dabei fuhr mir der Degen, ich weiß nicht wie, aus der Scheide, und indem ich ihn mit der Spitze gegen den Feigling richtete, setzte ich hinzu: „Laßt uns brav und ehrlich sein, oder wir verdienen, wie die Memmen zu sterben.“ Der Landrath Dahlke, mein Nebenmann, faßte mich von hinten und zog mich von Loucadou zurück, während dieser von Anderen verhindert wurde, seine Hände zu gebrauchen, die gleichfalls nach der Klinge griffen.

Seine Zorneswuth kannte keine Grenzen mehr. „Arretiren!" schrie er mit schäumendem Munde, „gleich arretiren! In Ketten und Banden!" Da sich indeß Alles um ihn zusammendrängte, der Landrath aber mich aus allen Kräften von ihm entfernte, so mußte er wol glauben, daß man mich ins Gefängniß davonführe; und so kamen wir einander aus dem Gesichte." Auch Major von Britzke und der nachmalige zweite Kommandant von Waldenfels erklärten, Denjenigen niederschießen zu wollen, der von Ergebung spräche.

Die Absicht des Kommandanten ging in der That dahin, den wackern Nettelbeck vor ein Kriegsgericht zu stellen und am nächsten Tage erschießen zu lassen. Die drohende Haltung der Bürgerschaft jedoch verhinderte die Ausführung dieses Beschlusses.



Courbière in Graudenz.

Schill verließ später, von Thatendurst getrieben, und nachdem er redlich in und um Kolberg das Seine gethan, den Platz, um als Freischarenführer dem Feinde Abbruch zu thun. Bei Naugard brachte er einer französischen Abtheilung eine bedeutende Schlappe bei, in der Nähe von Stargard nahm er durch einen Handstreich den Marschall Victor gefangen, gegen welchen später Blücher, der bei Travemünde in französische Kriegsgefangenschaft gerathen war, ausgelöst ward.

Zum Glück wurde bald nach jenen Vorfällen Neithardt von Gneisenau als Kommandant nach Kolberg gesandt, und damit war Loucadou seines Amtes enthoben. Rührend ist die Schilderung des ersten Zusammentreffens Gneisenau's mit Nettelbeck, von der Letzerer in seiner Schrift berichtet: „Ein freudiges Erschrecken fuhr mir durch alle Glieder; mein

Herz schlug in mir hoch auf, und die Thränen stürzten mir unaufhaltsam aus den alten Augen. Zugleich zitterten mir die Kniee unterm Leibe; ich fiel vor unserm neuen Schutzgeist in hoher Rührung auf die Kniee, umklammerte ihn und rief aus: „Ich bitte Sie um Gottes willen, verlassen Sie uns nicht; wir wollen Sie auch nicht verlassen, so lange wir noch einen Blutstropfen in uns haben; sollten auch alle unsere Häuser zu Schutthaufen werden!“ Der Kommandant hob mich freundlich auf und tröstete mich: „Nein, Kinder, ich werde euch nicht verlassen. Gott wird uns helfen!“ — In Gneisenau fanden die tapferen Truppen und die wackere Bürgerschaft einen neuen, sie mit Vertrauen und Feuereifer erfüllenden Mittelpunkt. „Das Vertrauen, welches Gneisenau bei seinem ersten Auftreten einflößte“, sagt v. Bagensky, „sowie die Kraft, mit welcher er die verschiedenen Vertheidigungsmittel verwendete, waren die schönen Vorboten der ruhmvoll und glücklich durchgeführten Vertheidigung der Festung.“

Graudenz. Gleiche Unerschrockenheit wie diese Männer bewies der dreiundsiebzigjährige General Courbière bei der Vertheidigung von Graudenz. Dieser, ein würdiger Abkömmling einer aus Frankreich ausgewanderten Hugenottenfamilie, war im Jahre 1757 als Ingenieurkapitän aus holländischen in preußische Dienste übergetreten und hatte sich sowol im Siebenjährigen Kriege als auch im Kriege gegen die französische Republik durch Tapferkeit und Umsicht hervorgethan. — Seine Lage als Kommandant von Graudenz war eine außerordentlich bedrohte, da nicht nur die Belagerung durch gewaltige Mittel unterstützt wurde, sondern auch in dem polnischen Theile der Besatzungstruppen sich meuterische Gesinnungen kundgaben. Dennoch verzagte der alte Soldat nicht. Als ihm von den Belagerern die (falsche) Nachricht überbracht wurde, der König von Preußen habe seine Staaten verlassen, daher eine preußische Monarchie nicht mehr vorhanden sei, entgegnete unerschüttert der Held: „Giebt es keine preußische Monarchie mehr — gut, so bin ich König von Graudenz!“

Der **Vertheidigung Danzigs** haben wir gleichfalls rühmlich zu gedenken. Kommandant dieses Platzes war der durch seltene Eigenschaften des Geistes und Herzens ausgezeichnete Graf Kalkreuth, der, wie Courbière, sich schon unter Friedrich dem Großen hervorgethan und unter Friedrich Wilhelm II. neue Kriegslorbern erworben hatte. Er hielt trotz der Uebermacht des Feindes und der Furchtbarkeit der Angriffe tapfer Stand. Lediglich Mangel an Munition nöthigte ihn endlich im Mai 1807 zu einer ehrenvollen Kapitulation. Unter klingendem Spiele und mit allen kriegerischen Ehren verließ er mit seinen Truppen die Festung.

Doch verfolgen wir nach dieser vorgreifenden Schilderung den weiteren Verlauf der Ereignisse. Voll freudiger Siegeshoffnung hatte man in Berlin nach dem Ausrücken der Truppen auf Nachrichten von glänzenden Erfolgen des preußischen Heeres gewartet. Um so schmerzlicher war daher die Enttäuschung und um so größer die Bestürzung, als Anfangs gerüchtweise, bald aber immer bestimmter die Nachricht nach Berlin gelangte, die Franzosen hätten bei Jena und Auerstädt glänzend gesiegt, das preußische Heer befände sich in wilder Flucht und der Feind rücke in Eilmärschen der Hauptstadt entgegen. Allerdings fehlte es auch in Berlin nicht an muthigen jungen Leuten; schon beim ersten Gerücht von der Niederlage der Preußen wurde der Gouverneur der Stadt, ein Herr von Schulenburg, von den Bürgern aufgefordert, die Bildung einer Bürgergarde zu gestatten, da die kriegstüchtige Jugend Berlins mit Freuden bereit sei, zum Kampfe gegen den siegreichen Feind sich zu bewaffnen. Aber Schulenburg wies eine solche Zumuthung ohne Weiteres ab und erließ, als die Unglücksnachricht sich bestätigte, am 18. Oktober jenes vielgenannte Manifest, durch welches er eine so traurige Berühmtheit erlangt hat: „Der König hat eine Bataille verloren; jetzt ist Ruhe die erste Bürgerpflicht.“ Darauf übergab er sein Amt an den an Gesinnung ihm ähnlichen Fürsten Hatzfeld und verließ, von der aufgeregten Bevölkerung verwünscht und kaum thätlicher Mißhandlung entgehend, die Stadt, deren Wohl in seine Hände gelegt war. Der neue Gouverneur schritt nun zwar zur Bildung einer Bürgerwehr, aber er ertheilte ihr den gemessenen Befehl, beim Anrücken des Feindes sich aller Thätlichkeiten zu enthalten.

Seine Kopflosigkeit war so groß, daß nicht einmal die ansehnlichen Kriegsvorräthe und der werthvolle Inhalt der Zeughäuser beiseite geschafft wurden; kaum gelang es dem energischen Eingreifen des Freiherrn von Stein, wenigstens die königlichen Kassen in Sicherheit zu bringen. Alles Uebrige fiel den Franzosen in die Hände. Wenn die höheren und höchsten Beamten, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, der Bürgerschaft mit einem so schlechten Beispiele vorangingen, so war es nicht zu verwundern, wenn auch bei dieser der anfänglich gezeigte Eifer bald nachließ und gänzlicher Muthlosigkeit und Gleichgiltigkeit Platz machte. Fehlte es doch, als endlich die Franzosen in die Stadt eingezogen waren, selbst nicht an Solchen, die, Verrath übend an der Sache des Vaterlandes, sich zu Spionen und Angebern für die Sieger hergaben und in schnöder Gewinnsucht diesen über vorhandenen und von pflichttreuen Beamten verborgenen Staatsbesitz Meldung machten.



Graf Kalkreuth in Danzig.

Napoleon in Berlin. Schon am 27. Oktober, dreizehn Tage nach der Schlacht von Jena, hielt Napoleon, von Potsdam kommend, wo er die Schlösser und das Grabgewölbe Friedrich's des Großen besucht hatte, seinen Siegeseinzug in die preußische Hauptstadt. Der Einzug geschah durch das Brandenburger Thor, auf dem die Victoria mit dem Viergespann prangte. Dieses Kunstwerk sowol als Kunstschätze anderer Art, unter ihnen der Degen, der Ringkragen und das große Ordensband Friedrich's II., wanderten sammt den eroberten Fahnen als Siegeszeichen nach Paris. In der Kunstkammer hausten französische Generäle wahrhaft vandalisch, indem sie aus einzelnen Kunstwerken edle Steine ausbrachen, andere ihrer Goldzierrathen beraubten und sie dabei verstümmelten. Im Uebrigen wurde die Stadt vom Feinde mit Schonung behandelt. Man ließ sogar die Bürgergarde bestehen und verstattete der Bürgerschaft eine Art von Selbstverwaltung; alle Beamten, soweit sie nicht durch

ihre Thätigkeit und ihr Auftreten den besonderen Zorn des Siegers auf sich geladen hatten, wurden in ihren Stellungen belassen, mußten sich freilich aber verpflichten, den Befehlen des französischen Gouverneurs, des Generals Hullin, unbedingt Folge zu leisten und die französischen Militärbehörden in ihren Requisitionen und dergleichen rückhaltlos zu unterstützen. Man sieht daraus, daß nicht Gründe der Menschlichkeit Napoleon bei seinem Verfahren bestimmten. Er wollte sich des mit den Verhältnissen der Stadt und des Landes vertrauten Beamtenheeres bedienen, um mit dessen Hülfe die ungeheuren Requisitionen, die er Preußen auferlegte, möglichst leicht einzutreiben, ohne französische Beamte, die naturgemäß auf große Hindernisse gestoßen sein würden, dazu heranziehen zu müssen.

Friedrich Wilhelm hatte sich mit seiner Gemahlin nach Königsberg begeben. Napoleon, der jetzt ganz Norddeutschland als zu seinen Füßen liegend betrachtete, schwang die Geißel schonungslos über Alle, die seinen Zorn erregt hatten. Das dem Hause Oranien gehörende Fulda, sowie Braunschweig erklärte er als an Frankreich verfallen, Ostfriesland mit Jever und das Herzogthum Oldenburg überließ er dem Könige Ludwig von Holland, die in Westfalen liegenden streitigen Abteien seinem Schwager Murat, dem Großherzog von Berg. Der Kurfürst von Hessen, welcher erklärt hatte, sich in dem Kampfe neutral halten zu wollen, sollte dafür büßen. Napoleon erkannte dessen Beweggründe ganz richtig — er nannte ihn einen Feind Frankreichs, der, wenn die preußischen Waffen siegreich gewesen wären, sich mit Preußen verbunden haben würde. Der Bedrohte suchte sein Heil in der Flucht. Der Kurfürst von Sachsen dagegen wußte sich, obgleich seine Truppen gegen Napoleon gekämpft hatten, die Schonung des Siegers zu gewinnen. Napoleon gab die sächsischen Gefangenen frei, schloß mit dem Kurfürsten Frieden, und dieser trat mit dem Titel eines Königs in den — Rheinbund, womit er zugleich die Verpflichtung übernahm, 20,000 Mann für Frankreich zu stellen. Gleichwol mußte die Leipziger Kaufmannschaft dafür, daß sie gegen den Willen Napoleon's mit England Handelsgeschäfte getrieben hatte, 1 1/2 Mill. Francs zahlen; außerdem büßte das Land den Irrthum seines Fürsten mit 10 Mill. Thalern Kriegssteuern. Der Herzog von Weimar, der als preußischer General gegen Napoleon gefochten hatte, erhielt sein Land wieder. — Am schwersten hatte der tödlich verwundete Herzog Ferdinand von Braunschweig die Rache des Siegers zu empfinden. Napoleon erklärte, ihn nicht als einen Reichsfürsten, sondern nur als einen preußischen General behandeln zu wollen. Der Todtkranke begab sich auf die Flucht, auf der ihn — in Altona — der Tod ereilte.

Welche Stimmung am Hofe Friedrich Wilhelm's herrschte, zeigt ein Schreiben des Freiherrn von Schladen, in welchem es heißt: „Leider habe ich Gelegenheit gehabt, zu vernehmen, daß alle die Personen, welche in diesem Augenblick auf die Entscheidung unseres Herrn Einfluß haben können, sich sehr wenig vom Erfolge eines längeren Widerstandes versprechen, und daß ohne irgend eine Ausnahme Alle geneigt sind, dem Könige zu rathen, sich allen, selbst den härtesten Bedingungen Frankreichs zu unterwerfen!!"

Es wurden von Seiten der preußischen Regierung Friedensverhandlungen eingeleitet, und der König genehmigte unter dem 27. Oktober folgende von Napoleon gestellte Forderungen: Zahlung von 25 Millionen Thalern und Verzichtleistung auf jede fernere Einmischung in die deutschen Angelegenheiten. — Aber Napoleon zögerte seinerseits mit der Unterzeichnung, da er meinte, Größeres fordern zu können. Da nun Schlag auf Schlag neue überraschende Nachrichten von den Erfolgen seiner Generäle und der feigen Uebergabe aller wichtigen Festungen des Staates eintrafen, erklärte er: „Die Herrschaft desjenigen Gesetzes, das den Regierungen theurer sein müsse als das geschriebene Recht, die Rücksicht auf das allgemeine Wohl, entbinde ihn seines früheren Wortes." — Dagegen schlug er bald darauf einen für Preußen schimpflichen Waffenstillstand vor. Friedrich Wilhelm verwarf ihn und beschloß, den Anzug der Russen zu erwarten. Es ward nun Gericht über die treubrüchigen Festungskommandanten gehalten. Einer derselben, der Oberst von Ingersleben, wurde zum Tode durch Pulver und Blei verurtheilt, die Uebrigen kamen mit Kassation davon.

Der König hatte jetzt die Schäden erkannt, an welchen das einst so tüchtige preußische Heer zu Grunde gegangen war. In einer darauf bezüglichen Kabinetsordre legte er diese schonungslos bloß und deutete in strengen Worten mittels Armeebefehl darauf hin, daß er entschlossen sei, mit eiserner Hand hier einzugreifen und die nothwendige Umwandlung des Heeres zu bewirken. Die traurigen Ereignisse der nächsten Monate verhinderten zunächst die Ausführung; erst nach dem Frieden von Tilsit konnte dieselbe unter Mitwirkung von Männern wie Scharnhorst, Stein und Gneisenau erfolgreich in Angriff genommen werden.

Die Monarchie Friedrich's des Großen für immer in die Reihe der Staaten zweiten Ranges zurückzustoßen, war jetzt der feste Wille Napoleon's. Um dieses Ziel zu erreichen, schien es ihm eben so nothwendig wie das Behaupten der Schlachtfelder, die Hingebung an das Königspaar in den Herzen des Volkes zu zerstören. Dazu wählte er den Weg niedrigster Verleumdungen, die in dem „Telegraphen", einer unter der Herrschaft der Franzosen erscheinenden Zeitung, täglich in die Welt geschleudert wurden; namentlich verfolgte er die schöne, unglückliche Königin in einer Weise, die selbst der Geschichtschreiber Thiers als eine seines Helden unwürdige tadelt. Napoleon konnte es der edlen Frau nicht vergessen, daß sie von jeher die Seele der Frankreich feindlichen Partei in Preußen gewesen war, daß sie am eigenen Hofe sowie an den Nachbarhöfen unablässig dahin gewirkt hatte, ein gemeinsames Auftreten gegen den französischen Eroberer zu Stande zu bringen.

Um Rußland zu treffen, rief Napoleon die Polen zu den Waffen. Er spiegelte dem unglücklichen Volke vor, ihm seine Selbständigkeit wieder verschaffen zu wollen. Die Zeit der Erlösung aus der Knechtschaft, sagte er, sei für Polen gekommen, darum solle es zum Schwerte greifen. Daß es ihm mit diesem Versprechen nicht Ernst war, sollte das polnische Volk viel zu spät erfahren. Kosciuszko durchschaute die welsche Tücke und lehnte eine Betheiligung ab. Dennoch wurde ein mit seinem Namen unterzeichneter Aufruf verbreitet. — Polen erhob sich, am 28. November zog Murat, am 13. Dezember Napoleon unter großem Jubel in Warschau ein. Außerdem war es Napoleon gelungen, Rußland in einen Krieg mit den Türken zu verwickeln. Es erfolgte indeß doch die Vereinigung des russischen Zuzuges mit den Preußen, und bald vernahm man von Zusammenstößen kleinerer Heerhaufen.

Pultusk und Eylau. Am 26. Dezember wurde die Schlacht bei Pultusk (am rechten Ufer der Narew) geschlagen, in der die Russen unter ihrem Befehlshaber Graf Bennigsen das Schlachtfeld behaupteten. Nach mehrwöchentlicher Waffenruhe bedrohten die Franzosen Königsberg, was den russischen Heerführer bewog, eine neue Schlacht anzunehmen. Das russisch-preußische Heer zählte 70,000, das Heer Napoleon's 90,000 Mann. Es kam bei Preußisch-Eylau (am 7. und 8. Februar 1807) zur Schlacht. Am 7. Februar wurde mit abwechselndem Glücke um den Besitz von Eylau gekämpft. Unter dichtem Schneegestöber begann am folgenden Tage aufs Neue der Kampf, der unerhört blutig war. Die Preußen fochten (unter L'Estocq) mit der von früher gewohnten Tapferkeit. Nicht weniger als 40,000 todter und verwundeter Russen, Preußen und Franzosen deckten am Abende das weite Todtenfeld. Auf beiden Seiten behaupteten die Führer, den Sieg errungen zu haben. Mit Sicherheit kann angenommen werden, daß die Verluste des französischen Heeres größer waren, als die der Russen und Preußen. Doch war die Erschöpfung hier wie dort so groß, daß die Feldherren es für unerläßlich hielten, die Heere zurückzuführen, um sie zu ergänzen.

Wie es seine Art war, sandte Napoleon auch diesmal einen pomphaften Siegesbericht nach Paris, indeß die Patrioten in Deutschland durch die der Wahrheit mehr entsprechenden Nachrichten, welche sie über die Schlacht empfingen, mit neuen Hoffnungen belebt wurden.

Der König hatte sich mit seiner Familie nach der östlichsten Grenzstadt seines Landes, nach Memel, zurückgezogen. Es wurde wieder ein gutes Vernehmen mit England zu Stande gebracht, und der Verzichtleistung von Seiten Preußens auf Hannover folgte am 28. Januar 1807 ein Frieden zwischen Preußen und England. Um Preußen von Rußland zu trennen, machte Napoleon dem Könige jetzt Friedenserbietungen.

Friedrich Wilhelm lehnte jedoch die ihm gemachten Anerbietungen ab und hielt somit seinem Verbündeten, dem Kaiser von Rußland, Treue und Glauben.

Indeß waren neue erschütternde Nachrichten in Memel eingegangen. Der Statthalter von Schlesien, Graf Hoym, hatte erklärt, Widerstand sei vergeblich, ja unmöglich. Unter solchen Umständen wurden von feigherzigen Kommandanten die Hauptplätze Breslau, Glogau, Schweidnitz und Brieg dem Feinde überliefert. Neiße dagegen ergab sich erst, als alle Mittel der Vertheidigung erschöpft waren. In Kosel herrschten schwere Krankheiten unter der Besatzung, auch fanden unter dem polnischen Theile derselben Meutereien statt; dessenungeachtet hielt der tapfere Kommandant Neumann die Festung. Als ihn das Fieber dahingerafft hatte, trat v. Puttkammer, ein Kriegsmann von gleicher Tüchtigkeit, an seine Stelle. Ebenso tapfer ward Glatz vertheidigt. Erst als in beiden Festungen die Lebensmittel zu Ende gegangen waren und ein neuer Feind, der Hunger, sich als Bundesgenosse dem äußeren Feinde zugesellt hatte, knüpften die Kommandanten Unterhandlungen wegen Uebergabe an; die zweite Hälfte des Juli wurde als die Zeit angesetzt, in der sie, wenn keine Hülfe komme, dem Feinde die Thore öffnen wollten. Ehe die festgesetzte Frist abgelaufen war, war aber der Friede geschlossen und die beiden Festungen blieben dem Könige erhalten. Das in Felsen gehauene Silberberg, dem der jungfräuliche Kranz noch bis zum heutigen Tage nicht geraubt worden ist, hatte sich gar nicht in Verhandlungen eingelassen. — In Pillau befehligte der fünfundsiebzigjährige Oberst Hermann. Er weigerte sich, die an sich unbedeutende Festung zu übergeben, ließ seine wenigen Soldaten um sich herumtreten und einen Sarg in ihre Mitte stellen. „Kameraden", redete er sie an, „lebendig übergebe ich die Festung nicht! Hier ist mein Sarg; wer mich überlebt, wird meine Knochen wol hineinlegen. Wer ein braver Preuße ist, wiederhole mit mir den Schwur: „Preußen oder Tod!" — Alle schwuren. — Die Feste hielt sich 51 Tage; nach einem ehrenvollen Uebereinkommen durfte die Besatzung mit klingendem Spiele abziehen. Mittlerweile war die Entscheidung über Preußen gefallen.

Durch die mit Eifer betriebenen Rüstungen auf beiden Seiten wurden die Streitkräfte der Russen und Preußen auf 120,000, die Napoleon's auf 200,000 Mann gebracht. Der Kaiser Alexander machte dem Könige einen Besuch in Memel. Alexander, edler Regungen fähig, aber von Charakter schwach, sagte dem Könige bei dieser Gelegenheit mit Thränen in den Augen: „Nicht wahr, Keiner von Beiden fällt allein? Entweder Beide zusammen, oder Keiner von Beiden!" — Es kam nun zwischen beiden Herrschern der Vertrag von Bartenstein (25. April 1807) zu Stande, dessen Hauptbestimmungen folgende waren: Wiederherstellung Preußens, Auflösung des Rheinbundes, gemeinsame Leitung Deutschlands durch Preußen und Oesterreich und Feststellung seiner Länderverhältnisse.

Heilsberg und Friedland. Anfang Juni ging Napoleon wieder vor, und es kam bei Heilsberg zu einem hartnäckigen, aber nicht entscheidenden Treffen, bei dem eine Abtheilung Preußen mit außerordentlicher Tapferkeit kämpfte. Zwei Schwadronen Prittwitz-Husaren unter der Führung ihres tapferen Majors von Cosel hieben ein ganzes französisches Infanterieregiment zusammen. Die Russen behaupteten an diesem Tage, hauptsächlich, wie russische Kriegsmänner selbst zugegeben haben, infolge jenes heldenmüthigen Eingreifens der preußischen Reiterei das Schlachtfeld. Durch geschickte Truppenbewegungen gelang es indeß dem französischen Kaiser, die Preußen von den Russen zu trennen, und nun stürzte er sich auf die Letzteren und erfocht über sie bei Friedland (14. Juni) einen so entscheidenden Sieg, daß die Trümmer des geschlagenen Heeres nach allen Richtungen aus einander stoben.

Auf beiden Seiten war mit der größten Tapferkeit und Erbitterung gekämpft worden. Nach Napoleon's eigenen Angaben betrugen die Verluste des französischen Heeres 12,000 Mann; noch größer dagegen waren die Verluste der Russen, die nach ihrer Niederlage sich in wilder Unordnung auf die russische Grenze zurückzogen, die wenigen preußischen Festungen, welche noch nicht in der Gewalt des Feindes waren, ihrem Schicksal überlassend.



Zusammenkunft der beiden Kaiser auf dem Memelstrom. Zeichnung von F. Lix.

Selbst Königsberg, die zweite Hauptstadt des Landes, zu halten, schien nach der Schlacht bei Friedland unmöglich. Zwar hatten die Russen schleunigen Entsatz zugesagt, aber der Kommandant General Rüchel sah die Unmöglichkeit der Ausführung ein. So wollte er dem Könige wenigstens die ziemlich zahlreiche Besatzung erhalten und verließ deshalb mit dieser

die Festung, in welche schon am 16. Juni die siegreichen Franzosen unter Marschall Davoust ihren Einzug hielten.

„Wir stehen auf dem Punkte“, schrieb die Königin an ihren Vater, „das Königreich zu verlassen. Bedenken Sie, wie mir dabei ist; doch bei Gott beschwöre ich Sie, verkennen Sie Ihre Tochter nicht! Glauben Sie ja nicht, daß Kleinmuth mein Herz beugt. Zwei Hauptgründe habe ich, die mich über Alles erheben: der erste ist der Gedanke, wir sind kein Spiel des blinden Zufalls, sondern wir stehen in Gottes Hand, und die Vorsehung leitet uns — der zweite, wir gehen mit Ehren unter.“ —

Nachdem die Franzosen Königsberg und Tilsit besetzt hatten, gingen die Heere der Preußen und Russen hinter den Niemen zurück. Das ganze Land mit Ausnahme einiger Grenzfestungen befand sich in der Gewalt des Feindes. Die Hülfe der Russen hatte Preußen bisher kein Heil gebracht; wol aber hatten sie in Preußen wie im Feindeslande gehaust. Je mehr sich nun die Franzosen der russischen Grenze näherten, desto größer ward bei Alexander die Besorgniß, der Krieg könne demnächst schon auf das Gebiet seines Reiches übertragen werden. Um Zeit zur Ueberlegung zu gewinnen, drang er auf einen Waffenstillstand. Ein solcher ward bald darauf von den Russen, dann von den Preußen mit dem Gegner abgeschlossen.

Zusammenkunft von Alexander und Napoleon. Napoleon war nun bestrebt, den Herrscher Rußlands für sich einzunehmen, und dies gelang ihm leider nur zu gut. Der wenig charakterfeste und äußeren Einflüssen leicht zugängliche Kaiser Alexander, der sich von den Schmeicheleien des ersten Kriegsmannes seiner Zeit, sowie durch die Aussicht auf die Besitznahme Finnlands und der Donauprovinzen gefangen nehmen ließ, vergaß der dem Könige Friedrich Wilhelm gemachten feierlichen Zusage, und es ward zwischen ihm und Napoleon eine Zusammenkunft verabredet. Dieselbe fand am 25. Juni zu Tilsit auf der Mitte des Memelstromes auf einem Floße statt. Die beiden Kaiser umarmten sich und ließen es an Freundschaftsäußerungen mancher Art nicht fehlen. An der nächsten Zusammenkunft nahm auch Friedrich Wilhelm Theil. Napoleon forderte von Alexander die Entlassung des Ministers Budberg und von Friedrich Wilhelm die des Ministers Hardenberg. Diese beiden Männer hatten den preußisch-russischen Vertrag von Bartenstein unterzeichnet. Da ihre Entlassung sogleich ausgefertigt ward, so war damit die Beseitigung jenes Vertrages ausgesprochen.

Frieden von Tilsit (7. Juli 1807).

Trotz des Unglücks, das ihn betroffen, bewahrte Friedrich Wilhelm unerschütterlich seine königliche Würde. Napoleon, der gewohnt war, daß man ihm schmeichle, fühlte sich durch die ungewohnte Haltung des Königs verletzt. „Es war dem Könige“, schreibt Hippel, „nicht möglich, zu heucheln, daher er auch seinen persönlichen Unmuth gegen Napoleon nicht verbarg.“ Auch Thiers erkennt an, „daß der König sich in keiner Weise vor dem Sieger erniedrigt habe.“

An den folgenden Friedensverhandlungen zu Tilsit nahm Friedrich Wilhelm persönlich Theil. Der Umstand, daß Napoleon sich vollständig als Sieger fühlte, der Haß, der ihn gegen Preußen und sein Königshaus erfüllte, erschwerten das Zustandekommen des Friedens. Die französischerseits aufgestellten Friedensbedingungen schienen Friedrich Wilhelm ganz unerträglich. Patriotische Männer in der Umgebung des Königs waren der Meinung, die Gegenwart der Königin in Tilsit könne vielleicht dahin wirken, Napoleon in seinen Forderungen milder zu stimmen. Die Königin ließ sich zu der Reise bewegen. „Welche Ueberwindung es mich kostet“, schrieb sie, „das weiß Gott! Denn wenn ich gleich den Mann nicht hasse, so sehe ich ihn doch als Den an, der den König und sein Land unglücklich gemacht. Seine Talente bewundere ich, aber seinen Charakter, der offenbar hinterlistig und falsch ist, kann ich nicht lieben. . . . Doch das Schwere wird einmal von mir gefordert, Opfer zu bringen bin ich gewohnt.“

Bei der Zusammenkunft zwischen der Königin und Napoleon richtete Letzterer die in geringschätzendem Tone gesprochene Frage an die Fürstin: „Aber wie konnten Sie Krieg mit

mir anfangen?" — „Sire", antwortete die Königin mit Würde, „dem Ruhme Friedrich's war es erlaubt, uns über unsere Kräfte zu täuschen, wenn anders wir uns getäuscht haben."

Thiers sagt über diese Zusammenkunft: „Die Stärke des Charakters und des Geistes dieser Fürstin machte sich in der Unterhaltung bald fühlbar, so daß selbst Napoleon dadurch in Verlegenheit gesetzt wurde. Er achtete jedoch darauf, während er sich in Beweisen der Achtung und Artigkeit gegen sie erschöpfte, sich kein einziges Wort entschlüpfen zu lassen, welches ihn hätte binden können. Sie errieth die Taktik ihres mächtigen Gegners, und sie beklagte sich lebhaft, „daß er sie scheiden sähe, ohne eine Erinnerung in ihrem Herzen zurücklassen zu wollen, die ihr gestatte, mit der Bewunderung für den großen Mann auch eine unauslöschliche Dankbarkeit gegen den großmüthigen Sieger zu verbinden."

Talleyrand, welcher bei der Unterredung zugegen gewesen war, fürchtete, der Eindruck, den die geistvolle, edle Königin sichtlich auf Napoleon gemacht hatte, könne denselben möglicherweise bestimmen, seine Forderungen zu mäßigen. Daher sagte er gleich nach der Zusammenkunft zu ihm: „Sire, soll die Nachwelt sagen, daß Sie einer schönen Frau wegen Ihre größte Eroberung nicht benutzt haben?"

Nun, der gemachte Eindruck war bald verwischt, der alte Haß flammte in Napoleon wieder auf, und so blieb er denn seinem Vorsatze, Preußen so viel wie möglich zu schwächen und zugleich zu erniedrigen, getreu. Am 7. Juli kam der Friede zwischen ihm und Alexander zu Stande, am 9. Juli wurde der mit Preußen unterzeichnet. Die Bedingungen waren folgende: Von etwa 5700 Geviertmeilen mit gegen 10 Millionen Einwohnern wurde von Preußen die Hälfte abgetreten, d. h. aller Besitz zwischen Elbe und Rhein. Preußen erhielt sein Gebiet auf dem rechten Elbufer zurück, doch wurde dieser Bestimmung der kränkende Zusatz beigefügt: „Es geschähe dieses aus Achtung für den Kaiser aller Reußen und um den aufrichtigen Wunsch zu bestätigen, Rußland und Frankreich durch unauflösliche Bande der Freundschaft und des Vertrauens zu verbinden." Erfurt behielt Napoleon für sich, Baireuth überließ er später Bayern.

Das Königreich Westfalen. Aus den übrigen auf der Westseite der Elbe gelegenen preußischen Gebieten schuf er mit Einschluß Braunschweigs, Kurhessens und eines Theiles von Hannover das Königreich Westfalen, für das er Kassel als Hauptstadt bestimmte.

In dieses neugeschaffene deutsche Königreich setzte Napoleon seinen jüngsten Bruder Hieronymus (Jérôme) als König ein.

Die Besitzungen in der Lausitz kamen an Sachsen. Von den polnischen Ländern blieb nur Westpreußen und ein schmaler Streifen des Netzegebiets für Preußen übrig; auch Thorn ging verloren. Danzig mit einem Gebiete von zwei Meilen in der Runde wurde zum Freistaat erklärt — es sollte offenbar für spätere Zeit anderen Plänen Napoleon's zum Stützpunkt dienen. Der übrige Theil des preußisch-polnischen Gebietes sowie das Kulmerland kamen unter dem Gesammtnamen „Großherzogthum Warschau" an Sachsen. (Im bald darauf abgeschlossenen Elbinger Vertrage erhielt Sachsen außerdem noch den Michelauer Kreis und Neuschlesien.) Die etwa 200 Geviertmeilen umfassenden Gebiete Grodno und Bialystock in Neuostpreußen nahm der Kaiser Alexander, auf dessen unverbrüchliche Bundesgenossenschaft vertrauend Friedrich Wilhelm den Krieg begonnen hatte, als Geschenk von Napoleon an. — Frankreich und den mit ihm verbündeten Staaten wurde das Recht der freien Schiffahrt auf der Weichsel, der Netze und dem Bromberger Kanal zugesprochen. Handel und Verkehr mit England durfte nicht stattfinden, eine Bestimmung, zu deren Annahme sich auch Rußland hatte verstehen müssen. Preußen durfte nur ein Heer von 42,000 Mann halten. Obgleich von den feindlichen Heeren ausgesogen, war dem Lande eine Zahlung von mehr als 154 Millionen Francs auferlegt worden. Durch Rußlands Vermittlung wurde sie auf 120 Millionen herabgesetzt. Bis zur völligen Auszahlung dieser Summe sollten gegen 200,000 Mann französische Truppen, die dem Lande monatlich 250,000 Thaler kosteten, das Land besetzt halten.

In Berlin ließen die Gewalthaber ein Tedeum singen und die Stadt beleuchten. Nur zwei Transparente wurden bemerkt. In der Friedrichsstraße hatte ein Tischler einen Sarg illuminirt mit der Aufschrift: „Hier ist der wahre — bekannte und unbekannte Friede."

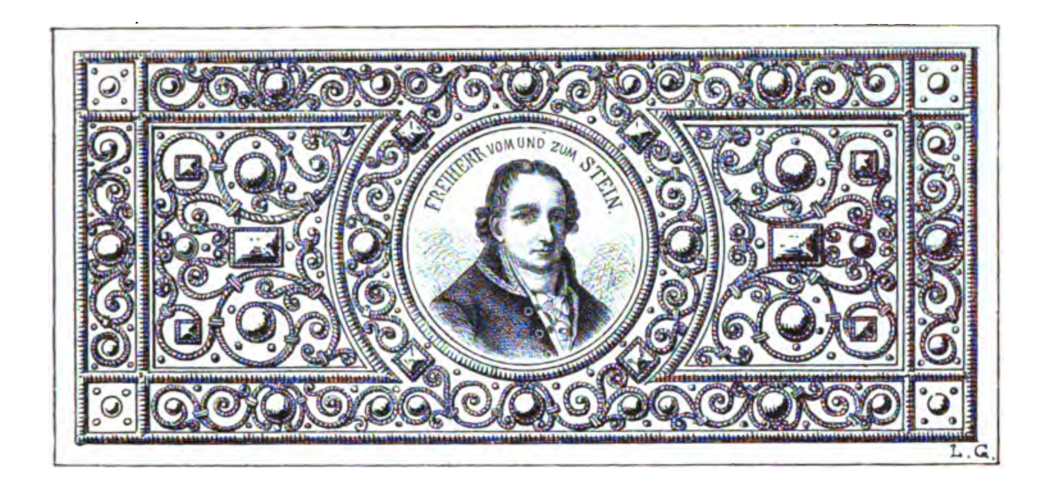
„Der Friede ist geschlossen", schrieb die Königin, „aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als seine Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden schließen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube." —

Nachdem der Besiegung Oesterreichs der jähe Sturz Preußens gefolgt und Alexander in ein Bundesverhältniß mit Napoleon getreten war, hätte sich Letzterer als unbeschränkten Gebieter Europa's ansehen können, wäre ihm nicht England mit unerbittlicher Zähigkeit entgegengetreten in Sizilien, in Spanien, vornehmlich aber auf den Meeren. — Unfern der spanischen Küste hatte der englische Seeheld Nelson durch seinen glänzenden Sieg bei Trafalgar (21. Oktober 1805), der ihm jedoch das Leben kostete, die spanische und eine französische Flotte, das mühevolle Werk mancher Jahre, so vollständig besiegt, daß nur wenige spanische und französische Schiffe dem Untergange entkommen waren.

Leider aber erlahmte gerade jetzt, nach dem Tode seines großen Ministers William Pitt, auch Englands Widerstand zeitweilig, und Napoleon konnte nun ernstlicher daran denken, seine Eroberungspläne auf der Pyrenäischen Halbinsel weiter zu verfolgen. — —

Mit dem Unglück von Jena und Auerstädt und dem gleich unheilvollen Frieden von Tilsit schloß, wie Max Jähns übersichtlich darlegt, die zweite, 360 Jahre umfassende Periode der Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, die sich in fünf deutlich erkennbare Abschnitte gliedert und ein unaufhaltsames Sinken der Macht Deutschlands wiederspiegelt.

„Der erste Abschnitt ist die Zeit der spanisch-habsburgischen Vorherrschaft von der Mitte des fünfzehnten bis zu der des sechzehnten Jahrhunderts. Sie weist noch einen Kriegszug in Frankreich auf, der selbst Paris bedroht. — Der zweite Abschnitt beginnt mit der vergeblichen Belagerung von Metz und endet mit dem Westfälischen Frieden. Während seines Verlaufes gehen für Deutschland die drei Bisthümer und das Elsaß verloren. — Der dritte Abschnitt umfaßt einen siebenjährigen Krieg zum Schutz der Niederlande, ein zehnjähriges Ringen gegen die Reunionen Ludwig's XIV. sowie den Kampf um die spanische und die polnische Krone. Schon ist Deutschland in so trauriger Lage, daß es bedenkliche Bundesgenossenschaft annehmen muß: im Jahre 1735, während des polnischen Krieges, bei welchem von allen Reichsfürsten fast nur Preußen treu zum Kaiser stand, erscheinen zum ersten Male die Russen am Rhein. Straßburg, Landau, Lothringen gehen dem Reiche verloren. — Im folgenden Abschnitte, dem der österreichischen Erbfolgekriege, wird die unmittelbare Einmischung Frankreichs in rein deutsche Angelegenheiten chronisch; wechselnd kämpft es gegen Habsburg und Hohenzollern, das Ziel der Schwächung Deutschlands fest im Auge — und endlich, in der Epoche der Revolutionskriege, trägt diese Verschärfung der inneren Gegensätze des Reiches nur allzu üppig die erwünschte Frucht: Frankreich erreicht nicht nur die Rheingrenze, sondern es schlägt das Reich in Trümmer, und selbst die deutschen Küsten gehen verloren. — Es ist ein furchtbares Trauerspiel! Wie schwer, wie unaufhörlich gerungen worden, geht aus der einfachen Betrachtung hervor, daß auf die Zeit von der Thronbesteigung Ludwig's XIV. bis zum vollen Triumphe Napoleon's I., also von 1643 bis 1809, nicht weniger als sechsundsechzig Kriegsjahre fallen, in denen zwischen Franzosen und Deutschen gekämpft worden ist; also von je zwei und ein halb Jahren ist eins immer ein Kriegsjahr! — 1806 war die Wintersonnenwende Deutschlands. Von da an wachsen die Tage und werden wieder hell."



Drittes Buch.

Vom Jahre 1807 bis zum Beginn der Freiheitskriege.

„Wo bleibt denn Stein?" schrieb die Königin im Jahre 1807. „Dies ist noch mein letzter Trost. Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns verborgen liegen!" Noch im Jahre 1807 begannen unter dessen Leitung die großen Arbeiten der preußischen Reformperiode.

Ein nicht hoch genug anzuschlagendes Glück wollte, daß Preußen damals Männer gleich diesem besaß, die vor dem in Angriff zu nehmenden Riesenwerke der Wiederaufrichtung des Staates nicht zurückschreckten. Der erste dieser Unvergeßlichen war

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein (geb. am 25. Oktober 1757, gest. am 29. Juli 1831). Auf diesen Mann, dessen Wirken für die Geschichte unseres Vaterlandes von nachhaltigstem Einfluß wurde, müssen wir zunächst unsere Aufmerksamkeit lenken.

Stein, in jenen schweren Zeiten schon von Denen, die ihn genauer würdigen konnten, als „alles Bösen Eckstein, alles Guten Grundstein, aller Deutschen Edelstein" erkannt, stammte aus einem uralten rheinischen reichsritterschaftlichen Geschlechte. Angezogen durch den Namen und die Regierungsweise Friedrich's des Großen, trat er in seinem dreiundzwanzigsten Jahre (1780) als Bergrath in preußische Dienste. Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn zum Geheimen Oberbergrath; nicht lange darauf ward er als Oberpräsident an die Spitze der Verwaltung der Provinz Westfalen berufen. Zu derselben Zeit, im Jahre 1804, in der Napoleon sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, sah sich Stein, des Emporkömmlings nachmaliger erbitterter Gegner, vom Könige Friedrich Wilhelm III. in das Staatsministerium berufen. — Stein war, wie Sybel ihn charakterisirt, ein Mann zu jeder Stellung vorbereitet und unterrichtet, scharfsinnig, feurig, eine Natur von schwerem und großem Stile, herben und eckigen Formen, schöpferisch, überwältigend. „Eine eher kleine als große Gestalt, eine starkknochige Eulennase, buschige, über die Nase hoch aufgezogene Brauen, große, dunkle, blitzende Augen; dabei ein derbes, wuchtiges, formloses Auftreten, ein stets gedankenschweres, ungeduldig vorbrechendes Gespräch, ein Sinn ohne Vorurtheile und Selbstsucht, ohne Eitelkeit und ohne Ehrgeiz, vor Allem aber ohne Furcht; ein Geist immer auf das Große, Echte, Ganze gerichtet und deshalb fest in sich und mächtig in jeder Umgebung."

Stein hatte im Frühjahr 1806 die Stimme der Warnung erhoben, er hatte damals den Ausspruch gethan, daß, wenn die alten Geleise ferner noch innegehalten würden,

„der Preußische Staat sich entweder auflösen oder seine Unabhängigkeit verlieren würde.“ — Dem Junkerthum war es gelungen, Stein's Ansichten an höchster Stelle als den Bestand der monarchischen Staatsverfassung gefährdend anzuschwärzen. Nach dem Unglück von Jena war er in seinen Aeußerungen noch schärfer und schroffer aufgetreten, infolge dessen er, mit ungnädigen Worten entlassen, sich nach Nassau auf seinen Stammsitz zurückgezogen hatte.

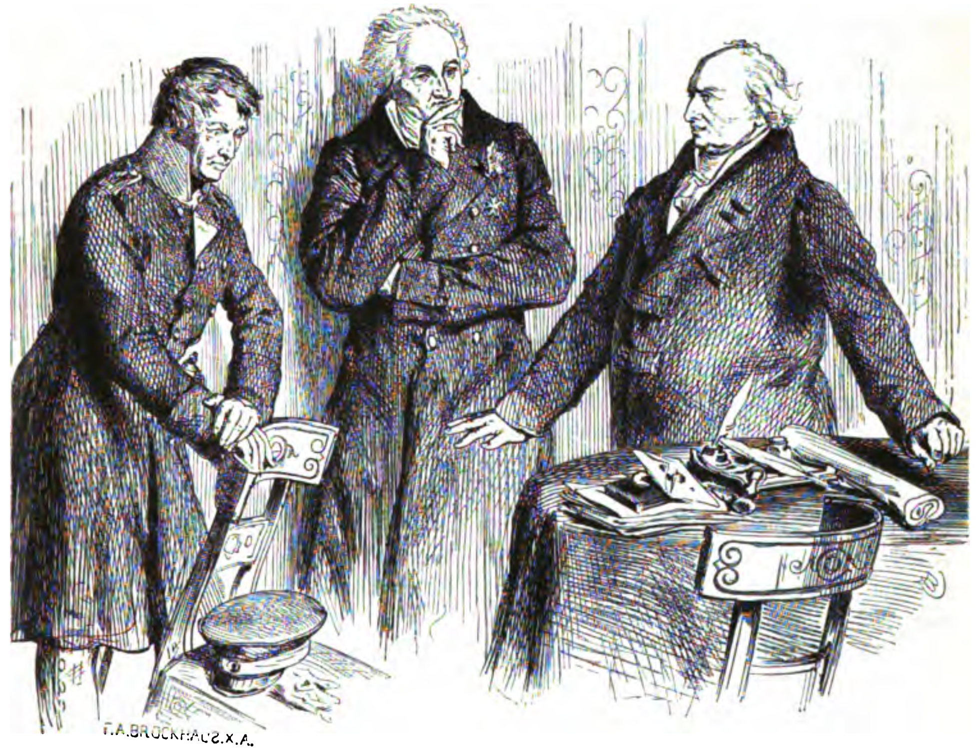
„Es ist wahrhaft tragisch“, sagt Pertz, „wenn zwei so durchaus edle Männer, weil Energie mit der Bedenklichkeit, das rasche Zufahren mit dem langsamen Besinnen sich nicht vereinigen kann, in der gefährlichsten Lage, da der Eine des Andern am meisten bedarf, und dieser ihm am liebsten dienen möchte, von einander scheiden!“

Nachdem der Imperator Hardenberg's Entfernung verlangt hatte, empfahl dieser dem Könige Stein als „den einzigen Mann, welcher den Staat aus seinem Unglücke wieder aufzurichten vermöge“. Der König genehmigte seine Zurückberufung; doch fürchteten Viele, der so überaus ungnädig Entlassene werde ablehnend antworten. Sie kannten den von reinster Vaterlandsliebe durchglühten Mann nicht vollständig. Blücher, Hardenberg, Graf Finkenstein schrieben an ihn. „Sie allein“, heißt es in dem Schreiben des Letzteren, „werden im Stande sein, mit kräftigem Arm das Ungeziefer der Selbstsüchtigen, der Verräther und, was eben so schlecht ist, der Dummköpfe auszurotten, welche den Staat bis in seine Grundlagen untergraben haben und die vorzüglichste Ursache unseres Verderbens sind.“ Als Stein die Briefe Mitte August empfing, war er schwer erkrankt, so daß er seine Antwort an den König, in der er sich in ehrerbietigster Weise ihm zur Verfügung stellte, seiner Gattin diktiren mußte. „Ew. Majestät Befehle wegen Wiedereintritts in das Ministerium“, so heißt es darin, „sind mir am 9. August zugekommen. Ich befolge sie unbedingt und überlasse Ew. Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen Ew. Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr, da Ew. Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben. Ich würde sogleich meine Abreise antreten, läge ich nicht an einem heftigen Fieber krank.“

Der Ruf des Vaterlandes durch des Königs Mund ließ ihn Krankheit und körperliche Beschwerde bald überwinden.

„Einem Sterne gleich“, sagt Pertz, „habe der neue Beruf in seinen Leib und seine Seele neues Leben gegossen.“ Seine Krankheit nahm eine günstige Wendung, und Anfang September fühlte er sich bereits kräftig genug, die Reise nach Berlin anzutreten, wo er am 30. desselben Monats eintraf. Das Volk auf dem Wege fester Ordnung zur Freiheit zu führen, es von innen heraus zu erziehen, das war der Kern seines Strebens. „Hat eine Nation“, heißt es in einem seiner Briefe, „sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, hat sie eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, genießt sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit: so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen National- und Kommunalangelegenheiten. Räumt man ihr nun eine Theilnahme daran ein, so zeigen sich die wohlthätigsten Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmuth und Unwille, der entweder auf mannichfaltige schädliche Art ausbricht, oder durch gewaltsame, den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und mittleren Stände der bürgerlichen Gesellschaft werden alsdann verunedelt, indem ihre Thätigkeit ausschließlich auf Erwerb und Genuß geleitet wird; die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang, oder wirken nachtheilig durch wilden, unverständigen Tadel der Regierung. Die spekulativen Wissenschaften erhalten einen usurpirten Werth, das Gemeinnützige wird vernachlässigt, und das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes an sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten.“

Noch einmal suchten das Junkerthum und die Hofschranzen den Verhaßten zu stürzen, der mit seinen Reformen in die höchst unzeitgemäßen Standesvorrechte schonungslos einschnitt, an denen der Adel, wiewol sie sich überlebt hatten, ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl starr festzuhalten beeifert war. Aber Stein, wieder Feuer und Flamme, wollte es darauf ankommen lassen, den nach seiner Ueberzeugung verderblich wirkenden Kabinetsrath **Beyme** sogleich entlassen zu sehen, oder selbst zu gehen. Da erhielt er von der Königin folgendes Schreiben: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld in den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gottes willen das Gute nicht um drei Monat Geduld und Zeit über den Haufen falle! Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meine Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld! — — Luise.“ Dies Wort verfehlte seinen Zweck nicht.



Scharnhorst. Hardenberg. Stein.

Wiederaufrichtung und Aufschwung. Stein ging, gemäß seinen oben dargelegten Ansichten, zielbewußt an die Umgestaltung der Grundgesetze des Staates. Der letzte Druck der bäuerlichen Hörigkeit wurde aufgehoben, den Adeligen das Recht, allein Rittergüter in Besitz zu haben, abgesprochen, die Theilung der Grundstücke verstattet. Von außerordentlicher Wichtigkeit für das Land war die Verleihung der **Städteordnung**, durch die den Bürgern die Verwaltung ihrer Angelegenheiten unter Oberaufsicht der Regierung in die Hand gegeben wurde. Der Hauptzweck dieser in den wesentlichsten Punkten noch heute geltenden neuen Städteordnung, die Bevölkerung zu lebendiger Theilnahme an den Vorgängen im Staats- und Gemeindeleben heranzuziehen und einen gesunden Gemeinsinn zu erwecken, wurde glänzend erreicht, und gewiß sind die segensreichen Folgen derselben für den ungeahnten späteren Aufschwung Preußens nicht gering anzuschlagen.

Wie auf dem Lande, so wurde auch in den Städten die Freiheit der Arbeit verkündet, und dagegen der Zunftzwang und das städtische Monopol beseitigt.

Alle jene gewaltigen Arbeiten, die verbesserte Verwaltung, die gleichzeitig ins Werk gesetzte kriegerische Vorbereitung und Heranziehung des ganzen Volkes zur Vertheidigung des Vaterlandes — wovon wir alsobald sprechen werden — alles dieses sollte **einem** großen Zwecke dienen: dem der Erhebung Preußens, der Wiedergeburt Deutschlands. Vermöge seiner wunderbaren Thatkraft belebte Stein in der unglaublich kurzen Zeit von einem Jahre das schwer niederliegende Preußen mit neuem Muthe, mit verjüngter Kraft.

Jena hatte die Schwächen der Wehrverfassung, den Anforderungen der neuen Zeit gegenüber, offenkundig gemacht. Auch hier galt es, zu beleben und zu erneuern, wenn das große Ziel, das dem hochherzigen Reformator und anderen Freunden des Vaterlandes vorschwebte, erreicht werden sollte. Glücklicherweise fand Stein an dem gleichgesinnten Scharnhorst eine Stütze, einen Mitarbeiter, der ganz in seinem Geiste das Werk der Erneuerung des Heerwesens angriff und es so trefflich durchführte, daß er mit Recht „der deutschen Freiheit Waffenschmied“ genannt worden ist.

Johann David von Scharnhorst, als Sohn eines Pächters in Hannover am 10. November 1756 geboren, hatte schon als Knabe eine starke Neigung zum Kriegerstande gezeigt, und durch eine glückliche Verkettung von Umständen wurde er in den Stand gesetzt, dieser seiner Neigung nachleben zu können, indem ihn der Graf von Lippe in seine später durch Scharnhorst zur Berühmtheit gelangende Kriegsschule aufnahm. Nachdem er sich hier durch Fleiß und Tüchtigkeit ausgezeichnet hatte, trat er im Jahre 1780 als Leutnant der Artillerie in hannöversche Dienste und betheiligte sich als solcher mit Auszeichnung an dem Feldzuge gegen die französische Republik in den Niederlanden im Jahre 1794. Seine praktische und mehr noch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit hatte die Aufmerksamkeit des Herzogs von Braunschweig auf ihn gelenkt, auf dessen Empfehlung er 1801 in seinem fünfundvierzigsten Jahre als Oberstleutnant in preußische Dienste trat. In der Schlacht bei Jena war er als Adjutant seines Gönners, des Herzogs von Braunschweig, thätig, machte dann den Zug Blücher's nach Lübeck mit, gerieth, wie dieser, in französische Gefangenschaft und nahm dann, nachdem er gleichzeitig mit Blücher ausgelöst worden war, an den weiteren Kämpfen des Jahres 1807 rühmlichen Antheil. Anfangs hatte er als „Ausländer“ manche Anfechtungen zu bestehen. „Etwas vornüber geneigt, war sein großes, blaues Auge meist halb geschlossen; über sein Antlitz breiteten sich stille Züge, während sich sein Haupt mit Ideen herumtrug. Seine Rede war fast lautlos, von gedankenvoller Kürze.“ Neid und Vorurtheil vermochten auf die Länge nichts gegen ihn; seine Tüchtigkeit brach sich Bahn. Ehrenwerthe Kriegsgenossen traten ihm zur Seite, unter ihnen in erster Linie Neithardt von Gneisenau, der Vertheidiger Kolbergs, von Grollmann, Boyen u. A. Der Entwurf der Wehrverfassung, der aus den Berathungen dieser Männer und unter der lebhaftesten Mitwirkung Stein's hervorging, erhielt im Jahre 1808, am 3. August, dem Geburtstage des Königs, Gesetzeskraft. Der Grundgedanke dieses neuen Gesetzes lautet: „Wehrhaftmachung des ganzen Volkes und Veredlung des Kriegsdienstes durch allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung; rasche und tüchtige Ausbildung der Massen, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Offiziere; Gleichheit der Rechte und Pflichten ohne Rücksicht auf Geburt; Aufsteigen vom Soldaten bis zur höchsten Befehlshaberstelle nach Verdienst, in Friedenszeiten nach Maßgabe der Kenntnisse und Bildung, im Kriege durch ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick; Begründung der Kriegszucht auf das Vaterlands- und Ehrgefühl, mit Abschaffung der herabwürdigenden Strafen der Stockschläge und des Gassenlaufens; Einfachheit und Leichtigkeit der Uebungen und Bewegungen des Einzelnen wie des Heeres, mit Beschränkung des geisttödtenden und erdrückenden Gamaschendienstes: Alles unter der Leitung kräftiger, einsichtiger und charakterfester Befehlshaber.“

Gleichsam als ein äußeres Wahrzeichen, daß fortan ein völlig anderer Geist in der preußischen Armee herrschen solle, war schon am 17. Dezember 1806 durch den Einfluß

der genannten Männer in einer darauf bezugnehmenden Verordnung die endliche Abschaffung des Zopfes im preußischen Heere verfügt worden.

Es fällt sofort in die Augen, wie das Streben vorzüglich dahin ging, die Scheidewand zwischen dem Kriegerstande und den übrigen Ständen zu beseitigen und die Truppen mit allen edlen und geistigen Strömungen der Nation zu durchdringen. Der Erreichung des Zieles standen mannichfache Hindernisse im Wege; Scharnhorst's zähe, nicht zu ermüdende Kraft und Klugheit wußte sie zu beseitigen. Es ward ein einfacheres und zweckmäßigeres Exerzirreglement erlassen und trotz der beschränkten Mittel mit allen Kräften für Neubeschaffung von Kriegsmaterial gesorgt. Ein so ehrenwerther Stand, wie der der Krieger, durfte fernerhin nicht mehr durch unwürdige Behandlung herabgesetzt werden. Scharnhorst wollte, um es kurz zu sagen, den mit Begeisterung für den Ruhm ihres Vaterlandes kämpfenden Franzosen ein gleich begeistertes, echt nationales Heer entgegenstellen. Von nun an wurde Soldat ein Ehrentitel; Muth und Selbstvertrauen kehrten zurück, ein neuer Geist beseelte die ganze Armee. Was Preußens Heer in den Jahren 1813—1815 geleistet hat, dazu hat Scharnhorst — ein Mann der That wie der große Schweiger unserer Tage — den Grund gelegt. Von Tag zu Tag mehrte sich die Zahl Gleichgesinnter in den maßgebenden Kreisen, vornehmlich im Heere. Unter Denen, welche in unermüdlichem Streben mit den Genannten wetteiferten, steht voran, den obengenannten Edelsten jener Zeit ebenbürtig: August Wilhelm Neithardt von Gneisenau.

Sölchergestalt wurde das Kriegswesen von Grund aus neu organisirt, die Zusammensetzung des Heeres wesentlich vereinfacht. Die drückende Bedingung des Tilsiter Friedens, daß Preußen zehn Jahre lang nicht mehr als 42,000 Mann unter den Waffen haben dürfe, wurde allerdings dem Buchstaben nach erfüllt; nie standen mehr als jene Anzahl wirklich unter Waffen. Aber sobald diese eingeübt waren, entließ man sie, rief Andere ein und sendete darauf wieder so viele heim, als man ausexerzirt, bis schließlich fast jeder waffenfähige Mann des Landes auch waffentüchtig geworden war. Dadurch wurde es möglich, nöthigenfalls ein Heer von 140,000 bis 150,000 Mann aufstellen zu können.

Es war eine wunderbare Zeit. Der Druck und die Erniedrigung hatte starr und stumm gemacht: die Ahnung des Endzieles, auf das die jetzigen Leiter des Staates bewußt hinsteuerten, bewirkte sofort einen entsprechenden Ausdruck in der Haltung des Volkes. Es ward nicht verkannt, welcher furchtbaren Macht man zur Zeit unterworfen war; aber die Art der Gegenmittel, die allerorten und in allen Richtungen des Staatslebens in Bewegung gesetzt wurden, regte unzählige Herzen zu Todesmuth und Opferfreudigkeit an, wie es kaum jemals erhört worden ist. Der anfänglichen Betäubung nach dem Falle war die Einsicht in die Lage, die Erinnerung an die ruhmvolle Geschichte des Vaterlandes gefolgt. Die alten Krieger aus den Zeiten Friedrich's des Großen, die sich in ihrem Grimme in die Erinnerungen der Vergangenheit versenkt hatten, begannen die Siegesthaten, an denen sie ihrer Zeit Theil genommen hatten, mit begeisterten Zungen zu preisen und fanden eifrig lauschende Zuhörer. Napoleon hatte zwar durch seine Feldherrngröße und durch seine gleißnerischen Verheißungen auch in Preußen eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern gefunden: dem ernster denkenden und wärmer fühlenden Theile des preußischen Volkes kam es aber immer mehr zum Bewußtsein, daß eine Nation nur auf dem Wege der Entwicklung ihres ureigensten Geisteslebens es zu einer dauernden Freiheit bringen könne. An dem Aufleben dieses Bewußtseins hatten die Geistesheroen der großen Blütezeit unserer Literatur — es sei nur an Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller erinnert — einen wesentlichen Antheil. Man fing an, den Gegensatz des tiefen, deutschen Wesens und des leichtsinnigen Franzosenthums lebhafter zu empfinden; es begann die Selbstachtung im Volke und damit die Ueberzeugung zu erstarken: daß es, wenn es dem Rufe seiner Besten folge und sich gemeinsam erhebe, zweifellos die Kraft besitzen werde, die Fesseln, welche Gewalt, List und Trug ihm übergeworfen habe, zu zerbrechen.

Ernst Moritz Arndt und Fr. Ludwig Jahn. Ersterer schürte durch sein Buch „Geist der Zeit", dessen erster Theil schon im Jahre 1806 erschien, die Glut der Vaterlandsliebe in unzähligen Herzen; mit Feuerworten mahnte er, sich gegen die Franzosen zu waffnen und ihre Macht zu brechen, wie einst die Vorfahren unter Armin die Macht der Römer gebrochen hätten. — Von dem „Alten im Bart", dem Turnvater Jahn, erschien im Jahre 1810 das „Teutsche Volksthum", ein Buch, welches auf die Eigenthümlichkeiten des deutschen Lebens hinwies und die Ueberzeugung zu erwecken strebte, daß das deutsche Volk vor allen anderen Völkern den Beruf habe, Friedenshort der Menschheit zu werden. Aber um dieses Ziel zu erreichen, sei ein gewaltiger Kampf unvermeidlich, und zu diesem müsse die deutsche Jugend durch Turn- und Fechtübungen herangebildet und gestählt werden.

Joh. Gottl. Fichte und Fr. Schleiermacher. Jenem hatte, wie der Leser weiß, der König eine Freistätte in Berlin gewährt, und es hielt derselbe nun im Winter 1807 auf 1808 seine „Reden an die deutsche Nation", in denen er es seinen Zuhörern in klarster, überzeugendster Weise und mit Flammenworten als eine heilige Pflicht vor die Seele stellte, sich durch eigene Kraft von dem ertödtenden Uebel der Fremdherrschaft zu befreien. — Auch die religiöse Weihe fehlte dem Aufschwunge nicht, denn auch Geistliche schlossen sich der Reihe der Männer an, die das Volk an Dasjenige mahnten, was zu thun seine Lage erheische. Vor Allen ist hier zu nennen Fr. Schleiermacher, einer der tiefsten und glänzendsten Geister seiner Zeit, dem zugleich ein warmes, zu tapferstem Handeln entschlossenes Herz im Busen schlug. Dieser vortreffliche Mann trat sowol dem äußeren Buchstabendienste mit seiner Schein- und Werkheiligkeit, als auch der aus der Aufklärungsperiode herrührenden Ueberklugheit entgegen, die außerhalb des Christenthums ihr Genügen sucht. Ihm gelang es, den religiösen Sinn in weiten Kreisen zu erwecken, den Sinn, dem es höchste Befriedigung gewährt, in innigsten persönlichen Verkehr mit dem Schöpfer zu treten und dem göttlichen Rufe, der in dem innersten Heiligthum der Seele ertönt, in jedem Lebensmomente mit voller Hingabe zu folgen.

Napoleon, der früher schon den Preußischen Staat als das eigentliche Kernland des in seiner alten Gestalt unhaltbaren, aber einer besseren Neubildung zustrebenden Reiches deutscher Nation erkannt hatte, bedauerte nun, in Bezug auf Schwächung Preußens nicht weiter gegangen zu sein. Er fühlte und ahnte, daß in Preußen der Geist gepflegt werde, welcher eines Tages das schärfste Gericht über ihn, den Weltstürmer, halten und sein Urtheil über sein Thun sprechen, Scharen der begeistertsten Kämpfer gegen ihn ins Feld führen werde. Er dachte eine Zeit lang ernstlicher daran, Schlesien und die gesammte Seeküste von Preußen abzutrennen; — wer weiß, was geschehen wäre, hätten nicht andere Ereignisse seine Aufmerksamkeit zur Zeit ausschließlich in Anspruch genommen.

In seinem Feuereifer für die gute Sache nahm der unermüdliche Stein jede Gelegenheit wahr, für dieselbe thätig zu sein. So äußerte er in einem Briefe an den Grafen Wittgenstein, daß er es für nothwendig halte, die Erbitterung gegen Napoleon im Volke zu nähren. Diesen Brief brachte nach einem damals verbreiteten Gerücht die Junkerpartei in die Hände des Feindes. Napoleon ließ ihn im Moniteur veröffentlichen und die Bemerkung hinzufügen, daß er bedaure, Preußen von einem so verkehrt denkenden Minister geleitet zu wissen. Nach der damaligen Lage des Staates sah sich Stein veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. Damit aber war dem Zürnen Napoleon's nicht ein Ziel gesetzt; vielmehr sandte er von Spanien her, wo er sich zur Zeit befand, den Befehl nach Deutschland: die Güter „eines gewissen Stein", der ein Feind Deutschlands und des Rheinbundes sei und Unruhen zu erregen suche, einzuziehen; über ihn selbst verhängte er die Acht. Wäre Stein in seine Gewalt gefallen, er würde ihm ohne Zweifel das Geschick des Buchhändlers Palm bereitet haben. — Gottlob! das Feuer, das Stein in den preußischen Herzen hatte entzünden helfen, loderte bereits mit unzerstörbarer Glut im Stillen fort. Dem vortrefflichen Stein aber war — und dazu mußte sogar Napoleon durch seine Maßregeln gegen

ihn mitwirken — die Mission zugefallen, nun auch auf anderen Orten die heilige Glut zu erregen, die nothwendig war, das Befreiungswerk zu vollbringen.

Der Geächtete flüchtete nach Oesterreich, und als nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzugs von 1809 auch Kaiser Franz ihm keine Sicherheit bieten konnte, nach Rußland.

Nur kurze Zeit jedoch währte die Unterbrechung des Reformwerkes.

Bald nach Stein's Entfernung legte ein anderer bedeutender Staatsmann jener Zeit, der kluge und vorsichtige Staatskanzler Karl August von Hardenberg, Hand an dasselbe. Napoleon hatte, wie wir gesehen haben, beim Friedensschluß zu Tilsit die Entfernung des Ministers von Hardenberg aus seiner bisherigen Stellung verlangt; es war ihm sogar ausdrücklich verboten worden, sich dem Aufenthaltsorte des Hofes bis auf 20 Meilen zu nähern. Die Männer, in deren Hände man nach Stein's erzwungenem Rücktritt die Leitung der Staatsangelegenheiten gelegt hatte, waren zwar zumeist vom besten Willen beseelt, ihrer schweren Aufgabe gerecht zu werden, aber es fehlte ihnen die nöthige Energie, um das, was Stein ins Werk gesetzt, in seinem Sinne weiter zu führen und zu vollenden.



Fichte. Schleiermacher. Jahn. Arndt.

Zur Gewinnung des Mannes, der es vermöchte, das Staatsschiff in seinem derzeitigen so klippenreichen Fahrwasser sicher und ohne ernstliche Gefährdung zu steuern, richteten sich die Blicke des Königs auf Hardenberg, und eine heimliche Zusammenkunft mit diesem auf der Pfaueninsel bei Potsdam hatte zur Folge, daß jener von der Nothwendigkeit der Zurückberufung des Ebengenannten vollends überzeugt wurde. Freilich mußte dazu erst Napoleon's Gutheißung eingeholt werden. Nur die Rücksicht auf das Staatswohl im Auge habend, ließ sich Hardenberg dazu herbei, in einem demüthigen Schreiben an den Franzosenkaiser um Erlaubniß zu seiner Rückkehr nachzusuchen. Wider Erwarten ließ sich Napoleon zur Ertheilung derselben bereit finden, und nun wurde Hardenberg, der fortan bis zu seinem im Jahre 1822 erfolgten Tode an der Spitze der preußischen Staatsverwaltung blieb, durch Kabinetsordre vom 7. Juli 1810 zum Staatskanzler ernannt, und es wurde ihm eine fast unbeschränkte Machtstellung eingeräumt.

Des friedlich gesinnten Königs lebhafter Wunsch ging dahin, es nicht zu einem neuen Bruch mit Napoleon kommen zu lassen; einem freudigen Aufschwunge des Volkes war dies allerdings nicht förderlich. Manche der von Hardenberg angeordneten Maßregeln wurden daher von diesem selbst als unzulänglich angesehen. Im Ganzen jedoch schritt die Umwandlung

des Staatswesens auch unter ihm weiter vorwärts. Bald schon erfolgte die Aufhebung der Frohnden und die Ablösung jener alten Gerechtsame, wodurch ein freier, grundbesitzender Bauernstand geschaffen wurde, dann die Einführung allgemeiner Gewerbefreiheit, die bürgerliche Gleichstellung der Juden, endlich die Veräußerung von Kron- (Schatull-) Gütern, wie auch von Grundbesitz des Staates, der, nachdem er aus der todten Hand in den regeren Privatverkehr übergegangen war, den Volkswohlstand und somit die Steuerfähigkeit des Landes erhöhte.

Stein und Hardenberg haben Erstaunliches vollbracht. Ranke schließt eine Parallele zwischen beiden großen Männern mit folgendem Urtheile über den Letzteren: „Ein altes Sprüchwort sagt: Jedes hat sein Aber. Wer wüßte nicht, daß dies auch von Hardenberg gilt. Aber gewiß ist doch: tiefer als Hardenberg hatte noch niemals ein Staatsmann seinen Namen in die ehernen Tafeln der preußischen Geschichte eingegraben." — Hardenberg fand eine zuverlässige Stütze an einem von ihm herangezogenen, äußerst thätigen Mitarbeiter, dem hochgebildeten Freiherrn von Altenstein, welcher als Geh. Oberfinanzrath dem Generaldirektorium angehörte, als die Katastrophe von 1806 eintrat. Als die Regierung nach Königsberg verlegt ward, betheiligte auch er sich an den Arbeiten für Neugestaltung des Staates und übernahm nach Stein's Entfernung die Verwaltung der Finanzen, ein Amt, das gerade zu jener traurigen Zeit mehr als gewöhnliche Talente, eine außerordentliche Arbeitskraft und gute Zuversicht erheischte. Altenstein wirkte bei Reorganisation der obersten Staats- und Provinzialbehörden mit, und auch er war eifrig bemüht, die Staatsverwaltung mit frischerem Geiste zu durchdringen. — Er hat sich später mit Wilhelm von Humboldt um Gründung der Universität zu Berlin große Verdienste erworben.

Scharnhorst trat zwar als Kriegsminister auch in die neu gebildete Verwaltung unter dem Minister Altenstein ein; doch die Wühlereien gegen die freiheitliche Richtung waren schon zu sehr erstarkt, und so vermochte er sich nicht lange zu behaupten; er sah sich vielmehr gezwungen, von der bisherigen Leitung der Militärangelegenheiten zurückzutreten und sich mit der bescheideneren Stellung eines Generaladjutanten des Königs, die ihm 1807 nebenher mit übertragen worden war, zu begnügen. Wenn von da an auch seine Wirksamkeit gehemmt erschien, so leitete er doch im Stillen die militärischen Angelegenheiten fort, blieb auch Chef des Ingenieurcorps, arbeitete an der Organisation der Landwehr, und sein gewichtiger Rath blieb in allen bedeutsamen Angelegenheiten maßgebend.

Gründung der Universitäten zu Berlin und Breslau. Der schon im Jahre 1807 unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Preußischen Staates angeregte Gedanke, an Stelle der von den Franzosen aufgelösten Universität zu Halle eine solche in Berlin zu begründen, gewann zwar erst im Jahre 1810 Leben und Gestalt. Indessen wollen wir hier, da späterhin die politischen und kriegerischen Ereignisse zu gebietend in den Vordergrund treten, etwas vorgreifen, um dieses hochbedeutsamen Friedenswerkes zu gedenken, dessen Einwirkung auf den nach tiefer Erniedrigung eintretenden ungeahnten Aufschwung in Preußen gewiß nicht gering anzuschlagen ist. „Der Staat muß durch geistige Kraft ersetzen, was er an physischer Kraft verloren hat", hatte der König gesagt, als nach dem Frieden von Tilsit die preußische Monarchie von einer europäischen Großmacht zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt worden war, und dem Streben nach der Verwirklichung des in jenen Worten ausgesprochenen schönen Gedankens verdankt die Universität zu Berlin ihre Entstehung. Der, wie erwähnt, in Anregung gebrachte Vorschlag, die Universität Halle förmlich nach Berlin zu verlegen, konnte aus verschiedenen Gründen nicht zur Ausführung gebracht werden; man schritt deshalb zur Gründung einer neuen Universität in Berlin. An tüchtigen Lehrkräften konnte es ja nicht fehlen. Während der Zeit Friedrich's des Großen war Berlin der Sammelpunkt für alle hervorragenden Geister nicht nur Preußens, sondern ganz Deutschlands geworden. An den dortigen zu hoher Blüte gelangten Schulen, an den Akademien und wissenschaftlichen Instituten hatten Viele derselben einen ehrenvollen Wirkungskreis

gefunden. Es kam somit nur darauf an, alle diese Kräfte zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen und ihnen eine würdige Stätte zu bereiten, wo sie in möglichster Selbstständigkeit neben einander und doch Alle auf das gemeinsame Ziel hinstrebend wirken konnten. Zwar wurden gegen die Gründung einer Universität in Berlin mancherlei Bedenken erhoben, als aber der Geheime Staatsrath Wilhelm von Humboldt, der seit dem Jahre 1808 das Unterrichtswesen in Preußen leitete, in einem von ihm eingeforderten Gutachten mit warmen Worten für dieselbe eintrat, wurde am 16. August 1809 die königliche Bewilligung ertheilt und das unter den Linden in Berlin gelegene Palais des im Jahre 1803 verstorbenen Prinzen Heinrich für die neu zu gründende Universität eingerichtet, die schon im Herbst des nächsten Jahres eröffnet werden konnte. Mit der Ausarbeitung der Statuten, sowie mit Berufung der Lehrkräfte war Wilhelm von Humboldt beauftragt worden, und seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß die neue Universität alsbald nach ihrer Gründung eine Bedeutung erlangte, wie sich deren selbst ihre ältesten und berühmtesten Schwestern nicht rühmen konnten. Wenn Männer wie Schleiermacher und Marheineke, Hufeland, Gräfe und Keil, Savigny, Biener, Fichte, Friedrich August Wolf, Böckh, v. d. Hagen und Zeune hier ihre Vorlesungen hielten, so konnte es nicht ausbleiben, daß bald der Ruf der neuen Universität sich weithin verbreitete und die wißbegierige Jugend in Scharen herbeilockte.



Staatsminister Freiherr Karl Stein zum Altenstein.

Neben der Universität von Berlin vermochte sich unter diesen Umständen diejenige zu Frankfurt a/O., welche zudem schon seit Jahren sich in einem Zustande völligen Verfalles befand, nicht zu behaupten. Sie ohne Weiteres aufzulösen, schien aus vielen Gründen nicht rathsam, und so kam man, wiederum auf Wilhelm von Humboldt's Anrathen, zu dem Entschluß, dieselbe nach Breslau, der betriebsamen Hauptstadt Schlesiens, die auf allen Gebieten eine gesteigerte Bedeutung gewonnen hatte, zu verlegen und sie mit der schon im Jahre 1702 gegründeten, aber allmählich zu einer Jesuitenschule herabgesunkenen sogenannten Leopoldina zu verbinden. Es gelang dem unermüdlichen Eifer Wilhelm von Humboldt's, mächtige und einflußreiche Förderer seines Planes zu gewinnen; auch der König zeigte sich demselben geneigt und ertheilte am 24. April 1811 seine Genehmigung zur Verlegung der alten Frankfurter Hochschule nach der schlesischen Hauptstadt. Tüchtige Lehrkräfte wurden berufen und ausreichende Geldmittel der neuen Universität zur Verfügung gestellt, die sich gleichfalls bald zu hoher Blüte erhob.

So wurde nicht nur in der Politik und im Heerwesen, sondern auch auf dem Gebiete der geistigen Interessen in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung der Grund zu dem späteren allgemeinen Aufschwunge gelegt; in ernster und gewissenhafter Arbeit bereitete sich die Regierung und das Volk zur Erhebung gegen den Unterdrücker, zur Abschüttelung des fremden Joches vor.

Ehe jedoch die Stunde der allgemeinen Erhebung schlug, hatte das Land noch eine schwere Zeit der Prüfung zu überstehen.

In Berlin ließen die Gewalthaber ein Tedeum singen und die Stadt beleuchten. Nur zwei Transparente wurden bemerkt. In der Friedrichsstraße hatte ein Tischler einen Sarg illuminirt mit der Aufschrift: „Hier ist der wahre — bekannte und unbekannte Friede."

„Der Friede ist geschlossen", schrieb die Königin, „aber um einen schmerzlichen Preis: unsere Grenzen werden künftig nur bis zur Elbe gehen; dennoch ist der König größer als seine Widersacher. Nach Eylau hätte er einen vortheilhaften Frieden schließen können, aber da hätte er freiwillig mit dem bösen Prinzip unterhandeln und sich ihm verbinden müssen — jetzt hat er unterhandelt, gezwungen durch die Noth, und wird sich nicht mit ihm verbinden. Das wird Preußen einst Segen bringen. Auch hätte er nach Eylau einen treuen Alliirten verlassen müssen, das wollte er nicht. Noch einmal, diese Handlungsweise des Königs wird Preußen Glück bringen, das ist mein fester Glaube." —

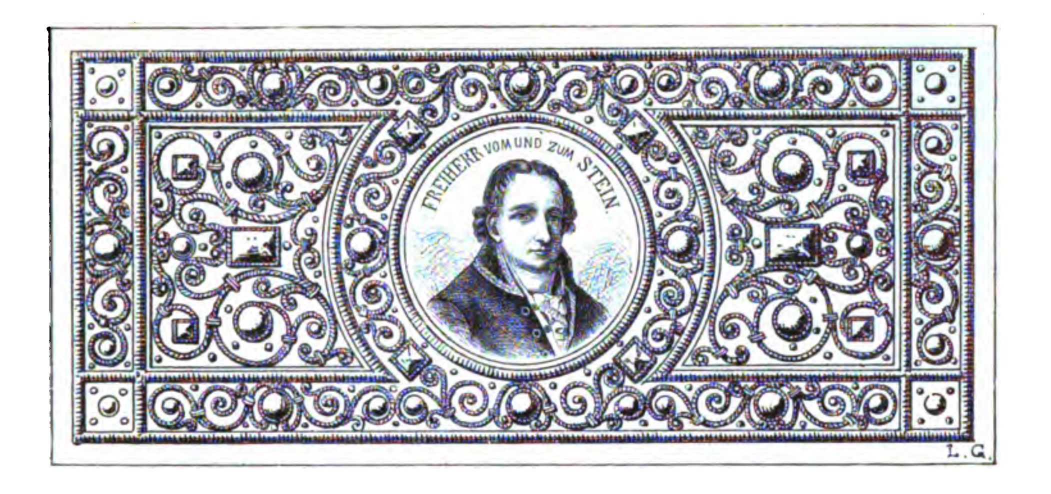
Nachdem der Besiegung Oesterreichs der jähe Sturz Preußens gefolgt und Alexander in ein Bundesverhältniß mit Napoleon getreten war, hätte sich Letzterer als unbeschränkten Gebieter Europa's ansehen können, wäre ihm nicht England mit unerbittlicher Zähigkeit entgegengetreten in Sizilien, in Spanien, vornehmlich aber auf den Meeren. — Unfern der spanischen Küste hatte der englische Seeheld Nelson durch seinen glänzenden Sieg bei Trafalgar (21. Oktober 1805), der ihm jedoch das Leben kostete, die spanische und eine französische Flotte, das mühevolle Werk mancher Jahre, so vollständig besiegt, daß nur wenige spanische und französische Schiffe dem Untergange entkommen waren.

Leider aber erlahmte gerade jetzt, nach dem Tode seines großen Ministers William Pitt, auch Englands Widerstand zeitweilig, und Napoleon konnte nun ernstlicher daran denken, seine Eroberungspläne auf der Pyrenäischen Halbinsel weiter zu verfolgen. — —

Mit dem Unglück von Jena und Auerstädt und dem gleich unheilvollen Frieden von Tilsit schloß, wie Max Jähns übersichtlich darlegt, die zweite, 360 Jahre umfassende Periode der Kriege zwischen Deutschland und Frankreich, die sich in fünf deutlich erkennbare Abschnitte gliedert und ein unaufhaltsames Sinken der Macht Deutschlands wiederspiegelt.

„Der erste Abschnitt ist die Zeit der spanisch-habsburgischen Vorherrschaft von der Mitte des fünfzehnten bis zu der des sechzehnten Jahrhunderts. Sie weist noch einen Kriegszug in Frankreich auf, der selbst Paris bedroht. — Der zweite Abschnitt beginnt mit der vergeblichen Belagerung von Metz und endet mit dem Westfälischen Frieden. Während seines Verlaufes gehen für Deutschland die drei Bisthümer und das Elsaß verloren. — Der dritte Abschnitt umfaßt einen siebenjährigen Krieg zum Schutz der Niederlande, ein zehnjähriges Ringen gegen die Reunionen Ludwig's XIV. sowie den Kampf um die spanische und die polnische Krone. Schon ist Deutschland in so trauriger Lage, daß es bedenkliche Bundesgenossenschaft annehmen muß: im Jahre 1735, während des polnischen Krieges, bei welchem von allen Reichsfürsten fast nur Preußen treu zum Kaiser stand, erscheinen zum ersten Male die Russen am Rhein. Straßburg, Landau, Lothringen gehen dem Reiche verloren. — Im folgenden Abschnitte, dem der österreichischen Erbfolgekriege, wird die unmittelbare Einmischung Frankreichs in rein deutsche Angelegenheiten chronisch; wechselnd kämpft es gegen Habsburg und Hohenzollern, das Ziel der Schwächung Deutschlands fest im Auge — und endlich, in der Epoche der Revolutionskriege, trägt diese Verschärfung der inneren Gegensätze des Reiches nur allzu üppig die erwünschte Frucht: Frankreich erreicht nicht nur die Rheingrenze, sondern es schlägt das Reich in Trümmer, und selbst die deutschen Küsten gehen verloren. — Es ist ein furchtbares Trauerspiel! Wie schwer, wie unaufhörlich gerungen worden, geht aus der einfachen Betrachtung hervor, daß auf die Zeit von der Thronbesteigung Ludwig's XIV. bis zum vollen Triumphe Napoleon's I., also von 1643 bis 1809, nicht weniger als sechsundsechzig Kriegsjahre fallen, in denen zwischen Franzosen und Deutschen gekämpft worden ist; also von je zwei und ein halb Jahren ist eins immer ein Kriegsjahr! — 1806 war die Wintersonnenwende Deutschlands. Von da an wachsen die Tage und werden wieder hell."

———



Drittes Buch.

Vom Jahre 1807 bis zum Beginn der Freiheitskriege.

„Wo bleibt denn Stein?“ schrieb die Königin im Jahre 1807. „Dies ist noch mein letzter Trost. Großen Herzens, umfassenden Geistes, weiß er vielleicht Auswege, die uns verborgen liegen!“ Noch im Jahre 1807 begannen unter dessen Leitung die großen Arbeiten der preußischen Reformperiode.

Ein nicht hoch genug anzuschlagendes Glück wollte, daß Preußen damals Männer gleich diesem besaß, die vor dem in Angriff zu nehmenden Riesenwerke der Wiederaufrichtung des Staates nicht zurückschreckten. Der erste dieser Unvergeßlichen war

Heinrich Friedrich Karl Freiherr vom und zum Stein (geb. am 25. Oktober 1757, gest. am 29. Juli 1831). Auf diesen Mann, dessen Wirken für die Geschichte unseres Vaterlandes von nachhaltigstem Einfluß wurde, müssen wir zunächst unsere Aufmerksamkeit lenken.

Stein, in jenen schweren Zeiten schon von Denen, die ihn genauer würdigen konnten, als „alles Bösen Eckstein, alles Guten Grundstein, aller Deutschen Edelstein“ erkannt, stammte aus einem uralten rheinischen reichsritterschaftlichen Geschlechte. Angezogen durch den Namen und die Regierungsweise Friedrich's des Großen, trat er in seinem dreiundzwanzigsten Jahre (1780) als Bergrath in preußische Dienste. Friedrich Wilhelm II. ernannte ihn zum Geheimen Oberbergrath; nicht lange darauf ward er als Oberpräsident an die Spitze der Verwaltung der Provinz Westfalen berufen. Zu derselben Zeit, im Jahre 1804, in der Napoleon sich die Kaiserkrone aufs Haupt setzte, sah sich Stein, des Emporkömmlings nachmaliger erbitterter Gegner, vom Könige Friedrich Wilhelm III. in das Staatsministerium berufen. — Stein war, wie Sybel ihn charakterisirt, ein Mann zu jeder Stellung vorbereitet und unterrichtet, scharfsinnig, feurig, eine Natur von schwerem und großem Stile, herben und eckigen Formen, schöpferisch, überwältigend. „Eine, eher kleine als große Gestalt, eine starkknochige Eulennase, buschige, über die Nase hoch aufgezogene Brauen, große, dunkle, blitzende Augen; dabei ein derbes, wuchtiges, formloses Auftreten, ein stets gedankenschweres, ungeduldig vorbrechendes Gespräch, ein Sinn ohne Vorurtheile und Selbstsucht, ohne Eitelkeit und ohne Ehrgeiz, vor Allem aber ohne Furcht; ein Geist immer auf das Große, Echte, Ganze gerichtet und deshalb fest in sich und mächtig in jeder Umgebung.“

Stein hatte im Frühjahr 1806 die Stimme der Warnung erhoben, er hatte damals den Ausspruch gethan, daß, wenn die alten Geleise ferner noch innegehalten würden,

„der Preußische Staat sich entweder auflösen oder seine Unabhängigkeit verlieren würde.“ — Dem Junkerthum war es gelungen, Stein's Ansichten an höchster Stelle als den Bestand der monarchischen Staatsverfassung gefährdend anzuschwärzen. Nach dem Unglück von Jena war er in seinen Aeußerungen noch schärfer und schroffer aufgetreten, infolge dessen er, mit ungnädigen Worten entlassen, sich nach Nassau auf seinen Stammsitz zurückgezogen hatte.

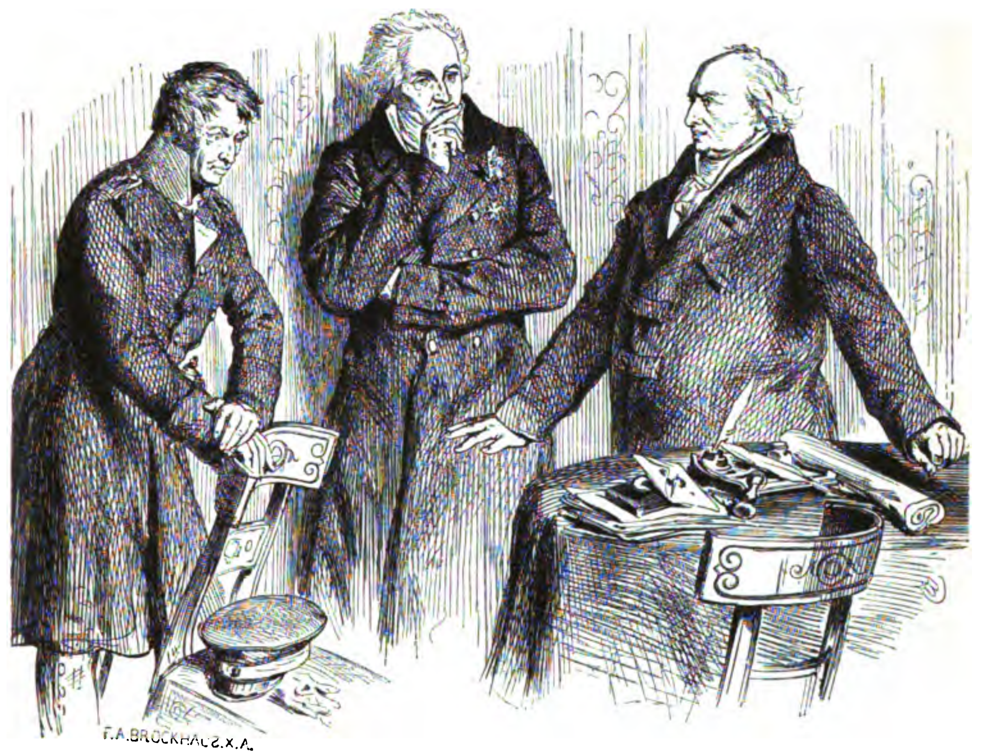
„Es ist wahrhaft tragisch“, sagt Pertz, „wenn zwei so durchaus edle Männer, weil Energie mit der Bedenklichkeit, das rasche Zufahren mit dem langsamen Besinnen sich nicht vereinigen kann, in der gefährlichsten Lage, da der Eine des Andern am meisten bedarf, und dieser ihm am liebsten dienen möchte, von einander scheiden!“

Nachdem der Imperator Hardenberg's Entfernung verlangt hatte, empfahl dieser dem Könige Stein als „den einzigen Mann, welcher den Staat aus seinem Unglücke wieder aufzurichten vermöge“. Der König genehmigte seine Zurückberufung; doch fürchteten Viele, der so überaus ungnädig Entlassene werde ablehnend antworten. Sie kannten den von reinster Vaterlandsliebe durchglühten Mann nicht vollständig. Blücher, Hardenberg, Graf Finkenstein schrieben an ihn. „Sie allein“, heißt es in dem Schreiben des Letzteren, „werden im Stande sein, mit kräftigem Arm das Ungeziefer der Selbstsüchtigen, der Verräther und, was eben so schlecht ist, der Dummköpfe auszurotten, welche den Staat bis in seine Grundlagen untergraben haben und die vorzüglichste Ursache unseres Verderbens sind.“ Als Stein die Briefe Mitte August empfing, war er schwer erkrankt, so daß er seine Antwort an den König, in der er sich in ehrerbietigster Weise ihm zur Verfügung stellte, seiner Gattin diktiren mußte. „Ew. Majestät Befehle wegen Wiedereintritts in das Ministerium“, so heißt es darin, „sind mir am 9. August zugekommen. Ich befolge sie unbedingt und überlasse Ew. Majestät die Bestimmung jedes Verhältnisses, es beziehe sich auf Geschäfte oder Personen, mit denen Ew. Majestät es für gut halten, daß ich arbeiten soll. In diesem Augenblick des allgemeinen Unglücks wäre es unmoralisch, seine eigene Persönlichkeit in Anrechnung zu bringen, um so mehr, da Ew. Majestät selbst einen so hohen Beweis von Standhaftigkeit geben. Ich würde sogleich meine Abreise antreten, läge ich nicht an einem heftigen Fieber krank.“

Der Ruf des Vaterlandes durch des Königs Mund ließ ihn Krankheit und körperliche Beschwerde bald überwinden.

„Einem Sterne gleich“, sagt Pertz, „habe der neue Beruf in seinen Leib und seine Seele neues Leben gegossen.“ Seine Krankheit nahm eine günstige Wendung, und Anfang September fühlte er sich bereits kräftig genug, die Reise nach Berlin anzutreten, wo er am 30. desselben Monats eintraf. Das Volk auf dem Wege fester Ordnung zur Freiheit zu führen, es von innen heraus zu erziehen, das war der Kern seines Strebens. „Hat eine Nation“, heißt es in einem seiner Briefe, „sich über den Zustand der Sinnlichkeit erhoben, hat sie eine bedeutende Masse von Kenntnissen erworben, genießt sie einen mäßigen Grad von Denkfreiheit: so richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre eigenen National- und Kommunalangelegenheiten. Räumt man ihr nun eine Theilnahme daran ein, so zeigen sich die wohlthätigsten Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Gemeingeistes; verweigert man ihr alles Mitwirken, so entsteht Mißmuth und Unwille, der entweder auf mannichfaltige schädliche Art ausbricht, oder durch gewaltsame, den Geist lähmende Maßregeln unterdrückt werden muß. Die arbeitenden und mittleren Stände der bürgerlichen Gesellschaft werden alsdann verunedelt, indem ihre Thätigkeit ausschließlich auf Erwerb und Genuß geleitet wird; die oberen Stände sinken in der öffentlichen Achtung durch Genußliebe und Müßiggang, oder wirken nachtheilig durch wilden, unverständigen Tadel der Regierung. Die spekulativen Wissenschaften erhalten einen usurpirten Werth, das Gemeinnützige wird vernachlässigt, und das Sonderbare, Unverständliche zieht die Aufmerksamkeit des menschlichen Geistes an sich, der sich einem müßigen Hinbrüten überläßt, statt zu einem kräftigen Handeln zu schreiten.“

Noch einmal suchten das Junkerthum und die Hofschranzen den Verhaßten zu stürzen, der mit seinen Reformen in die höchst unzeitgemäßen Standesvorrechte schonungslos einschnitt, an denen der Adel, wiewol sie sich überlebt hatten, ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl starr festzuhalten beeifert war. Aber Stein, wieder Feuer und Flamme, wollte es darauf ankommen lassen, den nach seiner Ueberzeugung verderblich wirkenden Kabinetsrath Beyme sogleich entlassen zu sehen, oder selbst zu gehen. Da erhielt er von der Königin folgendes Schreiben: „Ich beschwöre Sie, haben Sie nur Geduld in den ersten Monaten; der König hält gewiß sein Wort, Beyme kommt weg, aber erst in Berlin. So lange geben Sie nach. Daß um Gottes willen das Gute nicht um drei Monat Geduld und Zeit über den Haufen falle! Ich beschwöre Sie um König, Vaterland, meine Kinder, meiner selbst willen darum. Geduld! — — Luise." Dies Wort verfehlte seinen Zweck nicht.



Scharnhorst. Hardenberg. Stein.

Wiederaufrichtung und Aufschwung. Stein ging, gemäß seinen oben dargelegten Ansichten, zielbewußt an die Umgestaltung der Grundgesetze des Staates. Der letzte Druck der bäuerlichen Hörigkeit wurde aufgehoben, den Adeligen das Recht, allein Rittergüter in Besitz zu haben, abgesprochen, die Theilung der Grundstücke verstattet. Von außerordentlicher Wichtigkeit für das Land war die Verleihung der Städteordnung, durch die den Bürgern die Verwaltung ihrer Angelegenheiten unter Oberaufsicht der Regierung in die Hand gegeben wurde. Der Hauptzweck dieser in den wesentlichsten Punkten noch heute geltenden neuen Städteordnung, die Bevölkerung zu lebendiger Theilnahme an den Vorgängen im Staats- und Gemeindeleben heranzuziehen und einen gesunden Gemeinsinn zu erwecken, wurde glänzend erreicht, und gewiß sind die segensreichen Folgen derselben für den ungeahnten späteren Aufschwung Preußens nicht gering anzuschlagen.

Wie auf dem Lande, so wurde auch in den Städten die Freiheit der Arbeit verkündet, und dagegen der Zunftzwang und das städtische Monopol beseitigt.

Alle jene gewaltigen Arbeiten, die verbesserte Verwaltung, die gleichzeitig ins Werk gesetzte kriegerische Vorbereitung und Heranziehung des ganzen Volkes zur Vertheidigung des Vaterlandes — wovon wir alsobald sprechen werden — alles dieses sollte einem großen Zwecke dienen: dem der Erhebung Preußens, der Wiedergeburt Deutschlands. Vermöge seiner wunderbaren Thatkraft belebte Stein in der unglaublich kurzen Zeit von einem Jahre das schwer niederliegende Preußen mit neuem Muthe, mit verjüngter Kraft.

Jena hatte die Schwächen der Wehrverfassung, den Anforderungen der neuen Zeit gegenüber, offenkundig gemacht. Auch hier galt es, zu beleben und zu erneuern, wenn das große Ziel, das dem hochherzigen Reformator und anderen Freunden des Vaterlandes vorschwebte, erreicht werden sollte. Glücklicherweise fand Stein an dem gleichgesinnten Scharnhorst eine Stütze, einen Mitarbeiter, der ganz in seinem Geiste das Werk der Erneuerung des Heerwesens angriff und es so trefflich durchführte, daß er mit Recht „der deutschen Freiheit Waffenschmied“ genannt worden ist.

Johann David von Scharnhorst, als Sohn eines Pächters in Hannover am 10. November 1756 geboren, hatte schon als Knabe eine starke Neigung zum Kriegerstande gezeigt, und durch eine glückliche Verkettung von Umständen wurde er in den Stand gesetzt, dieser seiner Neigung nachleben zu können, indem ihn der Graf von Lippe in seine später durch Scharnhorst zur Berühmtheit gelangende Kriegsschule aufnahm. Nachdem er sich hier durch Fleiß und Tüchtigkeit ausgezeichnet hatte, trat er im Jahre 1780 als Leutnant der Artillerie in hannöversche Dienste und betheiligte sich als solcher mit Auszeichnung an dem Feldzuge gegen die französische Republik in den Niederlanden im Jahre 1794. Seine praktische und mehr noch seine wissenschaftliche Tüchtigkeit hatte die Aufmerksamkeit des Herzogs von Braunschweig auf ihn gelenkt, auf dessen Empfehlung er 1801 in seinem fünfundvierzigsten Jahre als Oberstleutnant in preußische Dienste trat. In der Schlacht bei Jena war er als Adjutant seines Gönners, des Herzogs von Braunschweig, thätig, machte dann den Zug Blücher's nach Lübeck mit, gerieth, wie dieser, in französische Gefangenschaft und nahm dann, nachdem er gleichzeitig mit Blücher ausgelöst worden war, an den weiteren Kämpfen des Jahres 1807 rühmlichen Antheil. Anfangs hatte er als „Ausländer“ manche Anfechtungen zu bestehen. „Etwas vornüber geneigt, war sein großes, blaues Auge meist halb geschlossen; über sein Antlitz breiteten sich stille Züge, während sich sein Haupt mit Ideen herumtrug. Seine Rede war fast lautlos, von gedankenvoller Kürze.“ Neid und Vorurtheil vermochten auf die Länge nichts gegen ihn; seine Tüchtigkeit brach sich Bahn. Ehrenwerthe Kriegsgenossen traten ihm zur Seite, unter ihnen in erster Linie Neithardt von Gneisenau, der Vertheidiger Kolbergs, von Grollmann, Boyen u. A. Der Entwurf der Wehrverfassung, der aus den Berathungen dieser Männer und unter der lebhaftesten Mitwirkung Stein's hervorging, erhielt im Jahre 1808, am 3. August, dem Geburtstage des Königs, Gesetzeskraft. Der Grundgedanke dieses neuen Gesetzes lautet: „Wehrhaftmachung des ganzen Volkes und Veredlung des Kriegsdienstes durch allgemeine Dienstpflicht ohne Stellvertretung; rasche und tüchtige Ausbildung der Massen, sittliche und wissenschaftliche Hebung der Offiziere; Gleichheit der Rechte und Pflichten ohne Rücksicht auf Geburt; Aufsteigen vom Soldaten bis zur höchsten Befehlshaberstelle nach Verdienst, in Friedenszeiten nach Maßgabe der Kenntnisse und Bildung, im Kriege durch ausgezeichnete Tapferkeit und Ueberblick; Begründung der Kriegszucht auf das Vaterlands- und Ehrgefühl, mit Abschaffung der herabwürdigenden Strafen der Stockschläge und des Gassenlaufens; Einfachheit und Leichtigkeit der Uebungen und Bewegungen des Einzelnen wie des Heeres, mit Beschränkung des geisttödtenden und erdrückenden Gamaschendienstes: Alles unter der Leitung kräftiger, einsichtiger und charakterfester Befehlshaber.“

Gleichsam als ein äußeres Wahrzeichen, daß fortan ein völlig anderer Geist in der preußischen Armee herrschen solle, war schon am 17. Dezember 1806 durch den Einfluß

der genannten Männer in einer darauf bezugnehmenden Verordnung die endliche Abschaffung des Zopfes im preußischen Heere verfügt worden.

Es fällt sofort in die Augen, wie das Streben vorzüglich dahin ging, die Scheidewand zwischen dem Kriegerstande und den übrigen Ständen zu beseitigen und die Truppen mit allen edlen und geistigen Strömungen der Nation zu durchdringen. Der Erreichung des Zieles standen mannichfache Hindernisse im Wege; Scharnhorst's zähe, nicht zu ermüdende Kraft und Klugheit wußte sie zu beseitigen. Es ward ein einfacheres und zweckmäßigeres Exerzirreglement erlassen und trotz der beschränkten Mittel mit allen Kräften für Neubeschaffung von Kriegsmaterial gesorgt. Ein so ehrenwerther Stand, wie der der Krieger, durfte fernerhin nicht mehr durch unwürdige Behandlung herabgesetzt werden. Scharnhorst wollte, um es kurz zu sagen, den mit Begeisterung für den Ruhm ihres Vaterlandes kämpfenden Franzosen ein gleich begeistertes, echt nationales Heer entgegenstellen. Von nun an wurde Soldat ein Ehrentitel; Muth und Selbstvertrauen kehrten zurück, ein neuer Geist beseelte die ganze Armee. Was Preußens Heer in den Jahren 1813—1815 geleistet hat, dazu hat Scharnhorst — ein Mann der That wie der große Schweiger unserer Tage — den Grund gelegt. Von Tag zu Tag mehrte sich die Zahl Gleichgesinnter in den maßgebenden Kreisen, vornehmlich im Heere. Unter Denen, welche in unermüdlichem Streben mit den Genannten wetteiferten, steht voran, den obengenannten Edelsten jener Zeit ebenbürtig: August Wilhelm Neithardt von Gneisenau.

Solchergestalt wurde das Kriegswesen von Grund aus neu organisirt, die Zusammensetzung des Heeres wesentlich vereinfacht. Die drückende Bedingung des Tilsiter Friedens, daß Preußen zehn Jahre lang nicht mehr als 42,000 Mann unter den Waffen haben dürfe, wurde allerdings dem Buchstaben nach erfüllt; nie standen mehr als jene Anzahl wirklich unter Waffen. Aber sobald diese eingeübt waren, entließ man sie, rief Andere ein und sendete darauf wieder so viele heim, als man ausexerzirt, bis schließlich fast jeder waffenfähige Mann des Landes auch waffentüchtig geworden war. Dadurch wurde es möglich, nöthigenfalls ein Heer von 140,000 bis 150,000 Mann aufstellen zu können.

Es war eine wunderbare Zeit. Der Druck und die Erniedrigung hatte starr und stumm gemacht: die Ahnung des Endzieles, auf das die jetzigen Leiter des Staates bewußt hinsteuerten, bewirkte sofort einen entsprechenden Ausdruck in der Haltung des Volkes. Es ward nicht verkannt, welcher furchtbaren Macht man zur Zeit unterworfen war; aber die Art der Gegenmittel, die allerorten und in allen Richtungen des Staatslebens in Bewegung gesetzt wurden, regte unzählige Herzen zu Todesmuth und Opferfreudigkeit an, wie es kaum jemals erhört worden ist. Der anfänglichen Betäubung nach dem Falle war die Einsicht in die Lage, die Erinnerung an die ruhmvolle Geschichte des Vaterlandes gefolgt. Die alten Krieger aus den Zeiten Friedrich's des Großen, die sich in ihrem Grimme in die Erinnerungen der Vergangenheit versenkt hatten, begannen die Siegesthaten, an denen sie ihrer Zeit Theil genommen hatten, mit begeisterten Zungen zu preisen und fanden eifrig lauschende Zuhörer. Napoleon hatte zwar durch seine Feldherrngröße und durch seine gleißnerischen Verheißungen auch in Preußen eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern gefunden: dem ernster denkenden und wärmer fühlenden Theile des preußischen Volkes kam es aber immer mehr zum Bewußtsein, daß eine Nation nur auf dem Wege der Entwicklung ihres ureigensten Geisteslebens es zu einer dauernden Freiheit bringen könne. An dem Aufleben dieses Bewußtseins hatten die Geistesheroen der großen Blütezeit unserer Literatur — es sei nur an Klopstock, Lessing, Herder, Goethe, Schiller erinnert — einen wesentlichen Antheil. Man fing an, den Gegensatz des tiefen, deutschen Wesens und des leichtsinnigen Franzosenthums lebhafter zu empfinden; es begann die Selbstachtung im Volke und damit die Ueberzeugung zu erstarken: daß es, wenn es dem Rufe seiner Besten folge und sich gemeinsam erhebe, zweifellos die Kraft besitzen werde, die Fesseln, welche Gewalt, List und Trug ihm übergeworfen habe, zu zerbrechen.

Ernst Moritz Arndt und Fr. Ludwig Jahn. Ersterer schürte durch sein Buch „Geist der Zeit“, dessen erster Theil schon im Jahre 1806 erschien, die Glut der Vaterlandsliebe in unzähligen Herzen; mit Feuerworten mahnte er, sich gegen die Franzosen zu waffnen und ihre Macht zu brechen, wie einst die Vorfahren unter Armin die Macht der Römer gebrochen hätten. — Von dem „Alten im Bart“, dem Turnvater Jahn, erschien im Jahre 1810 das „Teutsche Volksthum“, ein Buch, welches auf die Eigenthümlichkeiten des deutschen Lebens hinwies und die Ueberzeugung zu erwecken strebte, daß das deutsche Volk vor allen anderen Völkern den Beruf habe, Friedenshort der Menschheit zu werden. Aber um dieses Ziel zu erreichen, sei ein gewaltiger Kampf unvermeidlich, und zu diesem müsse die deutsche Jugend durch Turn- und Fechtübungen herangebildet und gestählt werden.

Joh. Gottl. Fichte und Fr. Schleiermacher. Jenem hatte, wie der Leser weiß, der König eine Freistätte in Berlin gewährt, und es hielt derselbe nun im Winter 1807 auf 1808 seine „Reden an die deutsche Nation“, in denen er es seinen Zuhörern in klarster, überzeugendster Weise und mit Flammenworten als eine heilige Pflicht vor die Seele stellte, sich durch eigene Kraft von dem ertödtenden Uebel der Fremdherrschaft zu befreien. — Auch die religiöse Weihe fehlte dem Aufschwunge nicht, denn auch Geistliche schlossen sich der Reihe der Männer an, die das Volk an Dasjenige mahnten, was zu thun seine Lage erheische. Vor Allen ist hier zu nennen Fr. Schleiermacher, einer der tiefsten und glänzendsten Geister seiner Zeit, dem zugleich ein warmes, zu tapferstem Handeln entschlossenes Herz im Busen schlug. Dieser vortreffliche Mann trat sowol dem äußeren Buchstabendienste mit seiner Schein- und Werkheiligkeit, als auch der aus der Aufklärungsperiode herrührenden Ueberklugheit entgegen, die außerhalb des Christenthums ihr Genügen sucht. Ihm gelang es, den religiösen Sinn in weiten Kreisen zu erwecken, den Sinn, dem es höchste Befriedigung gewährt, in innigsten persönlichen Verkehr mit dem Schöpfer zu treten und dem göttlichen Rufe, der in dem innersten Heiligthum der Seele ertönt, in jedem Lebensmomente mit voller Hingabe zu folgen.

Napoleon, der früher schon den Preußischen Staat als das eigentliche Kernland des in seiner alten Gestalt unhaltbaren, aber einer besseren Neubildung zustrebenden Reiches deutscher Nation erkannt hatte, bedauerte nun, in Bezug auf Schwächung Preußens nicht weiter gegangen zu sein. Er fühlte und ahnte, daß in Preußen der Geist gepflegt werde, welcher eines Tages das schärfste Gericht über ihn, den Weltstürmer, halten und sein Urtheil über sein Thun sprechen, Scharen der begeistertsten Kämpfer gegen ihn ins Feld führen werde. Er dachte eine Zeit lang ernstlicher daran, Schlesien und die gesammte Seeküste von Preußen abzutrennen; — wer weiß, was geschehen wäre, hätten nicht andere Ereignisse seine Aufmerksamkeit zur Zeit ausschließlich in Anspruch genommen.

In seinem Feuereifer für die gute Sache nahm der unermüdliche Stein jede Gelegenheit wahr, für dieselbe thätig zu sein. So äußerte er in einem Briefe an den Grafen Wittgenstein, daß er es für nothwendig halte, die Erbitterung gegen Napoleon im Volke zu nähren. Diesen Brief brachte nach einem damals verbreiteten Gerücht die Junkerpartei in die Hände des Feindes. Napoleon ließ ihn im Moniteur veröffentlichen und die Bemerkung hinzufügen, daß er bedaure, Preußen von einem so verkehrt denkenden Minister geleitet zu wissen. Nach der damaligen Lage des Staates sah sich Stein veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. Damit aber war dem Zürnen Napoleon's nicht ein Ziel gesetzt; vielmehr sandte er von Spanien her, wo er sich zur Zeit befand, den Befehl nach Deutschland: die Güter „eines gewissen Stein“, der ein Feind Deutschlands und des Rheinbundes sei und Unruhen zu erregen suche, einzuziehen; über ihn selbst verhängte er die Acht. Wäre Stein in seine Gewalt gefallen, er würde ihm ohne Zweifel das Geschick des Buchhändlers Palm bereitet haben. — Gottlob! das Feuer, das Stein in den preußischen Herzen hatte entzünden helfen, loderte bereits mit unzerstörbarer Glut im Stillen fort. Dem vortrefflichen Stein aber war — und dazu mußte sogar Napoleon durch seine Maßregeln gegen

ihn mitwirken — die Mission zugefallen, nun auch auf anderen Orten die heilige Glut zu erregen, die nothwendig war, das Befreiungswerk zu vollbringen.

Der Geächtete flüchtete nach Oesterreich, und als nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzugs von 1809 auch Kaiser Franz ihm keine Sicherheit bieten konnte, nach Rußland.

Nur kurze Zeit jedoch währte die Unterbrechung des Reformwerkes.

Bald nach Stein's Entfernung legte ein anderer bedeutender Staatsmann jener Zeit, der kluge und vorsichtige Staatskanzler Karl August von Hardenberg, Hand an dasselbe. Napoleon hatte, wie wir gesehen haben, beim Friedensschluß zu Tilsit die Entfernung des Ministers von Hardenberg aus seiner bisherigen Stellung verlangt; es war ihm sogar ausdrücklich verboten worden, sich dem Aufenthaltsorte des Hofes bis auf 20 Meilen zu nähern. Die Männer, in deren Hände man nach Stein's erzwungenem Rücktritt die Leitung der Staatsangelegenheiten gelegt hatte, waren zwar zumeist vom besten Willen beseelt, ihrer schweren Aufgabe gerecht zu werden, aber es fehlte ihnen die nöthige Energie, um das, was Stein ins Werk gesetzt, in seinem Sinne weiter zu führen und zu vollenden.



Fichte. Schleiermacher. Jahn. Arndt.

Zur Gewinnung des Mannes, der es vermöchte, das Staatsschiff in seinem derzeitigen so klippenreichen Fahrwasser sicher und ohne ernstliche Gefährdung zu steuern, richteten sich die Blicke des Königs auf Hardenberg, und eine heimliche Zusammenkunft mit diesem auf der Pfaueninsel bei Potsdam hatte zur Folge, daß jener von der Nothwendigkeit der Zurückberufung des Ebengenannten vollends überzeugt wurde. Freilich mußte dazu erst Napoleon's Gutheißung eingeholt werden. Nur die Rücksicht auf das Staatswohl im Auge habend, ließ sich Hardenberg dazu herbei, in einem demüthigen Schreiben an den Franzosenkaiser um Erlaubniß zu seiner Rückkehr nachzusuchen. Wider Erwarten ließ sich Napoleon zur Ertheilung derselben bereit finden, und nun wurde Hardenberg, der fortan bis zu seinem im Jahre 1822 erfolgten Tode an der Spitze der preußischen Staatsverwaltung blieb, durch Kabinetsordre vom 7. Juli 1810 zum Staatskanzler ernannt, und es wurde ihm eine fast unbeschränkte Machtstellung eingeräumt.

Des friedlich gesinnten Königs lebhafter Wunsch ging dahin, es nicht zu einem neuen Bruch mit Napoleon kommen zu lassen; einem freudigen Aufschwunge des Volkes war dies allerdings nicht förderlich. Manche der von Hardenberg angeordneten Maßregeln wurden daher von diesem selbst als unzulänglich angesehen. Im Ganzen jedoch schritt die Umwandlung

des Staatswesens auch unter ihm weiter vorwärts. Bald schon erfolgte die Aufhebung der Frohnden und die Ablösung jener alten Gerechtsame, wodurch ein freier, grundbesitzender Bauernstand geschaffen wurde, dann die Einführung allgemeiner Gewerbefreiheit, die bürgerliche Gleichstellung der Juden, endlich die Veräußerung von Kron- (Schatull-) Gütern, wie auch von Grundbesitz des Staates, der, nachdem er aus der todten Hand in den regeren Privatverkehr übergegangen war, den Volkswohlstand und somit die Steuerfähigkeit des Landes erhöhte.

Stein und Hardenberg haben Erstaunliches vollbracht. Ranke schließt eine Parallele zwischen beiden großen Männern mit folgendem Urtheile über den Letzteren: „Ein altes Sprüchwort sagt: Jedes hat sein Aber. Wer wüßte nicht, daß dies auch von Hardenberg gilt. Aber gewiß ist doch: tiefer als Hardenberg hatte noch niemals ein Staatsmann seinen Namen in die ehernen Tafeln der preußischen Geschichte eingegraben." — Hardenberg fand eine zuverlässige Stütze an einem von ihm herangezogenen, äußerst thätigen Mitarbeiter, dem hochgebildeten Freiherrn von Altenstein, welcher als Geh. Oberfinanzrath dem Generaldirektorium angehörte, als die Katastrophe von 1806 eintrat. Als die Regierung nach Königsberg verlegt ward, betheiligte auch er sich an den Arbeiten für Neugestaltung des Staates und übernahm nach Stein's Entfernung die Verwaltung der Finanzen, ein Amt, das gerade zu jener traurigen Zeit mehr als gewöhnliche Talente, eine außerordentliche Arbeitskraft und gute Zuversicht erheischte. Altenstein wirkte bei Reorganisation der obersten Staats- und Provinzialbehörden mit, und auch er war eifrig bemüht, die Staatsverwaltung mit frischerem Geiste zu durchdringen. — Er hat sich später mit Wilhelm von Humboldt um Gründung der Universität zu Berlin große Verdienste erworben.

Scharnhorst trat zwar als Kriegsminister auch in die neu gebildete Verwaltung unter dem Minister Altenstein ein; doch die Wühlereien gegen die freiheitliche Richtung waren schon zu sehr erstarkt, und so vermochte er sich nicht lange zu behaupten; er sah sich vielmehr gezwungen, von der bisherigen Leitung der Militärangelegenheiten zurückzutreten und sich mit der bescheideneren Stellung eines Generaladjutanten des Königs, die ihm 1807 nebenher mit übertragen worden war, zu begnügen. Wenn von da an auch seine Wirksamkeit gehemmt erschien, so leitete er doch im Stillen die militärischen Angelegenheiten fort, blieb auch Chef des Ingenieurcorps, arbeitete an der Organisation der Landwehr, und sein gewichtiger Rath blieb in allen bedeutsamen Angelegenheiten maßgebend.

Gründung der Universitäten zu Berlin und Breslau. Der schon im Jahre 1807 unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Preußischen Staates angeregte Gedanke, an Stelle der von den Franzosen aufgelösten Universität zu Halle eine solche in Berlin zu begründen, gewann zwar erst im Jahre 1810 Leben und Gestalt. Indessen wollen wir hier, da späterhin die politischen und kriegerischen Ereignisse zu gebietend in den Vordergrund treten, etwas vorgreifen, um dieses hochbedeutsamen Friedenswerkes zu gedenken, dessen Einwirkung auf den nach tiefer Erniedrigung eintretenden ungeahnten Aufschwung in Preußen gewiß nicht gering anzuschlagen ist. „Der Staat muß durch geistige Kraft ersetzen, was er an physischer Kraft verloren hat", hatte der König gesagt, als nach dem Frieden von Tilsit die preußische Monarchie von einer europäischen Großmacht zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt worden war, und dem Streben nach der Verwirklichung des in jenen Worten ausgesprochenen schönen Gedankens verdankt die Universität zu Berlin ihre Entstehung. Der, wie erwähnt, in Anregung gebrachte Vorschlag, die Universität Halle förmlich nach Berlin zu verlegen, konnte aus verschiedenen Gründen nicht zur Ausführung gebracht werden; man schritt deshalb zur Gründung einer neuen Universität in Berlin. An tüchtigen Lehrkräften konnte es ja nicht fehlen. Während der Zeit Friedrich's des Großen war Berlin der Sammelpunkt für alle hervorragenden Geister nicht nur Preußens, sondern ganz Deutschlands geworden. An den dortigen zu hoher Blüte gelangten Schulen, an den Akademien und wissenschaftlichen Instituten hatten Viele derselben einen ehrenvollen Wirkungskreis

gefunden. Es kam somit nur darauf an, alle diese Kräfte zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen und ihnen eine würdige Stätte zu bereiten, wo sie in möglichster Selbstständigkeit neben einander und doch Alle auf das gemeinsame Ziel hinstrebend wirken konnten. Zwar wurden gegen die Gründung einer Universität in Berlin mancherlei Bedenken erhoben, als aber der Geheime Staatsrath Wilhelm von Humboldt, der seit dem Jahre 1808 das Unterrichtswesen in Preußen leitete, in einem von ihm eingeforderten Gutachten mit warmen Worten für dieselbe eintrat, wurde am 16. August 1809 die königliche Bewilligung ertheilt und das unter den Linden in Berlin gelegene Palais des im Jahre 1803 verstorbenen Prinzen Heinrich für die neu zu gründende Universität eingerichtet, die schon im Herbst des nächsten Jahres eröffnet werden konnte. Mit der Ausarbeitung der Statuten, sowie mit Berufung der Lehrkräfte war Wilhelm von Humboldt beauftragt worden, und seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß die neue Universität alsbald nach ihrer Gründung eine Bedeutung erlangte, wie sich deren selbst ihre ältesten und berühmtesten Schwestern nicht rühmen konnten. Wenn Männer wie Schleiermacher und Marheineke, Hufeland, Gräfe und Keil, Savigny, Biener, Fichte, Friedrich August Wolf, Böckh, v. d. Hagen und Zeune hier ihre Vorlesungen hielten, so konnte es nicht ausbleiben, daß bald der Ruf der neuen Universität sich weithin verbreitete und die wißbegierige Jugend in Scharen herbeilockte.



Staatsminister Freiherr Karl Stein zum Altenstein.

Neben der Universität von Berlin vermochte sich unter diesen Umständen diejenige zu Frankfurt a/O., welche zudem schon seit Jahren sich in einem Zustande völligen Verfalles befand, nicht zu behaupten. Sie ohne Weiteres aufzulösen, schien aus vielen Gründen nicht rathsam, und so kam man, wiederum auf Wilhelm von Humboldt's Anrathen, zu dem Entschluß, dieselbe nach Breslau, der betriebsamen Hauptstadt Schlesiens, die auf allen Gebieten eine gesteigerte Bedeutung gewonnen hatte, zu verlegen und sie mit der schon im Jahre 1702 gegründeten, aber allmählich zu einer Jesuitenschule herabgesunkenen sogenannten Leopoldina zu verbinden. Es gelang dem unermüdlichen Eifer Wilhelm von Humboldt's, mächtige und einflußreiche Förderer seines Planes zu gewinnen; auch der König zeigte sich demselben geneigt und ertheilte am 24. April 1811 seine Genehmigung zur Verlegung der alten Frankfurter Hochschule nach der schlesischen Hauptstadt. Tüchtige Lehrkräfte wurden berufen und ausreichende Geldmittel der neuen Universität zur Verfügung gestellt, die sich gleichfalls bald zu hoher Blüte erhob.

So wurde nicht nur in der Politik und im Heerwesen, sondern auch auf dem Gebiete der geistigen Interessen in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung der Grund zu dem späteren allgemeinen Aufschwunge gelegt; in ernster und gewissenhafter Arbeit bereitete sich die Regierung und das Volk zur Erhebung gegen den Unterdrücker, zur Abschüttelung des fremden Joches vor.

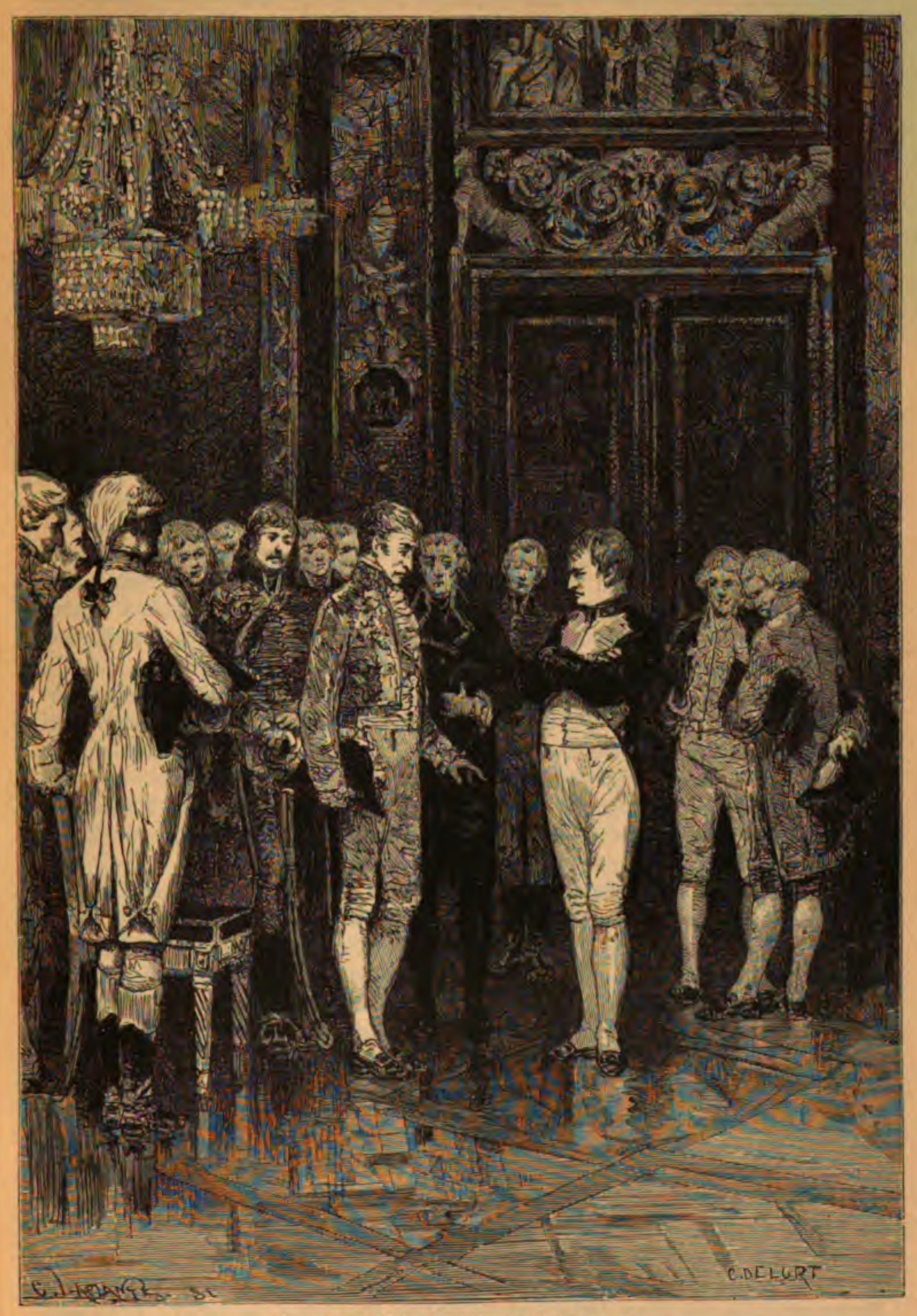
Ehe jedoch die Stunde der allgemeinen Erhebung schlug, hatte das Land noch eine schwere Zeit der Prüfung zu überstehen.

Das Jahr 1809.

Die Kontinentalsperre. Nach der Niederwerfung Oesterreichs, Rußlands und Preußens war es, wie wir gesehen haben, Napoleon's unablässiges Streben gewesen, seinen noch unbesiegten und für ihn zur Zeit unbesiegbaren Hauptfeind, England, nach Möglichkeit zu schädigen; die von ihm verfügte „Kontinentalsperre" sollte dazu das Mittel sein. Durch dieses rücksichtslos durchgeführte wirthschaftliche Absperrungssystem gedachte Napoleon seinem Hauptfeinde den größten Schaden zuzufügen. Er verbot also der Bevölkerung Norddeutschlands allen Handelsverkehr mit England, wodurch aber die Staaten des Festlandes fast noch übler betroffen wurden als England selbst, das sich andere Handelswege zu verschaffen wußte. In den durch diese Gewaltmaßregeln heimgesuchten Landen ward die eintretende Unmöglichkeit der Befriedigung von Bedürfnissen, an die man sich gewöhnt hatte, äußerst unangenehm empfunden, und die Stockung des Verkehrs brachte schwere Nachtheile über die meisten Handelstreibenden. Zudem wurden die Vorschriften, durch welche alle englischen Waaren vom Kontinente, soweit Napoleon's Macht reichte, fern gehalten werden sollten, mit immer unerbittlicherer Strenge gehandhabt. Jedes Schiff, das heimlich englische Waaren einzuschmuggeln suchte, wurde weggenommen, die Waaren selbst, ohne Rücksicht auf den Eigenthümer, wurden den Flammen überliefert. Gingen doch französische Beamte in ihrem Uebereifer so weit, die Magazine der großen Kaufleute zu durchsuchen und alle englischen Erzeugnisse, die sie dort vorfanden, selbst solche, welche schon vor der Verhängung der Kontinentalsperre eingeführt worden waren, vernichten zu lassen. Viele Millionen wurden auf diese Weise ohne Zweck und Nutzen in Rauch und Asche verwandelt. Alle europäischen Staaten hatten sich dieser Gewaltmaßregel anbequemt, nur das kleine Portugal wagte sich zu widersetzen und forderte dadurch die Rache Napoleon's heraus, der, im Bunde mit Spanien, den widerspenstigen kleinen Staat in einem kurzen Feldzuge unterwarf. Aber „der Appetit kommt mit dem Essen", sagt ein altes Sprüchwort, und so ging es auch hier. Portugal war unterworfen, aber das genügte jetzt dem ehrgeizigen Imperator nicht mehr, auch Spanien zu gewinnen, schien ihm leicht. — Dort herrschte seit dem Spanischen Erbfolgekriege eine Seitenlinie der Bourbons, und ein Bourbon durfte, wenn Napoleon es verhindern konnte, in einem europäischen Staate nicht regieren. Ohne offen den Kriegszustand gegen Spanien zu proklamiren, lockte Napoleon den alten König Karl IV., der in Zwist mit seinem Sohne Ferdinand lebte, arglistig nach der französischen Stadt Bayonne und nöthigte hier Beide mit schreiender Ungerechtigkeit zur Abdankung. Auf den erledigten spanischen Königsthron setzte Napoleon seinen Bruder Joseph, den bisherigen König von Neapel, welches letztere Königreich sein Schwager Joachim Murat, der bisherige Großherzog von Berg, erhielt.

Volkserhebung in Spanien. Allein das spanische Volk wollte sich nicht ohne Weiteres einen fremden Herrscher aufdrängen lassen. Zwar hatten die Bourbons wenig gethan, um sich die Liebe der Spanier zu verdienen; aber gleichwol erhoben sich jetzt diese für ihr angestammtes Königshaus, und es gelang ihnen, den französischen Heeren einige empfindliche Niederlagen beizubringen. Diese Erfolge, verbunden mit dem gleichzeitigen siegreichen Vordringen der Engländer, welche dem unterdrückten Portugal ein starkes Heer unter dem Herzoge von Wellington zu Hülfe geschickt hatten, ließen die Lage des französischen Heeres in Spanien als eine sehr bedenkliche erscheinen, und es läßt sich leicht ermessen, wie die Kunde davon auf alle deutschen Gemüther wirken mußte. Zuerst, und am kräftigsten, machte sich diese Einwirkung in den österreichischen Landen bemerkbar.

Umschwung in Oesterreich. Wie in Preußen nach dem Frieden von Tilsit, so war in Oesterreich nach dem Preßburger Frieden ein heilsamer Umschwung eingetreten. Während in Preußen Stein Großes schuf, war in Oesterreich Stadion, ein Gesinnungsgenosse jenes Patrioten, mit der Leitung der Staatsangelegenheiten betraut worden.



Napoleon in Erfurt. Zeichnung von C. Delort.

Aber dem kühnen Reformer standen größere Hindernisse entgegen, als sie Stein am preußischen Hofe gefunden hatte. Friedrich Wilhelm war auf die Ideen Stein's eingegangen, während Kaiser Franz alle Vorschläge, die auf die Verbesserung der Verwaltung in einem freisinnigen Geiste hinzielten, lange Zeit starr und trocken zurückwies. Doch ein hochfahrendes Wort Napoleon's: „Es stand bei mir, die Monarchie Eurer Majestät zu zerstückeln!" brannte dem Kaiser wie Feuer auf der Seele, und so gelang es dem thatkräftigen Grafen Stadion doch endlich, seinen Plänen Annahme zu verschaffen. Es wurde das Linienheer in wenigen Jahren auf 350,000 Mann gebracht, auch eine Landwehr errichtet. Da die zeitgemäßen Einrichtungen im Heereswesen und in der Verwaltung auch im österreichischen Volke einen Geist erzeugten, dem ähnlich, der in Preußen sich schon so verheißungsvoll zu regen begonnen hatte, so gaben sich viele der besten Männer im Norden und Süden Deutschlands der zuversichtlichen Hoffnung hin, Oesterreich und Preußen würden bald, und diesmal zu gleicher Zeit, losschlagen.

Von Rußland war für jetzt nichts zu hoffen, da die Arglist Napoleon's den Kaiser Alexander in Hoffnungen verstrickt hatte, die sich namentlich auf die Einverleibung der Türkei bezogen. Um die „großen Ideen von Tilsit" so bald wie nur möglich verwirklicht zu sehen, wünschte Alexander eine neue Zusammenkunft mit Napoleon und gab ihm dies zu erkennen. Diesem kam das Begehren Alexander's höchst erwünscht. Ihm lag freilich nichts ferner, als die Absicht, die Türkei an Rußland fallen zu lassen. Dagegen gedachte er die neue Zusammenkunft zu benutzen, um, indem er dem russischen Kaiser einige unbedeutende Zugeständnisse, in Bezug auf die Türkei aber nur erneuerte Versprechungen machte, sich Rußlands als eines treuen Wächters über Preußen und Oesterreich zu versichern, bis er Spanien, das sich mit Macht gegen die Regierung seines Bruders Joseph erhoben hatte, niedergeworfen haben würde. So berief er denn für den Herbst 1808 einen Fürstenkongreß nach Erfurt, auf dem auch Kaiser Alexander erschien.

Der Kongreß zu Erfurt. Eine so glänzende Fürstenzusammenkunft, wie die zu Erfurt es war (27. Sept. bis 14. Okt.), hatte Deutschland seit Jahrhunderten nicht gesehen; bei einer Festvorstellung saßen im Parterre des Theaters Hunderte von Fürsten, rings um den stolzen Imperator nur Könige. In früheren Zeiten waren bei solchen Gelegenheiten deutsche Fürsten als Vasallen des Deutschen Kaisers erschienen: die jetzt versammelten Rheinbundsfürsten oder deren Vertreter (Bayern, Westfalen, Sachsen, Württemberg an der Spitze) umkreisten als willige Diener den Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts.

Alexander ließ es sich inzwischen eifrig angelegen sein, die Früchte des Bündnisses von Tilsit einzuernten; doch gelang es ihm nicht, seinem „hohen Bundesgenossen" in Bezug auf die Türkei weitergehende Zusagen abzulocken. Dieser schützte als Grund dafür die „Gespanntheit der europäischen Lage" vor. Aber er bestärkte in Alexander nicht nur die Hoffnung, daß in kurzer Zeit das Gewünschte zur Ausführung gelangen werde, sondern er gab auch seine Einwilligung, daß Rußland im Besitze der dem Schwedischen Reiche entrissenen Ostseeprovinzen bleibe, und daß es von der Moldau und Walachei Besitz nehme.

So verließen denn die beiden Kaiser befriedigt Erfurt. Alexander kehrte nach Rußland zurück, Napoleon begab sich nach Spanien, um dort, wo, wie wir gesehen haben, seine Angelegenheiten nicht zum besten standen, durch sein persönliches Eingreifen eine Wendung zu Gunsten seiner auf Weltbeherrschung gerichteten Absichten herbeizuführen. Dies gelang ihm auch in überraschender Weise. — Während er nun mit seinen besten Truppen auf der spanischen Halbinsel vollauf beschäftigt war, hielt man in der Hofburg zu Wien die Zeit für gekommen, die alte Scharte auszuwetzen. Es wurde mit allem Eifer gerüstet, und nachdem man alle verfügbaren Hülfsmittel zusammengerafft hatte, stand im April eine Armee von 200,000 Mann unter dem Erzherzoge Karl bereit, in Bayern einzufallen; weitere 100,000 Mann setzten sich gegen Italien in Bewegung; außerdem gedachte man auch in die deutschen Nachbarlande und in Polen einzurücken.

Napoleon war eben der spanischen Aufständischen Herr geworden, als ihm Nachrichten zugingen, die es ihm unzweifelhaft machten, daß Oesterreich allen Ernstes etwas gegen ihn im Schilde führe. Es war im Januar 1809: „Ist man in Wien von der Tarantel gestochen?“ fuhr er den österreichischen Gesandten an, als dieser bei ihm erschienen war, um ihm seine Glückwünsche wegen der Niederwerfung Spaniens auszusprechen. Er betrieb sogleich mit größtem Eifer seine Rüstungen und erließ Aufforderungen an die Rheinbundsfürsten, sich zum Kriege gegen Oesterreich bereit zu halten.

Die feurigsten deutschen Patrioten in Oesterreich riethen und mahnten, da Napoleon zur Zeit noch in der Vorbereitung zum Kriege begriffen sei, ohne Verzug loszuschlagen — sie fanden aber leider kein Gehör.

In den leitenden Kreisen hoffte man, Preußen und den Rheinbund zur Theilnahme an dem Kampfe zu gewinnen. Preußen war in seiner Vorbereitung zum Kriege zur Zeit freilich noch weit zurück. Dennoch darf vermuthet werden, daß der Entschluß des Königs zu Gunsten Oesterreichs ausgefallen sein würde, wenn Stein noch leitender Minister in Preußen gewesen wäre. Ihm waren die Sünden des Kaiserhauses gegen Deutschland freilich wohlbekannt; im Hinblick auf den Geist jedoch, der jetzt in Oesterreich zur Herrschaft gelangt war, hielt er ein Zusammengehen der beiden größten Staaten Deutschlands für eine unerläßliche patriotische Pflicht. Leider blieben seine und seiner Gesinnungsgenossen Bemühungen ohne Erfolg. Ebenso schlugen die von österreichischer Seite angeknüpften Verhandlungen mit Bayern fehl. Der Entschluß des Königs von Bayern aber war für sämmtliche übrige Fürsten des Rheinbundes maßgebend.

Darüber war wieder Zeit vergangen, die Napoleon trefflich auszunutzen verstanden hatte. Anfang April erfolgte endlich die Kriegserklärung Oesterreichs. — Man tröstete sich mit der Hoffnung, daß bei einem günstigen Beginn des Krieges Zuzüge, namentlich aus Preußen, nicht ausbleiben würden. Den durch die Rheinbundfürsten und ihre dynastische Politik der deutschen Sache abgewendeten Deutschen rief man zu: „Wir kämpfen, um Deutschlands Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu erringen. Unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind!“

Worte anderer Art hatte Napoleon für die Rheinbundstruppen bereit. „Ich bin“, sagte er, „nicht als Kaiser von Frankreich, sondern als Beschützer eures Bundes und des deutschen Landes in eurer Mitte!“ Der König von Sachsen ermahnte seine Truppen: „Tapfere Soldaten, führt die Waffen gegen Oesterreich im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung. Diese wird das Unrecht durch den unüberwindlichen Arm des großen, mit uns verbündeten Kaisers bestrafen, der schon zugegen ist, um den Feind zurückzutreiben und euch zum Siege zu führen!“ — Napoleon's Soldaten waren meist junge Bursche von achtzehn Jahren; ohne die Truppen der Rheinbundsstaaten hätte er den Kampf gar nicht aufzunehmen vermocht. Um eine Streitmacht von 100,000 Franzosen und 50,000 Mann Rheinbundstruppen zusammen zu bringen, hatten alle irgendwie entbehrlichen französischen Truppen vereinigt und nach dem Rhein oder nach Italien gesendet werden müssen. — Nun erspäht der große Schlachtenlenker den Punkt, den sich die Oesterreicher zur Sammlung ihrer Hauptmacht ersehen haben. Als an ihn die Kunde gelangt, die Oesterreicher seien am 9. April in Bayern und Tirol eingefallen, stellt der Kaiser sich an die Spitze der in Bayern bereit gehaltenen Heerestheile und stürzt sich, wie er selbst sagte, mit der Schnelligkeit des Blitzes auf den Feind, um dessen einzelne Abtheilungen durch die Uebermacht zu erdrücken. Zwei Tage darauf schlägt man sich schon; am 20. April werden 60,000 Oesterreicher bei **Abensberg** an der Donau und bei **Landshut** an der Isar aus einander gesprengt. Noch zwei Tage später ergeht es einem andern österreichischen Heerestheile beim Dorfe **Eckmühl** nicht besser. — In fünf Tagen hatte er die Oesterreicher aus allen ihren festen Stellungen hinausgeschlagen und ihnen einen Verlust von 50,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen beigebracht. Noch war aber die Hauptmacht der Oesterreicher zu schlagen.

Diesen Feldzug von fünf Tagen nannte er später sein Meisterstück. — Der für die österreichische Armee verderbliche Beginn des Krieges war nicht geeignet, ihr Zuzüge aus anderen deutschen Staaten zuzuführen. Kaiser Franz war zu Friedensunterhandlungen geneigt; Napoleon wollte jedoch davon nichts wissen.

Aspern und Wagram. Nach den gehabten Erfolgen konnte Napoleon bereits am 10. Mai sein Hauptquartier in Ebersdorf unterhalb Wien aufschlagen, am 13. Mai in Wien einziehen und sein Heer bei der Insel Lobau die Donau überschreiten lassen. Hier erwartete der Feldherr Oesterreichs, der Erzherzog Karl, den gewaltigsten Kriegsmeister seiner Zeit und rang in der blutigen Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai) mit dem bis dahin noch niemals unterlegenen Gegner um den Siegeszweig. Hatte auch Erzherzog Karl das Schlachtfeld behauptet, so war doch keine Entscheidung herbeigeführt worden, wiewol von beiden Seiten zusammen gegen 50,000 Mann den Kampfplatz bedeckten.

Je größere Anstrengungen dieser Erfolg gekostet hatte, um so schmerzlicher ist es, daß daraus so wenig Nutzen hervorging. Hätten die Oesterreicher den sich zurückziehenden Feind ohne Aufschub verfolgt, so würde Napoleon sicher in eine schlimme Lage versetzt worden sein, zumal da um dieselbe Zeit Erzherzog Johann über die Franzosen unter dem Vizekönig Eugen, Napoleon's Stiefsohn, und Erzherzog Ferdinand über Poniatowski Vortheile errangen, und auch die treuen Tiroler im Kampfe gegen die Eindringlinge glücklich waren.



Erzherzog Karl.

Erzherzog Karl hielt jedoch sein tapferes Heer augenblicklich für erschöpft. Beide Armeen suchten erst wieder zu Kräften zu kommen und beobachteten einander. Unterdessen gelang es dem aus Italien heranmarschirenden Prinzen Eugen, den Erzherzog Johann bei Raab zu schlagen und sich mit der französischen Hauptarmee zu vereinigen. Die Entscheidungsschlacht zwischen Frankreich und Oesterreich war noch zu schlagen. Sechs Wochen hatten die Zurüstungen gewährt; die Oesterreicher hatten es bis auf 137,000 Mann mit 380 Geschützen, die Franzosen und Rheinbündler auf 170,000 Mann mit 400 Geschützen gebracht. Mit dieser Streitmacht rückte Napoleon gegen das österreichische Heer vor und zertrümmerte dasselbe in einer Reihe furchtbarer Stöße, welche mit der blutigen Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli) begannen und mit dem Siege bei Znaim (11. Juli) endigten. Wagram hatte jedem Heere gegen 30,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen gekostet; Napoleon jedoch behauptete das Schlachtfeld. Nach dem Siege der Franzosen bei Znaim kam es zum Waffenstillstande und darauf, am 14. Oktober 1809, zum Frieden von Schönbrunn. Oesterreich verlor wiederum 2000 Geviertmeilen mit $2^1/_2$ Millionen Einwohnern und mußte sich verpflichten, 85 Millionen Francs Kriegssteuer zu zahlen und hinfort nur noch eine Armee von höchstens 120,000 Mann zu halten.

Lebhafter hatten die Herzen aller Vaterlandsfreunde den Anstrengungen des Bruderstammes an der Donau und dem dort zu erwartenden Kampfe entgegengeschlagen, wiewol an eine Erhebung des ganzen deutschen Volkes noch nicht zu denken war. Allerdings war allerorten deutsches Recht und deutsche Sitte mißachtet worden, deutsche Landessöhne hatten zu Tausenden ihr Leben für den Ehrgeiz eines Unersättlichen hingegeben. Hatte doch dieser es sogar bereits gewagt, der deutschen Sprache den Krieg zu erklären, indem er am Rhein die französische Sprache als Gerichts- und Geschäftssprache einführte. —



Schill's Tod in Stralsund. Zeichnung von Ludwig Burger.

Ernst Moritz Arndt und Fr. Ludwig Jahn. Ersterer schürte durch sein Buch „Geist der Zeit", dessen erster Theil schon im Jahre 1806 erschien, die Glut der Vaterlandsliebe in unzähligen Herzen; mit Feuerworten mahnte er, sich gegen die Franzosen zu waffnen und ihre Macht zu brechen, wie einst die Vorfahren unter Armin die Macht der Römer gebrochen hätten. — Von dem „Alten im Bart", dem Turnvater Jahn, erschien im Jahre 1810 das „Teutsche Volksthum", ein Buch, welches auf die Eigenthümlichkeiten des deutschen Lebens hinwies und die Ueberzeugung zu erwecken strebte, daß das deutsche Volk vor allen anderen Völkern den Beruf habe, Friedenshort der Menschheit zu werden. Aber um dieses Ziel zu erreichen, sei ein gewaltiger Kampf unvermeidlich, und zu diesem müsse die deutsche Jugend durch Turn- und Fechtübungen herangebildet und gestählt werden.

Joh. Gottl. Fichte und Fr. Schleiermacher. Jenem hatte, wie der Leser weiß, der König eine Freistätte in Berlin gewährt, und es hielt derselbe nun im Winter 1807 auf 1808 seine „Reden an die deutsche Nation", in denen er es seinen Zuhörern in klarster, überzeugendster Weise und mit Flammenworten als eine heilige Pflicht vor die Seele stellte, sich durch eigene Kraft von dem ertödtenden Uebel der Fremdherrschaft zu befreien. — Auch die religiöse Weihe fehlte dem Aufschwunge nicht, denn auch Geistliche schlossen sich der Reihe der Männer an, die das Volk an Dasjenige mahnten, was zu thun seine Lage erheische. Vor Allen ist hier zu nennen Fr. Schleiermacher, einer der tiefsten und glänzendsten Geister seiner Zeit, dem zugleich ein warmes, zu tapferstem Handeln entschlossenes Herz im Busen schlug. Dieser vortreffliche Mann trat sowol dem äußeren Buchstabendienste mit seiner Schein- und Werkheiligkeit, als auch der aus der Aufklärungsperiode herrührenden Ueberklugheit entgegen, die außerhalb des Christenthums ihr Genügen sucht. Ihm gelang es, den religiösen Sinn in weiten Kreisen zu erwecken, den Sinn, dem es höchste Befriedigung gewährt, in innigsten persönlichen Verkehr mit dem Schöpfer zu treten und dem göttlichen Rufe, der in dem innersten Heiligthum der Seele ertönt, in jedem Lebensmomente mit voller Hingabe zu folgen.

Napoleon, der früher schon den Preußischen Staat als das eigentliche Kernland des in seiner alten Gestalt unhaltbaren, aber einer besseren Neubildung zustrebenden Reiches deutscher Nation erkannt hatte, bedauerte nun, in Bezug auf Schwächung Preußens nicht weiter gegangen zu sein. Er fühlte und ahnte, daß in Preußen der Geist gepflegt werde, welcher eines Tages das schärfste Gericht über ihn, den Weltstürmer, halten und sein Urtheil über sein Thun sprechen, Scharen der begeistertsten Kämpfer gegen ihn ins Feld führen werde. Er dachte eine Zeit lang ernstlicher daran, Schlesien und die gesammte Seeküste von Preußen abzutrennen; — wer weiß, was geschehen wäre, hätten nicht andere Ereignisse seine Aufmerksamkeit zur Zeit ausschließlich in Anspruch genommen.

In seinem Feuereifer für die gute Sache nahm der unermüdliche Stein jede Gelegenheit wahr, für dieselbe thätig zu sein. So äußerte er in einem Briefe an den Grafen Wittgenstein, daß er es für nothwendig halte, die Erbitterung gegen Napoleon im Volke zu nähren. Diesen Brief brachte nach einem damals verbreiteten Gerücht die Junkerpartei in die Hände des Feindes. Napoleon ließ ihn im Moniteur veröffentlichen und die Bemerkung hinzufügen, daß er bedaure, Preußen von einem so verkehrt denkenden Minister geleitet zu wissen. Nach der damaligen Lage des Staates sah sich Stein veranlaßt, seinen Abschied zu nehmen. Damit aber war dem Zürnen Napoleon's nicht ein Ziel gesetzt; vielmehr sandte er von Spanien her, wo er sich zur Zeit befand, den Befehl nach Deutschland: die Güter „eines gewissen Stein", der ein Feind Deutschlands und des Rheinbundes sei und Unruhen zu erregen suche, einzuziehen; über ihn selbst verhängte er die Acht. Wäre Stein in seine Gewalt gefallen, er würde ihm ohne Zweifel das Geschick des Buchhändlers Palm bereitet haben. — Gottlob! das Feuer, das Stein in den preußischen Herzen hatte entzünden helfen, loderte bereits mit unzerstörbarer Glut im Stillen fort. Dem vortrefflichen Stein aber war — und dazu mußte sogar Napoleon durch seine Maßregeln gegen

ihn mitwirken — die Mission zugefallen, nun auch auf anderen Orten die heilige Glut zu erregen, die nothwendig war, das Befreiungswerk zu vollbringen.

Der Geächtete flüchtete nach Oesterreich, und als nach dem unglücklichen Ausgange des Feldzugs von 1809 auch Kaiser Franz ihm keine Sicherheit bieten konnte, nach Rußland.

Nur kurze Zeit jedoch währte die Unterbrechung des Reformwerkes.

Bald nach Stein's Entfernung legte ein anderer bedeutender Staatsmann jener Zeit, der kluge und vorsichtige Staatskanzler Karl August von Hardenberg, Hand an dasselbe. Napoleon hatte, wie wir gesehen haben, beim Friedensschluß zu Tilsit die Entfernung des Ministers von Hardenberg aus seiner bisherigen Stellung verlangt; es war ihm sogar ausdrücklich verboten worden, sich dem Aufenthaltsorte des Hofes bis auf 20 Meilen zu nähern. Die Männer, in deren Hände man nach Stein's erzwungenem Rücktritt die Leitung der Staatsangelegenheiten gelegt hatte, waren zwar zumeist vom besten Willen beseelt, ihrer schweren Aufgabe gerecht zu werden, aber es fehlte ihnen die nöthige Energie, um das, was Stein ins Werk gesetzt, in seinem Sinne weiter zu führen und zu vollenden.



Fichte. Schleiermacher. Jahn. Arndt.

Zur Gewinnung des Mannes, der es vermöchte, das Staatsschiff in seinem derzeitigen so klippenreichen Fahrwasser sicher und ohne ernstliche Gefährdung zu steuern, richteten sich die Blicke des Königs auf Hardenberg, und eine heimliche Zusammenkunft mit diesem auf der Pfaueninsel bei Potsdam hatte zur Folge, daß jener von der Nothwendigkeit der Zurückberufung des Ebengenannten vollends überzeugt wurde. Freilich mußte dazu erst Napoleon's Gutheißung eingeholt werden. Nur die Rücksicht auf das Staatswohl im Auge habend, ließ sich Hardenberg dazu herbei, in einem demüthigen Schreiben an den Franzosenkaiser um Erlaubniß zu seiner Rückkehr nachzusuchen. Wider Erwarten ließ sich Napoleon zur Ertheilung derselben bereit finden, und nun wurde Hardenberg, der fortan bis zu seinem im Jahre 1822 erfolgten Tode an der Spitze der preußischen Staatsverwaltung blieb, durch Kabinetsordre vom 7. Juli 1810 zum Staatskanzler ernannt, und es wurde ihm eine fast unbeschränkte Machtstellung eingeräumt.

Des friedlich gesinnten Königs lebhafter Wunsch ging dahin, es nicht zu einem neuen Bruch mit Napoleon kommen zu lassen; einem freudigen Aufschwunge des Volkes war dies allerdings nicht förderlich. Manche der von Hardenberg angeordneten Maßregeln wurden daher von diesem selbst als unzulänglich angesehen. Im Ganzen jedoch schritt die Umwandlung

des Staatswesens auch unter ihm weiter vorwärts. Bald schon erfolgte die Aufhebung der Frohnden und die Ablösung jener alten Gerechtsame, wodurch ein freier, grundbesitzender Bauernstand geschaffen wurde, dann die Einführung allgemeiner Gewerbefreiheit, die bürgerliche Gleichstellung der Juden, endlich die Veräußerung von Kron- (Schatull-) Gütern, wie auch von Grundbesitz des Staates, der, nachdem er aus der todten Hand in den regeren Privatverkehr übergegangen war, den Volkswohlstand und somit die Steuerfähigkeit des Landes erhöhte.

Stein und Hardenberg haben Erstaunliches vollbracht. Ranke schließt eine Parallele zwischen beiden großen Männern mit folgendem Urtheile über den Letzteren: „Ein altes Sprüchwort sagt: Jedes hat sein Aber. Wer wüßte nicht, daß dies auch von Hardenberg gilt. Aber gewiß ist doch: tiefer als Hardenberg hatte noch niemals ein Staatsmann seinen Namen in die ehernen Tafeln der preußischen Geschichte eingegraben." — Hardenberg fand eine zuverlässige Stütze an einem von ihm herangezogenen, äußerst thätigen Mitarbeiter, dem hochgebildeten Freiherrn von Altenstein, welcher als Geh. Oberfinanzrath dem Generaldirektorium angehörte, als die Katastrophe von 1806 eintrat. Als die Regierung nach Königsberg verlegt ward, betheiligte auch er sich an den Arbeiten für Neugestaltung des Staates und übernahm nach Stein's Entfernung die Verwaltung der Finanzen, ein Amt, das gerade zu jener traurigen Zeit mehr als gewöhnliche Talente, eine außerordentliche Arbeitskraft und gute Zuversicht erheischte. Altenstein wirkte bei Reorganisation der obersten Staats- und Provinzialbehörden mit, und auch er war eifrig bemüht, die Staatsverwaltung mit frischerem Geiste zu durchdringen. — Er hat sich später mit Wilhelm von Humboldt um Gründung der Universität zu Berlin große Verdienste erworben.

Scharnhorst trat zwar als Kriegsminister auch in die neu gebildete Verwaltung unter dem Minister Altenstein ein; doch die Wühlereien gegen die freiheitliche Richtung waren schon zu sehr erstarkt, und so vermochte er sich nicht lange zu behaupten; er sah sich vielmehr gezwungen, von der bisherigen Leitung der Militärangelegenheiten zurückzutreten und sich mit der bescheideneren Stellung eines Generaladjutanten des Königs, die ihm 1807 nebenher mit übertragen worden war, zu begnügen. Wenn von da an auch seine Wirksamkeit gehemmt erschien, so leitete er doch im Stillen die militärischen Angelegenheiten fort, blieb auch Chef des Ingenieurcorps, arbeitete an der Organisation der Landwehr, und sein gewichtiger Rath blieb in allen bedeutsamen Angelegenheiten maßgebend.

Gründung der Universitäten zu Berlin und Breslau. Der schon im Jahre 1807 unmittelbar nach dem Zusammenbruch des Preußischen Staates angeregte Gedanke, an Stelle der von den Franzosen aufgelösten Universität zu Halle eine solche in Berlin zu begründen, gewann zwar erst im Jahre 1810 Leben und Gestalt. Indessen wollen wir hier, da späterhin die politischen und kriegerischen Ereignisse zu gebietend in den Vordergrund treten, etwas vorgreifen, um dieses hochbedeutsamen Friedenswerkes zu gedenken, dessen Einwirkung auf den nach tiefer Erniedrigung eintretenden ungeahnten Aufschwung in Preußen gewiß nicht gering anzuschlagen ist. „Der Staat muß durch geistige Kraft ersetzen, was er an physischer Kraft verloren hat", hatte der König gesagt, als nach dem Frieden von Tilsit die preußische Monarchie von einer europäischen Großmacht zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt worden war, und dem Streben nach der Verwirklichung des in jenen Worten ausgesprochenen schönen Gedankens verdankt die Universität zu Berlin ihre Entstehung. Der, wie erwähnt, in Anregung gebrachte Vorschlag, die Universität Halle förmlich nach Berlin zu verlegen, konnte aus verschiedenen Gründen nicht zur Ausführung gebracht werden; man schritt deshalb zur Gründung einer neuen Universität in Berlin. An tüchtigen Lehrkräften konnte es ja nicht fehlen. Während der Zeit Friedrich's des Großen war Berlin der Sammelpunkt für alle hervorragenden Geister nicht nur Preußens, sondern ganz Deutschlands geworden. An den dortigen zu hoher Blüte gelangten Schulen, an den Akademien und wissenschaftlichen Instituten hatten Viele derselben einen ehrenvollen Wirkungskreis

gefunden. Es kam somit nur darauf an, alle diese Kräfte zu einem einheitlichen Ganzen zusammenzufassen und ihnen eine würdige Stätte zu bereiten, wo sie in möglichster Selbstständigkeit neben einander und doch Alle auf das gemeinsame Ziel hinstrebend wirken konnten. Zwar wurden gegen die Gründung einer Universität in Berlin mancherlei Bedenken erhoben, als aber der Geheime Staatsrath Wilhelm von Humboldt, der seit dem Jahre 1808 das Unterrichtswesen in Preußen leitete, in einem von ihm eingeforderten Gutachten mit warmen Worten für dieselbe eintrat, wurde am 16. August 1809 die königliche Bewilligung ertheilt und das unter den Linden in Berlin gelegene Palais des im Jahre 1803 verstorbenen Prinzen Heinrich für die neu zu gründende Universität eingerichtet, die schon im Herbst des nächsten Jahres eröffnet werden konnte. Mit der Ausarbeitung der Statuten, sowie mit Berufung der Lehrkräfte war Wilhelm von Humboldt beauftragt worden, und seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß die neue Universität alsbald nach ihrer Gründung eine Bedeutung erlangte, wie sich deren selbst ihre ältesten und berühmtesten Schwestern nicht rühmen konnten. Wenn Männer wie Schleiermacher und Marheineke, Hufeland, Gräfe und Keil, Savigny, Biener, Fichte, Friedrich August Wolf, Böckh, v. d. Hagen und Zeune hier ihre Vorlesungen hielten, so konnte es nicht ausbleiben, daß bald der Ruf der neuen Universität sich weithin verbreitete und die wißbegierige Jugend in Scharen herbeilockte.



Staatsminister Freiherr Karl Stein zum Altenstein.

Neben der Universität von Berlin vermochte sich unter diesen Umständen diejenige zu Frankfurt a/O., welche zudem schon seit Jahren sich in einem Zustande völligen Verfalles befand, nicht zu behaupten. Sie ohne Weiteres aufzulösen, schien aus vielen Gründen nicht rathsam, und so kam man, wiederum auf Wilhelm von Humboldt's Anrathen, zu dem Entschluß, dieselbe nach Breslau, der betriebsamen Hauptstadt Schlesiens, die auf allen Gebieten eine gesteigerte Bedeutung gewonnen hatte, zu verlegen und sie mit der schon im Jahre 1702 gegründeten, aber allmählich zu einer Jesuitenschule herabgesunkenen sogenannten Leopoldina zu verbinden. Es gelang dem unermüdlichen Eifer Wilhelm von Humboldt's, mächtige und einflußreiche Förderer seines Planes zu gewinnen; auch der König zeigte sich demselben geneigt und ertheilte am 24. April 1811 seine Genehmigung zur Verlegung der alten Frankfurter Hochschule nach der schlesischen Hauptstadt. Tüchtige Lehrkräfte wurden berufen und ausreichende Geldmittel der neuen Universität zur Verfügung gestellt, die sich gleichfalls bald zu hoher Blüte erhob.

So wurde nicht nur in der Politik und im Heerwesen, sondern auch auf dem Gebiete der geistigen Interessen in den Zeiten der tiefsten Erniedrigung der Grund zu dem späteren allgemeinen Aufschwunge gelegt; in ernster und gewissenhafter Arbeit bereitete sich die Regierung und das Volk zur Erhebung gegen den Unterdrücker, zur Abschüttelung des fremden Joches vor.

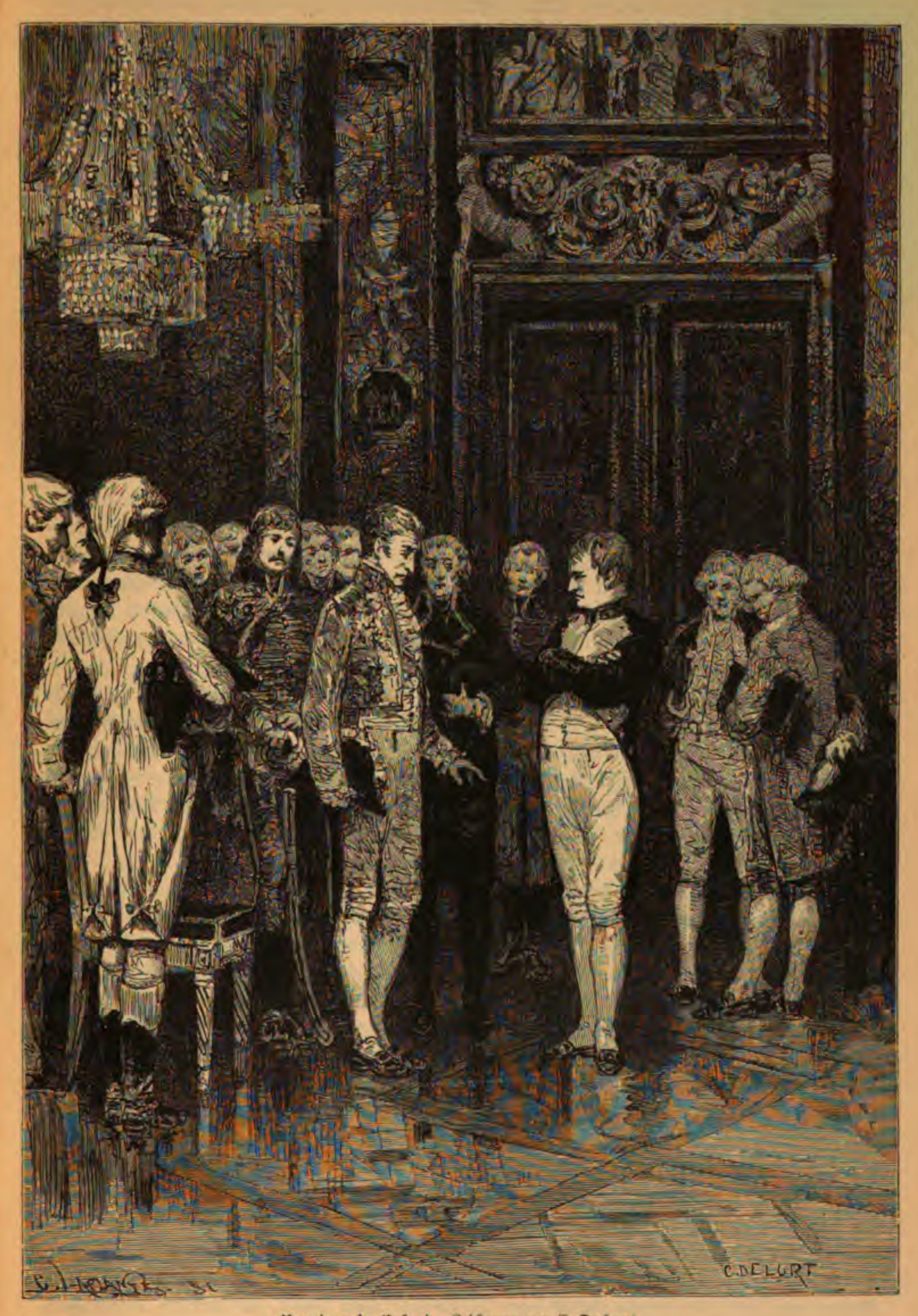
Ehe jedoch die Stunde der allgemeinen Erhebung schlug, hatte das Land noch eine schwere Zeit der Prüfung zu überstehen.

Das Jahr 1809.

Die Kontinentalsperre. Nach der Niederwerfung Oesterreichs, Rußlands und Preußens war es, wie wir gesehen haben, Napoleon's unablässiges Streben gewesen, seinen noch unbesiegten und für ihn zur Zeit unbesiegbaren Hauptfeind, England, nach Möglichkeit zu schädigen; die von ihm verfügte „Kontinentalsperre“ sollte dazu das Mittel sein. Durch dieses rücksichtslos durchgeführte wirthschaftliche Absperrungssystem gedachte Napoleon seinem Hauptfeinde den größten Schaden zuzufügen. Er verbot also der Bevölkerung Norddeutschlands allen Handelsverkehr mit England, wodurch aber die Staaten des Festlandes fast noch übler betroffen wurden als England selbst, das sich andere Handelswege zu verschaffen wußte. In den durch diese Gewaltmaßregeln heimgesuchten Landen ward die eintretende Unmöglichkeit der Befriedigung von Bedürfnissen, an die man sich gewöhnt hatte, äußerst unangenehm empfunden, und die Stockung des Verkehrs brachte schwere Nachtheile über die meisten Handelstreibenden. Zudem wurden die Vorschriften, durch welche alle englischen Waaren vom Kontinente, soweit Napoleon's Macht reichte, fern gehalten werden sollten, mit immer unerbittlicherer Strenge gehandhabt. Jedes Schiff, das heimlich englische Waaren einzuschmuggeln suchte, wurde weggenommen, die Waaren selbst, ohne Rücksicht auf den Eigenthümer, wurden den Flammen überliefert. Gingen doch französische Beamte in ihrem Uebereifer so weit, die Magazine der großen Kaufleute zu durchsuchen und alle englischen Erzeugnisse, die sie dort vorfanden, selbst solche, welche schon vor der Verhängung der Kontinentalsperre eingeführt worden waren, vernichten zu lassen. Viele Millionen wurden auf diese Weise ohne Zweck und Nutzen in Rauch und Asche verwandelt. Alle europäischen Staaten hatten sich dieser Gewaltmaßregel anbequemt, nur das kleine Portugal wagte sich zu widersetzen und forderte dadurch die Rache Napoleon's heraus, der, im Bunde mit Spanien, den widerspenstigen kleinen Staat in einem kurzen Feldzuge unterwarf. Aber „der Appetit kommt mit dem Essen“, sagt ein altes Sprüchwort, und so ging es auch hier. Portugal war unterworfen, aber das genügte jetzt dem ehrgeizigen Imperator nicht mehr, auch Spanien zu gewinnen, schien ihm leicht. — Dort herrschte seit dem Spanischen Erbfolgekriege eine Seitenlinie der Bourbons, und ein Bourbon durfte, wenn Napoleon es verhindern konnte, in einem europäischen Staate nicht regieren. Ohne offen den Kriegszustand gegen Spanien zu proklamiren, lockte Napoleon den alten König Karl IV., der in Zwist mit seinem Sohne Ferdinand lebte, arglistig nach der französischen Stadt Bayonne und nöthigte hier Beide mit schreiender Ungerechtigkeit zur Abdankung. Auf den erledigten spanischen Königsthron setzte Napoleon seinen Bruder Joseph, den bisherigen König von Neapel, welches letztere Königreich sein Schwager Joachim Murat, der bisherige Großherzog von Berg, erhielt.

Volkserhebung in Spanien. Allein das spanische Volk wollte sich nicht ohne Weiteres einen fremden Herrscher aufdrängen lassen. Zwar hatten die Bourbons wenig gethan, um sich die Liebe der Spanier zu verdienen; aber gleichwol erhoben sich jetzt diese für ihr angestammtes Königshaus, und es gelang ihnen, den französischen Heeren einige empfindliche Niederlagen beizubringen. Diese Erfolge, verbunden mit dem gleichzeitigen siegreichen Vordringen der Engländer, welche dem unterdrückten Portugal ein starkes Heer unter dem Herzoge von Wellington zu Hülfe geschickt hatten, ließen die Lage des französischen Heeres in Spanien als eine sehr bedenkliche erscheinen, und es läßt sich leicht ermessen, wie die Kunde davon auf alle deutschen Gemüther wirken mußte. Zuerst, und am kräftigsten, machte sich diese Einwirkung in den österreichischen Landen bemerkbar.

Umschwung in Oesterreich. Wie in Preußen nach dem Frieden von Tilsit, so war in Oesterreich nach dem Preßburger Frieden ein heilsamer Umschwung eingetreten. Während in Preußen Stein Großes schuf, war in Oesterreich Stadion, ein Gesinnungsgenosse jenes Patrioten, mit der Leitung der Staatsangelegenheiten betraut worden.



Napoleon in Erfurt. Zeichnung von C. Delort.

Aber dem kühnen Reformer standen größere Hindernisse entgegen, als sie Stein am preußischen Hofe gefunden hatte. Friedrich Wilhelm war auf die Ideen Stein's eingegangen, während Kaiser Franz alle Vorschläge, die auf die Verbesserung der Verwaltung in einem freisinnigen Geiste hinzielten, lange Zeit starr und trocken zurückwies. Doch ein hochfahrendes Wort Napoleon's: „Es stand bei mir, die Monarchie Eurer Majestät zu zerstückeln!" brannte dem Kaiser wie Feuer auf der Seele, und so gelang es dem thatkräftigen Grafen Stadion doch endlich, seinen Plänen Annahme zu verschaffen. Es wurde das Linienheer in wenigen Jahren auf 350,000 Mann gebracht, auch eine Landwehr errichtet. Da die zeitgemäßen Einrichtungen im Heereswesen und in der Verwaltung auch im österreichischen Volke einen Geist erzeugten, dem ähnlich, der in Preußen sich schon so verheißungsvoll zu regen begonnen hatte, so gaben sich viele der besten Männer im Norden und Süden Deutschlands der zuversichtlichen Hoffnung hin, Oesterreich und Preußen würden bald, und diesmal zu gleicher Zeit, losschlagen.

Von Rußland war für jetzt nichts zu hoffen, da die Arglist Napoleon's den Kaiser Alexander in Hoffnungen verstrickt hatte, die sich namentlich auf die Einverleibung der Türkei bezogen. Um die „großen Ideen von Tilsit" so bald wie nur möglich verwirklicht zu sehen, wünschte Alexander eine neue Zusammenkunft mit Napoleon und gab ihm dies zu erkennen. Diesem kam das Begehren Alexander's höchst erwünscht. Ihm lag freilich nichts ferner, als die Absicht, die Türkei an Rußland fallen zu lassen. Dagegen gedachte er die neue Zusammenkunft zu benutzen, um, indem er dem russischen Kaiser einige unbedeutende Zugeständnisse, in Bezug auf die Türkei aber nur erneuerte Versprechungen machte, sich Rußlands als eines treuen Wächters über Preußen und Oesterreich zu versichern, bis er Spanien, das sich mit Macht gegen die Regierung seines Bruders Joseph erhoben hatte, niedergeworfen haben würde. So berief er denn für den Herbst 1808 einen Fürstenkongreß nach Erfurt, auf dem auch Kaiser Alexander erschien.

Der Kongreß zu Erfurt. Eine so glänzende Fürstenzusammenkunft, wie die zu Erfurt es war (27. Sept. bis 14. Okt.), hatte Deutschland seit Jahrhunderten nicht gesehen; bei einer Festvorstellung saßen im Parterre des Theaters Hunderte von Fürsten, rings um den stolzen Imperator nur Könige. In früheren Zeiten waren bei solchen Gelegenheiten deutsche Fürsten als Vasallen des Deutschen Kaisers erschienen: die jetzt versammelten Rheinbundsfürsten oder deren Vertreter (Bayern, Westfalen, Sachsen, Württemberg an der Spitze) umkreisten als willige Diener den Cäsar des neunzehnten Jahrhunderts.

Alexander ließ es sich inzwischen eifrig angelegen sein, die Früchte des Bündnisses von Tilsit einzuernten; doch gelang es ihm nicht, seinem „hohen Bundesgenossen" in Bezug auf die Türkei weitergehende Zusagen abzulocken. Dieser schützte als Grund dafür die „Gespanntheit der europäischen Lage" vor. Aber er bestärkte in Alexander nicht nur die Hoffnung, daß in kurzer Zeit das Gewünschte zur Ausführung gelangen werde, sondern er gab auch seine Einwilligung, daß Rußland im Besitze der dem Schwedischen Reiche entrissenen Ostseeprovinzen bleibe, und daß es von der Moldau und Walachei Besitz nehme.

So verließen denn die beiden Kaiser befriedigt Erfurt. Alexander kehrte nach Rußland zurück, Napoleon begab sich nach Spanien, um dort, wo, wie wir gesehen haben, seine Angelegenheiten nicht zum besten standen, durch sein persönliches Eingreifen eine Wendung zu Gunsten seiner auf Weltbeherrschung gerichteten Absichten herbeizuführen. Dies gelang ihm auch in überraschender Weise. — Während er nun mit seinen besten Truppen auf der spanischen Halbinsel vollauf beschäftigt war, hielt man in der Hofburg zu Wien die Zeit für gekommen, die alte Scharte auszuwetzen. Es wurde mit allem Eifer gerüstet, und nachdem man alle verfügbaren Hülfsmittel zusammengerafft hatte, stand im April eine Armee von 200,000 Mann unter dem Erzherzoge Karl bereit, in Bayern einzufallen; weitere 100,000 Mann setzten sich gegen Italien in Bewegung; außerdem gedachte man auch in die deutschen Nachbarlande und in Polen einzurücken.

Napoleon war eben der spanischen Aufständischen Herr geworden, als ihm Nachrichten zugingen, die es ihm unzweifelhaft machten, daß Oesterreich allen Ernstes etwas gegen ihn im Schilde führe. Es war im Januar 1809: „Ist man in Wien von der Tarantel gestochen?" fuhr er den österreichischen Gesandten an, als dieser bei ihm erschienen war, um ihm seine Glückwünsche wegen der Niederwerfung Spaniens auszusprechen. Er betrieb sogleich mit größtem Eifer seine Rüstungen und erließ Aufforderungen an die Rheinbundsfürsten, sich zum Kriege gegen Oesterreich bereit zu halten.

Die feurigsten deutschen Patrioten in Oesterreich riethen und mahnten, da Napoleon zur Zeit noch in der Vorbereitung zum Kriege begriffen sei, ohne Verzug loszuschlagen — sie fanden aber leider kein Gehör.

In den leitenden Kreisen hoffte man, Preußen und den Rheinbund zur Theilnahme an dem Kampfe zu gewinnen. Preußen war in seiner Vorbereitung zum Kriege zur Zeit freilich noch weit zurück. Dennoch darf vermuthet werden, daß der Entschluß des Königs zu Gunsten Oesterreichs ausgefallen sein würde, wenn Stein noch leitender Minister in Preußen gewesen wäre. Ihm waren die Sünden des Kaiserhauses gegen Deutschland freilich wohlbekannt; im Hinblick auf den Geist jedoch, der jetzt in Oesterreich zur Herrschaft gelangt war, hielt er ein Zusammengehen der beiden größten Staaten Deutschlands für eine unerläßliche patriotische Pflicht. Leider blieben seine und seiner Gesinnungsgenossen Bemühungen ohne Erfolg. Ebenso schlugen die von österreichischer Seite angeknüpften Verhandlungen mit Bayern fehl. Der Entschluß des Königs von Bayern aber war für sämmtliche übrige Fürsten des Rheinbundes maßgebend.

Darüber war wieder Zeit vergangen, die Napoleon trefflich auszunutzen verstanden hatte. Anfang April erfolgte endlich die Kriegserklärung Oesterreichs. — Man tröstete sich mit der Hoffnung, daß bei einem günstigen Beginn des Krieges Zuzüge, namentlich aus Preußen, nicht ausbleiben würden. Den durch die Rheinbundfürsten und ihre dynastische Politik der deutschen Sache abgewendeten Deutschen rief man zu: „Wir kämpfen, um Deutschlands Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu erringen. Unsere Sache ist die Sache Deutschlands. Nur der Deutsche, der sich selbst vergißt, ist unser Feind!"

Worte anderer Art hatte Napoleon für die Rheinbundstruppen bereit. „Ich bin", sagte er, „nicht als Kaiser von Frankreich, sondern als Beschützer eures Bundes und des deutschen Landes in eurer Mitte!" Der König von Sachsen ermahnte seine Truppen: „Tapfere Soldaten, führt die Waffen gegen Oesterreich im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung. Diese wird das Unrecht durch den unüberwindlichen Arm des großen, mit uns verbündeten Kaisers bestrafen, der schon zugegen ist, um den Feind zurückzutreiben und euch zum Siege zu führen!" — Napoleon's Soldaten waren meist junge Bursche von achtzehn Jahren; ohne die Truppen der Rheinbundsstaaten hätte er den Kampf gar nicht aufzunehmen vermocht. Um eine Streitmacht von 100,000 Franzosen und 50,000 Mann Rheinbundstruppen zusammen zu bringen, hatten alle irgendwie entbehrlichen französischen Truppen vereinigt und nach dem Rhein oder nach Italien gesendet werden müssen. — Nun erspäht der große Schlachtenlenker den Punkt, den sich die Oesterreicher zur Sammlung ihrer Hauptmacht ersehen haben. Als an ihn die Kunde gelangt, die Oesterreicher seien am 9. April in Bayern und Tirol eingefallen, stellt der Kaiser sich an die Spitze der in Bayern bereit gehaltenen Heerestheile und stürzt sich, wie er selbst sagte, mit der Schnelligkeit des Blitzes auf den Feind, um dessen einzelne Abtheilungen durch die Uebermacht zu erdrücken. Zwei Tage darauf schlägt man sich schon; am 20. April werden 60,000 Oesterreicher bei Abensberg an der Donau und bei Landshut an der Isar aus einander gesprengt. Noch zwei Tage später ergeht es einem andern österreichischen Heerestheile beim Dorfe Eckmühl nicht besser. — In fünf Tagen hatte er die Oesterreicher aus allen ihren festen Stellungen hinausgeschlagen und ihnen einen Verlust von 50,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen beigebracht. Noch war aber die Hauptmacht der Oesterreicher zu schlagen.

Diesen Feldzug von fünf Tagen nannte er später sein Meisterstück. — Der für die österreichische Armee verderbliche Beginn des Krieges war nicht geeignet, ihr Zuzüge aus anderen deutschen Staaten zuzuführen. Kaiser Franz war zu Friedensunterhandlungen geneigt; Napoleon wollte jedoch davon nichts wissen.

Aspern und Wagram. Nach den gehabten Erfolgen konnte Napoleon bereits am 10. Mai sein Hauptquartier in Ebersdorf unterhalb Wien aufschlagen, am 13. Mai in Wien einziehen und sein Heer bei der Insel Lobau die Donau überschreiten lassen. Hier erwartete der Feldherr Oesterreichs, der Erzherzog Karl, den gewaltigsten Kriegsmeister seiner Zeit und rang in der blutigen Schlacht bei Aspern (21. und 22. Mai) mit dem bis dahin noch niemals unterlegenen Gegner um den Siegeszweig. Hatte auch Erzherzog Karl das Schlachtfeld behauptet, so war doch keine Entscheidung herbeigeführt worden, wiewol von beiden Seiten zusammen gegen 50,000 Mann den Kampfplatz bedeckten.

Je größere Anstrengungen dieser Erfolg gekostet hatte, um so schmerzlicher ist es, daß daraus so wenig Nutzen hervorging. Hätten die Oesterreicher den sich zurückziehenden Feind ohne Aufschub verfolgt, so würde Napoleon sicher in eine schlimme Lage versetzt worden sein, zumal da um dieselbe Zeit Erzherzog Johann über die Franzosen unter dem Vizekönig Eugen, Napoleon's Stiefsohn, und Erzherzog Ferdinand über Poniatowski Vortheile errangen, und auch die treuen Tiroler im Kampfe gegen die Eindringlinge glücklich waren.



Erzherzog Karl.

Erzherzog Karl hielt jedoch sein tapferes Heer augenblicklich für erschöpft. Beide Armeen suchten erst wieder zu Kräften zu kommen und beobachteten einander. Unterdessen gelang es dem aus Italien heranmarschirenden Prinzen Eugen, den Erzherzog Johann bei Raab zu schlagen und sich mit der französischen Hauptarmee zu vereinigen. Die Entscheidungsschlacht zwischen Frankreich und Oesterreich war noch zu schlagen. Sechs Wochen hatten die Zurüstungen gewährt; die Oesterreicher hatten es bis auf 137,000 Mann mit 380 Geschützen, die Franzosen und Rheinbündler auf 170,000 Mann mit 400 Geschützen gebracht. Mit dieser Streitmacht rückte Napoleon gegen das österreichische Heer vor und zertrümmerte dasselbe in einer Reihe furchtbarer Stöße, welche mit der blutigen Schlacht bei Wagram (5. und 6. Juli) begannen und mit dem Siege bei Znaim (11. Juli) endigten. Wagram hatte jedem Heere gegen 30,000 Mann an Todten, Verwundeten und Gefangenen gekostet; Napoleon jedoch behauptete das Schlachtfeld. Nach dem Siege der Franzosen bei Znaim kam es zum Waffenstillstande und darauf, am 14. Oktober 1809, zum Frieden von Schönbrunn. Oesterreich verlor wiederum 2000 Geviertmeilen mit $2^1/_2$ Millionen Einwohnern und mußte sich verpflichten, 85 Millionen Francs Kriegssteuer zu zahlen und hinfort nur noch eine Armee von höchstens 120,000 Mann zu halten.

Lebhafter hatten die Herzen aller Vaterlandsfreunde den Anstrengungen des Bruderstammes an der Donau und dem dort zu erwartenden Kampfe entgegengeschlagen, wiewol an eine Erhebung des ganzen deutschen Volkes noch nicht zu denken war. Allerdings war allerorten deutsches Recht und deutsche Sitte mißachtet worden, deutsche Landessöhne hatten zu Tausenden ihr Leben für den Ehrgeiz eines Unersättlichen hingegeben. Hatte doch dieser es sogar bereits gewagt, der deutschen Sprache den Krieg zu erklären, indem er am Rhein die französische Sprache als Gerichts- und Geschäftssprache einführte. —



Schill's Tod in Stralsund. Zeichnung von Ludwig Burger.

Jede freiheitliche Regung ward von französischen Spionen aufgespürt; wer sein Vaterland liebte, galt für einen Hochverräther. Wie Süd- und Westdeutschland, so befand sich auch ganz Norddeutschland in der Gewalt Napoleon's und seiner Schleppträger; die Volkskraft Preußens war unterbunden, Rußland dagegen stand im Bündniß mit Napoleon. Daher durfte Preußen nicht daran denken, mit Oesterreich gegen Napoleon Front zu machen; daher blieb vielen tapferen Offizieren, welche für die Fremdherrschaft nicht fechten wollten, nichts weiter übrig, als auswärts Dienste zu suchen. Da das Maß der Erniedrigung voll war, so darf es nicht Wunder nehmen, wenn so viele Herzen in kriegerischem Feuer aufflammten, als Oesterreich sich zum Riesenkampf gegen den Unterdrücker von Neuem erhob.

Katte und Schill. Zu denjenigen Patrioten, welchen der Druck der Fremdherrschaft unerträglich geworden war, zählte auch der Hauptmann von Katte. In der Absicht, die von den Franzosen besetzte Hauptfestung Magdeburg zu überrumpeln, sammelte er bei Stendal eine kampflustige Schar; doch mißlang sein Plan, worauf der heißblütige Mann seine Streiter dem Welfenherzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels zuführte, der um diese Zeit in Böhmen patriotische Männer und Jünglinge um sich sammelte.

Von größerer Bedeutung war das Unternehmen eines andern preußischen Offiziers, in dessen Brust der langgenährte Haß gegen den Unterdrücker von Neuem aufgeflammt war. Ihn erfaßte eine so unwiderstehliche Kampfeslust, daß er es versuchte, auf eigene Faust den Volkskrieg zu entzünden. Ferdinand von Schill heißt dieser hochherzige deutsche Held. Schill hatte sich, wie wir wissen, neben Gneisenau und Nettelbeck bei der Vertheidigung Kolbergs gegen die Franzosen ausgezeichnet. Seine kühnen Ausfälle und Streifzüge von beispielloser Verwegenheit hatten ihm einen im ganzen Lande mit Begeisterung genannten Namen erworben. Zu jener Zeit war es geschehen, daß Schill vier Pferde erbeutet hatte, die für Napoleon bestimmt gewesen waren. Napoleon bot ihm schriftlich pro Pferd 1000 Thaler, adressirte aber seine Zuschrift: „An den Räuberhauptmann Schill.“ Der wackere Kriegsmann antwortete: „Mein Herr Bruder! Daß ich Ihnen vier Pferde genommen, macht mir um so mehr Vergnügen, da ich aus ihrem Briefe ersehe, daß sie einen hohen Werth darauf setzen. Gegen die angebotenen 4000 Thaler kann ich sie nicht zurückgeben. Wollen Sie aber die vier Pferde, welche Sie vom Brandenburger Thore in Berlin weg gestohlen haben, zurückgeben, so stehen die Ihrigen unentgeltlich zu Diensten. Schill.“ —



Oberst Freiherr von Dörnberg.

Jetzt war die Entrüstung ob des Schimpfes der Fremdherrschaft in Schill zur hellen Flamme aufgelodert; auch er beschloß, auf eigene Hand einen Aufstandsversuch hervorzurufen, hoffend, die Bewegung werde sich lawinenartig vergrößern und endlich das ganze Volk ergreifen. Am 29. April 1809 rückte er, wie man meinte zum Exerziren, mit seinem Regimente aus Berlin. Als er den Leuten vor dem Thore sagte, er sei gewillt, sie gegen die Franzosen zu führen, scholl ihm heller Jubelruf entgegen. Damals hatte gerade der Oberst Freiherr von Dörnberg es unternommen, einen Aufstand in Hessen anzufachen, und Schill's nächste Absicht ging nun dahin, sich mit diesem Patrioten zu verbinden. Unterwegs kamen böse Nachrichten aus Hessen und aus Oesterreich. Da Dörnberg's Unternehmen gescheitert war, sah sich Schill veranlaßt, nach einem Gefechte mit feindlichen Truppen sich nordwärts zu wenden. Schill's Lage war gefahrvoll. Der König konnte und durfte zu seinem eigenmächtigen Vorgehen nicht schweigen, sah sich vielmehr gezwungen, dasselbe zu mißbilligen und ein Kriegsgericht über ihn einzusetzen. Der von Napoleon geächtete Mann, auf dessen Kopf eine Belohnung von 10,000 Francs gesetzt war, ließ sich dennoch nicht von der Verfolgung seines Zieles abhalten; sein Wahlspruch war: „Besser ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“ — Von feindlicher Seite

waren bedeutende Streitkräfte gegen ihn ausgesandt worden. Von allen Seiten bedroht, warf sich Schill nach Stralsund, um, wie er sich äußerte, diese Stadt zu einem zweiten Saragossa zu machen. Die Stadt ward in Eile verschanzt, so gut es gehen wollte, die pommersche Landwehr zur Hülfe aufgefordert. Es sammelten sich zweitausend brave Pommern. Doch der ihm in Eilmärschen nachrückende Feind ließ zu weiteren Anstrengungen, die Stadt zu befestigen, keine Zeit, auch blieb die zugesagte englische Hülfe aus. Am 31. Mai erschien der dänische General Ewald mit 6000 Mann (Holländern und Dänen) vor der Stadt. Sogleich ward zum Sturm geschritten. Die Schill'schen Helden fochten grimmig den Kampf der Verzweiflung; doch der Feind gewann den Eingang in die Stadt, und nun erhob sich ein blutiges Ringen in den Straßen. Schill erkannte, daß es jetzt nur noch gelte, das Leben so theuer als möglich zu verkaufen. Er sprengte in die dichte Feindesschar hinein, und hieb den holländischen General Carteret vom Rosse. Dann wandte er sich dem Fährthore zu, durch das soeben holländische Husaren in die Stadt eindrangen. Plötzlich erhielt er einen Schuß in den Rücken. Schon schwankend auf seinem Pferde, nahm er dennoch den Kampf auf, fiel aber nach wenigen Augenblicken unter Schüssen und Hieben der Feinde.

Eine Abtheilung der Schill'schen Schar rettete sich auf Kähnen nach Rügen; einer andern Abtheilung, die, vor der Stadt von Uebermacht umringt und zur Ergebung aufgefordert, freien Abzug nach der preußischen Grenze oder in zehn Minuten Kampf auf Leben und Tod verlangte, ward der Abzug gewährt. Etwa 600 Mann, unter ihnen elf Offiziere, waren in Gefangenschaft gerathen. Einzelne Unteroffiziere und Gemeine wurden in Braunschweig erschossen; allen übrigen Gefangenen, außer den elf Offizieren, denen eine besondere Strafe zugedacht war, stand das furchtbare Schicksal bevor, auf die französischen Galeeren gebracht zu werden und dort unter dem Auswurf der Menschheit ihr Leben verbringen zu müssen.


Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels.

Ein Kriegsgericht verurtheilte die nach Wesel geführten elf Offiziere, von denen der jüngste sechzehn Jahre alt war, zum Tode. An einem grauen, kalten Herbstmorgen wurden sie inmitten einer starken Abtheilung französischer Soldaten zur Festung hinausgeführt. Es kamen Leute des Weges daher. Da riefen die Gefangenen ihnen zu, sie möchten sie auf ihrem letzten Gange begleiten, um preußische Krieger sterben zu sehen. Auf dem Richtplatze wollte man ihnen ihr Urtheil noch einmal vorlesen; sie erklärten, dies sei unnöthig, und der älteste der Offiziere, Leopold Jahn, rief mit lauter Stimme: „Der Gott des Krieges wird euch wieder richten, euch und euren Kaiser!"

Mit Verachtung wiesen die Gefangenen das Ansinnen zurück, sich die Augen verbinden zu lassen. „Ihr könnt uns wol das Leben rauben", rief mit lauter Stimme einer derselben, „nicht aber die Ehre, zu sterben, wie es preußischen Offizieren geziemt." Nun entblößten sie Brust und Hals und riefen den Schützen zu, das preußische Herz nicht zu fehlen. Ernst von Flemming warf seine Mütze hoch empor; alle riefen: „Es lebe unser König! Preußen hoch!"

Das Krachen von 66 Musketen übertäubte den Ruf. Zehn Offizieren waren die treuen Herzen von Kugeln zerrissen, einer, der achtzehnjährige von Wedell, stand noch aufrecht neben seinem im Todeskampfe röchelnden Bruder; ihm war nur der Arm von mehreren Kugeln zerschmettert. Erschüttert trat der kommandirende General vor und rief ihm Gnade zu. „Gnade?" rief der Heldenjüngling, „ein echter Preuße verschmäht die Gnade eines fränkischen Henkers; ich bin nicht schlechter als Die, die hier in ihrem Blute liegen!" Der General winkte, ein neuer Zug trat vor. Wedell kommandirte selbst: „Feuer!" und — er war nicht mehr.

So endete ein kühnes, von Begeisterung getragenes Unternehmen, dessen einziger Fehler darin bestand, der Zeit vorausgeeilt zu sein.

Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels. Die Kunde von den geschilderten Ereignissen hatte ganz Deutschland gewaltig aufgeregt. Die Dichter feierten Schill's Auszug, ungestümer Jubel ertönte, als die Kunde von der mannhaften Erhebung Tirols und der großen Siegesschlacht von Aspern durch die deutschen Gaue drang. Man begann sich aus der bisherigen Verzagtheit aufzurichten, es erstarkte der Glaube an die Möglichkeit endlicher Befreiung. Aber sich, gleich den Spaniern und Tirolern, wie ein Mann todesmuthig gegen die Vergewaltigung zu erheben, dies vermochte unser Volk damals noch nicht, am wenigsten in Preußen, welches noch aus tausend Wunden blutete. Deswegen konnten auch die kühnen Versuche jener wackeren Vorkämpfer, die erstrebten, im Norden Deutschlands den Volkskrieg zu entzünden, eine Aenderung der Dinge nicht herbeiführen. Dies empfand Niemand schmerzlicher als ein Fürst aus einem der ältesten deutschen Regentengeschlechter, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels, der Sohn des bei Auerstädt tödlich verwundeten preußischen Oberfeldherrn.

Er hatte vor dem Imperator sein Haupt nicht gebeugt, vielmehr mit Gleichgesinnten zum Ausharren ermahnt. In Verkleidung und unter falschem Namen bereiste er, steter Lebensgefahr ausgesetzt, mehrmals das nördliche Deutschland, um sich darüber Gewißheit zu verschaffen, wie weit ein Aufstand auf allgemeinere Theilnahme rechnen könne. Aus vollem Herzen hatte er Oesterreichs Entschließung beigestimmt, sich noch einmal zum Waffengange gegen Napoleon aufzuraffen. In begeisterten Aufrufen wandte sich der Herzog darauf an die deutsche Jugend, sie ermahnend, unter seiner Führung dem Vaterlande ihren Arm zu leihen; Niemand aber, so lauteten seine ernsten Worte, möge sich ihm anschließen, der im Kampfe um die verlorene Ehre Deutschlands sein Leben nicht gering achte. — Die dem Tode geweihte Schar sollte schwarze Kleidung und an der Mütze einen Todtenkopf tragen. Als fliegende Truppe sollte die „schwarze Schar“ überall Aufstände hervorrufen.

Mitte Mai 1809 überschritt der Herzog mit etwas über 2000 Mann die böhmische Grenze und rückte unter fortwährenden Gefechten gegen Dresden vor, das er, von einem österreichischen Corps unterstützt, am 11. Juni besetzte, und von wo er sich nach Meißen und Leipzig wandte. — Leider blieb jedoch sein Aufruf an die ihm entgegengesandten westfälischen Truppen ohne Erfolg, dagegen endigten alle Gefechte der „Schwarzen“ zu ihren Gunsten. Nach dem Siege bei Aspern schlossen sich allerdings Manche an, die sich bis dahin zurückgehalten; aber die von Vielen genährten Hoffnungen, denen zufolge Anfangs Juli alle patriotischen Männer von Emden und Hannover sich erheben sollten, ebenso die bestimmte Erwartung, ein englisches Hülfscorps zur Unterstützung der Pläne des Herzogs doch noch eintreffen zu sehen — diese Hoffnungen erwiesen sich als trügerische. Jetzt kam auch noch wie ein Blitz aus heiterem Himmel die Unglückskunde, daß die Erwartung der Vaterlandsfreunde von Neuem betrogen, daß Oesterreich wiederum unterlegen sei.

Beim Friedensschluß war von dem Herzoge und seinen Schwarzen nicht die Rede gewesen. Napoleon war roh und tyrannisch genug, ihn als einen Räuberhauptmann zu ächten, die Vernichtung seiner „Bande“ als ein Gebot der Gerechtigkeit hinzustellen. So ohne Weiteres die Waffen zu strecken und von Neuem landesflüchtig zu werden — dies widerstrebte der Heldennatur des Welfenherzogs. In dem kurzen Zeitraume von zwei Monaten hatte er mit seiner Schar einen großen Theil Deutschlands durchzogen, seine Tapferen waren von Tausenden als Befreier begrüßt worden, und nun sollte sein Unternehmen ein so schimpfliches Ende nehmen! Da er aber immer noch auf Landung eines englischen Hülfscorps rechnete, beschloß er, mit seinem kleinen Heere sich den Weg durch die Feinde zu bahnen, um die Küste Norddeutschlands zu erreichen. Von da aus, meinte er, würde sich schlimmsten Falles Gelegenheit bieten, nach England zu fliehen, um unter britischen Fahnen den Kampf gegen den Unterdrücker fortzusetzen. Diese seine Absicht verkündete der Held seinen Getreuen,

und sie antworteten mit freudigem Zuruf. — Ende Juli erschien Friedrich Wilhelm vor den Thoren Braunschweigs, woselbst sich ihm eine Zahl von Tapferen anschloß. Drei Tage später erbeuteten die Todtenkopf-Helden in Hannover mehrere Geschütze und reichliche Vorräthe. Von da aus ging es unter mancherlei Gefechten weiter bis nach Elsfleth, wo die Einschiffung nach England erfolgte. Dänische und französische Geschütze donnerten den Schwarzen den Abschiedsgruß nach. Sie nahmen sämmtlich englische Dienste und setzten auf der Pyrenäischen Halbinsel unter Wellington's Führung den Kampf gegen Napoleon mannhaft fort.

So blutigroth kündigte sich der neue Morgen der Freiheit an. Allerdings endeten alle diese Unternehmungen freiheitsliebender Männer in Hinsicht auf die ins Auge gefaßten Zwecke ergebnißlos, jedoch folgenreich im Hinblick auf die anspornende Nachwirkung, welche sie im Gemüthe des Volkes zurückließen.

Oesterreich war niedergeworfen und hatte den Verlust werthvoller Provinzen zu beklagen. Das Schmerzlichste von Allem war, daß der Kaiser die treuen Tiroler, die unter Führung von Andreas Hofer, Speckbacher, dem Priester Haspinger u. A. so muthvoll gegen den gewaltigen Imperator und seine bayerischen Bundesgenossen gestritten, ihrem Schicksale preisgeben mußte. Hätten alle Völker, über die Napoleon seine Zuchtruthe schwang, so mannhaft gedacht und gehandelt, wie jenes tapfere Bergvolk, niemals wäre dem Kaiser die Unterjochung eines halben Welttheils gelungen.

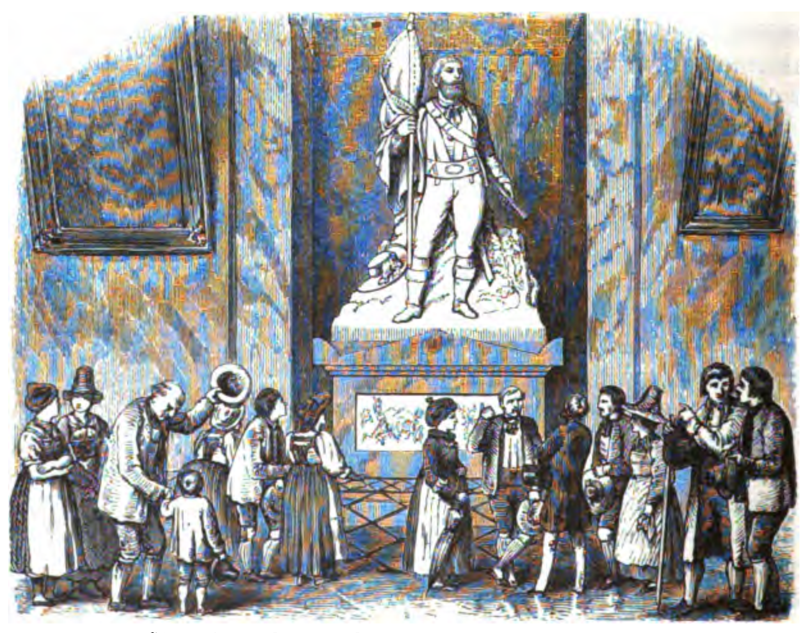
Aufstand der Tiroler. Den Tirolern hatte es im höchsten Grade widerstrebt, sich wie eine willenlose Herde verhandeln zu lassen, als sich Oesterreich im Jahre 1805 hatte dazu verstehen müssen, sein Alpenland dem Könige Max von Bayern als Lohn für den Napoleon geleisteten Beistand zu überlassen. Damals fügten sich die biederen Gebirgsbewohner nur schweren Herzens. Nun aber, im Jahre 1809, antworteten sie auf die Mahnung des Kaisers, sich zum Kampfe gegen den korsischen Gewalthaber zu erheben, daß es eher möglich sei, „den Tiroler von dem Erdboden zu vertilgen, als ihm seine angeborene Liebe und Anhänglichkeit an das Kaiserhaus zu nehmen." Einmüthig erhob sich das treue Bergvolk. Seine wohlgeübten Schützen und das nothdürftig bewaffnete Landvolk griffen die Bayern und Franzosen entschlossen an, und wiewol ihrer nur 17,000 Mann gegen 25,000 Mann französischer Kerntruppen mit 40 Geschützen auszogen, so gelang es ihnen doch, den Feind aus dem Lande zu jagen (13. August 1809). Die Seele des Aufstandes war Andreas Hofer, ein Mann von herkulischer Gestalt, mit schwarzem, bis auf die Brust herabhängendem Barte. Ernst und streng von Sitten, beharrte er beim Gebet und in der Frömmigkeit, die ihm Lebensbedürfniß geworden. Der brave Sandwirth hielt nun, jubelnd begrüßt, seinen Einzug in Innsbruck.

Als Kaiser Franz II. von den rühmlichen und erfolgreichen Kämpfen der Tiroler vernahm, schrieb er ihnen, sie könnten allezeit auf ihn zählen. Da kamen jene fünf Siegestage Napoleon's, welche Tirol der Macht des Feindes überlieferten. Von dem schneidigen Marschall Lefebvre geführt, drangen 18,000 Mann Bayern in das Land und nahmen Innsbruck. Auf ihrem blutigen Wege schonten sie weder Weib noch Kind, verbrannten Menschen und Vieh in Ställen, rissen gefangenen Bauern die Zunge aus oder schlugen ihnen Nägel durch die Hände. Greuel so entsetzlicher Art, meinte der darüber empörte französische Marschall, habe er sogar in Spanien nicht erlebt. Dennoch gaben sich die tapferen Tiroler noch nicht überwunden, sondern sie setzten in ihren Bergen den ungleichen Kampf fort; ja, ihr Muth flammte wieder hell auf, als sie vernahmen, wie heldenmüthig die Oesterreicher bei Aspern und Eßling gestritten, und als sie zugleich eine Botschaft von dem Kaiser empfingen, in der er ihnen sein „heiliges Wort" gab, daß er keinen Frieden unterzeichnen werde, der nicht Tirol unauflöslich an Oesterreich knüpfe. — Die wackeren, treuen Tiroler kämpften weiter; sie lebten der festen Ueberzeugung, ihr Kaiser werde sein „heiliges Wort" einlösen. Das treue Volk wollte es nicht glauben, als die Kunde nach Tirol kam, ihr Land

sei nicht mit in den Frieden eingeschlossen, der Kaiser habe vielmehr sein treues Bergland dem Könige von Bayern überlassen müssen. Hofer selbst rieth seinen Landsleuten, sich zu unterwerfen. Getäuscht durch trügerische Hoffnungen und Versprechungen, erhob er aber im Oktober von Neuem die Fahne des Aufstandes. Von Uebermacht angefallen, mußte der Patriot bald jeglichen Widerstand aufgeben. Nach blutigem Ringen ward Tirol gänzlich niedergeworfen. Hofer, flüchtig geworden, verbrachte den Monat Dezember 1809 und Januar 1810 in einer einsam gelegenen Alpenhütte, hinter Schnee- und Eisbergen verborgen. Ein verrätherischer ehemaliger Hausgenosse, verlockt von dem Preise, welcher auf das Haupt Hofer's gesetzt worden war, führte um Mitternacht (20. Januar) einen Trupp Häscher zu der Sennhütte.

Hofer ward überrascht, gefangen genommen, in Ketten nach Mantua gebracht und zum Tode verurtheilt. Auf der Bastei angekommen, wo das Urtheil an ihm vollstreckt werden soll, segnet er seine Landsleute, weist die Binde zurück, die man ihm um die Augen legen will, weigert sich niederzuknieen, indem er sagt: „Ich stehe vor Gott, der mich geschaffen hat, und stehend will ich sterben!“ und kommandirt selbst: „Feuer!“ Den Schergen, die die Gewaltthat auszuführen hatten, mußte diese sehr peinlich werden, denn erst nach der zweiten Salve sank der kräftige Mann in die Kniee. Nun sprang ein Korporal vor und gab ihm den Tod. So jammervoll und empörend war das Schicksal des edelsten Vorkämpfers im Lande Tirol! — Doch dem Dichter erschien das Los der tiroler Helden im Lichte großen Ruhmes, indem er sie in Folgendem verherrlichte:

„Hochherzig Volk, Genosse größ'rer Zeiten,
Du sinkst nun in der eig'nen Häuser Brande,
Zum Himmel noch gestreckt die freien Hände.
O Herr, laß diese Lohen weh'n, sich breiten
Auffordernd über alle deutschen Lande.
Und wer da fällt, dem schenk' so glorreich Ende!“



Standbild des Andreas Hofer in der Hofkirche zu Innsbruck.



Denkmal der Königin Luise im Thiergarten zu Berlin.

Heimgang der Königin Luise.

Napoleon hatte sich vergebens bemüht, durch Verleumdungen aller Art, die er fortgesetzt durch die von ihm abhängigen Zeitungen gegen die Königin Luise verbreiten ließ, ihr die Liebe des Volkes zu rauben. Die lügnerischen Berichte bewirkten gerade das Gegentheil von Dem, was sie bezwecken sollten. Die Liebe des Volkes zur Königin stieg in dem Grade, als der Abscheu gegen Napoleon zunahm. Aeußerungen Luisens gingen von Mund zu Munde und wirkten belebend und aufrichtend. Durch Frau von Berg, die der Königin nahe stand, sind viele ihrer Worte und Handlungen aufgezeichnet worden. Als nach der Schlacht bei Jena eine Schreckensbotschaft die andere jagte, sagte Luise zu ihren ältesten Söhnen: „Ihr seht mich in Thränen; ich beweine den Untergang unseres Hauses und den Verlust des Ruhmes, mit dem eure Ahnen und ihre Generäle den Stamm Hohenzollern gekrönt haben. Ach, wie verdunkelt ist jetzt dieser Glanz! Das Schicksal zerstörte in einem Tage ein Gebäude, an dessen Erhöhung große Männer zwei Jahrhunderte hindurch gearbeitet hatten. Es giebt keinen preußischen Staat, keine preußische Armee, keinen Nationalruhm mehr. Ach, meine Söhne, ihr seid in dem Alter, wo euer Verstand die großen Ereignisse, welche uns jetzt heimsuchen, fassen und fühlen kann: ruft künftig, wenn eure Mutter und Königin nicht mehr lebt, diese unglückliche Stunde in euer Gedächtniß zurück, weinet meinem

Andenken Thränen, wie ich sie jetzt in diesem schrecklichen Augenblicke dem Umsturz meines Vaterlandes weine! Aber begnügt euch nicht mit den Thränen allein; handelt, entwickelt eure Kräfte, vielleicht läßt Preußens Schutzgeist sich auf euch nieder: befreiet dann euer Volk von der Schande, dem Vorwurfe der Erniedrigung, worin es schmachtet; suchet den jetzt verdunkelten Ruhm eurer Vorfahren von Frankreich zurück zu erobern, wie euer Urgroßvater, der Große Kurfürst, einst bei Fehrbellin die Niederlage und Schmach seines Vaters an den Schweden rächte. Lasset euch, meine Prinzen, nicht von der Entartung dieses Zeitalters hinreißen; werdet Männer und geizet nach dem Ruhme großer Feldherren und Helden. Wenn euch dieser Ehrgeiz fehlte, so würdet ihr des Namens von Prinzen und Enkeln des großen Friedrich unwürdig sein. Könnt ihr aber mit aller Anstrengung den niedergebeugten Staat nicht wieder aufrichten, so sucht den Tod, wie ihn Louis Ferdinand gesucht hat!"

— Einen tief ergreifenden Eindruck macht folgender Brief der Königin aus dem Jahre 1808:

„Bester Vater! Mit uns ist es aus, wenn auch nicht für immer, doch für jetzt. Für mein Leben hoffe ich nichts mehr. Ich habe mich ergeben, und in dieser Fügung des Himmels bin ich jetzt ruhig und in solcher Ruhe, wenn auch nicht irdisch glücklich, doch, was mehr sagen will, geistig glückselig. Es wird mir immer klarer, daß Alles so kommen mußte, wie es gekommen. Die göttliche Vorsehung leitet unverkennbar neue Weltzustände ein, und es soll eine andere Ordnung der Dinge werden, da die alte sich überlebt hat und in sich selbst als abgestorben zusammenstürzt. Wir sind eingeschlafen auf den Lorbern Friedrich's des Großen, welcher, der Herr seines Jahrhunderts, eine neue Zeit schuf. Wir sind mit derselben nicht fortgeschritten, deshalb überflügelt sie uns — das siehet Niemand klarer ein als der König. Noch eben hatte ich mit ihm darüber eine lange Unterredung, und er sagte in sich gekehrt wiederholentlich: Das muß auch bei uns anders werden.

„Gewiß wird es besser werden: das verbürgt der Glaube an das vollkommenste Wesen. Aber es kann nur gut werden in der Welt durch die Guten. Deshalb glaube ich auch nicht, daß der Kaiser Napoleon Bonaparte fest und sicher auf seinem, jetzt freilich glänzenden Throne ist. Fest und ruhig ist nur allein Wahrheit und Gerechtigkeit, und er ist nur politisch, das heißt klug, aber er richtet sich nicht nach ewigen Gesetzen, sondern nach Umständen, wie sie nun eben sind. Dabei befleckt er seine Regierung mit vielen Ungerechtigkeiten. Er meint es nicht redlich mit der guten Sache und mit den Menschen. Sein ungemessener Ehrgeiz meint nur sich selbst und sein persönliches Interesse. Man muß ihn mehr bewundern als man ihn lieben kann. Er ist von seinem Glück geblendet, und er meint Alles zu vermögen. Dabei ist er ohne alle Mäßigung, und wer nicht Maß hält, verliert das Gleichgewicht und fällt."

Alle Unternehmungen, die darauf hinzielten, das Volk von innen heraus zu erziehen, fanden die lebhafteste Unterstützung der Königin. Der edle Pestalozzi in der Schweiz erregte ihre Aufmerksamkeit; sie ließ sich über seine Unterrichts- und Erziehungsmethode Bericht erstatten und erwartete mit Ungeduld einen von dem Könige berufenen Lehrer aus dem Württembergischen, der ein Schüler Pestalozzi's war.

„Ich lese", schrieb sie, „Lienhard und Gertrud, ein Buch fürs Volk, von Pestalozzi. Es ist mir wohl mitten in diesem Schweizerdorfe. Wäre ich mein eigener Herr, so setzt' ich mich in meinen Wagen und rollte zu Pestalozzi in die Schweiz, um dem edlen Manne mit Thränen in den Augen und mit einem Händedruck zu danken. Wie gut meint er's mit der Menschheit! Ja, in der Menschheit Namen danke ich ihm! — Eine Stelle in dem Buche gefiel mir besonders, weil sie so wahr ist: „Leiden und Elend sind Gottes Segen, wenn sie überstanden sind!" Ja, inmitten meines Elends sage ich schon: Es ist Gottes Segen! Wie viel näher bin ich bei Gott — wie deutlich sind meine Gefühle zu Begriffen geworden über die Unsterblichkeit der Seele. Nicht ohne Thränen schmilzt das schöne Siegel — wie wahr!"

Um diese Zeit begann die Königin zu kränkeln. Doch beschäftigte sie sich in Königsberg eifrig mit den dortigen Schulanstalten, deren einige sie öfters mit ihrem Gemahle besuchte.

Die Kunde von dem Heldenkampfe der Tiroler erregte ihre lebhafteste Theilnahme.

„Auf den Bergen ist Freiheit!“ schrieb sie. „Klingt diese Stelle, die ich jetzt erst verstehe, nicht wie eine Prophezeiung, wenn Sie auf das Hochgebirge blicken, das sich auf den Ruf seines Hofer erhoben hat? Welch ein Mann, dieser Andreas Hofer! Ein Bauer wird ein Feldherr und was für einer! Seine Waffe — Gebet; sein Bundesgenosse — Gott! Er kämpft mit gefalteten Händen, kämpft mit gebeugten Knieen und schlägt wie mit dem Flammenschwerte des Cherubs! Und dieses treue Schweizervolk, das meine Seele schon aus Pestalozzi angeheimelt hat. Ein Kind an Gemüth, kämpft es wie die Titanen mit Felsstücken, die es von den Bergen niederrollt.“ — „Ach, auch in meinem Schiller hab' ich wieder und wieder gelesen! Warum ließ er sich nicht nach Berlin zu gehen bewegen? Warum mußte er sterben? Ob der Dichter des Tell auch verblendet worden wäre, wie der Geschichtschreiber der Eidgenossen? Nein, nein! Lesen Sie nur die Stelle: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!“

„Kann diese Stelle trügen? Und ich kann noch fragen: warum er sterben mußte? Wen Gott lieb hat in dieser Zeit, den nimmt er zu sich!“ —

Zu Ende des Jahres 1809 kehrte die Königin in Begleitung ihres Gemahls nach Berlin zurück, das sie nach dem Unglückstage von Jena nicht gesehen hatte. An allen Orten, die das königliche Paar auf der Reise berührte, wurden ihm Zeichen treuester Anhänglichkeit. Auf der Reise schrieb die Königin in ihr Tagebuch: „So werde ich denn bald in Berlin sein und wiedergegeben so vielen treuen Herzen, die mich lieben und achten. Mir wird es bei dem Gedanken ganz beklommen vor Freude, und ich vergieße viele Thränen, wenn ich daran denke, daß ich Alles auf dem nämlichen Platz finde und doch Alles so ganz anders ist, daß ich es nicht begreife, wie es dort werden wird. Schwarze Ahnungen ängstigen mich ....“

Der 23. Dezember war zum Einzuge bestimmt. In dem der Hauptstadt nahen Oertchen Weißensee bestieg Luise den schönen Wagen, den ihr die Bürgerschaft zur Feier ihrer Rückkehr verehrt hatte. Elf Uhr Vormittags verkündeten weiße Fahnen auf den Thürmen, Glockengeläute und Kanonendonner das Herannahen des Königs und der Königin. Unter dem Zujauchzen des Volkes erreichten sie das Palais, vor dem Luisens Vater, der Herzog von Mecklenburg-Strelitz, ihrer harrte. Tiefe Rührung ergriff alle Anwesende, als Luise, umgeben von ihren Kindern, ihres Vaters Hand küßte und dann unter Thränen ihr Haupt an seiner Brust barg. Am Abend war Berlin vom untersten Kellerraum bis zum obersten Dach erleuchtet. Berlin kam in den nächsten Tagen nicht aus der freudigen Erregung heraus. Die große Mehrheit der Bevölkerung hing fest an dem patriotischen Glauben, daß wie der Morgen nach der Nacht die Erlösung von dem Joche des Korsen und damit für Preußen wieder eine glorreiche Zeit kommen werde, und die Rückkehr des Königspaares nach der Hauptstadt, die es unter dem Drange der Umstände hatte verlassen müssen, erschien den Meisten als ein günstiges Vorzeichen, daß die Erfüllung des Wunsches, der Aller Herzen beseelte, nicht mehr gar so fern sein könne.

„Nachdem wir“, schreibt Fouqué, „die königliche Familie wiederum in unserer Mitte sahen, ward es auch mir zutheil, noch einmal des Anblicks unserer engelschönen Königin gewürdigt zu werden. Es war in Berlin, wo sie im Theater erschien, an der Seite ihres Gemahls, auf den sie mehrmals im Gespräch die wahrhaft himmelblauen Augen mit unaussprechlich rührendem Ausdruck richtete. Ob vielleicht schon damals in ihrer holden Seele die Ahnung lebte, sie werde nicht lange mehr des Schwergeprüften Geleiterin sein? — Eines weiß ich. Als sie, nach der zu jener Zeit üblichen Sitte, beim Fortgehen die Versammlung mit gnädiger Neigung begrüßte, empfand ich tief und sprach es auch auf dem Heimwege durch die dunklen Straßen meinem Freunde aus: Wol hab' ich mitunter gemeint, wir Preußen könnten ruhig unser Kriegsunglück ertragen, uns nun im Frieden wenden auf Kunst und Wissenschaft, etwa wie es der große Friedrich sich vorgenommen haben soll, wenn die Schlacht von Mollwitz verloren gegangen wäre für ihn. Aber jetzt nicht also! Wir müssen kämpfen, um jene schönen Augen freudig leuchten zu sehen über unsere Siege!“

Die Vorsehung hatte es aber anders bestimmt. Denn noch in der Nacht der Trübsal sollten ihre schönen Augen zur ewigen Ruhe sich schließen!

Hier sei noch nachgeholt, was die Königin kurz vor ihrem Heimgange über ihre Kinder ihrem Vater mittheilte. Wie sie über den Prinzen Wilhelm dachte, wissen wir bereits. Sie schrieb damals aber weiter noch: „Unsere Kinder sind unserere Schätze".... „Der Kronprinz ist voller Leben und Geist; er hat vorzügliche Talente"... — „Unsere Tochter Charlotte (die spätere Kaiserin von Rußland) verbirgt hinter einer scheinbar kalten Hülle, wie ihr Vater, ein warmes, theilnehmendes Herz.... Erhält sie Gott, so ahne ich für sie eine glänzende Zukunft." — „Karl ist gutmüthig, fröhlich, bieder und talentvoll, heiter und witzig. Er wird, ohne die Theilnahme an dem Wohl und Wehe Anderer zu verlieren, leicht und fröhlich durchs Leben gehen." — „Unsere Tochter Alexandrine (die spätere Großherzogin von Mecklenburg-Schwerin) ist anschmiegend und kindlich. Sie hat Anlage zum Satirischen und sieht dabei ernsthaft aus; doch schadet dies ihrer Gemüthlichkeit nicht." — „Von der kleinen Luise (der späteren Prinzessin Friedrich der Niederlande) läßt sich noch nichts sagen. Sie heißt „Luise"; möge sie ihrer Ahnfrau, der liebenswürdigen und frommen Luise von Oranien, der würdigen Gemahlin des Großen Kurfürsten, ähnlich werden!" — Der Brief der Königin schließt: „Es mag kommen, was da will, mit und in der Vereinigung mit unseren guten Kindern werden wir glückselig sein." — Und ein anderer Ausspruch der Königin aus jener Zeit lautet: „Wenngleich die Nachwelt meinen Namen nicht unter den berühmten Frauen nennen wird, so wird sie doch, wenn sie die Leiden der Zeit erfährt, wissen, was ich durch sie gelitten habe, und sie wird sagen: sie duldete viel, harrete aus im Dulden. Dann wünsche ich nur, daß sie zugleich sagen möge: aber sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeit würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und redlich gerungen haben."

Ende Juni des Jahres 1810 begab sich die Königin zum Besuch nach dem väterlichen Hofe in Strelitz. Ein Augenzeuge berichtet darüber: „Alles war versammelt: da trat sie herein, eine über alle Beschreibung erhabene Hoheit und Milde in ihrem Wesen. Sie sah aus wie eine Geprüfte und bewährt Befundene, die, mit der Erde fertig, nur noch durch die Bande der Liebe daran festgehalten wird. Ihre schönen, edlen Züge trugen das Gepräge tiefen Leidens, und wenn sie die Augen gen Himmel schlug, so sprach ihr Blick, vielleicht unwillkürlich, die Sehnsucht nach der Heimat aus. Als einige Damen, die sie von früher kannten, und denen sie sich vertraulich näherte, sich mit Wohlgefallen über die Perlen äußerten, welche die Königin als einzigen Schmuck trug, da antwortete sie: „Ich liebe sie auch sehr und habe sie zurückbehalten, als es darauf ankam, meine Brillanten hinzugeben. Sie passen besser für mich; denn sie bedeuten Thränen, und ich habe deren so viele vergossen!"

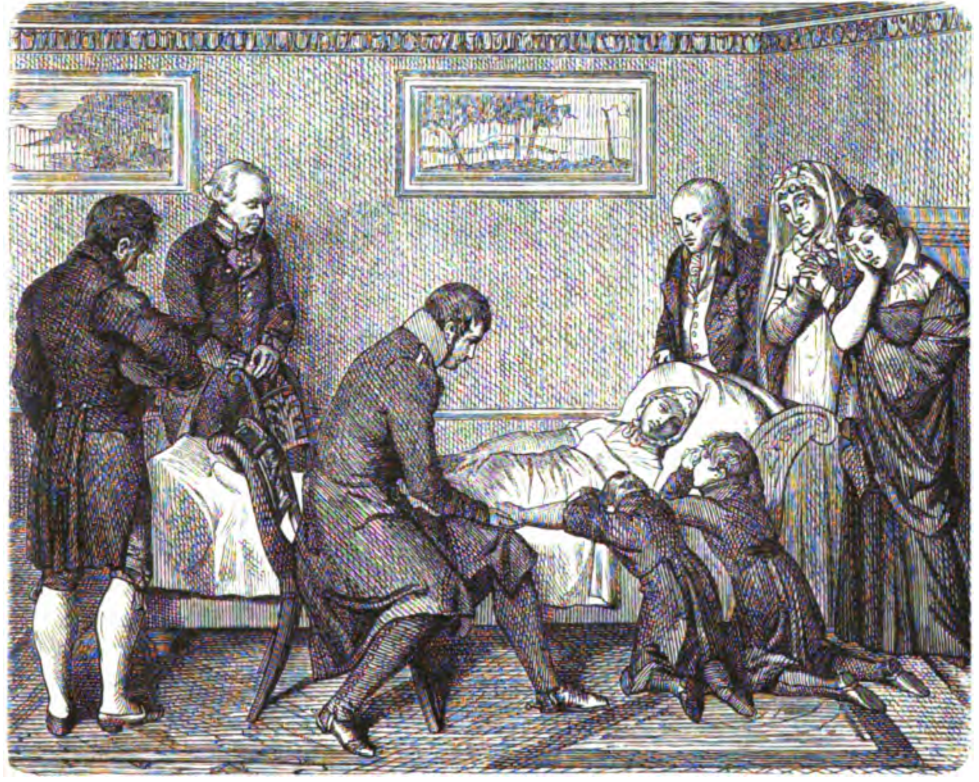
Kurze Zeit darauf erkrankte die Königin. Der König, davon benachrichtigt, traf zur Nachtzeit in Strelitz ein. Der Anblick der Todtkranken war überwältigend für ihn; er verließ auf einige Augenblicke das Zimmer, um sich zu sammeln. Als man den König zu trösten suchte und hinzufügte, es sei noch Hoffnung vorhanden, sagte er mit trostlos dumpfer Stimme: „Wenn sie nicht mein wäre, würde sie leben; aber da sie meine Frau ist, stirbt sie gewiß."

Zwischen acht und neun Uhr trat wiederum der Brustkrampf ein. „Ach, mir hilft nichts mehr, als der Tod!" rief die Leidende. Der König saß ihr zur Seite und hielt ihre Hand. Kurz vor neun Uhr bog die Königin ihr Haupt zurück, schloß die Augen und rief: „Herr Jesus, mach' es kurz!" Noch ein Athemzug — und das Herz einer der edelsten Frauen, die je gelebt haben, schlug nicht mehr.

Der König drückte seiner Luise unter Küssen und Thränen die Augen zu, „seines Lebens Sterne, die ihm auf seiner dunklen Bahn so treu geleuchtet." — Das Weh, das in dieser Stunde über ihn kam, prägte sich in seinen Zügen unverlöschlich ein.

Die beiden ältesten Prinzen standen weinend im Garten; der König hatte nicht gewünscht, daß sie den Todeskampf der Mutter sähen. Jetzt führte er sie an das Todtenbett.

Sie knieten nieder und bedeckten die Hände der geliebten Mutter mit heißen Thränen. — Ueber die Maßen groß war das Weh, von dem das ganze Volk bei der Kunde von dem Tode der Königin ergriffen wurde. „Unsere Heilige ist im Himmel!“ rief, von Schmerz und flammendem Zornesmuth erregt, Blücher, der von nun an dem Korsen ein grimmerer Feind noch ward, als er es bisher gewesen war. Vieler Patrioten vornehmster Gedanke war von jetzt ab darauf gerichtet, den Feind, der die angebetete Königin so tief gebeugt hatte, bis auf den Tod zu treffen. „Ihr früher Tod war die eigentliche Verklärung ihres Daseins.“

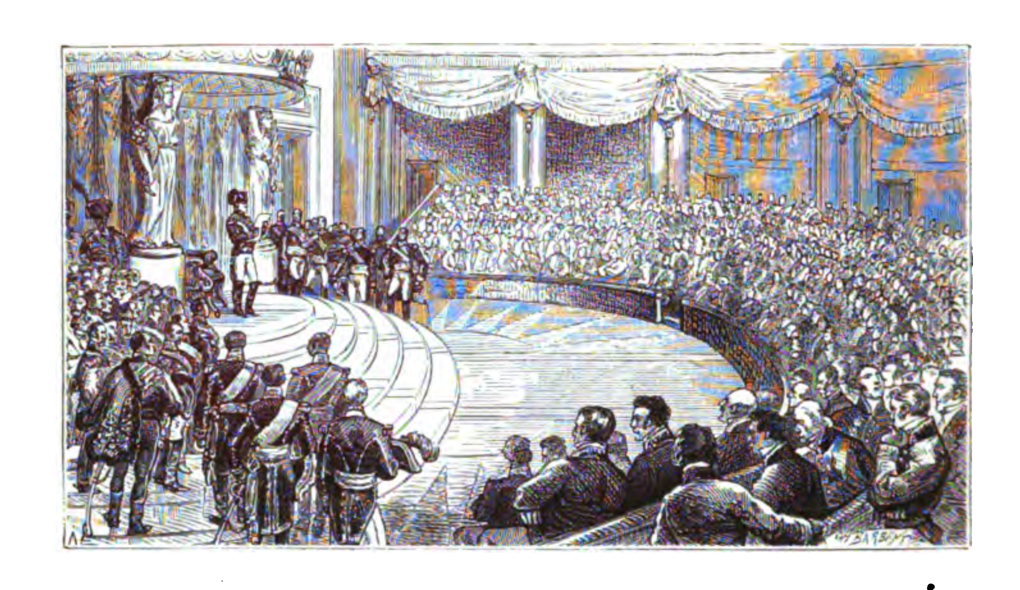


Am Todesbette der Königin Luise von Preußen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Karl Frenzel sagt: „Der Untergang des Staates hatte ihr das Herz gebrochen; wenn die harten Entbehrungen, die Beschwerden der Flucht, das nordische Klima in Memel und Königsberg ohne Zweifel die Gesundheit ihres Leibes untergraben haben, so erlag ihre Seele noch viel sicherer den beständigen Bekümmernissen, den Sorgen, dem Uebermuth der Fremdherrschaft ...“

Wie sie so Vielen im Leben erschienen, so sollte das Andenken an sie im Denkmal auch späteren Geschlechtern erhalten bleiben. Der Künstlerhand Meister Rauch's ist es gelungen, ein herrliches Marmorbild der Königin herzustellen. Luise ruht in schlafender Stellung auf einem Sarkophage; von demselben Künstler wurde später das Bild Friedrich Wilhelm's III. ausgeführt. Beide Sarkophage befinden sich im Mausoleum zu Charlottenburg, einem von Trauerweiden und Edeltannen umgebenen tempelartigen Bau in dem das Schloß umgebenden Park. Dorthin wandern immer und immer noch Tausende.

„Dort schläft sie nun; — es ist schon lange her,
Aus jenen Tagen leben Wen'ge mehr,
Doch immer noch verehrt mit treuem Sinn
Das Volk der Preußen seine Königin.“



Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht.

Der Vesuv der französischen Revolution, verkörpert in der Person Napoleon's, befand sich auch jetzt noch in zunehmender Thätigkeit, und revolutionäre Feuerströme ergossen sich, Schlechtes und Gutes mit sich führend, und Schlechtes und Gutes zerstörend, über die Länder. Der unermüdlich auf Kräftigung deutscher Gesinnung wirkende E. M. Arndt sagte in seinem „Geist der Zeit" über den französischen Kaiser: „Bewunderung und Furcht erzeugt der Vulkan und das Donnerwetter und jede seltene Naturkraft, und sie kann man auch ihm nicht versagen. Geh nach Italien, schlage Livius auf, frage die Römergeschichte und versetze das Alte mit neuer Geistigkeit, mit größerem Prunk der Worte, mit etwas politischer Empfindsamkeit: so findest du, was der Mann ist, und wohin du ihn stellen sollst. Die ernste Haltung, des Südens tief verstecktes Feuer, das strenge, erbarmungslose Gemüth des korsischen Insulaners, mit Hinterlist gemischt, eiserner Sinn, innen tiefer Abgrund und Verschlossenheit, außen Bewegung und Blitzesschnelle; dazu das dunkle Verhängniß der eigenen Brust, der Aberglaube des großen Menschen an sein Glück, den er so auffallend zeigt — diese gewaltigen Kräfte, von einer wild begeisterten Zeit begriffen und vom Glück emporgehalten, wie mußten sie siegen!" —

Man kann dieser Charakterisirung Napoleon's um so mehr beistimmen, wenn man erwägt, daß er, kaum zur Herrschaft gelangt, Namen und Einrichtungen des alten Rom vielfach zurückrief, sich mit einem Senate umgab, Tribunate, Tribunale und eine Ehrenlegion errichtete und seinen Heeren als siegverheißende Feldzeichen die römischen Adler gab. Nach Berechnung, aber auch nach Launen und Gelüsten veränderte er fortgesetzt die Karte von Europa. Im Jahre 1810 schlug er Hannover zu dem Königreich Westfalen und gründete innerhalb Deutschlands neue Fürstenthümer für französische Prinzen und Marschälle, so daß die Rheinbundsfürsten, deren einige auf diese Art Stücke ihres Gebietes verloren, zu ihrem Schrecken sehen mußten, daß Napoleon trotz der Willfährigkeit, die sie ihm erzeigt, und trotz der unerhörten Huldigungen, die sie ihm dargebracht hatten, auch sie nicht schonte. Einzelnen Fürsten begann schon die Schmach, die sie sich und ihren Völkern zugefügt, auf dem Gewissen zu brennen, auch solchen, deren Länder Napoleon auf Kosten Anderer willkürlich vergrößert hatte. Denn der Kaiser ließ sie nicht lange ihres Glückes sich erfreuen, da er fortgesetzt größere Leistungen von ihnen forderte, ihre Abhängigkeit von ihm ihnen immer fühlbarer machte.

Uebler noch waren die Rheinbundsvölker daran, die wie Waaren von ihm verschachert wurden und von einer Hand in die andere gingen. Durch die bessere französische Gesetzgebung waren zwar viele der mittelalterlichen Beschränkungen, unter denen die Menge kleinerer und größerer Fürsten sowie die Mehrzahl der ehemals reichsunmittelbaren Adelsherren den Bürger- und Bauernstand hatten seufzen lassen, weggeräumt worden: aber auch diese konnten ihres größeren Gedeihens nicht von Herzen froh werden, insofern an Stelle der beseitigten alten ihnen neue und größere Leistungen auferlegt wurden. Je nach seinem Winke mußten sie dem neuen Zwingherrn Gut und Blut zur Verfügung stellen und das zum Theil sogar zur Niederwerfung ihrer eigenen Brüder. Hanfene Stricke waren ihnen von Napoleon abgenommen worden; eiserne Fesseln hatte er ihnen angelegt. Die fortgesetzten Durchmärsche und Truppenanhäufungen, die vielen Störungen von Handel und Gewerbe, namentlich aber die gegen England verhängte Handelssperre bewirkten auch in den Rheinbundstaaten eine unverhältnißmäßige Preissteigerung aller Bedürfnisse des Lebens, was natürlich zumeist die unteren Volksklassen zu empfinden hatten.

Der Druck, den die meisten der Rheinbundfürsten auf ihre Völker geübt hatten, war oft schwer empfunden worden; aber seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts war der Freiheit des Geistes doch ein weiterer Raum zur Entfaltung gewährt worden; ja einzelne Fürstenhöfe — es ist vor Allem hier der Hof zu Weimar zu nennen — hatten die Männer, von denen Kunst und Wissenschaft im Dienst der Freiheit gefördert wurde, um sich geschart und sie mit Ehren überhäuft. Die Freiheit des Geisteslebens hatte Manchen für den Mangel jeder politischen Freiheit entschädigt. Auf diese Freiheit fiel nun der Mehlthau napoleonischer Despotie. Das Volk mußte ein Heer von Spähern, theils Franzosen, theils auch Deutsche, die sich zu solchen Diensten erniedrigten, bezahlen. Um ihren Eifer zu zeigen und dadurch ihre Einnahmen zu erhöhen, wurde von diesen Spürern natürlich viel gelogen. Bücher, Zeitungen, Theater unterlagen der strengsten Censur; Gespräche an öffentlichen Orten wurden durch geheime Angeber überwacht, ja sogar Dienstboten einflußreicher Männer dem Netze der über das Land ausgebreiteten Spionenschar eingefügt. So fühlte denn doch der große Korse, trotz der Weihrauchwolken, die ihm Verblendete und Unwürdige spendeten, und trotz seines hochfahrenden Uebermuthes, daß seine Herrschaft im Herzen der Völker nicht Wurzel fassen wollte. Aber wie konnte das auch bei einem Manne geschehen, der der Selbstsucht fortgesetzt neue Opfer brachte? „Die Liebe zur Macht und obersten Gewalt absorbirte und verzehrte ihn. Vor dieser sank das sittliche Gesetz, die Ehre, Liebe, Menschlichkeit zu Boden. Josephine, seine erste Frau, die ihm treu und fest in den Tagen eines zweifelhaften Geschickes zur Seite gestanden hatte, wurde auf der Höhe seines Glückes verstoßen, um einer Fremden Platz zu machen, die seiner Macht besser dienen konnte. Er sei, wird uns gesagt, viel öfter liebevoll gegen seine Brüder und seine Mutter gewesen, als launisch und herrisch; aber aus den kürzlich erschienenen Memoiren der Frau von Remusat wissen wir, daß in den verwandtschaftlichen Beziehungen von beiden Seiten die bodenloseste Selbstsucht vorwaltete, und daß beispielsweise gewisse zärtliche Liebesbeweise Napoleon's gegen seine Schwestern und seine Stieftochter durch grenzenlose Demüthigungen und die schmählichste Hingabe aufgewogen werden mußten. — Er wurde bisweilen, wird uns weiter gesagt, von dem Anblick des Schlachtfeldes, das mit Verwundeten und Todten bedeckt war, gerührt: aber wenn der Moloch seines Ehrgeizes morgen neue Haufen Erschlagener forderte, so wurden sie ihm niemals verweigert.“ (Canning.)

Vermählung mit Marie Luise. Im Jahre 1810 that Napoleon einen weiteren wichtigen Schritt zu seiner eigenen Erhöhung — oder zu seinem tiefen Fall. Seine Gemahlin, die von den Franzosen hochverehrte Kaiserin Josephine, hatte ihm bisher noch keinen Sohn geschenkt, und der Kaiser, in dem natürlichen Wunsche, dereinst einem Sohne und Leibeserben das Werk, welches er selbst so glanzvoll begonnen, zur Fortführung zu

hinterlassen und das mächtige Gebäude einer napoleonischen Dynastie zu gründen, trug sich schon seit längerer Zeit mit dem Plane der Scheidung von seiner Gemahlin und einer zweiten Eheschließung. Aber noch andere Gründe mochten wol dazu mitwirken, Napoleon zu einem solchen Entschluß zu bestimmen: durch seine Vermählung mit einer Prinzessin aus einem der ältesten und mächtigsten regierenden Häuser Europa's glaubte er seine Emporkömmlingsherrschaft mit dem Glanze der Legitimität umgeben und seine Dynastie als ein festes Glied in die europäische Herrscherfamilie einfügen zu können. Seine Blicke richteten sich zunächst auf Rußland, und durch seinen Bevollmächtigten am russischen Hofe ließ er bei Alexander anfragen, ob er, um die bestehenden Bande der Freundschaft noch fester zu knüpfen, bereit sein würde, ihm die Hand seiner Schwester zu bewilligen. Die Antwort des Zaren lautete ausweichend; schon hatte Alexander erfahren, was es heißen wollte, der Freund eines Napoleon zu sein; wie ein schwarzer Schatten hatte sich zwischen den beiden mächtigen Herrschern das Mißtrauen erhoben. Inzwischen war Oesterreich durch den Feldzug vom Jahre 1809 gänzlich niedergeworfen worden, und es trat nun an Napoleon die Frage heran, ob es für ihn nicht vortheilhaft sein möchte, den immer noch mächtigen Staat durch ein enges Familienband an sich zu fesseln und in den Kreis seiner Interessen zu ziehen. Dem ehrgeizigen Imperator mochte es kaum noch zweifelhaft sein, daß er dereinst, vielleicht bald, auch mit dem Zaren im Kampfe auf Leben und Tod sich zu messen haben werde, und in einem solchen Kampfe konnte ihm die Verwandtschaft und Bundesgenossenschaft des österreichischen Kaisers nur erwünscht sein. In Oesterreich ging man auf die Pläne Napoleon's scheinbar mit der größten Bereitwilligkeit ein; der österreichische Staatskanzler Graf **Metternich**, der seit der Katastrophe des Jahres 1809 an **Stadion's** Stelle getreten war, und dem wir im Verlaufe unserer Darstellung noch vielfach begegnen werden, wußte den Kaiser Franz zu überzeugen, daß man ein solches Opfer bringen müsse, um dem gänzlich erschöpften Staate einige Jahre der Ruhe zu sichern, deren er so dringend bedürfe, wolle er sich anders dem übermächtigen Frankreich gegenüber wieder eine maßgebende Stellung erringen. So gab denn der Kaiser Franz seine Zustimmung zu dem Vermählungsplan unter der Bedingung einer rechtmäßigen Scheidung Napoleon's von seiner ersten Gemahlin. Das konnte für Napoleon natürlich kein Hinderungsgrund sein: was er einmal wollte, das setzte er auch durch trotz aller scheinbaren Schwierigkeiten. Das letzte Hinderniß war bald zur Seite geräumt, und wenige Monate später wurde die Vermählung mit unermeßlicher Pracht vollzogen; fünf Königinnen trugen der jungen Kaiserin von Frankreich die Schleppe. An dem Hasse, den die beiden Kaiser im Herzen gegen einander hegten, änderte diese Verbindung freilich nichts.

Das Glück erwies sich seinem auserwählten Günstlinge hold bis zum Jahre 1811. Kein Herrscher lebte, der mächtig genug gewesen wäre, sich dem Willen des Gewaltigen mit Erfolg zu widersetzen!

Dem Wiener Frieden vom Jahre 1809 folgte zunächst eine Pause der Ruhe und Sammlung. Aber auch diese friedliche Zeit ward dazu benutzt, die Herrschaft Frankreichs über unsern Welttheil weiter auszudehnen. Schon vorher hatte das napoleonische Kaiserreich ungescheut in Italien den Kirchenstaat verschlungen, und als Papst Pius VII. sich den Anordnungen des Gewaltherrn nicht fügen wollte, hatte man das Haupt der katholischen Christenheit (im Juli 1809) als Gefangenen nach Frankreich abgeführt. Die Einverleibung von Holland und von Wallis ward jetzt kurz nach einander dekretirt. Die Napoleoniden beherrschten nun den größten Theil der Staaten des westlichen Europa. In Westfalen, Spanien und Holland führten jetzt Napoleon's Brüder das königliche Scepter; in Neapel gebot sein Schwager; in Mailand residirte — als Vizekönig von Italien — sein Stiefsohn Prinz Eugen. In rascher Folge fanden nun bedeutende Avancements in der Familie des Imperators statt, während in Schweden Marschall **Bernadotte** die Anwartschaft auf die Nachfolge des kinderlosen Königs erlangte, und Napoleon von einem ehemaligen Untergebenen erwarten durfte, daß er sich

willfährig zeigen und den englischen Schiffen den Weg durch den Sund nach der Ostsee verlegen werde. So erweitern sich ohne Unterbrechung die Grenzen des Kaiserreichs vom Golf von Neapel bis zur Nordsee, von der Küste Portugals bis zur Weichsel. Zu Paris, der ersten Hauptstadt des französischen Kaiserthums, war als zweite Rom und nach König Ludwig's Thronentsagung im Jahre 1810 Amsterdam als dritte getreten.

Damals gehorchten dem Winke des Gewaltigen 44 Millionen Unterthanen. Rechnet man jedoch die Einwohner der Schutzstaaten hinzu, denen Napoleon noch eine mehr oder weniger selbständige Existenz gestattete, so verfügte der Soldatenkaiser über Gut und Blut von über 100 Millionen. — Napoleon's vornehmste Günstlinge, voran die Marschälle, waren zu Fürsten, Herzögen und Grafen emporgestiegen; sie stützten und sicherten die Herrschaft ihres Gebieters und mehrten gleichzeitig entweder durch den erworbenen Kriegsruhm oder die glänzende Art ihres Auftretens die Pracht des kaiserlichen Hofstaates. Zu Paris sah sich der Imperator von einem Prunk und einer Herrlichkeit umgeben, deren sich das älteste Fürstenhaus in Europa nicht rühmen konnte.



Einholung der Kaiserin Marie Luise. Zeichnung von F. Lix.

Die Kriegsgefährten und alten Freunde des Emporkömmlings sorgten natürlich allerorten nach besten Kräften für sich selber, so daß sie nirgends zu kurz kamen. Was sich nicht von selbst machte, das brachte schließlich der Wille des Gebieters fertig. — Geld und Gut wußten alle Günstlinge Napoleon's zu erpressen, wo der Gebieter sie im Namen Frankreichs schalten und walten ließ.

Aber mit Mächtigen ist nicht gut Kirschen essen. Die Wahrheit dieses Sprüchwortes konnten sogar die Verwandten des Kaisers am besten an sich selber erproben. Seine Brüder und Schwestern hatten die kaiserliche Ungnade in dem Augenblicke zu empfinden, in welchem sie vergaßen, daß sie dem Mächtigen nur als Werkzeuge galten. So empfing König Hieronymus zwar für die ihm abgenommenen Stücke von Westfalen einen schönen Theil von Hannover; aber er erfuhr des eigenmächtigen Bruders und Herrn Verfügungen erst durch die öffentlichen Blätter. Der Emporkömmling hielt dabei seiner eigenen Person gegenüber auf strenge Etikette; ja er duldete es, daß man seiner Mutter nicht gestattete, sich unaufgefordert in Gegenwart ihres kaiserlichen Sohnes niederzusetzen.

Inzwischen hatten auch die den Franzosen geneigten Völker, denen der Kaiser sich als Befreier verkündet, während seine Soldaten bei ihnen sich als „Träger der Civilisation“ hatten einführen lassen, reichlich Gelegenheit gehabt, die Wirklichkeit mit den ihnen früher gemachten Verheißungen zu vergleichen. Wie viel des mittelalterlichen Schuttes auch durch

die französische Gesetzgebung und Verwaltung im westlichen und südlichen Europa weggeräumt worden war, die bisher Betheiligten wurden ihres Lebens doch nicht froh; denn die neuen Lasten, die ihnen auferlegt worden waren, waren sehr viel drückender und vor Allem auch sehr viel beschämender als die beseitigten alten.

Im Jahre 1811 stand der gewaltige Mann auf einer so hohen Staffel der Macht, daß er die Worte fallen lassen durfte, Frankreich könne dasjenige System gegen die Staaten des europäischen Festlandes anwenden, welches Großbritannien gegen die Nabobs Indiens befolge.

Immer weiter entfernte sich Napoleon von der Bahn des Rechtes, wie sie das Gewissen jedem Sterblichen vorzeichnet; der Titan schleuderte in frechem Uebermuthe Gewaltthaten gegen das Ewig-Göttliche empor. In den zu Frankreich gekommenen Rheinlanden war schon 1806 ein vom päpstlichen Stuhle approbirter Katechismus (der sogenannte Kaiserkatechismus) zur Einführung gelangt, in welchem eine geradezu abgöttische Verehrung für Napoleon gefordert ward. Gott habe, heißt es, „den Kaiser Napoleon zu seinem Bilde auf Erden aufgestellt.“ Unter Anderem wird gefragt: „Giebt es nicht besondere Beweggründe, die unsere Ergebenheit gegen Napoleon den Ersten, unsern Kaiser, noch um Vieles verstärken sollen?“ In der Antwort heißt es: „Ja, denn er ist der Vertheidiger des Staates durch die Kraft seines mächtigen Armes; und durch die heilige Salbung, welche er von den Händen des Papstes, des Oberhauptes der allgemeinen Kirche, empfangen hat, ist er zum Gesalbten des Herrn geworden.“ Außerhalb seines Willens erkannte er irgend welche Rechte nicht an. Als sein Bruder Ludwig, den er zum Könige von Holland gemacht, der Präfektenrolle müde, welche der Imperator ihn spielen lassen wollte, seinen Ordonnanzen sich nicht fügen wollte, schrieb er demselben: „Vergessen Sie niemals, daß in der Stellung, zu welcher mein politisches System und die Interessen meines Reiches Sie berufen haben, Ihre erste Pflicht die gegen mich ist, Ihre zweite die gegen Frankreich. Alle Ihre anderen Pflichten, selbst die gegen das Volk, zu dessen Regierung ich Sie berufen habe, gehen diesen nach.“ Ludwig, der nicht willens war, das Land als bloßer Präfekt zu regieren, trat freiwillig in den Privatstand zurück, und nun schlug Napoleon im Jahre 1811 Holland zu Frankreich, „da“ — man höre diesen „Rechtsgrund“ — „es ja doch nur ein Erzeugniß französischer Gewässer sei!“

Nur zwei Reiche gab es noch in Europa, die dem Allgewaltigen zu widerstreben wagten — England und Rußland. Letzterem konnte man zu Lande beikommen; das britische Inselreich dagegen war durch seine Lage im Meere gegen den Angriff französischer Armeen gesichert; Frankreichs Flotten, welche England von allen Meeren weggefegt hatte, waren nur noch in schwachen Ueberresten vorhanden, und sie konnten den Engländern nichts mehr anhaben.

Voll Haß gegen den abscheulichen „Leoparden“, wie Napoleon in seinem Zorne England bisweilen nannte, sann er stets auf neue Maßregeln, um den britischen Handel zu schädigen und den Verkehr Englands mit dem übrigen Europa zu vernichten, und immer mehr verschärfte er deshalb das verderbliche System der Kontinentalsperre. Um nun dieselbe mit noch fühlbarerem Erfolge durchzuführen, erklärte Napoleon jetzt auch die Ems-, Weser- und Elbmündungen als zu Frankreich gehörig. Damit verloren die Herzöge von Oldenburg und von Ahremberg, weil deren Länder in den oben genannten Flußgebieten lagen, ihre Herzogthümer, die Städte Bremen, Hamburg und Lübeck ihre Selbstständigkeit. Aber indem Oldenburg von Napoleon zu Frankreich geschlagen und der regierende Fürst Peter, ein naher Verwandter des Kaisers Alexander, vertrieben worden war, fühlte Letzterer, der die an Fürsten und Völkern ausgeübten Rechtskränkungen bisher ruhig hatte ansehen können, ja, der sich sogar an einzelnen derselben betheiligt hatte, sich aufs Schwerste beleidigt. Das „herzliche“ Einverständniß der beiden Kaiser, das in Wahrheit freilich mit ihrem Herzen niemals viel zu thun gehabt hatte, war zudem schon kurze Zeit vorher empfindlich dadurch gestört worden, daß Alexander sich nicht geneigt gezeigt hatte, dem Kaiser Napoleon seine Schwester zur Gemahlin zu geben.

Die gegenseitige Verstimmung nahm bereits einen akuten Charakter an, als die Folgen der unhaltbar gewordenen Handelspolitik, zu welcher Napoleon seinen bisherigen Bundesgenossen gezwungen, immer empfindlicher hervortraten. Das damals noch sehr industriearme Zarenreich sah sich geradezu auf den Verkehr mit Großbritannien angewiesen, und das Unmögliche kann eben Niemand leisten oder halten. Nach wie vor liefen britische Schiffe in russische Häfen ein, aber sie nannten sich jetzt „amerikanische". Solches blieb Napoleon natürlich nicht verborgen. Zuerst wurde darüber freundschaftlich verhandelt, dann kam es zu Vorwürfen. Noch gelang es diesmal, durch Nachgeben von beiden Seiten den Streit beizulegen, aber infolge der von Napoleon gegen Peter von Oldenburg verübten Gewaltthat kam derselbe mit erneuter Heftigkeit zum Ausbruch. Alexander erließ jetzt einen Ukas, welcher die Grenzsperre gegen England aufhob, dagegen die Einfuhr einer Anzahl französischer Erzeugnisse untersagte. Napoleon bot das erweiterte Gebiet von Erfurt als Ersatz für Oldenburg an. Alexander schlug das aus und verlangte das Großherzogthum Polen, was aber von Seiten Napoleon's, der sich den König von Sachsen als Erben des letzteren Landes ersehen hatte, entschieden verweigert ward.

Immer mehr umzog sich der Himmel mit Gewölk. Vor Ablauf des dritten Jahres seines Bestehens war der Bund, den Napoleon mit Alexander von Rußland auf Grund des Vorschlages eingegangen war: „Dir das östliche Europa und die Türkei — mir das westliche und mittlere Europa!" der Auflösung nahe. Man erinnere sich, auf welcher Grundlage das Bündniß der beiden Kaiser im Jahre 1807 geschlossen worden war. Alexander hatte zuverlässig gehofft, mit Napoleon's Beistand in den Besitz der Türkei zu gelangen. Auf sein zunehmend ernstliches Andringen machte Napoleon jedoch Ausflüchte — er mochte über das werthvolle Küstengebiet am Bosporus im Stillen bereits zu eigenen Gunsten verfügt haben. Unterdessen hatte sich das Maß des Hasses, des Zornes und der Erbitterung gegen Napoleon bis zum Ueberfließen in Deutschland, Holland, Rußland und anderen Orten gefüllt. In Spanien begann, wie wir gesehen haben, der Stern Napoleon's zuerst zu erbleichen. Seit einiger Zeit schon langten in Paris von dorther nur Hiobsposten an; unaufhörlich mußten Verstärkungen dahin abgesendet werden. Die Regimenter dagegen, welche von dort nach Frankreich zurückkehrten, zählten kaum noch ein Drittel der früheren Stärke. Aber der Kaiser konnte damals noch den besten Theil seiner Legionen gegen die Spanier und deren Verbündete, die Engländer, verwenden, und so ließen sich so manche Scharten immer wieder auswetzen. Das ward aber anders, sobald er seine besten Regimenter zu einem Feldzuge gegen das Zarenreich marschiren lassen mußte. Dennoch war Napoleon voll Zuversicht; ja er sah nicht nur schon Rußland zu seinen Füßen liegen, sondern er trug sich bereits auch mit dem Plane, nach Niederwerfung jenes Reiches durch Persien zu gehen und England, die ihm verhaßteste Macht, in Ostindien anzugreifen. Und wahrlich, wer auf die Mittel sah, die ihm zu Gebote standen, und der Erfolge gedachte, die er bereits errungen hatte, der vermochte sich fast nicht dem Glauben zu verschließen: „ihm, einem zweiten Alexander, gehöre die Welt."

Bündniß mit Frankreich gegen Rußland. Durch den drohenden Ausbruch des Krieges zwischen Napoleon und Alexander war Preußen in die denkbar gefährlichste Lage versetzt. Neutral zu bleiben, das sah Jeder, war diesmal unmöglich. Ohne die Kraft, seine Neutralität, wenn es dieselbe erklärt hätte, aufrecht zu erhalten, wäre es in solchem Falle wahrscheinlich der Schauplatz des bevorstehenden Krieges geworden, um vielleicht nach Beendigung desselben, gleichviel mit welchem Ausgang, bei dem zu schließenden Frieden als geeignetes Theilungs- und Entschädigungsobjekt behandelt zu werden. So blieb dem Könige nur die Wahl, sich mit Rußland oder mit Frankreich zu verbünden. Seine Neigung wies ihn auf Rußland, die Gefahr auf Frankreich hin. Selten wol hat ein Fürst vor einer gleich folgenschweren Entscheidung gestanden; Sein oder Nichtsein des Staates schien davon abzuhängen, daß der rechte Entschluß gefaßt werde. Jeder Schritt des Königs nach der

einen wie nach der andern Seite trug eine ungeheure Verantwortlichkeit in sich, und Friedrich Wilhelm war sich dieser Verantwortlichkeit wohl bewußt. „Die Schwierigkeiten und die Folgen der Wahl, welche uns bevorsteht", sagte er in den Tagen der Entscheidung zu seinem einen unbedingten Anschluß an Rußland befürwortenden Staatskanzler Grafen Hardenberg, „sind furchtbar. Man ist wie in heißem Fieber, der Abgrund zeigt sich auf jeder Seite. Wenn uns die Vorsehung nicht besonders erleuchtet, wird es sich fast darum handeln, das Los zu ziehen. Die nächsten und schwersten Gefahren drohen uns ohne Zweifel, wenn wir uns gegen Frankreich erklären. Aber auf der andern Seite stoßen wir die Freundschaft zurück und verbünden uns in einer Sache, die uns widerstreitet — das ist es, was uns bevorsteht."

An Versuchen, den König zu einem Bündniß mit Rußland zu bewegen, hatte es nicht gefehlt. Dafür stimmte die Mehrzahl der Staatsminister, unter ihnen, wie erwähnt, der Staatskanzler Graf Hardenberg. Dafür stimmten mit wenigen Ausnahmen die Offiziere der Armee, und Heer und Volk wäre an der Seite Rußlands mit Begeisterung ins Feld gezogen gegen den französischen Unterdrücker. Zu diesen Stimmen aus dem eigenen Lande gesellten sich Vorstellungen von auswärts. Das reiche England stellte für den Fall des Krieges Hülfsgelder, Waffen und Munition in Aussicht; noch ehe der König seine Entscheidung getroffen hatte, waren bereits einige englische Transportschiffe mit letzteren nach den Ostseehäfen unterwegs. Auch Rußland mißte ungern die Bundesgenossenschaft Preußens in dem bevorstehenden Kampfe. Gern hätte Friedrich Wilhelm allen diesen Stimmen Gehör gegeben, weil sie ja nur Das riethen, was er selbst im Grunde seines Herzens wünschte. Aber die gänzliche Unthätigkeit Oesterreichs, das zur Zeit unter keinen Umständen einem russisch-preußischen Bündniß beitreten zu können erklärte, sowie das feste Beharren Kaiser Alexander's auf seinem Kriegsplan, wonach er nur im eigenen Lande den Angriff des Feindes erwarten wollte, ließen eine Verbindung mit Rußland für Preußen als das Gefährlichere erscheinen. Das Verhalten Alexander's beim Friedensschluß zu Tilsit war noch nicht vergessen; eine in Anbetracht des wankelmüthigen Charakters des Zaren trotz aller Versicherungen des Gegentheils immerhin mögliche Wiederholung jener Vorgänge mußte das Schicksal der preußischen Monarchie besiegeln. Zugleich drängte Napoleon immer entschiedener auf eine offene Erklärung; durch Bedrohung mit gänzlicher Vernichtung des feindlichen, durch Versprechung von Gebietserweiterungen und freierer Machtstellung für das mit ihm verbündete Preußen suchte er dieses auf seine Seite zu ziehen. Der König mußte endlich einen Entschluß fassen; ein letzter Versuch, von Rußland bestimmte Garantien und von Oesterreich die Zusicherung eines wenn auch nur bedingten Beitritts zu einem Bündniß gegen Napoleon zu erlangen, hatte keinen Erfolg, und so sah sich Friedrich Wilhelm genöthigt, mit Frankreich in Unterhandlungen über den mit diesem abzuschließenden Bündnißvertrag einzutreten. Dieser Entschluß des Königs wurde und wird noch jetzt vielfach als den Forderungen des Augenblicks und den wahren Interessen des Landes nicht angemessen angefochten. Eine sorgfältigere Beachtung aller hier in Betracht kommenden Verhältnisse dagegen läßt diesen Entschluß, den Friedrich Wilhelm im Widerstreit mit seinem innersten Empfinden fassen zu müssen glaubte, in anderem Lichte erscheinen.

„Preußen stand", sagt Max Duncker in seiner auf eingehendstem Quellenstudium beruhenden Darstellung der Lage Preußens unter der französischen Okkupation, „zwischen zwei Mächten, von denen die eine bereit war, sich wie ein reißender Strom auf und durch Preußen an die russische Grenze zu stürzen, die andere nicht einmal durch den Einmarsch in Warschau Preußen den Rücken zu decken gemeint, vielmehr entschlossen war, dem Angriff des Feindes durch Rückzüge in das Innere seines Landes auszuweichen. Wer wollte Rußland tadeln, daß es seine Politik machte; aber wer durfte dann Preußen tadeln, wenn es gleichfalls den Geboten seiner Lage in erster Linie Gehör gab? Die Stärke der französischen Besatzungen in Magdeburg, den drei Oderfestungen und Danzig (70,000 Mann) erreichte fast die Stärke der gesammten preußischen Armee. Konnte man Preußen einen

Vorwurf machen, wenn es sich in einem Kampfe versagte, in welchem es Anfang November 150,000, vier Monate später sogar 400,000 Feinde vor sich, 50,000 Feinde inmitten seines Landes (in den Oderfestungen und Danzig) endlich 50,000 Feinde (die sächsisch-polnische Armee) in seinem Rücken hatte, einem Kampfe, den Rußland mit einer nicht allzu ernstlichen Demonstration von 12 Bataillonen bis Königsberg zu unterstützen, England lediglich durch die Lieferung von Gewehren und Geschützen zu nähren, und endlich Oesterreich mit guten Wünschen und Worten zu begleiten gedachte? Wer durfte es tadeln, wenn es einem unmöglichen Kampfe, dessen unzweifelhafter Ausgang jede Aussicht abschnitt, auswich und eine Unterwerfung vorzog, die wenigstens Aussichten übrig ließ?



Die Franzosen in Preußen.

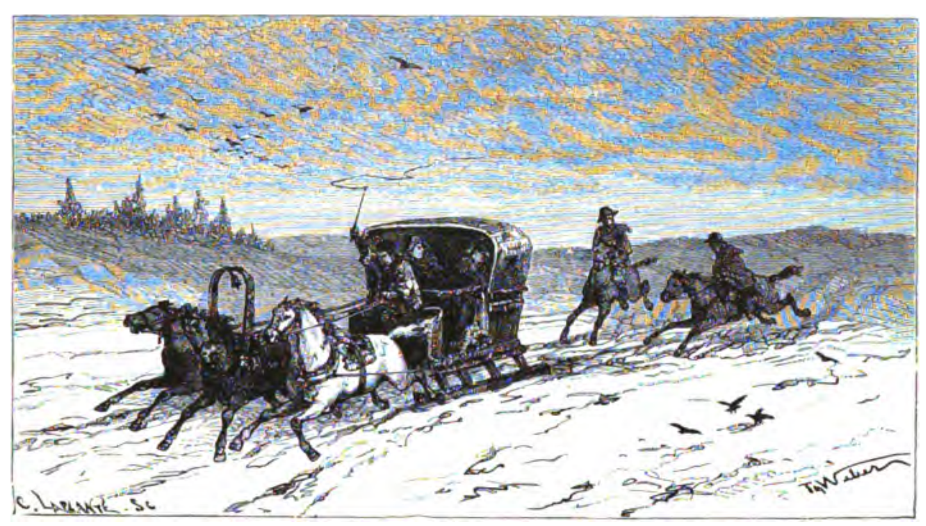
„Ein Anderes ist es, in edelstem patriotischen Zorn der Schmach der Knechtschaft mit bereitwilligster Aufopferung widerstehen oder untergehen zu wollen, in diesem Sinne den Krieg zu begehren und anzurathen; ein Anderes, die Möglichkeit des Widerstandes gegen die gewaltigste Uebermacht und ein unübertroffenes Feldherrngenie in vollster Uebersicht der gesammten Lage, welche nirgends einen völlig gesicherten Stützpunkt gewahren ließ, erwägen, die letzte und höchste Verantwortlichkeit für die Entscheidung über den Bestand des Staates und der Dynastie, über Tausende von Opfern, über das Geschick des gesammten Volkes auf sich zu nehmen. Die Lage war beispiellos. Ehre gebührt sicher allen Denen, welche damals urtheilten, daß es sich nur darum handeln könne, nicht mit Schande, sondern mit Ehren unterzugehen — am wenigsten der König versagte sie ihnen — aber auch das Urtheil Derer wird nicht weniger gerechte Anerkennung verdienen, welche, von gleichem Patriotismus erfüllt und ohne Illusion über die Bedeutung der französischen Allianz, die Existenz des Staates erst dann in solchem Kampfe daran setzen zu dürfen glaubten, wenn es sich unmittelbar um dessen Vernichtung handle."

Es ist sicher, daß Friedrich Wilhelm die Nothwendigkeit, dem übermüthigen Franzosenkaiser Vorschläge zu einem Bündniß zu machen, als eine der bittersten auf seiner dornenvollen Laufbahn während der letzten Jahre empfand, und die Art und Weise, wie Napoleon seine Vorschläge aufnahm, war nicht dazu angethan, dieses Gefühl der Bitterkeit zu mildern. Napoleon hatte bei Ueberreichung der preußischen Vorschläge eine schleunige Prüfung derselben zugesagt, aber Wochen auf Wochen vergingen, und endlich traf statt der erwarteten Annahmeerklärung ein französischer Gegenentwurf ein, der den preußischen in seinen wichtigsten Punkten modifizirte, wenngleich er immerhin einige Zugeständnisse machte. Der König zögerte mit der Annahme. Noch hoffte er, daß es Scharnhorst, der in geheimer Sendung nach Wien geschickt worden war, gelingen werde, in letzter Stunde den Anschluß Oesterreichs an Preußen gegen Napoleon durchzusetzen. Aber es war nichts zu erreichen, und somit war über die Stellung Preußens in dem bevorstehenden Kriege entschieden. Der General von Knesebeck wurde nach Petersburg zum Zaren entsendet, um diesen davon zu verständigen, daß Preußen sich nunmehr genöthigt sehe, in die Allianz mit Frankreich einzutreten. Alexander erkannte die Nothwendigkeit dieses Schrittes an und versicherte dem preußischen Gesandten gegenüber, daß aus der erzwungenen Betheiligung Preußens am Kriege gegen Rußland für die Zukunft keine Konsequenzen gezogen werden könnten und sollten.

Inzwischen versuchte man preußischerseits noch einmal, günstigere Bedingungen zu erlangen; man verweigerte die Annahme der letzten Vorschläge Frankreichs und ließ Napoleon einen neuen Vertragsentwurf überreichen. Aber es war dazu zu spät. Napoleon's Rüstungen, über deren Umfang man sich erst jetzt klar wurde, waren nahezu vollendet; er drohte bei längerer Weigerung mit sofortigem feindlichen Einmarsch und gänzlicher Vernichtung der preußischen Monarchie, und so unterzeichnete am 24. Februar 1812 der preußische Gesandte in Paris, Baron von Krusemarck, ohne die Genehmigung des Königs abzuwarten, den französischen Allianzvertrag, der Preußen für die nächsten Monate zu einem willenlosen Werkzeuge in den Händen Napoleon's herabdrückte. Am 5. März wurde dieser Vertrag von Friedrich Wilhelm bestätigt.

Preußen mußte die demüthigende Bedingung eingehen, das ganze Land, mit Ausnahme der Festungen Graudenz und Kolberg, Oberschlesiens, der Grafschaft Glatz und der Fürstenthümer Breslau, Brieg und Oels, zu Napoleon's Verfügung zu stellen; es mußte sich außerdem zur Stellung eines Hülfsheeres von 20,000 Mann verpflichten, die unter dem Oberbefehl eines französischen Marschalls an dem Kriege gegen Rußland Theil nehmen sollten. Obgleich einzig und allein die Noth den König zu diesem Schritte gezwungen hatte, war doch die Wirkung desselben auf viele patriotische Männer wahrhaft niederschmetternd. Scharnhorst, der bei den diplomatischen Verhandlungen in Wien und Petersburg eine hervorragende Rolle gespielt hatte, legte sein Amt nieder; sein Ausscheiden wurde nicht nur im Ministerium, sondern im ganzen Lande als ein herber Unglücksschlag empfunden; aber auch Gneisenau, Boyen und 300 andere preußische Offiziere nahmen ihren Abschied. Die meisten derselben traten in russische Dienste — die Schmach Preußens hatte ihren Gipfelpunkt erreicht.

Im März schloß Napoleon auch mit Oesterreich ein Bündniß. Das österreichische Hülfsheer, das an dem Kampfe gegen Rußland Theil nehmen sollte, war auf 30,000 Mann festgesetzt worden. Der Rheinbund mußte dem Kaiser über 100,000 Mann zur Verfügung stellen. — Der Krieg gegen Rußland begann. —



Der flüchtige Imperator. Zeichnung von Th. Weber.

Das Jahr 1812.

Ehe wir nun aber den Gang der erschütternden Ereignisse verfolgen, deren Wetterleuchten bereits grell am Horizonte aufzuckt, drängt sich die Frage auf: Inwieweit ist die damalige Welt mit dafür verantwortlich, daß Napoleon zu einer so mächtigen und verderblichen Geißel der Menschheit werden konnte?

Leider werden in unserm Zeitalter noch Staatsverbrechen gänzlich anders beurtheilt als Privatverbrechen. Das Urtheil der meisten Leute über Staatsverbrechen wird fast nur durch den Erfolg bestimmt.

Napoleon begann seine Laufbahn als Kriegsheld mit Handlungen, die außerhalb des bis dahin geltenden Kriegsrechtes lagen. Diese seine Handlungen, von glänzenden Erfolgen gekrönt, wurden von den Franzosen bejubelt. Daß sie sich selbst den Tyrannen groß zogen, der eines Tages, wie er die Rechte Anderer zertrat, auch ihre Rechte zertreten würde, ahnten sie in ihrer Ruhmesvergötterung und Leichtfertigkeit nicht.

Aber auch das Ausland trug dazu bei, den zur Gewaltthat und zur Mißachtung göttlicher und menschlicher Ordnungen angelegten Charakter zur größtmöglichen Entwicklung zu bringen. Kaum hatte Napoleon die Rechte des französischen Volkes vernichtet und sich die Kaiserkrone auf sein Haupt gesetzt, so sehen wir viele Fürsten des Auslandes sich beeilen, ihm Huldigungen aller Art darzubringen. Von allen Fürsten bewahrte Friedrich Wilhelm III. die würdigste Haltung gegen ihn, und doch ließ auch er sich bewegen, dem Gewalthaber, als dieser sich die eiserne Krone der Langobarden auf sein Haupt gesetzt hatte, den höchsten Orden Preußens, den schwarzen Adlerorden, zu senden. Das wahrhaft unwürdige Verhalten der meisten Rheinbundsfürsten ist schon geschildert worden. Am weitesten darin ging der König Friedrich August von Sachsen. Als Napoleon im Jahre 1812 in Dresden war, ließ der König ihm zu Ehren im Theater eine große Sonne in Brillantfeuer strahlen, welche die an die Vergötterung römischer Cäsaren erinnernde Umschrift zeigte: „Die Sonne selbst ist weniger groß und scheint weniger hell als Er."

Endlich thaten auch Männer aus dem Volke das Ihrige, des Imperators Vermessenheit und Hochmuth zu nähren. Der Präsident Segur sagte: „Napoleon steht jenseit der menschlichen Geschichte; er gehört der Heroenzeit an, er überragt die Bewunderung selbst, nur die Liebe kann sich an ihm emporranken." Venturini sah in Napoleon eine neue Menschwerdung Gottes; Posselt nannte die Deutschen unmündige Kinder, die der

französischen Schule, ja sogar der französischen Sprache als einer viel gebildeteren bedürften. In den „Europäischen Annalen“ wurde der Vorschlag gemacht, auf einer der höchsten Alpen die Bergwände zu schleifen und in vergoldeten Riesenbuchstaben Napoleon's Namen darauf zu setzen, damit er in die weiteste Ferne Deutschlands strahle. Der Historiker Johannes von Müller, von dessen treuloser Gesinnung das oben vorgeführte Schreiben der Königin Luise Erwähnung thut, sagte in seiner Eigenschaft als Staatskanzler Jérôme's in einer Rede: „Der, von dem die Welt schweigt, weil Gott die Welt in seine Hand gegeben, erkannte in Germanien die Vorwache der Kultur. Also, für gemeine Zwecke zu erhaben, gab er Deutschland Festigkeit. Aus zwanzig Ländern schuf er ein Reich und setzte darüber seinen Bruder.“ Es ist aufgezeichnet worden, daß in einem Jahre sechzig Autoren in Frankreich Napoleon ihr Werke widmeten, in Deutschland — neunzig!

Hiernach wird ohne Zweifel ein jeder Unbefangene die oben aufgestellte Frage dahin beantworten, daß, wenn Fürsten und Völker von Anbeginn der Laufbahn Napoleon's die Staatsverbrechen, die er beging, mit demselben Maße, das man bei Privatverbrechen zur Anwendung bringt, gemessen und danach ihre Haltung zu ihm eingerichtet und unwiderruflich behauptet hätten, er das nicht geworden wäre, was er ward; daß sie demnach die Geißel sich selbst bereiten halfen, unter der sie zu leiden hatten.

Beginn des Feldzugs. Im Frühjahre 1812 wälzte sich die ungeheure Heeresmacht Napoleon's — nach genauer Berechnung 610,000 Mann mit 1845 Geschützen und 187,000 Pferden — von Westen nach Osten. Der Kern des Heeres bestand aus den trefflichsten Kriegern Napoleon's, die auf den Schlachtfeldern von Marengo, Austerlitz, Jena, Friedland, Aspern, in Aegypten, in Portugal und in Spanien sich Lorbern erfochten hatten. Ihnen schlossen sich Portugiesen, Spanier, Italiener, Westfalen, Rheinbündler, Oesterreicher, Preußen, Illyrier, Schweizer und Polen an. „Es folgten dem Heere zahlreiche Wagen mit Brückengeräthschaften und Lazareth-Utensilien, ganze Bataillone von Krankenwärtern und Krankenwärterinnen, von Handwerkern aller Art, von Gärtnern mit Sämereien; ganze Wagenzüge mit Baumaterialien und selbst mit Tafelglas beladen, um in dem unwirthlichen Rußland sofort Hütten bauen, die Felder bestellen, eine Anzahl Mühlen, um das gewonnene Getreide gleich mahlen zu können; eine Menge Wagen, beladen mit Eissporen, Feuerspritzen, und eine große Menge von anderen Geräthschaften zogen dem Heere nach. Es schien nicht ein Kriegszug, sondern eine wahre Völkerwanderung zu sein.“

Unerhört war die Last, die dem preußischen Staate durch den Durchzug des Heeres aufgebürdet wurde, zumal die Franzosen Preußen noch immer als erobertes Land behandelten. Berlin, das damals etwa 170,000 Einwohner zählte, hatte von Ende März bis Anfang September 1812 nicht weniger als 240,000 Mann und 130,000 Pferde einzuquartieren und zu verpflegen!

Es geschah hier und da in Städten, daß Bürger, nachdem ihnen die Einquartierung alle ihre Habe verzehrt hatte, die Schlüssel ihrer Häuser auf das Rathhaus brachten und dann davongingen. „Daß aus Ostpreußen“, sagt G. Th. von Hippel, „die besten Pferde und das beste Vieh nach Rußland geschleppt, Menschen vor die Lastwagen, die das eigene Brot der Dorfbewohner wegführten, gespannt und dem Zugvieh gleich behandelt wurden, daß eine Menge Menschen an den Folgen der erlittenen Mißhandlungen starben, sind nicht die größten Drangsale des Sommers 1812.“ In Ostpreußen allein raubten die Franzosen 77,920 Pferde, 13,394 Wagen und 22,772 Ochsen. Die Gemüther der Menschen waren dermaßen erregt, daß ein großer, hellleuchtender Komet, der um diese Zeit am Himmel erschien, mehr noch, als es zu anderen Zeiten geschieht, Einzelne mit bangen Ahnungen erfüllte. Nun ertönte des Kaisers Stimme, einem unheilverkündenden Orakel gleich, durch Europa: „Soldaten, Rußland bricht seine Schwüre. Ein unvermeidliches Fatum wirft es dahin. Des Schicksals Wille muß erfüllt werden. Vorwärts denn über den Niemen!“

Am 22. Juni begann das Heer, vom schönsten Wetter begünstigt, den Uebergang über den Niemen. Ueberwältigender Anblick, wie die schimmernden Kolonnen, Regimenter auf Regimenter in endloser Folge, aus dem grünen Walde vorgehen und in stolzer, siegesgewisser Haltung die Brücken des Flusses überschreiten! Hell blitzen die Waffen, hell blitzen auch die Augen der französischen Krieger, deren Einbildungskraft der Kaiser mit gewaltigen Bildern erfüllt hatte.

Und doch hatte der Kluge ein Zwiefaches nicht genügend in Anschlag gebracht; die Bodenbeschaffenheit des Russischen Reiches und den russischen Winter! Nur noch kurze Frist, und der Vermessene sollte deß inne werden, daß er nicht Herr des Schicksals sei, sondern daß eine höhere Macht über den Geschicken der Völker wache, und daß Vergehungen gegen die sittliche Weltordnung für keinen Sterblichen ungestraft bleiben!

Der russische Winter. Als Napoleon den Niemen überschritten hatte, harrten die Völker im Westen von Rußland in banger Erwartung der Dinge, die da kommen würden. Man vernahm, daß es seine Absicht sei, 1812 und 1813 in Moskau und in dem darauf folgenden Jahre in Petersburg sein Hauptquartier zu nehmen. Lag nun nicht die Befürchtung nahe, daß er Preußen als seine Hauptvorrathskammer ansehen und es fortgesetzt von seinen Kommissaren in noch umfangreicherer Weise berauben lassen würde, als es schon bei dem Durchmarsche geschehen war? Auch wollte man auf das Bestimmteste wissen, daß er geäußert habe, nach dem russischen Kriege mit Preußen ein Ende machen zu wollen. Was hatte er mit dem Lande, dessen vollständiger Ruin unausbleiblich schien, vor?

In den ersten Wochen nach seinem Uebergange über den Niemen verkündete Napoleon in seiner pomphaften Weise einige Male, wie der Feind sich überall feige vor ihm zurückziehe.

Dann verstummten die Nachrichten auf Wochen, ja auf Monate. Immer lebhafter fühlten sowol die Gegner als die Anhänger Napoleon's, wie viel auf der einen wie auf der andern Seite auf dem Spiele stehe; immer schwerer lastete die Ungewißheit auf den Gemüthern.

Ende September ward bekannt: Moskau, die heilige Stadt der Russen, sei gänzlich zerstört worden. Die Franzosen, hieß es, hätten die Stadt erobert und sie darauf niedergebrannt.

Zur Feier des Einzuges Napoleon's in Moskau ward in der katholischen Kirche zu Berlin ein Gottesdienst abgehalten, dem höhere preußische Staatsbeamte beiwohnen mußten.

Die folgenden Nachrichten widersprachen einander. Mitte November ward bekannt, daß Napoleon angeordnet habe, die Winterquartiere in Freundesland, in Polen, zu nehmen.

Plötzlich — Mitte Dezember — durchzuckte eine unglaublich scheinende Kunde die Länder. Das Heer Napoleon's, lautete dieselbe, sei bis auf einen kleinen Rest vernichtet, der Kaiser allein in Dresden angekommen und sogleich von dort nach Paris aufgebrochen. (Er hatte es, wie bald darauf bekannt wurde, nicht gewagt, unter seinem Namen zu reisen.) Diese Kunde brachte einen wahren Aufruhr der Gemüther hervor. Noch aber stritten vielfach Glaube und Unglaube mit einander. Der Eindruck, den die fast unermeßliche Heeresmacht Napoleon's gemacht hatte, war noch zu frisch und mächtig, als daß sich nicht Zweifel an der Richtigkeit jener Nachricht hätten aufdrängen sollen. Da traf (am 23. Dezember) der französische Minister, Herzog von Bassano, mit seinem ganzen Personal in Berlin ein; am 25. Dezember trat er die Reise nach Paris an. Ihm folgte eine kleine Zahl flüchtiger Offiziere. Am 26. Dezember erschien das 29. Bulletin der Armee, das die letzten Zweifel an der Wahrheit der Nachrichten von dem Untergange der französischen Armee beseitigte. Wenige Tage später vernahm man in Berlin: am 19. Dezember habe König Murat mit einem Troß von 20,000 „mit jedem irdischen Elend beladenen" Menschen die russisch-preußische Grenze erreicht, und diese 20,000 Unglücklichen seien der ganze Rest des großen französischen Heeres.

„Des Schicksals Wille muß erfüllt werden!" So hatte Napoleon, sich als den Herrn des Schicksals betrachtend, kurze Zeit vorher gesprochen. Anders, als der Vermessene es gemeint, hatte es die ewige Vorsehung, die über den Geschicken des Einzelnen wie über

denen der Völker waltet, beschlossen; alle Welt erkannte erschütterten Herzens: „Hie Gottes Gericht!" — Lassen wir hiernach die unerhörten Ereignisse, die für Napoleon's Heer in Rußland eingetreten waren, in kurzen Zügen an uns vorübergehen.

Es ist schon im vorigen Abschnitte darauf hingewiesen worden, daß Napoleon bei seinem Kriege gegen Alexander ein Zwiefaches, die Bodenbeschaffenheit und den Winter Rußlands, nicht genugsam in Anschlag gebracht hatte; aber auch noch ein Anderes erwies sich seinem Zuge von vornherein als nachtheilig: die Haltung Schwedens und der Türkei. Er hatte darauf gerechnet, beide Staaten würden gleichzeitig mit ihm gegen Rußland Krieg führen, wodurch dasselbe gezwungen sein werde, im Norden und Süden seines ausgedehnten Reiches ansehnliche Streitkräfte zu verwenden.

Wir wissen, daß ein Emporkömmling und glücklicher Soldat, der Franzose **Bernadotte**, von Napoleon im Jahre seiner Kaiserkrönung zum Marschall von Frankreich ernannt und zwei Jahre später wegen seiner ausgezeichneten kriegerischen Verdienste von ihm in den Fürstenrang erhoben worden war. Dieser war nun, wie erwähnt, von dem Könige Karl XIII. von Schweden im Jahre 1810 zum Thronerben des Reichs erwählt worden. (Es sei hier gleich bemerkt, daß er acht Jahre später (1818) unter dem Namen Karl XIV. Johann seinem Adoptivvater in der Regierung folgte.) Schon in dieser seiner kronprinzlichen Stellung hatte der umsichtige Mann großen Einfluß auf die Regierung des Landes. In Schweden brannte noch die Wunde wegen der wenige Jahre vorher durch Rußland erfolgten gewaltsamen Abnahme Finnlands, und es hätte wol gerechten Grund gehabt, sich an dem Kriege gegen Alexander ernstlich zu betheiligen. Doch sowol der Umstand, daß Napoleon zu übermüthig war, gegen den ihm früher untergeordneten Bernadotte eine dem jetzigen Range desselben entsprechende Haltung anzunehmen, als auch die Erwägung, daß es kaum möglich sein werde, Finnland dem mächtigen Zarenreiche wieder zu entreißen, hatten Schweden bestimmt, sich an England und Rußland anzuschließen, zumal ihm von beiden Seiten sichere Aussichten auf den Erwerb von Norwegen gemacht wurden. — Mehr noch als auf Schweden hatte Napoleon auf die Türkei gerechnet, die bei dem Beginn des Jahres 1812 noch in Krieg mit Rußland lag. Doch schloß auch diese kurz vor dem Uebergange Napoleon's über den Niemen mit Rußland Frieden.

Diese Vorgänge im Norden und Süden Rußlands waren gerade jetzt doppelt vortheilhaft für Alexander, weil sie ihm gestatteten, seine Kriegsmacht in der Mitte des Reiches zusammenzuziehen. Der gewaltigen Heeresmacht Napoleon's vermochte er Anfangs freilich nur 180,000 Mann entgegenzustellen.

Als die drohende Gewitterwolke gegen den Niemen herangezogen war, hatte sich Alexander der schwersten Befürchtungen nicht zu entschlagen vermocht, und wer weiß, was geschehen wäre, hätten nicht preußische Offiziere aus der Schule Scharnhorst's, die nach Rußland gegangen waren, sich unablässig bemüht, seine weiche Seele zur Ausdauer in dem gefaßten Beschlusse zu stählen.

Ueber die Art der Kriegführung war man Anfangs auf russischer Seite getheilter Meinung. Die Heißblütigen wollten, daß man dem Feinde entgegenziehe und Alles auf einen Wurf setze. Preußische Offiziere, unter ihnen der Oberst von **Knesebeck** (nachmals Feldmarschall), empfahlen oder unterstützten den Vorschlag, die Kampfweise der alten Parther oder die der Germanen unter dem Cherusker Hermann nachzuahmen, also den Feind zunächst tief in das Land hineinzulocken, und dann erst den Entscheidungskampf zu beginnen. Demgemäß waren nun Weisungen von Alexander ergangen. Das Heer sollte sich vor dem Feinde zurückziehen, alle Vorräthe, die dem Feinde zugute kommen könnten, vernichten, das Land zur Wüste machen. „Knesebeck", erzählt Henckel von Donnersmarck, „berechnete genau die Zeit, und bewies dem Kaiser mit Evidenz, daß, wenn er stets fechtend zurückgehe, die Magazine ruinire und immer tiefer ins Land zurückweiche, Napoleon aufgerieben werden **müsse**. Zuletzt überzeugte sich Kaiser Alexander von der Richtigkeit

der Berechnung und versprach es Knesebeck mit Mund und Hand, so und nicht anders zu verfahren.“

Demgemäß wurden nun von Alexander Befehle ertheilt. Ueber den Zug der französischen Armee von dem Niemen nach Wilna giebt W. Menzel folgende lebendige Schilderung: „Den Erwartungen der Franzosen entsprach auf der rechten Seite des Niemen nichts. Sie fanden ein wenig bebautes, von Wald durchschnittenes, einförmig ebenes Land, so langweilig wie möglich. Einige Tage später trat unerquicklich kaltes Regenwetter ein. Die Pferde mußten mit grünem, nassem Futter vorlieb nehmen, die Menschen in den weit aus einander liegenden armen Dörfern plündern. Die Brot- und Mehlwagen, die Viehheerden u. s. w. konnten den raschen Kolonnen nicht folgen, mit denen Napoleon die vor ihm fliehenden Feinde zu erreichen und aufs Haupt zu schlagen trachtete.“



Troß der Großen Armee. Zeichnung von C. Delort.

Bald deckten über zehntausend todte Pferde die Straße von Wilna. Dabei häufte sich die Zahl der Kranken in erschreckender Weise.

In der siebenten Woche nach seinem Einmarsche in Rußland erreichte Napoleon Smolensk, eine echt russische, ringsum mit hohen, uralten Mauern umgebene und vom Dnjepr geschützte Stadt. Zwei Tage lang wurde dieselbe von den Russen mit Tapferkeit vertheidigt. In der darauf folgenden Nacht sahen die Franzosen zu ihrem Schrecken Feuersäulen hinter den Mauern aufsteigen — bald war die Stadt von einem Flammenmeere bedeckt, von dem die reichen Vorräthe innerhalb derselben verzehrt wurden. Smolensk war von den Truppen und Einwohnern verlassen worden, dem Feinde blieb nichts als Brandstätten.

Auf dem Wege bis hierher hatte Napoleon allein von der Hauptmacht seines Heeres schon 125,000 Mann verloren.

In der elften Woche (am 7. September) waren die Franzosen der alten, heiligen Zarenstadt Moskau bis auf etwa fünfzehn Meilen nahe gekommen. So groß auch die

Kampfluft der Russen gewesen war, bis jetzt war jeder ernstliche Angriff auf die Franzosen vermieden worden. Moskau aber dem verhaßten Feinde ohne Schwertstreich zu überlassen, das vermochten sie nicht.

So kam es denn am 7. September bei Borodino zur Schlacht.

Bei Borodino. Ein Geschichtschreiber, der dem Kampfe beiwohnte, behauptet, diese Schlacht sei die blutigste seit der Erfindung des Schießpulvers gewesen. Elf Stunden hatten die Heere mit einander gerungen; gegen 70,000 Todte und Verwundete von beiden Seiten deckten das Schlachtfeld, das am Abende, an welchem von dem düstern Himmel ein kalter Regen herniederrieselte, einen überaus schauerlichen Anblick bot. Eine eigentliche Entscheidung war nicht erfolgt, die Russen zogen sich in voller Ordnung zurück. Die Verluste des französischen Heeres waren gewaltig gewesen, doch die Krieger trösteten sich mit dem Gedanken: wenige Tage noch, und die reiche Zarenstadt entschädigt uns tausendfach für alle erlittenen Mühsale und Entbehrungen!

Am 14. September tauchte Moskau vor dem Heere auf. Welch einen Anblick gewährte die gewaltige Stadt mit ihren 295 Kirchen, den Hunderten von vergoldeten Kuppeln und den mehr als anderthalbtausend Palästen, unter denen die uralte Burg und Kirche der Zaren, der Kreml, mit seinen wunderlich geformten, theils vergoldeten, theils in grellen Farben schimmernden Kuppeln und Thürmen hervorragte! Die Bevölkerung betrug um jene Zeit etwa 400,000 Seelen.

Der **Graf Rostopschin**, Gouverneur von Moskau, befand sich im Einverständnisse mit den Häuptern der Patrioten. Daß er willens war, die Stadt, um dem Feinde die letzte Zufluchtstätte zu nehmen, durch Feuer zu zerstören, ahnte Niemand im französischen Heere. Die Einwohner hatten alle werthvolle Habe entfernt, dagegen eine unermeßliche Menge von Brennmaterial in die Stadt gebracht. Bei ihrem Einzuge in die Stadt fanden die Franzosen die Straßen menschenleer, die Fenster der Paläste verhangen; Moskau schien eine Stadt der Todten zu sein. Von der ganzen Einwohnerschaft war nur etwa eine Zahl von 12—15,000 zurückgeblieben, meist verworfenes Gesindel und Verbrecher, die man aus den Gefängnissen entlassen hatte. Außer ihnen befand sich eine Schar patriotischer Männer in der Stadt, die von Rostopschin den Befehl empfangen hatten, Feuer anzulegen. Schon in der ersten Nacht brach auf mehreren Stellen Feuer aus; die Franzosen eilten herbei, um zu löschen, aber nirgend fanden sie Löschwerkzeuge. Napoleon, der sein Quartier im Kreml genommen hatte, befahl, jeden Brandstifter, den man in seine Gewalt bekomme, zu erschießen. Aber diese saßen in der weitläufigen Stadt am Tage in sicheren Verstecken, und zur Nachtzeit schlichen sie auf wohlbekannten Pfaden umher und betrieben ihr unheimliches Werk, zu dem Vaterland und Kirche sie verpflichtet hatte. In der nächsten Nacht stiegen wiederum an vielen Orten Feuersäulen empor. Ein heftiger Wind fachte die Flamme an, weiter und weiter griff das zerstörende Element. Gegen Morgen stand Napoleon, die Arme verschränkt, an einem der Fenster seines Gemaches, an die der Wind Glut und Funken trieb, und blickte starr in das feurige Meer. Mehrere Tage lang währte der Brand, Kirchen und Paläste sanken in Asche. Dem Elemente Einhalt zu thun, hatte man aufgegeben; die Soldaten suchten nur noch Beute zu machen. Selbst der Kreml war von dem Feuer bedroht, so daß Napoleon sich in ein außerhalb der Stadt gelegenes Gebäude flüchten mußte. „Nie kam etwas“, sagte er später, „trotz aller Schilderungen der Poesie, trotz aller Erdichtungen vom Brande von Troja, in Wirklichkeit dem Brande von Moskau gleich.“ Nun folgten starke Regengüsse, die das Feuer löschten; doch lagen neun Zehntheile der Stadt in Asche. „Moskau, eine der reichsten und schönsten Städte der Welt“, sagte Napoleon in seinem XX. Bulletin, „existirt nicht mehr.“

Jetzt bot Napoleon dem russischen Kaiser Frieden. Ein Glück war es, daß Stein sich bei Alexander befand. Seiner Geistesmacht und Festigkeit ist es zu danken, daß ein Friede nicht zu Stande kam.

Nachdem Napoleon, immer noch in der Hoffnung, den Zar zu einem Friedensschluß bewegen zu können, sich 34 Tage in Moskau aufgehalten hatte, sah er sich gezwungen, mit seinem schon bis auf 100,000 Mann zusammengeschmolzenen Heere am 19. Oktober den Rückzug anzutreten. Aus Rache hatte er den Kreml in die Luft sprengen lassen.

Die Beute, die von den Franzosen in den ersten Tagen der Plünderung gemacht worden war, ward dem Heere in einer Unzahl von Fahrzeugen nachgeführt. Daß der Rückzug mit solch einem Troß unabsehbaren Gefahren ausgesetzt sein würde, war vorauszusehen. Nun brach gar der Winter ungewöhnlich früh in aller Strenge an; schnell steigerte sich die Kälte bis auf 15, später sogar bis auf 27 Grad. Schon jetzt bezeichneten eine Menge todter Menschen und Pferde die Rückzugsstraße des Heeres. Man sah sich gezwungen, die Beutewagen im Stich zu lassen und die Pferde vor die Kanonen zu spannen. Haufenweise fielen Menschen und Thiere und erstarrten in dem Mark und Bein durchdringenden Froste.



Napoleon verläßt den brennenden Kreml. Zeichnung von C. Delort.

Dabei erfolgten unaufhörlich und von allen Seiten Angriffe der Russen; Abtheilungen des französischen Heeres, die, von Hunger getrieben, die nächsten Dörfer absuchten, wurden meist von den umherschweifenden Kosaken niedergemacht. Ueber die gestürzten Pferde fielen die Soldaten her, rissen ihnen das Fleisch von den Knochen und verschlangen es; oftmals fand man des Morgens die um die Wachtfeuer Liegenden als starrgefrorene Leichen. Nicht selten geschah es unter den Franzosen, daß der Stärkere dem Schwächeren den letzten Bissen Brot, das Pferd oder den Mantel nahm — zuletzt scheute man vor den ekelhaftesten Abfällen nicht zurück.

Was endlich von der Großen Armee den Niemen, den sie ein halbes Jahr zuvor in so stolzen Erwartungen überschritten hatte, wieder erreichte, war jene Schar von 20,000 hohläugigen, mit Lumpen aller Art bedeckten, von dem Elende bis zum Sterben gebeugten Unglücklichen. „Seit Xerxes", schrieb der Präsident Schön, „ist ein dergleichen Rückzug einer großen Armee nicht gesehen."

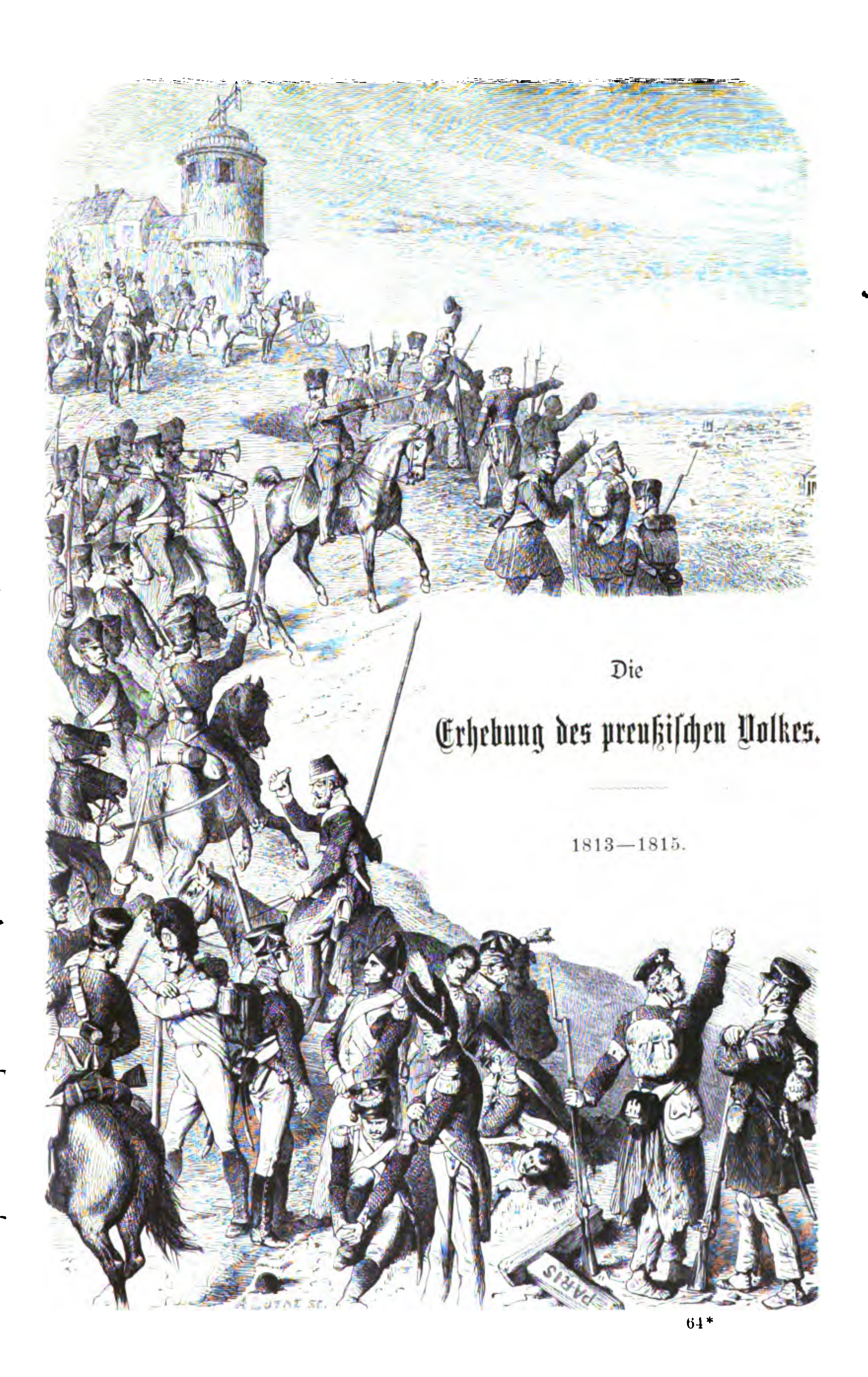
Der Feldzug vom Jahre 1812 hatte den Russen gegen 300,000, den Franzosen dagegen an Todten und Gefangenen nicht weniger als 552,000 Mann gekostet. Die Gefangenen, vielfach mit tödlichen Krankheiten behaftet, gingen meist in den Spitälern zu Grunde. Außerdem hatte die französische Armee verloren 167,000 Pferde, nahe an 1200 Kanonen nebst den dazu gehörigen Pulverwagen, zwei Kriegskassen mit 12 Mill. Francs und fast sämmtliches Gepäck.

Bereits am 7. Dezember hatte Napoleon den Oberbefehl über die Trümmer des vor wenigen Monaten noch so stolzen Heeres an Murat, den König von Neapel, übergeben. In Betten und Pelze gehüllt, eilte er mit wenigen Begleitern in einem Schlitten der russischen Grenze zu. Am 10. Dezember erreichte er Warschau, vier Tage später traf er gänzlich unerwartet in Dresden ein und setzte von hier nach kurzer Rast seine Reise nach Paris fort, das er schon am 19. Dezember erreichte.

Es war hohe Zeit. Eine gewaltige Aufregung hatte sich der Bevölkerung der französischen Hauptstadt bemächtigt, seit Napoleon in seinen letzten Bulletins den nicht länger zu verbergenden Untergang des Heeres allmählich eingestanden hatte. Diese Aufregung hatte einen gefährlichen Grad erreicht, als am 17. Dezember der Moniteur jenes berüchtigte XXIX. und letzte Bulletin Napoleon's veröffentlichte, welches der verblüfften Welt verkündigte: „Die große Armee ist todt. Der Kaiser ist gesund wie nie." — Genau ein Jahr vorher, am 17. Dezember 1811, hatte der Kaiser zu dem preußischen Gesandten, Baron von Krusemarck, mit Rücksicht auf den bevorstehenden Entscheidungskampf gesagt: „Ich glaube an den Krieg. Den Kaiser Alexander stürzt sein Leichtsinn ins Verderben; er wird einen Krieg hervorrufen, unheilvoll, wie keiner noch erlebt worden ist. Es schneidet mir ins Herz, wenn ich denke, wie Alexander ihn mit blutigen Thränen beweinen wird, und welches persönliche Schicksal ihn treffen mag, wenn ihm eines Tages sein zu Grunde gerichtetes Volk den Krieg mit Frankreich zum Vorwurf macht." Am 17. Dezember 1811 dieser Ausspruch, am 17. Dezember 1812 jenes Bulletin — dazwischen die entsetzlichste Katastrophe der neueren Geschichte!

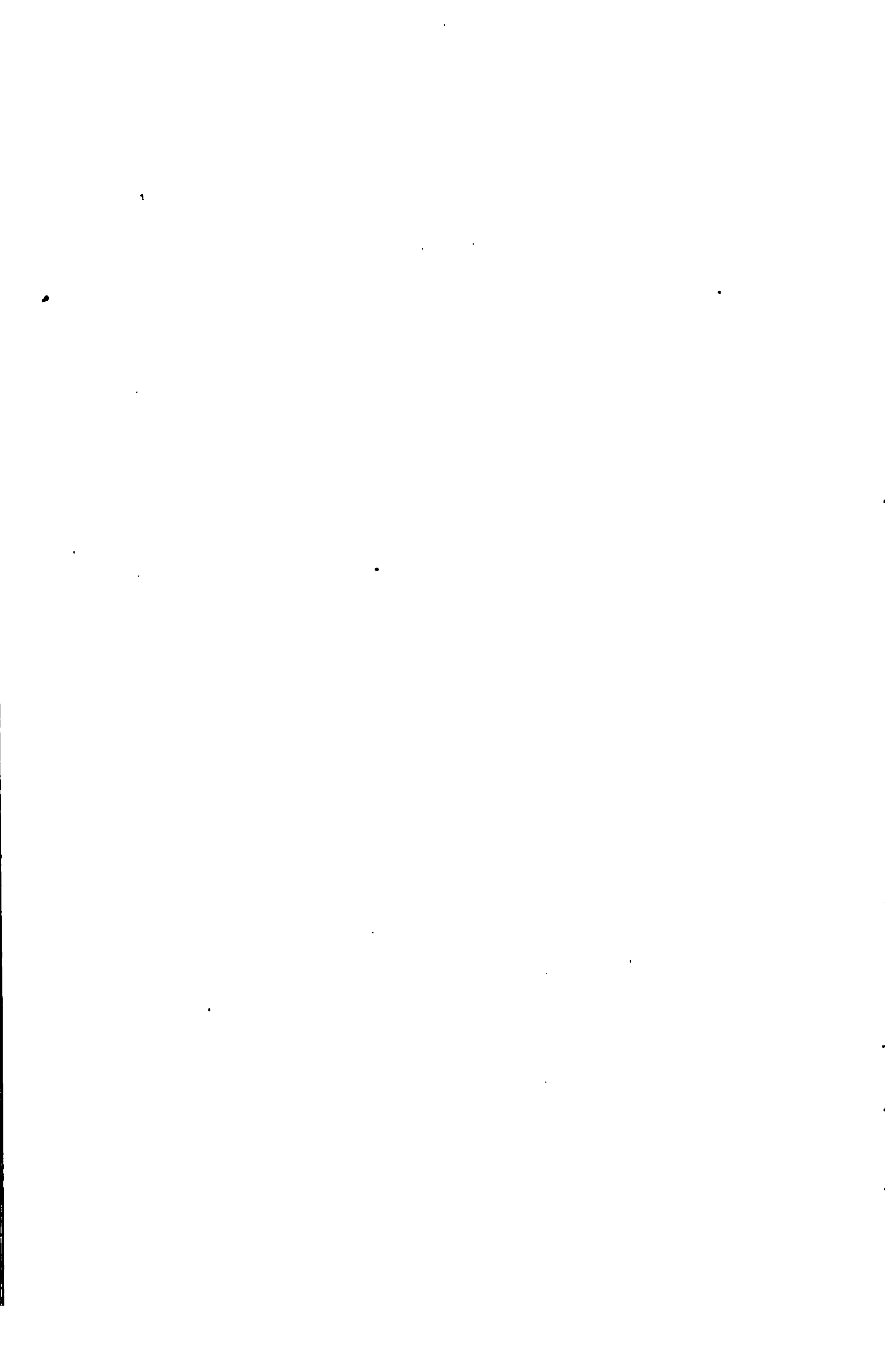


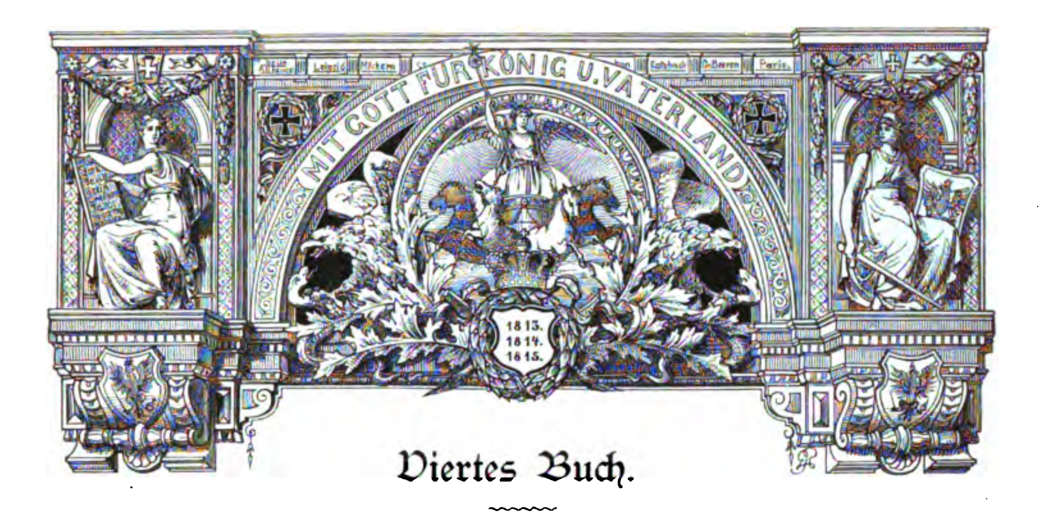
Preußischer Vorposten im Jahre 1812.



Die Erhebung des preußischen Volkes.

1813—1815.





Viertes Buch.

Preußens Erhebung bis zur Völkerschlacht.

Als gegen Ende des Jahres 1812 erst unbestimmt, bald aber immer bestimmter die Kunde von dem verhängnißvollen Ausgange des in frevlem Uebermuth von Napoleon unternommenen Feldzuges gegen Rußland nach Preußen drang, bemächtigte sich eine ungeheure Aufregung der Gemüther. — Auch auf einem andern Kriegsschauplatze, in Spanien, war im Laufe dieses Jahres Vieles zu Ungunsten Napoleon's umgeschlagen. Infolge seiner Einbußen im russischen Feldzuge hatte der Kaiser zur Verstärkung seiner Streitkräfte aus Spanien ein Regiment nach dem andern heranziehen müssen und es hierdurch Wellington möglich gemacht, nach dem glänzenden Siege bei Vittoria Napoleon's Bruder Joseph aus Spanien zu vertreiben. Soult, einer der tüchtigsten Marschälle des Kaiserreichs, that zwar sein Möglichstes, die Engländer am weiteren Vordringen zu hindern, aber seine schwachen Streitkräfte reichten dazu nicht aus.

Der üble Ausgang der Eroberungsversuche Napoleon's am westlichen Ende von Europa traf nun zusammen mit seiner gänzlichen Niederlage im äußersten Osten, auf den unwirthlichen Steppen Rußlands. War es da zu verwundern, wenn von der Volksstimme in Preußen das Geschick, das den Kaiser der Franzosen in Rußland betroffen hatte, als ein Sturz bezeichnet wurde, von dem es kein Auferstehen mehr gäbe?

Aber nicht das preußische Volk allein begrüßte mit freudiger Erregung die tragische Kunde von dem Untergange der „Großen Armee“. Auch die Staatsmänner Preußens, auch sein König sahen in der durch Schicksalsfügung herbeigeführten ungeheuren Wandlung den ersten Anstoß zu einer Entwicklung, die vielleicht zu einer Abschüttelung des Allen verhaßten, Allen unerträglichen Joches der Fremdherrschaft, zur Erlösung Preußens, zur Befreiung Deutschlands führen könnte.

Als die siegesgewissen Hunderttausende der Großen Armee die russische Grenze überschritten, da hatte vielleicht Mancher nicht die hochfliegenden Erwartungen seines Herrn und Gebieters getheilt, aber sicherlich hatte Keiner einen so verhängnißvollen Ausgang des mit so großartigen Mitteln begonnenen Unternehmens für möglich erachtet.

Erst als die Große Armee tiefer und tiefer, dem beständig zurückweichenden Feinde folgend, in das Innere des unwirthlichen Landes hineingeführt wurde, als der Sommer seinem Ende nahte, als das kaum erwartete Festhalten des wankelmüthigen Zaren an seinem Kriegsplan Napoleon mit augenscheinlicher Gefahr bedrohte, erst dann hatte man mit der Möglichkeit eines gänzlichen Scheiterns des Kriegszuges zu rechnen gewagt. Der Gedanke an diese Möglichkeit legte nun den preußischen Staatsmännern die Frage nahe:

„Was soll, was kann in solchem Falle geschehen?“ und die Antwort auf diese Frage konnte bei der Gesinnung, welche Alle beseelte, nur eine sein. Es ist das Verdienst des preußischen Staatskanzlers Grafen von Hardenberg, diese Frage zuerst angeregt und zugleich die einzig richtige Antwort darauf gefunden zu haben. Bereits am 4. September richtete Hardenberg an den österreichischen Staatskanzler, Grafen Metternich, ein eigenhändiges Schreiben, dessen bedeutsamste Stelle also lautet: . . . . . „Die Lage der Dinge sowie die Möglichkeiten, welche der Krieg zwischen Rußland und Frankreich darbietet, geben Stoff zu mancherlei Betrachtungen. Welches wird das Ergebniß dieses Ringens sein, in das wir im Verein mit Frankreich verwickelt sind? Das Genie Napoleon's, die Charakterschwäche des Kaisers Alexander, die Zerfahrenheit, die in den Plänen Rußlands und ihrer Ausführung herrscht, werden sie bald einen für Rußland nachtheiligen Frieden herbeiführen? Oder aber, wenn Alexander festhält, wenn selbst die Siege Frankreichs seine Kräfte nach und nach verzehren, wenn seine Heere in der schlechten Jahreszeit sich in fernen Landen festgehalten sehen, entblößt von Mitteln, umgeben von einer zahlreichen Bevölkerung, der Alles, was sie hat, zur Waffe würde, einem Volke, das den Krieg als einen nationalen betrachten und mit Feuereifer dem Antriebe folgen würde, den man ihm gäbe — könnte dann nicht das Genie Napoleon's den Kürzeren ziehen und die ungeheuren Streitkräfte, über die er verfügt, nicht schließlich dennoch aufgebraucht und an diesen Hindernissen zu Schanden werden? Und welches werden die Forderungen sein, die Napoleon an seine Verbündeten, namentlich Oesterreich und Preußen, stellen wird, sobald er in dieser Hinsicht die geringste Besorgniß zu hegen anfängt? Wo werden sie ihre Schranke finden? Welche Grenzen werden wir uns selber ziehen müssen? Sollen wir uns denn ganz erschöpfen bis auf den letzten Pfennig? Sollen wir ihm Alles überlassen, was uns an Mitteln noch geblieben ist? Sollen wir das Opfer unseres Daseins selber bringen? Und welches wird das Maß sein, bis zu dem wir uns gestatten können zu gehen, und welche Mittel können angewendet werden, um uns zu retten, um einerseits nicht die Frucht aller bisher gebrachten Opfer zu verlieren, und andererseits ihrer nicht zu viel zu bringen und uns dadurch zu Grunde zu richten? Niemals vielleicht hat es wichtigere und zugleich dornigere Fragen gegeben . . . . . . Es scheint mir, daß wir uns in unseren Maßregeln so eng als möglich verbinden müssen, und ich glaube, sie zu verabreden darf nicht gesäumt werden, soweit die Umstände es irgend zulassen. Ohne Zweifel werden wir von diesen Rath nehmen müssen, aber könnten wir nicht auf alle Fälle einige Grundlagen aufstellen? Die Ereignisse gehen ihren jähen Gang, und der entscheidende Augenblick naht vielleicht mit raschem Schritte. Endet der Krieg mit einem für Rußland nachtheiligen Frieden und ruft folgeweise, wie leicht vorherzusehen, eine neue Ordnung der Dinge, einen abermaligen Wechsel des Besitzes hervor, oder begegnet Napoleon Schwierigkeiten und vielleicht entscheidenden Schicksalsschlägen, ein möglichst inniges Einvernehmen zwischen uns erscheint mir dringend nothwendig und wünschenswerth, und so lange es nicht eventuell festgestellt werden kann, verständigen wir uns wenigstens, baldigst dahin zu gelangen —“.

Schneller und in bei weitem größerem Umfange als Hardenberg, als irgend Jemand es hätte ahnen können, war die vernichtende Katastrophe eingetreten; die Möglichkeit, das nur zu lange getragene Joch der Bundesherrschaft abzuschütteln, diese Möglichkeit, an der nur die Wenigsten noch zu glauben wagten — jetzt nahm sie greifbare Gestalt an, und wie das preußische Volk in den erschütternden Nachrichten vom russischen Kriegsschauplatz die Vorzeichen einer neuen, besseren Zeit für das bedrängte Vaterland sah, so verschloß sich auch der König nicht länger der Erkenntniß, daß jetzt die Entscheidung gekommen sei, daß es gelte, mit Vorsicht, aber zugleich mit fester Entschlossenheit zu handeln, um den günstigen Augenblick für die Befreiung, zur Wiedererhebung Preußens nicht vorübergehen zu lassen.

Indessen die Schwierigkeiten der Lage waren nicht zu verkennen. Es ist eine Thatsache, daß das Armeeoberkommando, als man sich ernstlicher mit der Kriegsfrage beschäftigte,

erklärte, vor Mitte Dezember 1813 das Heer nicht in einen ausreichend schlagfertigen Zustand versetzen, beziehentlich es von den äußersten nördlichen — den russischen — Grenzen an die südwestlichen schaffen zu können. Auch machten sich fortwährend vom Kriege abmahnende Stimmen mit schwer wiegenden Gründen geltend und fanden Eingang zum Ohr des Königs: „Die Republik, wie Frankreich sie gesehen", äußerte General von Köckeritz, des Königs vertrauter Freund, „habe das Recht gehabt, Alles — das Letzte aufs Spiel zu setzen — dasselbe dürfe aber ein König, dürfe der König von Preußen nicht wagen."



Clemens Wenzel Lothar Fürst von Metternich-Wiemburg.

Die vorsichtigen Leute meinten, auf das Unglücksjahr 1806 hinweisend: vor Allem müßten die Mittel, mit denen man einen heißen schweren Kampf zu führen unternehmen wolle, gewissenhaft ins Auge gefaßt werden; vor Anno 1806 hätten sich die Staatseinnahmen, die um die Wende des Jahrhunderts etwa 20 Millionen betrugen, auf 27, dann 31 Millionen erhoben; das Heer habe man von 195,000 auf 250,000 Mann bringen können — heute sei Preußen gänzlich ausgesogen und um die Hälfte kleiner, erschöpft durch die endlose Requisition eines Heeres von Gewaltmenschen. Ebenso sprach der Erzieher des Kronprinzen, der spätere Minister Ancillon. War nicht zudem Napoleon noch Kaiser von Frankreich, König von Italien, Gebieter über den Rheinbund? Standen ihm nicht alle die reichen Mittel seines Geistes, wie auch, trotz seiner ungeheuren Verluste, der Zauber seines Namens noch zu Gebote? Und hatte er nicht, was Preußen betraf, die Mehrzahl der Festungen noch in seiner Gewalt? Außerdem war ja auch noch Berlin von französischen Truppen besetzt, die zugleich die Person des Königs zu bewachen hatten, und es schien für Napoleon ein Leichtes zu sein, in kurzer Zeit durch Vereinigung von Truppen aus Stettin, Hamburg, Magdeburg, Dresden in der Mark Brandenburg eine starke Truppenmacht aufzustellen. Von dieser Seite betrachtet, war die Lage Preußens trotz des Geschehenen in der That noch übel genug. Jene oben erwähnte Mahnung Hardenberg's an den

österreichischen Staatskanzler, daß, wie auch der Ausgang des russischen Kriegszuges sein möge, Oesterreich und Preußen im eigenen Interesse in der Stunde der Gefahr treu zusammenstehen müßten, war allerdings bei letzterem auf günstigen Boden gefallen; auch Metternich erkannte die Nothwendigkeit eines Zusammenwirkens der beiden deutschen Staaten und war auf den Gedanken des preußischen Staatskanzlers eingegangen. Darüber freilich, wie das Ziel, das bei Beiden dasselbe war, zu erreichen sei, gingen die Ansichten der leitenden Staatsmänner vorläufig noch weit auseinander. Unmittelbar nach dem Eintritt der Katastrophe in Rußland hatte auch Kaiser Alexander mit dem Berliner Hofe Verhandlungen angeknüpft, um Preußen zu einem Abfall von der aufgenöthigten Bundesgenossenschaft, zu einer offenen Erklärung gegen Napoleon zu bewegen. Aber noch war das alte Mißtrauen gegen die Charakterfestigkeit des Zaren nicht ganz verschwunden, bei seinen festen Versicherungen, im Falle einer preußischen Kriegserklärung die Waffen nicht eher niederlegen zu wollen, als bis Napoleon sich zu einem für Preußen vortheilhaften Frieden und zur Wiederherstellung der preußischen Monarchie in ihrem früheren Umfange bereit finden lasse, erinnerte man sich der Treulosigkeit, mit welcher Alexander beim Friedensschlusse zu Tilsit frühere Gelöbnisse gebrochen hatte. Mußte da nicht eine Wiederkehr solcher Vorgänge gefürchtet werden? Zudem gab es, wie man in Berlin wußte, eine starke Partei unter den vornehmen Russen, die sich überzeugt hielt, Napoleon werde nach dem niederschmetternden Ausgange seiner ersten Unternehmung nie zum zweiten Male auf den Gedanken kommen, Rußland mit Krieg zu überziehen, dagegen gern bereit sein, auf Kosten des verhaßten Preußens Frieden zu schließen und dem russischen Reiche nicht nur das Herzogthum Warschau, sondern auch Ostpreußen und einen Theil von Westpreußen mit Danzig zu überlassen. Durfte man nun in Preußen sicher sein, daß Alexander den Stimmen dieser Partei unter keinen Umständen Gehör schenken, daß er nach Vertreibung des Feindes aus seinem eigenen Lande bereit sein werde, auch über die Grenzen Rußlands hinaus den Kampf gegen den Franzosenkaiser weiter zu führen? Erwägungen solcher Art bestimmten Friedrich Wilhelm zu dem Entschluß, wenigstens für den Augenblick die diesmal in der That aufrichtig gemeinten und von den meisten Staatsmännern lebhaft unterstützten Vorschläge Rußlands von der Hand zu weisen oder die Annahme derselben wenigstens hinauszuschieben, bis Oesterreich sich entschlossen haben würde, gemeinsam mit Rußland und Preußen gegen Napoleon vorzugehen, im Nothfall selbst seine ganze Heeresmacht als entscheidendes Gewicht in die Wagschale zu werfen. „Ohne Oesterreich", meinte der König, „könne er nichts unternehmen; wenn aber diese Macht ihn unterstütze, würde er nicht zögern, sein System zu wechseln, und alle Mittel zu einem Versuche aufbieten, um seine Unabhängigkeit zu erlangen und das fremde Joch abzuschütteln."

Eine solche Zusicherung von Oesterreich zu erlangen, hielt freilich schwer. Wol wußten die österreichischen Staatsmänner, daß Oesterreich nach dem Untergange der „Großen Armee" eine wichtige und entscheidende Rolle zu spielen berufen sei; drei Jahre der Ruhe hatten es unter der Leitung seines klug berechnenden und unentwegt dem vorgesteckten Ziele nachstrebenden Staatskanzlers, des Grafen Metternich, zu einer maßgebenden Stellung wieder emporgehoben; ein starkes, wohl ausgerüstetes Heer stand für den Nothfall zur Verfügung, und eine gehobene, kampffreudige Stimmung beseelte das Volk. Und dennoch zögerte man in Oesterreich, den dringenden Aufforderungen, die fortwährend von Preußen aus ergingen und durch russische Annäherungsversuche unterstützt wurden, Folge zu leisten!

Allerdings hatten die Staatsfinanzen kaum begonnen, aus dem Zustande der Zerrüttung herauszutreten und die Ueberwindung zahlreicher anderer Schwierigkeiten stand noch bevor. Oesterreich, so hieß es, sei gebunden durch die mit Frankreich geschlossenen Verträge, sein Heer sei nicht in Kriegsbereitschaft, es fehle an Geld; kurz, ein thatkräftiges Eingreifen sei unmöglich. Doch waren es Gründe anderer Art, welche die österreichischen Staatsmänner veranlaßten, in ihrer Zurückhaltung zu verharren. Einmal war in Oesterreich das Mißtrauen gegen Rußland noch stärker als in Preußen, und vielleicht nicht ohne

Grund wurde Rußland österreichischerseits des Treubruchs beschuldigt, weil seine zweideutige Haltung während des Krieges im Jahre 1809, wenn auch nicht die einzige, so doch jedenfalls eine recht wesentliche Ursache des für Oesterreich unglücklichen Ausgangs des erfolgreich begonnenen Unternehmens gewesen war. — Der zweite Grund betraf Oesterreichs Verhältniß zu Preußen. Noch war der Jahrhunderte alte und durch den Siebenjährigen Krieg und die Regierung Friedrich's des Großen zu voller Schärfe ausgebildete Gegensatz beider Staaten keineswegs ausgeglichen; nur widerwillig hatte Oesterreich der aus so kleinen Anfängen durch die Thatkraft seiner Herrscher gebildeten Großmacht Preußen die Anerkennung gezollt, die es ihm, ohne sich selbst zu gefährden, nicht versagen durfte. Die Ereignisse der letzten Jahre hatten Preußen zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, und wenn man auch in Oesterreich eine solche Demüthigung Preußens nicht gerade herbeigewünscht hatte, so ließ sich doch kaum erwarten, daß man dort mit Freuden zur vollen Wiederherstellung der rivalisirenden deutschen Großmacht die Hand bieten sollte. Eine Vergrößerung Preußens hätte man sich wol gefallen lassen; Preußen wieder zu einer Großmacht ersten Ranges machen zu helfen, trug man aber doch Bedenken. Dem Wunsche der österreichischen Staatsmänner hätte es entsprochen — und darauf ging auch die Politik Metternich's hinaus — Napoleon in diesem Augenblicke der Noth den Frieden zu diktiren, ihn auch allenfalls zu einer Wiederherstellung Preußens in seinen alten Grenzen zu nöthigen, um dann Preußen gegenüber die Rolle des Wohlthäters, des Erretters spielen zu können. Nicht neben, sondern unter Oesterreich sollte Preußen fortan der größte deutsche Staat sein; nicht durch eigene Kraft, durch gewaffnete Erhebung des eigenen Volkes sollte Preußen eine mehr oder weniger gebietende Machtstellung sich wieder erringen, allein dem schützenden und wohlwollenden Einfluß des mächtigen österreichischen Nachbars sollte es seine Wiedererhebung zu verdanken haben.

Wie nicht anders zu erwarten, sträubte sich der König, sträubten sich die preußischen Staatsmänner gegen eine solche Zumuthung, und an diesem wesentlichen Punkte scheiterten die Verhandlungen. Eine bestimmte Zusage gleichzeitiger Schilderhebung gegen Napoleon war nicht zu erlangen, und damit war auch, der Auffassung des Königs und seiner Rathgeber entsprechend, die Haltung Preußens für die nächste Zukunft bestimmt. Immerhin aber hatten die Verhandlungen mit Oesterreich ein bedeutsames Resultat gehabt. Daß auch Oesterreich eine Demüthigung Napoleon's wünschte und wollte, stand jetzt fest, ein Einschreiten von seiner Seite zu Gunsten des Franzosenkaisers war unter keinen Umständen zu befürchten. Dem preußischen Staatskanzler hatte sogar Metternich in bindender Form die Zusage gemacht, daß selbst ein gemeinsames kriegerisches Vorgehen Preußens mit Rußland ohne Oesterreich bei letzterem auf keinen Widerspruch stoßen werde, ja daß Oesterreich bereit sei, im Falle des Mißlingens der kriegerischen Aktion durch seine Vermittlung und nöthigenfalls durch seine bewaffnete Vermittlung einen für alle Betheiligten erträglichen Frieden herbeizuführen. — Auf eine Zusage von so weittragender Bedeutung gestützt, glaubte man in Preußen den kommenden Dingen mit mehr Ruhe entgegensehen zu können.

So kühle und diplomatische Anschauungen, wie die preußischen Staatsleiter sie hegten, vermochten Preußen allerdings nicht von dem Folterbette, auf das fremde und eigene Schuld es geworfen hatte, wieder emporzurichten. Hätten der Große Kurfürst und Friedrich der Große in den schwierigsten Lagen ihres Lebens von kühlen diplomatischen Erwägungen sich zum Nichtsthun, zum Harren und Dulden bestimmen lassen, keiner von ihnen würde es zu den Erfolgen gebracht haben, welche die Geschichte ihnen nachzurühmen hat. Sie waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß es Lagen für jedes Volk giebt, in denen ihm nur die Wahl bleibt, todesmuthig alle Kraft daran zu setzen, um drohendes Ungemach zu bewältigen, oder mit Ehren unterzugehen. Glücklicherweise lebte die Erinnerung an das Heldenthum dieser Fürsten mächtig im Heere und Volke; diese Erinnerung war es vornehmlich, die zu todesmuthigen und ewig denkwürdigen Thaten trieb.

York's Abfall von Napoleon.

Die Bewegung, welche unzählige diplomatische Fäden zerriß und zum Sturz der Fremdherrschaft und weiterhin zur Wiederaufrichtung Deutschlands führte, erhielt ihren Anstoß durch den preußischen General von York kurz vor Ablauf des Jahres 1812.

Hans David Ludwig von York, im Jahre 1759 zu Potsdam geboren, war bereits im Alter von kaum zwölf Jahren in die Armee getreten. Nachdem er im Jahre 1778 den bayerischen Erbfolgekrieg mitgemacht hatte, wurde er wegen Widersetzlichkeit — er hatte, allerdings aus ehrenhaften Gründen, einen Vorgesetzten beleidigt — im Jahre 1779 kassirt, worauf er in holländischen Kriegsdiensten in fernen Ländern Gelegenheit zur Bethätigung seiner kriegerischen Fähigkeiten suchte und fand. Nach dem Tode Friedrich's des Großen trat er wieder in das preußische Heer ein und nahm mit Auszeichnung an der Schlacht bei Jena und an dem Zuge Blücher's nach Lübeck Theil, wie er denn überhaupt zu den wenigen preußischen Offizieren gehörte, die sich in dem verhängnißvollen Kriegsjahre 1806 durch glänzende Tapferkeit nicht weniger als durch ruhige Besonnenheit ausgezeichnet hatten. — Unmittelbar nach dem Tilsiter Frieden wurde er zum Generalmajor, beim Ausbruch des russischen Krieges zum Generalgouverneur von Preußen ernannt. — Droysen schildert ihn, dem alten, kampffreudigen Feldmarschall Blücher gegenüber, als „ernst, streng, zähe, energisch, scharf, wie gehacktes Eisen." „Sein Körper war trotz schwerer Wunden und Brüche fest, stark, elastisch; sein Blick kühn, durchdringend — freundlich nie; sein Wille eisern, sein ganzes Wesen gewaltig, gebieterisch, zur Zucht, zur Pflicht, zum höchsten Wetteifer aller Kraft zwingend."

General von York, der das 20,000 Mann starke Hülfsheer führte, das Preußen dem Kaiser Napoleon zu stellen sich hatte verpflichten müssen, war dem französischen Marschall Macdonald untergeordnet worden, dessen Gesammtmacht den linken Flügel des französischen Heeres bildete. Die ihn genau kannten, ahnten es, was in seiner Brust vorgehen mochte, als der König ihm, dem grimmen Feinde Napoleon's, befahl, auf Seiten der Franzosen mit zu Felde zu ziehen. Er schwieg und gehorchte, aber er war unnahbarer noch als bisher. Vergebens bot Macdonald Mittel aller Art auf, in ihm eine freundliche Gesinnung gegen Frankreich zu erwecken; er stellte dem General sogar die Marschallswürde und eine Pension von 20,000 Francs in Aussicht. York verharrte in seiner finstern, abweisenden Haltung. Früher schon als Macdonald erlangte York Kunde von dem Rückzuge des französischen Hauptheeres; doch verschloß er die Freude darüber in seiner Brust. Als Macdonald bald darauf die Schreckensbotschaft empfing, daß die Trümmer der großen Armee dem Niemen zueilten, ordnete er sogleich den Rückzug an, beging aber dabei den Fehler, die Preußen zur Rückzugdeckung der unter seinem Kommando stehenden französischen Truppen zu benutzen, so daß die nacheilenden Russen zunächst auf diese stoßen mußten. Nun traten Fragen der ernstesten Art an York heran. Sollte er mit Macdonald nach der ostpreußischen Grenze gehen, um vereint mit den Truppen desselben und den in Ostpreußen stehenden Franzosen die Russen so lange aufzuhalten, bis Napoleon mit neuer Macht heranrücke? Ging er dagegen zu den Russen über, so waren die Franzosen nicht im Stande, sich in Ostpreußen zu halten. Dann mußten sie bis zur Oder, vielleicht noch weiter zurück, dann, das schaute er hellen Geistes, erhob sich die Provinz Preußen; die Lawine der Volkserhebung war damit in Bewegung gesetzt, und der Entscheidungskampf mußte geführt werden!

„Eine Fügung Gottes", sagt Sybel, „war es, daß ein Mann wie dieser York gerade an dieser Stelle stand, als ewiges Denkzeichen, daß für den sittlichen Menschen damals keine Wahl blieb." Am Weihnachtsabend stieß eine Abtheilung russischer Kavallerie und Jäger unter General Diebitsch auf die von York geführte Nachhut. Es kam zu Eröffnungen und Verhandlungen, die damit endeten, daß York beschloß, sich von den Franzosen zu trennen. Seine Offiziere wurden durch diesen Entschluß zu begeisterten Ausrufen erregt.

„Ihr habt gut reden, ihr jungen Leute", sagte er, „aber mir, dem Alten, wackelt der Kopf auf den Schultern!"

Vertrag von Tauroggen. Am 30. Dezember unterzeichnete York auf der Mühle zu Poscherun bei Tauroggen mit dem General Diebitsch eine Konvention, nach welcher er die Feindseligkeiten gegen die Russen einstellte, zunächst also eine neutrale Stellung einnahm.



General York.

York zeigte seinen Entschluß dem Marschall Macdonald an. „Welches Urtheil", schrieb er, „die Welt über mein Betragen fällen möge, flößt mir geringe Unruhe ein. Die Pflicht gegen meine Truppen, die reiflichste Ueberlegung haben es mir geboten, und die reinsten Beweggründe, der Schein möge sein, welcher er wolle, haben mich geleitet."

Und an seinen König schrieb York am 3. Januar 1813: „Ew. Majestät lege ich willig meinen Kopf zu Füßen, wenn ich gefehlt haben sollte; ich würde mit der freudigen Beruhigung sterben, wenigstens als treuer Unterthan und wahrer Preuße gefehlt zu haben. — Jetzt oder nie ist der Zeitpunkt, wo Ew. Majestät sich von den übermüthigen Forderungen eines Verbündeten lossagen können, dessen Pläne mit Preußen in ein mit Recht

Besorgniß erregendes Dunkel gehüllt waren, wenn das Glück ihm treu geblieben wäre. Diese Ansicht hat mich geleitet; gebe der Himmel, daß sie zum Heile des Vaterlandes führt!"

Gegen einen Waffengefährten, den General von Bülow, sprach York sich aus wie folgt: „Jetzt oder niemals ist der Zeitpunkt, Freiheit und Ehre wieder zu erlangen. Die Vorsehung zeigt uns den Weg; wir sind unwürdig ihres Beistandes, wenn wir ihre Wohlthat von uns weisen. Die Armee will den Krieg gegen Frankreich, das Volk will ihn, der König will ihn, aber der König hat keinen freien Willen. Die Armee muß ihm diesen Willen frei machen; ich werde in Kurzem mit 50,000 Mann bei Berlin und an der Elbe sein. An der Elbe werde ich zum Könige sagen: „Hier, Sire, ist Ihre Armee, und hier ist mein alter Kopf — dem Könige will ich diesen Kopf willig zu Füßen legen, aber durch einen Murat läßt sich York nicht richten und verurtheilen. Ich handle kühn, aber ich handle als treuer Diener und wahrer Preuße."

Die Trümmer der großen Armee. Daß derartigen Gesinnungen und Empfindungen auch die heftige Erbitterung gegen den Landesfeind, welche in Aller Herzen lebte, entsprach, ist erklärlich. Und jetzt eben schlichen die letzten Trümmer der „Großen Armee" durch das Land; jetzt waren die Feinde in der Gewalt der noch kurz vorher von ihnen so schwer Bedrückten! Die Volksrache fürchtend, war Napoleon in solcher Hast und unter fremdem Namen der Heimat zugeeilt. Viele seiner Soldaten mochten gleiche Befürchtungen hegen.

Wie erschienen die Flüchtlinge? Es waren Scharen armer Sünder, die ihren letzten Gang angetreten hatten — es waren wandelnde Leichen! Ungeordnete Haufen aus allen Truppengattungen und Uniformen zusammengesetzt, ohne Kommandoruf und Trommel, lautlos wie Todtenzüge. Meist waren sie unbewaffnet, keiner beritten, keiner in vollständiger Montur, die Bekleidung zerlumpt und unsauber, aus den Kleidungsstücken der Bauern und ihrer Frauen ergänzt. Der Mehrzahl waren Ohren und Nasen erfroren und feuerroth, erloschen lagen die düsteren Augen in ihren Höhlen. Vielen waren die Füße mit Stroh umwickelt, mit Decken, Lappen, dem Fell der Tornister oder dem Filz von alten Hüten. Alle wankten auf Stöcke gestützt, lahm und hinkend. So schlichen sie daher, Offiziere und Soldaten durcheinander mit gesenktem Haupt, in dumpfer Betäubung. Tag für Tag kamen neue Züge dieser Unglücklichen auf der Landstraße daher.

Die Kälte in ihren Leibern sei nicht fortzubringen, der Heißhunger nicht zu stillen, behauptete das Volk. Wurden sie in ein warmes Zimmer geführt, so drängten sie mit Gewalt an den heißen Ofen, als wollten sie hineinkriechen; vergebens mühten sich die mitleidigen Hausfrauen, sie von der verderblichen Glut zurückzuhalten. Gierig verschlangen sie das trockene Brot, Einzelne vermochten nicht aufzuhören, bis sie starben. Bis nach der Schlacht von Leipzig lebte im Volke der Glaube, daß sie vom Himmel mit ewigem Hunger gestraft seien; einst hätten sie die schönsten Weizengarben ins Lagerfeuer geworfen, hätten gutes Brot ausgehöhlt, verunreinigt und auf den Boden gekollert, jetzt — seien sie verdammt, durch keine Menschenkost gesättigt zu werden. (Schlosser's Erlebnisse.)

Als der Durchmarsch der Flüchtlinge im Lande angekündigt wurde, loderte hier und da der Zornmuth über begangene Frevelthaten auf, und es erhoben Einzelne die Frage, ob es nicht wohlgethan sei, sie allesammt zu erschlagen. Aber sowol der König als die große Mehrheit des Volkes wiesen Anmuthungen dieser Art mit Unwillen zurück, ja selbst in Jenen schmolzen Zorn und Rachegefühle, als sie die Unglücklichen sahen, und statt ihnen Leides zuzufügen, boten sie ihnen Obdach und Pflege. — „Nicht in der Form einer spanischen Insurrektion", sagt Sybel, „erhob sich Norddeutschland, nicht in der Mord- und Raubgier der entfesselten Volkswuth Rußlands stürzten wir uns auf die hinschleichenden Haufen unserer Peiniger; wir pflegten die Sterbenden, nährten die Verhungerten, und ein Zeuge jener großen Zeit sagt mit Recht: ‚Die Menschlichkeit, mit der die zurückkommenden Elenden trotz der grenzenlosen Erbitterung behandelt wurden, gehört zu den schönsten Zügen des deutschen Charakters'. Nicht Rache, sondern Befreiung war es, die wir wollten."



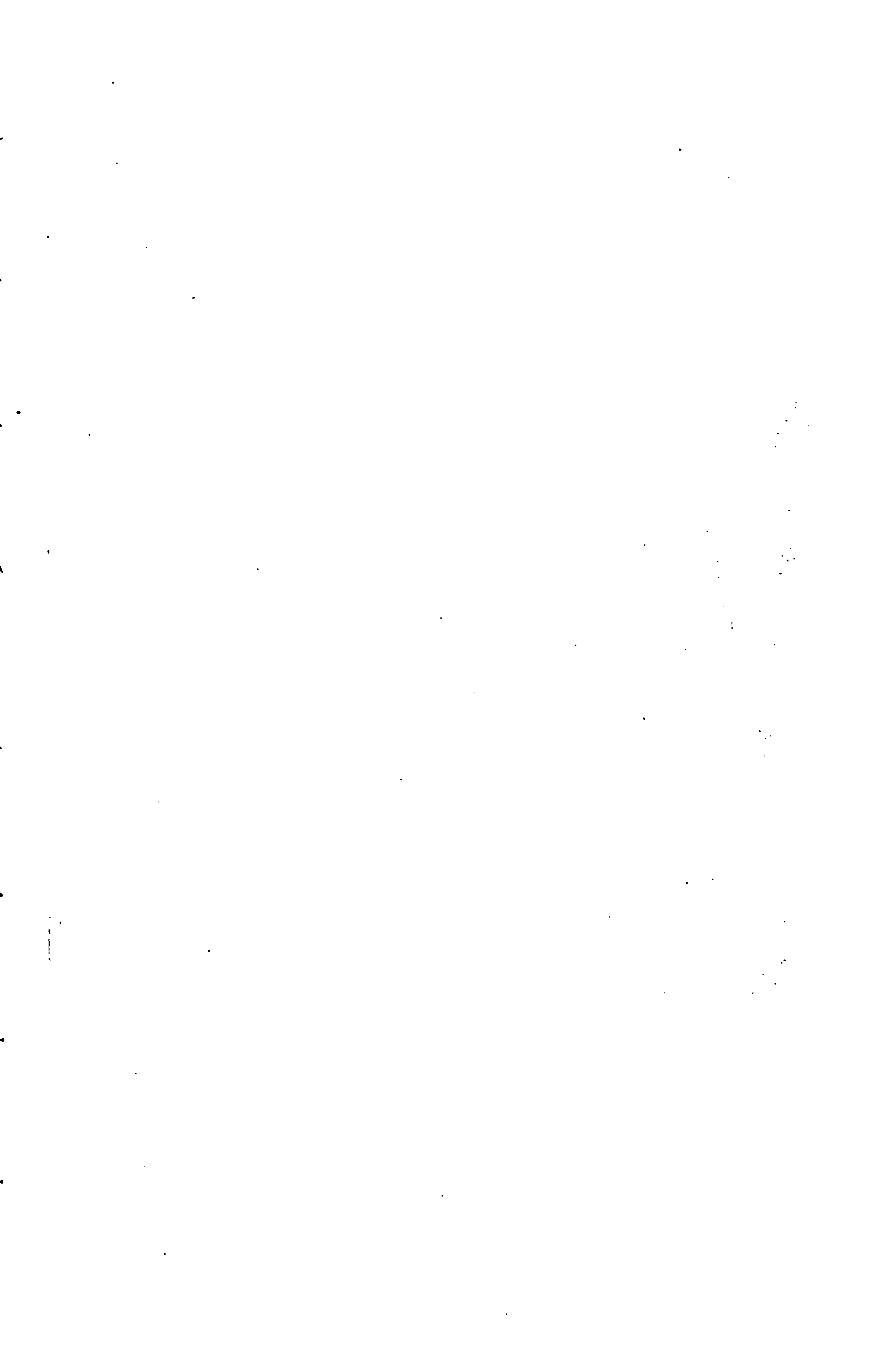
Französische Heerestrümmer nach dem Uebergang über die Beresina. Zeichnung von E. Bayard.

Wann ist irgendwo Aehnliches erhört worden? Wurden doch nicht einmal von dem Könige die hohen Offiziere festgehalten, ob er gleich nicht zweifelhaft sein konnte, daß sie an der Spitze neuer Scharen bald wieder zurückkehren würden! Ein solches Verfahren von Fürst und Volk wurde Anfangs vielfach getadelt, es wird aber stets ein leuchtender Edelstein in der Geschichte Preußens bleiben. — Die Würfel waren gefallen, und wie ein Erdbeben ging der Eindruck der York'schen That, wie Sybel sagt, durch Deutschland, ja durch ganz Europa. — Als Friedrich Wilhelm III. die Nachricht empfing, rief er aus: „Da möchte einen ja der Schlag treffen!" Dies war durchaus begreiflich. Denn so wenig dem König das Bündniß mit dem Erzfeinde am Herzen lag — gemäß dem von uns Berichteten erschien es zu jener Zeit ihm doch als das Rathsamste, bei demselben noch auszuharren.

Es fehlte ihm die Kraft nicht, die harten Schläge, welche ihn innerhalb kurzer Zeit getroffen, zu ertragen. Gebeugt, aber nicht völlig entmuthigt, hatte er gesucht, in den Sorgen der Regierungsgeschäfte seinen Schmerz zu betäuben und seine Seelenruhe wiederzufinden. Nun aber waren alle die großen Ereignisse des Jahres 1812 so rasch und überwältigend hereingebrochen, daß man über das länger andauernde Schwanken am Hofe zu Berlin nicht erstaunen darf. Was stand nicht Alles auf dem Spiele! „Wenn der erbitterte Feind die Oberhand behielt und die Geißel seiner Rache nach Gefallen schwingen konnte", sagt Luden, „so war eine vollendete Knechtschaft, eine völlige Entmenschlichung das Los Derer, die das Unglück hatten, sie zu überleben." Dazu kam noch ein anderes schweres Bedenken. York, von dem man wußte, daß er voll Ingrimm gegen die Offiziere war, die wegen des Bündnisses mit Frankreich ihren Abschied genommen hatten, war ja jetzt noch viel weiter gegangen, als diese: er hatte eigenmächtig seine Instruktion überschritten, die ihm gegebenen Weisungen unbeachtet gelassen! Das war, vom militärischen Standpunkte betrachtet, geradezu ein Verbrechen. Endlich brachte aber auch die That York's den König in augenblickliche Gefahr. Ein Wink Napoleon's an die starke französische Besatzung in Berlin — und der König konnte als Geisel hinweggeführt werden! York wurde daher als abgesetzt erklärt und ein königlicher Adjutant abgesandt, um ihm die königliche Verfügung zu überbringen. Die Russen, die inzwischen in die Provinz Preußen eingerückt waren, ließen jedoch den Offizier nicht durch, und so behielt York das Kommando.

Der Erhebung günstiger war der Staatskanzler von Hardenberg gestimmt. Von den Zwecken und Zielen der Mitglieder des Tugendbundes und anderer politischen Vereinigungen wohl unterrichtet, stellte er sich aufgebracht über die das ganze Land durchzitternde Bewegung, ohne ihr jedoch irgendwie hindernd in den Weg zu treten. Auch er hoffte eine Lösung des Gewirres von weiteren Ereignissen.

Zuwarten erschien ihm zunächst als das einzig Richtige. War doch eine Erhebung gegen den allgemeinen Bedränger durchaus noch nicht in dem Grade vorbereitet, daß mit einiger Gewißheit auf den Sieg der guten Sache gerechnet werden konnte. Napoleon hielt noch das Land besetzt, die geringe Streitmacht Preußens war über das Land vertheilt, die Wehrkraft des Landes durch Scharnhorst zwar im Stillen vorbereitet, jedoch nirgends gerüstet zu einem Kampfe auf Leben und Tod. Der Versuch, dieselbe zu sammeln, mußte unter den Augen eines argwöhnischen Feindes vor sich gehen; Jedermann wußte, daß alle Maßnahmen der preußischen Staatslenker von Hunderten von französischen Spähern überwacht wurden. Ueberdies stand das Urtheil über den Werth der von dem genialen Scharnhorst ausgeführten Heeresreform nur erst in engeren militärischen Kreisen fest. Alles dies erschwerte es in jenen Tagen aufs Aeußerste, einen Entschluß zu fassen. In dieser Zeit banger Erwartungen und berechtigten Zweifelns empfing Hardenberg sichere Nachricht, daß Napoleon Willens sei, sich der Person des Königs zu bemächtigen, und er wußte nun den König zu bestimmen, daß er (am 22. Januar) seine Residenz verließ und sich nach Breslau begab.





Preußische Geschichte. II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Friedrich Wilhelm III.



Das eiserne Kreuz.

Aufruf des Königs an sein Volk.

Daß die Russen nicht an der Grenze Preußens stehen geblieben, sondern in Preußen eingerückt waren, hatte einzig und allein York's großer Entschluß bewirkt; wie es andererseits eine Folge der eindringlichen Vorstellungen Stein's war, daß Alexander den vielleicht zu eifrig vorgegangenen General Diebitsch nicht zurückberief, sondern nunmehr beschloß, allen Ernstes in den Angriffskrieg gegen die Franzosen überzugehen. Die sich an York's kühne That anreihenden weiteren Ereignisse werden klar zeigen, wie richtig damals York das Kommende erschaut hatte.

Indem York seinen folgenschweren Schritt that, war er von der felsenfesten Ueberzeugung durchdrungen, „als treuer Unterthan und wahrer Preuße“ zu handeln. Beseelt von derselben Gesinnung, schlossen sich jetzt die Patrioten der Provinz Preußen ihm an. Es gewann der Glaube, daß der völlige Sturz Napoleon's nicht mehr fern sei, mit jedem neuen Tage an Stärke. Seit seiner Verbannung durch Napoleon hatte der unermüdliche, von Napoleon geächtete Patriot Reichsfreiherr vom Stein im Verein mit vielen Gleichgesinnten aus allen Kräften dahin gestrebt, den Kaiser von Rußland von der Nothwendigkeit zu überzeugen, ein Bündniß mit Preußen zum endlichen Sturze der napoleonischen Zwingherrschaft einzugehen. Die Aufgabe war eine außerordentlich schwierige, und nur ein Mann von der staatsmännischen Begabung und dem Feuereifer eines Stein konnte sie mit glücklichem Erfolge lösen.

Dieser erschien nun mit russischer Vollmacht, wodurch ihm die provisorische Verwaltung Ostpreußens übertragen wurde. Doch sträubte sich preußischer und deutscher Sinn dagegen, auf Grund russischer Anordnungen zu entscheidender That vorzuschreiten. Durch den Oberpräsidenten Schön, den Grafen Alexander Dohna und den Landhofmeister von Auerswald wurden die Stände von Ostpreußen und Lithauen nach Königsberg berufen. Als York in die Versammlung derselben trat, begrüßte man ihn mit lautem Zuruf. „Ruhe, meine Herren“, sagte er; „nach dem ersten Schlachtfelde bitte ich mir das aus.“ Die Stände betheuerten dem Könige in einer Adresse, daß sie bereit seien, für die Befreiung des Vaterlandes jedes Opfer zu bringen. „In dem großen Plane der Vorsehung“, heißt es in der Adresse, „kann die Vernichtung des preußischen Staates nicht liegen. Er ist der Welt und der wahren Aufklärung nöthig.“

Dem Urheber der großen Wandlung, General York, ward von den Ständen die militärische Oberleitung der Provinz übertragen. Ungesäumt schritt man zu einer allgemeinen

Landesbewaffnung; alle Jünglinge und Männer von 18 bis 45 Jahren wurden zum Landwehrdienste verpflichtet. Der Staat hatte ihnen die Waffen, die Gemeinden die Bekleidung zu liefern, die Offiziere sollten aus der Mitte der Landwehrmänner gewählt werden. Die Stärke der zu bildenden Landwehr wurde mit der Reserve auf 30,000 Mann festgesetzt. Wenn man bedenkt, in welcher Weise Ostpreußen von dem unersättlichen Feinde bei seinem letzten Durchzuge ausgeraubt worden war, so muß man staunen über die Opferwilligkeit der Bewohnerschaft.

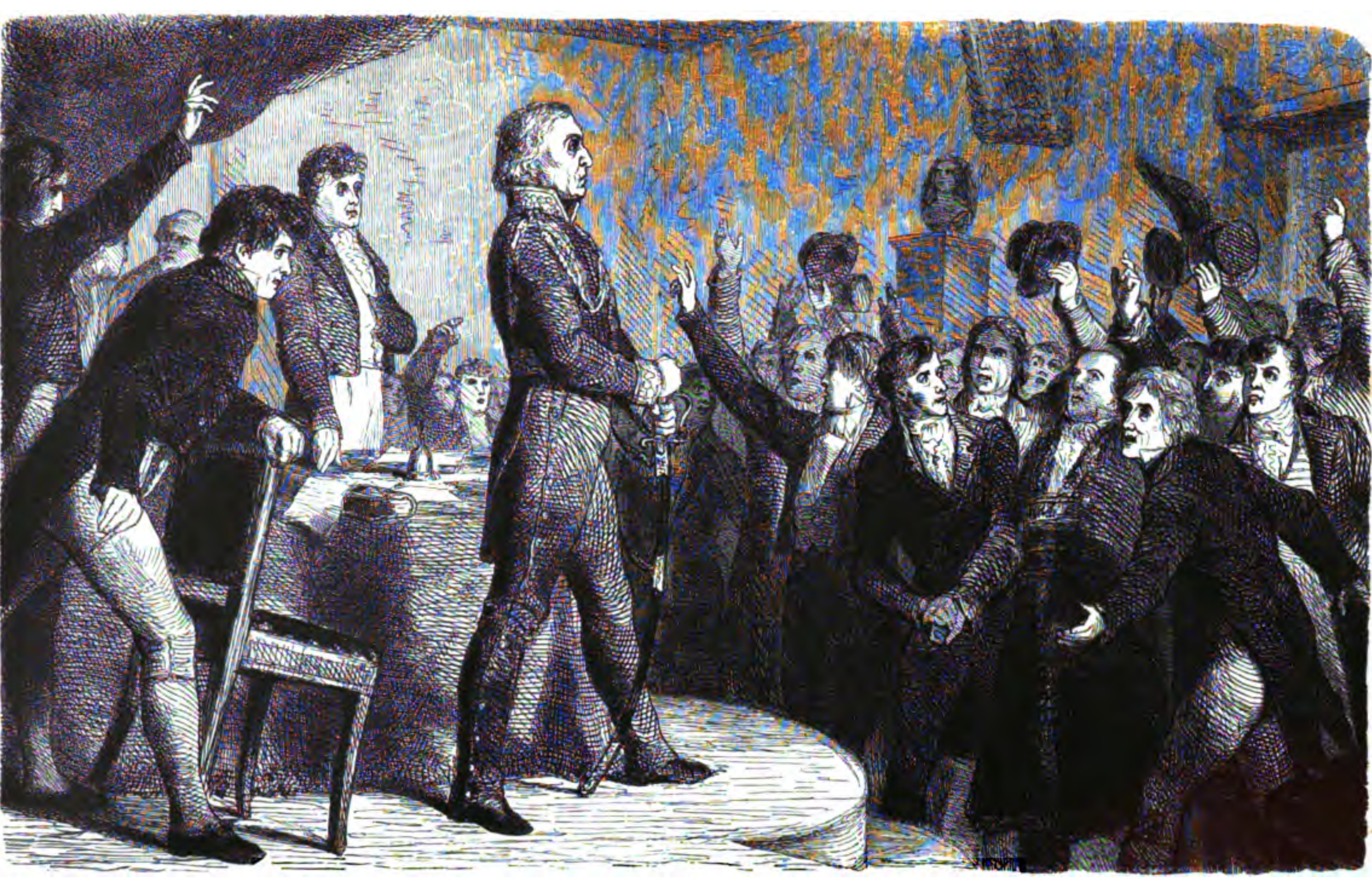
Angesichts eines solchen Aufschwunges verstummte die russische Partei, welche gehofft hatte, es werde sich bei dieser Gelegenheit die Einverleibung Ost- und Westpreußens bis Danzig in Rußland ausführen lassen. Und zu begeisterter Thatkraft anspornend, wirkte das Beispiel auf die übrigen preußischen Landestheile. Die Königsberger Hartung'sche Zeitung war des Zwanges ledig geworden und trug nun Worte glühender Vaterlandsliebe in die Landestheile, deren öffentliche Blätter noch von den Franzosen überwacht wurden.

Von fast gleicher Wirkung zeigte sich die wichtige Nachricht, daß der König mit der Garde nach Breslau abgegangen sei; hier und da wollte man auch schon wissen, es seien Unterhandlungen zwischen Preußen und Rußland eingeleitet worden. Jetzt werde es, so hoffte man, dem Könige möglich sein, sich von den verhaßten Banden loszumachen. Vortreffliche Männer, Blücher, Boyen, Clausewitz und Andere, kamen nach Breslau. Der Umstand, daß der König den General Scharnhorst an die Spitze des Kriegsministeriums berief, zeigte, wie Vieles er unter dem Drucke des französischen Einflusses in Berlin gegen seinen Willen hatte thun müssen. Aber nicht in dem Grade, wie Scharnhorst und andere Patrioten, hoffte er — Schande über Die, welche es sich hatten angelegen sein lassen, durch üble Reden seinen Glauben an die Liebe des Volkes zu ihm zu schwächen! — etwas Gedeihliches von einer allgemeinen Volkserhebung. Auch war er von der Wucht des Unglückes zu tief gebeugt, als daß die von Anderen in überschwenglicher Weise gehegten Hoffnungen in seinem Gemüthe hätten erstehen können. Dennoch that es ihm unendlich wohl, wenn Scharnhorst ihm in seiner warmen und überzeugenden Weise Versicherungen von der treuen Hingabe des Volkes an ihn gab, und er zeigte sich mehr und mehr geneigt, auf die Vorschläge der Patrioten zu hören.

So kam denn zunächst der Aufruf vom 3. Februar, der zur Bildung freiwilliger Jägercorps aufforderte, zu Stande. In der Woche darauf ward ein großer Wagenzug gemeldet. Der König trat ans Fenster, Scharnhorst ihm zur Seite. Die Wagen, achtzig an der Zahl, waren dicht besetzt mit jungen Freiwilligen aus Berlin. Auf die Frage Scharnhorst's, ob der König nun an die treue Hingabe des Volkes glaube, antwortete sein in Thränen glänzendes Auge.

Auch der unermüdliche Stein kam nach Breslau und betrieb die Verbindung mit Rußland. Nun aber trat bei der oben geschilderten russischen Partei die Absicht hervor, die günstige Gelegenheit zu benutzen und sich wenigstens des Großherzogthums Polen in seinem ganzen Umfange, also mit Einschluß des preußischen Antheils, zu versichern. Dies drohte die Verhandlungen über das preußisch-russische Bündniß im Keime zu ersticken. Da es jedoch von der größten Wichtigkeit war, Rußland, dem Kaiser Napoleon gegenüber, auf der betretenen Bahn zu erhalten, so rieth Stein dem Könige, die Frage wegen der peußisch-polnischen Landestheile einstweilen zu vertagen.

Stein's Ansicht drang durch, und es kam ein Vertrag zwischen Preußen und Rußland zu Stande, der am 27. Februar in Kalisch, und am 28. Februar in Breslau unterzeichnet, und als dessen Hauptzweck aufgestellt ward: Herstellung Preußens nach den Grenzen von 1805 und Befreiung Deutschlands. Oesterreich sollte aufgefordert werden, dem Bündniß beizutreten. In einem Tagesbefehl sprach der König dem General York seine Würden und Ehren wieder zu und übertrug ihm den Oberbefehl über die Heeresabtheilung des Generals von Bülow.



Heinrich Theodor von Schön und York auf dem Landtage zu Königsberg. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Der Aufruf des Königs. Jetzt erfolgte die Kriegserklärung an Napoleon. „Indem ich mit Frankreich breche“, sagte der König, „hoffe ich durch einen ehrenvollen Frieden oder durch die Gewalt der Waffen das Ziel meiner Wünsche, die Unabhängigkeit meiner Völker mit den aus ihr folgenden Wohlthaten und das Erbe meiner Ahnen, dessen Hälfte man mir geraubt hat, wieder zu erlangen.“ Hierauf erließ der König (am 17. März) den Aufruf:

„An mein Volk!“

„So wenig für mein treues Volk, als für Deutsche überhaupt, bedarf es einer Rechenschaft über die Ursachen des Krieges, welcher jetzt beginnt. Klar liegen sie dem unverblendeten Europa vor Augen. Wir erlagen der Uebermacht Frankreichs. Der Friede, der die Hälfte meiner Unterthanen mir entriß, gab uns seine Segnungen nicht, denn er schlug uns tiefere Wunden als selbst der Krieg. Das Mark des Landes ward ausgesogen. Die Hauptfestungen blieben von dem Feinde besetzt; der Ackerbau ward gelähmt, sowie der sonst so hoch gebrachte Kunstfleiß unserer Städte. Die Freiheit des Handels ward vernichtet und dadurch die Quelle des Erwerbes und Wohlstandes verstopft. Das Land wurde ein Raub der Verarmung. Durch die strengste Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten hoffte ich meinem Volke Erleichterung zu bereiten und den französischen Kaiser endlich zu überzeugen, daß es sein eigener Vortheil sei, Preußen seine Unabhängigkeit zu lassen. Aber meine reinsten Absichten wurden durch Uebermuth und Treulosigkeit vereitelt, und nur zu deutlich sahen wir, daß des Kaisers Verträge mehr noch als seine Kriege uns langsam verderben mußten. Jetzt ist der Augenblick gekommen, wo alle Täuschung über unsern Zustand aufhört. — Brandenburger, Preußen, Schlesier, Pommern, Lithauer! Ihr wißt, was ihr seit fast sieben Jahren erduldet habt; ihr wißt, was euer trauriges Los ist, wenn wir den beginnenden Kampf nicht ehrenvoll enden. Erinnert euch an die Vorzeit, an den großen Kurfürsten, den großen Friedrich. Bleibt eingedenk der Güter, die unter ihnen die Vorfahren blutig erkämpften: Gewissensfreiheit, Ehre, Unabhängigkeit, Handel, Kunstfleiß und Wissenschaft. Gedenkt des großen Beispiels unserer mächtigen Verbündeten, der Russen, gedenkt der Spanier, der Portugiesen. Selbst kleinere Völker sind für gleiche Güter gegen mächtigere Feinde in den Kampf gegangen und haben den Sieg errungen. Erinnert euch an die heldenmüthigen Schweizer und Niederländer. — Große Opfer werden von allen Ständen gefordert werden: denn unser Beginnen ist groß, und nicht gering die Zahl und die Mittel unserer Feinde. Ihr werdet jene lieber bringen für das Vaterland, für euern angeborenen König, als für einen fremden Herrscher, der, wie so viele Beispiele lehren, eure Söhne und eure letzten Mittel Zwecken widmen würde, die euch fremd sind. Vertrauen auf Gott, Ausdauer, Muth und der mächtige Beistand unserer Bundesgenossen werden unseren redlichen Anstrengungen siegreichen Lohn gewähren. — Aber welche Opfer auch von den Einzelnen gefordert werden mögen, sie wiegen die heiligen Güter nicht auf, für die wir streiten und siegen müssen, wenn wir nicht aufhören wollen, Preußen und Deutsche zu sein. Es ist der letzte entscheidende Kampf, den wir bestehen für unser Dasein, unsre Unabhängigkeit, unsern Wohlstand: keinen Ausweg giebt es, als einen ehrenvollen Frieden oder einen ruhmvollen Untergang. Auch diesem würdet ihr getrost entgegengehen um der Ehre willen, weil ehrlos der Preuße und der Deutsche nicht zu leben vermag. Allein wir dürfen mit Zuversicht vertrauen, Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen sicheren, glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit.

Breslau, den 17. März 1813. Friedrich Wilhelm.“

Das Gesetz über die Bildung der Landwehr datirt von demselben Tage. Am 10. März, dem Geburtstage der heimgegangenen Königin, hatte der König den Orden des eisernen Kreuzes gestiftet. Der Wahlspruch für das eiserne Kreuz und für die Landwehr war: „Mit Gott für König und Vaterland.“

In kernhafter Weise spricht Rückert die Bedeutung jenes Symbols des heiligen Kampfes in den Strophen aus:

„Nicht mehr das Gold und Silber will ich preisen:
Das Gold und Silber sank herab zum Tande,
Weil würdiglich vom ernsten Vaterlande
Statt Golds und Silbers ward erhöht das Eisen.

Wer Kraft im Arm hat, geh', sie zu beweisen,
Ein Eisenschwert zu schwingen ohne Schande,
Es heim zu tragen mit zerhau'nem Rande
Und dafür zu empfahn ein Kreuz von Eisen.

Ihr gold'nen, silb'ren Ordenszeichen alle,
Brecht vor dem stärkeren Metall in Splitter,
Fallt, denn ihr rettetet uns nicht vom Falle!

Nun ihr, zukünft'ge neue Eisenritter,
Macht euch hinfort zu einem Eisenwalle
Dem Vaterland, das Kern jetzt sucht statt Flitter!"

„Deutsche Jünglinge", ermahnte der gefeierte Geschichtschreiber Luden, „ihr werdet dem preußischen Manne, der euch begegnet, die Brust geziert mit dem eisernen Kreuz, fromm ausweichen, den Hut abnehmen und ihn still vorübergehen lassen. Erscheint er, wo ihr sitzt, so werdet ihr aufstehen und ihm den ersten Platz geben. Rang und Stand machen keinen Unterschied. Dieser preußische Mann hat die schönsten Pflichten des Menschen für Fürst und Vaterland rühmlich erfüllt, er befreit sein Volk vom Joch arger Knechtschaft; sein Geist hat sich zu dem Höchsten erhoben, welches ihr Alle zu erstreben habt. Also werdet ihr euch ehren, indem ihr ihn ehrt, und zu eurer Schande nur könnet ihr ihm eine Ehre versagen, die er verdient, deren er aber nicht bedarf."

Inzwischen waren auch gute Nachrichten aus England angelangt. Gneisenau, auf welchen unverwandt der französische Argwohn gerichtet blieb, hatte nicht aufgehört zu hoffen, daß die Zeit schon in Bälde herannahen würde, wo Deutschland mit Preußen — ja vielleicht mit ganz Europa — sich gegen den Unterdrücker erheben werde. Durch Napoleon's Einfluß aus dem Rathe des Königs gedrängt, hatte er sich schon 1809 nach England begeben, um mit der einzigen damals ungebrochenen Macht Europa's zu verhandeln. Der gewandte Mann fand in London Gelegenheit, nicht minder bei anderen diplomatischen Sendungen, so in Wien, Petersburg, Stockholm, seinem Vaterlande manchen guten Dienst zu leisten. Im Jahre 1812, als Preußen nothgedrungen im Gefolge Frankreichs gegen Rußland marschirte, nahm er seinen Abschied aus preußischen Diensten, unaufhörlich bestrebt, in England für sein Vaterland eine wohlwollendere Stimmung hervorzurufen. Und als endlich die große Stunde schlug, als Patrioten aus allen Theilen des Landes nach Breslau strömten, da eilte auch Gneisenau im März 1813 von London dorthin, indem er die Verheißung englischer Hülfe an Waffen, Kleidung, Kriegsvorräthen für 20,000 Mann sowie die Zusage der Landung eines englisch-schwedischen Heeres mitbrachte. Das war ein Wort zur rechten Zeit, das mit dazu beitrug, dem bisherigen Zaudern ein Ende zu machen. Durch Gneisenau's Bemühungen war das Versprechen des Beistandes erwirkt worden.

Proklamation von Kalisch. Unter dem 25. März erschien Namens der beiden Monarchen und unterzeichnet von dem russischen Oberfeldherrn Graf Kutusow die Proklamation von Kalisch, in der die Befreiung Deutschlands und Europa's verheißen und die Entthronung derjenigen Fürsten angedroht wurde, die sich der Nationalsache nicht anschließen würden. Im Sinne dieses Manifestes wurde eine Centralverwaltung für die im Kriege zu befreienden Länder, an der Spitze derselben Stein, eingesetzt.

Die Erhebung des preußischen Volkes bildet eines der glänzendsten Blätter nicht nur der preußischen und deutschen, sondern der Geschichte aller Völker, und nie werden Geschichtschreiber und Sänger aufhören zu singen und zu erzählen von diesem hochherrlichen

Schauspiel. Lange war der Geist genährt worden, der jetzt äußerlich Gestalt gewann, patriotische Dichter und Denker hatten die Geister und Herzen auf die Zeit vorbereitet, die jetzt eingetreten war. Allein sie wären Prediger in der Wüste gewesen, wenn der großen Mehrheit des Volkes diejenige Gesinnung gefehlt hätte, der allein Hohes und Hehres zu entlocken ist. Ehe das Volk aufstand, war der Geist desselben auferstanden, war in seiner Erinnerung Vieles wach geworden, was mit geheimnißvoller, aber unwiderstehlicher Kraft mahnte, kein Gut für zu hoch zu achten, um es nicht freudig dem Vaterlande darzubringen. Gerade in der Zeit, in welcher der Staat Friedrich's des Großen in Trümmern lag, hatte man, wie es zu gehen pflegt, das Verlorene erst würdigen gelernt, war die Bedeutung Preußens für die Entwicklung des deutschen Volkes, ja der europäischen Welt, im Volke zum Bewußtsein gekommen. Zeigte doch die Geschichte der Vergangenheit Thaten des preußischen Volkes, deren Ruhm unvergänglich ist! Man sagte sich: Hätte ein Friedrich der Große uns, die Söhne, die Enkel von Heldenvätern, geführt: nie würden die Fremdlingsscharen uns mit Hohn beraubt, nie die Hufe der Feindesrosse ungestraft unsere Saaten zerstampft haben! — Friedrich Wilhelm war kein Kriegsfürst, er war sowol auf dem Schlachtfelde, als durch Unterhandlungen von dem großen Korsen besiegt worden. Aber Niemand war da, der ihm deswegen gegrollt hätte. Rein und hehr stand das Bild des Friedensfürsten in der Seele des Volkes, in verklärter Gestalt das der heimgegangenen Fürstin, die, als sie im Schmerze um des Vaterlandes Fall dahinstarb, den rechten Lebensmuth ihres ihr so treu anhangenden Gemahls mit in das Grab genommen hatte. Da zeigte es sich, mit welcher Treue das Volk an seinem Fürstenhause hing, unter dessen Regimente in so kurzer Zeit eine Großmacht Europa's entstanden, deren Hauptaufgabe es bisher gewesen war, die von dem deutschen Volke seit der Reformation errungenen Güter zu schützen und zu mehren und in dieser Weise des Volkes geistige und leibliche Wohlfahrt zu fördern.

Als nun der erste Ruf an das Volk (3. Februar), zwar nicht vom Könige, sondern vom Minister von Hardenberg, aber doch auch, wie sich Jeder sagen mußte, unter Gutheißung des Königs, erging, begann sich das ganze Land sofort in ein Feldlager zu verwandeln. Nun kam der Aufruf des Königs, der den Feind nannte und sich mit zuversichtlichen Worten an das ganze Land wandte. Das Volk las es mit Thränen in den Augen, daß der König in seiner Liebe und Hingabe eine Stütze zu finden hoffe. Nun der König gesprochen hatte, konnte auch der Beamtenstand in kräftigster Weise in die Bewegung mit eintreten.

Hören wir die Stimme E. M. Arndt's, des Heroldes der Befreiungskriege, über den Geist jener großen Zeit: „Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glatz war in dem unvergeßlichen Frühling und Sommer von 1813 unter den Preußen nur eine Stimme, ein Zorn und ein Streben: das Vaterland zu retten und Deutschland zu befreien. Krieg wollten die Preußen, Gefahr und Tod wollten sie, den Frieden fürchteten sie, weil sie von Napoleon keinen ehrenvollen Frieden hoffen konnten. Jünglinge, die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere, die wegen Wunden und Verstümmelungen längst schon ehrenvoll entlassen waren, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien und Verwalter weitläufiger Geschäfte, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen; ja sogar Jungfrauen unter mancherlei Verstellungen und Verlarvungen drängten sich zu den Waffen."

Berlin stellte binnen vierzehn Tagen 9000 Freiwillige, darunter 370 Gymnasiasten; in Breslau führte Professor Steffens seine Zuhörer dem Regiment zu, in das er ebenfalls eintrat. Max von Schenkendorf, einer der edelsten Sänger jener Zeit, eilte herbei, um trotz seiner gelähmten Rechten den Feldzug mitzumachen. Die Universitäten leerten sich, so daß die akademischen Vorlesungen in Berlin, Breslau, Königsberg geschlossen werden mußten. Berühmte Gelehrte, Fichte, Schleiermacher, Niebuhr, Buttmann und Andere, ließen sich dem Berliner Landsturm einreihen. Einzeln oder in kleinen Haufen kamen die Studenten aus Halle, das noch unter westfälischer Herrschaft stand, nach Preußen.



Zu Breslau im Frühling 1813. Zeichnung von Ludwig Burger.

An allen Orten traten Züge edelster Begeisterung zu Tage. Ein junger Theologe predigte an Stelle seines Vaters, ermahnte die Gemeinde mit feurigen Worten, des Rufes für König und Vaterland sich würdig zu erweisen, und fügte zum Schluß hinzu, daß er heut noch den Ort verlasse, um als Husar einzutreten. Nach Beendigung des Gottesdienstes fanden sich eine Zahl junger Leute ein und erklärten dem jungen Prediger, sich sogleich ihm anschließen zu wollen. — Einem Bräutigam ward es schwer, sich von seiner Braut zu trennen; als ihm endlich die Begeisterung für die gute Sache den Entschluß aufzwang, den Fahnen zu folgen, und er dies seiner Braut sagte, erwiederte sie, sie habe in der Stille schon getrauert, daß er nicht unter den Ersten aufgebrochen sei.

Wer es nicht mit den Waffen vermochte, bestrebte sich, auf andere Art der heiligen Sache zu dienen. Der Reiche gab mit vollen Händen, der Arme, was ihm irgend entbehrlich dünkte. Beamte und Offiziere opferten ein Viertheil, ein Drittheil, ja die Hälfte ihres Gehalts; Greise, die nur ein kleines Ruhegehalt hatten, legten sich Entbehrungen auf; Kinder öffneten ihre Sparbüchsen. Allerorten bildeten sich Vereine, die Geld und Gaben annahmen. Die Einnahmen des Breslauer Vereins betrugen in den Monaten März und April im Durchschnitt täglich 1000 Thaler. Am wirksamsten waren die Frauenvereine. Der spanische Gesandte berichtete an seinen Hof: „Die Schwester des Königs hat ihren sämmtlichen Schmuck dem Schatze übergeben, um zu dem Kriege verwendet zu werden, und auf der Stelle haben alle Frauen sich beeifert, für so lobenswerthen Zweck ihren Schmuck bis auf die geringsten Kleinigkeiten zum Opfer zu bringen. Wenn ich sage alle Frauen, so übertreibe ich nicht, denn ich glaube nicht, daß sich, mit Ausnahme der Armen, die nichts besitzen, auch nur eine Einzige ausgeschlossen hat.“ Ein Kupferschmied sandte in seinem und seiner Frau Namen zwei goldene Ringe mit den Worten: „Wir haben durch des Krieges Unglück Alles verloren; nichts blieb uns übrig, als unsere Trauringe; hier sind sie.“ Eine junge Frau, deren Gatte als Freiwilliger eingetreten war, sandte ihren Brautschmuck mit den Worten ein: „Gold und Schmuck dürfen für eine preußische Bürgerin keinen andern Werth haben als den, es dem Vaterlande zum Opfer zu bringen.“ Wer einen goldenen Ring gab, erhielt dafür einen eisernen mit der Inschrift: „Gold gab ich für Eisen 1813.“ Die Zahl der Trauringe und Schmucksachen, die in Preußen eingingen, wird auf 160,000 Stück geschätzt.

Der Schulze Landsfeld gab ein Pferd mit den Worten: „Fünf Stück haben mir die Franzosen mitgenommen, das sechste will ich ihnen nachsenden.“ In der Spinnstube eines märkischen Dorfes wurden fünf Thaler gesammelt. Eine Soldatenwittwe sandte zwei Paar wollene Socken, „als ihr letztes bischen Armuth“. Aus Westfalen gingen 50 Säbelklingen mit der Zuschrift ein: „Laßt euch von ihnen freie Bahn bis zum Rhein machen!“

Als die sechzehnjährige Ferdinande von Schmettau sah und hörte, wie von allen Seiten dem Vaterlande Opfer gebracht wurden, während sie doch nichts zu geben hatte, brach sie in Thränen aus. Doch bald blitzte ihr ein Gedanke in der Seele auf. Sie eilt zu einem Perückenmacher, läßt sich ihr schönes volles Haar abschneiden, und liefert die ihr dafür gezahlten drei Thaler ab. Der Hofrath Heun kauft das Haar, läßt allerlei Zierrathen daraus anfertigen und diese zu Gunsten der Sammlung verkaufen. Die Nachfrage war so groß, und Einzelne bezahlten so hohe Preise, daß der Verkauf im Ganzen 1200 Thaler brachte.

Es ist schwer, innezuhalten in dem Bericht über so viele herzerquickende Vorgänge. Welch ein anderer Geist trat hier auf, als der war, der in Frankreich in wilder Gier nach Ruhm verlangte! Die Scharen der Freiheitskämpfer wurden, wohin sie kamen, mit Glockengeläute empfangen, Gebet und Segensspruch folgten ihnen; ihr Auszug war in der Regel mit einer gottesdienstlichen Feier verbunden. — Die Freiwilligen Berlins hatten den würdigen Schleiermacher um einen Abschiedsgottesdienst gebeten. Er predigte ihnen über Matthäus 10, 2: Die neue Zeit tritt ein, denn die Blinden sehen — die Vorurtheile fallen; die Tauben hören — verachtete Wahrheit findet Eingang; die Lahmen gehen — gelähmte Kräfte finden Leben; die Aussätzigen werden rein — die sittliche Verderbniß wird empfunden.



Einsegnung der ostpreußischen Landwehr. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Die Todten stehen auf — das Veraltete und Abgestorbene macht einem neuen Leben Platz; den Armen wird das Evangelium verkündet — auch in dem Aermsten wird das ewige Recht geehrt, und eine Kraft durchdringt das ganze Volk. Zum Schluß der Predigt wandte sich Schleiermacher an die anwesenden Mütter und pries sie selig, Söhne geboren zu haben, die berufen seien, an einem so heiligen Kampfe Theil zu nehmen. Die Angeredeten weinten und schluchzten, doch wünschte keine der Mütter, ihr Sohn möchte sich dem Rufe des Vaterlandes entziehen.

Glühend in Begeisterung, in festem, heiligem Entschlusse, im Kampf für die höchsten Güter Alles einzusetzen, das Eisen in der Hand, des Wortes zum Angriff ungeduldig harrend, stand das Volk; — wie schmetternde Trompetenstöße klangen die Worte der Dichter darein:

„Borussia! in diesem Augenblicke
Ist Deutschlands ganzes Aug' auf dich gerichtet;
Denn nicht ist zwischen dir und ihm vernichtet
Das alte Blutband: deins ist ihr Geschicke." (Rückert.)

„Der Himmel hilft, die Hölle muß uns weichen!
Drauf, tapf'res Volk! drauf, ruft die Freiheit, drauf!
Hoch schlägt dein Herz, hoch wachsen deine Eichen;
Was kümmern dich die Hügel deiner Leichen?
Hoch pflanze da die Freiheitsfahne auf!" (Körner.)

„Laß brausen, was nur brausen kann,
In hellen, lichten Flammen!
Ihr Deutschen alle, Mann für Mann,
Fürs Vaterland zusammen!

Und hebt die Herzen himmelan
Und himmelan die Hände,
Und rufet alle Mann für Mann:
Die Knechtschaft hat ein Ende!" (Arndt.)

Theodor Körner ruft die Erinnerung an die heimgegangene Königin Luise wach:

„Du Heilige, hör' deiner Kinder Flehen,
Es dringe mächtig auf zu deinem Licht.
Kannst wieder freundlich auf uns niedersehen,
Verklärter Engel, länger weine nicht!

Denn Preußens Adler soll zum Kampfe wehen,
Es drängt dein Volk sich jubelnd zu der Pflicht,
Und Jeder wählt, und Keinen siehst du beben,
Den freien Tod für ein bezwung'nes Leben."

„So entstand", sagt Sybel, „ein Heer, wie es kein zweites in der Geschichte giebt. Ein Verein grauer Veteranen und unbärtiger Jünglinge mit der besten Manneskraft der Nation, soldatischer Ungezwungenheit und Derbheit mit religiösem Schwunge und gewissenhafter Sitte, brausender Freiheitsliebe mit strengem Pflichtgefühl und treuem Unterthanensinn."

Und dieses Heer erreichte im Laufe des ersten Feldzuges eine Höhe von nahe an 250,000 Mann, wobei die Freischaaren nicht eingerechnet sind. Erwägt man nun, daß das damalige Preußen nur 4,700,000 Einwohner zählte, so ergiebt sich, daß das Land von je neunzehn Bewohnern, Frauen, Kinder und Greise eingerechnet, Einen zum Freiheitsheere stellte!





Kosaken und Baschkiren. Zeichnung von A. Beck.

Die erste Kampfzeit bis zum Waffenstillstande.

Während in dieser Weise Preußen für den Kampf um die Befreiung Deutschlands die Fahne entfaltete; während die Staatsmänner in Wien aus den bereits weiter oben geschilderten Gründen noch immer in kühler Zurückhaltung verharrten und zu einer offenen, unumwundenen Beitrittserklärung zu der russisch-preußischen Waffenbrüderschaft gegen Napoleon nicht zu bewegen waren; während die übrigen Fürsten Deutschlands, mit alleiniger Ausnahme des Herzogs von Mecklenburg-Strelitz, des Vaters der Königin Luise, zu erkennen gaben, daß sie auch fernerhin der Sache Napoleon's zu dienen entschlossen seien: spornte der Imperator in Frankreich zu einer außerordentlichen Thätigkeit an. Galt es doch, in möglichst kurzer Zeit ein neues mächtiges Heer gegen den Feind ins Feld zu führen. Zwar hatte die Kunde von dem Untergange der großen Armee ganz Frankreich in tiefste Trauer versetzt, und es war nicht mehr ganz vereinzelt die Meinung hervorgetreten, Napoleon bade sich in Blut und Thränen und werde noch die ganze Nation hinopfern: immerhin aber waren derartige Kundgebungen nicht von durchschlagender Wirkung gewesen, zumal ja alle Zeitungen des Landes über Politik und Krieg nur Dasjenige nachdrucken durften, was das Regierungsblatt, der „Moniteur“, brachte. Und in diesem Blatte fehlte es auch jetzt nicht an pomphaften Lobpreisungen Napoleon's. Von Preußen, dessen Aufschwung dem Kaiser bedenklich genug erschien, war fast gar nicht die Rede. Man habe es, hieß es, eigentlich nur mit den Russen zu thun, die in ihrem thörichten Uebermuthe meinten, das französische Heer überwältigt zu haben, während dasselbe doch einzig und allein den Elementen erlegen sei. Wie wenig besorgnißerregend die Lage Frankreichs sei, ergebe sich schon daraus, daß der Kaiser nach wie vor die Rheinbundsfürsten auf seiner Seite

habe, und daß er auch noch die Oder- und Weichselfestungen mit 60,000 Mann besetzt halte. „Und wenn selbst die feindlichen Heere bereits auf den Höhen des Montmartre ständen", äußerte Napoleon um diese Zeit, „so sollte es ihnen doch nicht gelingen, seinem großen Reiche auch nur ein Dorf zu entreißen!"

Mit Beistimmung des Senats ward eine neue Aushebung von 350,000 Mann angeordnet. Indem Napoleon die Ausrüstungen mit steigendem Eifer betrieb, rechnete er darauf, daß sein Erscheinen auf dem Kriegsschauplatze in den Fürsten des Rheinbundes sofort die alte Zuversicht herstellen würde. „Die Russen", äußerte er, „wird ihr Glück tollkühn machen. Ich liefere ihnen zwei Schlachten zwischen der Elbe und Oder, und in einem halben Jahre stehe ich wieder am Niemen." Die wachsende Bewegung im preußischen Volke veranlaßte ihn, eine zweite Aushebung von 180,000 Mann anzuordnen. Zunächst suchte er nun das Volk aus der Ferne durch giftige Verleumdung zu bekämpfen. Er rief den Fürsten zu: „Sie möchten wol zusehen, was sie thäten, wenn sie die Völker und ihren gefährlichen Geist gegen ihn in den Kampf führten! Derselbe würde sich nicht bannen lassen, sondern sich eines Tages gegen sie selber kehren!"

Diese Arglist verfehlte in Preußen ihren Zweck, in anderen Ländern leider nicht. Der österreichische Staatskanzler Graf Metternich, der schon damals seinem oft angeführten Grundsatze folgte: „Alles für das Volk, nichts durch das Volk", an welchem bis ans Ende seiner vielbewegten politischen Laufbahn festgehalten zu haben er sich später rühmte, vermochte seiner ganzen Anschauung gemäß den sittlichen Gehalt des in Preußen erwachten Geistes nicht zu würdigen. Eine solche Erhebung des ganzen Volkes erschien ihm fast wie ein unberechtigtes und daher nach Möglichkeit zu verhinderndes Uebergreifen in die Vorrechte der Fürstengewalt und der Regierung, und er war daher wol geneigt, jener Aeußerung Napoleon's Beifall zu zollen; ja er ging so weit, zu behaupten, daß die „Ideologen", von denen Friedrich Wilhelm jetzt Rath empfange, also Männer wie Stein, Scharnhorst, Gneisenau, in einem Robespierre'schen Wohlfahrtsausschuß zu sitzen verdienten!

Schon im März überschritten französische Heerhaufen den Rhein. Am 17. April begab sich Napoleon nach Mainz, am 25. traf er in Erfurt, am 28. in Weimar ein. Bis dahin hatte er den Weg zu Wagen zurückgelegt. Als er von Weimar aufbrach, stieg er zu Pferde, indem er sagte: „Ich werde diesen Feldzug als General Bonaparte und nicht als Kaiser machen!" Und in der That ließ er es bald genug seinen Feinden fühlen, daß er noch immer der alte Kriegsmeister sei, während der russische General Graf Wittgenstein, dem die Oberleitung im Heere der Verbündeten anvertraut war, sich nicht entfernt dem gewaltigen Genie des Soldatenkaisers gewachsen zeigte. — Ehe wir den Hauptereignissen weiter folgen, möge einiger Zwischenvorgänge gedacht werden.

Tettenborn in Hamburg. Am 18. März hatte der Kosakenoberst Tettenborn in Hamburg, das kurz vorher von der französischen Besatzung geräumt worden war, seinen Einzug gehalten. Die Kosaken waren damals die Helden des Tages. Lebten doch in Aller Munde Schilderungen ihrer Unermüdlichkeit und Kühnheit, mit der sie die flüchtigen Franzosen in Rußland verfolgt hatten. „Mit fröhlichem Zuruf wurden sie bewillkommnet. Alles an ihnen wurde bewundert, ihre starken Vollbärte, das lange dunkle Haar, der dicke Schafpelz, die weiten blauen Hosen und ihre Waffen: Pike, lange türkische Pistolen, zum Theil von kostbarer Arbeit, die sie in breitem Ledergurt um den Leib trugen, und der krumme Türkensäbel." Ihre Unsauberkeit und unüberwindliche Aneignungslust bewirkten freilich, daß die freundliche Gesinnung, die man ihnen entgegentrug, nicht von langer Dauer war. Auch Harburg, Stade und Lüneburg warfen nach dem Beispiele Hamburgs das Joch ab und erklärten sich für die deutsche Sache. Doch bereits am 1. April ward Lüneburg von Franzosen und Sachsen wieder eingenommen und ein Kriegsgericht eingesetzt, von dem fünfzig Bürger zum Tode verurtheilt wurden. Glücklicherweise wurde die Ausführung dieses Bluturtheils durch die tapferen Generäle Tschernitscheff, Benkendorf und von Dörnberg verhindert.



Franzosen durch Kosaken aufgescheucht. Zeichnung von C. Delort.

Lüneburg wurde erstürmt, der Feind theils niedergehauen, theils gefangen genommen. Der Anmarsch starker französischer Heerhaufen zwang jedoch die verbündeten Truppen, schleunigst den Rückzug über die Elbe anzutreten.

Bei Möckern. Um dieselbe Zeit rückte der Vizekönig Eugen mit 20,000 Mann von Magdeburg aus gegen Berlin vor. Die Generäle von York und von Bülow warfen sich ihm am 5. April bei Möckern mit 10,000 Preußen — eine Reserve von 1200 Russen kam nicht ins Feuer — mit solchem Ungestüm entgegen, daß er sich mit einem Verlust von 1200 Mann zum eiligen Rückzuge genöthigt sah.

Der Verlust der Preußen betrug 380 Mann.

Dieses vorausgeschickt, wenden wir uns hiernach zu dem Hauptschauplatze des Kampfes. Schon in der zweiten Hälfte des Monats April waren die französischen Kolonnen durch den Thüringer Wald gegen die Saale vorgedrungen, hatten am 28. April Naumburg erreicht, und am 29. war es dem Vizekönig Eugen gelungen, sich bei Merseburg mit dem französischen Hauptheere zu vereinigen. Hierdurch war dasselbe auf 120,000 Mann angewachsen. — Blücher war unterdessen an der Spitze von 54,000 Mann in Sachsen eingerückt. Bei Dresden vereinigten sich 31,000 Russen mit den Preußen, so daß die Verbündeten vor Ablauf Aprils 85,000 Mann zählten. Obgleich die Preußen den Russen an Zahl fast um das Doppelte überlegen waren, hatten sich Alexander und Friedrich Wilhelm doch, wie kaum erwähnt, dahin geeinigt, dem russischen Heerführer, Fürsten Wittgenstein, den Oberbefehl über das vereinte Heer zu übertragen. Derselbe hatte 1812 als Generalleutnant mit dem zur Deckung von Petersburg an der Düna aufgestellten Corps gegen die Truppen der französischen Marschälle Oudinot, St. Cyr und Victor gestritten und war dann zu dem Corps des Generals von York gestoßen.

Die Hoffnung, das sächsische Volk werde sich sofort beim Einmarsch der Verbündeten zu Gunsten der deutschen Sache erheben, zeigte sich als eine trügerische. König Friedrich August hatte seine Schätze zusammengerafft und mit ihnen das Land verlassen. Ein Versuch des sächsischen Generals von Thielemann, die wichtige Festung Torgau den Verbündeten zu übergeben und mit der Besatzung zu den Preußen überzugehen, war mißglückt. Ebenso blieben mancherlei Aufrufe an die Bewohner Sachsens, selbst der Theodor Körner's, der sich, wiewol geborener Sachse, den Lützowern angeschlossen hatte, fast gänzlich wirkungslos. Alle Bemühungen hatten nur den Erfolg, daß etwa 500 Sachsen sich als Freiwillige bei den Preußen meldeten.

Nun vernahm man auf Seiten der Verbündeten, daß Napoleon bereits über eine Streitmacht von 120,000 Mann, theils Franzosen, theils Rheinbündlern, verfüge, und es trat damit an Friedrich Wilhelm und Alexander die Frage, ob es gerathen sei, dem Feinde sofort entgegenzurücken. Alles sprach dafür. Das Heer war voll Siegeszuversicht, ein Rückzug, mochte er immerhin nur zu dem Zwecke ausgeführt werden, zunächst Verstärkungen aufzunehmen, würde den Muth des Heeres und das Vertrauen des Landes geschwächt haben; ja man hatte Grund zu fürchten, daß ein solches Verfahren Oesterreich in das Lager Napoleon's hinübertreiben könnte.

So ward denn beschlossen, den Kaiser Napoleon, dessen Absicht es war, sein Heer in die Ebenen von Leipzig zu führen, auf dem Wege dahin anzugreifen. Scharnhorst entwarf einen meisterhaften Schlachtplan, der aber leider von dem Oberbefehlshaber Wittgenstein in höchst mangelhafter Weise ausgeführt wurde. Infolge einer fehlerhaften Marschordnung standen die Truppen nicht, wie beabsichtigt, um sechs Uhr, sondern erst gegen Mittag in Schlachtordnung. Der Vortheil der Ueberraschung des Feindes ging dadurch gänzlich verloren. Dazu gesellte sich der mißliche Umstand, daß der erste Angriff die Heeresabtheilung des erfahrenen und tapferen Marschalls Ney traf, der sogleich, indem er die vier Dörfer Groß- und Kleingörschen, Rana und Kaja besetzte, die zweckmäßigsten Anordnungen zu einem kraftvollen Widerstande traf.

Schlacht bei Großgörschen am 2. Mai. Zuerst führte Blücher die Preußen gegen Großgörschen. Die Haltung der Freiwilligen, die mit fröhlichem Kampfesmuth den Batterien der Feinde entgegenstürmten, war bewundernswürdig. Ganze Reihen der Berliner Freiwilligen, unter ihnen viele, die noch nicht das siebzehnte Lebensjahr erreicht hatten, wurden vom Kartätschenhagel des Feindes niedergeschmettert; unverzagt stürmten die Nachfolgenden über die Gefallenen hinweg. Während auch bei den übrigen Dörfern der Kampf entbrannte, gelang es der von Blücher geführten Heeresabtheilung, die Franzosen aus Großgörschen hinauszuschlagen. Was wäre mit solchen Truppen zu erreichen unmöglich gewesen, wenn das ganze Heer eine bessere Oberleitung gehabt hätte! Aber es fehlte daran nicht nur, sondern es wurden obendrein noch die Anordnungen Wittgenstein's durch Befehle der Monarchen durchkreuzt, und die daraus entstehenden Nachtheile konnten durch den Muth der Kämpfenden nicht aufgewogen werden.



Ludwig Adolf Peter, Fürst von Sayn-Wittgenstein-Ludwigsburg.

Inzwischen war Napoleon mit starken Heeresmassen herangerückt. Er übersah sogleich, daß von dem Besitze jener Dörfer die Entscheidung des Tages abhing. Während er deshalb durch Scheinangriffe die Heerestheile der Verbündeten vereinzelte, sammelte er den Kern seines Heeres auf dem wichtigsten Punkte des Schlachtfeldes. Mit Erbitterung ward nun um den Besitz der Dörfer gekämpft; bald wurden die Franzosen von den Verbündeten, bald diese von jenen hinausgeschlagen. Etwa um sechs Uhr Abends befanden sich die Preußen im Besitze der Dörfer. Ihre Tapferkeit setzte den Kaiser Napoleon in Erstaunen; niemals, wie in diesem Augenblicke, berichtet ein Augenzeuge, habe man so sprechende Zeichen der Verlegenheit auf seinem Gesichte bemerkt. Hätte Wittgenstein die Reiterei, die wegen der Bodenverhältnisse fast ganz unthätig bleiben mußte, von Beginn der Schlacht an seitwärts der Dörfer den vorrückenden Heeresmassen der Franzosen entgegengeworfen, wie anders wäre das Geschick des Tages ausgefallen! Napoleon zeigte sich auch bei diesem ersten gewaltigen Zusammenstoß als der alte Kriegsmeister: er ließ als die Russen und Preußen nahezu erschöpft waren, frische Truppen gegen den Feind rücken und 60 bis 80 Kanonen auf einen Punkt richten. Der Angriff in Verbindung mit der Wirkung der Geschütze war überwältigender Art; dennoch wichen die Verbündeten nur Schritt für Schritt. Als die Nacht einbrach, hatten die Franzosen drei der Dörfer zurückerobert, in Großgörschen dagegen behaupteten sich die Verbündeten.

Die Preußen hatten sich mit Ruhm bedeckt. „Ihre Todten“, heißt es in einem Bericht, „lagen da mit verklärtem Angesicht, denn sie waren mit dem Gefühl aus der Welt gegangen, daß sie ihr Vaterland und sich selbst gerächt. Man hörte keinen Klageton der Verstümmelten, weil die edleren Gefühle selbst den Schmerz besiegen, keine Trauer über den gefallenen Freund und Waffenbruder, denn er war ja ruhmvoll gefallen.“

Friedrich Wilhelm war entschieden dafür, den Kampf am nächsten Morgen fortzusetzen. Da jedoch der Chef der russischen Artillerie erklärte, es fehle dem russischen Heere für den folgenden Tag an Munition, so ertheilte Wittgenstein den Befehl, die Armee solle zwar die Nacht über auf dem Schlachtfelde bleiben, die schwere Artillerie aber sogleich auf dem Wege nach Dresden abmarschiren. „Als dieser Entschluß gefaßt wurde“, erzählt Wolzogen, „hörte ich einen alten preußischen General, welcher den Arm in der Binde trug, sich sehr dagegen ereifern. „Was?“ rief er, „all das Blut sollte hier umsonst geflossen sein? Nie und nimmermehr gehe ich zurück, sondern noch in dieser Nacht werde ich die Franzosen zusammenhauen, daß sich Diejenigen schämen sollen, die das Wort Rückzug ausgesprochen haben!“ — In der Dunkelheit vermochte ich den Mann, der diese Worte mit ganz lauter Stimme sprach, so daß sie der Kaiser und die russischen Generäle recht gut hören konnten, nicht zu erkennen, und ich erkundigte mich, wer es sei, worauf ich die Antwort erhielt: „Es ist der alte Blücher“. Ich erzähle diesen Vorfall als Beweis dafür, welche ungemeine Lebenskraft dieser damals bereits siebzigjährige Greis noch besaß. Auch er war heut früh zwei Uhr aus Rötha ausgeritten, bis jetzt, Abends nach neun Uhr, immer zu Pferde im heißen Kampfe geblieben und des Mittags am Arm verwundet worden. Demungeachtet plante er nach neunzehnstündiger Anstrengung noch einen Kavallerie-Angriff!“ — Blücher führte in der That den Angriff aus. Die Reiterei, die in einen Hohlweg gerieth und sich in der Finsterniß verirrte, erlangte freilich wesentliche äußere Vortheile nicht, jedoch war der moralische Erfolg der kühnen That für Freund und Feind von Bedeutung. Ueber den Eindruck, den der nächtliche Angriff auf die Franzosen hervorbrachte, berichtet ein Augenzeuge (Odeleben, ein sächsischer Offizier und Adjutant bei Napoleon): „Im tiefsten Dunkel kam plötzlich auf der rechten Flanke der französischen Armee eine Linie Kavallerie in dumpfem Gerassel bis dicht an die Vierecke herangerauscht, hinter denen sich der Kaiser befand. Ich glaube, wenn sie nur noch zweihundert Schritte rasch vorging, so wurde Napoleon mit seinem ganzen Gefolge gefangen, denn der Angriff und das französische Gewehrfeuer war so nahe, die Dunkelheit so groß, daß man nicht wußte, ob Freund oder Feind schieße, weshalb die ganze Suite aus einander prallte. Napoleon selbst war einige Minuten lang verschwunden, und man fragte besorgt: wo ist der Kaiser? — Aus Besorgniß vor der Wiederholung eines solchen Ueberfalls mußten die Truppen in der Nacht in Vierecken stehen bleiben.“

Alexander kostete es Mühe, den König von Preußen zu bewegen, seine Einwilligung zum Rückzuge zu geben. Sowol die Tapferkeit, mit der die Preußen und Russen gekämpft hatten, als auch der von Blücher ausgeführte nächtliche Ueberfall bewirkten, daß in den Franzosen der Gedanke, die Verbündeten bei ihrem Rückmarsche zu beunruhigen, gar nicht aufkam. — Diese Schlacht von Großgörschen oder Lützen hatte zwar den Preußen und Russen einen Sieg nicht gebracht, allein auch Napoleon hatte sich keines weiteren Erfolges zu rühmen, als daß er das Schlachtfeld behauptete. Die Franzosen hatten weder Siegeszeichen noch Gefangene aufzuweisen, von den Preußen waren dagegen einige Kanonen genommen und 800 Gefangene gemacht worden. Rechnet man nun noch dazu, daß die Verbündeten 10,000, die Franzosen dagegen 15,000 Mann an Todten und Verwundeten verloren hatten, so muß man bekennen, daß die Truppen der Ersteren in dieser Schlacht auf das Rühmlichste gestritten haben. Unter den Verwundeten befand sich leider auch der treffliche Scharnhorst, der von einem Granatsplitter am Knie verletzt worden war. Seine Hingabe an die Sache des Vaterlandes war so groß, daß er seiner Wunde die nöthige Pflege

nicht gönnte, sondern bald nach der Schlacht eine Reise nach Wien unternahm, um aufs Neue Versuche zu machen, Oesterreich zu thatkräftigem Beistande gegen den Feind der deutschen Sache in das russisch-preußische Waffenbündniß hineinzuziehen. Die österreichischen Staatsmänner und mit ihnen der seinem Staatskanzler Metternich unbedingt vertrauende Kaiser Franz verharrten aber noch immer in ihrer Zurückhaltung. Man war allerdings bereit, im entscheidenden Augenblick das ganze Gewicht der österreichischen Streitmacht in die Wagschale zu werfen, um den Frieden herbeizuführen, aber diesen entscheidenden Augenblick hielt man noch nicht für gekommen. Die Verbündeten hatten bisher keine ernstlichen Verluste erlitten, dagegen war die Unzulänglichkeit der Rüstungen Napoleon's offen zu Tage getreten.



Scharnhorst's Verwundung bei Großgörschen. Zeichnung von Ludwig Burger.

Es fehlte ihm fast gänzlich an brauchbarer Reiterei, auch das französische Fußvolk, zumeist wenig geübt, war nicht das, was es in den Tagen seines Glanzes gewesen war. Gelang es nun, wie zu erwarten stand, den Verbündeten, die Streitmacht Napoleon's, wenn auch nicht zu besiegen, doch wesentlich zu schwächen, dann, so meinte man in Wien, sei der rechte Zeitpunkt gekommen, wo Oesterreich, auf ein großes, schlagfertiges Heer gestützt, Napoleon einen für Oesterreich günstigen, für Rußland und Preußen wenigstens erträglichen Frieden werde diktiren können. Solchen Erwägungen gegenüber hatte auch die jetzige Sendung Scharnhorst's keinen Erfolg. Auf der Rückreise von Wien erlag der Edle den Anstrengungen der Reise. Die Wunde verschlimmerte sich — zu Prag starb er. Schenkendorf sang dem Helden den Nachruf:

„Keiner war wol treuer, reiner,
Näher stand dem König Keiner,
Doch dem Volke schlug sein Herz.
Ewig auf den Lippen schweben
Wird er, wird im Volke leben
Besser als in Stein und Erz."

Am 8. Mai rückte Napoleon in Dresden ein. Friedrich August befand sich zur Zeit in Prag. Da Napoleon ihm drohte, ihn, falls er nicht seinen Truppen befehle, sich dem französischen Heere anzuschließen, um Land und Leute zu bringen, kehrte er am 12. Mai nach Dresden zurück.

Das Hauptheer der Verbündeten war bis Bautzen zurückgegangen und hatte in der Nähe dieser Stadt ein festes Lager bezogen. Mit den Zuzügen, die inzwischen eingetroffen waren, betrug seine Stärke jetzt 100,000 Mann, wogegen Napoleon's Heer durch den Hinzutritt der Sachsen und neuer französischer und rheinbündlerischer Truppentheile bis auf nahezu 160,000 Mann angewachsen war. Dennoch beschlossen Friedrich Wilhelm und Alexander, von Napoleon, der sich Bautzen näherte, eine Schlacht anzunehmen.

Die Schlacht bei Bautzen wurde am 20. und 21. Mai geschlagen. Am ersten Tage ging das Centrum der Verbündeten um etwas zurück, der Verlust an Mannschaften aber war auf Seiten der Franzosen bei weitem am größten. Am folgenden Tage ward die Schlacht erneuert. Heldenmüthig wie der Angriff war der Widerstand. Wieder machte sich der Mangel einer einheitlichen Oberleitung auf Seiten der Verbündeten in nachtheiligster Weise geltend. Im Grunde wurde Preußen von den Russen immer noch als eine bloße Hülfsmacht betrachtet, deren Unterordnung unter russischen Oberbefehl sich von selbst verstehe. Es kann nicht geleugnet werden, daß die russischen Truppen, gehoben von den Erfolgen, die sie gegen den Feind in ihrem Heimatlande errungen hatten, sich auch auf deutschem Boden zumeist mit Tapferkeit schlugen. Weit aber wurde ihre Tapferkeit überragt von dem begeisterten Todesmuthe der Preußen, die außerdem auch an Zahl stärker waren. Da die Russen durch York, Stein und andere preußische Patrioten gewissermaßen in den Kampf hineingezogen worden waren, und da es, wie nun die Sachen lagen, darauf ankommen mußte, das Bündniß mit denselben so viel wie möglich unauflöslich zu machen, so mußten die bezeichneten Uebelstände vorläufig ertragen werden. Als Blücher, der in seiner Stellung durch Uebermacht schwer bedrängt ward, Zuzug von frischen Truppen verlangte, ordnete Wittgenstein das Vorrücken einiger Regimenter an, Alexander dagegen sandte Gegenbefehl, weil er die Verwendung der Truppen auf einem andern Punkte für nothwendiger hielt. Dadurch gerieth die Hauptmacht der Preußen unter Blücher in die Gefahr, vernichtet zu werden; nur der heroischen Tapferkeit der Truppen und der Geistesgegenwart ihres heldenmüthigen Führers war ihre Rettung zu verdanken.

Der Ausgang des Kampfes glich dem der Schlacht von Großgörschen; Napoleon behauptete das Schlachtfeld, die Verbündeten zogen sich in vollkommenster Ordnung zurück. Der Verlust der Letzteren an Todten und Verwundeten betrug 12—15,000, der des französischen Heeres wol doppelt so viel. Von den Verbündeten waren zwölf Kanonen erbeutet und 3000 Gefangene gemacht worden. Als Napoleon vernahm, daß man französischerseits weder Gefangene noch Kriegsbeute gemacht hatte, stampfte er mit dem Fuße auf und rief voll Ingrimm: „Wie, nach einer solchen Schlächterei keine anderen Resultate? Nicht einmal den Nagel von einer Kanone lassen sich diese Preußen nehmen!"

Auf dem Rückmarsch wiesen die Verbündeten alle Angriffe der Franzosen und Rheinbündler mit entschiedenem Erfolge zurück. Wie am Spätabend bei Großgörschen, so führte auch diesmal — am 21. Mai bei Haynau — der unerschrockene Held Blücher mit seiner Reiterei auf eigene Hand einen Angriff auf den Feind aus. Es wurden von der preußischen Reiterei 1100 Franzosen zusammengehauen, 400 Gefangene gemacht und elf Kanonen erbeutet. Der inzwischen an Wittgenstein's Stelle zum Oberbefehlshaber ernannte russische General Barklay de Tolly vernahm dies mit sauersüßer Miene. Zwar sah er sich genöthigt, der Tapferkeit der preußischen Reiterei und ihres Führers Worte der Anerkennung

zu widmen; er fügte jedoch, wie Fr. Förster sagt, mit neidischer Eifersüchtelei hinzu: „daß dergleichen Unternehmungen, in welchen die für größere Zwecke zusammenzuhaltende Kraft sich einzeln und unnütz verschwende, künftig besser unterblieben."

Zweimal hatten die Verbündeten den Franzosen das Schlachtfeld überlassen müssen, doch war dies, abgesehen von der Uebermacht des Feindes, jedesmal mit Umständen verknüpft gewesen, die durchaus nicht dazu angethan waren, Erstere muthlos zu machen, wol aber dem überlegenen Theile Ursache gaben, Vergleiche zwischen den früheren und den nunmehrigen Erfolgen anzustellen.



Körner recitirt den Lützowern sein neuestes Schlachtlied. Zeichnung von Ludwig Burger.

Da vernahm man plötzlich von einem Waffenstillstande, der am 1. Juni zu Pläswitz bei Kostenblut vorläufig auf 36 Stunden verabredet, am 4. Juni zu Poischwitz bei Jauer für die Zeit bis zum 20. Juni, einschließlich einer sechstägigen Kündigungsfrist bis zum 26. Juni, geschlossen worden sei. — So herabstimmend wie die Kunde von demselben hätte eine entschiedene Niederlage nicht zu wirken vermocht. Bitterer Unmuth bemächtigte sich der Krieger und warf viele derselben, die bisher alle Beschwerden des Krieges standhaft ertragen hatten, auf das Krankenlager. Die Ehre des Vaterlandes wieder herstellen, oder mit Ehren untergehen, das entsprach der Stimmung des Landes, und jetzt ein Waffenstillstand! Was anders konnte er sein, als der Vorbote eines neuen schmachvollen Friedens!

Ehe wir indeß die Veranlassung zu dem später bis zum 10. August verlängerten Waffenstillstande, sein Zustandekommen, seine Bedingungen und seine höchst bedeutsamen Folgen für den weiteren Fortgang des Freiheitskampfes eingehender erörtern, haben wir zunächst zweier Ereignisse zu gedenken: des Falles der Stadt Hamburg und der Vernichtung der Lützow'schen Freischar, da zu beiden der Abschluß dieses Waffenstillstandes den mittelbaren Anlaß gegeben hatte. Auch die rühmlichen Waffenthaten einiger kleineren Heeresabtheilungen, die, von den großen Hauptheeren getrennt, durch verwegene Unternehmungen voll frischen Heldenmuthes sich hervorthaten, bis auch sie durch den Waffenstillstand für einige Zeit vom Kriegsschauplatz abgerufen wurden, dürfen hier nicht unerwähnt bleiben.

Der Fall Hamburgs. Nach den Bestimmungen des Waffenstillstandes sollte Hamburg Demjenigen gehören, der es innerhalb der Zeit bis zum 8. Juni besetzt haben würde. Es ist bereits darauf hingewiesen worden, daß der Kronprinz von Schweden (der ehemalige Marschall Bernadotte) sich zumeist um deswillen den Gegnern Napoleon's zugesellt hatte, weil ihm von Seiten Englands und Rußlands die Besitzergreifung Norwegens zugesichert worden war. Nachdem er am 12. Mai freilich statt mit 24,000 nur mit 18,000 Mann bei Stralsund gelandet war, hoffte man auf das Bestimmteste, daß er Hamburg schützen werde. Leider blieb diese Hoffnung unerfüllt. Der Emporkömmling spielte von Anfang an eine höchst verdächtige Rolle. Sybel stellt die Vermuthung auf, Bernadotte habe, den Sturz Napoleon's voraussehend, um deswillen niemals etwas Ernstliches gegen französische Truppen unternommen, weil er sich mit dem ehrgeizigen Gedanken getragen, Frankreich werde dann ihn, den jetzt Gefürsteten, auf den Thron berufen. Daß es vollkommen in seiner Macht lag, Hamburg vor einem unglücklichen Geschick zu bewahren, ist unzweifelhaft. Er unterließ es und verhinderte nicht, daß die Franzosen unter Davoust, dem grausamsten aller französischen Marschälle, sich der Stadt bemächtigten, die jetzt für ihren Freiheitssinn schwer zu büßen hatte. Es wurden ihr 48 Millionen Francs Kriegssteuer auferlegt, Geringe und Vornehme mußten sich unter Hohn und Mißhandlungen an den Schanzarbeiten betheiligen.

Die Lützow'sche oder die „Schwarze Freischar", deren schwarze Kleidung die Trauer über die Schmach des Vaterlandes ausdrücken sollte, vereinte die edelsten Männer und Jünglinge Deutschlands. Das Freicorps hatte sich auf den Ruf eines schon bewährten Freiheitskämpfers, des preußischen Majors der Reiterei Ludwig Adolf Wilhelm von Lützow gebildet. Der feurige Patriot hatte schon bei Auerstädt mannhaft gegen den verhaßten Erbfeind gestritten und nach dem Niedergange des preußischen Staates den Bedrückern des Vaterlandes unversöhnliche Feindschaft geschworen. Das Mißlingen von Schill's Unternehmen, an welchem er sich betheiligt hatte, ließ seinen Zorn noch heftiger aufflammen. — Unter seinen Fahnen sammelten sich im Frühjahr 1813 hochbegeisterte Streiter, jung und alt — selbst Frauen — aus allen Theilen des leichter aufathmenden Vaterlandes: stämmige Westfalen und Märker, Bergknappen von der Saale, streitbare Sachsen und Bayern, ja selbst kühne Schützen aus Tirol, herzugeführt von Riedl und Ennemoser. — Die Freischar bestand aus einem Elitecorps von drei Jägerabtheilungen und einer Schwadron und weiterhin aus drei gemischten Fahnen oder Bataillonen und einer weiteren Schwadron. Unter dem Führer Lützow kommandirten der Major von Petersdorff und Hauptmann von Helmenstreit. Bei der Reiterei stand auch Theodor Körner, der Freiheitssänger, als Leutnant; ebenso gehörten den „Schwarzen" an der jugendliche Held Friesen, der Turnvater Jahn, dem eine Anzahl Turner sich angeschlossen hatte, dann Reil und eine herrliche Schar anderer deutscher Jünglinge.

Nur unvollständig hatte das Freicorps bis dahin seiner Bestimmung, im Rücken des Feindes den kleinen Krieg zu führen und Volksaufstände anzufachen, wobei es hauptsächlich auf Thüringen, Hessen, Westfalen und überhaupt die Staaten der Rheinbundsfürsten abgesehen war, nachkommen können. Beim Rückzuge der Verbündeten nach der Schlacht bei Lützen war ein Theil der Fußjäger, welcher bei Leipzig gestanden, der Hauptarmee

nach Schlesien gefolgt, während Lützow selbst mit der Reiterei über die Elbe ging und der Major von Petersdorff ohne rechten Plan an der Elbe auf und ab schwärmte. Hier und an anderen Orten haben die Lützower es nicht daran fehlen lassen, dem Feinde nach Möglichkeit Abbruch zu thun und das Feuer der Begeisterung vornehmlich in den jugendlichen Gemüthern und vor Allem in den ehemaligen preußischen Landstrichen zum Auflodern zu bringen oder wo es noththat anzufachen.

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?
Hört's näher und näher erbrausen!
Es zieht sich herunter in düsteren Reih'n,
Und gellende Hörner erschallen darein,
Erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die wilden Gesellen fragt:
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd!

Was braust dort im Thale die laute Schlacht,
Was schlagen die Schwerter zusammen?
Wildherzige Reiter schlagen die Schlacht,
Und der Funke der Freiheit ist glühend erwacht,
Und lodert in blutigen Flammen.
Und wenn ihr die schwarzen Reiter fragt,
Das ist Lützow's wilde, verwegene Jagd."



Ueberfall der Lützower.

Daher der grimmige Zorn des Unterdrückers über das Thun einer Hand voll kühner deutscher Männer. — Hatte schon die stattgefundene leidige Zersplitterung die Ausführung mancher Anschläge vereitelt, so verhinderte jetzt der abgeschlossene Waffenstillstand die für den 7. Juni geplante Vereinigung Lützow's mit den russischen Streifcorps unter Tschernitscheff und Woronzow.

Für die Rückkehr der Streifcorps auf preußisches Gebiet war im Waffenstillstande der 12. Juni festgesetzt worden. Nun befand sich Lützow mit seiner Schar am 8. Juni in der Nähe der Stadt Hof, als ihm die Nachricht von dem Waffenstillstande zuging. Da es ihm unmöglich war, bis zum 12. Juni die preußische Grenze zu erreichen, sandte er nach Dresden und ließ um einen Marschkommissär bitten. Am 14. Juni wurde ihm der sächsische Leutnant von Gösnitz gesandt und unter Führung desselben sogleich der Rückmarsch angetreten.

Ueberfall der Lützower. Als Lützow am 17. Juni bei Kitzen, zwei Meilen von Leipzig, eine Beiwacht bezogen hatte, ließ ihn der Herzog von Padua, der die französische Besatzung in Leipzig kommandirte, „ersuchen, Halt zu machen, da er ihm Offiziere senden

werde, seinen ferneren Marsch zu dirigiren." Der Herzog hatte aber bereits den Befehl vom Kaiser empfangen: „Die Räuberbande des schwarzen Corps einfangen und niederhauen zu lassen." Um die näheren Verabredungen zu treffen, hatte Lützow einen Offizier nach Leipzig gesandt; dieser war festgehalten worden. Vergebens spähten die Lützower nach ihrem Gefährten aus. Statt dessen sahen sie endlich zwei feindliche Abtheilungen, jede etwa 5000 Mann stark, sich ihnen nahen. Lützow ließ aufsitzen und ritt nun selbst zu dem Kommandeur der zunächst anrückenden Truppen (es waren Württemberger), um sich Aufklärung über diesen Ausmarsch zu erbitten. Dieser, der General von Normann, wies ihn an den General Fournier, der die zweite Abtheilung führte, als Denjenigen, der den Befehl über beide Abtheilungen habe. Lützow ritt zu diesem und bat ihn, Anordnungen zu treffen, um seiner Schar den ungehinderten Vorbeimarsch zu sichern. Da schrie ihm der General entgegen: „Waffenstillstand habe ich für Alle, nur nicht für Sie!" Nun sprengte Lützow zu den Seinen zurück; aber gleichzeitig erfolgte schon der allgemeine Angriff der Württemberger. Lützow entkam mit 21 Reitern, seine übrigen Gefährten wurden niedergehauen oder gefangen genommen. In einem dem Orte des Verrathes nahen Birkenwäldchen erwachte der schwer verwundete Theodor Körner am nächsten Morgen aus seiner Betäubung. Der edle Dichter, der eine schwere Kopfwunde erhalten hatte, glaubte nicht mit dem Leben davon zu kommen und schrieb ein Abschiedsgedicht in seine Brieftasche, das mit der Strophe beginnt:

„Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage:
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage —
Gott, wie du willst, dir hab' ich mich ergeben!"

Kinder, die Erdbeeren suchten, fanden den Verwundeten. Sie eilten zum Vater, der ihn in sein Haus brachte und ihm die erste Hülfe angedeihen ließ. In Leipzig heimlich verborgen und verpflegt, gelangte er von hier aus über Teplitz wieder zu seinem Corps, das unterdessen sich wieder zusammengefunden hatte.

Diese neue Treulosigkeit und Hinterlist Napoleon's steigerte nicht nur die Entrüstung seiner Feinde gegen ihn, sondern führte ihnen auch Kämpfer in viel größerer Zahl zu, als die Zahl Derjenigen betrug, die bei dem Ueberfall Leben und Freiheit verloren hatten.

Bülow bei Luckau. Dem General von Bülow war bei der Feststellung des Kriegsplanes der verbündeten Russen und Preußen die Aufgabe gestellt worden, Berlin zu decken. Kaum vernahm er von dem Rückzuge der Verbündeten nach Schlesien, so wandte er sich südlich, um den Franzosen bei ihrer Verfolgung des verbündeten Heeres in die Flanke zu fallen. Napoleon sandte ihm den Marschall Oudinot entgegen. Bülow befand sich nach einem höchst anstrengenden Marsche seit einigen Stunden in Luckau; seine Streitmacht bestand meist aus jungen Mannschaften. Da ward der Anmarsch der Oudinot'schen Heeresabtheilung gemeldet, die den Preußen an Zahl um 5000 Mann überlegen war. Es kam zum Kampfe. Der bei weitem stärkere Feind ward mit einem Verluste von 1500 Todten und 8000 Gefangenen zurückgeschlagen, während die Preußen nur 500 Todte und Verwundete hatten. Die einbrechende Nacht schützte die Franzosen auf ihrem fluchtähnlichen Rückzuge vor gänzlicher Vernichtung. Dieser heldenmüthige Kampf fand am 4. Juni, demnach an demselben Tage statt, an dem der Waffenstillstand von den Verbündeten angenommen worden war.

Colomb und Tschernitscheff. Der Waffenstillstand durchkreuzte auch die Unternehmungen des Freischarenführers von Colomb und des Generals Tschernitscheff. — Der Erstere kommandirte mit etlichen Offizieren nur etwa achtzig Reiter sammt einem Trompeter. Dennoch fügte er dem Feinde durch verwegene Angriffe empfindlichen Schaden zu. Am 23. Mai nahm er bei Gera einer feindlichen Abtheilung 28 Mann und 33 Pferde, am 25. Mai erbeutete er in derselben Gegend 12 Wagen mit Waffen und Proviant und 54 Pferde. Vier Tage später überfällt der Verwegene in der Nähe von Zwickau einen

französischen Geschützpark unter dem Schutze von etwa 200 Reitern und Fußsoldaten und mehreren hundert bewaffneten Troßknechten. Der Feind wird in die Flucht geschlagen, 300 Mann werden gefangen genommen, 370 Pferde erbeutet, 24 Geschütze vernagelt, 36 Pulverwagen in die Luft gesprengt. Da traf die Kunde von dem Abschluß des Waffenstillstandes ein, und Colomb mußte über die Elbe zurück.

Kaum weniger verwegen als Colomb ging General Tschernitscheff dem Feinde zu Leibe. Auf eine Nachricht, daß ein feindlicher Geschützpark sich auf dem Wege nach Magdeburg befinde, setzte Tschernitscheff mit 1200 Mann leichter Reiterei am 28. Mai über die Elbe und legte den auf 15 Meilen sich belaufenden Marsch bis Halberstadt in anderthalb Tagen zurück. Als er sich eben anschickte, den Feind, der sich zu seinem Empfange in Bereitschaft gesetzt hatte, anzugreifen, vernahm er, daß eine neue feindliche Abtheilung von 4000 Fußsoldaten und 400 Reitern im Anzuge sei. Dies beunruhigte ihn jedoch keineswegs. Er sandte den Anziehenden ein Kosakenregiment entgegen und schritt unmittelbar darauf zum Angriff. Nach wenigen Stunden war Tschernitscheff Herr der Stadt. Nicht weniger als 1600 Feinde waren niedergehauen, der Divisionsgeneral von Ochs nebst 10 Offizieren und 1000 Mann gefangen genommen und 14 Kanonen, 80 Pulverwagen und 800 Pferde erbeutet worden. Während nun Tschernitscheff Anordnungen traf, dem gegen den angekündigten Feind ausgerückten Kosakenregiment Verstärkungen nachzusenden, sprengten Kosaken mit der Nachricht herbei, jene feindliche Heeresabtheilung sei mit solchem Glücke angegriffen worden, daß sie den Rückzug angetreten habe. So konnte man denn die Gefangenen und die gemachte Beute über die Elbe führen. Vereinigt mit Woronzow, wollte nun Tschernitscheff zu einem größeren Unternehmen sich anschicken. Da ward auch ihnen von französischer Seite das häßliche Wort „Waffenstillstand!“ zugerufen, und grimmen Muthes sahen auch sie sich genöthigt, Kehrt zu machen.



Theodor Körner's Statue.

Schwieg auch während der Waffenruhe der Kriegslärm, so tönten doch fort und fort die Weckrufe der Dichter, Sänger und Seher zugleich in jenen erhebenden Tagen des Niederganges der Fremdherrschaft.

Förster erzählt in seinem Werke über die Befreiungskriege, wie Theodor Körner seine besten Lieder zunächst für die Waffengefährten gedichtet und sie ihnen in der Regel bei den Wachtfeuern vorgetragen habe. Da hörte man, heißt es an einer Stelle des Förster'schen Werkes, an dem ersten Wachtfeuer: „Willkommen!“ und den Freudenruf: „Körner bringt uns ein neues Lied!“ — „Hier ist's!“ ruft Körner, der wildeste und schmuckste der schwarzen Jäger, die mit Perlen gestickte Brieftasche, ein Geschenk seiner Braut, hoch in der Hand haltend: „Ich sing' es euch nach einer bekannten Weise; stimmt in den Chorus ein und singt den Rundreim kräftig mit!“ — So entstanden die unvergeßlichen Kampflieder Theodor Körner's: „Frisch auf mein Volk! die Flammenzeichen rauchen“, und gleich einem Orkan

brauste es durch die Lande: „Das Volk steht auf, der Sturm bricht los!“ — Neben der Leier Körner's hörte man Arndt's kraftvolle Stimme im Chor der deutschen Freiheitsbarden. Wie er in den Jahren der Knechtschaft gleich einem Propheten des alten Bundes mit donnernder Rede Fürsten und Völkern in das Gewissen gesprochen, so begleiteten im Jahre 1813 seine Gesänge das bewaffnete Volk zur heißen Feldschlacht.“ Von Mund zu Mund, so weit die deutsche Zunge klingt, gingen seine Dichtungen: „Es zog aus Berlin ein tapf'rer Held“, „Deutsches Herz, verzage nicht“, „Durch Deutschland flog ein heller Klang“, „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!“ Vor allen aber hallte lange nach sein zu Königsberg entstandenes Lied: „Was ist des Deutschen Vaterland?“ — Die jahrhundertalte Sehnsucht des deutschen Volkes nach Einigung fand darin den kernigsten, gewaltigsten Ausdruck.

Auch Max von Schenkendorf, Friedrich Rückert und viele Andere fuhren fort, das Volk mit den Klängen ihrer kriegerischen Muse in den heiligen Streit zu begleiten, zum Siege und in den Tod. „Leier und Schwert“ waren unzertrennliche Genossen jener großen Zeit. — W. von Merckel sagt später aus jenen Tagen:

„Das Gewehr zur Attake! Mit Hurrah los!“
Und drein in die blitzende Enge!
Und drauf mit Stich und Kolbenstoß!
Und durch — durchs Eisengedränge!

— — — — — — — — — — — — — — —

Was war's, das uns damals den Sieg erwarb,
Als vor der Freiheit heil'ger Rache
Der stolze Ruhm des Kaisers verdarb?

Daß in jedem Herzen geschrieben stand:
„Mit Gott für König und Vaterland!“





Waffenstillstand von Poischwitz und Folgen.

Es wurde bereits oben darauf hingewiesen, daß Rußland und Preußen schon vor den Schlachten bei Lützen und Bautzen über die Stellung Oesterreichs Napoleon gegenüber keineswegs mehr im Unklaren waren, jedenfalls aber mit voller Sicherheit annehmen durften, daß Oesterreich, welches auch der erste Verlauf des begonnenen Feldzuges sein mochte, unter keinen Umständen seine Heeresmacht zu Gunsten Napoleon's in die Wagschale werfen werde. Der österreichische Bevollmächtigte, Graf Stadion, einer der eifrigsten Gegner des Imperators, hatte darüber, ganz im Sinne seines Kaisers handelnd, im Lager der Verbündeten die beruhigendsten Versicherungen ausgesprochen. Aber auch der Staatskanzler Oesterreichs, Graf Metternich, dem man vielleicht nicht mit Unrecht nachsagte, daß er in einer früheren Periode, namentlich während seines Aufenthaltes als österreichischer Gesandter in Paris, sich durch Napoleon habe blenden lassen, ja eine Zeit lang zu dessen Bewunderern und ergebenen Anhängern gehört habe, hatte sich inzwischen die Gesinnung des Kaisers Franz zu eigen gemacht und vertrat nun die daraus sich ergebende Politik mit der ihm eigenen diplomatischen Gewandtheit und Geschmeidigkeit und dabei gleichwol mit einer Konsequenz, die vielleicht selbst über die ursprünglichen Absichten seines Monarchen hinausgehen mochte. Während er äußerlich den Schein zu wahren suchte, als sei die österreichische Regierung aufrichtig bestrebt, mit Napoleon auf gutem Fuße zu bleiben, streifte er doch in der Annahme, daß Oesterreich jetzt die Entscheidung in der Hand habe, und daß es zugleich im eigenen Interesse handele, wenn es die völlige Vernichtung Preußens nicht nur hindere, sondern sogar bis zu einer gewissen Grenze seine Wiedererstarkung fördere, allmählich die Fesseln ab, welche das erzwungene Bündniß vom Jahre 1812 mit Frankreich ihm auferlegt hatte. Schon im März des Jahres 1813 war der österreichische Gesandte in Paris, Graf Bubna, angewiesen worden, zu erklären, daß der Allianzvertrag vom vorigen Jahre auf die gegenwärtigen Umstände nicht mehr anwendbar und daher als erloschen zu betrachten sei. Sofortige Kriegserklärung wäre unter anderen Verhältnissen die Antwort Napoleon's gewesen; aber die Lage hatte sich eben geändert, und es war von ihm deshalb, als sich trotz zweier gewonnener Schlachten der unfertige Zustand seines Heeres und namentlich der gänzliche Mangel an brauchbarer Reiterei in der empfindlichsten Weise herausgestellt hatte und Eins wie das Andere seine weiteren Operationen zu lähmen drohte, sogar der Vorschlag Oesterreichs, den Frieden unter den streitenden Parteien vermitteln zu wollen, bereitwillig angenommen werden. Das nächste Ergebniß dieser Vermittlung war

dann der Waffenstillstand gewesen, bei dessen Abschluß Napoleon zum ersten Mal, seit er seine Siegeslaufbahn betreten hatte, wirkliche Opfer brachte, Opfer, die für ihn um so schwerer waren, als er mit ihnen schließlich doch nicht die von ihm erhofften Vortheile gewann.

Gar bald mußte er erkennen, daß er sich in Bezug auf die Bedeutung und die zu erwartenden Folgen des Waffenstillstandes getäuscht hatte. Getäuscht hatte man sich darüber freilich auch in den Kreisen der Verbündeten; namentlich hielten Diejenigen, welche in den Gang der bisherigen, streng geheim gehaltenen diplomatischen Verhandlungen zwischen Oesterreich einerseits und Rußland und Preußen andererseits nicht eingeweiht waren, diesen Waffenstillstand für den Anfang des Endes. Besonders in Preußen herrschte unmittelbar nach dem Abschluß desselben eine tiefgehende Aufregung. Die Stimmung des russischen Heeres, insbesondere seiner obersten Befehlshaber war bekannt; man fürchtete, daß Alexander auf die Dauer den daher rührenden Einflüssen nicht werde widerstehen können; schon sprach man von einem beabsichtigten Rückzuge der Russen über die Weichsel — und was sollte dann aus Preußen werden? So großartig auch der Aufschwung und die Begeisterung im preußischen Volke und im Heere war, so war Preußen allein, das verhehlte man sich nicht, doch dem noch immer furchtbaren Gegner keineswegs gewachsen. Zum Glück für unser Vaterland waren die gehegten Befürchtungen grundlos.

Oesterreichs bewaffnete Vermittlung. Napoleon hat später einmal den Ausspruch gethan, daß er mit der Annahme des Waffenstillstandes einen seiner schwersten Fehler begangen habe, und daß, wenn er seine gesammten Streitkräfte zu einem dritten entscheidenden Schlage gegen die Verbündeten zusammengefaßt hätte, der weitere Gang der Ereignisse ein anderer geworden wäre. Etwas Wahres liegt in diesem Ausspruch allerdings; aber doch nicht die volle Wahrheit. Napoleon konnte eben nicht mehr wie früher handeln, wie ihm beliebte; er brauchte den Waffenstillstand, brauchte ihn im Hinblick auf die Beschaffenheit seiner Streitkräfte fast noch nöthiger als die Verbündeten, und selbst wenn er ihn nicht gebraucht hätte, die drohende Haltung Oesterreichs nöthigte ihn, in denselben zu willigen.

Allerdings war für Napoleon der Waffenstillstand von Poischwitz der Anfang seines Endes, aber nicht weil er ihn schloß, sondern, wie Oncken sehr richtig bemerkt, *weil er ihn schließen mußte*. „Wenn die Verbündeten nicht im guten Glauben den Frieden wollen", sagte Napoleon bald nach dem für ihn so verhängnißvollen 4. Juni zu einem seiner Generale, „so kann uns dieser Waffenstillstand sehr fatal werden". Und er wurde ihm sehr fatal, denn die Verbündeten wollten den Frieden thatsächlich nicht, und wenn sie auch zunächst zu den Vermittlungsversuchen Oesterreichs, das inzwischen aus der einfachen Vermittlung bereits zur *bewaffneten Vermittlung* übergegangen war, ihre Zustimmung gaben, so behielten sie sich doch, selbst für den allerdings nichts weniger als wahrscheinlichen Fall der Annahme der von Oesterreich zu stellenden Friedensbedingungen durch Napoleon, vollkommen freie Hand für ihre weiteren Entschließungen vor. Diese Bedingungen nämlich, wenngleich immerhin hart für Napoleon, den verwöhnten Günstling des Glücks, enthielten doch bei weitem nicht Das, was Rußland und namentlich Preußen in einem ehrenvollen Frieden zu erlangen suchen mußten, und wofür die Völker den letzten Blutstropfen einzusetzen entschlossen waren. Diese Bedingungen, deren Annahme seitens Napoleon's mit den Waffen in der Hand zu erzwingen Oesterreich sich den Verbündeten gegenüber verpflichtete, forderten von Napoleon die Abtretung Illyriens an Oesterreich, Auflösung des Rheinbundes und des Herzogthums Warschau, Verzicht auf die deutsche Nordküste und endlich Wiedereinsetzung Preußens in seinen alten Besitzstand bis zur Elbe mit einer festen Grenze an dieser. Daß auf solche Bedingungen hin nicht ein wirklicher Friede, sondern höchstens ein vielleicht auf mehrere Jahre verlängerter Waffenstillstand zu Stande kommen konnte, das konnte für Jeden, der sehen wollte, nicht zweifelhaft sein.

Die leitenden Staatsmänner der vermittelnden Macht selbst zweifelten keinen Augenblick, daß Napoleon auf diese Bedingungen unter keinen Umständen eingehen würde. —

Sie waren auch thatsächlich kaum etwas Anderes als ein Prüfstein, an dem sich die Unverbesserlichkeit Napoleon's, seine entschiedene Abneigung zeigen sollte, auch nur auf das Geringste von Dem zu verzichten, was er mit dem Blute von Hunderttausenden erkämpft hatte; für Metternich selbst war damals schon der thatsächliche Eintritt Oesterreichs in die russisch-preußische Allianz und seine Betheiligung am Kampfe gegen Napoleon nur noch eine Frage der Zeit. Kaiser Franz freilich schreckte noch immer vor dem letzten, äußersten Schritte zurück. Gewiß wünschte auch er, der legitime Nachfolger einer langen Reihe von Herrschern auf dem Throne Oesterreichs, nichts sehnlicher, als eine empfindliche Demüthigung des korsischen Emporkömmlings, der ihm zu wiederholten Malen seine Ueberlegenheit so bitter hatte fühlen lassen; aber er hätte es immerhin lieber gesehen, wenn sich auf friedlichem Wege und ohne weiteres Blutvergießen das erstrebte Ziel hätte erreichen lassen.



Auf einem der Sammelplätze der Oesterreicher im Jahre 1813. Zeichnung von A. Beck.

Den Kaiser von der Unmöglichkeit der Erfüllung dieses Wunsches zu überzeugen, das war der Gedanke, welcher Metternich leitete, und deshalb legte er Napoleon jene Bedingungen vor, die er mit Ehren hätte annehmen können, von denen aber der Staatskanzler im voraus nahezu mit Bestimmtheit wußte, daß er sie nicht annehmen werde. Der Entschluß des Wiener Kabinets war eben damals bereits gefaßt, und wenn man sich trotzdem immer noch den Anschein aufrichtiger Friedensbestrebungen gab, so hatte man dafür gute Gründe. Die österreichische Armee war noch nicht schlagfertig, große Abtheilungen der besten Truppen standen noch an den entfernten Grenzen des Reiches und brauchten längere Zeit, ehe sie sich mit dem Hauptheere in Böhmen vereinigen konnten. Aus diesem Grunde wirkte deshalb auch Metternich für eine Verlängerung des Waffenstillstandes, zu der man sich von Seiten Preußens und Rußlands freilich nur höchst ungern und nur aus Willfährigkeit gegen Oesterreich, das zur Zeit noch nicht losschlagen zu können erklärte, bereit finden ließ.

Anders Napoleon. Dieser hatte von vornherein eine längere Dauer des Waffenstillstandes gewünscht, um in Ruhe die ungeheuren Heeresnachschübe bewerkstelligen und die

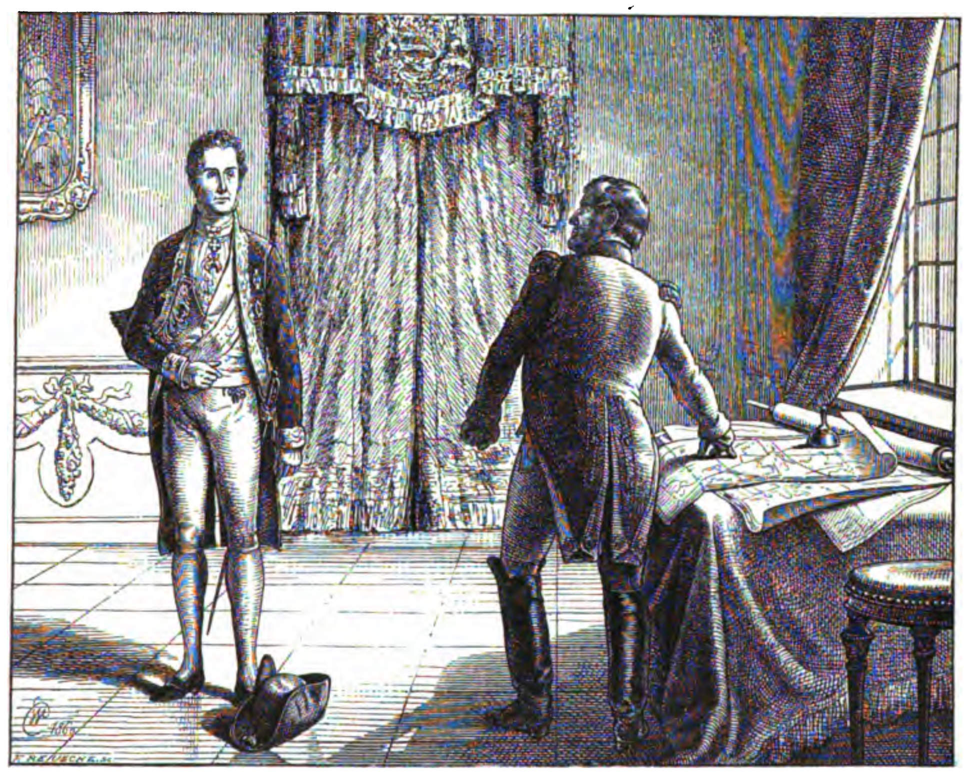
unausgebildete Reiterei wenigstens einigermaßen einüben lassen zu können. Bei den Unterhandlungen, welche dem Waffenstillstande von Poischwitz vorhergingen, hatten die französischen Bevollmächtigten ursprünglich eine dreimonatliche Dauer desselben befürwortet und nur der entschiedenen Weigerung der Verbündeten gegenüber sich mit der kürzeren Frist begnügt. Bereitwillig ging deshalb Napoleon auf den diesbezüglichen Vorschlag Oesterreichs ein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß er sich damals immer noch über die wahre Gesinnung des Wiener Kabinets, bei dem er ausschließlich eigensüchtige Zwecke als Beweggrund seines Handelns annehmen zu dürfen glaubte, in Selbsttäuschung befand; ja er gab sich noch der Hoffnung hin, durch einseitiges Entgegenkommen schließlich doch den Kaiser Franz, wenn nicht für einen thätigen Beistand, so doch wenigstens für die Neutralität während des weiteren Kampfes zu gewinnen und den Bruch mit Oesterreich zu vermeiden.

Zusammenkunft in Dresden. In diesem Sinne veranlaßte der französische Kaiser den Staatskanzler, sich zu einer persönlichen Besprechung mit ihm in Dresden einzufinden. Dort fand nun am 28. Juni jene berühmte achtstündige Unterredung zwischen Napoleon und Metternich statt, die, wenngleich thatsächlich nicht mehr von großer Bedeutung, doch immerhin wenigstens äußerlich einen entscheidenden Wendepunkt in den politischen Ereignissen jener Tage kennzeichnet. Napoleon empfing Metternich freundlich und zuvorkommend, aber er fand diesmal nicht mehr in ihm den geschmeidig sich fügenden Diplomaten, sondern den Staatsmann, der sich bewußt war, die Entscheidung in der Hand zu haben, und der aus diesem Bewußtsein kein Hehl machte. Bald nahm deshalb die Unterredung einen heftigen Charakter an; Napoleon erging sich in Schmähungen gegen seinen kaiserlichen Schwiegervater, der ein treuloses Spiel mit ihm getrieben habe, und nannte es „eine Dummheit, eine recht große Dummheit", die er begangen, als er sich mit einer österreichischen Erzherzogin vermählt habe. In der Aufregung des Gesprächs vermochte er sich kaum zu beherrschen, die ganze Wildheit, ja Roheit des Emporkömmlings trat in einzelnen seiner Worte, seiner Bewegungen zu Tage. Wüthend schleuderte er, nachdem ihm Metternich die Bedingungen vorgelegt hatte, auf welche hin allein weiter verhandelt werden könne, seinen Hut zur Erde, und Metternich fühlte sich nicht berufen, ihn aufzuheben. „Napoleon erschien mir klein in diesem Augenblick", schrieb er später in seinen Memoiren, in welchen die eingehende Schilderung dieser Unterredung besonders interessant ist.

Gleichwol sah sich Napoleon unter dem Drange der Umstände zur Nachgiebigkeit genöthigt; das Resultat der Unterredung war die förmliche Anerkennung der bewaffneten Vermittelung Oesterreichs, die bereits erwähnte Verlängerung des Waffenstillstandes bis zum 10. August und endlich der Beschluß, daß ein Kongreß von Bevollmächtigten Preußens, Rußlands, Frankreichs und Oesterreichs unter Leitung des letzteren am 10. Juli in Prag zusammentreten und versuchen sollte, auf Grund der vorgeschlagenen Bedingungen ein friedliches Uebereinkommen aller Betheiligten herbeizuführen. Eine thatsächliche Bedeutung hatte, wie bereits angedeutet, diese Unterredung eben so wenig wie der in derselben beschlossene Kongreß, denn schon am 27. Juni, also ehe noch jene Audienz Metternich's bei Napoleon stattgefunden hatte, war von Seiten Oesterreichs der Vertrag von Reichenbach unterzeichnet worden, der Oesterreich zum Beitritt zum preußisch-russischen Bündniß verpflichtete und schon im voraus über seine Stellung innerhalb dieser Allianz feste Bestimmungen gab.

Kongreß zu Prag. Daß auch Napoleon an einen Erfolg des Prager Kongresses nicht glaubte, sondern durch seine Zustimmung zu demselben nur Zeit zu gewinnen trachtete, um durch Sonderverhandlungen mit den einzelnen Verbündeten günstigere Bedingungen zu erhalten, oder, falls das nicht möglich, doch seine weiteren Kriegsrüstungen für den bevorstehenden Entscheidungskampf möglichst zu vervollständigen, das sollte durch sein und seiner Bevollmächtigten Verhalten bald offen zu Tage treten. — Rechtzeitig trafen der preußische und der russische Bevollmächtigte, Wilhelm von Humboldt und Baron von Anstett, in Prag ein und überreichten Metternich ihre Vollmachten.

Erst sechzehn Tage später, am 28. Juli, kamen auch die Delegirten Napoleon's, Graf Narbonne und Caulaincourt, aber ohne genügende Vollmacht, und zudem mit Vorschlägen über die Art und Weise, wie die Verhandlungen des Kongresses geführt werden sollten, auf die weder der Leiter desselben, Graf Metternich, noch die Bevollmächtigten Preußens und Rußlands eingehen zu können erklärten. So verging in leeren Hin- und Widerreden über Formen und Aeußerlichkeiten ein Tag nach dem andern; ein wenige Tage vor dem Ablauf des Kongresses, der auf den 10. August festgesetzt war, an Napoleon gerichtetes Ultimatum blieb unbeantwortet, der verhängnißvolle 10. August kam heran, und mit dem Schlage der Mitternachtsstunde vom 10. zum 11. erklärten Wilhelm von Humboldt und Baron von Anstett ihre Vollmachten für erloschen. Den französischen Delegirten wurden ihre Pässe zugestellt, und in langer Kette flammten, auf Befehl Metternich's entzündet, auf den böhmischen Bergen von Prag bis zur schlesischen Grenze die Feuerzeichen auf.



Metternich und Napoleon in Dresden. Nach Camphausen.

Sie zeigten den Heeren der Verbündeten an, daß die Verhandlungen abgebrochen und der Einmarsch in Böhmen zum Zwecke ihrer Vereinigung mit der Hauptarmee ihnen frei stehe. — Zwei Tage später hatte Napoleon die förmliche Kriegserklärung in Händen; ein nachträglicher Versuch seinerseits, jetzt noch Verhandlungen anzuknüpfen, wurde zurückgewiesen, die Waffen sollten über das fernere Geschick Europa's entscheiden.

Es läßt sich nicht verkennen, daß durch den Beitritt Oesterreichs zur preußisch-russischen Allianz ein neues Element in den Befreiungskampf hineinkam. Als einen Volkskrieg gegen den Unterdrücker, als einen Krieg um Freiheit und Ehre hatte man namentlich in Preußen den Kampf gegen Napoleon begonnen, das Volk hatte sich erhoben und die Regierung, an ihrer Spitze der Monarch, hatte das Volk selbst dazu aufgerufen.

Anders in Oesterreich. Kaiser Franz und die Männer, welche an der Spitze des Staates standen, huldigten noch durchaus den Grundsätzen des vorigen Jahrhunderts.

„Alles für das Volk, nichts durch das Volk“, das war der Grundsatz, dessen strengste Befolgung sie für die erste Bedingung einer geordneten Staatsleitung hielten, und so vermochten sie dem begeisterten Aufschwunge, der sich in Preußen kundgegeben hatte, der selbstthätigen Mitwirkung aller Schichten des Volkes, nicht die Theilnahme entgegen zu bringen, wie der von solchen Vorurtheilen weniger beeinflußte Friedrich Wilhelm III. Indem nun Oesterreich dem großen Waffenbunde mit seiner gewaltigen Heeresmacht, die ihm im Rathe der Betheiligten eine entscheidende Stimme sichern mußte, beitrat, nahm die weitere Fortführung des Kampfes jetzt mehr und mehr den Charakter eines sogenannten „Kabinetskrieges“ an: das Volk sollte kämpfen, sollte siegen, sollte das Vaterland von seinem Unterdrücker befreien, aber es sollte von vornherein allen weiteren Hoffnungen, wie sie namentlich der vielgenannte Aufruf von Kalisch erweckt hatte, entsagen; nur den Fürsten allein sollte die spätere Neuregelung der Verhältnisse Deutschlands vorbehalten bleiben. So sehr das nun auch zu bedauern ist, so darf man doch nicht vergessen, daß erst durch Oesterreichs Anschluß an die Verbündeten die Bekämpfung und endliche Niederwerfung mit sicherer Aussicht auf Erfolg möglich wurde. Allerdings wird Preußen immer der Ruhm bleiben, durch seine opferfreudigen Anstrengungen, durch den an die Tapferkeit der Alten gemahnenden Heldenmuth seiner Söhne das Meiste, bei weitem das Meiste zur Erreichung des gemeinsamen Zieles gethan zu haben. Aber man darf nicht unterlassen, auch stets anerkennend der Bundesgenossen zu gedenken, welche, wenngleich von anderen Beweggründen geleitet, an ihrem Theile zu Erreichung des Endzieles beigetragen haben.

Napoleon verhehlte sich, nachdem die Einigung Preußens, Rußlands und Oesterreichs zur Thatsache geworden war, die Schwierigkeit und das Bedenkliche seiner Lage keineswegs, und wir wissen aus Zeugnissen seiner Umgebung, daß seine Stimmung in jenen Tagen eine überaus düstere war. Sein Vertrauen zu sich selbst war schwächer geworden; mit seinen eigenen Worten gesteht er dies ein. „Das Allerschlimmste in meiner damaligen Lage, das, was meine Qual vollendete, war, daß ich die entscheidende Stunde sich nahen sah. Mein Stern erblich, ich fühlte die Zügel meinen Händen entfallen und vermochte nichts dagegen zu thun.“ Hören wir weiter, wie ihm damals seine Generäle erschienen! „Das waren nicht mehr die Leute vom Beginn unserer Revolution, noch die aus der Zeit meiner schönen Tage. . . . . Mehrere haben, wie man mich versichert, es gewagt, zu sagen: „Zu Anfange des Krieges habe man für die Republik, für das Vaterland gefochten, während man zuletzt sich nur für einen Einzigen, für seine Interessen, für seinen Ehrgeiz schlagen solle. . . . .“ Was giebt er als Grund der Gesinnungsänderung seiner Generäle an? „Ich hatte sie mit zu vielen Auszeichnungen, Ehren, Gütern vollgestopft“, sagte er ingrimmig; „sie hatten den Becher der Freude geleert, und sie verlangten nach Ruhe, die sie um jeden Preis erkauft hätten. Das heilige Feuer war bei ihnen erloschen. . . . .“ Das heilige Feuer!

Wie viel unreine Elemente in diesem „heiligen“ Feuer vorhanden waren, haben wir gesehen. — Natürlich glühte das „heilige Feuer“ nicht mehr, er selbst hatte es ja verlöscht, jenes Feuer, das anderer Nahrung begehrt, als „Auszeichnungen, Ehren und Güter!“ —

Aber es war noch ein Anderes, was Napoleon's Seele umnachtete. Seit der Zeit, als er, seines Ursprunges vergessend, die Kaiserkrone sich auf sein Haupt gesetzt und dadurch sich vom Volke getrennt hatte, war sein Streben dahin gegangen, mit den Fürstenhäusern Europa's in enge verwandtschaftliche Verbindung zu treten. Seine Angehörigen und Schützlinge hatten sich mit Prinzen und Prinzessinnen vermählt, er selbst hatte eine Kaiserstochter als zweite Gemahlin heimgeführt, aber damit doch nicht erreichen können, daß man in ihm einen Ebenbürtigen sah. Vielmehr begann sich jetzt in den alten Fürstenhäusern und Adelskreisen der Geist der Legitimität mächtig gegen ihn zu regen; trotz der Verwandtschaft mit den ältesten Fürstengeschlechtern und trotz eines Aufwandes, wie ihn kein anderer europäischer Fürst machen konnte, ward er doch und gerade jetzt an den mächtigsten Höfen Europa's nur als der „Advokatensohn aus Ajaccio“ betrachtet.



Von Dresden bis Leipzig.

Nach allen Seiten hin erblickte Napoleon nur einen Verlust, nirgends einen Gewinn an Macht und an Ansehen. Nach und nach hatte sich — das sahen die Einsichtigen in Frankreich Alle ein — der Kampf der Franzosen für höhere Ideen, für Freiheit und Vaterland in einen Kampf um Kriegsruhm, vornehmlich im Interesse eines Gebieters verwandelt, dessen unersättlicher Ehrgeiz nur immer neue Opfer von allen Seiten verlangte. Die Umgebung desselben aber empfand mit dem Erbleichen des Sternes des Imperators mehr denn je die Launen und Rücksichtslosigkeiten eines Despoten, der wahrlich nicht mehr dem jugendlichen Helden von Marengo glich! Denn der Kaiser, den seine Grenadiere früher den „Kleinen Korporal" nannten, war immer dicker, immer gelber von Gesichtsfarbe — mit einem Worte immer häßlicher geworden. Freilich leuchtete sein kriegerisches Genie auch während der neubeginnenden Kriegsperiode immer wieder auf, die Leistungen seiner Unterfeldherren konnten aber mit denen ihres Herrn und Meisters nicht in Vergleich gestellt werden.

Vierzig Jahre lang haben die Franzosen von der erdrückenden Uebermacht der Gegner Napoleon's im Sommer 1813 geredet, in neuester Zeit aber ist durch den Historiker von Sybel auf Grund der amtlichen Etats der kämpfenden Heere festgestellt worden, daß die gesammte Streitmacht Napoleon's 450,000, die der Verbündeten aber etwas über 470,000 Mann betrug, wie wir aus Nachstehendem ersehen.

Stärke der beiderseitigen Streitkräfte. Nach den zuverlässigsten Angaben war die Stärke und Zusammensetzung der einzelnen Heerestheile folgende.

Die **Nordarmee,** unter Bernadotte, dem Kronprinzen von Schweden, über dessen Charakter und Absichten oben das Nöthige gesagt worden ist, umfaßte zwei preußische Armeecorps unter Bülow und Tauentzien, zusammen 78,000 Mann; zwei russische Corps unter Wintzingerode und Woronzow (24,000 Mann); ein zumeist aus Hannoveranern bestehendes Corps unter Walmoden (28,000 Mann) und endlich die Schweden in der Stärke von etwa 20,000 Mann, was eine Gesammtstärke der Nordarmee von 150,000 Mann ergiebt, ungerechnet eine etwa 4000 Mann starke Kosackenabtheilung unter Tschernitscheff.

Die **Schlesische Armee** zählte nur 95,000 Mann; aber sie bestand zumeist aus den besten und erprobtesten Kräften und hatte in Blücher einen Oberbefehlshaber, durch den sie bald zur treibenden Kraft des Krieges gemacht werden sollte. Sie umfaßte zwei russische Corps unter Langeron und Sacken, zusammen 50,000 Mann, zwei kleinere russische Abtheilungen unter Korff und Pahlen, etwa 10,000 Mann, und das I. preußische Armeecorps unter York in der Stärke von 40,000 Mann.

Die **Böhmische Armee** unter dem Oberbefehl des Fürsten Schwarzenberg umfaßte die sämmtlichen österreichischen Corps, einschließlich der vom Großfürsten Konstantin kommandirten Reserve, zusammen 155,000 Mann stark, ferner ein russisches Corps unter Wittgenstein in der Stärke von 33,000 Mann und endlich das II. preußische Armeecorps unter Kleist, einschließlich der bei der Reserve stehenden 7000 Mann preußischer Garde, etwa 48,000 Mann, sodaß demnach die gesammten Streitkräfte dieses böhmischen Heeres — auch das große Heer oder das „Hauptheer“ genannt, sich auf rund 230,000 Mann beliefen.

Der Oberbefehlshaber des Hauptheeres, Fürst Schwarzenberg, wurde — Oesterreich hatte dies trotz des Widerstrebens namentlich des russischen Zaren durchzusetzen gewußt — zum Generalissimus aller Heere der Verbündeten ernannt. Zwar fehlte es diesem Heerführer an Entschlossenheit und hervorragendem militärischen Talent; aber die Wahl desselben war gleichwol nicht als eine unglückliche zu bezeichnen, da er mehr als Andere durch verbindliches Wesen, Mäßigung, verbunden mit Kriegserfahrung und achtbarem Charakter, befähigt war, die Schwierigkeiten der Lage, welche sich aus der eigenartigen Zusammensetzung des Heeres ergeben mußten, zu überwinden. Diese Schwierigkeiten wurden dadurch wahrlich keine geringeren, daß die drei verbündeten Monarchen persönlich im Hauptquartiere verweilten und kleine und größere Mißhelligkeiten ganz unausbleiblich erschienen.

Napoleon's Heeresmacht vertheilte sich auf der Elblinie von der Grenze Böhmens bis Hamburg; der Kern seiner Macht stand um Dresden in vortheilhafter centraler Stellung. Sein Plan ging dahin, sich von hier aus, ähnlich wie es Friedrich der Große seiner Zeit von Sachsen aus gethan hatte, auf die einzelnen Heere seiner Gegner zu werfen und sie zu zermalmen.

Der Kriegsplan der Verbündeten wurde nicht, wie vielfach erzählt worden ist, von Bernadotte, sondern von dem russischen General Toll entworfen und in Gemeinschaft mit Knesebeck, der dem preußischen, und von Radetzky, der dem österreichischen Generalstab angehörte, festgestellt. Die Berathungen über denselben begannen unter Betheiligung Oesterreichs an demselben Tage, dem 10. Juli, an welchem der getroffenen Verabredung gemäß der Friedenskongreß zu Prag eröffnet werden sollte. Bereits am 12. Juli war dieser Plan, nach dem Orte der Berathung der Trachenberger Kriegsplan genannt, fertig und wurde alsbald von den verbündeten Monarchen, auch von Kaiser Franz, unterzeichnet. Diesem Plane zufolge sollte der lauernde Gegner durch das Vorgehen bald dieser, bald jener Armee zum Vorrücken genöthigt, und während die Armee, die ihn aufgestört, sich fechtend zurückziehe, von einer der anderen in der Flanke oder im Rücken angegriffen, auf diese Art demnach fortgesetzt beunruhigt und ermüdet werden. Die Durchführung einer solchen Rolle erschien dem feurigen Blücher so widerwärtig, daß er nur nachgab, sein Kommando zu behalten, als ihm ausdrücklich zugestanden ward, eine Schlacht annehmen zu dürfen, wenn es unter günstigen Umständen geschehen könne und er namentlich keine unverhältnißmäßige Uebermacht gegen sich habe. — Kaum hatte Blücher diese Zusage in Händen, so rückte er mit seiner Armee gegen Napoleon vor. Da jener Held von nun an immer unaufhaltsamer die Ruhmesbahn durcheilt, auf welcher sein Name bis in späteste Zeiten umleuchtet von strahlendem Glanze erscheint und mit ihm der Armeetheil, den er kommandirte, immer mehr hervortritt, so möge zuvörderst ein Wort über Wesen und Charakter dieses Heerführers gesagt werden.

Gebhard Leberecht von Blücher, 1742 in Rostock geboren, kam in seinem vierzehnten Lebensjahre zu einem Oheim nach der Insel Rügen. Früh schon zeigte der Junker einen feurigen Sinn, dabei ein offenes, biederes Gemüth. Ehrenfest war der Geist des Hauses, in dem er jetzt lebte, für gediegenen Unterricht sorgte freilich der Onkel nicht. So mußte denn zumeist das Leben die Schule für unsern Helden werden. Verwegenen Muthes sah man ihn oft Klippen des Meeresufers übersteigen, die bisher für unzugänglich gehalten worden waren, oder bei heftig bewegter See zur Lust im schwankenden Boote durch die Wellen segeln. Niemand blickte so heiter drein, wenn Gefahr ihn umtoste, als der schlanke und in Gesundheit erblühende Jüngling, der bald auch Kraft genug gewann, das wildeste Roß zu bändigen. Da sah er schwedische Husaren, echte Kriegergestalten, und sofort trat er als Junker in den schwedischen Reiterdienst. Die Schweden unternahmen um jene Zeit bisweilen Streifzüge in die Mark Brandenburg. Dies führte unsern Junker zuerst in das Land, mit dessen Geschicken sein Leben später so innig verflochten werden sollte. Bei Zusammenstößen war er am liebsten in vorderster Reihe; traf es sich, daß der Feind eine feste Stellung innehatte, so daß ein Angriff unthunlich erschien, so geschah es wol, daß Blücher gegen ihn vorsprengte und ihn durch Zurufe, wie der Uebermuth sie ihm eingab, reizte. Bei einer solchen Gelegenheit jagt unerwartet ein handfester preußischer Husar auf ihn ein, das Pferd des Flüchtigen stürzt, der kecke Junker ist gefangen. Der preußische Husarenoberst, dem der junge Feuerkopf zugeführt ward, fand an demselben so viel Gefallen, daß er ihn, statt ihn mit anderen Gefangenen in die nächste Festung zu senden, bei sich behielt. Bald darauf gab Blücher den Wunsch zu erkennen, in preußische Dienste zu treten.

In seinem zwanzigsten Jahre finden wir ihn als preußischen Husarenoffizier, als welcher er im Siebenjährigen Kriege unter des großen Königs Fahnen ficht. Für einen Feuergeist seiner Art paßte die darauf folgende Friedenszeit wenig, er führte so manchen tollen Streich aus, und als er infolge dessen bei einer Beförderung übergangen ward, forderte er trotzig seinen Abschied, der ihm von Friedrich dem Großen mit den Worten gewährt ward: „Der Rittmeister von Blücher kann sich zum Teufel scheren!"

Nun betrieb Blücher auf dem Gute seines Schwiegervaters in Polen die Landwirthschaft; einige Jahre später kaufte er das Gut Groß-Raddow in Pommern und ließ es sich angelegen sein, sein Besitzthum zu erweitern und zu verbessern. Doch ob er gleich als Landwirth die schönsten Erfolge aufzuweisen hatte, fühlte er sich doch nicht glücklich. Die Natur hatte ihn einmal zu einem Krieger bestimmt. Wiederaufnahme in den preußischen Militärdienst zu finden, gelang ihm jedoch zu Lebzeiten Friedrich's des Großen nicht; erst der Nachfolger desselben genehmigte seinen Wunsch, und Blücher trat als Major bei den Husaren ein. In den Rheinfeldzügen gewann er sich den Namen des neuen Zieten und zog die Aufmerksamkeit des jungen Kronprinzen, spätern Königs Friedrich Wilhelm III., auf sich, der ihm auch nach seinem Regierungsantritte seine Gunst zuwandte und ihn zum Generalleutnant erhob.

Wie tüchtig sich bei Jena und in Lübeck der damals schon vierundsechzigjährige Blücher geschlagen, ist mitgetheilt worden. Der Schmerz über die Schmach, die Blücher über Preußen hatte hereinbrechen sehen, und die nicht enden zu wollen schien, umnachtete eine Zeit lang seinen Geist dermaßen, daß seine Umgebung erschreckt wähnte, Irrsinn an ihm wahrzunehmen. Ueber den Zustand, von dem er ergriffen worden war, ist Sicheres nicht festzustellen; das aber ist unzweifelhaft: er schaute nicht verzagt in die Zukunft, sondern verkündete mit gläubiger Zuversicht den Sturz des mächtigen Imperators und die Befreiung des Vaterlandes. Im Jahre 1812 hatte Blücher wegen schmähender Aeußerungen gegen Napoleon seine Stellung in der Armee aufgeben müssen; aber in Gemeinschaft mit Scharnhorst und Gneisenau, die den Werth des Helden zu schätzen wußten, arbeitete er desto eifriger an der Vorbereitung zur Erhebung gegen den Verhaßten. Seine oft rücksichtslose Offenheit und Derbheit hatte ihm manche Feinde in der Umgebung des Königs erweckt; von

diesen wurden nun, als die Zeit der Erhebung angebrochen war, eifrig Vorstellungen gegen seinen Wiedereintritt in die Armee erhoben. Glücklicherweise hielt diesen kleinen Seelen Scharnhorst die Wage. — Blücher war es schlechterdings unmöglich, seine Gedanken zu verbergen oder den mildernden Ausdruck derselben je nach dem Range des ihm Gegenüberstehenden zu finden. Als der König, dem er in wahrer Heldentreue anhing, ihm nach dem so rühmlichen Gefechte bei Haynau vorhielt, daß er die Garden dabei zu wenig geschont habe, brauste er auf: „Ew. Majestät, ich bedaure herzlich den Verlust manches braven Kerls, aber bei solcher Gelegenheit ist der Kopf eines Gardisten nicht mehr werth, als der Kopf eines Landwehrmannes.“



Standbild von Gebhardt Leberecht von Blücher, Fürst von Wahlstadt, auf dem Blücherplatz in Breslau.

Blücher, jetzt bereits zweiundsiebzig Jahre alt, war noch in voller Manneskraft, „eine“ — nach Arndt's Worten — „herrliche Gestalt, groß und schnell, mit den schönsten, rundesten Gliedern vom Kopf bis zum Fuß, seine Arme, Beine, Schenkel noch fast wie die eines Jünglings scharf und fest gezeichnet.“

Zu dem Bilde Blücher's gehört das seines Generalstabschefs von Gneisenau, des kenntnißreichen, besonnenen Mannes, den ein gütiges Geschick dem feurigen Heldengreise an die Seite gestellt hatte.

August Wilhelm Anton von Gneisenau, wurde als Sohn unbemittelter Eltern im Jahre 1760 in dem sächsischen Schilda geboren. Von seinem „unstet auf Abenteuer in der Welt umherirrenden“ Vater vernachlässigt und von seiner Stiefmutter hart behandelt, verlebte der Knabe in dürftigen Verhältnissen eine ziemlich freudlose Jugend, bis in seinem zwölften Lebensjahre seine in Würzburg wohnende Großmutter sich seiner annahm und für seine weitere Ausbildung sorgte, die anfänglich in einer dem aufgeweckten Knaben wenig zusagenden Weise von Jesuiten und Mönchen geleitet, später unter dem wohlwollenden Einfluß eines ehemaligen protestantischen Geistlichen so günstige Fortschritte machte, daß der junge Gneisenau bereits in seinem siebzehnten Lebensjahre die Universität zu Erfurt beziehen konnte.

Durch den inzwischen erfolgten Tod seiner Großmutter in den Besitz einiger Geldmittel gelangt, gab sich hier der lebenslustige Jüngling dem ungebundenen studentischen Treiben mit voller Seele hin und nahm Theil an allen Vergnügungen und Lustbarkeiten der studirenden Jugend. Bald war unter solchen Umständen sein ohnehin nur kleines großmütterliches Erbe verbraucht, und da ihm zudem das trockene Rechtsstudium wenig zusagte, so trat er bereits im Jahre 1778, seiner Jugendneigung für den Soldatenstand folgend, in österreichische Dienste; doch schied er schon im folgenden Jahre wieder aus und stellte

sich dem Markgrafen von Ansbach-Bayreuth zur Verfügung, weil er in dem amerikanischen Kriege, an welchem im englischen Solde das markgräflich ansbachische Kontingent Theil nahm, Verwendung zu finden hoffte. Sein Wunsch erfüllte sich nur zum Theil; als er im Jahre 1782 mit einem Ersatzcorps in Amerika eintraf, war der Krieg beendigt und er kam nicht mehr ins Gefecht. Immerhin aber fand er dort während seines allerdings nicht langen Aufenthalts Gelegenheit, über den Werth und die Vorzüge von Volksheeren, mit welchen ja auch die amerikanische Republik ihre Unabhängigkeit erkämpft hatte, gegenüber den Söldnerheeren der europäischen Staaten Vergleiche anzustellen, und es ist wol anzunehmen, daß er die hier gemachten Erfahrungen bei seiner eifrigen Thätigkeit für die Reorganisation der preußischen Armee nach 1807 zum guten Theile verwerthet hat. Im Jahre 1783 nach Europa zurückgekehrt, vermochte er es in den engen Verhältnissen seiner Garnisonsstadt Ansbach nicht lange auszuhalten; er wünschte sich ein weiteres Feld für seine Thätigkeit und wandte sich deshalb im Jahre 1785 mit einem Gesuch um Anstellung im preußischen Heere an Friedrich den Großen; bald darauf wurde er dem greisen Kriegsfürsten persönlich vorgestellt, seine hohe, edle Gestalt und sein einnehmendes Wesen machten auf den König den besten Eindruck, und sein Gesuch wurde genehmigt. Nach kurzem Aufenthalt in Potsdam wurde er als jüngster Premierleutnant dem in Löwenberg in Schlesien garnisonirenden Füsilierbataillon Rabenau eingereiht und machte als solcher den polnischen Feldzug von 1793 und 1794 mit, freilich sehr gegen seine Neigung, da er nichts sehnlicher gewünscht hatte, als an den gleichzeitigen Kämpfen gegen die französische Republik Theil nehmen zu dürfen. Nach seiner Rückkehr wurde er 1795 zum Hauptmann und Compagniechef befördert; in dasselbe Jahr fällt seine Vermählung mit dem Fräulein von Kottwitz, die ihm in langer, glücklicher Ehe als treue Lebensgefährtin zur Seite gestanden hat. Inzwischen schien sein militärisches Avancement vollständig ins Stocken gerathen zu wollen; bis 1806 wurde ihm keine weitere Beförderung zutheil. Doch rüstig weiter strebend, von Eifer und Begeisterung für den Beruf des Soldaten erfüllt, benutzte er diese Zeit, um seine Compagnie, die bald als Musterkompagnie anerkannt war, allseitig auf das Tüchtigste auszubilden; zugleich trat er mit Eifer für die Pflege eines wissenschaftlicheren Geistes in der Armee ein und veröffentlichte mehrere in diesem Sinne gehaltene werthvolle Aufsätze; endlich verwandte er die ihm noch verbleibende Muße zu einer gründlichen militärischen Rekognoszirung der schlesischen Gebirge, wie überhaupt der ganzen Provinz Schlesien, eine Arbeit, die ihm später in seiner



Standbild von August Wilhelm Anton Graf Neidhardt von Gneisenau zu Berlin.

Eigenschaft als Generalquartiermeister der schlesischen Armee wesentlich zu statten kommen und zu den glänzenden Erfolgen derselben im Befreiungskriege in hohem Grade beitragen sollte. Die für Preußen so unglücklichen Jahre 1806 und 1807 verschafften endlich seiner Tüchtigkeit und seinen Verdiensten die gebührende Anerkennung. Schon an dem ersten Treffen bei Saalfeld nahm er rühmlichen Antheil. Nach der Schlacht bei Jena, in welcher er mit Auszeichnung gefochten hatte, wurde er auf Verwendung Scharnhorst's zum Major ernannt. Seiner heldenmüthigen Vertheidigung Kolbergs ist bereits gedacht worden. Der König belohnte seinen Heldenmuth, dem selbst der Feind seine Anerkennung nicht versagen konnte, durch Verleihung des Ordens pour le mérite und weitere Beförderung; eine ihm im Jahre 1809 verheißene königliche Schenkung schlug er jedoch in edler Uneigennützigkeit „mit Rücksicht auf die Nothlage des Staates“ aus. Gneisenau blieb an der Seite von Scharnhorst, so lange dieser sein großes Reformwerk vorbereitete; später ward er zum Chef des Ingenieurcorps ernannt. Von Napoleon und seinen Sendlingen überwacht, unternahm er auf eigene Hand Reisen nach Rußland, Schweden und England, um die Verbindung gegen Frankreich zu Stande bringen zu helfen. Im Jahre 1813 trat er als Generalmajor in das Armeecorps Blücher's. Gneisenau, zur Zeit der Erhebung dreiundfünfzig Jahre alt, war, wie Arndt ihn schildert, „in Haltung, Schritt und Geberden ein Dreißiger, von mittlerem Wuchse, doch stattlichem Bau, löwenartigen Gliedern, gewaltiger Brust, prächtigem Kopfe, freier, breiter, heiterer Stirn, die von dichten Locken überschattet ward, und großen blauen, leuchtenden Augen unter hoch geschwungenen Brauen.“ Ihn nannte Blücher scherzweise oft seinen Kopf, der für ihn denken müsse, und er unterbrach bei einer Gelegenheit einen ihm ertheilten Lobspruch mit den Worten: „Was ist's, das ihr rühmt? Es war meine Verwegenheit, Gneisenau's Besonnenheit und des großen Gottes Barmherzigkeit.“

Ehe wir den Bewegungen Blücher's in Schlesien folgen, haben wir unsere Aufmerksamkeit auf zwei kriegerische Vorgänge zu richten, die in der Provinz Brandenburg stattfanden. — Napoleon hatte den Marschall Oudinot, den „größten Haudegen in der Napoleonischen Tafelrunde“, mit 66,000 Mann abgesandt, um Berlin, das der Herd der vaterländischen Begeisterung war, zu nehmen. Wie es scheint, rechnete er darauf, Bernadotte werde eben so wenig Berlin schützen, wie derselbe Hamburg geschützt hatte; ja er war seiner Sache so sicher, daß er ankündigte, Oudinot werde am 23. August in Berlin einrücken.

Bernadotte traf seine Anordnungen derartig, daß Bülow sah, Berlin solle preisgegeben werden. In dem Kriegsrathe, der am 22. August gehalten wurde, äußerte Bernadotte, er habe Nachrichten, daß Napoleon mit seiner ganzen Armee dem Marschall Oudinot folge, daher es ihm geboten erscheine, sich zurückzuziehen. „Wäre es möglich“, rief Bülow, „daß Ew. Königliche Hoheit Berlin ohne Schlacht dem Feinde überlassen wollten?“ Bernadotte äußerte darauf: „Was ist Berlin? es ist eine Stadt, nichts weiter!“ — „Erlauben Ew. Hoheit“, entgegnete Bülow erregt, „für uns Preußen ist Berlin die Hauptstadt des Königreichs, und ich versichere, daß ich und meine Truppen von Ihren Brücken hinter Berlin keinen Gebrauch zu machen wünschen und lieber vor Berlin mit den Waffen in der Hand fallen wollen.“ Darauf lenkte Bernadotte ein, indem er sagte, es solle, falls Napoleon nicht selbst nachrücke, dem Marschall morgen eine Schlacht geliefert werden. „Den hab' ich weg!“ äußerte Bülow gegen seinen Adjutanten. „Mich bekommt er nicht dazu, daß ich über seine Moabiter Brücken zurückgehe. Unsere Knochen sollen vor Berlin bleichen, nicht rückwärts!“

Bei Großbeeren (23. August). Das feindliche Heer befand sich am folgenden Tage bereits in der Nähe von Großbeeren, einem zwei Meilen von Berlin gelegenen Dorfe, und war nur noch durch einen großen Kiefernwald von den Heerhaufen seiner Gegner getrennt. Schon war es Mittag geworden, und noch hatte Bernadotte keinen Befehl zum Empfange des Feindes ausgegeben. — Jetzt rückten die Franzosen in drei Kolonnen vor; von einer derselben erfolgte bei Blankenfelde auf Tauentzien ein Angriff; sie ward in heftigem Kampfe zurückgeworfen. Die zweite Kolonne brach Nachmittags zwischen drei und vier Uhr aus dem Walde hervor und nahm das Dorf Großbeeren mit Sturm.



Bei Großbeeren. Zeichnung von Ludwig Burger.

Auf die Heeresabtheilung, die Bülow führte, war noch kein Angriff erfolgt, aber es war Letzterem auch kein Befehl zugegangen, an dem Kampfe theilzunehmen. Ihm brennt der Boden unter den Füßen. Endlich bricht er ohne Befehl auf und führt seine Truppen der Gegend zu, aus der ihm der Donner der Kanonen entgegenschallt. Da erst sendet Bernadotte ihm durch einen Adjutanten den Befehl zum Angriffe nach. Bülow, kaum des Feindes ansichtig, eröffnet ein heftiges Geschützfeuer. Darauf stürmt das Fußvolk, glühend in Kampfeslust, vor. Doch der Regen hat das Pulver verdorben: — die Landwehrleute kehren die Gewehre um und schlagen mit den Kolben drein. Vergebens ist der heftigste Widerstand; der Feind wird überwältigt; was nicht flieht, wird erschlagen, Großbeeren im Sturm genommen. Das ganze französische Heer ist auf der Flucht. Jetzt sendet Bernadotte eine einzige schwedische Batterie von vier Kanonen vor, aus denen einige unwirksame Schüsse auf die Fliehenden abgefeuert werden. Hätte er die Verfolgung des Feindes durch die Reiterei nicht verweigert, so wäre vielleicht Oudinot's Armee vollständig aufgelöst worden. Dennoch war Großes erreicht: die Hauptstadt des Landes war gerettet und zwar allein durch preußischen Heldensinn. Gegen 1800 todte und verwundete Franzosen und Sachsen deckten das Schlachtfeld. In einem Briefe an seine Gattin sagt Bülow, seine Truppen hätten sich „wie die alten Preußen bei Prag und Leuthen geschlagen." — Außerdem verlor der Feind 2000 Gefangene, 14 Kanonen, 60 Munitionswagen; 2000 Gewehre wurden am nächsten Tage gesammelt, eine willkommene Beute für diejenigen Landwehrmänner, deren Hauptwaffe bisher die Pike gewesen war. — Es läßt sich ermessen, was Berlin während dieser Schlacht und bei der Nachricht des Sieges empfand. „Als der Kanonendonner aus der Ferne vernommen ward, wich", wie Fr. Förster sagt, „die Besorgniß für Hab und Gut, Haus und Hof der Theilnahme an dem Kampfe, welche nicht nur durch Wunsch, Gebet und Mitgefühl, auch durch die That bewiesen ward. Wagen mit Lebensmitteln wurden dem Schlachtfelde zugeschickt. Zur Aufnahme der Verwundeten wurden Spitäler eingerichtet, und wer irgend ein Gelaß in seinem Hause oder seiner Wohnung erübrigen konnte, erbot sich zur Aufnahme und Pflege von Verwundeten. Es bildeten sich Frauenvereine, um mit aufopfernder Hingabe die Pflege in den Lazarethen zu übernehmen. Und als der fern und ferner verhallende Donner der Geschütze von den Kundigen als ein sicheres Zeichen, daß der Feind zurückweiche, erkannt, von Stunde zu Stunde durch Eilboten dies bestätigt wurde und endlich vollständige Siegesgewißheit eintraf, da kannte der Jubel, die Theilnahme und Opferwilligkeit keine Grenzen. Hierin hat es niemals und nirgends, eine Stadt Berlin während und nach der Schlacht von Großbeeren gleichgethan."

Von Bernadotte ward ein Schlachtbericht veröffentlicht, in dem er, entgegen dem wahren Sachverhalte, behauptete, daß die Erfolge des Tages seinen Anordnungen zu verdanken seien. Erst einer späteren Zeit war es vorbehalten, die Verdienste Bülow's um den Sieg von Großbeeren nach Gebühr zu würdigen.

Bei Hagelberg (27. August). Vier Tage nach der Schlacht von Großbeeren erlitten die Franzosen in der Mark eine noch blutigere Niederlage. Der General Girard hatte Befehl erhalten, Oudinot's Unternehmung gegen Berlin mit seinem 12,000 Mann starken Corps von der linken Seite her zu unterstützen. Am 26. August erreichte er das Städtchen Belzig und vernahm dort die Nachricht von der Niederlage Oudinot's. Gegen Girard aber war bereits von preußischer Seite der General von Hirschfeldt ausgesandt worden. Die Hirschfeldt'sche Abtheilung, nicht ganz so stark wie die feindliche, bestand fast nur aus jungen märkischen Landwehrleuten, die noch nie im Feuer gewesen waren. Girard beeilte sich nun, den Rückmarsch anzutreten, Hirschfeldt aber verlegte ihm bei dem westlich von Belzig gelegenen Dorfe Hagelberg den Weg, und es kam (am 27. August) zum Kampfe. — Der Feind ward nach Hagelberg zurückgeschlagen, wo er eine neue Stellung nahm. Nun erhob sich in und um Hagelberg ein äußerst blutiger Kampf, der von Seiten der Preußen zumeist mit den Gewehrkolben geführt ward. Vor der heroischen Tapferkeit der Preußen,

die von einer kleinen Abtheilung Kosaken (600 Mann) unterstützt wurden, vermochte der Feind nicht zu bestehen. Bald lagen auf einzelnen Stellen die erschlagenen Feinde in so hohen Haufen aufgethürmt, daß der Durchgang gehemmt war. An der Umfassungsmauer eines Ackers wurde ein ganzes feindliches Bataillon bis auf den letzten Mann erschlagen. Lange Zeit vernahm man keinen Schuß, sondern nur Kampfruf, Kolbenschläge und Todesstöhnen. Girard rettete von seinem ganzen Corps nur 1700 Mann nach Magdeburg. Gegen 3000 Feinde waren in der Schlacht oder auf der Flucht erschlagen, 3500 gefangen genommen, 7 Geschütze und gegen 6000 Gewehre erbeutet worden. Der Tag von Hagelberg war einer der Ehrentage der preußischen Landwehr, die in der so überaus blutigen Schlacht nur etwa 1100 Mann Todte und Verwundete hatte.

Wenden wir uns hiernach zu Blücher nach Schlesien zurück. Als der Waffenstillstand zu Ende gegangen war, sollten, wie festgesetzt war, alle Feindseligkeiten noch sieben Tage ruhen. Da aber die Franzosen vor Ablauf dieser Zeit Requisitionen auf dem neutralen Gebiet erhoben, hielt auch Blücher sich nicht länger durch jene Bestimmung für gebunden. Er rückte vor, und es würde ihm ohne allen Zweifel gelungen sein, den Marschall Ney von seinem Hauptheere abzuschneiden, wenn nicht der unter ihm stehende russische General Langeron unter dem Vorgeben, seine Truppen seien nicht marschbereit, ihm den Gehorsam verweigert hätte.

Napoleon, der die preußischen Landwehren „Lumpengesindel" und den Feldherrn Blücher „den tollen Husaren" zu nennen pflegte, beschloß, einen Hauptschlag gegen das schlesische Heer zu führen. Er vereinigte sich mit Ney und rückte gegen Blücher vor, der sich jedoch, da er nun eine zu große Uebermacht gegen sich hatte, dem erhaltenen Befehle gemäß fechtend zurückzog. Seine Absicht ging zugleich dahin, den französischen Kaiser möglichst weit von Dresden abzuziehen, weil er wußte, daß die Hauptarmee sich gegen diese Stadt in Bewegung gesetzt hatte. Als Napoleon davon Kunde empfing, wandte er sich wieder nach Sachsen, ließ aber den Marschall Macdonald mit 75,000 Mann in Schlesien zurück.

Schlacht an der Katzbach.

Sobald Blücher erfahren hatte, daß Napoleon auf die Kunde von den Marschbewegungen der großen Armee es für nöthig erachtet habe, mit zwei seiner besten Armeecorps bei Löwenberg umzukehren und in Eilmärschen nach Dresden zurückzugehen, war sein Plan gefaßt: er beschloß, den Rückzug nicht nur nicht weiter fortzusetzen, sondern geradezu Kehrt zu machen und den anrückenden drei französischen Armeecorps unter Macdonald's Oberbefehl angriffsweise entgegenzugehen. Die Franzosen glaubten indessen noch immer, einen fliehenden Feind vor sich zu haben, und rückten in voller Siegeszuversicht nach; selbst am Morgen des Schlachttages waren sie infolge des dichten Nebels und heftig niederströmenden Regens, der die Marschbewegungen beider Heere den Augen des Gegners verhüllte, über die Absichten des preußischen Oberfeldherrn noch fast gänzlich im Unklaren. Die Katzbach, ein unbedeutender Gebirgsbach, der inzwischen zufolge mehrtägigen Regens zu einem wilden, reißenden Strome angeschwollen war, trennte die beiden Heere. Blücher wollte in seiner ungestümen Kampfeslust diesen Bach selbst überschreiten und am jenseitigen Ufer den Feind angreifen; allein wiederum trat der russische General Langeron diesem Plane hemmend entgegen, und auch der besonnene York mißbilligte ihn durchaus; es kam zu heftigen Auftritten, die Uneinigkeit im Hauptquartier drohte den Erfolg des Tages zu gefährden. Da machte zum Glück das Vorgehen der Franzosen selbst allem Hader ein Ende. Macdonald, welcher der Meinung war, Blücher wolle seinen Rückzug wieder antreten, begann nach Zurückwerfung der preußischen Vorposten, die bereits über den Fluß gegangen waren, selbst die Katzbach und Neiße zu überschreiten. Nichts konnte preußischerseits erwünschter sein; mit gewohnter Geistesgegenwart erkannte Blücher alsbald die gewaltigen Vortheile der veränderten Lage, und er erließ demgemäß seine Befehle. „Der Sieg ist

uns sicher", rief Gneisenau dem Heere zu. „Wir lassen absichtlich die Franzosen auf die Hochebene hinaufkommen, sie glauben uns anzugreifen, aber jetzt wollen wir den Feind angreifen und ihn in die Katzbach hinunterstürzen!" —

Und so geschah es. Die Hauptmacht des schlesischen Heeres stand auf einem Plateau an dem hier besonders hohen und steilen Ufer der Katzbach hinter einer Reihe niederer Hügel verborgen, im Vordertreffen das Fußvolk und die Artillerie unter der Führung York's und des Herzogs Karl von Mecklenburg, dahinter und in der Flanke die Reiterei unter Sacken und Blücher selbst. York erhielt durch einen Adjutanten des Oberbefehlshabers den Befehl, soviel Feinde auf das Plateau heraufzulassen, als er glaube schlagen zu können, und dann anzugreifen. „Zählen Sie selbst!" rief der Alte dem Ueberbringer des Befehles zu — „ich kann bei dem Regen meine eigenen Finger nicht mehr zählen." — In dichten Massen rückten die Franzosen unterdessen den zum Plateau führenden breiten Hohlweg hinauf und stellten sich auf der Hochebene in mehreren Vierecken auf.

Es war Nachmittags nach zwei Uhr, da erhob sich der Donner der preußischen Kanonen. Der Regen goß in Strömen herab, sichtlich stiegen mit jeder Minute die Fluten der Katzbach und der wüthenden Neiße, selbst die kleineren Gebirgsbäche wurden zu reißenden Gewässern, ein düsterer Schleier deckte die ganze Gegend. Da die naßgewordenen Gewehre versagten, mußten auch hier die Gewehrkolben das Beste thun. „Heut, Vater Blücher, geht es gut!" jauchzte die Landwehr dem Feldherrn zu, der mit einem „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" antwortete. Gegen drei Uhr, als fast das gesammte französische Fußvolk oben war und eben die Reiterei nachrückte, glaubte York die Zeit zum Angriff gekommen. Mit Ungestüm brach er gegen das mittlere Carré der Franzosen vor. Ein heftiges Kartätschenfeuer empfing ihn, aber unaufhaltsam drangen die Truppen, darunter einige Landwehrbataillone, vorwärts. Bald waren die Angreifer im Bereich der Flintenkugeln des Feindes. „Nun verdoppelten wir", schreibt ein Offizier, der diesen Kampf mitmachte, „unsere Schritte, fällten das Gewehr und griffen mit gefälltem Bajonnet unter fürchterlichem Hurrahgeschrei die französischen Grenadiere an. Das Carré stand wie eingemauert. Wir näherten uns bis auf zwei Schritt. Einen Augenblick standen unsere Leute so den Franzosen gegenüber, von beiden Seiten sah man einander an. Dann riefen wir Offiziere: „drauf! drauf!" und nun nahm der Soldat das Gewehr verkehrt und schlug mit dem Kolben in die Franzosen hinein. Schnell wurde das Carré, da wir in Linie standen, rechts und links umzingelt und so von allen Seiten mit Bajonnet und Kolben angegriffen. Jetzt war an kein Pardongeben mehr zu denken, und nach zehn Minuten lag das ganze Carré da zu Boden geschlagen und in eine Pyramide verwandelt. Etwa 150 Lebendige und leicht Blessirte fanden sich hernach noch aus dem niedergeschlagenen Menschenhaufen heraus und wurden als Gefangene zurückgeschickt." — Jetzt aber rückte französische Kavallerie heran, und die durch das erbitterte Handgemenge etwas in Unordnung gerathene York'sche Infanterie gerieth in Gefahr, abgeschnitten zu werden. Doch rechtzeitig folgten nun preußische und russische Truppen und namentlich auch Reiterei nach; mit der größten Heftigkeit entspann sich der Kampf auf der ganzen Linie, nach kurzer Zeit waren die Franzosen überall im Weichen, und als nun Blücher selbst an der Spitze einiger Reiterregimenter zum Angriff vorging, artete ihr Rückzug in wilde Flucht aus. Was nicht von den preußischen Säbeln niedergemacht oder von den Hufen der Rosse zertreten wurde, ward in wilder Flucht über die steilen Ufer der Katzbach hinabgedrängt, und Tausende fanden in den Fluten und am Ufer derselben ihren Tod; mit knapper Noth rettete sich der Marschall Macdonald. Noch versuchten neue, eben eingetroffene französische Reiterscharen den Hohlweg hinaufzudringen, um den Kampf auf dem Plateau wieder zum Stehen zu bringen, aber sie wurden durch den Strom der Flüchtigen gehemmt, und nachdem sie endlich durch die Masse der Fliehenden sich hindurchgearbeitet hatten, trafen sie oben auf die voller Siegesjubel andringende preußische Kavallerie, so daß auch sie nicht Stand zu halten vermochten und kopfüber den Hohlweg wieder hinabgeworfen wurden.

Die hier herrschende Unordnung wurde dadurch zur vollen Verwirrung; Jeder suchte nur sein Leben zu retten.

Die Verfolgung des Feindes wurde auch noch am folgenden Tage fortgesetzt. Die Verbündeten erbeuteten 105 Kanonen, 250 Pulverwagen und 2 Adler und machten 18,000 Gefangene, darunter drei Generäle. Der Verlust der Franzosen an Todten und Verwundeten betrug 12,000 Mann, der der Preußen nur gegen 3000 Mann.



Fürst Blücher von Wahlstadt an der Katzbach. Zeichnung von Ludwig Burger.

Den Ausspruch Friedrich's des Großen: „Sie sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen!“ hätte man auch auf die schlesischen Landwehrmänner anwenden können, deren Kleidung und Schuhwerk, schon von Hause aus höchst mangelhaft, in den beschwerlichen Märschen und harten Kämpfen fast gänzlich zu Grunde gegangen war. Vielen waren die Schuhe in dem aufgeweichten Boden stecken geblieben, Andere hatten sie in dem Feuereifer der Verfolgung von sich geworfen. Und doch, welch eine Heldenschar! Blücher erkannte in einer Proklamation ihre Tüchtigkeit an, ihn aber nannte das Heer den „Marschall Vorwärts“, noch ehe ihm vom Könige die Feldmarschallswürde ertheilt worden war.

Kämpfe bei Dresden. An demselben und dem folgenden Tage (26. und 27. August) ward auch bei Dresden heiß und blutig gestritten. Wie oben bemerkt, war das böhmische Heer, während Blücher von Napoleon verfolgt wurde, gegen Dresden aufgebrochen. Napoleon's Wort: „ich verlasse mich auf die Langsamkeit der Oesterreicher" bewährte sich vollständig. Denn Schwarzenberg, der über 200,000 Mann verfügte, rückte so langsam vor, daß Napoleon Zeit gewann, dem Marschall St. Cyr, der mit nur 20,000 Mann Dresden besetzt hielt, rechtzeitig zu Hülfe zu kommen. Im Heerlager der Verbündeten war Moreau erschienen, der von Napoleon verbannte republikanisch gesinnte General, der seit zwölf Jahren in Amerika gelebt hatte und von Kaiser Alexander eingeladen worden war, ihn durch seinen Feldherrnrath zu unterstützen. Ob er den Rath gegeben, Dresden nicht anzugreifen? Am 26. wußte Schwarzenberg den Kaiser wenigstens zu einem Versuche mit 40,000 Mann zu stimmen, doch wurde auch dieser erst für den Nachmittag befohlen. Warum so spät? — In vier Angriffskolonnen gingen die Truppen, wie bestimmt, Schlag vier Uhr nach kurzer Kanonade zum Sturm; Napoleon war jedoch schon in Dresden eingetroffen, brach gegen 6 Uhr mit drei starken Massen zwischen den Verschanzungen vor und zwang die Verbündeten, in ihre erste Stellung zurückzugehen. Die Fortsetzung der Schlacht, die keine Aussicht auf Erfolg mehr bot, war von den Verbündeten ein Fehler; Napoleon ging am 27. mit seiner ganzen Macht, die sich jetzt infolge der ununterbrochenen Zuzüge auf 130,000 Mann belief, zum Angriff über. In der Mitte blieb der Kampf zwar im Gleichgewicht, aber auf dem rechten Flügel verloren die Russen und Preußen immer mehr Boden, der linke Flügel der Oesterreicher wurde durch Murat mit zwei Kavalleriecorps umgangen und, da er durch den tiefen Grund der Weiseritz vom Centrum getrennt war, überwältigt, so daß 10,000 Mann die Waffen strecken mußten. Mit diesen Gefangenen konnte Napoleon im Triumph nach Dresden zurückkehren, dessen geängstigte Bewohner schon gemeint hatten, ihn niemals wiederzusehen.

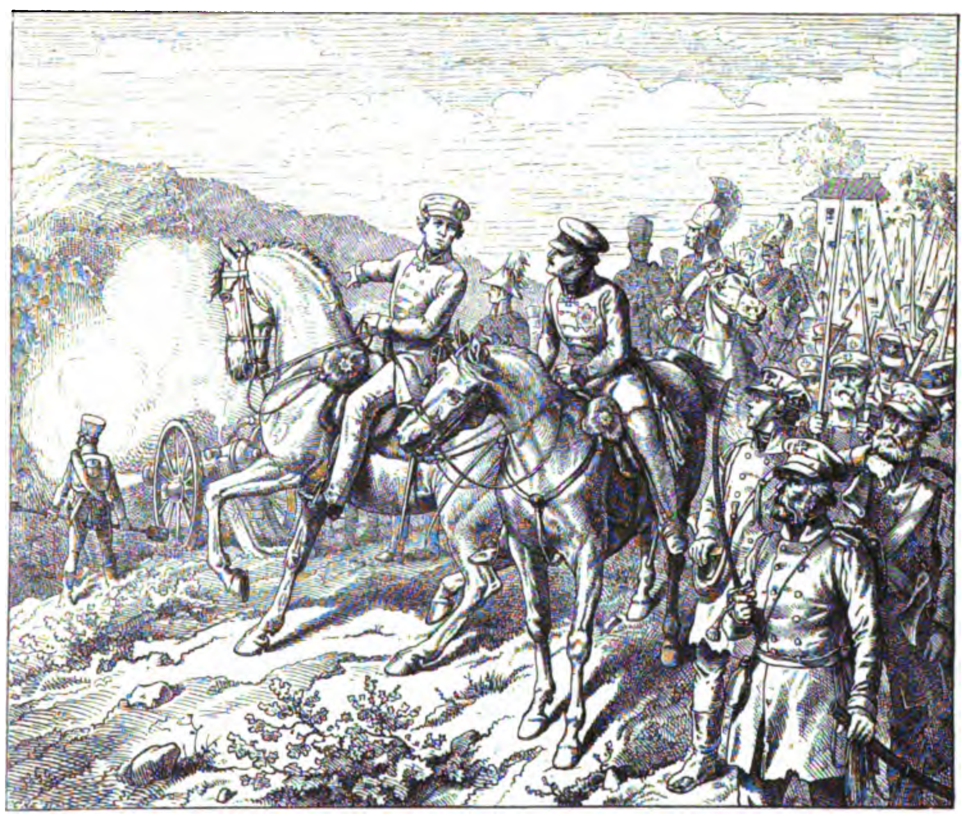
Moreau war gegen Mittag auf der Höhe von Räcknitz an der Seite Alexander's durch eine Kanonenkugel tödlich verwundet worden. Während seines Exils unbekannt geworden mit der Zeit, der Stimmung und dem Verlangen der Völker Europa's, hatte er als Ziel seines Hierseins die Wiederherstellung der französischen Republik geträumt und dabei gewähnt, wenn man ihn mit 40,000 französischen Gefangenen an der Küste von Frankreich landen ließe, werde sich das ganze Volk gegen den Tyrannen erheben! Sein Tod machte diesen Träumen ein Ende.

Die Schlacht bei Dresden war für die Hauptarmee mit einem Verluste von 15,000 Mann an Todten und Verwundeten und gegen 20,000 Mann an Gefangenen verbunden.

Sieg bei Kulm. Die Gebirgsstraßen, auf denen die geschlagene Armee zurück mußte, führen in das Thal von Teplitz. Die Verbündeten traten ihren Rückzug in der Nacht auf den Schwierigkeiten aller Art darbietenden Gebirgswegen, die nach Böhmen führen, an. Die gerade Straße war ihnen durch das Corps von Vandamme verlegt, den Napoleon auf seinem Hermarsche aus Schlesien gleich bei Königstein hatte über die Elbe gehen lassen, um die Verbindung der Feindes mit Böhmen zu bedrohen.

Das Heer der Verbündeten konnte nur in Abtheilungen auf den beschwerlichen Wegen weiterkommen; doch das Glück wollte, daß auf der Straße, die in das Thal von Teplitz führt, ein guter Theil der im Rückzuge befindlichen Streitkräfe der Alliirten zu günstiger Stunde sich noch vereinigen ließ. In der Gegend von Kulm, unfern von Teplitz, stand Vandamme bereits auf der Lauer, um über die einzelnen Abtheilungen der geschlagenen großen Armee herzufallen und sie aufzureiben. Die Gefahr erkennend, warf sich der als General in russischen Diensten stehende Prinz Eugen von Württemberg heldenmüthig mit seinem kleinen Corps dem übermächtigen Feinde entgegen und hielt ihn — es geschah dies am 26. August, dem Tage von Katzbach — fest. Mit gleichem Erfolge kämpfte er an dem folgenden Tage in Gemeinschaft des russischen Generals Ostermann in der Nähe

von Kulm. Doch Vandamme's Uebermacht war zu groß, er rückte am 29. August Schritt für Schritt die Höhen hinan, freilich nicht ohne schwere Verluste. Eilig entfernte sich der Kaiser Franz aus dem nahen Teplitz; Friedrich Wilhelm aber eilte herbei und feuerte die Russen zum Ausharren an. Es gelang, kleinere Abtheilungen von Preußen, Russen und Oesterreichern heranzuziehen, so daß Vandamme auch an diesem Tage der Punkt streitig gemacht werden konnte, der ihm das gefürchtete Uebergewicht gegeben hätte. In der Nacht gelang es den Verbündeten, frische Streitkräfte heranzuziehen, so daß am folgenden Tage (30. August) der Kampf mit mehr Hoffnung auf Erfolg wieder aufgenommen werden konnte.



General von Kleist und Prinz August von Preußen bei Nollendorf. Nach Camphausen.

Schon schien es, daß die Franzosen selbst in Bedrängniß gerathen könnten, als plötzlich auch in ihrem Rücken — von den Nollendorfer Höhen her — Kanonendonner ertönte. Es waren Preußen unter Kleist, und mit ihm erschien Prinz August von Preußen. General Kleist hatte mit seinem Corps bei den grundlosen Wegen von einem Paß auf der Höhe des Gebirges nach einem andern Kamme marschiren müssen und war den Franzosen gerade in den Rücken gerathen. Die zur rechten Zeit Heranziehenden drangen nun mit aller Kraft auf den Feind ein, der, ohnehin bereits erschöpft von dem langen Kampfe, sich jetzt von zwei Seiten angegriffen sah. Trotz ihrer verzweifelten Gegenwehr erlagen die Franzosen der Uebermacht; sie verloren 5000 Mann und 81 Kanonen; Vandamme selbst und 10,000 Mann geriethen in Gefangenschaft. Der General, der sich durch Härte und Erpressungen auf das Aeußerste verhaßt gemacht hatte, wurde nach der Grenze von Sibirien gesandt.

Der Sieg bei Dresden hatte nur auf kurze Zeit in Napoleon die alte Zuversicht wieder wachgerufen. Die Unglücksbotschaften: Großbeeren, Katzbach, Kulm verdüsterten aufs Neue sein Gemüth. Von desto besserem Klange waren dieselben Namen bei den Verbündeten.

Noch einmal richtete jetzt Napoleon sein Augenmerk auf Berlin, um jeden Preis wollte er diese Stadt in seine Gewalt bringen. Dieses Werk auszuführen, ersah er den Marschall Ney, „den Tapfersten der Tapferen, den Roland des Heeres."

Schlacht von Dennewitz. Am 3. September brach Ney mit seinem 77,000 Mann starken Heere aus seinem Lager bei Wittenberg gegen Berlin auf. Bei Zahna warf er die preußische Vorhut unter Tauentzien zurück.

Bülow, der den Plan des Feindes durchschaute, beschloß, ihm am folgenden Tage in die Flanke zu fallen und machte dem Oberbefehlshaber davon Anzeige. Nun wiederholten sich, einem widerwilligen Vorgesetzten gegenüber, die Vorgänge von Großbeeren. Tauentzien vertheidigte sich am 6. September in der Nähe des Dorfes Dennewitz — auf der Straße zwischen Wittenberg und Jüterbogk — indeß Bülow eine Flankenstellung nahm. Plötzlich eröffnete dieser mit solcher Macht seinen Angriff, daß eine französische Division nach kurzdauernder Gegenwehr in völlige Auflösung gerieth. Da aber Ney die Uebermacht für sich hatte und Bernadotte mit der Hauptmacht sich nicht nur unthätig verhielt, sondern sogar dem General Borstell, der vorrücken wollte, dies verbot, kam die Schlacht wieder zum Stehen, ja es neigte sich endlich die Entscheidung zu Gunsten Ney's. Da — im rechten Augenblicke — stürmte, das Verbot Bernadotte's nicht achtend, Borstell mit seinen Reitern in den Feind, und schon nach ganz kurzer Zeit begann sich das französische Heer in wilder Flucht aufzulösen.

Es war ein glänzender Sieg erfochten. Bülow hatte mit 50,000 Mann den „Tapfersten der Tapferen", obgleich dieser über eine Heeresmacht von 77,000 Mann gebot, geschlagen und ihm 4 Fahnen, 80 Kanonen und 400 Munitions- und andere Wagen abgenommen. Der Verlust der Preußen betrug an Todten und Verwundeten 9000, der des Feindes 13—15,000 Mann. Auch diesmal würde für die Sieger das Ergebniß ein ungleich bedeutenderes gewesen sein, wenn der Kronprinz von Schweden es nicht verweigert hätte, dem fliehenden Feinde seine Reiterei nachzusenden. Wiederum jedoch nahm der doppelzüngige Oberfeldherr in seinem Schlachtbericht die Ehre des Sieges für sich in Anspruch.

Napoleon wälzte die Schuld der wiederholten Niederlage diesmal auf das Hülfscorps der Sachsen, die doch — es sei Gott geklagt! — mit wahrer Wuth gegen ihre deutschen Brüder gekämpft hatten. So lohnte Napoleon seinen Verbündeten! —

Körner's Tod. In dieser Zeit, in der Deutschland über die Siege von Großbeeren, Hagelsberg, an der Katzbach, von Kulm und Dennewitz aufjubeln durfte, erfüllte dennoch tiefer Schmerz über den Tod eines der besten unter den Freiheitskämpfern die Gemüther aller Edlen. Theodor Körner, der treffliche Schlachtensänger, fiel am Tage des Sieges an der Katzbach (26. August). Wir wissen, daß der junge Held, beim Ueberfall von Kitzen schwer verwundet, heimlich nach Leipzig gebracht worden war und bei verschwiegenen Freunden inmitten der französischen Besatzung Pflege und Heilung gefunden hatte. Kaum genesen, kehrte er zu seinem Corps zurück, das unterdessen dem Heere Wallmoden's zugetheilt worden war und unter diesem im Mecklenburgischen gegen Davoust focht. Hier wurde er beim Ueberfall einer französischen Kolonne in der Nähe von Gadebusch erschossen, nachdem er erst an demselben Morgen seinen Gefährten während der Rast im Gehölz seinen Schwanengesang, das „Schwertlied", vorgetragen hatte. Unter einer Eiche beim Dorfe Wöbbelin liegt der edle deutsche Sänger begraben. Immermann widmete dem Trefflichen und der Freischar, der er angehörte, später tiefempfundene Worte. „Ist der alte Blücher", sagte er, „der erdgeborene Muth, die erfolgbringende Thatkraft, so tritt in einem andern Kreise eine nach außen hin mit solchen Wirkungen nicht vergleichbare Macht jenes Kampfes besonders hervor. Die Jugend und Frische des deutschen Gesammtlebens war in seinen zartesten Nerven von der fremden Ueberziehung angetastet worden; deutsches Denken, Sinnen und Dichten stand in Gefahr, mit der heimischen Sprache den fremden Lauten und dargeliehenen oder aufgedrungenen Geistesformen weichen zu müssen. Deshalb kämpfte die Blüte der

Jugend aus dem Hörsaal, der Kirche, dem Lehrstuhl, der Gerichtshalle so begeistert mit; diese Jugend fühlte, daß das ganze Erbe unserer großen geistigen Ahnen und die Zukunft des Geistes, welche ihr anheimfallen sollte, auf dem Spiele stehe: der Athem dieser Jugend durchdrang erfrischend das Heer. Die Lützow'sche Freischar war die Poesie des Heeres, und so hat denn auch der Dichter des Kampfes, Theodor Körner, in ihren Reihen gesungen, gefochten und vollendet. Von ihm kann man sagen, was Wallenstein von Max sagt:

— — — „Sein Leben
Liegt faltenlos und leuchtend ausgebreitet."



Bülow bei Dennewitz. Nach Camphausen.

Vertrag von Ried. Napoleon's Lage ward mit jedem Tage düsterer, zumal einzelne Fürsten des Rheinbundes um diese Zeit bereits Unterhandlungen mit den Verbündeten wegen ihres Abfalls von Napoleon anzuknüpfen begannen. Namentlich erregte Bayern, an das der Kaiser in letzter Zeit unerhörte Anforderungen gestellt hatte, seine Besorgniß, und diese war keineswegs unbegründet. Schon am 10. September wurden die Verhandlungen über den Eintritt Bayerns in die Allianz begonnen, am 8. Oktober wurde thatsächlich der Vertrag von Ried unterzeichnet.

Was in diesem Vorgange zu Tage trat, veranlaßte den Marschall Marmont später zu folgendem Ausspruch: „Im Grunde befinden sich in politischer Beziehung die Mächte zweiten Ranges stets im Vortheile gegenüber denen ersten Ranges, da sie das eigenthümliche Privilegium haben „stets siegreich sein zu dürfen". Gemeinlich schließen sie sich nothgedrungen einer Großmacht und dem herrschenden politischen System an. Mit jener halten sie die Verbindung aufrecht, so lange derselben das Glück hold ist — aber sie verlassen den Verbündeten und wenden sich dem Gegner zu, sowie die Umstände dies rathsam erscheinen lassen.

So sieht der im Nachtheil Befindliche, und der Besiegte erst recht, nicht allein seine Kräfte sich mindern, sondern die Streitmittel des Gegners infolge des Uebertritts des früheren Alliirten in die Reihen des Feindes sich steigern. Daher kommt es auch, daß die Befehlshaber der Truppen der Mächte zweiten Ranges gemeinsame Erinnerungen mit allen Heerführern der europäischen Staaten haben." Dies paßt vollkommen auf den Feldherrn jener deutschen Macht zweiten Ranges, den

Feldmarschall Fürst Wrede. Ueber keinen der deutschen Heerführer aus der Zeit der französischen Kriege lautet das Urtheil abweichender, als über den bayerischen Feldmarschall Fürsten Wrede (geb. zu Heidelberg 29. April 1767), der seine kriegerische Laufbahn damit begann, die Franzosen zu bekämpfen, hierauf für sie gegen Oesterreich und Preußen stritt, und dann wieder seine Landsleute gegen den alten Erbfeind Deutschlands heranführte. Kein geringerer als E. M. Arndt hat demselben überaus schlimme Dinge nachgesagt; aber es ist erwiesen, daß dieser Feldherr wenigstens an den Räubereien, die seitens der Bayern im Schlosse zu Oels in Schlesien zu Anfang des Jahres 1807 verübt worden sind, unschuldig gewesen ist; denn damals, erkrankt, befand er sich, als jenes geschah, gar nicht bei dem bayerischen Corps, er traf vielmehr erst nach seiner Genesung am 5. April 1807 in Pultusk bei seiner Division ein. — Auch das Feldherrntalent des Fürsten ist vielfach unterschätzt worden, trotz der guten Meinung, die sowol Napoleon als der alte Marschall Vorwärts über ihn hegten.

Jedenfalls war Wrede durch und durch Soldat und als tapferer und großmüthiger Vorgesetzter bei seiner Umgebung überaus beliebt. Bis zu seinem Tode (12. Dez. 1838) gehörte er in Bayern ohne Frage zu den volksthümlichsten Persönlichkeiten. Er hatte sein rasches Emporkommen sich selber zu verdanken gehabt. Anfänglich im Justizwesen thätig, hatten ihn Neigung und der Drang, sich militärisch auszuzeichnen, 1799 in die pfälzischen Dienste und unter die bayerischen Fahnen geführt. Entschlossenheit und militärischer Blick sind Eigenschaften, die dem gemeinen Manne stets imponirt haben; bei Wrede vereinigte sich damit unermüdliche Fürsorge für das Wohl der Untergebenen, hoch und niedrig, und daher schreibt sich auch die außerordentliche Popularität her, deren er sich erfreute.

Unverzüglich setzte sich nach dem Abschlusse jenes oben erwähnten Vertrages von Ried unter seiner Führung ein starkes bayerisches Corps gegen Hanau in Bewegung, um Napoleon bei einem für die Verbündeten glücklichen Ausgange des bevorstehenden Entscheidungskampfes den Rückzug abzuschneiden oder doch zu erschweren.

Inzwischen wurde der Halbkreis, in welchem die verbündeten Armeen Napoleon umschlossen, allmählich enger und enger gezogen, wobei man es vorsichtig vermied, sich auf einen Kampf einzulassen, bis alle Corps soweit vorgerückt waren, um vereinigt an einer Stelle eingreifen zu können. Zweimal brach Napoleon gegen das böhmische Heer, zweimal gegen das schlesische Heer auf: hier wie dort wich man einer Schlacht aus, und er mußte jedesmal unverrichteter Sache wieder in sein kleines ausgezehrtes Gebiet zwischen Berggieshübel, Bautzen und Torgau zurückkehren.

Der kleine Krieg. Während in dieser Weise Napoleon nutzlose Stöße ins Leere führte, die nur dazu dienten, sein Heer zu ermüden und zu schwächen, wurden ihm von Freicorps, die in seinem Rücken umherschwärmten, alle Verbindungen mit Frankreich abgeschnitten. Thielemann, der ein preußisches Freicorps führte, nahm am 11. September in Weißenfels 1500, neun Tage später in Merseburg 2300 Franzosen gefangen und befreite daselbst 2000 Gefangene der Verbündeten. Tags darauf bemächtigte er sich einer werthvollen Zufuhr von 200 Wagen, wobei die Franzosen 500 Mann verloren. — Napoleon hatte den General Lefebvre mit 10,000 Mann abgesandt, um die Freicorps, vornehmlich das Thielemann'sche, zu vernichten. Thielemann vereinigte sich nun mit dem österreichischen Freicorps unter Mensdorf und dem russischen unter Platow zu einem gemeinsamen Angriff auf Lefebvre, durch welchen sie den Franzosen 500 Gefangene und 5 Kanonen nahmen. —

Der russische General Tschernitscheff verjagte um dieselbe Zeit den König Hieronymus aus Kassel, Tettenborn bemächtigte sich Bremens, Marwitz mit preußischer Landwehrkavallerie Braunschweigs, Fabeky nahm mit 80 Mann über 500 Franzosen in Querfurt gefangen. So diente auch der kleine Krieg bis in den Oktober hinein dazu, Napoleon zu beunruhigen und sein Heer zu schwächen.

Aber diese Erfolge genügten den preußischen Siegern von Großbeeren, Dennewitz, Hagelberg, Kulm nicht; sie wünschten — keiner mehr als der feurige Heldengreis Blücher — ungesäumt ein gemeinsames Vorrücken gegen den verhaßten Feind. Noch zögerte man im Hauptquartier; der Gedanke, mit dem Schlachtenlenker, der bisher aus allen Kämpfen als Sieger hervorgegangen war, den Entscheidungskampf auf Tod und Leben zu wagen, ließ trotz der feurigen Mahnungen Stein's und Blücher's kräftige Entschlüsse nicht aufkommen.



General von York begrüßt bei Wartenburg die Helden vom Leibregiment. Nach Camphausen.

Endlich erwirkte Stein, mit dem Blücher fortgesetzt in Verhandlung stand, daß diesem von dem Monarchen gestattet ward, eine entscheidende Vorwärtsbewegung auszuführen. Nach dem hiernach festgestellten Plane sollte Blücher gegen Norden aufbrechen, den zögernden Bernadotte mit sich fortreißen, über die Elbe gehen und sich dem französischen Heere in den Rücken zu werfen suchen.

Blücher's und York's Uebergang über die Elbe bei Wartenburg. Als Blücher bei dem Dorfe Wartenburg die Elbe überschreiten wollte, fand er den Uebergangspunkt besetzt und 20,000 Franzosen unter Bertrand bereit, in außerordentlich fester Stellung den Preußen das Ueberschreiten des Flusses zu wehren. Dem General York fiel die ehrenvolle Aufgabe zu, der schlesischen Armee den Uebergang zu erzwingen. Die Seinen griffen den Feind am 3. Oktober aufs Kräftigste an, und es errang in dem fünfstündigen, nach blutigen

Opfern erfolgreichen Kampfe General Horn den Ehrenpreis der Tapferkeit. Er, der fünfzig und einige Jahre alte, aber noch in voller Manneskraft stehende, hochgewachsene, schlanke Held rief in dem Augenblicke der höchsten Gefahr: „Ein Schurke, wer noch einen Schuß thut! Gewehr zur Attake rechts! Marsch!" Unter dem Dröhnen des Sturmmarsches und unter Hurrahruf stürmen die tapferen Landwehrmänner vor. Horn's Pferd stürzt. Da ist's, als ob der Geist des alten Dessauers, des Helden von Turin, über ihn komme. Er ergreift das Gewehr eines Gefallenen; Führer und gemeiner Soldat zugleich, stürmt er der Heldenschar voran, deren Reihen fortgesetzt durch Kartätschensalven gelichtet werden. Der Sumpf wird durchwatet, ein heftig vertheidigter Damm nach dem andern im Sturmkampfe genommen. Der Feind flieht, 1000 Mann und dreizehn Kanonen fallen in die Hände der Sieger. Horn's Heldenthat nöthigt dem wortkargen York den Ruf ab: „Gegen Horn ist Bayard nur ein Lump gewesen!" — Einige Landwehrregimenter aus der Brigade Horn, die hier zum ersten Male im Feuer gewesen waren, hatten mit so ausgezeichneter Tapferkeit gekämpft, daß York, der früher ein eifriger Gegner Scharnhorst's gewesen war, ausrief: „Den besten Grenadieren soll man von jetzt an die Landwehr an die Seite setzen!" Der höchste Ruhm des Tages aber gebührte dem zweiten Bataillon des Leibregiments. Als dasselbe nach der Schlacht an York vorüberzog, entblößte der brummige Alte sein Haupt.

Zweier mit diesem Kampfe verknüpfter Vorgänge, die da zeigen, in welchem Geiste der Krieg von Seiten der Verbündeten geführt wurde, möge hier Erwähnung gethan werden. Nachdem die Franzosen auch aus dem Kirchhofe des Dorfes Wartenburg, den sie zuletzt noch gehalten hatten, hinausgeschlagen worden waren, drangen die Landwehrmänner in Scharen in die offenstehende Kirche. Der Pfarrer des Ortes, eine Beraubung der Kirche fürchtend, eilt zum Prinzen Karl von Mecklenburg und bittet um eine Schutzwache. Sogleich geht dieser mit ihm. Nahe der Kirche vernehmen sie Orgelklang. Indem sie eintreten, schallt ihnen das Lied: „Nun danket Alle Gott" entgegen, und sie sehen die Krieger mit gefalteten Händen in den Bänken, in den Gängen und vor dem Altare theils sitzen, theils knieen.

Blücher nahm sein Hauptquartier in dem gräflichen Schlosse, dessen Fenster und Wände vielfach Kugelspuren trugen. Bei dem Mahle am Abende wurde der im Kriege heimgegangenen Mitkämpfer, namentlich Scharnhorst's, gedacht, und aller Anwesenden bemächtigte sich eine feierliche Stimmung. Unter den Tischgenossen befand sich der Sohn jenes Helden, der jugendliche Leutnant Scharnhorst. Ihn rief Blücher zu sich heran, ergriff seine Hand und sprach: „Blicke herab, verklärter Geist unsers Scharnhorst, und vernimm es, wie wir Alle in die Hand deines Sohnes geloben, dir nachzueifern in Wort und That, bis daß wir das deutsche Vaterland von den Feinden und Unterdrückern befreit und den preußischen Namen wieder zu Ehren gebracht haben!"

Der Uebergang des schlesischen Heeres über die Elbe bewirkte, daß Bernadotte, wenn er anders nicht als offenbarer Verräther erscheinen wollte, sich gezwungen sah, nachzufolgen. Er überschritt die Elbe bei Dessau. Blücher marschirte gegen die Mulde vor, zog Bernadotte unerbittlich nach sich, und die Vereinigung beider Heere fand bei Düben statt.

Während dieser Zeit, zwischen dem 3. und 14. Oktober, überschritt Schwarzenberg mit dem Hauptheere das Erzgebirge und drang in Sachsen ein. Da nun Napoleon sah, daß es im Plane seiner Gegner liege, sich hinter seinem Rücken zu vereinigen, um ihm die Straße nach dem Rhein zu sperren, zog er, um solches zu verhindern, mit seiner Heeresmacht in die Gegend von Leipzig.

Am Abende des 15. Oktober stiegen aus Schwarzenberg's Hauptquartiere bei Pegau drei weiße Raketen zum dunklen Himmel empor, bald darauf erhoben sich aus Blücher's Hauptquartier bei Halle vier rothe Raketen; es war dies das Zeichen, daß der Feind am nächsten Tage, den 16. Oktober, mit vereinter Kraft angegriffen werden sollte.



Die Völkerschlacht bei Leipzig.

Große Völkerschlachten sind in alter Zeit geschlagen worden: in den Catalanischen Gefilden gegen Attila, bei Tours gegen die Mauren. Von ungleich größerer Bedeutung ist die Völkerschlacht bei Leipzig. Mit Ausnahme der Türken sehen wir in dieser Schlacht alle Völker Europa's vom Nordkap und Ural bis zur Meerenge von Gibraltar vertreten. Für die Völker, die gegen Napoleon kämpften, standen in Frage: Recht oder Gewalt, Ehre oder Schande, Freiheit oder Knechtschaft, die Möglichkeit eigenartiger Entwicklung oder der Fluch, unter der gewaltsamen Einwirkung fremden Wesens im innersten Kern aufgelöst, vernichtet zu werden. Für die Franzosen wie für ihre Gegner bedeutete ein Sieg Napoleon's Fortdauer der immer unerträglicher gewordenen Herrschaft eines Unterdrückers.

Am ersten Schlachtentage betrug die Stärke der Truppen (nach v. Sybel) auf jeder Seite etwa 190,000 Mann; mit dem Erscheinen Bernadotte's und Bennigsen's am folgenden Tage brachten es die Verbündeten zu einer für den Feind erdrückenden Ueberlegenheit. Es muß aber von vornherein betont werden, daß die eigentliche Entscheidung der Schlacht auf den ersten Tag — den 16. Oktober — fällt, demnach in eine Zeit, in der von einer Uebermacht der Verbündeten nicht die Rede sein kann. Bringt man außerdem noch die mäßige Befähigung Schwarzenberg's gegenüber dem ersten Kriegsmeister seiner Zeit und die Vielköpfigkeit der Leitung des verbündeten Heeres gegenüber der einheitlichen, kräftigen und genialen Führung des französischen Heeres in Anschlag, so muß man bekennen, daß die Sieger von Leipzig Außerordentliches leisteten.

Wenden wir uns nun zum Verlaufe des großen Kampfes, der aus einer Reihe von Schlachten bestand, die auf dem Raume von ungefähr einer Quadratmeile geschlagen wurden.

Der 16. Oktober. Kalt, trübe und regnerisch brach der Morgen an. Um 9 Uhr begann im Südosten von Leipzig (bei Wachau) der Angriff des böhmischen Heeres mit einer furchtbaren Kanonade, die Napoleon sogleich aus den Batterien der Wachauer Höhen kräftig erwidern ließ. Trotz der hundert Feuerschlünde, die ihnen Tod und Verderben entgegenschleuderten, gingen die Preußen und Russen unter Kleist und dem Prinzen Eugen von Württemberg muthig vor, und es gelang ihnen, die Höhen zu gewinnen.

Während sich hier die Entscheidung bald nach der einen, bald nach der andern Seite neigte, wurden die Franzosen im Westen von Meerveldt und Giulay angegriffen. Die Franzosen setzten den Verbündeten den tapfersten Widerstand entgegen, und nach stundenlangem vergeblichen Ringen erkannte endlich Schwarzenberg, daß es nicht gelingen werde, auf dieser Seite vorzudringen.

Auch bei Wachau begann der Kampf für die Verbündeten ein zweifelhaftes Ansehen zu gewinnen. Die Gefilde um Wachau hatte sich Napoleon zum Hauptkampfplatz ausersehen. In früheren Schlachten war es seine Art gewesen, gewaltige Massen Fußvolk im entscheidenden Augenblicke zu vereinen und sie auf einen Punkt wirken zu lassen, um die feindliche Schlachtreihe zu durchbrechen. Heut sollte der gleiche Zweck durch eine gewaltige Zahl von Geschützen, die hinter Anhöhen verborgen standen, erreicht werden. Plötzlich werden im Angesichte der Verbündeten auf den östlich von Wachau gelegenen Anhöhen dreihundert Geschütze aufgefahren, und es beginnt eine Kanonade, wie sie in Schlachten wol selten erhört worden ist. Die Erde erbebt, man vernimmt nicht einzelne Schüsse, sondern nur ein einziges, ununterbrochen anhaltendes Donnergebrüll. Einzelne Häuser, die zwischen den Kämpfenden stehen, verschwinden, als ob ein Orkan sie weg wehe, in dem über zwei Stunden entfernten Leipzig klirren die Fenster.

Grauenerregend war die Wirkung dieses Feuers. In wenigen Minuten lagen dreiundzwanzig Geschütze Eugen's zertrümmert am Boden, um ihn her häuften sich mit jedem Augenblicke die Leichen. Eugen ließ neue Geschütze auffahren; auch sie wurden von dem eisernen Hagel zerschossen. Jetzt stürmte französisches Fußvolk herbei, fünfmal verloren und gewannen die Verbündeten Wachau. Eugen wußte, was auf dem Spiele stand. Er hielt mit seinen Tapferen aus; aber immer dringender wünschte er auch, daß die Hülfe kommen möge, nach der ausgesandt war.

Napoleon's Siegesgewißheit hatte sich so hoch gesteigert, daß er dem in Leipzig weilenden Könige von Sachsen die Botschaft sandte, der Feind weiche, und ihn auffordern ließ, die Glocken der Stadt und der nächstgelegenen Ortschaften läuten zu lassen, um der Bevölkerung seinen Triumph zu verkünden. —

Es stand indeß noch keineswegs mißlich um die Sache der Verbündeten, da ihre Kolonnen nur bis in die Stellungen zurückgingen, die sie am Morgen innegehabt hatten, und selbst einen furchtbaren auf ihre Mitte gerichteten Massenstoß von 12,000 Reitern völlig zurückschlugen. Frische Truppenmassen gegen sie anrücken zu lassen, war Napoleon nicht im Stande.

York bei Möckern. Wer das verhinderte, war Blücher, der sich in dem entscheidenden Zeitpunkte mit seinen braven Truppen auf den rechten Flügel des Feindes geworfen hatte. Seine Anrede an seine Truppen war kurz gewesen. „Wer heut Abend“, hatte er leuchtenden Auges gerufen, „nicht todt oder wonnetrunken ist, der hat sich geschlagen wie ein infamer Hundsfott!“ Die Lage und Bauart des von den Franzosen besetzten Dorfes Möckern eignete sich außerordentlich gut zur Vertheidigung. Der unerschütterliche York leitete den Hauptsturm auf das Dorf, aus dem die Angreifenden mit einem verheerenden Feuer aus achtzig Kanonen empfangen wurden. Grauenvoll wüthete der Tod in ihren Reihen, Möckern ward genommen und verloren. Aber die Franzosen erhielten Zuzug, ihre

Stellung befestigte sich aufs Neue. Jetzt führte der General Horn seine Brigade vor. „Kinder“, rief er mit lauter Stimme, „wir haben heut einen schönen Tag. Seht, dort stehen die Franzosen, die jahrelang euren Eltern und euch so viel Leides zugefügt haben; heute wollen wir es ihnen vergelten! Wir werden jetzt auf die große Batterie losgehen und sie nehmen. Schießt nicht viel, sondern geht mit dem Bajonnet drauf los; kalt sind sie mir am liebsten. Brigade, marsch!“ Lange schwankt der Kampf hin und her.



Schlacht bei Möckern. York stürmt gegen die Franzosen vor. Zeichnung von Ludwig Burger.

Gerade, als York mit gezogenem Säbel sich an die Spitze der schwarzen Husaren setzt und dieselben unter dem lauten Rufe: „Vorwärts marsch! es lebe der König!“ gegen den Feind führt, hatte auch Marschall Marmont selbst sich an die Spitze seines besten Fußvolks gestellt. In Begleitung einer Batterie rückt er vor. Plötzlich vernimmt man ein furchtbares Krachen. Die französischen Munitionswagen hinter den in Verwirrung gerathenen Truppen sind in die Luft geflogen; der Marschall selbst wird verwundet, ebenso werden die beiden Divisionsführer niedergestreckt.

Die vorgeführte Infanterie stutzt, während Dampf und Rauch die gräßlichen Verwüstungen des schauerlichen Ereignisses verhüllen. „Vorwärts, vorwärts, laßt nicht nach! Drauf, drauf!“ ertönt der anfeuernde Ruf durch die ganze Ausdehnung der bereits zusammengeschlossenen preußischen Angriffssäulen. Trotz des rasenden Widerstandes des Feindes, dessen aus dem Hintertreffen herbeigerufene Reiterei die hier ebenfalls gefährdete Schlachtordnung der Franzosen wieder herstellen soll, wird immer mehr Boden gewonnen.

„Haltet euch mit Gefangenen nicht auf. Jetzt zeigt, daß ihr brave Brandenburger seid!“ hatte Sohr seinen wider die feindliche Mitte vorbrechenden Husaren beim Anreiten zugerufen. Die kurz zuvor von hier gegen die linke Flanke der Steinmetz'schen Brigade vorgegangene feindliche Batterie wurde von der urplötzlich daherstürmenden Reiterei gefaßt und genommen; zwei dahinter ebenfalls gegen die linke Seite der Brigade in eiligem Anzuge begriffene französische Bataillone sahen sich gesprengt, bevor sie nur Zeit zum Widerstande gefunden. In wilder Flucht jagte, was sich vor den Säbeln der preußischen Reiter zu retten vermochte, zurück. Die im wildesten Karrière heransausenden brandenburgischen Ulanen, sowie das 5. schlesische Landwehr-Kavallerieregiment werfen sich auf die württembergischen Geschwader, welche, unfähig, diesem rasenden Stoße zu widerstehen, im Davonjagen zum Theil das eigene Fußvolk niederreiten. Die Husaren schließen sich den Ulanen und Wehrreitern an. Die nächsten französischen Vierecke werden in unwiderstehlichem Anlaufe gesprengt, es ist kein Halten mehr beim Feinde. In diesem einen Sturmritt werden von den drei preußischen Regimentern nicht weniger als 28 Geschütze genommen. Erschreckt über die ringsum zunehmende Verwirrung fliehen endlich die Feinde in Unordnung aus Möckern. Beinahe die sämmtliche feindliche Artillerie fällt den Brandenburgern in die Hände. — Dies war der ausschlaggebende Augenblick, in welchem das Kriegsglück sich den Preußen zuwandte. — Ueber 2000 Gefangene und 53 Kanonen fallen in die Gewalt der Sieger, deren Verlust etwa 7000 Todte und Verwundete beträgt. Die Einbuße York's bestand aus 173 Offizieren und 5430 Mann; die Landwehr dieses Heerestheiles war von 5600 Mann auf 3200 Mann zusammengeschmolzen. Erst der hereinbrechende Abend machte dem Kampfe und der Verfolgung ein Ende.

Ueber die bei dem Kampfe um Möckern bewiesene unvergleichliche Tapferkeit des York'schen Corps sagt der russische General Langeron: „Dieser unerschrockene General York und seine braven Soldaten hatten sich bereits in allen Gefechten dieses Krieges mit Ruhm bedeckt; aber es sei erlaubt, zu sagen, sie übertrafen sich selbst in dieser denkwürdigen Schlacht.“ Sogar die alten Generäle Napoleon's äußerten später, daß sie nur selten einer Tapferkeit begegnet seien, die sich mit jener der Preußen bei Möckern messen könne.

Um nicht ihre Stellungen dem Feinde zu verrathen, lagerten die Preußen in der rauhen Oktobernacht auf freiem Felde ohne Wachtfeuer und ohne Schutz gegen den kalten Wind, der sausend über das weite Schlachtfeld fegte.

Um dieselbe Zeit und ohne zu ahnen, welche Vortheile die Preußen bei Möckern erfochten hatten, beschied Napoleon den gefangenen österreichischen General Meerveldt zu sich und trug ihm auf, dem Kaiser Franz Vorschläge zu einem Waffenstillstande zu überbringen. Er begehrte freien Rückzug hinter die Saale, erbot sich, Hannover und die Hansestädte zurückzugeben, sein Verhältniß zu Polen und den Rheinbundsstaaten zu lösen und über das fernere Schicksal Italiens, Spaniens und Hollands mit den Hauptmächten Europa's gemeinsam zu beschließen.

Zu einem solchen Entschluß war Napoleon durch den Hinblick auf den Umstand geführt worden, daß, so weit ihm die Ergebnisse der Schlacht bekannt geworden waren, er so gut wie keine Vortheile errungen hatte, und er sich sagen mußte, daß für den folgenden Tag noch weniger zu hoffen sein werde. Kaum war Meerveldt von ihm entlassen, so empfing er die üble Kunde von den schweren Verlusten, die seine Armee bei Möckern betroffen hatten. In peinvoller Unruhe verbrachte er die Nacht.

Der 17. Oktober war ein Sonntag. Düster wie der bedeckte Himmel, von dem von Zeit zu Zeit Regenschauer niedergossen, war die Stimmung des Kaisers und seiner Soldaten; unheimliches Schweigen herrschte an den Wachtfeuern. — Die Verbündeten dagegen standen frohen Muthes zur Weiterführung des Kampfes bereit und hofften von Augenblick zu Augenblick, Napoleon werde ihn aufs Neue aufnehmen, indeß dieser ungeduldig der Zurückkunft des als Botschafter an Kaiser Franz abgesandten Meerveldt harrte. Stunde auf Stunde verrann, Meerveldt kam nicht. So verging der Tag. Die verbündeten Monarchen, die es zu oft zu ihrem Schaden erfahren, was dem Kaiser der Franzosen Treu und Glauben galten, hatten beschlossen, sich auf Verhandlungen mit ihm nicht einzulassen. So mußte denn der Mann, der noch vor einem halben Jahre der stolzen Zuversicht gewesen war, „mit Europa fertig zu werden", ja, dessen Pläne sich selbst auf Asien hin erstreckt hatten, es erfahren, daß man ihn auf seine Friedensvorschläge nicht einmal einer Antwort würdigte! Keine seiner Mienen verrieth jedoch die geringste Bewegung, die Züge seines Angesichts schienen versteinert, so daß dasselbe, zumal beim flackernden Scheine des Wachtfeuers, den Eindruck einer Todtenmaske machte; nur aus hastigen, fast krampfhaften Bewegungen war es zu entnehmen, wie seine Seele in ihrem tiefsten Grunde von Pein und Ingrimm durchwühlt ward.

Wie anders leuchtete zu derselben Zeit das Heldenangesicht Blücher's, des deutschen Kernmenschen, des Abgottes des schlesischen Heeres! Er allein unter den Führern auf Seiten der Verbündeten vermochte es nicht, den 17. Oktober ohne Kampf vorübergehen zu lassen. Das französische Fußvolk wurde von ihm aus dem Dorfe Eutritzsch vertrieben, die französische Reiterei unter Arrighi in die Flucht geschlagen und bis dicht an das Halle'sche Thor von Leipzig verfolgt, wobei man dem Feinde 500 Gefangene und fünf Kanonen abnahm. Als Blücher sich hiernach anschickte, über die Parthe zu gehen, um Leipzig anzugreifen, sprengte ein Adjutant Schwarzenberg's herbei, der ihm die Nachricht brachte, daß der allgemeine Angriff erst auf den folgenden Tag angesetzt sei, er demnach von einem weiteren Kampfe für heute abstehen möge.

Einer der Ehrentage der deutschen Nation brach an, der Tag, an dem die letzte große Schlacht gegen den Gewalthaber auf deutscher Erde geschlagen und durch Ströme Blutes die Schmach gesühnt werden sollte, die durch fremdes und eigenes Verschulden über das deutsche Volk gekommen war. Hell ging die Sonne am 18. Oktober, dem für unser Volk bis in die fernsten Zeiten denkwürdigen Tage, auf, und ihre Strahlen erhöhten die Siegeszuversicht und den Kampfesmuth vieler Tausende, deren Augen ihr Aufsteigen zum letzten Male sehen sollten.

Noch fehlte der Kronprinz von Schweden auf dem Schlachtfelde. Ihm wäre es sicherlich ein Leichtes gewesen, schon am 16. Oktober gleichzeitig mit Blücher den Kampf gegen die Franzosen aufzunehmen.

Wäre dies geschehen, so hätte der Kampf bei Möckern nicht so schwere Opfer erfordert, ja das edle Blut, das am 18. Oktober vergossen werden mußte, hätte vielleicht gespart werden können. Zum englischen Bevollmächtigten, dem Generalleutnant Stewart, der ihm in der Frühe des 16. Oktober mittheilte, daß er ein mahnendes Schreiben an Bernadotte erlassen habe, sagte Blücher: „Alles Schriftliche laufe an dem wie Wasser ab, er müsse ihm aufs Leder rücken und ihn womöglich beim Kragen fassen und aufs Schlachtfeld schleppen!" Stewart warf sich auf sein Pferd, brachte es aber nicht dazu, den Kronprinzen zu sprechen. Da schrieb er ihm noch am Abende desselben Tages: „Es ist kein Augenblick zu verlieren; Ew. Königliche Hoheit haben es mir versprochen. Ich rede jetzt als Soldat; nur bereuen könnten es Ew. Königliche Hoheit, wenn Sie jetzt nicht ihren Marsch begönnen!" — Darin lag für den arglistigen Mann ein ganz deutlicher Hinweis darauf, daß, wenn er der übernommenen Pflicht jetzt nicht nachkomme, wahrscheinlicherweise auch England seine Zusage, für den Anfall Norwegens an Schweden einzutreten, als nicht geschehen betrachten würde. So sah er sich denn gezwungen, an dem Kampfe des 18. Oktober theilzunehmen.

Der 18. Oktober. Früh acht Uhr begann die Schlacht; die drei Monarchen nahmen auf dem Galgenberg, ihnen zu Ehren nachmals Monarchenhügel genannt, ihre Stellung, von wo aus sie das Feld des Kampfes übersehen konnten. Napoleon leitete von der hochgelegenen Tabaksmühle aus die Schlacht. Die Verbündeten waren dem französischen Heere an Truppenzahl fast um das Doppelte überlegen; doch hatte Napoleon's Heer eine gute, befestigte Stellung inne, in der es sich auf das damals noch mit einer Mauer umgebene Leipzig stützte, und Benningsen schritt erst 2 Uhr, Bernadotte gar erst um 4 Uhr zum Angriff.

Am heißesten ward im Centrum gestritten, wo in dem Kampfe um das zur hartnäckigsten Vertheidigung eingerichtete Dorf Probstheida gewissermaßen die Entscheidung des Tages lag, soweit nach den Erfolgen vom 16. Oktober von einer wirklich ausschlaggebenden Entscheidung noch die Rede sein konnte. Es war bereits zwei Uhr Nachmittags geworden, als zwei preußische Brigaden und das Corps des Prinzen Eugen von Württemberg zum Sturm gegen das ebengenannte Dorf vorrückten, dessen Behauptung für Napoleon von der größten Wichtigkeit sein mußte, weil die Sicherheit des Rückzuges der französischen Armee wesentlich davon abhing. Zwei starke Batterien schützten Probstheida zu beiden Seiten; in mehrere aus Stein gebaute Häuser sowie in die Gartenmauern hatten die Franzosen Schießscharten gebrochen. Die Marschälle Victor und Lauriston vereinigten ihre Heerscharen zur Sicherstellung des wichtigen Ortes, während hinter diesen mächtigen Schlachtsäulen noch die Garden unter Napoleon's persönlichem Befehle eine feste Stütze bildeten. Trotz Alledem gelang es den unter der heldenmüthigen Führung des Prinzen Eugen mit Todesmuth und lautem Hurrahgeschrei heranstürmenden Russen und Preußen, sich im ersten Anlauf eines Theiles des Dorfes zu bemächtigen. Durch die Uebermacht der Franzosen zum Weichen gebracht, werden sie noch einmal durch den Prinzen August von Preußen zum Sturme vorgeführt; wieder gelingt es, einen Theil des Dorfes zu erobern, da läßt Napoleon seine Garden zum Angriff vorrücken, und diese geben den Ausschlag. Die Stürmenden werden aufs Neue überwältigt und müssen über Haufen von Verwundeten und Sterbenden den Rückmarsch antreten. Aber immer noch lassen diese sich nicht abschrecken: sieben Stürme werden unternommen — alle vergeblich. Ein entscheidender Erfolg ist an dieser Stelle nicht zu erringen; die Führer der hier kämpfenden Heerestheile müssen sich darauf beschränken, Napoleon selbst am Vorbrechen und damit am entscheidenden Eingreifen auf anderen Theilen des Schlachtfeldes zu verhindern. Und das erreichten sie in der That. Denn während in und bei Probstheida durch die wiederholten ungestümen Sturmläufe der Preußen und Russen die besten Kräfte Napoleon's beschäftigt sind, die Gegner zurückzuschlagen, gelingt es den übrigen Heerestheilen der Verbündeten, an mehreren Punkten vorzudringen und endlich die Entscheidung herbeizuführen.

Der nun auch in die Schlachtlinie eingerückte Kronprinz von Schweden überschritt die Parthe gemeinsam mit Blücher, der, um dem immer zögernden ehemaligen französischen Marschall jeden Vorwand zur Unthätigkeit zu nehmen, diesem einen Theil seiner eigenen Truppen überlassen hatte. Nun wurden die Franzosen bis nach Schönefeld und Paunsdorf zurückgedrängt.

Uebergang der Sachsen und Württemberger. Hier endlich schlugen sich die Sachsen, die während der auf den Waffenstillstand folgenden Kämpfe von 18,000 bis auf etwa 5000 Mann zusammengeschmolzen waren, auf die Seite ihrer deutschen Brüder. Die tapferen Krieger, längst grollend, daß der Soldateneid sie zwang, einer so unwürdigen Sache zu dienen, hatten bei ihrem Könige angefragt, ob sie noch länger für den Feind Deutschlands fechten sollten, und die doppelsinnige Antwort empfangen: „daß gerade jetzt jeder brave Sachse mit erhöhter Anstrengung für das Vaterland und die Sache des Königs kämpfen müsse.“ Sie deuteten sich dies in ihrem, nicht in des Königs Sinne, und gingen zu den Verbündeten über, von denen sie mit Jubel begrüßt wurden. Der Uebergang der Sachsen konnte auf den Ausfall der Schlacht um so weniger wirken, als dieselben, trotz des laut ausgesprochenen Wunsches, sogleich gegen die Franzosen geführt zu werden, in die Reserve gewiesen wurden.



Schwarzenberg verkündet den Monarchen den Sieg auf allen Theilen des Schlachtfeldes. Nach dem Gemälde von Kraft.

Den Sachsen folgte eine noch schwächere Abtheilung Württemberger. General von Normann, der Befehlshaber derselben, empfing auf seine Aeußerung, daß er willens sei, seinen König um die Erlaubniß zu bitten, auf Seiten der Verbündeten kämpfen zu dürfen, von Gneisenau die würdige Antwort: „Auf dem General haftet der Schandfleck, daß er während des Waffenstillstandes das Lützow'sche Corps überfiel und niederhauen ließ; weder er noch ein einziger Mann seiner Brigade soll der Ehre theilhaftig werden, in den Reihen preußischer Krieger zu fechten."

Von französischen Schriftstellern sind hinterher jene Vorgänge benutzt worden, die Niederlage Napoleon's zu beschönigen, wobei man sich nicht entblödet hat, die Zahl der sächsischen Truppen bis auf 30,000 Mann zu vergrößern! — Ueberall, nur nicht da, wo Schwarzenberg unmittelbar befehligte, waren inzwischen die Truppen der Verbündeten siegreich vorgedrungen; der Halbkreis, den die Franzosen innehatten, verengte sich zusehends, und schon war es zu bemerken, daß Napoleon Anordnungen für den Rückzug traf.

Sieg! Sieg! So ist er denn errungen, der endliche, heiß ersehnte, theuer erkaufte Sieg! In dem Augenblicke, wo Fürst Schwarzenberg den drei verbündeten Monarchen auf der Anhöhe bei Leipzig, die, wie erwähnt, seitdem zur Erinnerung an den denkwürdigen Tag der „Monarchenhügel" heißt, die große Botschaft brachte, da verkündete diese Botschaft zugleich allen Völkern, die seit fast zehn Jahren unter dem französischen Joche geschmachtet hatten, das Ende der Napoleonischen Gewaltherrschaft.

Nun verlangte Blücher 20,000 Mann Reiterei, um den fliehenden Feind auf seinem Rückzuge zu vernichten; er drang jedoch mit seiner Ansicht nicht durch, theils weil Schwarzenberg den Sieg noch nicht für gesichert hielt, theils weil er — er hat dies später eingestanden — „einen Feind, der noch Kräfte hatte, nicht zur Verzweiflung bringen wollte." — Wie viel Blut und Thränen wären für die spätere Zeit gespart worden, wenn Blücher an Schwarzenberg's Stelle gestanden hätte!

Als am 19. Oktober die Herbstsonne den Nebel durchbrach, sahen die Verbündeten das Schlachtfeld von Feinden leer. Unermeßliche Freude durchströmte der Sieger Brust, bei allen Regimentern erhob sich der Klang der Feldmusik. Jetzt rückten Blücher, Bülow, Sacken und Langeron mit ihren Truppen gegen Leipzig vor. Von rechts und links wirbelte der preußische Sturmmarsch, und die Flügelhörner riefen dazwischen. Begünstigt durch den Kampf um den Eintritt in die Grimma'sche Vorstadt, hatte Borstell mit seiner Brigade in raschem Anlauf die Milchinsel und nach der heftigsten Gegenwehr zuletzt auch das Hinterthor genommen. Ebenso war das Hospitalthor nach zweimaligem vergeblichen Sturmlauf von den Russen erbrochen worden. Bereits zeigten sich russische Plänkler auch in den Gassen links. Nur am Halle'schen Thore, sowie bei dem jetzt von der verbündeten Hauptarmee ebenfalls angegriffenen Mühlenschlage und dem Petersthore behaupteten sich noch die Feinde. Doch auch hier begann schon der Widerstand derselben bald merklich schwächer zu werden.

Entflammt von diesen günstigen Anzeichen, hatten die tapferen Vorkämpfer einen erneuten Sturmlauf unternommen und waren bis zu dem freien Platze vor dem inneren Grimma'schen Thore vorgedrungen. Was vom Feinde noch zusammenhielt, suchte durch dieses Thor oder nach links um die heutigen Promenaden die innere Stadt zu gewinnen. Von rechts ertönte der tiefe Hörnerklang der pommerschen Schützen durch die Gassen, die Fenster öffneten sich auf diese willkommenen Klänge, und noch mitten hinein in das Schießen flatterten die weißen Tücher der freudetrunkenen Einwohner.

Einem Bataillone der Königsberger Landwehr war es gelungen, zuerst den Weg in die südöstliche Vorstadt frei zu machen. Die tapferen Leute waren seit 36 Stunden auf den Beinen und hatten in dieser langen Zeit fast gar keine Nahrung zu sich genommen. Trotzdem kämpften sie, geführt von Major Friccius, mit einem Heldenmuthe, wie er wol selten übertroffen worden ist. —



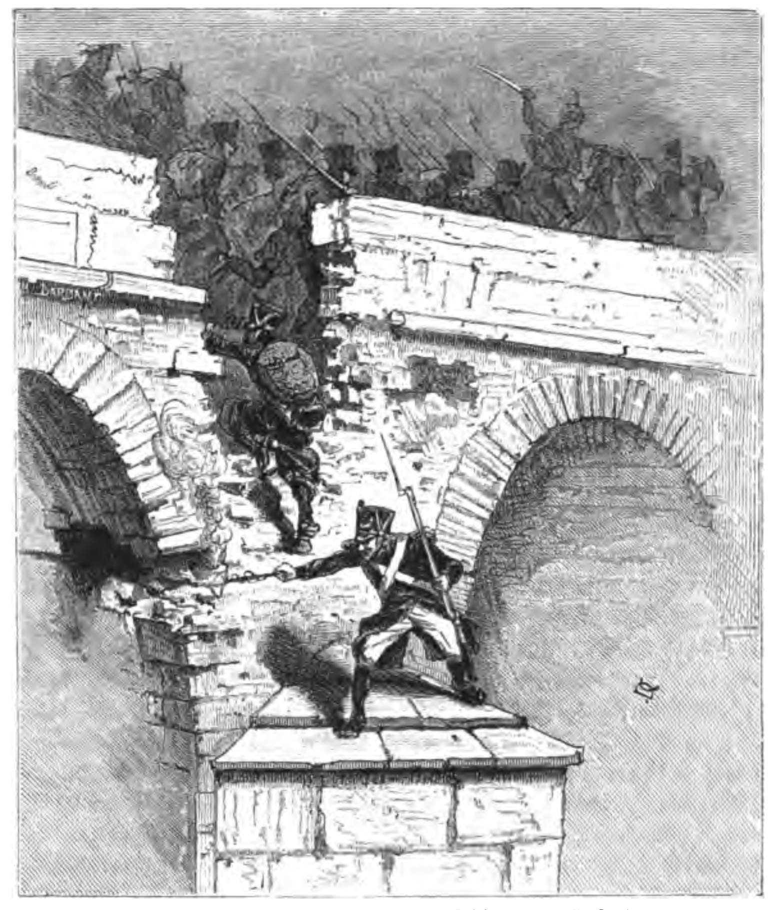
Empfang der Königsberger Landwehr in Leipzig. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Ueber diesen Vorgang giebt Friccius selbst in seiner „Geschichte des Krieges in den Jahren 1813 und 1814" folgende lebendige Schilderung: „Das Grimma'sche Thor war stark verrammelt, von neuen Planken gezimmert, oben auf der Spitze, um das Uebersteigen zu verhindern, mit starken eisernen Widerhaken und unten mit vielen Schießlöchern versehen. Das Wacht- und Zollhaus, nahe am Eingange des Thores rechts, war verlassen, aber die Häuser, welche zum Theil die Vorstadtmauer nach dem Hinterthore zu bilden, besonders aber das Gebäude, welches auf dem Kirchhofe steht, eine Fortsetzung der Kirchhofsmauer ist und einen spitzen Winkel mit dem Thore bildete, waren stark vom Feinde besetzt. Die Truppen, welche gegen das Thor anrückten, erhielten also von vorn und von beiden Seiten ein nahes, starkes Feuer, ohne dem Feinde hinter seinen Bollwerken viel schaden zu können. Zum Sturm war nichts vorbereitet. Wir hatten keine Leiter, keine Brechstange, noch andere Instrumente zur Hand; kein Pionier war uns zur Seite, kein Geschütz in der Nähe, um das Thor einzuschießen. Immer stärker wurde aus der Stadt, aus allen Fenstern, von allen Dächern, selbst vom Johanniskirchthurm herab, welcher zur Warte zu dienen schien, auf uns geschossen. In jeder Minute traf ein Schuß. Mein Pferd erhielt eine Kugel in die Kinnlade und war nicht mehr zu bändigen. Ich mußte absteigen. In seinem Schmerz bäumte sich das schöne Thier unaufhörlich und wurde von einem Landwehrmann festgehalten, riß diesen aber bald mit sich fort, sprengte die Zügel und stürzte in wildem Laufe davon. Ich mußte nun den Dienst zu Fuß verrichten. Vorwärts zu kommen, war nicht möglich, Stehenbleiben unfehlbares Verderben, und dem Ziel so nahe, zog Jeder den Tod einem Rückzuge vor. Die Noth und Gefahr wuchs mit jedem Augenblicke. Endlich entdeckte Gäsebeck eine schwache Stelle in der Mauer. Ich ergriff das Gewehr des nächsten Landwehrmannes und stieß mit dem Kolben die dünne Mauer ein. Sie stürzte schnell zusammen, da mehrere Landwehrmänner kräftig dabei halfen. Als die Oeffnung groß genug war, sprang ich durch die selbstgelegte Bresche und rief den Meinigen zu: „Ihr werdet mich nicht verlassen!" Vor mir war schon ein behender Landwehrmann, Gottlieb Maluga, mir unter den Händen durchgeschlüpft. Er erhielt dabei durch einen Bajonnetstich eine heftig blutende Wunde im Gesicht. Da wir in Kolonne gegen das Thor vorgerückt waren, so befanden sich die Offiziere der 2. Compagnie, Hauptmann Zieten und Klebs I., und Motherby, Hauptmann der 3. Compagnie, vorn und in meiner Nähe. Auf meinen Zuruf sprang Motherby vor und rief, den Säbel hochhaltend: „Kameraden, folgt mir!" Er wurde aber sogleich dicht hinter mir, als er die Bresche besteigen wollte, von einer Kugel in den Kopf getroffen und sank seinem Freunde Stumpf todt in die Arme... Stumpf küßte unter Thränen die erblaßte Wange und eilte darauf mit vielen Anderen mir nach, um sich an die Spitze der verwaisten Compagnie zu stellen, welche den Verlust des seltenen und edlen Mannes am schwersten und tiefsten empfand. Jeder wollte den geliebten Führer rächen, es ihm gleichthun im Leben und im Tode. Wer nur irgend konnte, machte sich Bahn durch alle Hindernisse, Niemand wollte zurückbleiben."

Das Königsberger Landwehrbataillon war infolge eines ihm zugegangenen Befehls auf dem Platze vor dem inneren Grimma'schen Thore zurückgeblieben. Am Morgen noch 450 Mann zählend, fanden sich die jetzt noch lebenden 100 Mann um den fast allein unverletzt gebliebenen heldenmüthigen Führer. Allmählich füllte sich der weite Raum mit den nachrückenden schwedischen, russischen und österreichischen Bataillonen. Der Kampf an dieser Stelle war zu Ende, das Schießen tönte allmählich aus immer weiterer Ferne. Der Einzug der verbündeten Herrscher in die eroberte Stadt wurde erwartet, und deren Feldherren, Jeder von dem Jubelruf der Truppen begrüßt, versammelten sich auf dieser Stelle. Von den Thürmen erklang das erhebende Geläut der Glocken, Musik schmetterte darein, und ringsum wogte es gleich einem Meere von den unabsehbaren Massen der herzuströmenden Bevölkerung.

Da plötzlich — horch! — die Menge stäubt erschreckt aus einander — es ertönt ein dumpfer Knall — — die Ranstädter Steinwegbrücke ist in die Luft geflogen! Wer sie von den Feinden noch nicht überschritten hatte, sieht sich nun in die Gewalt der Verfolger gegeben!

Am Königshause zu Leipzig hatte Napoleon vor einer Stunde sich von der sächsischen Garde verabschiedet. Von da aus ritt er quer über den Markt dem innern Ranstädter Thore zu. Hier konnte er sich von dem furchtbaren Durcheinander überzeugen, welches in allen Straßen der Stadt herrschte. Am Thore hatte sich der flüchtige Menschenknäuel in solchem Grade angesammelt, daß der Kaiser sich genöthigt sah, umzukehren, um durch das innere Petersthor aus der Stadt zu gelangen. Hier wandte er sich links und richtete aufmunternde Worte an die Soldaten. Ueberall nichts als die entsetzlichste Verwirrung! — Der Kaiser konnte nur noch auf einem Umwege die Stadt verlassen.



Das Sprengen der Ranstädter Brücke. Zeichnung von C. Delort.

Der Ausgang am äußeren Ranstädter Thore war so schmal, daß neben einem Wagen kaum ein paar Fußgänger Platz fanden. Und dennoch war dies der einzige Weg nach Westen, auf dem sich nun Alles zusammendrängte. Und schon hatten sich hier die Verfolger eingestellt. Niemand wußte, daß Napoleon Befehl gegeben hatte, die Brücke am Ranstädter Thor in die Luft zu sprengen, falls sich der Feind in einer den Rückzug ernstlich bedrohenden Weise nähern sollte. Ihm galt es jetzt nur noch, die Trümmer seiner Hauptmacht die große Straße gewinnen zu sehen; des Befehls gewärtig, das Werk der Vernichtung auszuführen, harrte an einem Brückenbogen der kommandirte Korporal mit brennender Lunte.

Als nun dieser das Kleingewehrfeuer dicht in der Nähe knattern hörte, auf der einen Seite Ulanen und Kosaken, auf der andern russische Scharfschützen erblickte, glaubte er, es sei höchste Zeit, das angesammelte Pulver zu entzünden. Ein Knall! — und ein viel hundertstimmiger

Entsetzensschrei folgte der ringsum Alles zerschmetternden Explosion. Eine große Anzahl der Flüchtigen fand hier durch des Pulvers Macht einen grausigen Tod; Tausende, von der Rückzugsstraße abgeschnitten, verloren Freiheit oder Leben in dem angeschwollenen Wasser der Elster — die Verwüstung verwehrte den Abgesperrten die Heimkehr in das ferne Vaterland. — Der dumpfe Knall drang an Napoleon's Ohr, als er Lindenau durchritt. Er ließ sogleich die alte Garde in Schlachtordnung stellen und ihre Batterien auffahren. Doch den Getreuen, die in Leipzig abgeschnitten waren, konnte in keiner Art mehr Hülfe gebracht werden.

Alle Bande der Disziplin hatten sich jetzt aufgelöst, die Soldaten verließen Geschütze und Bagage und wogten in großen Haufen, ohne Unterschied der Waffengattungen, durch einander. Poniatowski's und Macdonald's Scharen hatten die Pleiße hinter sich, nun sahen sie sich durch die Elster gehemmt. Die grausige Verwirrung stieg auf den höchsten Punkt. Ein großer Theil der Flüchtigen, die den Fluten der Pleiße entronnen waren, ertrank in der Elster. Diejenigen, welche gehofft hatten, sich über eine Nothbrücke retten zu können, sahen sich ins Verderben mit hineingerissen; denn der schmale Steg brach unter der Last der Fliehenden zusammen. Sie versuchten nun die Elster zu durchschwimmen, aber die Meisten ertranken, unter ihnen der Marschall Fürst Poniatowski, der letzte Sprößling des polnischen Königshauses, dem Napoleon die Wiederherstellung seines Vaterlandes versprochen hatte. Von den Russen heftig verfolgt, zumal seine reiche Kleidung und Ordenszeichen ihn kenntlich machten, war er, bereits verwundet, glücklich über die Pleiße gekommen, mußte jedoch den Fluten sein Pferd preisgeben. Aufs Aeußerste erschöpft, besteigt er ein anderes und reitet, die russischen Scharfschützen an der Elster gewahrend, durch die zwischen beiden Gewässern gelegenen Gärten. Vom steilen Ufer spornt er sein Roß zum Sprunge, es schlägt im Wasser über — der edle Pole findet sein Grab in den Wellen.

Macdonald war glücklicher, ihm gelang es zu entkommen. Doch noch eine Menge Flüchtiger sinkt hier unter den Streichen ihrer Ueberwinder.

Nach und nach erlischt der Widerstand, während um die übrigen Zugänge zur Stadt der blutige Streit fortwüthet. — Die Reihen der Vertheidiger hatten sich immer mehr gelichtet; denn auch die auf dem Markte aufgestellten Sachsen und mehrere Bataillone der Rheinbundstruppen schlugen sich nunmehr auf die Seite, auf die sie gehörten; ebenso gingen am Abende des 19. acht polnische Regimenter zu den Verbündeten über.

Einzug der verbündeten Monarchen in Leipzig. Noch währte der Kampf in einzelnen Stadttheilen, als bereits unter dem Schall kriegerischer Musik und unter dem lauten Zuruf der Bevölkerung Friedrich Wilhelm und Alexander auf dem Marktplatze zu Leipzig anlangten. Hier traf Alexander mit Blücher zusammen und umarmte ihn mit den Worten: „Sie sind Deutschlands Befreier!“ Auch Friedrich Wilhelm dankte gerührt dem Heldengreise; die Verleihung der Feldmarschallwürde erfolgte etwas später.

In den drei Schlachttagen waren nach mäßiger Berechnung mindestens 500,000 Kanonenschüsse von beiden Seiten abgefeuert worden.

Napoleon büßte bei Leipzig einen großen Theil seines Heeres, nämlich über 60,000 kriegstüchtige Soldaten, ein. 15,000 Mann lagen todt auf dem weiten Schlachtfelde, 15,000 streckten in Leipzig die Waffen, 30,000 Verwundete mußte er ihrem traurigen Schicksale überlassen, 370 Stück Geschütze, 30,000 Gewehre, 7 Adler, zahlreiche Fahnen, 1000 Bagagewagen und eine Menge anderweitiges Gepäck fielen in die Hände der Sieger.

Die Opfer, welche die dreitägige Schlacht gekostet, entsprachen der Größe dieses Preises. Die Preußen zählten an Todten und Verwundeten über 16,000 Mann, unter ihnen 620 Offiziere; die Russen über 21,000 Gemeine und 864 Offiziere; die Oesterreicher berechneten ihre Verluste auf über 14,000 Mann und 420 Offiziere. Die Schweden dagegen waren mit dem bescheidenen Opfer von etwa 100 Mann davongekommen.

Wie die Stadt Leipzig, so hatte auch ihre Umgebung entsetzlich gelitten; die Mehrzahl der benachbarten Ortschaften war in Flammen aufgegangen, gegen 3 Mill. Thaler

Eigenthum vernichtet worden. Zwanzig brennende Dörfer, Trümmer jeder Art, herzzerreißender Jammer und unsägliche Noth bezeichneten den Tag, an welchem die bedrängten Völker an dem Unterdrücker Rache genommen und Ehre und Freiheit im blutigsten Kampfe wiedergewonnen hatten. „Die kaiserliche Größe war zum zweiten Male, sie war jetzt unrettbar bis auf den Tod getroffen.“ Hören wir, was Arndt den preußischen Kriegern zurief: „Worte preisen nicht würdig, was über jedes Lob der Worte erhaben ist; die Zunge kann nicht aussprechen, was wie ein Wunder erschienen ist, und was unbegreiflich ist wie alle Wunder. Als ihr auftratet, da dachtet ihr, da dachte alle Welt: die Preußen würden sich tapfer schlagen, sie würden ihren gerechten Zorn gegen ihre Unterdrücker, die Franzosen, redlich abbüßen; aber daß ihr solche Männer sein würdet, als ihr erschienen seid, das dachtet ihr nicht, und das konnten wir nicht denken. Das ist die Gewalt des überschwenglichen Geistes, die Gewalt Gottes, die über die Menschen kommt, daß sie aus sich selbst hinaus und über sich selbst empor gehoben werden. Ihr tapferen und frommen Kämpfer, wie oft habt ihr in Erstaunen selbst ausrufen müssen: „Das haben wir nicht gethan, das hat Gott selbst gethan, das war Gott! Gott gab uns die Kraft, Gott gab uns das Glück, Gott wollte, was wir wollen mußten.“ Ja, brave Männer, ihr redet und glaubet recht. Tausend Zeichen sind da und sind schon seit Jahren dagewesen, daß Gott Großes will mit der Menschheit und mit dem deutschen Volke. Selig, die darauf merken und in diesem Vertrauen unwankend auf der Bahn bleiben, worauf sie durch Gott gesetzt sind!“ — „Endlich“, beginnt ein Schreiben Stein's vom 21. Oktober, „endlich wagt man sich dem Gefühle des Glückes hinzugeben; Napoleon ist geschlagen und in unordentlicher Flucht. . . . Da liegt also das mit Blut und Thränen so vieler Millionen gekittete, durch die tollste und verruchteste Tyrannei aufgerichtete Gebäude am Boden; von einem Ende bis zum andern Ende Deutschlands wagt man es auszurufen, daß Napoleon ein Bösewicht und ein Feind des menschlichen Geschlechts, daß die schändlichen Fesseln, in denen er unser Vaterland hielt, zerbrochen, und die Schande, womit er uns bedeckte, in Strömen französischen Blutes abgewaschen ist.“

Vergessen wir es nicht: ein solcher Sieg konnte nur errungen werden mit Kriegern, die nicht von falscher Soldatenehre, sondern von wahrer Kriegerehre erfüllt waren; von Kriegern, „die“ — wie es in dem Arndt'schen Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann heißt — „das Vaterland lieber haben als Gold, und denen die deutsche Freiheit werther ist als das Leben, und die gottgefällige Tugend theurer als die irdischen Güter.“ Selig, die in diesem heiligen Kampfe einen schnellen Tod fanden; auf ihre Angesichter waren die Spuren des Geistes geprägt, der in Allen lebte.

Welch ein grauenvolles Bild menschlichen Elends aber eröffnet sich unserm Blick, wenn wir der zahlreichen unglücklichen Verstümmelten gedenken, die in den kalten Oktobernächten hülflos auf dem Schlachtfelde und in den Straßen Leipzigs umherlagen! —

Der Arzt Reil, der mit aufopfernder Hingabe sich der Pflege der Verwundeten unterzog, schrieb an Stein: „. . . Auf dem Wege von Halle nach Leipzig begegnete mir ein ununterbrochener Zug von Verwundeten, die wie Kälber auf Schubkarren ohne Strohpolster zusammengeklumpt lagen, und einzeln ihre zerschossenen Glieder, die nicht Raum genug auf diesen engen Fuhrwerken hatten, neben sich schleppten. Noch an diesem Tage, also sieben Tage nach der ewig denkwürdigen Völkerschlacht, wurden Menschen vom Schlachtfelde eingebracht, deren unverwüstliches Leben nicht durch Verwundungen, noch durch Nachtfröste und Hunger zerstörbar gewesen war. In Leipzig fand ich ungefähr 20,000 verwundete und kranke Krieger von allen Nationen. Die zügelloseste Phantasie ist nicht im Stande, sich ein Bild des Jammers in so grellen Farben auszumalen, als ich es hier in der Wirklichkeit vor mir fand. Das Panorama würde selbst der kräftigste Mensch nicht anzuschauen vermögen; daher gebe ich Ihnen nur einzelne Züge dieses schauderhaften Gemäldes, von welchen ich selbst Augenzeuge war, und die ich daher verbürgen kann. . . . . Die Verwundeten liegen entweder in dumpfen Spelunken, in welchen selbst das Amphibienleben nicht

Sauerstoffgas genug finden würde, oder in scheibenleeren Schulen oder in wölbischen Kirchen, in welchen die Kälte der Atmosphäre in dem Grade wächst, als ihre Verderbniß zunimmt, bis endlich einzelne Franzosen noch ganz ins Freie hinausgeschoben sind, wo der Himmel das Dach macht und Heulen und Zähneklappern herrscht. An dem einen Pol der Reihe tödtet die Stickluft, an dem andern reibt der Frost die Kranken auf... An jenen Orten liegen die Unglücklichen.. Alle noch in den blutigen Gewändern, in welchen sie aus der heißen Schlacht hereingetragen sind. Unter 20,000 Verwundeten hat auch nicht ein Einziger ein Hemd, Betttuch, Strohsack oder Bettstelle erhalten. Nicht Allen, aber doch Einzelnen hätte man geben können. Keiner Nation ist ein Vorzug eingeräumt, Alle sind gleich elend berathen, und das ist das Einzige, worüber die Soldaten sich nicht zu beklagen haben. Sie haben nicht einmal Lagerstroh, sondern die Stuben sind mit Häckerling aus den Bivuaks ausgestreut, das nur für den Schein gelten kann. Alle Kranken mit gebrochenen Armen und Beinen, und deren sind Viele, denen man auf der nackten Erde hat kein Lager geben können, sind für die verbündeten Armeen verloren. Ein Theil derselben ist schon todt, der andere wird noch sterben. Ihre Glieder sind, wie nach Vergiftungen, furchtbar aufgelaufen, brandig und liegen in allen Richtungen neben den Rümpfen. Daher der Kinnbackenkrampf in allen Ecken und Winkeln, der um so mehr wuchert, als Hunger und Kälte seiner Hauptursache zu Hülfe kommen. Viele sind gar nicht, Andere werden nicht alle Tage verbunden. Die Binden sind zum Theil von grauer Leinwand, aus Dürrenberger Salzsäcken geschnitten, die die Haut mitnehmen, wo sie noch ganz ist. In einer Stube stand ein Korb mit rohen Dachschindeln zum Schienen der zerbrochenen Glieder. Viele Amputationen sind versäumt; andere werden von unberufenen Menschen gemacht, die kaum das Barbiermesser führen können und die Gelegenheit nützen, ihre ersten Ausflüge an den verwundeten Gliedern unserer Krieger zu machen. Einer Amputation sah ich zu, die mit stumpfen Messern gemacht wurde. Die braunrothe Farbe der durchsägten Muskeln, die fast schon zu athmen aufgehört hatten, geben mir wenig Hoffnung auf Erhaltung des Operirten. An Wärtern fehlt es ganz. Verwundete, die nicht aufstehen können, müssen Koth und Urin unter sich gehen lassen und faulen in ihrem eigenen Unrath an. Für die gangbaren sind zwar Bütten aufgestellt, die aber nach allen Seiten überströmen, weil sie nicht regelmäßig ausgetragen werden. In der Peterskirche stand eine solche Bütte neben einer andern, ihr gleichen, die eben mit der Mittagssuppe hereingebracht war. . . . Das Scheußlichste in dieser Art gab das Gewandhaus. Der Perron war mit einer Reihe solcher überströmenden Bütten besetzt, deren träger Inhalt sich langsam über die Treppe herabwälzte. Es war mir unmöglich, durch die Dünste dieser Cascade zu dringen. . . . Ich schließe meinen Bericht mit dem gräßlichen Schauspiel, das mir kalt durch die Glieder fuhr und mir meine ganze Fassung lähmte. Nämlich auf dem offenen Hofe der Bürgerschule fand ich einen Berg, der aus Kehricht und Leichen meiner Landsleute bestand, die nackend lagen und von Hunden und Raben angefressen wurden. . . . So entheiligt man die Ueberreste der Helden, die dem Vaterlande gefallen sind! . . ."

Bei diesem Bilde mögen die Bewunderer Napoleon's, aber auch alle Diejenigen verweilen, die ihr Vaterland werth halten von ganzem Herzen. Denn wahrlich, nichts vermag der Erinnerung an jene große Zeit besser den rechten Ernst und die rechte Würde zu verleihen, als das erschütternde Bild der Leiden ohne Gleichen, unter denen die Märtyrer der Freiheitsschlacht ihr Leben dahingaben.

„Doch stehst du dann, mein Volk, bekränzt vom Glücke,
In deiner Vorzeit heil'gem Siegesglanz,
Vergiß der treuen Todten nicht und schmücke
Auch uns're Urne mit dem Eichenkranz!"



Blücher rückt in Frankreich ein. Zeichnung von Ludwig Burger.

Fünftes Buch.

Die Preußen zweimal in Paris.

Rückzug Napoleon's über den Rhein.

Die Niederlage und Flucht des verhaßten Imperators erregte im deutschen Volke überall die höchste Freude, deren Ausdruck ihrer Innigkeit entsprach. Mehr als sonst waren die Kirchen gefüllt; zum Danke an Gott gesellte sich die inbrünstige Bitte, die Führer mit Kraft und Einsicht zu segnen, damit das Befreiungswerk zu gutem Ende geführt, der Friede errungen und sein Bestand auf fester Grundlage gesichert werde.

Leider bewirkten Kleinmuth und Selbstsucht, daß man sich schon die naheliegenden Früchte des Sieges entgehen ließ. Der Schlag, den Napoleon's Macht bei Leipzig erlitten hatte, war wahrhaft vernichtend gewesen; die Trümmer des französischen Heeres boten auf der Flucht den kläglichsten Anblick dar. Die Soldaten waren von Hunger und Anstrengung erschöpft, ein großer Theil war von Groll erfüllt gegen den Urheber so vielen Unheils. Ihn hatte seine zuversichtliche Haltung gänzlich verlassen. „Gerade wie im Jahre 1812!" hörte man in seiner nächsten Umgebung sagen. „So ist er aus Rußland hinausgegangen!" Hätte nun eine Verfolgung des fliehenden Feindes stattgefunden, wie Blücher und Gneisenau sie wollten, auch nicht ein französisches Regiment wäre über den Rhein zurückgekommen, und die Verbündeten hätten noch vor Abschluß des Jahres den Frieden diktiren können.

Als man endlich im Hauptquartier zu einem rechten Entschlusse gekommen war, eine ernstliche Verfolgung eintreten zu lassen, war die kostbare Zeit verstrichen. Nur York war mit seinem zur Zeit an Zahl überaus schwachen Corps dem Feinde auf den Fersen. In der Nähe des Roßbacher Schlachtfeldes gelang es ihm, 4000 Gefangene, unter ihnen 200 Offiziere, meist Oesterreicher, zu befreien; in der Nähe von Freiburg nahm er 1000 Franzosen gefangen und erbeutete 18 Kanonen. Etwa 1000 Mann Rheinbündler gingen hier zu ihm über.

Am 23. langte Napoleon in Erfurt an, wo er hoffte, in seine gänzlich aus Rand und Band gekommenen Scharen einigermaßen wieder Ordnung und Halt zu bringen. Er that, was er in der kurzen Zeit, die ihm vergönnt blieb, vermochte, und die erschöpften Flüchtlinge fanden wenigstens einige Ruhe und Rast. Aber schon am dritten Tage ging es wieder unaufhaltsam dem Rheine zu, hinter den Eiligen darein die rastlose Meute der Kosaken, welche den Bevölkerungen damals als Vorboten der Befreiung galten. Der letzte Angriff York's auf die Franzosen fand in der Nähe von Eisenach statt; es wurden hier noch 2000 Nachzügler gefangen genommen. Eine große Zahl von Feinden blieb auf der Flucht aus Erschöpfung liegen. Längs der großen Straße fand man häufig Leichen oder Sterbende.

Schlacht von Hanau. Am Main erwartete Napoleon ein anderer, neuer Feind. Von der Besorgniß erfüllt, die siegreichen Verbündeten möchten, von ihrer Gewalt Gebrauch machend, hinterher noch über ihn zu Gericht sitzen, hielt König Maximilian von Bayern es für gerathen, durch eine seinem Heere auferlegte Bluttaufe seine Schuld zu sühnen. Marschall Wrede hatte sich, wie erwähnt, bereits vor den Tagen von Leipzig mit seinem Corps in Marsch gesetzt, es aber versäumt, die wichtigen Pässe bei Wirtheim und Gelnhausen zu besetzen. Plötzlich sah er sich mit seinem 40,000 Mann starken Corps dem von Napoleon geführten, etwa 60,000 Mann betragenden Kerne der fliehenden französischen Armee gegenüber. Es kam bei Hanau am 30. Oktober zur Schlacht. Ergrimmt über den Abfall der Bundesgenossen in der Stunde der Noth, warfen sich die Franzosen mit um so größerer Kampfeswuth auf die Bayern, und es gelang ihnen in kurzer Zeit, die Schlachtlinie derselben zu durchbrechen. Auf jeder Seite hatte man etwa 8000 Todte und Verwundete; zu den Letzteren gehörte auch der bayerische Obergeneral. Ohne einen weiteren Angriff zu erfahren, erreichte Napoleon nun den Rhein, den er am 2. November bei Mainz überschritt.

Langsam folgte die Hauptarmee unter Schwarzenberg; bei derselben befanden sich die drei Monarchen. In Weimar fiel St. Aignan in die Hände der Verbündeten. Dieser, ein geheimer Agent Napoleon's, hatte sich absichtlich gefangen nehmen lassen, weil er hoffte, Metternich werde durch seine Vermittlung neue Verhandlungen mit Napoleon anzuknüpfen suchen. Seine Hoffnung erfüllte sich. Metternich war der nationale Aufschwung des preußischen Volkes in tiefster Seele zuwider, denn er fürchtete den wachsenden Einfluß Preußens innerhalb Deutschlands und im Rathe Europa's. Auch Alexander's Stellung zu Deutschland war eine andere geworden. Dieser begann zu fürchten, Deutschland möchte zu mächtig werden, und damit dies nicht geschähe, wünschte er, daß Frankreich stark bleibe. So wurden denn schon von Weimar aus dem französischen Kaiser höchst günstige Friedensbedingungen geboten. Unter Anderem erklärte man sich bereit, dem französischen Reiche alle deutschen Gebiete bis zum Rheine zusprechen zu wollen. Solche Anerbietungen wurden einem Feinde gemacht, der sich eben mit Noth über den Rhein gerettet hatte! — Es liegt zu Tage, daß ein auf derartiger Grundlage zu Stande gekommener Friede ebenso schimpflich für Deutschland wie ehrenvoll für Napoleon und Frankreich gewesen wäre. Napoleon erklärte zwar, auf Verhandlungen eingehen zu wollen, gleichzeitig aber verordnete er neue Truppenaushebungen. Dies bewirkte, daß die Kriegspartei im Hauptquartier, die zur Erringung des Friedens für Europa eine weitere Demüthigung Napoleon's für unerläßlich hielt, die Oberhand gewann.

In den ersten Novembertagen kam die böhmische Armee in Frankfurt an, und bald darauf trafen auch die drei Monarchen daselbst ein. Sie gaben sogleich Befehl, Höchst und Kassel, das die Franzosen noch besetzt hielten, zu nehmen, was auch geschah. Blücher war im Marsche

auf Köln, um hier den Rhein zu überschreiten; er, dessen Feuerseele den Krieg von Anbeginn in der großartigsten Weise betrieben haben wollte, sandte Gneisenau nach Frankfurt, um seine Ansicht über eine energische Fortsetzung des Krieges im Hauptquartier zur Geltung zu bringen. Danach wollte er von Köln über Aachen und Brüssel gegen Paris vordringen, während die große Armee weiter aufwärts über den Rhein gehen und gleichfalls die Hauptstadt des feindlichen Landes, Paris, als das gemeinsame Ziel ihrer Operationen betrachten sollte.

Zu Frankfurt, in der Umgebung der Monarchen, hatte die Friedenspartei, zu der Hardenberg, Knesebeck und fast alle russischen Generäle und Staatsmänner gehörten, wiederum die Oberhand gewonnen, und der Staatskanzler Metternich sprach offen aus: „Man habe ja bereits, was man haben wolle!"



Rheinbundtruppen. Nach A. Beck.

So blieb der Kriegsrath, bei dem es ziemlich stürmisch zuging, ohne Resultat und die Diplomatie bemächtigte sich der Frage.

Damals hätte es noch in der Macht der Verbündeten gelegen, den Krieg vor Ablauf des Jahres zu ihren Gunsten zu beendigen. Man durfte nur, ohne Napoleon Zeit zu lassen, ein neues Heer zu sammeln, in Frankreich einrücken. Leider aber drangen die Mahnungen der Patrioten nicht durch, und so blieb man, unschlüssig weiter berathend und erwägend, zwei Monate lang am Rhein stehen! —

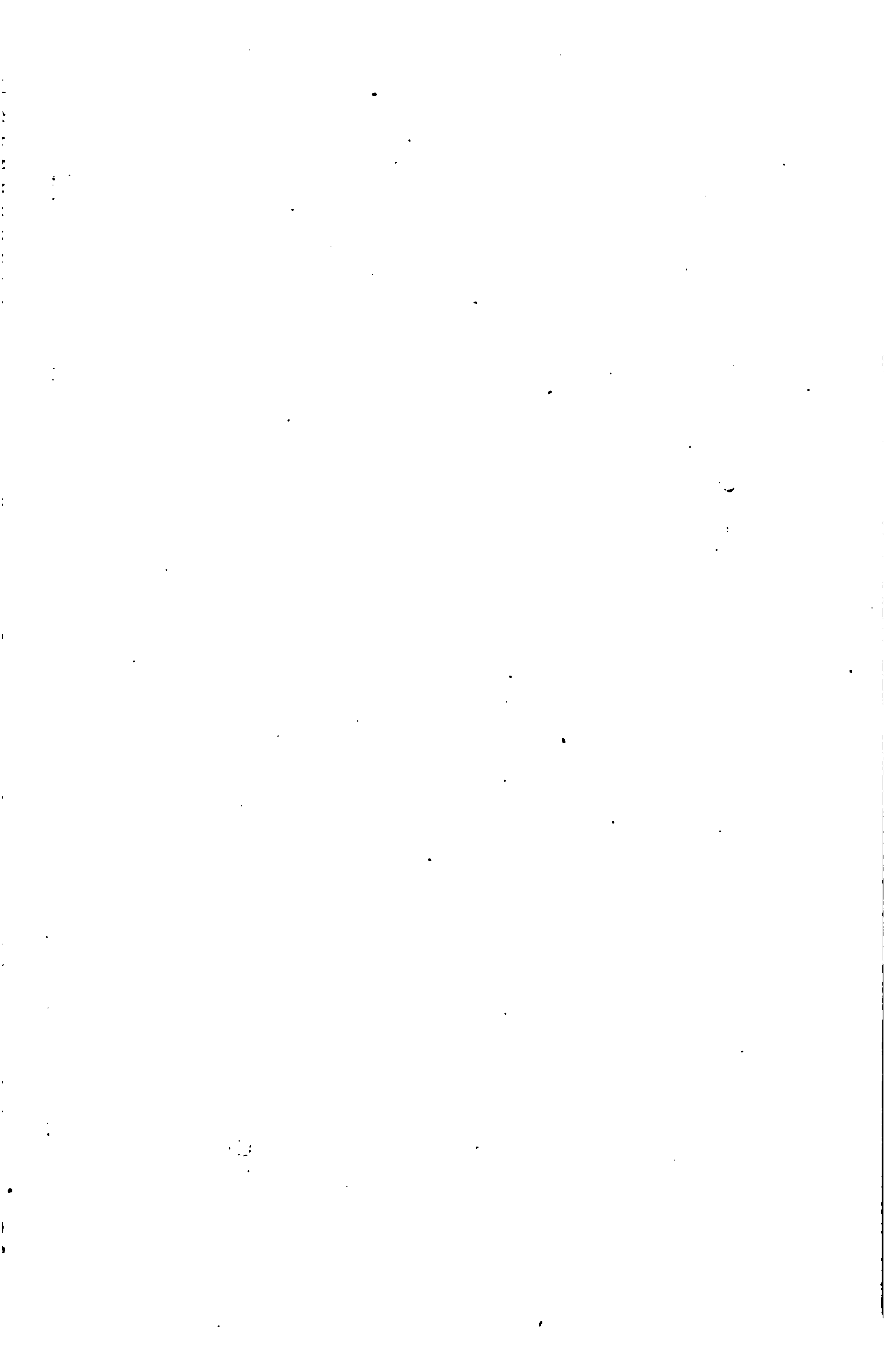
Ehe wir indeß des Näheren auf die Umstände eingehen, die zu einem solchen Verhalten führten, haben wir ein Dreifaches — die Stellung der Rheinbundfürsten, das Schicksal der noch in französischer Gewalt befindlichen Festungen zwischen Rhein und Weichsel und Bernadotte's nächste Schritte — ins Auge zu fassen.

Die Rheinbundfürsten. In dem Aufruf zu Kalisch war den Rheinbundfürsten, die der deutschen Sache sich nicht sofort zuwenden würden, angedroht worden, sie ihrer Throne verlustig zu erklären. Als sie nun sahen, welche gute Aufnahme der König von Bayern im Lager der Verbündeten gefunden hatte, beeilten auch sie sich, ihren Eintritt in die Allianz zu bewerkstelligen; und wirklich wurden sie, trotzdem sie doch bis nach der Schlacht bei Leipzig ihre Streitkräfte Napoleon zur Verfügung gestellt hatten, unter voller Garantie ihrer fürstlichen Machtvollkommenheit in das Bündniß aufgenommen. Ausgeschlossen waren nur: König Hieronymus von Westfalen, der Fürst Primas (Dalberg, Großherzog von Frankfurt) und der Fürst von Isenburg. Ueber den gefangen nach Preußen abgeführten König Friedrich August von Sachsen sollte später entschieden werden.

Es war dies hauptsächlich das Werk Metternich's, der gerade die Aufrichtung der in die Schuld der Zeit so tief verflochtenen kleinen Fürsten als ein Hauptmittel betrachtete, den im preußischen Volke lebenden Einheitsbestrebungen mit Erfolg entgegenzuwirken. Aber diese kleinen Fürsten hingen zumeist noch jetzt im Stillen Napoleon an! Unter dem Ausdruck des „lebhaftesten und aufrichtigsten Bedauerns“ machten sie ihm Anzeige davon, daß sie gezwungen seien, sich den Verbündeten anzuschließen. — Die vertriebenen Fürsten kehrten zurück, unter ihnen der Kurfürst von Hessen, der seinem Volke ein überaus harter Herr gewesen war. Dennoch empfingen seine Unterthanen ihn mit Freudenbezeigungen, spannten seine Pferde von dem Wagen und zogen ihn ins Schloß. Er lohnte es ihnen schlecht. Fast alle unter Jérôme's Regierung eingeführten Gesetze und Einrichtungen, unter denen sich unbestreitbar viele gute befanden, wurden, „weil sie revolutionären Ursprungs seien“, sofort aufgehoben. Und doch, er machte einige Ausnahmen. Es wurden nicht nur die von Jérôme dem Lande auferlegten höchst drückenden Steuern, sondern auch einige der neu eingeführten Gesetze beibehalten, diejenigen nämlich, die den absoluten Gelüsten des Kurfürsten Vorschub leisteten. — Von König Friedrich von Württemberg rühmten später französische Schriftsteller: „er sei nach seinem erzwungenen Abfall noch unabhängig und fest geblieben, habe nur langsam gerüstet, die bei Leipzig zu den Verbündeten übergegangenen Truppen gezüchtigt und seine Treue für die französische Sache so lange wie möglich bewahrt.“

Der Festungskrieg. Die Festungen der Elbe, Oder und Weichsel waren, nach einer Berechnung von Thiers, noch mit gegen 190,000 Mann Franzosen besetzt. Die Niederlage und Flucht Napoleon's entschied über das Schicksal der meisten dieser Plätze sofort. Zuerst fiel Dresden mit 35,000 Mann. Darauf ergaben sich die Besatzungen von Torgau, Wittenberg, Stettin, Danzig, Zamosk und Modlin. Magdeburg, Küstrin, Glogau, Wesel, Mainz sowie die Citadellen von Erfurt und Würzburg hielten sich bis zum Friedensschlusse; am längsten ward Hamburg von Marschall Davoust behauptet.

Die Belagerung von Danzig gehört zu den hartnäckigsten und ausdauerndsten, welche die neuere Kriegsgeschichte aufzuweisen hat. Auch nur die einfache Angabe der stattgehabten, zum Theil sehr bedeutenden Gefechte und Ausfälle würde den engbemessenen Raum dieses Werkes weit überschreiten. Gouverneur war der General Rapp, einer der tapfersten Heerführer Napoleon's. Die hauptsächlich aus den Trümmern der 1812 nach Rußland gezogenen großen französischen Armee zusammengestellte Besatzung bestand ursprünglich aus über 30,000 Mann. Das von jenem unglücklichen Zuge mit nach Danzig übertragene Nervenfieber erwies sich als ein weit schlimmerer Feind für diese Kerntruppen als das anfänglich nur sehr schwache und meist aus russischen Milizen bestehende Belagerungscorps. Schon Ausgang Mai stieß jedoch zu letzterem eine Division der ostpreußischen Landwehr, zu welcher später noch eine zweite Division hinzutrat. Den Umschwung in der Belagerung bezeichnete die ausschließlich von der preußischen Landwehr in der Nacht vom 10. zum 11. Oktober ausgeführte Erstürmung der Schottenhäuser. Den Befehl über das gesammte Belagerungscorps führte zuletzt der Prinz Alexander von Württemberg, den über die preußischen Truppen der Oberst Graf Ludwig von Dohna, welcher, gleich ausgezeichnet als



Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Einnahme von Wittenberg. Zeichnung von Georg Bleibtreu.

Mensch wie als Krieger, nach dem Schluß der Belagerung in seiner Eigenschaft als Kommandant von Danzig ein Opfer des dort wüthenden Typhus wurde. Am 2. Januar 1814 erfolgte die Uebergabe des Platzes, und die bis auf 15,107 Mann zusammengeschmolzene Besatzung legte als kriegsgefangen die Waffen nieder. Von den übergebenen sieben Adlern wurde den Preußen von den Russen ihr Antheil vorenthalten. Die preußische Landwehr allein hatte während der achtmonatlichen Belagerung über 4000 Mann verloren. Es kostete Mühe, die Russen zur Uebergabe der Festung an Preußen zu vermögen; als dies endlich auf Befehl Alexander's geschah, führten die Russen sämmtliches Geschütz hinweg.

Zu Wittenberg befehligte einer der entschlossensten französischen Führer, General Lapoype. Die Besatzung bestand aus drei französischen Regimentern. Nach Torgau's Falle hatte General Tauentzien in Person die Leitung der Belagerung übernommen. Da eine andauernde Beschießung den Feind nicht zur Ergebung zu zwingen vermochte, so ward für die Nacht vom 12. zum 13. Januar 1814 der Sturm beschlossen. Derselbe sollte in vier Kolonnen ausgeführt werden. Um Mitternacht setzten sich die verschiedenen Sturmsäulen in Bewegung, und mit dem Glockenschlage Eins wirbelten auf allen Angriffspunkten die preußischen Trommeln von dem erstürmten Hauptwall. Doch dieser Erfolg genügt den kampfbegierigen Scharen noch nicht; die Kolonnen dringen mit den fliehenden Vertheidigern zugleich in die Stadt ein. Das von den Franzosen stark befestigte Rathhaus ergiebt sich nach wenigen Schüssen den Siegern, das gleichfalls zu hartnäckiger Vertheidigung eingerichtete Schloß wird mit stürmender Hand genommen. Die Adler der beiden französischen Regimenter und eine polnische Fahne bildeten die Trophäen dieser kühnen Waffenthat. Der Kommandant mit der Besatzung mußte sich auf Gnade und Ungnade gefangen geben; in der Festung wurden 90 Geschütze vorgefunden.

Der Kronprinz von Schweden hatte, wie wir wissen, am Spätnachmittage des letzten Schlachttages von Leipzig noch nothgedrungen am Kampfe gegen Napoleon theilgenommen. Um so eifriger verfolgte er nach den Tagen von Leipzig mit seinen sorgsam geschonten Truppen seinen besondern Zweck. Er brach sogleich nach der Niederelbe auf und schlug die Dänen mit Hülfe eines Theils des Nordheeres bei Bornhöved. Dieser Sieg hatte den Friedensschluß von Kiel und durch denselben die Abtretung Norwegens an Schweden zur Folge.

Sieg bei Toulouse. Auch auf dem Kriegsschauplatz in Spanien hatten sich die Dinge von Grund aus umgewandelt. Nach des Herzogs von Wellington, des englisch-spanischen Feldherrn, glänzendem Siege bei Vittoria (21. Juni 1813) gerieth Napoleon's Bruder, König Joseph, in eine wahrhaft verzweifelte Lage. Sein Thron war verloren. Wellington schlug wiederholt die französischen Heere unter einem ebenbürtigen Gegner, wie es der napoleonische Heerführer Soult war, erzwang im Oktober den Uebergang über die Bidassoa und näherte sich gegen Ende des Jahres bereits der Stadt Bayonne. Hierauf zwang er den französischen Marschall, mit seinen gelichteten Streitkräften Stellung bei Orthez zu nehmen, trieb auch hier die Franzosen in die Enge (27. Februar 1814) und machte dem Kriege nach dem Kampftage von Toulouse am 10. April auf diesem Theile des Kriegsschauplatzes ein Ende.

Daß man preußischerseits bei der Erörterung der Frage, ob man über den Rhein gehen solle, sich lebhaft des Kriegszuges in die Champagne erinnerte, ist erklärlich. Damals hatte Preußen der gemeinsamen Sache die schwersten Opfer gebracht, während seine Verbündeten eine ihm höchst nachtheilige Haltung beobachtet hatten. Durfte sich Preußen zur Zeit von Seiten Rußlands und Oesterreichs eines Besseren versehen? —

Friedensstimmungen. Die Bestrebungen des österreichischen Staatskanzlers, einen für Napoleon günstigen Frieden zu vermitteln, hatten unterdessen täglich mehr Aussicht auf Erfolg gewonnen, und fast schien es, als sollten die berechtigten Wünsche des neu aufstrebenden preußischen Staates zu Gunsten Oesterreichs rücksichtslos beiseite geschoben werden. Im Interesse der Hauspolitik Oesterreichs lag es keineswegs, sein Bestreben hauptsächlich darauf zu richten, daß deutsches Land auf der linken Seite des Rheins Deutschland erhalten

bleibe; und wie es früher deutsche Landestheile jenseit des Rheins zu Gunsten seiner Anstrengungen, sich im nördlichen Italien festzusetzen, aufgegeben hatte, so war es auch jetzt bereit, das linke Rheinufer endgiltig Frankreich zu überlassen, wenn es nur seine verlorenen Besitzungen, Illyrien, Tirol und die Lombardei, wiedererlange. Bedenklich war für Preußen die Haltung, die Rußland in letzterer Zeit gegen seine westlichen Nachbarn eingenommen hatte. — Schon im Frühjahre war das Begehren der altrussischen Partei hervorgetreten, sich außer dem Großherzogthum Polen der östlichen preußischen Landestheile bis zur Weichsel zu bemächtigen. Damals lagen die Russen noch in der Absicht vor Danzig, dasselbe nach seiner Eroberung für eine russische Festung zu erklären. Alexander hatte mehr und mehr Deutschland gegenüber eine Protektormiene zur Schau getragen, und lag mehr die Gefahr vor Augen, daß es für die beseitigte Oberherrschaft Frankreichs nur diejenige Rußlands eintausche. Eben so wenig wie Oesterreich waren Rußland und England für den Wiederaufbau Deutschlands als einer starken Gesammtmacht eingenommen. Für Rußland war der Hauptzweck des Krieges erreicht: die Franzosen waren über den Rhein zurückgeworfen, der Rheinbund war aufgelöst, die Handelssperre thatsächlich beseitigt. Durch letzteres und durch die Wiedererlangung Hannovers war auch England, dessen Staatsschuld während der nahezu zwanzigjährigen Kriegszeit zu einer furchtbaren Höhe angeschwollen war, befriedigt. Unter solchen Umständen schien es den preußischen Staatsmännern gerathen, dem Könige seinem kampfbegierigen Heere gegenüber eine mäßigende Haltung zu empfehlen.

Die patriotischen Führer des preußischen Heeres, Blücher, Gneisenau und Andere, sannen dagegen auf ganz andere Dinge. Den Erwägungen Hardenberg's in Bezug auf Gefahren, die Preußen von Seiten Oesterreichs und Rußlands drohen könnten, räumten sie eine gewisse Berechtigung ein; doch schien ihnen unerhört, wegen künftiger möglicher Gefahren sich die jetzigen offenbaren Gefahren verhehlen zu wollen und nicht zu sehen, daß, wenn man Frankreich bei dem von Metternich befürworteten Umfange lasse, Napoleon über kurz oder lang nicht nur das Verlorene wieder zu erobern, sondern auch Rache zu nehmen trachten werde. Blücher äußerte sich in grimmiger Weise über die „diplomatischen Federfuchser und Tintenklecker", sprach von „Schuften, die den Galgen verdienen", und vor dem Zornmuth und der Geradheit des alten Feldmarschalls, der bei seinem Könige Friedrich Wilhelm in hoher Geltung stand, vermochte sich so manches glänzende Ansehen, so manche vornehme Feigheit, die sich in Weisheit zu hüllen strebte, nicht aufrecht zu erhalten. Einen nicht weniger machtvollen Vertreter, als es Blücher war, zählte die Kriegspartei in dem Freiherrn von Stein, der um diese Zeit nach Frankfurt kam. Leider vermochte er, da er nicht, wie es wünschenswerth gewesen wäre, als preußischer Staatsminister, sondern nur als politischer Rathgeber des russischen Kaisers bei den Verhandlungen mitwirkte, seine Ansicht nicht genügend zur Geltung zu bringen. Indessen auch öffentliche Stimmen kamen der Kriegspartei zu Hülfe. Arndt wies in der Schrift: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze", auf das Schlagendste nach, was es mit der von Metternich angestrebten Geltendmachung der Theorie von den „natürlichen Grenzen" auf sich habe, und wie Recht, Ehre und Treue von den Verbündeten die Wiedergewinnung des linken Rheinufers für Deutschland verlangten. Dies, sowie die Haltung Napoleon's, namentlich die von ihm fortgesetzt betriebenen Rüstungen — er hatte im Oktober eine Aushebung von 280,000, im November eine zweite Aushebung von 300,000 Mann angeordnet — bewirkte, daß endlich die selbstsüchtigen „Erwägungen" Metternich's und die schwächlichen Hardenberg's mehr und mehr an Gewicht verloren, daß man sich allgemach an den Kriegsgedanken zu gewöhnen begann, ja, daß man sich endlich zu dem Beschlusse erhob, den Gebieter Frankreichs in seinem eigenen Lande anzugreifen.

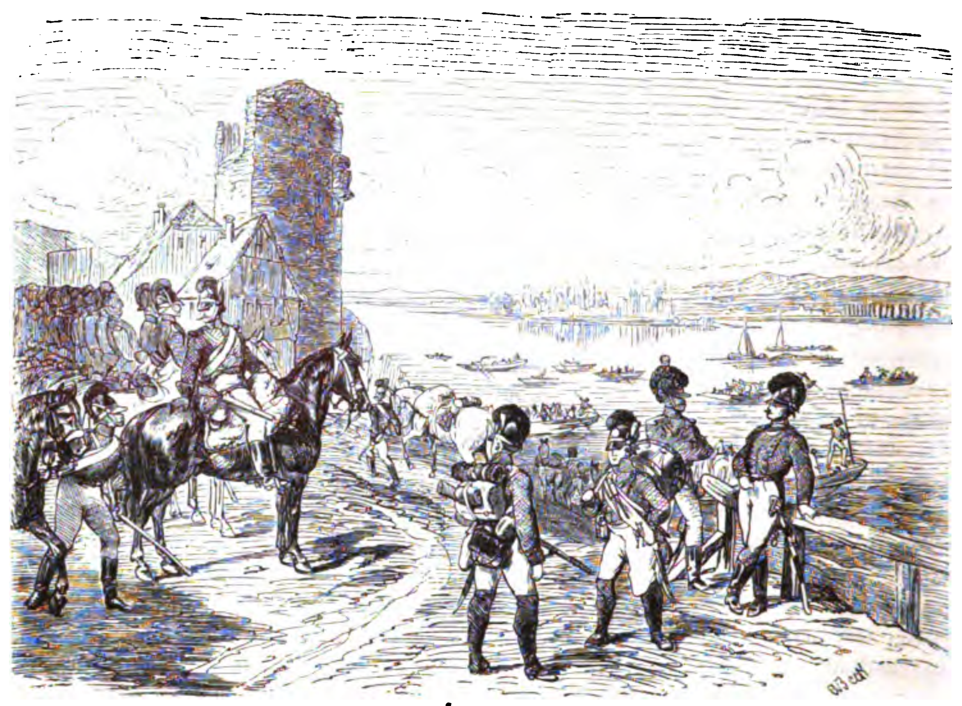
Fortsetzung des Krieges. Am 2. Dezember erließen die Verbündeten von Frankfurt aus eine Kriegserklärung, in der es heißt: „Nicht gegen Frankreich, sondern gegen jene laut verkündete Uebermacht, welche Kaiser Napoleon zum Unglück für Europa und für Frankreich selbst

nur allzu lange außerhalb der Grenzen Frankreichs ausgeübt hat, führen die verbündeten Mächte Krieg. Sie verbürgen dem französischen Reiche eine Ausdehnung, wie es dasselbe nie unter seinen Königen hatte; aber sie wollen selbst frei, glücklich und ruhig leben, daher den Frieden durch ein billiges Gleichgewicht der Völker sichern."

Es war somit wenigstens zu einer Kriegserklärung gekommen, wenngleich ihre Fassung den Wünschen der entschiedeneren Männer auf verbündeter Seite nicht entsprach. Denn wahrlich, nicht Napoleon allein, sondern auch das französische Volk trifft die Schuld an dem Kriegsungemach, das seit zwanzig Jahren über die Nachbarländer gekommen. Und doch verbürgte man dem letzteren gegenüber Frankreich eine Ausdehnung, „wie es dieselbe nie unter seinen Königen hatte!" — Auf wessen, wenn nicht auf Deutschlands Rechnung war dies auszuführen? So band man sich in einem sehr wichtigen Punkte von vornherein die Hände.

Napoleon und die französische Volksvertretung. Am 19. Dezember hielt der Kaiser an den versammelten Senat und Staatsrath sowie an den einberufenen gesetzgebenden Körper eine Rede, in der er betheuerte, sein ganzes Streben gehe dahin, der Welt den Frieden zu geben, nach dem sie sich sehne. Doch bald sollte er erkennen, daß er sich diesmal über die gehoffte Wirkung seiner Rede arg getäuscht hatte. Durch die Reden der Abgeordneten ward der trügerische Schleier zerrissen, mittels dessen Napoleon die Gefahr zu verhüllen gesucht hatte. Den tiefsten Eindruck machte eine Rede von Reynouard. Nachdem dieser die Feldzüge in Rußland und Deutschland mit den düstersten Farben geschildert hatte, fuhr er fort: „Man will uns nicht demüthigen, sondern nur in unsere Grenzen einschränken und den Ausbrüchen einer ehrgeizigen Thätigkeit, die seit zwanzig Jahren allen Völkern Europa's so schmerzlich gefallen ist, einen Damm entgegensetzen. Es ist nicht das Ausland, welches unserer Macht Schranken setzt, sondern die erschrockene Welt, welche das gemeinsame Recht aller Völker anruft. — Unser Unglück ist aufs Höchste gestiegen. Unser Handel ist vernichtet, der Ackerbau liegt danieder, der Gewerbefleiß ist im Verlöschen. Auf allen Grenzen des Vaterlandes sind wir bedroht. Es giebt keinen Franzosen mehr, der nicht an seinem Vermögen oder in seiner Familie eine schmerzliche Wunde zu heilen hätte. Die Aushebung ist für Frankreich eine unerträgliche Geißel geworden. Seit zwei Jahren mäht man unsere Jugend dreimal, wie Getreide. Ein grausamer und zweckloser Krieg verschlingt in abgemessenen Zeiträumen unsere der Erziehung, dem Ackerbau, dem Handel und den Künsten entrissene Jugend. Sind denn die Thränen der Mütter und der Schweiß der Völker das Erbgut der Könige?"

Zum ersten Mal seit langer Zeit waren auf diese Art die Fesseln des Censur- und Polizeizwanges, die Napoleon den Franzosen angelegt hatte, gesprengt worden. Es ward eine in dem Sinne obiger Rede verfaßte Adresse an den Kaiser angenommen und der Druck derselben mit großer Stimmenmehrheit beschlossen. Jedoch weit entfernt, dem Rufe der Nation irgend eine Einwirkung auf seine Handlungsweise einzuräumen, verbot Napoleon den Druck der Adresse, sprach darauf die Vertagung des gesetzgebenden Körpers aus, beschied die Mitglieder desselben am 1. Januar zu sich und hielt ihnen eine donnernde Strafrede, in der es hieß: „Ihr wolltet in Eurem Berichte den Kaiser von der Nation trennen! Aber ich allein bin der wahre Vertreter des Volkes. Der Thron ist ein Stück Holz mit Sammt überzogen. Es kommt darauf an, wer ihn inne hat. Mich hat das Volk erwählt, und ich allein bin im Stande, Frankreich zu retten, nicht Ihr, die Ihr Zwiespalt anfacht in Gegenwart des Feindes. Der Augenblick, in welchem der Feind ins Reich einfällt, ist nicht geeignet zu Verfassungsreformen. Eure Adresse ist meiner und des gesetzgebenden Körpers unwerth. Gehet heim! Selbst wenn ich Unrecht hätte, steht es Euch nicht zu, mir Vorwürfe zu machen. Frankreich bedarf meiner mehr, als ich Frankreichs. Wenn ich mich nach Euch richten sollte, so würde ich dem Feinde mehr abtreten, als er selbst verlangt. Allein gegenwärtig muß man Kraft zeigen. In drei Monaten sollt Ihr Frieden haben, oder ich bin untergegangen." — Wir werden uns genau drei Monate später dieses vermessenen Wortes erinnern!



Uebergang der Bayern über den Rhein. Nach A. Beck.

Heerfahrt nach Paris.

Die Franzosen, verarmt an äußeren Mitteln und an Begeisterung, und mit Widerwillen, mindestens mit Gleichgiltigkeit erfüllt gegen die kaiserliche Glorie, unter der die materiellen und geistigen Güter des Landes verkamen, vermochten es nicht, die von dem Gewalthaber mit Heftigkeit begehrten Geldmittel in ihrem ganzen Umfange herbeizuschaffen, und die befohlenen rücksichtslosen Steuereintreibungen verschlechterten nur die Stimmung. Auch die Rekrutirung hatte nur geringen Erfolg. Viele junge Leute entzogen sich dem Dienste durch die Flucht; die Reihen der alten Soldaten aber waren außerordentlich gelichtet. Napoleon schrieb Ende November an Marmont: „Wir sind in diesem Augenblick nirgends in der rechten Verfassung.“ Er hatte zwar gegen 70,000 Mann über den Rhein gerettet, auch waren durch die erfolgte Kapitulation einer Zahl von Festungen ziemlich starke Truppenkörper nach Frankreich zurückgekehrt; allein die beispiellosen Anstrengungen der Soldaten hatten nervöse Fieber unter ihnen erzeugt, denen noch vor Abschluß des Jahres viele Tausende von ihnen erlegen waren.

Unter diesen Umständen wäre es für die Verbündeten, wenn sie mit ihrer Gesammtmacht den geraden Weg auf Paris eingeschlagen hätten, ein Leichtes gewesen, den Feind niederzuwerfen und sich der Hauptstadt zu bemächtigen. Den direkten Marsch auf Paris befürworteten Blücher und Gneisenau auf das Dringendste. Allein dieser Plan war den gelehrten Theoretikern des Schwarzenberg'schen Hauptquartiers zu einfach. Diese konnten sich nicht dazu entschließen, einen Schritt vorwärts zu thun, ohne rückwärts zu schauen und zu sinnen, wie weit Deckung in vollem Maße vorhanden sei; auch hatten sie weniger im Sinne, den Feind zu vernichten, als eine ihm imponirende Stellung zu gewinnen, die ihn, wie sie hofften, endlich geneigt machen würde, einen „billigen“ Frieden anzunehmen. Daß dieser Meinung auch Metternich beipflichtete, ist unzweifelhaft. Hatte er es doch, sogar nach dem Erlaß der Kriegserklärung, dahin zu bringen gewußt, daß beschlossen worden war,

neben den zu eröffnenden Feindseligkeiten einen — Friedenskongreß zu Chatillon in Frankreich zu eröffnen. „Dieser Krieg", ruft Sybel, „sollte einmal bis zum Ende seinen Charakter bewahren; er sollte, ohne und gegen die gewöhnliche Kriegs- und Staatskunst, durch das Herz der Völker entschieden werden!" — In keinem der Männer aber, deren Rath sich frei äußern durfte, war Herz und Wille des Volkes so verkörpert, wie in dem Heldengreise Blücher, diesem Manne des Volkes in der besten Bedeutung des Wortes!

Gemäß dem Plane des Oberbefehlshabers, Fürsten Karl Schwarzenberg, sollte Bülow mit der Nordarmee, von der sich Bernadotte, wie wir wissen, getrennt hatte, von Norden her durch Belgien, Blücher mit der schlesischen Armee vom Mittelrheine her, die böhmische Armee unter Schwarzenberg durch die Schweiz in Frankreich eindringen. Der Marsch der letzteren Armee war zugleich darauf berechnet, eine Verbindung mit der englischen Armee unter Wellington herzustellen, dem die Weisung zugegangen war, um diese Zeit aus Spanien in Frankreich einzubrechen, was auch mit dem besten Erfolge geschah.

Da jetzt auch die Truppen der Rheinbundsstaaten den Verbündeten zur Verfügung standen, war ihre Stärke den Heeren Frankreichs gegenüber von erdrückender Uebermacht. Dennoch wurden für den Einmarsch in Frankreich nur 270,000 Mann verwandt, von denen während des Marsches noch 70,000 Mann zur Deckung und Bewachung fester Plätze zurückgelassen wurden, so daß zunächst nur 200,000 Mann zur eigentlichen Kriegführung übrig blieben. — Die Gesammtmacht, die Napoleon dem Feinde entgegenzustellen vermochte, betrug 150,000 Mann. Drei französische Corps unter tüchtigen Heerführern, wie Victor, Marmont und Macdonald, waren längs des Rheines aufgestellt; jedoch gereichte dem Imperator von vornherein der Schwarzenberg'sche Angriffsplan zum Vortheil, indem er ihm die Möglichkeit gewährte, sich mit überlegener Streitmacht auf die einzelnen Heerestheile der Verbündeten zu werfen. General v. Clausewitz that geradezu den Ausspruch, daß, wenn die französischen Streitkräfte überhaupt im Stande seien, den verbündeten Truppen gefährlich zu werden, sie es allein dem Kriegsplane Schwarzenberg's zu danken hätten.

Der Beschluß über den zum Einmarsch in Frankreich bestimmten Tag war strengstes Geheimniß der Führer geblieben; ja, man nahm den Schein an, als stehe ein solcher noch lange nicht bevor. Während Blücher im Kreise seiner Offiziere fleißig der Prüfung edler Rheinweine oblag oder am Spieltische die Glücksgöttin versuchte, die ihm zumeist hold war, oder endlich, trotz seines hohen Alters, sich in die Reihen jugendlicher Tänzer und Tänzerinnen mischte und sie durch seine Frische und seinen heiteren Sinn in freudige Verwunderung setzte, wurden in der Stille alle Vorbereitungen zum Uebergange getroffen.

Blücher geht über den Rhein. Plötzlich vernahm man die Kunde: Blücher ist über den Rhein gegangen! Es hatte dies Ereigniß in der Neujahrsnacht 1814 unter der freudigsten Stimmung der Truppen und der Bewohner der Rheinufer stattgefunden. Die schlesische Armee war unter Blücher's Augen bei Kaub, Angesichts der alten im Rheine gelegenen Burg, die „Pfalz" genannt, wo der Feind der Enge des Rheinthales wegen am wenigsten eines Uebergangs gewärtig war, über den vaterländischen Strom gesetzt.

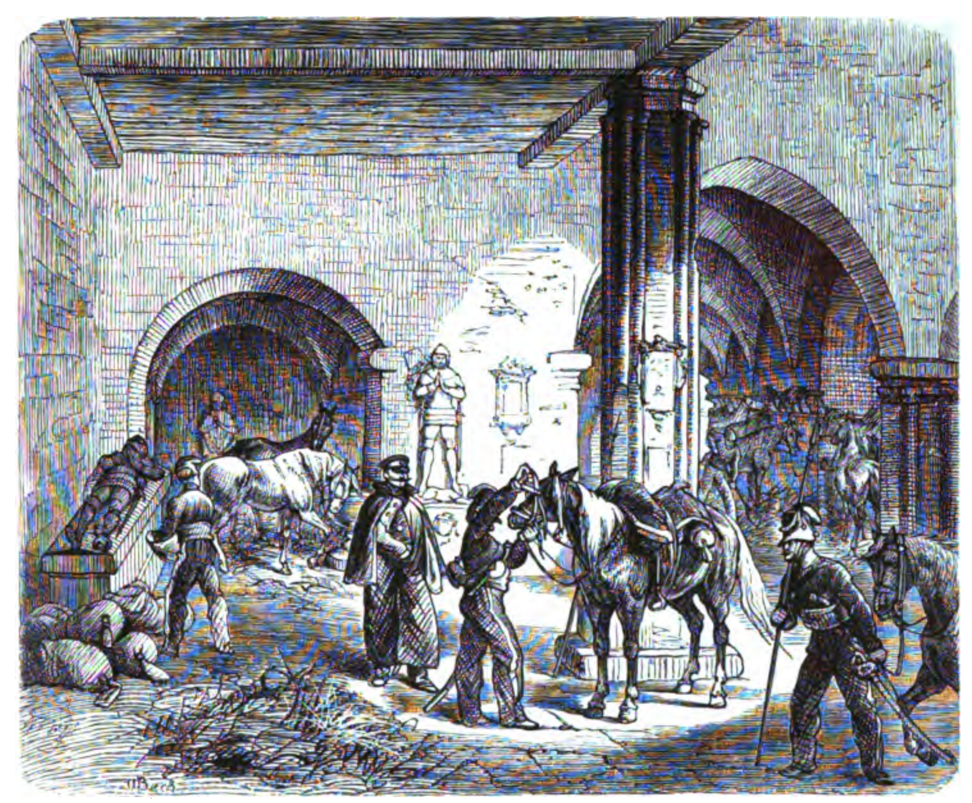
Es lag viel Schnee, die Nacht war kalt und sternklar, doch im Rheinthale weniger hell, so daß die Bewegungen vom jenseitigen Ufer aus nicht wohl bemerkt werden konnten. Erst nach Mitternacht langten die mit Ungeduld erwarteten Pontons an, und sogleich begann unter eifriger Beihülfe der Rheinschiffer der Bau der Brücke, welche in der Richtung auf die Pfalz geführt wurde. Bis drei Uhr waren die Vorbereitungen so weit gediehen, daß der Feldmarschall den Befehl zum Beginn des Rheinüberganges geben konnte. Der Major Graf Brandenburg (der spätere Ministerpräsident von 1848—1850) fuhr zuerst mit 200 Füsilieren über, welche sich am jenseitigen Ufer zur Deckung des Ueberganges der übrigen Truppen festsetzen sollten. Die Ueberfahrt dauerte etwa eine Viertelstunde, sie wurde nicht bemerkt, kein Anruf erscholl, kein Schuß fiel, als die ersten Nachen an das Land stießen. Die Füsiliere aber, in ihrer Aufregung, meldeten sich selbst, indem sie, das

Verbot vergessend, das linke Rheinufer mit einem donnernden Hurrah begrüßten. Da fielen aus dem Zollhause ein paar Schüsse; die französische Wache wartete aber den Angriff nicht ab, sondern entfloh. Bei der Ueberbrückung des breiteren Stromarmes jenseit der Pfalz warf die Gewalt des Wassers die vorderen Pontons, deren Anker nachließen, herum, so daß der Bau verzögert wurde und erst am 2. Januar Morgens 9 Uhr fertig wurde. Den ganzen Tag und die folgende Nacht dauerte der Uebergang der noch übrigen Truppen des York'schen Corps, worauf das Langeron'sche unmittelbar folgte.

Das andere russische Corps (Sacken) hatte in der Neujahrsnacht seinen Uebergang bei Mannheim bewerkstelligt, wobei russische Jäger unter den Augen des Königs von Preußen eine feindliche Schanze erstürmten und die Besatzung gefangen nahmen. Das auch unter Blücher's Befehl gestellte russische Corps St. Priest überschritt den Strom zu gleicher Zeit unterhalb Oberlahnstein und bei Ehrenbreitstein und fand in Koblenz reiche Kriegsvorräthe.

Blücher drang mit seiner etwa 50,000 Mann starken Armee, das schwache Corps Marmont's vor sich hertreibend, sogleich in Lothringen ein und hielt am 17. Januar in Nancy, der Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums, seinen Einzug. Wie viele seiner Kundgebungen, zeigte die Rede, die er an die ihn begrüßende Obrigkeit der Stadt aus dem Stegreife hielt, daß Herz und Kopf allezeit bei ihm auf der rechten Stelle waren und er eine treffliche Rednergabe besaß. Man hatte ihn in französischer Sprache angeredet, er antwortete in deutscher Sprache.

„Die gerechte Vorsehung", sagte er, „hat endlich unsere Waffen auf französischen Grund und Boden geführt; durch den unersättlichen Ehrgeiz Desjenigen, welcher seit vierzehn Jahren über das Schicksal Frankreichs gebietet, ist endlich das ganze Europa aus seiner falschen Sicherheit aufgeweckt. Und welches ist der Grund davon gewesen? Nichts als der übertriebene und unermüdliche Ehrgeiz eines Einzigen! Er ist es, welcher sogar aus solchen Völkern Krieger gemacht hat, die es zuvor nicht waren: weil sie die Erniedrigung und die Schande, worunter sie seufzten, den Hohn und die Räubereien seiner Satelliten nicht länger zu ertragen vermochten. Gott in seiner Gerechtigkeit hat endlich ein strenges Gericht gehalten: sechsmalhunderttausend Franzosen sind in zwei Feldzügen von der Oberfläche der Erde verschwunden. Arme, beklagenswerthe Opfer der unermeßlichen Ehrsucht eines Eroberers, verschwenderisch mit dem Blute eines Volkes, dem er ein Fremdling ist! Und welchen Preis sehe ich in Frankreich für so viel vergossenes Blut? Eine ganze Generation, die jungen Leute von zwanzig bis dreißig Jahren, von der Oberfläche der Erde vertilgt, der Krieg hat sie verschlungen; das baare Geld ist verschwunden, der Handel vernichtet, die Industrie in Verfall, der Ackerbau ohne Ermuthigung, das Volk seufzend unter der Last ungeheurer Abgaben; Tausende von Konskribirten durch Gendarmen aus dem Schoße ihrer Familien zu den Waffen geschleppt und mit Gewalt unter die Fahnen des Ehrgeizigen gezwungen, der sie aus Mangel an Fürsorge für ihre Nahrung umkommen läßt; besoldete Spione in allen Gesellschaften, welche die Klagen und Seufzer, die das Unglück erregt, ihrem Chef Savary hinterbringen; Militär- und Spezialkommissionen, welche die Bürger, die es wagen, sich über die unumschränkte und willkürliche Herrschaft zu beklagen, zum Tode, zu den Galeeren, zu ewiger Gefangenschaft verdammen. Und dies ist der Preis der unaufhörlichen Kriege, durch welche so viele Völker der Erde so unglücklich geworden sind! Also nur für Generäle, Intendanten, Kommissäre, die sich durch Plünderungen unserer Länder und durch die schamlosesten Erpressungen bereichert haben, habt ihr so viel gelitten, unglückliches Volk! Oft haben wir den Frieden angeboten: wir würden ihn durch große Opfer erkauft haben. Er wurde aber entweder mit Hochmuth oder durch zweideutige und treulose Antworten verworfen, welche nichts als die Absicht, Zeit zu gewinnen, verriethen. Wir müssen ihn also mit den Waffen in der Hand auf eurem Grund und Boden, ja selbst, wenn es sein soll, in eurer Hauptstadt suchen. Nun wohlan! die religiöse und erhabene Tapferkeit unserer Truppen wird sie zu erobern wissen."



Kosakenquartier im Kreuzgang der Kathedrale zu Basel. Nach A. Beck.

Uebergang der Verbündeten über den Rhein. Der Rheinübergang der über 200,000 Mann starken sogenannten „großen“ oder böhmischen Armee unter Fürst Schwarzenberg hatte schon am 20. und 21. Dezember bei Basel und Schaffhausen stattgefunden; die Russen unter Wittgenstein waren am 2. Januar 1814 bei Rastatt über den Strom gesetzt. Gleichzeitig hatte auch Bülow mit der „Nordarmee“ am Niederrhein die französische Grenze überschritten. Die böhmische Armee war langsam vorgerückt und hatte am 18. Januar die Höhen von Langres erreicht. Aber mit jedem Tagemarsche weiter ins Land hinein war es auch den Diplomaten gelungen, ihren Bedenklichkeiten an maßgebender Stelle wieder größeres Gewicht zu verleihen. Ihre von Furcht aufgeregte Phantasie zeitigte immer neue Schreckbilder, zumal auch Militärs, unter ihnen der bei Friedrich Wilhelm in hohem Ansehen stehende Knesebeck, riethen, von einem Marsche auf Paris abzustehen. Jetzt verkündeten sie: dem verbündeten Heere werde in Paris das Schicksal der Franzosen in Moskau und hinterher ein gleich schreckenvoller Rückzug bereitet werden; ja selbst Hardenberg verstieg sich um diese Zeit so weit, die Pläne der Kriegspartei als „romanhafte, fixe Ideen“ zu bezeichnen.

Anders lauteten die Nachrichten aus dem Hauptquartier Blücher's, der sich sobald als möglich mit der böhmischen Armee zu vereinigen strebte, um sie mit sich fortzureißen. Schon lange stand es bei ihm fest, daß Napoleon nicht auf dem Throne bleiben dürfe; jetzt war es zur stehenden Rede bei ihm geworden: „Der Kerl muß herunter!“ Daß er auch den Franzosen, namentlich den Parisern, nicht hold gesinnt war, wußten Alle, die ihm nahe standen, ob er dies gleich in der Ansprache zu Nancy kluger Weise verschwiegen hatte. Wiederholt drang Gneisenau darauf, den Krieg in kurzen und entscheidenden Schlägen zu beenden. „Die Vorsehung“, schrieb er am 26. Januar, „hat uns die Mittel gegeben, die

gepeinigten Völker an einem Ungeheuer zu rächen. Thun wir es nicht, so sind wir solcher Wohlthaten nicht werth." Man hatte den Oberst Steigentesch ins Blücher'sche Hauptquartier gesandt, um dasselbe zur Friedenspolitik zu bekehren. Was war der Erfolg? Als Steigentesch Abschied nahm, bekannte er sich zu der Ansicht Blücher's und seiner Freunde und sagte: „Bei euch, Freunde, wird es einem alten Soldaten wohl; ihr habt das Gefühl von Kraft und Sicherheit, die sich daraus entwickelt."

Nachdem Napoleon seine Gemahlin Marie Louise zur Regentin ernannt und seinen Bruder Joseph, den vertriebenen König von Spanien, zum Statthalter eingesetzt hatte, begab er sich am 25. Januar zur Armee. Er hatte an diesem Tage Gemahlin und Sohn zum letzten Male umarmt. Unterdessen hatte der Kaiser seine Hauptmacht bei Chalons zusammengezogen; es waren aber nur 55,000 Mann Fußvolk und 16,000 Mann Reiterei, welche er den 162,000 Mann der Verbündeten entgegenführen konnte.

Man kam endlich im Schwarzenberg'schen Hauptquartier zu einem Beschluß, durch den jeder der beiden Parteien ein Zugeständniß gemacht wurde. Der Krieg sollte fortgeführt, der Friedenskongreß zu Chatillon aber von Metternich unverzüglich eröffnet werden. So geschah es und bereits am 29. Januar kam es bei Bar sur Aube zwischen den Truppen der großen Armee gegen Mortier's Heertheil zum Gefecht, infolge dessen dieser sich genöthigt sah, mit den Garden seinen Rückzug fortzusetzen.

Blücher langte am 27. Januar mit einem Theile seiner Armee bei Brienne an und war nur noch fünf Stunden von Schwarzenberg entfernt. Brienne ist die Stadt, in der Napoleon mehrere Jahre lang Schüler der dortigen Kriegsschule gewesen war. Blücher, der nur 20,000 Mann bei sich hatte, ahnte nicht, wie nahe ihm Napoleon war, und daß der erste Angriff desselben ihm gelten sollte. Derselbe erfolgte am 29. Januar mit bedeutender Uebermacht.

Brienne und La Rothière. Napoleon ließ die Stadt („seine eigene Wiege", wie Blücher in seinem Schlachtbericht sagte) in Brand schießen. Schon schien der Kampf zu Gunsten Blücher's beendigt; Blücher und Gneisenau wollten vom Schlosse aus vor einbrechender Dunkelheit nochmals die Gegend übersehen, doch wären sie dabei fast in Gefangenschaft gerathen, denn französische Infanterie hatte die Stadt umgangen und ein unbesetztes Thor gefunden, durch welches sie bis in das Schloß vorgedrungen war. Auch französische Kavallerie sprengte schon durch die Straßen, und General Sacken gerieth in dieselbe Gefahr wie Blücher. Beide wurden aber zum Glück nicht erkannt. Der Feldherr ließ noch einen Versuch machen, das Schloß wieder zu nehmen, dasselbe mußte aber nach langem Kampfe aufgegeben werden, und Blücher ging nach Mitternacht auf die Höhen von Trannes zurück, halbwegs in der Richtung auf Bar, wo der rechte Flügel der großen Armee stand. Hier erhielt Blücher etwa 50,000 Mann Zuzug vom böhmischen Heere; auch ward ihm gestattet, einen Angriff auf Napoleon auszuführen, der mit seinem nur 36,000 Mann starken Heere seinen unermüdlichen Gegner bei dem Dorfe La Rothière erwartete.

Es kam nun am 1. Februar bei La Rothière zur Schlacht. Dichtes Schneegestöber erschwerte den Führern den Ueberblick, den Soldaten den Gebrauch der Gewehre. Man suchte die Entscheidung zumeist durch Geschützfeuer und durch die blanke Waffe herbeizuführen. „Ihr nennt mich den Marschall Vorwärts", redete Blücher seine Soldaten an; „jetzt will ich euch zeigen, was Vorwärts heißt!" Damit sprengte er in das ihm aus dem Dorfe entgegenbrüllende Kanonenfeuer hinein, und die Seinen stürmten ihm unter Hurrahruf nach. Auch Napoleon setzte sich dem dichtesten Kugelregen aus. Der Kampf währte vom Mittag bis zum Abend; er endete mit dem Rückzuge Napoleon's. Der Verlust betrug auf jeder Seite 6000 Mann; Blücher's Heer aber hatte 3000 Franzosen gefangen genommen und 73 Kanonen erbeutet.

Wichtiger noch war der moralische Erfolg dieses Tages. Blücher hatte auf französischem Boden einen ersten Sieg über Kaiser Napoleon errungen. Die Schlacht bei La Rothière

gab dem Glauben an Napoleon's Unüberwindlichkeit bei den Franzosen einen harten Stoß; auf Seiten der Verbündeten erhob dagegen der Sieg den Muth außerordentlich.

Wieder lag es in der Hand der Verbündeten, durch Ausbeutung des Sieges, nämlich durch unverzügliche kräftige Verfolgung des Feindes, den Krieg schnell zu beenden. Es geschah nicht. Schon am nächsten Tage mußte Blücher den Oberbefehl wieder an Schwarzenberg abtreten, und man wiegte sich in der Hoffnung, Napoleon werde nun endlich zum Friedensschlusse die Hand bieten. — Zu dieser Annahme meinte man insofern guten Grund zu haben, als Napoleon seinen Abgesandten an den Friedensverhandlungen eifrig theilnehmen ließ. Er ließ dies jedoch nur geschehen, um Zeit zur Vervollständigung seiner Rüstungen zu gewinnen. Die Diplomatenweisheit begehrte neue Opfer an Geld und Blut.



Blücher im Wintersturm.

Wie Blücher über die Diplomatenkünste jener Zeit dachte, zeigt ein von ihm an den Freiherrn von Vincke gerichteter Brief, der hier — um die Leser auch mit der Schreibweise unseres unvergleichlichen Kriegsmannes bekannt zu machen — in buchstäblichem Abdrucke folgen möge. Er lautet: „Napoleon will negociren, alle wir guhtgesinnten wollen schlagen, der Ehdle Alexander auch, aber die Diplomatiquer haben hundert andere Projekte, soll die Sache guht für die Menschheit werden, so müssen wir nach Paris. Der Tihrann hat alle Hauptstädte besucht, geplündert und bestohlen, wir wollen uns so was nicht schuldig machen, aber unsere Ehre fordert das Vergeltungsrecht, ihm in seinem neste zu besuchen."

Schlimme Tage der schlesischen Armee. Gerade in dieser Zeit leuchtete Napoleon's Genie und Energie, gegenüber der Schlaffheit im Lager der Hauptmacht der Verbündeten, in hellstem Lichte. Es gab sich seine Ueberlegenheit als Feldherr in einer Reihe von Schlägen kund, welche er der schlesischen Armee vom 10. bis 18. Februar beibrachte.

Wegen der Schwierigkeit der Verpflegung, zumal in winterlicher Zeit, war die schlesische Armee von der böhmischen wieder getrennt weitermarschirt. Blücher, der sich von der Seite her durch das böhmische Heer gedeckt glaubte, hatte nun sein Heer in vier von einander getrennten Kolonnen vorwärts rücken lassen. Sogleich beschloß Napoleon, sich dies zunutze zu machen. Mit überlegener Streitmacht warf er sich der Reihe nach auf die einzelnen Heerhaufen und brachte ihnen starke Verluste bei. Zuerst wurden die Russen bei Champaubert geworfen und beinahe aufgerieben. An diesem heißen Tage gerieth Blücher mit seinem ganzen Stabe in Gefahr, gefangen zu werden. Durch die Kaltblütigkeit der Führer und den hingebenden Muth der Truppen wurde das Corps vor Vernichtung bewahrt. Nicht minder arg kam Sacken bei Montmirail ins Gedränge, und nur der Umstand, daß sich York nicht nur gegen Macdonald zu behaupten gewußt, sondern ihm auch starke Verluste beigebracht hatte, machte die erlittene Schlappe weniger empfindlich. Bei dieser Gelegenheit hatte sich die preußische Reiterei mit Ruhm bedeckt: die schweren Kürassiere Napoleon's waren von preußischen Husaren und die berühmten polnischen Lanciers von Landwehrreiterei zur Flucht gezwungen worden. Einen glücklichen Ausgang hatte Yorks Umsicht freilich nicht herbeizuführen vermocht, wol aber verursachte der Rückzug der schlesischen Armee empfindliche Einbußen. Bei völliger Unkenntniß von Weg und Steg diente der Lärm und das Aufschreien der Russen als Wegweiser. Unendliche Mühe kostete es, die Kanonen, Train- und Bagagewagen auf den grundlos gewordenen Wegen fortzubringen. Ganze Schwadronen mußten absitzen und ihre Pferde zum Vorspanndienste hergeben. Es war eine dunkle, unfreundliche Nacht; um sich einigermaßen zurecht zu finden, zündete man am Wege Feuer an. York machte sich auf das Schlimmste gefaßt, höchste Unruhe hatte sich seiner bemächtigt. Und in der That erreichten die Russen unter Sacken nur nach großen Anstrengungen Chateau-Thierry. Hier gingen sie über den Fluß, der Kampf begann von Neuem, wobei den Preußen die Deckung des Rückzuges zufiel, der nur unter weiteren Einbußen fortgesetzt werden konnte.

Schlimmer noch als Sacken erging es dem greisen Blücher bei Etoges am 14. Februar. An diesem unheilvollen Tage wollte „der Alte“ schier verzweifeln; er hielt in der Mitte des dichtestens Kugelregens, als suche er den Tod. Erst nach schmerzlichen Verlusten konnte der Rettung verheißende Wald von Etoges erreicht werden. „Na, Gneisenau“, rief Blücher, „nun es heute nicht mit mir zu Ende gegangen ist, hat's damit noch eine Weile Zeit; es wird nun schon wieder gehen, und wir werden noch Alles wieder gut machen.“

In der That, es war Vieles gut zu machen. Denn allein an dem heißen Kampftage bei La Fère Champenoise büßte Blücher, der nur 15,000 Mann bei der Hand hatte, wol 6000 Mann an Todten und Verwundeten ein. Im Ganzen verlor er binnen acht Tagen 16,000 Mann und 60 Geschütze, sammt einer Menge Gepäck. Krankheit und steigender Verdruß verschlimmerten die peinliche Lage, worunter Jeder litt, Hoch und Gering. Die schlesische Armee sah sich genöthigt, bis Châlons sur Marne zurückzuweichen. Dort sammelte der Feldherr seine geschwächten Heerestheile und ergänzte sie durch Bataillone, die neu herangerückt waren.

Napoleon ließ die Gefangenen und die eroberten Kanonen in Paris einige Tage hintereinander über die Boulevards führen. Weiter ward der französische Gesandte zu Chatillon angewiesen, sofort höhere Forderungen zu stellen. Vielleicht war dem Kaiser Kunde davon geworden, daß unter einem Theil der ehemaligen Rheinbundstruppen eine den Verbündeten nicht günstige Stimmung Platz gegriffen hatte. In dieser Zeit wurde seitens der Verbündeten ein Brief des Königs Friedrich von Wüttemberg — des Schwiegervaters des ehemaligen Königs von Westfalen — an Napoleon aufgefangen, in welchem derselbe dem Kaiser wegen seiner jüngsten Erfolge Glück wünschte und von der „Wiederkehr unter seine glücklichen Fahnen“ redete — — wiewol sein patriotisch gesinnter Sohn, der Kronprinz Wilhelm, gegen Napoleon im Felde stand und ein Corps der verbündeten Armee befehligte.

Der Kongreß zu Châtillon. Hatte denn aber die Hauptarmee gar nichts gethan, um Blücher bei seinem kühnen Vordringen zu unterstützen? Unablässig drängte der Kaiser Alexander den Fürsten Schwarzenberg zu thätigem Handeln, aber diesem, wenn auch seine Ansichten über Kriegführung dem entsprochen hätten, waren die Hände durch die unentschiedene, ja oft zweideutige Haltung der österreichischen Staatsleitung gebunden. Die Gerechtigkeit gebietet zu sagen, daß der Generalissimus sich in der mißlichsten Lage befand. Es war eine überaus dornenvolle Aufgabe, den Armeeoberbefehl über ein aus so mannichfachen Elementen zusammengesetztes und von den widersprechendsten Sonderinteressen beeinflußtes Heer zu führen! Mit anzuerkennender Selbstverleugnung ließ Schwarzenberg schweigend alle Vorwürfe über sich ergehen, die er bald von Kaiser Alexander, bald von König Friedrich Wilhelm entgegennehmen mußte. Nicht selten sah man ihn bleich und, von innerer Pein entstellt, von einer Unterredung mit dem Könige von Preußen zurückkommen; er hörte gelassen alle Vorwürfe und Zornesreden an, um die österreichische Politik nicht vor den Verbündeten zu kompromittiren. Wie leicht hätte er sich mit den höheren Weisungen, die er doch hatte, entschuldigen können! Sein Kaiser hatte ihm in einem Reskript den geheimen Befehl ertheilt, die Seine mit der Hauptmacht nicht zu überschreiten! Auch über die russischen und preußischen Truppen, welche bei der Großen Armee standen, hatte er dadurch eigenmächtig verfügt. Oesterreichische Schriftsteller haben dieses Reskript geleugnet, es ist aber dem Kaiser Alexander zugegangen, wie dieser ausdrücklich erklärt hat. So mußte denn Schwarzenberg, um den Anforderungen der Verbündeten zu genügen, wenigstens eine Bewegung ausführen, eine Scheinthätigkeit, die ihn jedoch nicht vorwärts brachte.

Unter solchen Umständen ist begreiflich, daß die Diplomaten, die man zum Friedenskongresse von Châtillon abgeordnet hatte, nichts ausrichten konnten, wiewol vom 5. Februar bis 19. März durch die Minister und Staatsmänner Castlereagh (für England), Graf Stadion (für Oesterreich), Wilhelm von Humboldt (für Preußen), Graf Razumoffski (für Rußland) und Caulaincourt, Herzog von Vicenza (für Frankreich) Vieles hin und her verhandelt und geschrieben worden war. Schon nach den ersten Tagen war es klar geworden, daß auf diesem Wege zu einem dauernden Frieden nicht zu gelangen sei. Napoleon hatte, durch seine Waffenerfolge ermuthigt, hartnäckig darauf bestanden, daß ihm wenigstens das Gebiet verbleibe, welches er 1799 von der Republik übernommen und welches zu erhalten er als Kaiser mit einem Eide gelobt hatte; es waren dies die Alpen- und Rheingrenze mit Nizza und Savoyen, Straßburg, Landau, Mainz, Luxemburg, die belgischen Festungen bis zum Hafen von Antwerpen; er konnte bei der in Frankreich herrschenden Stimmung nicht mehr daran zweifeln, daß ein Friede, der dem Lande als ein schmachvoller erscheinen mußte, unfehlbar den Sturz seiner Herrschaft zur Folge haben würde. Die Verbündeten dagegen konnten nach den gebrachten ungeheuren Opfern nicht weniger verlangen, als daß Frankreich auf die Grenzen von 1792 eingeschränkt werde.

Welche wahrhaft überspannten Hoffnungen Napoleon bereits wieder hegte, läßt sich aus einer Aeußerung entnehmen, die er schon nach den ersten Siegestagen im Februar seinem Marschall gegenüber that: „Wenn wir morgen noch einen Sieg erfechten", sagte er, „gehen die Verbündeten schneller, als sie gekommen sind, über den Rhein zurück — und ich stehe wieder an der Weichsel! — Und nach den letzten Erfolgen beherrschte ihn vollends die äußerste Verblendung über seine Lage. In der Hoffnung, seine Gegner in einzelnen Kämpfen und rasch ausgeführten Schlägen vollends aufreiben zu können, sprach er jetzt die von fortgesetzter Selbsttäuschung zeugenden Worte: „Was denkt man im Lager der Verbündeten? — Ich bin jetzt näher an Wien — als sie an Paris!!" —

Es war klar, daß solch maßlosen Erwartungen des stolzen Imperators gegenüber der Kongreß zu einem Ergebniß nicht führen konnte, was unser Vaterland am wenigsten zu beklagen hatte. Wenn der Friedensversuch auch gelungen wäre, eine andauernde Beruhigung Deutschlands und Europa's hätte der Kongreß von Châtillon doch nicht zu Stande gebracht!

Und so schlugen die Unfälle, welche die Waffen der Verbündeten erlitten, zum Segen für die gute Sache aus. Mit der achten Konferenz am 15. März wurden die Friedensverhandlungen ganz abgebrochen — acht Tage nachher aber befanden sich die Heere der Verbündeten auf dem Wege nach Paris.

Wenden wir nach dieser vorgreifenden Schilderung des resultatlosen Verlaufs der Friedensverhandlungen unsere Aufmerksamkeit den weiteren Ereignissen auf dem Kriegsschauplatze zu, die leider, wie bereits angedeutet, für die Verbündeten nicht gerade sehr erfreulich waren. Die Hauptarmee der Verbündeten hatte sich langsam in der Richtung gegen die Seine weiterbewegt. Ein Theil unter **Wrede** und **Wittgenstein** errang bei Nogent den Uebergang über diesen Strom und wandte sich auf Nangis, wohin die von Napoleon zur Beobachtung des Hauptheeres unter Schwarzenberg zurückgelassenen französischen Generäle Victor und Oudinot sich zurückzogen. Der Kronprinz **Wilhelm von Württemberg** marschirte gegen Montereau an der Yonne. Hierher wollte Schwarzenberg am 15. Februar sein Hauptquartier verlegen; er gedachte Fontainebleau zum Operationsobjekt zu wählen. Von Blücher war man ohne Nachrichten, doch verbreitete sich ein Gerücht, Napoleon sei von ihm geschlagen worden und ziehe sich nach Paris zurück, wo er eine Hauptschlacht liefern wolle.

Weitere Erfolge Napoleon's. Napoleon aber, von der schlesischen Armee ablassend, die er geschwächt im Rückzuge nach dem Rheine glaubte, eilte nun, auch die große Armee zu schlagen, statt die erstere ganz zu zertrümmern. Zu deren Beobachtung ließ er Marmont zurück und führte seine übrigen Truppen gegen die Hauptarmee. Mit den dieser gegenüber zurückgelassenen Corps von Victor und Oudinot betrug seine Streitmacht wol 70,000 Mann. Am 17. Februar griff er bei Nangis Wittgenstein's Avantgarde unter Pahlen an, welche vollständig zersprengt wurde; bei **Villeneuve** wurden die Bayern von Victor zurückgedrängt. Napoleon nahm an diesem Tage schon die seinem Gesandten Caulaincourt gegebene Vollmacht zurück. Er schrieb ihm — ganz im alten Stile —: „Ich habe 30—40,000 Gefangene gemacht. Ich habe 200 Kanonen genommen und eine große Menge von Generälen, und mehrere Armeen fast ohne Schwertstreich vernichtet." Man kann in Uebertreibung wirklich nicht mehr leisten!

Wenn nun auch die errungenen Vortheile in keinem Verhältniß zu den lärmenden Siegesberichten standen, welche Napoleon im Lande verbreiten ließ, so waren es doch immerhin Vortheile, die er, schon um des moralischen Erfolges willen, sehr hoch anschlagen durfte, und die ihn bei der ihm nur zu wohl bekannten Unentschlossenheit im Hauptquartier der Verbündeten zu weiteren Hoffnungen berechtigten. Indessen seine Hoffnungen sollten, vornehmlich infolge der Täuschung, in welcher er über den Zustand des Blücher'schen Corps befangen war, gründlich vereitelt werden.

Napoleon hielt sich nämlich überzeugt, das schlesische Heer werde infolge der erlittenen Unfälle für längere Zeit gänzlich unfähig sein, wieder zum Angriff vorzugehen, und er hoffte nun zuversichtlich, den zerstreut stehenden Heerestheilen der Verbündeten unter Schwarzenberg ein gleiches Geschick zu bereiten. Bei fortgesetzten neuen Erfolgen würden dann — darauf rechnete er mit Bestimmtheit — auch die Volksbegeisterung und die blinde Vergötterung seiner Person wieder zurückkehren.

Zu Hülfe kam ihm der Umstand, daß die Bevölkerung Frankreichs von den Truppen der Verbündeten mancherlei Drangsale zu erleiden hatte und daher in große Erbitterung gegen den Feind gerieth. Der Anlaß dazu war die Noth des Heeres, das in den kalten Wintertagen an Allem Mangel litt. Es geschah, daß ganze Häuser und Dörfer, indem ihr Balkenwerk zu Beiwachtfeuern verwandt wurde, über Nacht von der Erde verschwanden. Die Führer thaten freilich ihr Möglichstes, um Ausschreitungen zu verhindern; allein sie konnten doch auch nicht verlangen, daß ihre Truppen sich der Kälte und dem Hunger widerstandslos zum Opfer ergäben. Gewaltig donnerte gelegentlich der strenge York seine Truppen an.

„Ich habe geglaubt, die Ehre zu haben", sagte er zu den am 2. März vor ihm versammelten Offizieren, „ein preußisches Armeecorps zu kommandiren; ich kommandire aber eine Räuberbande!" York ging den Seinen mit dem besten Beispiele voran, forderte stets von seinen Wirthen die Rechnung und zahlte baar — im Gegensatze zu dem Verfahren der französischen Marschälle und Generäle in Deutschland, die überall die besten Leckerbissen aufgetischt verlangt und hinterher häufig ihre gezwungenen Gastgeber beraubt hatten. Weiter als die deutschen Truppen, deren Gewaltthätigkeiten zumeist nur durch bittere Noth veranlaßt wurden, gingen die Russen, die sich schon in dem ganzen Feldzuge, sowol in Freundes- als in Feindesland, durch ihre Plünderungs- und Zerstörungssucht den ärgsten Ruf erworben hatten. Redete doch der Freiherr von Vincke in Bezug auf Dasjenige, was sie in preußischen Landestheilen ausgeübt hatten, von ihnen nur als von „eingefleischten Teufeln". — Daß sie nun im Lande Derer übel hausten, von denen sie vor kurzer Zeit in ihrer Heimat so schwer heimgesucht worden waren, kann nicht Wunder nehmen! Napoleon ließ die von ihnen begangenen Greuelthaten in einer die Wirklichkeit noch weit übertreibenden Weise ausmalen und sie in den Zeitungen der Bevölkerung Frankreichs vorführen. Er setzte außerdem noch ein Mittel in Scene, dessen Anwendung freilich auch nur einem Manne seiner Art möglich war. Es wurden französische Verbrecher in Kosakenkleidung gesteckt und mit dem Auftrage auf die Landbevölkerung gehetzt, diese durch Räubereien und durch Grausamkeiten jeglicher Art zur Verzweiflung und dadurch zur Erhebung gegen die Verbündeten zu treiben. —



Kronprinz Wilhelm von Württemberg.

Napoleon bei Montereau. Hiernach schickte sich Napoleon an, den von ihm beabsichtigten Hauptschlag gegen die böhmische Armee auszuführen. Am weitesten vorgerückt war der von dem Kronprinzen von Württemberg und den Generälen Wrede und Wittgenstein geführte Heerestheil. Plötzlich ward derselbe bei Montereau von Napoleon auf das Heftigste angegriffen. Für den Kronprinzen ergab sich die Aufgabe, die Seinebrücke zu halten, um den Rückzug Schwarzenberg's zu decken. Sein Corps erlitt starke Verluste, doch ward der beabsichtigte Zweck erreicht; er hielt den Feind den ganzen Tag auf.

Kronprinz Wilhelm von Württemberg, dieser vaterländisch gesinnte Fürstensohn, stand damals im 33. Lebensjahre. Nur um dem tyrannischen Begehren seines Vaters zu willfahren, war der bisher in Zurückgezogenheit vom Hofe lebende, für die Noth des Vaterlandes um so wärmer fühlende Prinz im Jahre 1812 an die Spitze der Heeresfolge getreten, die sein Vater als einer der Rheinbundfürsten dem nach Rußland ausziehenden Napoleon leisten mußte. Nach seinem Einrücken in Feindesland zu Wilna gefährlich erkrankt, fehlte es Prinz Wilhelm an Gelegenheit, sich während des verhängnißvollen Kriegszuges Lorbern zu verdienen. Er hatte dem Uebergange der Württemberger während der Völkerschlacht bei Leipzig freudig beigestimmt, und als er bald nachher an die Spitze des 7. Armeecorps der Verbündeten, bestehend aus dem württembergischen Kontingent sowie mehreren russischen und österreichischen Regimentern, berufen ward, da empfand

sein Herz die Genugthuung aller Derjenigen, welche einer guten und gerechten Sache mit Aufwand aller Kräfte und Fähigkeiten dienen. Der Prinz zeigte sich der Stellung gewachsen, für welche man ihn auserkoren; die Württemberger geizten nach der Ehre, ihrem Lehrmeister und langjährigen Kriegsherrn zu zeigen, was sie von ihm gelernt hatten. Sie bestanden ihre Probe vorzüglich und wichen nicht. Erst als der beabsichtigte Zweck vollkommen erreicht und fernerer Widerstand gegen die Uebermacht des Feindes unmöglich und nutzlos war, sammelte und ordnete der Prinz unter dem Schutze seiner Reiterei seine stark erschütterten Kolonnen und befahl den Rückzug, welcher in der Richtung auf Bray angetreten wurde. Die tapferen Württemberger hatten an diesem ihrem Ehrentage ein Drittel ihrer Stärke eingebüßt.

Inzwischen war an Blücher der Befehl ergangen, zu dem böhmischen Heere zu stoßen, um gemeinschaftlich mit diesem dem Feinde eine Schlacht zu bieten. Das war eine Freudenbotschaft für ihn, wie er sie lange gewünscht hatte, und sogleich machte er sich mit seinem Heerestheile auf den Marsch. Als aber Gneisenau bei Schwarzenberg erschien, um den Plan zur Schlacht zu verabreden, mußte er zu seinem tiefen Unwillen hören, daß schon wieder ein völliger Umschlag der Ansichten eingetreten war. Die Muthlosigkeit der Kleingläubigen hatte wiederum im Rathe der Fürsten obgesiegt. Man sprach aufs Neue von Waffenstillstand und Rückmarsch. Als Grund ward angegeben: Marschall Augereau habe mit 20,000 Mann den österreichischen General Bubna zurückgedrängt, die böhmische Armee sei daher im Rücken gefährdet. —

Eine unbeschreibliche Entrüstung bemächtigte sich Blücher's. Schon ging derselbe mit dem Gedanken um, „dem Bonaparte und den lieben Brüdern (den Oesterreichern) zum Trotz" auf eigene Verantwortung vorzurücken; seine Freunde hatten die größte Mühe, ihn von einem übereilten Schritte zurückzuhalten. Endlich kam man auf einen Mittelweg. Oberst von Grolmann begab sich zu Alexander und trug ihm den Wunsch Blücher's vor: die Monarchen möchten gestatten, daß er sich durch die Heerestheile Bülow's und Winzingerode's verstärke und allein zum Angriff auf Napoleon vorgehe.

Alexander, der in letzter Zeit einer der eifrigsten Fürsprecher eines entschlossenen, energischen Vorgehens geworden war und im Nothfall sogar mit seinen Russen allein den Kampf gegen Napoleon fortführen zu wollen gedroht hatte, zürnte ohnehin dem Oberfeldherrn der verbündeten Armeen wegen seines Zögerns und seiner Unentschiedenheit, und so kam der Oberst mit guter Nachricht zurück: die Monarchen hatten den Plan Blücher's genehmigt. Nachdem nun der unermüdliche Feldherr die bezeichneten Corps an sich gezogen hatte, stand er an der Spitze einer über 100,000 Mann starken Heeresmacht.

Bei Bar sur Aube. Kaum erhielt Napoleon Kunde von der Absicht Blücher's, so beschloß er, sich ungesäumt auf diesen seinen gefährlichsten Gegner zu werfen. Inzwischen war es auch dem Könige von Preußen gelungen, den weiteren Rückzug des böhmischen Heeres zu verhindern; ja, Schwarzenberg entschloß sich sogar, bei Bar sur Aube sich mit dem Marschall Oudinot zu schlagen, den Napoleon, der sich gegen Blücher gewandt hatte, mit 30,000 Mann ihm gegenüber zurückgelassen hatte. Der Kampf fiel, wie bei der bedeutenden Uebermacht des böhmischen Heeres nicht anders zu erwarten gewesen war, zu dessen Gunsten aus. Mit einem Verlust von 3000 Mann und einigen Kanonen wurde Oudinot nach tapferer Gegenwehr zum Rückzuge genöthigt (27. Februar 1814).

In dieser Schlacht führte der siebzehnjährige Prinz Wilhelm, der jetzige deutsche Kaiser, der sich in Begleitung seines Vaters allen Gefahren des Kampfes ausgesetzt hatte, unter dem heftigsten Gewehrfeuer der Feinde einige Aufträge des Königs mit großer Unerschrockenheit aus, infolge dessen ihm das eiserne Kreuz verliehen ward.

Unbedeutend wie die Folgen dieser Schlacht waren, da Schwarzenberg seinen Sieg nicht ausnützte, sondern zunächst unthätig in der Nähe des Schlachtfeldes stehen blieb, übte der errungene Sieg doch einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus, indem er auch in

diesem, dem schwerfälligsten Theil des Heeres der Verbündeten neue Begeisterung und Kampfesfreude erweckte und einen besseren Geist unter die Truppen brachte.

Indessen die Hauptentscheidung lag jetzt bei dem in der genannten Weise verstärkten Heerestheil Blücher's, der nunmehr thatsächlich der eigentliche Oberbefehlshaber war, während Schwarzenberg nur noch dem Namen nach den Oberbefehl führte. Daß man auch im Hauptquartier der Verbündeten die Sache nicht anders auffaßte, zeigt ein Brief Friedrich Wilhelm's, den er um diese Zeit an Blücher richtete. „In Ihrer Hand", heißt es darin, „liegt von nun an der Ausgang dieses Feldzuges. Die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie durch eine ebenso kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entschlußkraft, die Ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig ist."



Prinz Wilhelm von Preußen bei Bar sur Aube. Zeichnung von W. Heine.

Vertrag von Chaumont. Allen ferneren Versuchen der Diplomaten, durch Friedensverhandlungen die kriegerischen Unternehmungen zu lähmen, war mit der Ernennung Blücher's zum thatsächlichen Oberbefehlshaber natürlich ein Riegel vorgeschoben; und in der That schienen nunmehr auch die verbündeten Monarchen dahin einig geworden zu sein, den Krieg mit aller Energie zu Ende zu führen, um nach der Niederwerfung Napoleon's — Alexander hatte sogar bereits das Wort Entthronung ausgesprochen — in der Hauptstadt Frankreichs den allseitig sehnsuchtsvoll erwarteten Frieden zu diktiren. Zu diesem Zwecke hatten sich Preußen, Rußland, Oesterreich und England in einem neuen Vertrage zu Chaumont vom 1. März dahin geeinigt, daß die erstgenannten drei Staaten bis zur Herbeiführung eines gesicherten europäischen Friedens je 150,000 Mann unter den Waffen halten sollten, während England sich für den gleichen Zeitraum zu reichlichen Subsidienzahlungen verpflichtete.

Napoleon, der die Gefahr der veränderten Sachlage wol zu würdigen wußte, hielt es daher für rathsamer, sich mit allen Kräften, die er noch aufzubieten vermochte, zunächst

gegen Blücher zu wenden, der alsbald in gewohntem Kampfeseifer vorwärts gegangen war, und die ihm gegenüberstehenden Marschälle Marmont und Mortier zurückgedrängt hatte.

Schlacht von Craonne und Laon. Am 7. März führte Napoleon den gefaßten Plan aus, indem er Blücher's linken Flügel bei Craonne angriff und die Russen unter Winzingerode und Sacken mit einem Verluste von 5000 Mann zurückwarf. Aber der Sieg hatte die Franzosen blutige Opfer gekostet, denn die Russen hatten mit Löwenmuth jeden Fußbreit Boden vertheidigt. Wie tapfer sie gefochten, geht schon daraus hervor, daß Napoleon selbst seinen Verlust auf 8000 Mann angab. Es war eine der blutigsten Schlachten des ganzen Feldzuges vom Jahre 1814. Indessen die erlittene Schlappe machte der „stets entschlossene und ewig verdrossene“ York wieder wett. Die geschlagenen russischen Corps hatten sich auf Laon zurückgezogen, wo Blücher Stellung genommen hatte. Die Franzosen rückten nach, und es erfolgte nun am 8. März ein Angriff auf Laon, der indessen abgeschlagen wurde. Am folgenden Tage wurde der Kampf wieder aufgenommen, und bis zum späten Abend wurde mit großer Erbitterung auf beiden Seiten gestritten, ohne daß es zu einer Entscheidung kam.

Nun ward im Blücher'schen Hauptquartier beschlossen, in der kommenden Nacht einen Ueberfall auf den rechten Flügel Napoleon's auszuführen. York leitete ihn. Plötzlich — um Mitternacht — wurden die Franzosen durch Hörner- und Trommelschall und Hurrahruf aufgeschreckt. Ein wahres Entsetzen kam über sie. Die Gegenwehr dauerte nur kurze Zeit; das ganze Corps Marmont's, das den rechten Flügel des französischen Heeres bildete, ward theils niedergehauen, theils in die Flucht gesprengt. Die Preußen erbeuteten 45 Kanonen und machten 2500 Gefangene. —

Das Allerschlimmste, was während einer Schlacht ein Heer treffen kann, ist, wenn der Feldherr zur ferneren Leitung derselben unfähig wird. Dieses Mißgeschick drohte jetzt dem Blücher'schen Armeecorps. Blücher lag augenkrank, von rheumatischen Leiden und Steinschmerzen gequält, auf dem Schlosse zu Laon danieder. Mißmuthig über sich selbst und Andere, denen er es dann leicht fühlen ließ, ging er schon mit dem Gedanken um, den Oberbefehl niederzulegen. Gneisenau hatte seine liebe Noth mit dem alten Herrn. „Was soll ich blinder Mann hier im Felde?“ sagte der Greis, „ich bin zu nichts nütze! Am Ende ergeht es mir, wie dem alten Kutusoff, daß sie mich als Blinden mit dem Heere fortschleppen!“ — Als es nun aber zum Schlagen kam, da gewann Blücher's Heldengeist für einige Stunden doch wieder die Oberhand über den Körper, und als ein Adjutant York's die Nachricht von dem gelungenen Ueberfall brachte, da leuchteten seine Augen vor Freude. „Bei Gott!“ rief er, „ihr alten York'schen seid ehrliche, brave Kerls; wenn man sich aber auch auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein!“

Napoleon, der vor Laon einen Verlust von 9000 Mann erlitten hatte, trat in der Nacht vom 10. zum 11. März den Rückzug an. Indessen sein Heer war geschlagen, aber keineswegs vernichtet, und da er dem Blücher'schen Heere noch immer mit der Hauptmacht gegenüber stand, wollte Gneisenau, der an Stelle des kranken Blücher den Oberbefehl übernommen hatte, das Heer durch eine Verfolgung des zersprengten Marmont'schen Corps nicht schwächen. Darüber war indeß York so ergrimmt, daß er sein Kommando niederlegte und abreiste. Blücher aber schrieb ihm: „Alter Waffengefährte, verlassen Sie die Armee nicht, da wir am Ziel sind! Ich bin sehr krank und gehe selbst, sobald der Kampf vollendet.“ — Daraufhin kehrte York zurück.

Der Volkskrieg. An sich schon ist ein Feldzug in der strengen Winterszeit nichts Leichtes, selbst in den milderen Theilen Frankreichs. Aber noch schwieriger war es damals, der Abneigung der Landesbewohner entgegen zu arbeiten oder gar die schwer Heimgesuchten wirksam zu schützen, zumal bei Gewaltmärschen und bei schlechter Verpflegung. Kein Wunder, wenn die durchzogenen Strecken entsetzlich litten. Daraus schöpfte Napoleon den Plan, den Volkskrieg im großen Stile hinter dem Rücken der Verbündeten zu organisiren.

Er verstärkte die früher erwähnten Mittel, um die aufgebrachte Landbevölkerung nach dem Rheine zu gegen die Heere der Verbündeten in Flammen zu setzen. Der Aufstand gewann auch in der That mehr und mehr an Kraft; allerorten wurden kleine Trupps der Verbündeten überfallen, aus Wäldern und Hecken drohte ihnen der Tod. Am 16. März gerieth das Lützow'sche Corps in einen Hohlweg und erlitt durch Bauern bedeutende Verluste, wobei der junge Turner und Held Friedrich Friesen seinen Tod fand. — Auf dem Wege, ihre Verbindung mit Blücher wieder herzustellen, war die Reiterei Lützow's an einem der trüben Märzabende an eine Furt gelangt, deren Ueberschreitung Friedrich Friesen zu überwachen hatte. Als er, einer der Letzten, sich anschickte, seinen Kameraden nach dem andern Ufer der Aisne zu folgen, verlor er in stockfinsterer Nacht die rechte Spur und mußte, ohne zu wissen, wo er sich befand, die ganze Nacht allein verbringen.



Friesen's Tod. Zeichnung von A. Beck.

Am nächsten Morgen ließ er sich von einigen Bauern zum Vorsteher des nächsten Ortes führen. Es gesellte sich dem Zuge eine Abtheilung bewaffneter Landleute bei, welche mit Ungestüm die Auslieferung des fremden Offiziers begehrten. Von wild aufgeregten Haufen umringt, kam man unter Lärm und Wortwechsel nur langsam weiter. Da riß ein blödsinniger Schäfer das Gewehr von der Schulter, legte auf Friesen an und jagte ihm von hinten eine Kugel durch die Brust. Die Kugel ging dem Heldenjünglinge durchs Herz. Lautlos sank er nieder. So fiel derselbe, der bei Kitzen, beim Birkener Walde und an anderen Orten tausendfach drohendem Tode getrotzt hatte, durch Meuchelschuß von der Hand eines schwachsinnigen Hirtenknechtes.

Infolge der herrschenden üblen Stimmung fehlte den Alliirten jeder Anhalt im Lande, und Napoleon wußte die steigende Aufregung gar wohl zu benutzen. Am meisten hatte Blücher und seine Armee unter dem Hasse der Franzosen zu leiden.

Kaum waren Blücher's Verluste einigermaßen ersetzt, kaum hatten sich seine Truppen von den unerhörten Mühsalen der letzten Wochen wieder etwas erholt, so vernahm man abermals des rastlosen Mahners „Vorwärts!" — „Vorwärts nach Paris!" ertönte es im Wiederhall, und der alte Held beeilte sich, die verabredete Verbindung mit den von Norden her durch Bülow herzugeführten Truppen zu Stande zu bringen.

Die neu angekommenen Russen unter Winzingerode hatten sich, mit wenigen Ausnahmen, noch nicht mit den bis dahin meist siegreichen Franzosen gemessen; sie waren nicht über Gebühr angestrengt worden. Bülow's Krieger kamen aus den wohlhabenden niederländischen Provinzen, wo sie in guten Quartieren gelegen hatten. Sie erschienen schmuck, in neuen Uniformen, blinkenden Waffen und auf wohlgenährten Pferden. Wie stachen gegen diese York's Soldaten und Sacken's abgerissene und struppige Kriegsleute ab, mit ihren vom Beiwachtleben geschwärzten Gesichtern, mit ihren erfrorenen Gliedern, ihrem unangestrichenen Lederzeug, den unpolirten Waffen und mageren Rossen! Aber ein Geist blitzte aus den Augen dieser trotzigen Heldenscharen, welcher, wenn man außerdem ihre erlangte Kriegstüchtigkeit in Betracht zog, ahnen ließ, daß ihre künftigen Thaten mehr noch ein leuchtendes Vorbild für die neuen Kameraden abgeben würde, als dies schon von ihrer bisherigen Haltung gesagt werden konnte. Auf sie paßte des Heldenkönigs Friedrich II. derber Lobspruch, mit dem er seine 18,000 Mann zerlumpter Kerntruppen dem Grafen Dohna zuführte: „Sie sehen aus wie die Grasteufel, aber — sie beißen!" —

Schlacht bei Arcis-sur-Aube. Napoleon, in der Erwartung, durch ein Vordringen im Rücken der verbündeten Armeen diese hinter sich herzulocken, kam es vor Allem darauf an, zunächst die letzten Scharten auszuwetzen. Den Unfall von Laon glich er aus, indem er am 13. März in der Nähe von Fismes das vom Hauptheere getrennte 15,000 Mann starke russische Corps des Generals St. Priest in unvortheilhafter Stellung mit großer Uebermacht und mit erwünschtem Erfolge überfiel. Gegen 6000 Russen blieben todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, der General St. Priest, ein geborener Franzose, wurde durch eine Kanonenkugel getödtet. Die Trümmer des geschlagenen Corps vereinigten sich mit dem Blücher'schen Heere. Nun wollte Napoleon Schwarzenberg selbst zu Leibe gehen und rückte in vier Heersäulen weiter gegen die Aube vor. Doch ließ sich sein bedächtiger Gegner nicht beirren. Schwarzenberg wendete sich von den gleichzeitig vordringenden Marschällen ab nach Arcis-sur-Aube, um daselbst seine Heerestheile zusammenzuziehen — marschirten doch die verschiedenen Corps zum Theil 12 bis 15 Meilen von einander entfernt! — Mit Heranziehung von Verstärkungen ging es indessen nicht so rasch; zuletzt mußte sich der Feldmarschall entschließen, den Kampf aufzunehmen.

Napoleon war bis zuletzt der Meinung gewesen, die Hauptarmee der Verbündeten befinde sich auf dem Rückzuge, und er könne einzelne Abtheilungen derselben überraschen und niederwerfen. Als er nun am 20. März bei Arcis-sur-Aube auf österreichische Truppenmassen stieß, glaubte er es nur mit einem kleineren, zur Deckung des Rückzugs bestimmten Heerestheile zu thun zu haben. Aber er hatte einen mehr als zweifach überlegenen Gegner vor sich. Den ganzen Tag rang er mit dem Muthe der Verzweiflung um den Sieg. Doch vermochte auch sein persönliches Eingreifen in den Gang der Schlacht einen glücklichen Ausgang derselben nicht herbeizuführen. Napoleon selbst leitete den Angriff, warf sich unter die flüchtigen Scharen, sammelte sie und führte sie von Neuem ins Gefecht. Lanzen, Säbel und Kugeln wütheten um ihn her; es schien, als suche er den Tod und damit einen rühmlichen Abschluß seines thatenreichen Lebens; ernst und gefaßt hielt er bei einer eben einschlagenden Granate aus; ihre todbringenden Trümmer trafen seine Umgebung — nicht ihn. „Es war ihm ein anderes Los von der unsichtbaren Macht beschieden, die über den menschlichen Geschicken waltet."

Auf dem linken französischen Flügel dauerte das Gefecht bis gegen Mitternacht. Auch hier waren die Anstrengungen Napoleon's vergeblich. Am Abend des 20. hatte er etwa 5000 Mann eingebüßt und zu spät die entschiedene Ueberlegenheit seines Gegners erkannt. Um die Abendzeit und in der Nacht rückten Oudinot, Gerard und Macdonald herzu; doch auch der Gegner hatte sich verstärkt und zwar in noch größerem Maße. Der Ausgang einer zweiten Schlacht mußte daher dem Kaiser als höchst zweifelhaft erscheinen.

Napoleon wagte es nicht, jetzt Alles auf einen Wurf zu setzen. Er befand sich zwischen zwei feindlichen Heeren, die einzeln schon ihm überlegen waren. — Sollte er sich auf seine Hauptstadt zurückziehen und unter den Mauern von Paris, unterstützt von der zahlreichen Einwohnerschaft, den Entscheidungskampf für Thron und Ehre wagen? — Oder war es gerathen, sich ostwärts zu wenden, um die Verbindung der feindlichen Heere mit Deutschland zu unterbrechen, mit Hülfe der Besatzungen in den Festungen und unterstützt durch einen Aufstand des Volkes, vornehmlich in Lothringen und im Elsaß, im Rücken der Verbündeten einen neuen Kampf zu eröffnen, dessen Wechselfälle seinem Genie neuen Spielraum verstatten, ja möglicherweise die deutsche Erde wieder zum Kriegsschauplatze machen konnten? Er vertraute auf die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der Verbündeten; er glaubte, sie würden ihn nicht aus den Augen lassen, ja ihm folgen. So wählte er zu seinem Unheil das Letztere. Die Verbündeten, welche am 21. März der Erneuerung des Kampfes entgegensahen, waren nicht wenig erstaunt, als sie am Morgen dieses Tages bemerkten, daß Napoleon verschwunden war. Unbegreiflicherweise unterließ Schwarzenberg auch diesmal eine ernstliche Verfolgung, mittels welcher das durch fortwährende kleine Niederlagen geschwächte und kaum noch 40,000 Mann starke Heer Napoleon's hätte aufgerieben werden können. Durch Schwarzenberg's Zögerung wurde es Napoleon möglich, seine Armee ungehindert den Rückzug aus dem schwierigen Terrain von Arcis antreten zu lassen; auf beiden Seiten der Aube entlang marschirend, wandte er sich, entgegen allen Erwartungen der Verbündeten, der oberen Marne zu.

Ein aufgefangener Brief Napoleon's an seine Gemahlin verrieth den Monarchen den Plan ihres Gegners; nun ward beschlossen, ohne Verzug mit der gesammten Streitmacht auf Paris vorzurücken. Auf die Soldaten wirkte der Ruf: „Nach Paris!“ wie ein Zauberwort. Alle Mühseligkeiten des langen Winterfeldzuges waren vergessen. Unter Gesang, klingendem Spiel und Trommelklang marschirten, vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, die Regimenter der Hauptstadt Frankreichs zu.

Um Napoleon zu täuschen und sich im Rücken zu sichern, wurden ihm 8000 Reiter unter Winzingerode nachgesandt. Da nun zugleich auf langen Strecken Kosakenschwärme die Gegend zwischen dem Heere der Verbündeten und dem Napoleon's durchflogen, so blieb Letzterem mehrere Tage lang der Marsch der Verbündeten verborgen.

Bei La Fère Champenoise. Napoleon's Unterbefehlshaber Marmont und Mortier, welche den Befehl erhalten hatten, ihm nachzufolgen, waren in der Gegend von La Fère Champenoise zwischen die Heersäulen der Verbündeten gerathen. Es kam zu einem blutigen Kampfe; übel mitgenommen, sahen Jene sich nun zur Flucht genöthigt. Sie verloren 8000 Mann und 60 Kanonen und brachten nur 7 Kanonen nach Paris zurück. Wäre Zieten zur rechten Zeit im Rücken der Feinde erschienen, so würde wol dessen Niederlage mit gänzlicher Vernichtung geendet haben. — Uebler noch erging es dabei einem 5000 Mann starken Corps unter dem General Pacthod; es wurde bis auf einen kleinen Rest, der sich ergab, zusammengehauen.

Nun wälzten sich die Heere der Verbündeten, neun Armeecorps stark, in drei großen Heersäulen vereint auf der großen Straße nach Paris, der feindlichen Hauptstadt zu! Das Verdienst, diese folgenreiche Wendung herbeigeführt zu haben, kann dem Kaiser Alexander nicht abgesprochen werden. Aber der erste Impuls kam zweifelsohne mit aus dem Hauptquartier der schlesischen Armee, wo jene energischen Männer, die in demselben niemals das Uebergewicht verloren hatten, zuerst das Wort aussprachen: „Auf, nach Paris!“

Napoleon verharrte auch in dieser Zeit in der gleichen Selbsttäuschung, welche ihn während der letzten Jahre seinem Verhängniß näher und näher gebracht hatte. Trotz aller Vorstellungen seiner Generäle, und obwol von Gefangenen gleichlautend ausgesagt worden war, daß das Heer der Verbündeten auf Paris marschire, setzte er seinen Marsch in der eingeschlagenen Richtung fort. Winzingerode nährte diese seine Täuschung, da er sich keck den Franzosen an die Fersen heftete, als habe er den größten Rückhalt. Gegen ihn wandte sich Napoleon am 26. März bei St. Dizier, schlug ihn und brachte ihm einen Verlust von 1500 Mann bei. Da er aber bei dieser Gelegenheit endlich seines bis dahin hartnäckig festgehaltenen Irrthumes inne ward, trat ihm mit einem Male der Abgrund, an dem er stand, deutlich vor die Seele. Am nächsten Tage empfing er Nachricht von der Vernichtung der Corps, die zwischen die Heersäulen der Verbündeten gerathen waren. Nun beschäftigte er sich lebhafter noch mit dem Plane, sich in die Vogesen zu werfen und von da aus einen Volkskrieg nach der Weise der Spanier zu eröffnen. Ney und Berthier widerriethen, indem sie behaupteten, in Paris liege die Entscheidung. Da wollte es der Zufall, daß der österreichische Gesandte Wessenberg von einer Streifpartie gefangen wurde. Kaum vernahm Napoleon davon, so beschloß er, durch diesen mit seinem kaiserlichen Schwiegervater Franz, der aus Besorgniß nach Dijon zurückgegangen war, eine besondere Unterhandlung anzuknüpfen. Er ließ demselben seine Bereitwilligkeit erklären, die ihm zuletzt in Chatillon gebotenen Friedensbedingungen annehmen zu wollen. Zugleich aber beschloß er, in Eilmärschen sich in der Richtung auf Paris in Bewegung zu setzen. Noch immer gab er sich der Hoffnung hin, es werde Beides, die Einwirkung seines Schwiegervaters und sein Schwert, die Erreichung des Zieles möglich machen, das er sich nun gesteckt hatte. Am zweiten Tage in Doulevant angekommen, empfing er folgende in Geheimschrift verfaßte Nachricht aus Paris: „Die Anhänger der Fremden heben das Haupt empor. Des Kaisers Gegenwart ist nöthig, um zu verhindern, daß die Hauptstadt dem Feinde übergeben werde. Es ist kein Augenblick zu verlieren.“ Bedrohlicher noch lautete ein Ruf seines Bruders Joseph, der ihm anzeigte, daß die Verbündeten nur noch drei Meilen von Paris entfernt seien. Es war Regenwetter eingetreten, das die Wege grundlos gemacht hatte, und Napoleon befand sich noch dreißig Meilen weit von der Hauptstadt des Landes! Sogleich ertheilte er seinen Truppen den Befehl, unter Einsetzung aller Kräfte Tag und Nacht zu marschiren; er selbst eilte an der Spitze seiner Reiterei voraus.

Nun begann der letzte Akt des großen Dramas.

Einnahme von Lyon. Mitte März hatte die sogenannte „Südarmee“, welche, unter dem Befehle des Prinzen von Hessen-Homburg von der Schweiz her operirend, in Frankreich eingedrungen war, nach mehreren blutigen Gefechten (17.—20.) Lyon, die zweite Hauptstadt Frankreichs, genommen und in den folgenden Tagen den vorher siegreichen Marschall Augereau bis gegen Grenoble zurückgedrängt. — In Italien war die Napoleonische Herrschaft schon in den letzten Monaten des Jahres 1813 gebrochen worden.

In Paris hatte man es lange nicht glauben wollen, daß aus dem Schwarzenberg'schen Hauptquartier der Entschluß hervorgehen könne, die 800,000 Einwohner zählende Hauptstadt des Landes, ohne vorher Napoleon entscheidend geschlagen zu haben, anzugreifen. Als aber unzweifelhafte Nachrichten den Parisern jenes zur Gewißheit gemacht hatten, stimmte die große Mehrzahl derselben dem im gesetzgebenden Körper gefallenen Ausspruch: „Für ihn haben wir genug, mehr als genug gethan; es ist Zeit, daß wir auch wieder einmal des Vaterlandes gedenken!“ bei. Was die Einen im Stillen gehofft, die Anderen gefürchtet hatten, schien nahe zu sein: der Sturz der Napoleonischen Gewaltherrschaft. Die Anhänger der Bourbonen wagten es bereits hier und da, die weiße Kokarde aufzustecken; die Republikaner rüsteten sich zu einem neuen Versuch, ihren Grundsätzen Geltung zu verschaffen. Die meisten Anhänger zählte die konstitutionelle Partei. Sie zeigte sich nicht abgeneigt, das alte Herrschergeschlecht wieder anzuerkennen, wenn der neue König sich bereit erkläre,

mit dem Volke eine Verfassung zu vereinbaren, demnach auf die ehemalige absolute Machtfülle, die dem Volke und dem Fürstenhause zum Unsegen gedient hatte, zu verzichten.

Wäre Napoleon noch der Mann des Volkes gewesen, wahrlich! den Alliirten würde ein harter Kampf bevorgestanden haben. Unter den obwaltenden Umständen jedoch ließ sich mit jeder Stunde deutlicher erkennen, daß den Verbündeten der Sieg, und zwar ohne Darbringung großer Opfer, zufallen würde. Die Haltung der Bevölkerung blieb nicht ohne entsprechenden Eindruck auf die Regierungskreise. Der kaiserliche Statthalter Joseph und die Großwürdenträger des Reiches waren rathlos; nur einer der Letzteren, der Staatskanzler Fürst Talleyrand, wußte mit Sicherheit, was zu thun — nicht dem Kaiser oder dem Lande — sondern ihm von Nutzen sein würde. Die Kaiserin Marie Louise begab sich mit ihrem dreijährigen Sohne auf die Reise nach Blois. Ihr folgten sämmtliche Großwürdenträger; nur der schlaue Talleyrand, ein echter Schüler seines Meisters Napoleon, hatte es dahin zu bringen gewußt, daß er von Amts wegen in Paris belassen wurde. Ein feuriger Aufruf Joseph's, in dem er ankündigte, Napoleon sei nahe, und „es werde der Feind seine Schande unter den Mauern von Paris finden", machte geringen Eindruck. Um so entschiedener wirkte eine neue Kundgebung der Verbündeten, in der wiederholt ward, daß man nicht gegen die Franzosen, sondern nur gegen den ehrgeizigen Mann kämpfe, der, indem er seinem Lande, das ihn erhoben, selbst ein Tyrann geworden sei, nicht aufhöre, die Ruhe der Welt zu gefährden.

Sturm auf Paris. Am 30. März wurde zum Sturm auf die Stadt geschritten. Marmont mit seinen 20,000 Mann wehrte sich tapfer, auch die Zöglinge der polytechnischen Schule stritten muthvoll neben den Invaliden und alten Soldaten des Kaisers. Allein der Widerstand war kein allgemeiner und daher auch ohne Erfolg. Schritt für Schritt wurden die Franzosen zurückgedrängt. Um die Mittagszeit eroberten die Oesterreicher zwei der Stadt naheliegende Dörfer; Nachmittags vertrieben der Kronprinz Wilhelm von Württemberg und der österreichische General Giulay die Franzosen aus dem Walde von Vincennes; das schlesische Heer, das die Ordre, nach der es um fünf Uhr vorgehen sollte, erst um sieben Uhr erhielt, stürmte den Montmartre, eine die ganze Stadt beherrschende, für uneinnehmbar gehaltene Felsenhöhe. König Joseph verließ Paris, die Marschälle sandten einen Parlamentär zu den Verbündeten.

Blücher wohnte dem Kampfe in einem höchst sonderbaren Aufzuge bei. Da seine Krankheit ihm noch nicht erlaubte, ein Pferd zu besteigen, saß er in einer Kutsche und trug wegen seines Augenleidens einen grünseidenen Damenhut. Das Fernrohr vom Auge absetzend, sagte er: „Lieber als das Fernrohr richtete ich meine Kanonen auf das Nest!" Darauf befahl er, die Höhen mit 84 schweren Kanonen zu besetzen. Plötzlich kam, ohne Ordre dazu erhalten zu haben, der Oberst Below mit seinem Regiment lithauischer Dragoner unter schmetterndem Trompetenschall den Abhang heraufgeritten. Auf die barsche Frage York's, was das bedeuten solle, sagte er: „Excellenz, das habe ich meinen Leuten schon in Tilsit versprechen müssen, daß sie Paris sehen sollten." Das Regiment ritt danach auf der andern Seite den Abhang hinunter.

In den Besten der Krieger, Hohen sowol als Niederen, war von Anfang an „das moderne Babel", Paris, der Zielpunkt des Krieges gewesen. Schweigend und in sich versunken schauten jetzt Tausende von Kriegern von der Höhe herab auf die im Glanze der Abendsonne zu ihren Füßen liegende riesige Stadt, und es mochten ihrer Wenige sein, die nicht die wegen der Kapitulation soeben betriebenen Verhandlungen verwünschten. Wer kann es den Männern verdenken, deren Landsleute jahrelang von den Franzosen so schweres Unheil zu erdulden gehabt hatten, in deren Heimat so viele Ortschaften in Schutt und Asche gelegt, deren Kameraden von den Kugeln und Schwertern der Franzosen dahingerafft worden waren, und die selbst das Ungemach des Krieges in so vollem Maße zu ertragen gehabt hatten, wenn sie jetzt als Wiedervergeltung die Zerstörung der Hauptstadt Frankreichs wünschten?

In den Proklamationen der Verbündeten an die Franzosen war freilich ein Unterschied gemacht worden zwischen Napoleon, „den man allein bekämpfe“, und den Einwohnern Frankreichs, „die man befreien wolle.“ Das war eine Ansicht der Diplomaten; die Krieger kannten einen solchen Unterschied nicht. Für sie waren Herrscher und Volk gemeinschaftlich für alles Uebel langer Jahre verantwortlich. Auch unsere braven Soldaten, welche 1870 auf 1871 vor Paris lagen, dachten nicht anders. — Gleiche Richtung und Gesinnung der Franzosen hatten Napoleon zu dem machen helfen, was er geworden; die Gesinnung des französischen Volkes aber vertrat zur Zeit Paris.

Fassen wir das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland insbesondere ins Auge, so müssen wir sagen: seit länger als zwei Jahrhunderten wurden fortgesetzt in Paris Ränke gegen unser Vaterland geschmiedet, deren Ausbrüche stets unheilvoll für dasselbe waren. Frankreich hatte sich die Politik des alten weltbeherrschenden Rom gegen Deutschland zur Richtschnur gewählt. Unter den Bourbonen schon war Deutschland vielfach mit List und Gewalt beraubt worden, unter ihnen waren uns Lothringen und Elsaß mit der Perle Straßburg verloren gegangen. Napoleon befand sich in seiner Haltung gegen Deutschland genau auf dem von den Bourbonen bereits geebneten Pfade; nur hatte er es in dieser Beziehung zu noch größeren Erfolgen gebracht, weil er jene an Genie, Verwegenheit und ränkevollen Künsten überragte. — Und was hatte Paris dem deutschen Volke seit Jahrhunderten als Ersatz für so vielfache Gefährdungen zutheil werden lassen? Leichtfertige Sitten, deren gefährliche Wirkungen möglichst zu verringern wackere deutsche Männer fortgesetzt bemüht gewesen waren. Das war die Gegengabe gewesen!

„Wir hatten an der bunten Wange
Der alten Babel uns berauscht
Und ihrem frechen Lustgesange
Mit keuschem deutschen Ohr gelauscht.
Die Kraft entschwand uns vor dem Klange,
Im Taumel hatten wir vertauscht
Mit eklem Rothwelsch der Garonne
Die Sprache Teut's, der Helden Wonne.“

Man sage nicht: der einfache Liniensoldat und der Landwehrmann des preußischen Heeres stellte derartige Betrachtungen nicht an! Das Volk war in Waffen; das Wissen und die Gesinnung Derer, die eine klare Erkenntniß der geschichtlichen Vergangenheit hatten, durchdrang den ganzen Heereskörper. Die tiefste Seele des Volkes war erregt worden, und so vernahm auch der brave Bauernsohn, dessen Gedanken bisher nicht über die Feldmark seines Dorfes hinausgegangen waren, genug der Thatsachen aus der vergangenen Zeit, um sich dessen bewußt zu werden, daß Frankreich niemals Freund seines Vaterlandes gewesen war. Ueberdies hatte das gegenwärtige Geschlecht die Franzosen aus eigener Anschauung gründlich kennen gelernt. Wären die Stimmen im Hauptquartier der schlesischen Armee zur Geltung gelangt, so würden den Franzosen bei dem Einzuge in Frankreich Zugeständnisse nicht gemacht worden sein; man hätte sich vielmehr eine ernste Sühne vorbehalten, den Kindern und Enkeln der Schuldigen zu ernster Erinnerung, wohin die Gesammtrichtung der französischen Politik geführt, und zu steter Mahnung, für die Zukunft heilsamere Bahnen innezuhalten! Man hätte es vor Allem als eine heilige Pflicht erkannt, von Frankreich die Deutschland geraubten Landgebiete zurück zu verlangen.

Es geschah weder das Eine noch das Andere.

Am 31. März Nachts um zwei Uhr ward die Kapitulation von Paris abgeschlossen.

Nesselrode und Talleyrand. Gleich nach Unterzeichnung derselben hatte Kaiser Alexander einen gewiegten Diplomaten, den Grafen Nesselrode, zu dem französischen Staatslenker, Fürsten Talleyrand, gesandt, der zur Zeit die wichtigste Person in Frankreich war. In derselben Nacht noch wurden bedeutungsvolle Verabredungen zwischen Beiden getroffen. Talleyrand war es nicht beigekommen, zu Gunsten seines Kaisers etwa noch eine Lanze zu brechen! Mit ihm länger die halbe Welt zu bekämpfen, daran ließ sich nicht denken; er stimmte daher alsbald mit Alexander darin überein, daß Napoleon seines Thrones für verlustig zu erklären sei.

Aber was dann? — — An wen sollte die Herrschaft des Landes fallen?

Alexander wünschte, daß die Bourbonen wieder auf den Thron zurückgerufen würden. England hatte denselben Wunsch, weil es meinte, Frankreich werde unter denselben schwach und diese Schwäche von Nutzen für England sein.



Oberst Below mit seinen Lithauern vor Paris. Nach Ludwig Burger.

Es lag aber im Interesse des Kaisers von Oesterreich, Napoleon nicht gänzlich fallen zu lassen, vielmehr in Erwägung zu ziehen, daß die Gemahlin des Mannes, der entthront werden sollte, des Kaisers Franz Tochter und deren Sohn des Kaisers Enkel war.

sein Herz die Genugthuung aller Derjenigen, welche einer guten und gerechten Sache mit Aufwand aller Kräfte und Fähigkeiten dienen. Der Prinz zeigte sich der Stellung gewachsen, für welche man ihn auserkoren; die Württemberger geizten nach der Ehre, ihrem Lehrmeister und langjährigen Kriegsherrn zu zeigen, was sie von ihm gelernt hatten. Sie bestanden ihre Probe vorzüglich und wichen nicht. Erst als der beabsichtigte Zweck vollkommen erreicht und fernerer Widerstand gegen die Uebermacht des Feindes unmöglich und nutzlos war, sammelte und ordnete der Prinz unter dem Schutze seiner Reiterei seine stark erschütterten Kolonnen und befahl den Rückzug, welcher in der Richtung auf Bray angetreten wurde. Die tapferen Württemberger hatten an diesem ihrem Ehrentage ein Drittel ihrer Stärke eingebüßt.

Inzwischen war an Blücher der Befehl ergangen, zu dem böhmischen Heere zu stoßen, um gemeinschaftlich mit diesem dem Feinde eine Schlacht zu bieten. Das war eine Freudenbotschaft für ihn, wie er sie lange gewünscht hatte, und sogleich machte er sich mit seinem Heerestheile auf den Marsch. Als aber Gneisenau bei Schwarzenberg erschien, um den Plan zur Schlacht zu verabreden, mußte er zu seinem tiefen Unwillen hören, daß schon wieder ein völliger Umschlag der Ansichten eingetreten war. Die Muthlosigkeit der Kleingläubigen hatte wiederum im Rathe der Fürsten obgesiegt. Man sprach aufs Neue von Waffenstillstand und Rückmarsch. Als Grund ward angegeben: Marschall Augereau habe mit 20,000 Mann den österreichischen General Bubna zurückgedrängt, die böhmische Armee sei daher im Rücken gefährdet. —

Eine unbeschreibliche Entrüstung bemächtigte sich Blücher's. Schon ging derselbe mit dem Gedanken um, „dem Bonaparte und den lieben Brüdern (den Oesterreichern) zum Trotz“ auf eigene Verantwortung vorzurücken; seine Freunde hatten die größte Mühe, ihn von einem übereilten Schritte zurückzuhalten. Endlich kam man auf einen Mittelweg. Oberst von Grolmann begab sich zu Alexander und trug ihm den Wunsch Blücher's vor: die Monarchen möchten gestatten, daß er sich durch die Heerestheile Bülow's und Winzingerode's verstärke und allein zum Angriff auf Napoleon vorgehe.

Alexander, der in letzter Zeit einer der eifrigsten Fürsprecher eines entschlossenen, energischen Vorgehens geworden war und im Nothfall sogar mit seinen Russen allein den Kampf gegen Napoleon fortführen zu wollen gedroht hatte, zürnte ohnehin dem Oberfeldherrn der verbündeten Armeen wegen seines Zögerns und seiner Unentschiedenheit, und so kam der Oberst mit guter Nachricht zurück: die Monarchen hatten den Plan Blücher's genehmigt. Nachdem nun der unermüdliche Feldherr die bezeichneten Corps an sich gezogen hatte, stand er an der Spitze einer über 100,000 Mann starken Heeresmacht.

Bei Bar sur Aube. Kaum erhielt Napoleon Kunde von der Absicht Blücher's, so beschloß er, sich ungesäumt auf diesen seinen gefährlichsten Gegner zu werfen. Inzwischen war es auch dem Könige von Preußen gelungen, den weiteren Rückzug des böhmischen Heeres zu verhindern; ja, Schwarzenberg entschloß sich sogar, bei Bar sur Aube sich mit dem Marschall Oudinot zu schlagen, den Napoleon, der sich gegen Blücher gewandt hatte, mit 30,000 Mann ihm gegenüber zurückgelassen hatte. Der Kampf fiel, wie bei der bedeutenden Uebermacht des böhmischen Heeres nicht anders zu erwarten gewesen war, zu dessen Gunsten aus. Mit einem Verlust von 3000 Mann und einigen Kanonen wurde Oudinot nach tapferer Gegenwehr zum Rückzuge genöthigt (27. Februar 1814).

In dieser Schlacht führte der siebzehnjährige Prinz Wilhelm, der jetzige deutsche Kaiser, der sich in Begleitung seines Vaters allen Gefahren des Kampfes ausgesetzt hatte, unter dem heftigsten Gewehrfeuer der Feinde einige Aufträge des Königs mit großer Unerschrockenheit aus, infolge dessen ihm das eiserne Kreuz verliehen ward.

Unbedeutend wie die Folgen dieser Schlacht waren, da Schwarzenberg seinen Sieg nicht ausnützte, sondern zunächst unthätig in der Nähe des Schlachtfeldes stehen blieb, übte der errungene Sieg doch einen nicht zu unterschätzenden Einfluß aus, indem er auch in

diesem, dem schwerfälligsten Theil des Heeres der Verbündeten neue Begeisterung und Kampfesfreude erweckte und einen besseren Geist unter die Truppen brachte.

Indessen die Hauptentscheidung lag jetzt bei dem in der genannten Weise verstärkten Heerestheil Blücher's, der nunmehr thatsächlich der eigentliche Oberbefehlshaber war, während Schwarzenberg nur noch dem Namen nach den Oberbefehl führte. Daß man auch im Hauptquartier der Verbündeten die Sache nicht anders auffaßte, zeigt ein Brief Friedrich Wilhelm's, den er um diese Zeit an Blücher richtete. „In Ihrer Hand", heißt es darin, „liegt von nun an der Ausgang dieses Feldzuges. Die verbündeten Monarchen rechnen mit Zuversicht darauf, daß Sie durch eine ebenso kräftige als vorsichtige Leitung Ihrer Operationen das in Sie gesetzte Vertrauen rechtfertigen und bei der Entschlußkraft, die Ihnen eigen ist, es nie aus den Augen verlieren werden, daß von der Sicherheit Ihrer Erfolge das Wohl aller Staaten abhängig ist."



Prinz Wilhelm von Preußen bei Bar sur Aube. Zeichnung von W. Heine.

Vertrag von Chaumont. Allen ferneren Versuchen der Diplomaten, durch Friedensverhandlungen die kriegerischen Unternehmungen zu lähmen, war mit der Ernennung Blücher's zum thatsächlichen Oberbefehlshaber natürlich ein Riegel vorgeschoben; und in der That schienen nunmehr auch die verbündeten Monarchen dahin einig geworden zu sein, den Krieg mit aller Energie zu Ende zu führen, um nach der Niederwerfung Napoleon's — Alexander hatte sogar bereits das Wort Entthronung ausgesprochen — in der Hauptstadt Frankreichs den allseitig sehnsuchtsvoll erwarteten Frieden zu diktiren. Zu diesem Zwecke hatten sich Preußen, Rußland, Oesterreich und England in einem neuen Vertrage zu Chaumont vom 1. März dahin geeinigt, daß die erstgenannten drei Staaten bis zur Herbeiführung eines gesicherten europäischen Friedens je 150,000 Mann unter den Waffen halten sollten, während England sich für den gleichen Zeitraum zu reichlichen Subsidienzahlungen verpflichtete.

Napoleon, der die Gefahr der veränderten Sachlage wol zu würdigen wußte, hielt es daher für rathsamer, sich mit allen Kräften, die er noch aufzubieten vermochte, zunächst

gegen Blücher zu wenden, der alsbald in gewohntem Kampfeseifer vorwärts gegangen war, und die ihm gegenüberstehenden Marschälle Marmont und Mortier zurückgedrängt hatte.

Schlacht von Craonne und Laon. Am 7. März führte Napoleon den gefaßten Plan aus, indem er Blücher's linken Flügel bei Craonne angriff und die Russen unter Winzingerode und Sacken mit einem Verluste von 5000 Mann zurückwarf. Aber der Sieg hatte die Franzosen blutige Opfer gekostet, denn die Russen hatten mit Löwenwuth jeden Fußbreit Boden vertheidigt. Wie tapfer sie gefochten, geht schon daraus hervor, daß Napoleon selbst seinen Verlust auf 8000 Mann angab. Es war eine der blutigsten Schlachten des ganzen Feldzuges vom Jahre 1814. Indessen die erlittene Schlappe machte der „stets entschlossene und ewig verdrossene" York wieder wett. Die geschlagenen russischen Corps hatten sich auf Laon zurückgezogen, wo Blücher Stellung genommen hatte. Die Franzosen rückten nach, und es erfolgte nun am 8. März ein Angriff auf Laon, der indessen abgeschlagen wurde. Am folgenden Tage wurde der Kampf wieder aufgenommen, und bis zum späten Abend wurde mit großer Erbitterung auf beiden Seiten gestritten, ohne daß es zu einer Entscheidung kam.

Nun ward im Blücher'schen Hauptquartier beschlossen, in der kommenden Nacht einen Ueberfall auf den rechten Flügel Napoleon's auszuführen. York leitete ihn. Plötzlich — um Mitternacht — wurden die Franzosen durch Hörner- und Trommelschall und Hurrahruf aufgeschreckt. Ein wahres Entsetzen kam über sie. Die Gegenwehr dauerte nur kurze Zeit; das ganze Corps Marmont's, das den rechten Flügel des französischen Heeres bildete, ward theils niedergehauen, theils in die Flucht gesprengt. Die Preußen erbeuteten 45 Kanonen und machten 2500 Gefangene. —

Das Allerschlimmste, was während einer Schlacht ein Heer treffen kann, ist, wenn der Feldherr zur ferneren Leitung derselben unfähig wird. Dieses Mißgeschick drohte jetzt dem Blücher'schen Armeecorps. Blücher lag augenkrank, von rheumatischen Leiden und Steinschmerzen gequält, auf dem Schlosse zu Laon danieder. Mißmuthig über sich selbst und Andere, denen er es dann leicht fühlen ließ, ging er schon mit dem Gedanken um, den Oberbefehl niederzulegen. Gneisenau hatte seine liebe Noth mit dem alten Herrn. „Was soll ich blinder Mann hier im Felde?" sagte der Greis, „ich bin zu nichts nütze! Am Ende ergeht es mir, wie dem alten Kutusoff, daß sie mich als Blinden mit dem Heere fortschleppen!" — Als es nun aber zum Schlagen kann, da gewann Blücher's Heldengeist für einige Stunden doch wieder die Oberhand über den Körper, und als ein Adjutant York's die Nachricht von dem gelungenen Ueberfall brachte, da leuchteten seine Augen vor Freude. „Bei Gott!" rief er, „ihr alten York'schen seid ehrliche, brave Kerls; wenn man sich aber auch auf euch nicht mehr verlassen könnte, da fiele der Himmel ein!"

Napoleon, der vor Laon einen Verlust von 9000 Mann erlitten hatte, trat in der Nacht vom 10. zum 11. März den Rückzug an. Indessen sein Heer war geschlagen, aber keineswegs vernichtet, und da er dem Blücher'schen Heere noch immer mit der Hauptmacht gegenüber stand, wollte Gneisenau, der an Stelle des kranken Blücher den Oberbefehl übernommen hatte, das Heer durch eine Verfolgung des zersprengten Marmont'schen Corps nicht schwächen. Darüber war indeß York so ergrimmt, daß er sein Kommando niederlegte und abreiste. Blücher aber schrieb ihm: „Alter Waffengefährte, verlassen Sie die Armee nicht, da wir am Ziel sind! Ich bin sehr krank und gehe selbst, sobald der Kampf vollendet." — Daraufhin kehrte York zurück.

Der Volkskrieg. An sich schon ist ein Feldzug in der strengen Winterszeit nichts Leichtes, selbst in den milderen Theilen Frankreichs. Aber noch schwieriger war es damals, der Abneigung der Landesbewohner entgegen zu arbeiten oder gar die schwer Heimgesuchten wirksam zu schützen, zumal bei Gewaltmärschen und bei schlechter Verpflegung. Kein Wunder, wenn die durchzogenen Strecken entsetzlich litten. Daraus schöpfte Napoleon den Plan, den Volkskrieg im großen Stile hinter dem Rücken der Verbündeten zu organisiren.

Er verstärkte die früher erwähnten Mittel, um die aufgebrachte Landbevölkerung nach dem Rheine zu gegen die Heere der Verbündeten in Flammen zu setzen. Der Aufstand gewann auch in der That mehr und mehr an Kraft; allerorten wurden kleine Trupps der Verbündeten überfallen, aus Wäldern und Hecken drohte ihnen der Tod. Am 16. März gerieth das Lützow'sche Corps in einen Hohlweg und erlitt durch Bauern bedeutende Verluste, wobei der junge Turner und Held Friedrich Friesen seinen Tod fand. — Auf dem Wege, ihre Verbindung mit Blücher wieder herzustellen, war die Reiterei Lützow's an einem der trüben Märzabende an eine Furt gelangt, deren Ueberschreitung Friedrich Friesen zu überwachen hatte. Als er, einer der Letzten, sich anschickte, seinen Kameraden nach dem andern Ufer der Aisne zu folgen, verlor er in stockfinsterer Nacht die rechte Spur und mußte, ohne zu wissen, wo er sich befand, die ganze Nacht allein verbringen.



Friesen's Tod. Zeichnung von A. Beck.

Am nächsten Morgen ließ er sich von einigen Bauern zum Vorsteher des nächsten Ortes führen. Es gesellte sich dem Zuge eine Abtheilung bewaffneter Landleute bei, welche mit Ungestüm die Auslieferung des fremden Offiziers begehrten. Von wild aufgeregten Haufen umringt, kam man unter Lärm und Wortwechsel nur langsam weiter. Da riß ein blödsinniger Schäfer das Gewehr von der Schulter, legte auf Friesen an und jagte ihm von hinten eine Kugel durch die Brust. Die Kugel ging dem Heldenjünglinge durchs Herz. Lautlos sank er nieder. So fiel derselbe, der bei Kitzen, beim Birkener Walde und an anderen Orten tausendfach drohendem Tode getrotzt hatte, durch Meuchelschuß von der Hand eines schwachsinnigen Hirtenknechtes.

Infolge der herrschenden üblen Stimmung fehlte den Alliirten jeder Anhalt im Lande, und Napoleon wußte die steigende Aufregung gar wohl zu benutzen. Am meisten hatte Blücher und seine Armee unter dem Hasse der Franzosen zu leiden.

Kaum waren Blücher's Verluste einigermaßen ersetzt, kaum hatten sich seine Truppen von den unerhörten Mühsalen der letzten Wochen wieder etwas erholt, so vernahm man abermals des rastlosen Mahners „Vorwärts!" — „Vorwärts nach Paris!" ertönte es im Wiederhall, und der alte Held beeilte sich, die verabredete Verbindung mit den von Norden her durch Bülow herzugeführten Truppen zu Stande zu bringen.

Die neu angekommenen Russen unter Winzingerode hatten sich, mit wenigen Ausnahmen, noch nicht mit den bis dahin meist siegreichen Franzosen gemessen; sie waren nicht über Gebühr angestrengt worden. Bülow's Krieger kamen aus den wohlhabenden niederländischen Provinzen, wo sie in guten Quartieren gelegen hatten. Sie erschienen schmuck, in neuen Uniformen, blinkenden Waffen und auf wohlgenährten Pferden. Wie stachen gegen diese York's Soldaten und Sacken's abgerissene und struppige Kriegsleute ab, mit ihren vom Beiwachtleben geschwärzten Gesichtern, mit ihren erfrorenen Gliedern, ihrem unangestrichenen Lederzeug, den unpolirten Waffen und mageren Rossen! Aber ein Geist blitzte aus den Augen dieser trotzigen Heldenscharen, welcher, wenn man außerdem ihre erlangte Kriegstüchtigkeit in Betracht zog, ahnen ließ, daß ihre künftigen Thaten mehr noch ein leuchtendes Vorbild für die neuen Kameraden abgeben würde, als dies schon von ihrer bisherigen Haltung gesagt werden konnte. Auf sie paßte des Heldenkönigs Friedrich II. derber Lobspruch, mit dem er seine 18,000 Mann zerlumpter Kerntruppen dem Grafen Dohna zuführte: „Sie sehen aus wie die Grasteufel, aber — sie beißen!" —

Schlacht bei Arcis-sur-Aube. Napoleon, in der Erwartung, durch ein Vordringen im Rücken der verbündeten Armeen diese hinter sich herzulocken, kam es vor Allem darauf an, zunächst die letzten Scharten auszuwetzen. Den Unfall von Laon glich er aus, indem er am 13. März in der Nähe von Fismes das vom Hauptheere getrennte 15,000 Mann starke russische Corps des Generals St. Priest in unvortheilhafter Stellung mit großer Uebermacht und mit erwünschtem Erfolge überfiel. Gegen 6000 Russen blieben todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde, der General St. Priest, ein geborener Franzose, wurde durch eine Kanonenkugel getödtet. Die Trümmer des geschlagenen Corps vereinigten sich mit dem Blücher'schen Heere. Nun wollte Napoleon Schwarzenberg selbst zu Leibe gehen und rückte in vier Heersäulen weiter gegen die Aube vor. Doch ließ sich sein bedächtiger Gegner nicht beirren. Schwarzenberg wendete sich von den gleichzeitig vordringenden Marschällen ab nach Arcis-sur-Aube, um daselbst seine Heerestheile zusammenzuziehen — marschirten doch die verschiedenen Corps zum Theil 12 bis 15 Meilen von einander entfernt! — Mit Heranziehung von Verstärkungen ging es indessen nicht so rasch; zuletzt mußte sich der Feldmarschall entschließen, den Kampf aufzunehmen.

Napoleon war bis zuletzt der Meinung gewesen, die Hauptarmee der Verbündeten befinde sich auf dem Rückzuge, und er könne einzelne Abtheilungen derselben überraschen und niederwerfen. Als er nun am 20. März bei Arcis-sur-Aube auf österreichische Truppenmassen stieß, glaubte er es nur mit einem kleineren, zur Deckung des Rückzugs bestimmten Heerestheile zu thun zu haben. Aber er hatte einen mehr als zweifach überlegenen Gegner vor sich. Den ganzen Tag rang er mit dem Muthe der Verzweiflung um den Sieg. Doch vermochte auch sein persönliches Eingreifen in den Gang der Schlacht einen glücklichen Ausgang derselben nicht herbeizuführen. Napoleon selbst leitete den Angriff, warf sich unter die flüchtigen Scharen, sammelte sie und führte sie von Neuem ins Gefecht. Lanzen, Säbel und Kugeln wütheten um ihn her; es schien, als suche er den Tod und damit einen rühmlichen Abschluß seines thatenreichen Lebens; ernst und gefaßt hielt er bei einer eben einschlagenden Granate aus; ihre todbringenden Trümmer trafen seine Umgebung — nicht ihn. „Es war ihm ein anderes Los von der unsichtbaren Macht beschieden, die über den menschlichen Geschicken waltet."

Auf dem linken französischen Flügel dauerte das Gefecht bis gegen Mitternacht. Auch hier waren die Anstrengungen Napoleon's vergeblich. Am Abend des 20. hatte er etwa 5000 Mann eingebüßt und zu spät die entschiedene Ueberlegenheit seines Gegners erkannt. Um die Abendzeit und in der Nacht rückten Oudinot, Gerard und Macdonald herzu; doch auch der Gegner hatte sich verstärkt und zwar in noch größerem Maße. Der Ausgang einer zweiten Schlacht mußte daher dem Kaiser als höchst zweifelhaft erscheinen.

Napoleon wagte es nicht, jetzt Alles auf einen Wurf zu setzen. Er befand sich zwischen zwei feindlichen Heeren, die einzeln schon ihm überlegen waren. — Sollte er sich auf seine Hauptstadt zurückziehen und unter den Mauern von Paris, unterstützt von der zahlreichen Einwohnerschaft, den Entscheidungskampf für Thron und Ehre wagen? — Oder war es gerathen, sich ostwärts zu wenden, um die Verbindung der feindlichen Heere mit Deutschland zu unterbrechen, mit Hülfe der Besatzungen in den Festungen und unterstützt durch einen Aufstand des Volkes, vornehmlich in Lothringen und im Elsaß, im Rücken der Verbündeten einen neuen Kampf zu eröffnen, dessen Wechselfälle seinem Genie neuen Spielraum verstatten, ja möglicherweise die deutsche Erde wieder zum Kriegsschauplatze machen konnten?

Er vertraute auf die Uneinigkeit und Unentschlossenheit der Verbündeten; er glaubte, sie würden ihn nicht aus den Augen lassen, ja ihm folgen. So wählte er zu seinem Unheil das Letztere. Die Verbündeten, welche am 21. März der Erneuerung des Kampfes entgegensahen, waren nicht wenig erstaunt, als sie am Morgen dieses Tages bemerkten, daß Napoleon verschwunden war. Unbegreiflicherweise unterließ Schwarzenberg auch diesmal eine ernstliche Verfolgung, mittels welcher das durch fortwährende kleine Niederlagen geschwächte und kaum noch 40,000 Mann starke Heer Napoleon's hätte aufgerieben werden können. Durch Schwarzenberg's Zögerung wurde es Napoleon möglich, seine Armee ungehindert den Rückzug aus dem schwierigen Terrain von Arcis antreten zu lassen; auf beiden Seiten der Aube entlang marschirend, wandte er sich, entgegen allen Erwartungen der Verbündeten, der oberen Marne zu.

Ein aufgefangener Brief Napoleon's an seine Gemahlin verrieth den Monarchen den Plan ihres Gegners; nun ward beschlossen, ohne Verzug mit der gesammten Streitmacht auf Paris vorzurücken. Auf die Soldaten wirkte der Ruf: „Nach Paris!“ wie ein Zauberwort. Alle Mühseligkeiten des langen Winterfeldzuges waren vergessen. Unter Gesang, klingendem Spiel und Trommelklang marschirten, vom schönsten Frühlingswetter begünstigt, die Regimenter der Hauptstadt Frankreichs zu.

Um Napoleon zu täuschen und sich im Rücken zu sichern, wurden ihm 8000 Reiter unter Winzingerode nachgesandt. Da nun zugleich auf langen Strecken Kosakenschwärme die Gegend zwischen dem Heere der Verbündeten und dem Napoleon's durchflogen, so blieb Letzterem mehrere Tage lang der Marsch der Verbündeten verborgen.

Bei La Fère Champenoise. Napoleon's Unterbefehlshaber Marmont und Mortier, welche den Befehl erhalten hatten, ihm nachzufolgen, waren in der Gegend von La Fère Champenoise zwischen die Heersäulen der Verbündeten gerathen. Es kam zu einem blutigen Kampfe; übel mitgenommen, sahen Jene sich nun zur Flucht genöthigt. Sie verloren 8000 Mann und 60 Kanonen und brachten nur 7 Kanonen nach Paris zurück. Wäre Zieten zur rechten Zeit im Rücken der Feinde erschienen, so würde wol dessen Niederlage mit gänzlicher Vernichtung geendet haben. — Uebler noch erging es dabei einem 5000 Mann starken Corps unter dem General Pacthod; es wurde bis auf einen kleinen Rest, der sich ergab, zusammengehauen.

Nun wälzten sich die Heere der Verbündeten, neun Armeecorps stark, in drei großen Heersäulen vereint auf der großen Straße nach Paris, der feindlichen Hauptstadt zu! Das Verdienst, diese folgenreiche Wendung herbeigeführt zu haben, kann dem Kaiser Alexander nicht abgesprochen werden. Aber der erste Impuls kam zweifelsohne mit aus dem Hauptquartier der schlesischen Armee, wo jene energischen Männer, die in demselben niemals das Uebergewicht verloren hatten, zuerst das Wort aussprachen: „Auf, nach Paris!“

Napoleon verharrte auch in dieser Zeit in der gleichen Selbsttäuschung, welche ihn während der letzten Jahre seinem Verhängniß näher und näher gebracht hatte. Trotz aller Vorstellungen seiner Generäle, und obwol von Gefangenen gleichlautend ausgesagt worden war, daß das Heer der Verbündeten auf Paris marschire, setzte er seinen Marsch in der eingeschlagenen Richtung fort. Winzingerode nährte diese seine Täuschung, da er sich keck den Franzosen an die Fersen heftete, als habe er den größten Rückhalt. Gegen ihn wandte sich Napoleon am 26. März bei St. Dizier, schlug ihn und brachte ihm einen Verlust von 1500 Mann bei. Da er aber bei dieser Gelegenheit endlich seines bis dahin hartnäckig festgehaltenen Irrthumes inne ward, trat ihm mit einem Male der Abgrund, an dem er stand, deutlich vor die Seele. Am nächsten Tage empfing er Nachricht von der Vernichtung der Corps, die zwischen die Heersäulen der Verbündeten gerathen waren. Nun beschäftigte er sich lebhafter noch mit dem Plane, sich in die Vogesen zu werfen und von da aus einen Volkskrieg nach der Weise der Spanier zu eröffnen. Ney und Berthier widerriethen, indem sie behaupteten, in Paris liege die Entscheidung. Da wollte es der Zufall, daß der österreichische Gesandte Wessenberg von einer Streifpartie gefangen wurde. Kaum vernahm Napoleon davon, so beschloß er, durch diesen mit seinem kaiserlichen Schwiegervater Franz, der aus Besorgniß nach Dijon zurückgegangen war, eine besondere Unterhandlung anzuknüpfen. Er ließ demselben seine Bereitwilligkeit erklären, die ihm zuletzt in Chatillon gebotenen Friedensbedingungen annehmen zu wollen. Zugleich aber beschloß er, in Eilmärschen sich in der Richtung auf Paris in Bewegung zu setzen. Noch immer gab er sich der Hoffnung hin, es werde Beides, die Einwirkung seines Schwiegervaters und sein Schwert, die Erreichung des Zieles möglich machen, das er sich nun gesteckt hatte. Am zweiten Tage in Doulevant angekommen, empfing er folgende in Geheimschrift verfaßte Nachricht aus Paris: „Die Anhänger der Fremden heben das Haupt empor. Des Kaisers Gegenwart ist nöthig, um zu verhindern, daß die Hauptstadt dem Feinde übergeben werde. Es ist kein Augenblick zu verlieren.“ Bedrohlicher noch lautete ein Ruf seines Bruders Joseph, der ihm anzeigte, daß die Verbündeten nur noch drei Meilen von Paris entfernt seien. Es war Regenwetter eingetreten, das die Wege grundlos gemacht hatte, und Napoleon befand sich noch dreißig Meilen weit von der Hauptstadt des Landes! Sogleich ertheilte er seinen Truppen den Befehl, unter Einsetzung aller Kräfte Tag und Nacht zu marschiren; er selbst eilte an der Spitze seiner Reiterei voraus.

Nun begann der letzte Akt des großen Dramas.

Einnahme von Lyon. Mitte März hatte die sogenannte „Südarmee“, welche, unter dem Befehle des Prinzen von Hessen-Homburg von der Schweiz her operirend, in Frankreich eingedrungen war, nach mehreren blutigen Gefechten (17.—20.) Lyon, die zweite Hauptstadt Frankreichs, genommen und in den folgenden Tagen den vorher siegreichen Marschall Augereau bis gegen Grenoble zurückgedrängt. — In Italien war die Napoleonische Herrschaft schon in den letzten Monaten des Jahres 1813 gebrochen worden.

In Paris hatte man es lange nicht glauben wollen, daß aus dem Schwarzenberg'schen Hauptquartier der Entschluß hervorgehen könne, die 800,000 Einwohner zählende Hauptstadt des Landes, ohne vorher Napoleon entscheidend geschlagen zu haben, anzugreifen. Als aber unzweifelhafte Nachrichten den Parisern jenes zur Gewißheit gemacht hatten, stimmte die große Mehrzahl derselben dem im gesetzgebenden Körper gefallenen Ausspruch: „Für ihn haben wir genug, mehr als genug gethan; es ist Zeit, daß wir auch wieder einmal des Vaterlandes gedenken!“ bei. Was die Einen im Stillen gehofft, die Anderen gefürchtet hatten, schien nahe zu sein: der Sturz der Napoleonischen Gewaltherrschaft. Die Anhänger der Bourbonen wagten es bereits hier und da, die weiße Kokarde aufzustecken; die Republikaner rüsteten sich zu einem neuen Versuch, ihren Grundsätzen Geltung zu verschaffen. Die meisten Anhänger zählte die konstitutionelle Partei. Sie zeigte sich nicht abgeneigt, das alte Herrschergeschlecht wieder anzuerkennen, wenn der neue König sich bereit erkläre,

mit dem Volke eine Verfassung zu vereinbaren, demnach auf die ehemalige absolute Machtfülle, die dem Volke und dem Fürstenhause zum Unsegen gedient hatte, zu verzichten.

Wäre Napoleon noch der Mann des Volkes gewesen, wahrlich! den Alliirten würde ein harter Kampf bevorgestanden haben. Unter den obwaltenden Umständen jedoch ließ sich mit jeder Stunde deutlicher erkennen, daß den Verbündeten der Sieg, und zwar ohne Darbringung großer Opfer, zufallen würde. Die Haltung der Bevölkerung blieb nicht ohne entsprechenden Eindruck auf die Regierungskreise. Der kaiserliche Statthalter Joseph und die Großwürdenträger des Reiches waren rathlos; nur einer der Letzteren, der Staatskanzler Fürst **Talleyrand**, wußte mit Sicherheit, was zu thun — nicht dem Kaiser oder dem Lande — sondern ihm von Nutzen sein würde. Die Kaiserin **Marie Louise** begab sich mit ihrem dreijährigen Sohne auf die Reise nach Blois. Ihr folgten sämmtliche Großwürdenträger; nur der schlaue Talleyrand, ein echter Schüler seines Meisters Napoleon, hatte es dahin zu bringen gewußt, daß er von Amts wegen in Paris belassen wurde. Ein feuriger Aufruf Joseph's, in dem er ankündigte, Napoleon sei nahe, und „es werde der Feind seine Schande unter den Mauern von Paris finden“, machte geringen Eindruck. Um so entschiedener wirkte eine neue Kundgebung der Verbündeten, in der wiederholt ward, daß man nicht gegen die Franzosen, sondern nur gegen den ehrgeizigen Mann kämpfe, der, indem er seinem Lande, das ihn erhoben, selbst ein Tyrann geworden sei, nicht aufhöre, die Ruhe der Welt zu gefährden.

Sturm auf Paris. Am 30. März wurde zum Sturm auf die Stadt geschritten. Marmont mit seinen 20,000 Mann wehrte sich tapfer, auch die Zöglinge der polytechnischen Schule stritten muthvoll neben den Invaliden und alten Soldaten des Kaisers. Allein der Widerstand war kein allgemeiner und daher auch ohne Erfolg. Schritt für Schritt wurden die Franzosen zurückgedrängt. Um die Mittagszeit eroberten die Oesterreicher zwei der Stadt naheliegende Dörfer; Nachmittags vertrieben der Kronprinz **Wilhelm** von Württemberg und der österreichische General **Giulay** die Franzosen aus dem Walde von Vincennes; das schlesische Heer, das die Ordre, nach der es um fünf Uhr vorgehen sollte, erst um sieben Uhr erhielt, stürmte den Montmartre, eine die ganze Stadt beherrschende, für uneinnehmbar gehaltene Felsenhöhe. König Joseph verließ Paris, die Marschälle sandten einen Parlamentär zu den Verbündeten.

Blücher wohnte dem Kampfe in einem höchst sonderbaren Aufzuge bei. Da seine Krankheit ihm noch nicht erlaubte, ein Pferd zu besteigen, saß er in einer Kutsche und trug wegen seines Augenleidens einen grünseidenen Damenhut. Das Fernrohr vom Auge absetzend, sagte er: „Lieber als das Fernrohr richtete ich meine Kanonen auf das Nest!“ Darauf befahl er, die Höhen mit 84 schweren Kanonen zu besetzen. Plötzlich kam, ohne Ordre dazu erhalten zu haben, der Oberst Below mit seinem Regiment lithauischer Dragoner unter schmetterndem Trompetenschall den Abhang heraufgeritten. Auf die barsche Frage York's, was das bedeuten solle, sagte er: „Excellenz, das habe ich meinen Leuten schon in Tilsit versprechen müssen, daß sie Paris sehen sollten.“ Das Regiment ritt danach auf der andern Seite den Abhang hinunter.

In den Besten der Krieger, Hohen sowol als Niederen, war von Anfang an „das moderne Babel“, Paris, der Zielpunkt des Krieges gewesen. Schweigend und in sich versunken schauten jetzt Tausende von Kriegern von der Höhe herab auf die im Glanze der Abendsonne zu ihren Füßen liegende riesige Stadt, und es mochten ihrer Wenige sein, die nicht die wegen der Kapitulation soeben betriebenen Verhandlungen verwünschten. Wer kann es den Männern verdenken, deren Landsleute jahrelang von den Franzosen so schweres Unheil zu erdulden gehabt hatten, in deren Heimat so viele Ortschaften in Schutt und Asche gelegt, deren Kameraden von den Kugeln und Schwertern der Franzosen dahingerafft worden waren, und die selbst das Ungemach des Krieges in so vollem Maße zu ertragen gehabt hatten, wenn sie jetzt als Wiedervergeltung die Zerstörung der Hauptstadt Frankreichs wünschten?

In den Proklamationen der Verbündeten an die Franzosen war freilich ein Unterschied gemacht worden zwischen Napoleon, „den man allein bekämpfe“, und den Einwohnern Frankreichs, „die man befreien wolle.“ Das war eine Ansicht der Diplomaten; die Krieger kannten einen solchen Unterschied nicht. Für sie waren Herrscher und Volk gemeinschaftlich für alles Uebel langer Jahre verantwortlich. Auch unsere braven Soldaten, welche 1870 auf 1871 vor Paris lagen, dachten nicht anders. — Gleiche Richtung und Gesinnung der Franzosen hatten Napoleon zu dem machen helfen, was er geworden; die Gesinnung des französischen Volkes aber vertrat zur Zeit Paris.

Fassen wir das Verhältniß Frankreichs zu Deutschland insbesondere ins Auge, so müssen wir sagen: seit länger als zwei Jahrhunderten wurden fortgesetzt in Paris Ränke gegen unser Vaterland geschmiedet, deren Ausbrüche stets unheilvoll für dasselbe waren. Frankreich hatte sich die Politik des alten weltbeherrschenden Rom gegen Deutschland zur Richtschnur gewählt. Unter den Bourbonen schon war Deutschland vielfach mit List und Gewalt beraubt worden, unter ihnen waren uns Lothringen und Elsaß mit der Perle Straßburg verloren gegangen. Napoleon befand sich in seiner Haltung gegen Deutschland genau auf dem von den Bourbonen bereits geebneten Pfade; nur hatte er es in dieser Beziehung zu noch größeren Erfolgen gebracht, weil er jene an Genie, Verwegenheit und ränkevollen Künsten überragte. — Und was hatte Paris dem deutschen Volke seit Jahrhunderten als Ersatz für so vielfache Gefährdungen zutheil werden lassen? Leichtfertige Sitten, deren gefährliche Wirkungen möglichst zu verringern wackere deutsche Männer fortgesetzt bemüht gewesen waren. Das war die Gegengabe gewesen!

„Wir hatten an der bunten Wange
Der alten Babel uns berauscht
Und ihrem frechen Lustgesange
Mit keuschem deutschen Ohr gelauscht.

Die Kraft entschwand uns vor dem Klange,
Im Taumel hatten wir vertauscht
Mit eklem Rothwelsch der Garonne
Die Sprache Teut's, der Helden Wonne.“

Man sage nicht: der einfache Liniensoldat und der Landwehrmann des preußischen Heeres stellte derartige Betrachtungen nicht an! Das Volk war in Waffen; das Wissen und die Gesinnung Derer, die eine klare Erkenntniß der geschichtlichen Vergangenheit hatten, durchdrang den ganzen Heereskörper. Die tiefste Seele des Volkes war erregt worden, und so vernahm auch der brave Bauernsohn, dessen Gedanken bisher nicht über die Feldmark seines Dorfes hinausgegangen waren, genug der Thatsachen aus der vergangenen Zeit, um sich dessen bewußt zu werden, daß Frankreich niemals Freund seines Vaterlandes gewesen war. Ueberdies hatte das gegenwärtige Geschlecht die Franzosen aus eigener Anschauung gründlich kennen gelernt. Wären die Stimmen im Hauptquartier der schlesischen Armee zur Geltung gelangt, so würden den Franzosen bei dem Einzuge in Frankreich Zugeständnisse nicht gemacht worden sein; man hätte sich vielmehr eine ernste Sühne vorbehalten, den Kindern und Enkeln der Schuldigen zu ernster Erinnerung, wohin die Gesammtrichtung der französischen Politik geführt, und zu steter Mahnung, für die Zukunft heilsamere Bahnen innezuhalten! Man hätte es vor Allem als eine heilige Pflicht erkannt, von Frankreich die Deutschland geraubten Landgebiete zurück zu verlangen.

Es geschah weder das Eine noch das Andere.

Am 31. März Nachts um zwei Uhr ward die Kapitulation von Paris abgeschlossen.

Nesselrode und Talleyrand. Gleich nach Unterzeichnung derselben hatte Kaiser Alexander einen gewiegten Diplomaten, den Grafen Nesselrode, zu dem französischen Staatslenker, Fürsten Talleyrand, gesandt, der zur Zeit die wichtigste Person in Frankreich war. In derselben Nacht noch wurden bedeutungsvolle Verabredungen zwischen Beiden getroffen. Talleyrand war es nicht beigekommen, zu Gunsten seines Kaisers etwa noch eine Lanze zu brechen! Mit ihm länger die halbe Welt zu bekämpfen, daran ließ sich nicht denken; er stimmte daher alsbald mit Alexander darin überein, daß Napoleon seines Thrones für verlustig zu erklären sei.

Aber was dann? — — An wen sollte die Herrschaft des Landes fallen?

Alexander wünschte, daß die Bourbonen wieder auf den Thron zurückgerufen würden. England hatte denselben Wunsch, weil es meinte, Frankreich werde unter denselben schwach und diese Schwäche von Nutzen für England sein.



Oberst Below mit seinen Lithauern vor Paris. Nach Ludwig Burger.

Es lag aber im Interesse des Kaisers von Oesterreich, Napoleon nicht gänzlich fallen zu lassen, vielmehr in Erwägung zu ziehen, daß die Gemahlin des Mannes, der entthront werden sollte, des Kaisers Franz Tochter und deren Sohn des Kaisers Enkel war.

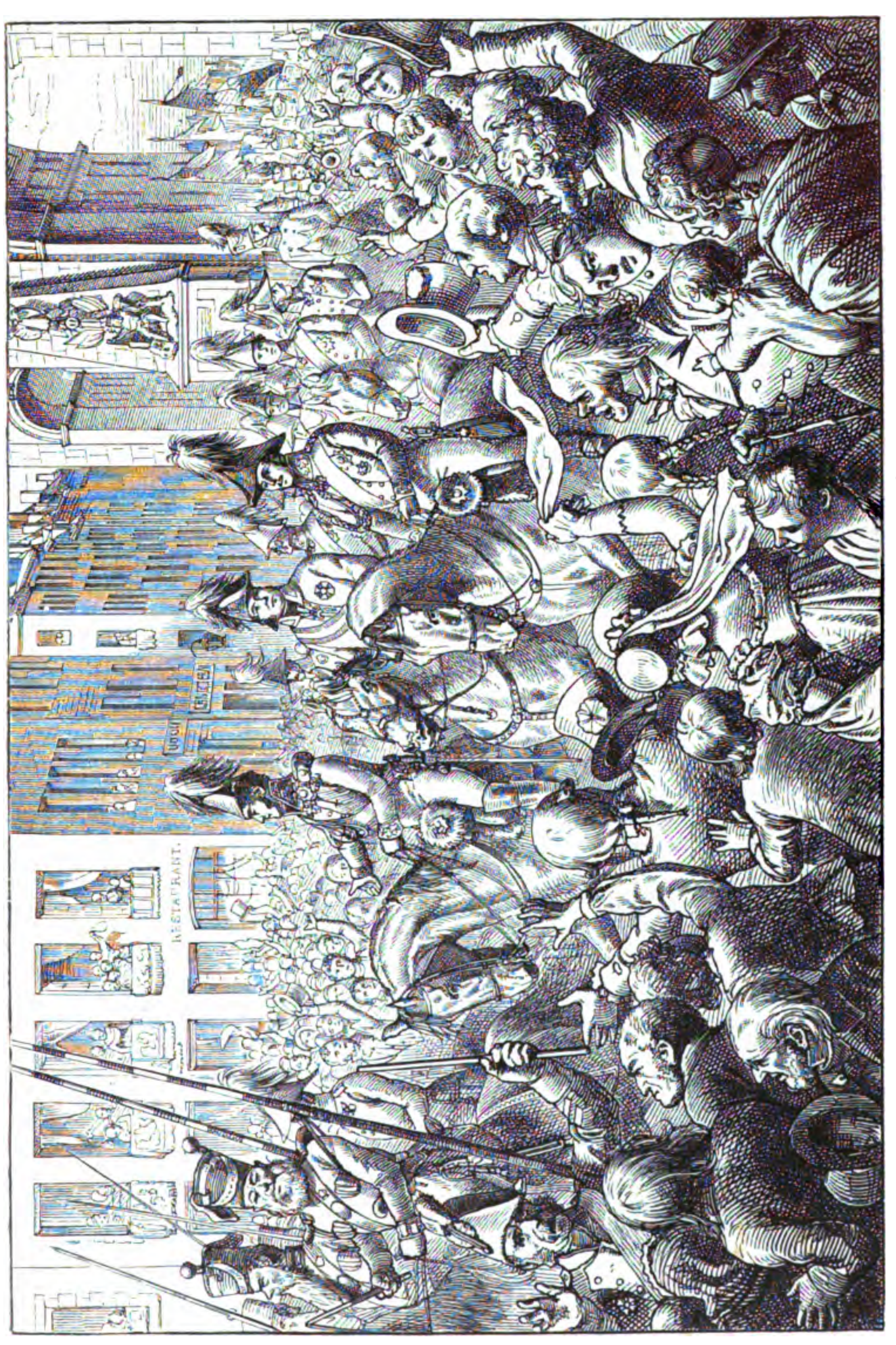
Man beschloß, ihm vorzuspiegeln, daß Marie Louise nach Absetzung des Imperators wol zur Regentin von Frankreich proklamirt werden könne. Stimme nur Franz der Absetzung Napoleon's bei, so werde sich, hoffte man, alles Andere leichter machen. Für die Kaiserin finde sich später auch schon eine Entschädigung. Talleyrand wußte, daß er der neuen Regierung des Landes unentbehrlich sei; eben so sehr aber war er auch davon überzeugt, daß die Bourbonen in Frankreich nur möglich sein würden, wenn sie von vornherein dem Volke die Zusage machten, das alte absolute Regime nicht wieder aufzurichten, vielmehr eine liberale Verfassung geben zu wollen. Auf Preußen ward bei diesen Verhandlungen am wenigsten Rücksicht genommen; die Durchführung der im preußischen Hauptquartiere vertretenen Ansichten hätte die Erstarkung Deutschlands zur Folge gehabt, wofür weder Rußland noch England, ja nicht einmal Oesterreich zu erwärmen war.

Einzug der Verbündeten in Paris. — „In drei Monaten sollt ihr Frieden haben, oder ich bin untergegangen!" — So hatte Napoleon am 1. Januar zu den Mitgliedern des gesetzgebenden Körpers gesagt. Am 31. März, an dem letzten Tage der Frist, die Napoleon sich mit diesen Worten gestellt hatte, hielten Friedrich Wilhelm von Preußen, Kaiser Alexander von Rußland, Fürst Karl Schwarzenberg an der Spitze, ihren feierlichen Einzug in die französische Hauptstadt. Ihnen folgte eine glänzende Reihe von Prinzen und berühmten Heerführern: York, Kleist, Müffling, Pirch, Klüx, Barclay de Tolly, Sacken, Langeron, Woronzoff, Wolkowsky, Rajeffsky, der Kronprinz von Württemberg. Den alten Blücher dagegen suchte man vergeblich unter ihnen; er war durch seine Krankheit verhindert, an dem Zuge Theil zu nehmen. Anfangs hielt sich die Bevölkerung ruhig, bald aber vernahm man Freudenrufe. Die beiden stattlichen Monarchen, die kräftigen Gestalten der Feldherren, die Haltung der Truppen gewannen den Beifall des Volkes. Vielfach erscholl der Ruf: „Es lebe Alexander! Es lebe Friedrich Wilhelm! Es leben unsere Befreier!" Auch vernahm man bereits Zurufe zu Gunsten der Bourbonen; aus vielen Häusern fiel ein Regen von Lilien — das Wappenzeichen der Bourbonen — auf die Monarchen und die Truppen herab.

Wenn aber von „auserlesenen" Truppen die Rede war, an deren Spitze die Monarchen einzogen, so ist damit nicht gemeint, daß ihre Kriegstüchtigkeit bei der Auswahl das einzig Entscheidende war.

Wie es bei derartigen Einzügen einmal seit alter Zeit Sitte ist, wird dabei in erster Linie auf „äußere Repräsentation" gesehen, und so wurde denn denjenigen Truppentheilen jene Auszeichnung zutheil, die am wenigsten an den Beiwachtfeuern und auf den Schlachtfeldern umhergeworfen worden waren, während die Helden des York'schen Corps vom Montmartre, auf dem sie lagen, verdrossenen Muthes hinabschauten auf die unermeßliche Stadt, die zu betreten ihnen durch königlichen Befehl verboten war. Von den schmucken Garden stachen sie in ihrer äußeren Erscheinung freilich außerordentlich ab. Man sah bei ihnen viele verblichene Uniformen, zerfetzte und geflickte Mäntel und trübgewordene Waffen. In ihren bärtigen, vom Rauch der Lagerfeuer des langen Winterfeldzuges geschwärzten Angesichtern, deren viele mit Narben geschmückt waren, lag der Ausdruck bewußter Manneskraft; ihre Haltung war echt kriegerisch. Wer die Gesinnung in Anschlag bringt, mit der diese Männer in den Freiheitskampf geeilt waren; wer der Schlachten gedenkt, die sie geschlagen, den muß, wenn anders ihm der Sinn für Das, was menschlich groß und schön ist, nicht gänzlich fehlt, ein solcher Vorgang mit Unmuth erfüllen. Gerade diese Helden hätten in erster Linie den Triumpheinzug mitmachen sollen, und wahrlich, sie würden den leichtbeweglichen Parisern trotz ihrer, ja vielleicht gerade wegen ihrer verblichenen Uniformen imponirt haben.

Anders aber dachte man im Hauptquartier. Das ganze York'sche Corps wurde sogar am nächsten Tage zurückgeführt und in der Umgegend von Paris in Quartier gelegt, eine Zurücksetzung, die in manches Kriegers Seele einen brennenden Stachel zurückließ.



Einzug der Verbündeten in Paris. Nach Camphausen.

Zurückrufung der Bourbonen. An dem Tage des Einzuges traten Alexander, Friedrich Wilhelm, Talleyrand, Schwarzenberg und die vornehmsten Räthe der Monarchen zu einer Berathung zusammen. Talleyrand erklärte, die Franzosen seien der Regierung Napoleon's müde, sie wünschten die Wiederaufrichtung des bourbonischen Thrones. Dies war entscheidend. Die ganze Versammlung vereinigte sich nun zu dem Beschluß, die Bourbonen zurück zu berufen. Am folgenden Tage (1. April) trat der Senat zusammen und erklärte „Napoleon Bonaparte" sammt seiner Familie des Thrones für verlustig, sprach sich für Zurückberufung des alten Königshauses aus und erwählte für die Zeit bis zur Rückkehr des Bruders Ludwig's XVI., dem nach dem Erbrechte die Krone zufallen mußte, eine provisorische Regierung von vier Mitgliedern mit Talleyrand an der Spitze.

Napoleon vernahm zu Fontainebleau zuerst in stummer Betäubung die Nachricht von der Kapitulation der Hauptstadt. Am meisten verdroß ihn die Haltung des Senats. Ein Wink von ihm, sagte er mit vor Erbitterung erregter Stimme, sei „diesen Leuten" stets Befehl gewesen. So lange das Glück ihm treu geblieben, wären auch sie es gewesen. Wenn er, wie man ihm vorwerfe, die Menschen verachtet hätte, so habe er, wie man jetzt erkennen werde, einigen Grund dazu gehabt.

Da er noch 52,000 Mann hatte, gedachte er, die Hauptstadt anzugreifen, indem er hoffte, der ihm zugethane Theil der Pariser würde sich dann zu seinem Beistande erheben. Die Krieger wären ihm sicher gefolgt, denn er war noch immer ihr Abgott; bei den Marschällen jedoch fand er Widerspruch. Diese drangen in ihn, sich für seine Person in sein Los zu ergeben, um seinem Sohne den Thron zu retten. Marmont zeigte ein Schreiben Schwarzenberg's vor, worin dieser die Zusicherung gab: Napoleon solle seiner Freiheit nicht beraubt, sondern ihm irgend ein Landgebiet gegeben werden. Napoleon willigte ein; drei Marschälle gingen nach Paris, um mit den Monarchen zu unterhandeln. Sie empfingen den Bescheid, die Mächte seien nicht geneigt, sich in weitere Unterhandlungen mit dem gestürzten Imperator einzulassen; er habe für sich und seine Familie unbedingt abzudanken.

Napoleon's Abdankung. Nun beschloß Napoleon, sich hinter die Loire zurückzuziehen. Auf seine Frage an den Marschall Oudinot, ob er sich auf die ihm noch gebliebenen Truppen verlassen könne, antwortet dieser: „Nein, Sire, Ew. Majestät hat abgedankt." Die übrigen Marschälle geben durch Schweigen ihre Zustimmung zu dieser Erklärung zu erkennen. Da bricht Napoleon's Muth zusammen — er schreibt (am 6. April) seine Abdankungsurkunde. In derselben erklärte er, „daß er, treu seinem Eide, für sich und seine Erben dem Throne von Frankreich und Italien entsage, und daß es kein Opfer gebe, selbst das seines Lebens nicht, welches er nicht dem Wohle Frankreichs darzubringen bereit sei."

Napoleon erhielt die kleine italienische Insel Elba mit 2½ Millionen Francs jährlicher Einkünfte zugesichert; ihm wie seiner Gemahlin verblieb der Kaisertitel. Letztere ward außerdem Großherzogin von Parma und Piacenza. Napoleon's Stiefsohn Eugen erhielt die Anwartschaft auf ein Fürstenthum außerhalb Frankreichs; den übrigen Gliedern der Familie des Kaisers blieben Einkünfte und Titel. In der Nacht vom 12. zum 13. April nahm Napoleon Gift, das er seit Jahren bei sich getragen hatte. Da es jedoch durch die Zeit abgeschwächt war, that es die erwünschte Wirkung nicht.

Die meisten Marschälle verließen nun den Kaiser, ohne auch nur Abschied von ihm zu nehmen, und begaben sich nach Paris, um der neuen Regierung ihre Dienste anzubieten. Die Soldaten folgten ihren Führern, bis auf die Garde. Als der Tag gekommen, an dem Napoleon Fontainebleau verlassen sollte, ließ er seine Getreuen noch einmal im Schloßhofe sich aufstellen und hielt an sie eine herzerschütternde Abschiedsrede, von der die alten Krieger zu Thränen hingerissen wurden. — Die feierliche Erklärung, durch die er allem Streben nach Wiedererlangung der Macht entsagt hatte, war zwar noch in frischem Andenken bei ihm; dennoch warf er zum Abschiede Feuerfunken in die Herzen, um sie, je nachdem die Ereignisse es mit sich bringen würden, zu Flammen anzufachen, oder sie verglimmen zu lassen.



Napoleon's Abdankung. Nach Zeichnung von Bayard.

Der gestürzte Machthaber begab sich, begleitet von den Kommissarien der verbündeten Mächte, nach dem südlichen Frankreich. Ein englisches Schiff nahm ihn auf und führte ihn nebst 400 seiner Kriegsgefährten, die ihm folgen durften, nach Elba, seiner neuen Heimat, an deren Küste man am 4. Mai landete.

An demselben Tage, an dem Napoleon auf Elba ans Land stieg, hielt Ludwig XVIII. seinen Einzug in Paris. Schon mit seinem Bruder, dem Grafen von Artois, von dem seit dem 12. April die Regierung in seinem Namen geführt worden war, hatten die Verbündeten das Abkommen getroffen, daß alle noch von den Franzosen besetzten Festungen zurückgegeben werden sollten. Dies geschah.

Davoust in Hamburg. Nur Marschall Davoust, der noch Hamburg in seinen eisernen Händen festhielt, beachtete die getroffene Uebereinkunft nicht und wollte noch immer nicht den Belagerern die Thore der von ihm so über alle Maßen schwer heimgesuchten Stadt öffnen, ja er ließ auf die im Belagerungsheere aufgesteckte weiße Fahne der Bourbonen schießen. Um genügende Lebensmittelvorräthe für seine Soldaten zu erhalten, hatte er, mitten in der strengen Winterszeit, 25,000 Einwohner aus der Stadt entfernen lassen, von denen viele elend umgekommen waren; außerdem war er in seiner Verlassenheit durch die Umstände genöthigt worden, aus der Hamburger Bank 13 Mill. Mark wegnehmen zu lassen. Erst am 30. April unterwarf er sich. Nicht seines rücksichtslosen Verhaltens wegen, sondern allein wegen des Vergehens, daß er auf die weiße Fahne hatte schießen lassen, ward er von der neuen Regierung Frankreichs zur Verantwortung gezogen. Er wies in der Hauptsache nach, nur gethan zu haben, was ihm befohlen worden war. Seine Bestrafung ersetzte freilich der schwergetroffenen alten Hansastadt den erlittenen Schaden nicht.

Ueber keinen der napoleonischen Marschälle lagen schwerere Anklagen wegen Grausamsamkeit und rücksichtsloser Handlungsweise vor, als über Davoust; es ist derselbe auch von napoleonischen Geschichtschreibern vielfach angegriffen worden. Die von der Familie dieses Kriegsmannes kürzlich herausgegebenen Aufzeichnungen suchen jedoch jene Anklagen zu entkräften und sie auf ein bescheidenes Maß zurückzuführen. In diesen Memoiren erscheint Davoust als ein trefflicher Familienvater und zuverlässiger Freund von großmüthiger und nicht selten völlig selbstloser Denkart. Er habe sich, heißt es, allerdings oft wortkarg, unzugänglich und kurz angebunden gezeigt, sich aber auch darauf berufen können, in der Regel das Rechte getroffen zu haben. Von Napoleon geachtet wegen seiner kriegerischen Fähigkeiten, habe er sich eine gewisse Selbständigkeit selbst einem Gebieter gegenüber zu bewahren gewußt, der an Widerspruch längst nicht mehr gewöhnt gewesen und daher nicht gern einen Mann in seiner nächsten Umgebung gesehen, der weder schmeicheln, noch sich bücken mochte.

So steht zu lesen in dem gedachten Werke.

Abschluß des ersten Pariser Friedens.

Am 30. Mai 1814 wurde von den Verbündeten der erste Pariser Friede geschlossen. Dieser Friede setzte dem Werke selbstsüchtiger Staatskünstler, die sich wie ein schleichendes Gift der guten Sache angehängt hatten, die Krone auf. Alexander hielt das Großherzogthum Warschau fest, im Uebrigen spielte er — auf Kosten Anderer — den Großmüthigen gegen Frankreich. Ein Wort Gneisenau's läßt einen Blick in das Getriebe thun, aus dem ein für Preußen und Deutschland so tief demüthigendes Ergebniß hervorging. „Das Schlimmste ist“, schreibt er, „daß der Kaiser Alexander durchaus nur Großmuth gegen Frankreich üben will: daß die Franzosen dies wissen und hierauf bauen; daß der Staatskanzler von Hardenberg der Einzige ist, der eine feste Sprache führt, aber nicht unterstützt wird; daß der Fürst Metternich, mehr arglistig als verständig, nicht eine höhere, sondern nur persönliche Politik verfolgt; und daß die Engländer, unwissend und gleichgiltig in Bezug auf Dasjenige, was im Innern des Festlandes vorgeht und nöthig ist, von den Ansichten des Fürsten Metternich sich leiten lassen.“

Statt an Deutschland, wie man es durchzusetzen in der Macht hatte, den früheren Raub der Franzosen zurückzugeben, erhielt Frankreich sogar noch in Savoyen und am Oberrhein eine Gebietserweiterung von 150 Geviertmeilen mit einer halben Million Einwohner. Die Besiegten hatten keine Kriegssteuer zu zahlen, ja nicht einmal die 94 Millionen Gulden, die Frankreich an Preußen für Lieferungen an die große Armee im Jahre 1812 schuldete; auch die geraubten Kunstschätze wurden nicht zurückverlangt. Die Preußen führten nur die aus Berlin geraubte, noch nicht ausgepackte Victoria nach ihrer Hauptstadt zurück. — So erfreulich es war, daß die Gefährten Lützow's und die auf den Galeeren hinsiechenden Schill'schen Helden ausgeliefert wurden, so stand dieses Zugeständniß doch zu denen, die man mit verschwenderischer Freigebigkeit den Bourbonen gemacht hatte, in gar keinem Verhältniß. — Es läßt sich ermessen, welchen Eindruck ein solches Ergebniß in den deutschen Heeren und im Volke hervorrief! Man wandte sich mit Ingrimm ab von den haltlosen Trostgründen, mit denen die berechtigten Klagen und Beschwerden der Vaterlandsfreunde beschwichtigt werden sollten, und die darauf hinausliefen: die gegen die Franzosen und gegen das wieder eingesetzte Königshaus geübte Großmuth werde den Frieden zwischen Frankreich und den Nachbarstaaten für ewige Zeit sichern; und einem solchen Frieden Opfer gebracht zu haben, werde sich reichlich lohnen. —

Eitle Vorspiegelungen! Wer von der Ueberklugheit der Diplomaten unberührt geblieben war, der sagte sich: Man wird es uns in Frankreich nicht danken; nein, man wird unserer Thorheit spotten, und dies mit Recht! Bei den Franzosen wird sich der Gedanke nur um so mehr befestigen, daß man dem deutschen Volke mehr als jedem andern bieten dürfe, ohne befürchten zu müssen, jemals ernstlich zur Verantwortung gezogen zu werden. — Und welche Garantie hatte man denn, dem durch sein eigenes schweres Verschulden vom Throne gestoßenen Königshause der Bourbonen trauen zu dürfen? War es denn ganz in Vergessenheit gekommen, welche Drangsale Deutschland von den Fürsten dieses Geschlechts zu erdulden gehabt hatte? Oder war etwa der Erbe des mit so vielen Sünden belasteten Fürstenhauses mit Eigenschaften begabt, die erwarten ließen, daß er seinem Volke ein weiser Regent, den umwohnenden Fürsten ein guter Nachbar sein werde? Es wurde von ihm erzählt, daß er für vier Mann esse, und daß er sich das Podagra angetrunken habe; von seinem Geiste und seinem Herzen wußte man Rühmliches nicht zu erzählen. Es stellte sich als unzweifelhafte Thatsache heraus, daß man nur erst mit Napoleon, ja noch nicht einmal vollständig mit diesem, abgerechnet habe: eine weitere Abrechnung „mit der — nach Stein's Worten — unzüchtigen französischen Rasse, die, nachdem sie sich mit Verbrechen belastet hatte, durch die Europa mit Blut und Trauer bedeckt worden war, von ihrer Biederkeit, ihrer Güte und ihrer Großmuth sprach" — blieb der Zukunft vorbehalten. Der alte Blücher, der es immer noch nicht verwinden konnte, daß man ihm verwehrt hatte, mit seinen 84 schweren Kanonen vom Montmartre aus in verständlicher Sprache eine Standrede von gewiß dauerndem Eindrucke an die Pariser zu halten, sprach es geradezu aus: „daß nach diesem unverantwortlichen Friedensschlusse ein baldiger Bruch mit Frankreich unvermeidlich sei, und nur Rasttag gehalten werden dürfe."

Da nun auch schon die ersten Regierungsmaßregeln Ludwig's, der in der Zeit seiner Verbannung „nichts gelernt und nichts vergessen hatte", bedenklicher Art waren, schieden die verbündeten Fürsten und Heere unbefriedigt aus Frankreich. Dies um so mehr, da sich schon jetzt herausstellte, daß die Ansichten über die Neuordnung der deutschen Angelegenheiten, über welche Verhandlungen zu Wien eröffnet werden sollten, weit aus einander gingen.

Vor seinem Aufbruche aus Paris hatte Friedrich Wilhelm seinem Heere für dessen Tapferkeit gedankt. Wie Blücher zum Fürsten von Wahlstatt ernannt wurde, so hieß jetzt Yorck Graf von Wartenburg, Bülow Graf von Dennewitz, Kleist von Nollendorf, Tauentzien von Wittenberg. Ferner befahl der König, eine Kriegsdenkmünze aus dem Metall eroberter Kanonen zu prägen, welche an alle Krieger vertheilt werden sollte;

die Namen der Gefallenen aber sollten in jedem Kirchspiel auf einer Ehrentafel verzeichnet werden und dieselbe ihre Stelle in dem Gotteshause erhalten.

Indeß die Heere sich auf den Rückmarsch begaben, folgten die Monarchen und die Feldherren einer Einladung des Prinz-Regenten nach London. Die Sieger wurden von den Engländern mit den größten Ehrenbezeigungen empfangen, Blücher überschüttete man förmlich mit Huldigungen. Nicht minder als die Kunde von seiner unerschrockenen Heldenhaftigkeit bezauberte sein liebenswürdiger Anstand und sein herzlich heiterer Humor Aller Herzen. Das Volk spannte ihm die Pferde aus und zog seinen Wagen; die vornehmsten Damen trachteten mit Eifer danach, eine Locke von seinem weißen Haupte, eine Feder seines Helmbusches oder einen Kuß von ihm zu erhalten. Als ihm von der Universität Oxford das Doktordiplom überreicht ward, sagte er scherzend: „Wenn Ihr mich zum Doktor macht, so müßt Ihr den Gneisenau mindestens zu meinem Apotheker machen, denn der hat mir die Pillen gedreht." — Tausende standen an jedem Morgen vor seinem Hause und riefen so lange Hurrah, bis er am Fenster erschien. Oft nahm er dabei die Büste Wellington's, war aber dieser bei ihm, ihn selbst in den Arm, um dem Volke zu erkennen zu geben, wie hoch er diesen tapfern Feldherrn, der sich durch seine Kämpfe gegen die Franzosen in Spanien so große Verdienste erworben hatte, verehre. Dadurch stieg er nur noch höher in der Gunst des englischen Volkes. Wie Blücher's Leibarzt versichert, bestachen Reiche und Vornehme die Dienerschaft in dem Gasthofe, in dem Blücher wohnte, um als Diener verkleidet dem Fürsten beim Frühstück aufwarten zu dürfen.

Am 7. August hielt Friedrich Wilhelm, umgeben von den Prinzen seines Hauses, begleitet von den Feldherren Blücher, Bülow, Gneisenau, Kleist, York und anderen Größen jener denkwürdigen Zeit, sowie gefolgt von einer angemessenen Vertretung des ganzen Heeres seinen Einzug durch das den Propyläen nachgebildete prächtige Brandenburger Thor in das freudig erregte Berlin. Von der Höhe schaute die im Jahre 1806 geraubte und nach Paris geführte, jetzt aber wieder zurückgebrachte Victoria vom Triumphwagen ihres Viergespannes auf das glänzende Schauspiel des Einzuges nieder. Statt des früheren Siegeszeichens trug sie auf ihrem Stabe das eiserne Kreuz, das Symbol des Freiheitskampfes.

Der König hatte zuvor erklärt, daß er die von den Behörden angeordneten Siegesfeierlichkeiten nur in Bezug auf sein tapferes Heer und die ruhmbedeckten Führer desselben, nicht aber für seine eigene Person annehmen könne. Im Lustgarten ward ein feierlicher Gottesdienst abgehalten. War auch Vieles hinter den gerechten Erwartungen zurückgeblieben, so hatten doch Fürst und Volk Ursache genug, Gott Dank darzubringen. Was von dem edlen Dichter Kleist schon 1809 als Ziel des Kampfes hingestellt worden war, hatte man errungen:

„Rettung von dem Joch der Knechte, Eines Höllensohnes Rechte
Das, aus Eisenerz geprägt, Ueber unsern Nacken legt."

Von dieser Schmach war das Vaterland befreit, den alten Ruhmeskränzen, die das preußische Volk unter dem Großen Kurfürsten und Friedrich dem Großen sich erworben, waren neue, ebenso unvergängliche hinzugefügt worden.

„Wenn später nach Jahrzehnten der Vater am Sonntag, das verblichene Band aus eiserner Zeit am Festkleide, zur Kirche ging, konnte stolz der Sohn ihm zur Seite schreiten. — Heil uns! — die Jungen sind der Alten wol werth geblieben; ihre Thaten in den Jahren der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches beweisen es; die Gedenktafeln in der Kirche und die Denksäulen auf den Plätzen, auf denen die Namen der gefallenen Tapferen alle verzeichnet stehen, welche den Heldentod fürs Vaterland starben, mahnen das nachkommende Geschlecht, den Vätern, Großvätern und Urgroßvätern nachzueifern."

Die Neuordnung der europäischen, vor Allem der deutschen Gebiets- und Rechtsverhältnisse sollte in Wien erfolgen. Wir werden sehen, was dort diplomatische Künste zu Stande brachten.



Der Wiener Kongreß.

Die Feldherren hatten ihre Schuldigkeit gethan. — Den Staatsmännern blieb noch eine große Aufgabe zu lösen übrig: die Ordnung der europäischen Angelegenheiten.

Der energische Stein mahnte vom ersten Augenblicke an, wo unsere Heere in Paris eingezogen waren, an eine kraftvolle Neuordnung der inneren Verhältnisse unseres Vaterlandes und suchte die Garantien für eine solche darin, daß er für Deutschland mindestens seine ehemaligen Grenzen zurückverlangte. Die Forderung der Zurückgabe der alten Reichsstadt Straßburg sammt dem ganzen Elsaß ist von Niemand dringender erhoben und mit überzeugenderen Gründen unterstützt worden. „Ohne Unterlaß bekämpfte er die Lauheit und Zwietracht, welche den Preis des Sieges verscherzte, und trat der kargen Staatsweisheit entgegen, die Deutschland mit möglichst losen und unvollkommenen Formen abfinden wollte.“ Zu Wien sollten nun die zukünftigen Machtverhältnisse innerhalb der europäischen Staatenfamilie endgiltig festgestellt werden. Dahin strömten im September und Oktober 1814 die hervorragendsten Persönlichkeiten Europa's, Fürsten, Staatsmänner, Kriegshelden, Gelehrte 2c. Die Versammlung war die glanzvollste, die eine deutsche Stadt jemals gesehen. Die Kaiser von Oesterreich und Rußland, die Könige von Preußen, Dänemark, Bayern und Württemberg, der Kurfürst von Hessen, der Großherzog von Baden, die Herzöge von Sachsen-Weimar, Koburg, Braunschweig und viele andere deutsche Fürsten waren in Person zugegen und mit ihnen ihre hervorragendsten Diplomaten. Auch die übrigen europäischen Staaten, deren Herrscher sich nicht persönlich eingefunden hatten,

waren durch hervorragende Personen vertreten, so England durch Wellington und Lord Castlereagh, Frankreich hatte den ehemaligen Fürst Primas von Dalberg und den verschlagenen Talleyrand gesandt, selbst der Papst war (durch den Kardinal Gonsalvi) vertreten. Alle diese Fürsten und Staatsmänner waren natürlich mit großem und glänzendem Gefolge erschienen, und zu ihnen gesellte sich dann das große Heer der reichen und vornehmen Herren, die sich, um an den glänzenden Festen theilzunehmen, in der Kaiserstadt an der Donau eingefunden hatten. Auch an einer großen Zahl vornehmer, schöner und geistreicher Frauen fehlte es nicht. Die Wiener Gäste, deren Zahl bis auf 100,000 stieg, wurden in buntem Wechsel „divertirt" durch Wachtparaden, Maskeraden, Karussells, Musikfeste, prunkvolle Bälle, Prachtopern, Feuerwerke, Jagd- und Schlittenfahrten. Die Gastfreundschaft der Wiener that das Ihre dazu, Metternich das Seine. Letzterem kam es vor Allem darauf an, von den Berathungen den rauhen patriotischen Eifer der Freiheitskämpfer fern zu halten. Demnächst trachtete er danach, Stimmung und Atmosphäre für seine Art von Wirksamkeit zu schaffen; und obgleich eben damals in Oesterreich allgemeine Klage über die steigende Finanznoth herrschte, wußte er den Kaiser Franz zu bewegen, daß für die Festlichkeiten eine Summe von 30 Mill. Thalern aufgewendet wurde.

„Es sind jetzt 60,000 Reitpferde und 20,000 Kutschen in Wien", schreibt der scharfe Beobachter Bollmann. „Die Unkosten des Hofes für Wachslichter allein betragen alle 24 Stunden 3000 Gulden. Man verbraucht tagtäglich 1000 Stück Kapaunen, und 700 kaiserliche Kutschpferde sind beständig in Bewegung. Sie sehen wohl, daß, wenn der Kongreß noch lange dauert, man den Kaiser Franz aufgegessen haben wird."

Zogen sich auch die Verhandlungen immer mehr in die Länge, so erreichte doch Metternich seinen Zweck, wie aus einem Briefe Stein's vom 15. November hervorgeht: „Es ist", sagt er sehr treffend in demselben, „jetzt die Zeit der Kleinheiten, der mittelmäßigen Menschen. Alles das kommt wieder hervor und nimmt seine alte Stelle ein, und Diejenigen, welche Alles aufs Spiel gesetzt haben, werden vergessen und vernachlässigt." — Stein selbst hatte keine Stimme in den amtlichen Berathungen, er vermochte nur durch sein persönliches Ansehen und durch die Macht der Gründe auf die Staatsmänner zu wirken. Allein er fand in Wien den schlechtesten Boden für eine segensreiche Thätigkeit. „Die Schwachen und Boshaften", schrieb Gneisenau, „stehen im Bunde gegen Stein: jene fürchten, diese hassen ihn."

Unter den Staatsmännern, die den König Friedrich Wilhelm nach Wien begleitet hatten, nahmen Fürst Hardenberg und Wilhelm von Humboldt die hervorragendste Stelle ein. Humboldt war nach Geist, Richtung und Charakter mit Stein verwandt, Hardenberg dagegen war, wie Häusser sagt, auf der einen Seite zu leichtfertig und weltmännisch, um für das Metternich'sche Wesen ein entschiedenes Gegengewicht zu bilden, auf der andern Seite jedoch wieder nicht unwahr und durchtrieben genug, um demselben den Vorrang abzugewinnen. Zuverlässig hofften die Patrioten, der Wiener Kongreß werde in Anerkennung der Großthaten des deutschen Volkes veraltete Gesetze aufheben und den Staatsbürgern eine gesetzliche Mitwirkung bei Erledigung ihrer Angelegenheiten zugestehen. Preußens Thatkraft hatte die Anerkennung aller Redlichen hervorgerufen, daher wünschte man vor allen Dingen diesem Staate Entschädigung für die gebrachten Opfer. Aus allen Theilen Deutschlands ergingen mahnende Stimmen an die Staatsmänner, die in Wien tagten.

Doch die Mahnungen verschollen zumeist wirkungslos in dem Rauschen der Wiener Festfreuden. Hätte Stein Metternich's Stelle in Wien eingenommen, so wäre, als es endlich zu den Berathungen ging, vor allen Dingen Eines geschehen: man hätte Frankreich irgend einen Einfluß auf die Berathungen nicht zugestanden. Dies gerade aber geschah. Eine französische Gesandtschaft, mit dem Fürsten Talleyrand an der Spitze, erschien in Wien, und Talleyrand, dieser Meister in der Kunst der Doppelzüngigkeit, tagte mit über die Ordnung der deutschen Angelegenheiten!

Bald fand Letzterer günstige Gelegenheit, der Stimme Frankreichs Gewicht zu geben. Es ward in erster Linie über das Schicksal Polens und Sachsens berathen. Auf Polen machte Rußland, auf Sachsen machte Preußen Anspruch. Der König von Sachsen hatte nach dem Rechte des Krieges sein Land verwirkt. Wäre er im Frühjahr 1813 zu den Verbündeten übergegangen, so hätte muthmaßlich schon der Frühjahrsfeldzug zu günstigen Ergebnissen geführt. Statt dessen war Friedrich August bis zur letzten Stunde auf Seiten Napoleon's geblieben; ja er hatte nach der Schlacht vor den Mauern Leipzigs nicht einmal den Siegern die Stadt geöffnet, so daß jene gezwungen gewesen waren, dieselbe mit Sturm zu nehmen. Das Großherzogthum Polen war von Alexander bereits besetzt, Sachsen in Verwaltung genommen worden.



Fürst Karl zu Schwarzenberg.

Metternich wollte nicht, daß Polen — wenigstens nicht das ganze Polen — an Rußland falle, damit dieses nicht zu mächtig werde, und es ist wahrscheinlich, daß er auch schon vor Beginn der Verhandlungen im Sinne hatte, Sachsen nicht an Preußen fallen zu lassen, wenngleich er äußerlich seine Zustimmung dazu gab. Wegen Polens fand er die Beistimmung des englischen Gesandten, und so ging denn von Oesterreich und England zunächst eine entschiedene Erklärung gegen die russischen Ansprüche auf Polen aus. Dies war der Anlaß, den Talleyrand benutzte, um sich in die Verhandlungen einzudrängen. Er trat auf die Seite Oesterreichs und Englands, worüber Alexander, dem Frankreich die durch den Pariser Frieden gewonnene günstige Stellung ja zumeist zu danken hatte, so empört war, daß er zu Talleyrand die Aeußerung that: „Ich hätte von Frankreich mehr Dankbarkeit erwartet!" — Preußen sprach sich für Rußlands Ansprüche aus, weil Rußland ihm für diesen Fall seine Unterstützung

wegen Sachsens zugesagt hatte, und weil es polnisches Gebiet in der Aussicht gern hingab, sich durch geeigneten Zuwachs in Deutschland zu einem starken Staate abzurunden.

So entstanden in Wien zwei Heerlager, und während die Feste ungestört ihren Fortgang nahmen, begannen die Festtheilnehmer sich mit neuen Kriegsplänen zu tragen. Für einen Jeden, der die russische Politik kannte, konnte es nicht zweifelhaft sein, daß Polen von Seiten Rußlands eine Pflege seiner Nationalität nicht zu erwarten haben werde. Dennoch wagte Alexander, der unter allen Umständen Polen behalten wollte, den Ausspruch, als er die Polen unter die Waffen rief: es gelte, ihr „politisches Dasein“ zu retten.

Gleichzeitig war auch von Metternich die Angelegenheit wegen Sachsens eifrig betrieben worden. Er wollte es in keinem Falle geschehen lassen, daß Preußen durch einen festgeschlossenen Länderbesitz stark gemacht werde. Nun trat Talleyrand als Fürsprecher der legitimen Rechte des sächsischen Fürstenhauses auf und warnte in salbungsvollen Phrasen davor, in der Gutheißung der Absicht Preußens auf Sachsen dem gefährlichen revolutionären Prinzip zu huldigen! Hatte dieser „Minister der Revolution und Bonaparte's“ sich urplötzlich in Wien zu einem Anhänger der legitimen Fürstenrechte bekehrt? War es in Wien zum Grundsatze erhoben worden, Alles, was die Revolution an Grenzverschiebungen hervorgebracht, zu beseitigen, die Gebiete und Rechte, wie die Fürsten sie besessen hatten oder noch besaßen, entweder auf ihr altes Maß zurückzuführen oder ihre Unantastbarkeit zu erklären? Weder Eines noch das Andere! Diejenigen, welche die „legitimen Fürstenrechte“ gegen Preußen vorführten, bekümmerten sich in Fällen, in denen die von ihnen vertretenen Länder äußeren Vortheil durch ihre Anwendung nicht hatten, nicht im Mindesten um die Heilighaltung der Legitimität.



Karl August, Fürst von Hardenberg.

Nach dem legitimen Fürstenrechte hätten doch wahrlich Ansbach und Bayreuth, die Stammgebiete der Hohenzollern, hätte auch Ostfriesland, das nach dem Erbrechte den Hohenzollern zugefallen war, bei Preußen bleiben müssen. Ansbach und Bayreuth sollten aber auf Begehren Oesterreichs an Bayern fallen, Ostfriesland auf Englands Verlangen mit Hannover vereinigt werden. Um zu Letzterem die Zustimmung Preußens zu gewinnen, ward ihm vorläufig noch die Hoffnung auf den Besitz Sachsens gelassen, aber am 3. Januar 1815 schlossen „aus Anlaß neuerlich sich kundgegebener Prätensionen“ Oesterreich, England und Frankreich ein geheimes Bündniß, dessen Zweck es war, weder Rußland in den Besitz Polens, noch Preußen in den Besitz Sachsens gelangen zu lassen. Ein jeder der erstgenannten Staaten verpflichtete sich, nöthigenfalls zur Abwehr solcher „Prätensionen“ 150,000 Mann zu stellen. — So ward unter gleißendem Scheine schnöder Trug gegen Preußen geübt, dessen Hauptvertreter, der Minister Hardenberg, in dem Taumel der Wiener Freudentage sich der Pflicht eines Staatsmannes und des Ernstes der Lage nicht genugsam bewußt geblieben war. Jetzt ward bekannt, Kaiser Franz habe die Aeußerung gethan: „Der König von Sachsen muß sein Land wieder haben, sonst schieße ich!“ Auch vernahm man schon von Rüstungen in Oesterreich, Frankreich und England. Eine Militärkommission, zusammen=

gesetzt aus zwei Oesterreichern, einem Franzosen und einem Bayer, arbeitete einen Kriegsplan aus. Am wenigsten übel meinte es noch England mit Preußen. Die englischen Staatsmänner begannen, da sie es nicht zum Aeußersten kommen lassen wollten, auf eine Ausgleichung hinzuarbeiten. Endlich beschlossen die drei Mächte, dem Kaiser Alexander Polen bis auf einen kleinen Theil, der bei Preußen bleiben sollte, unter der Bedingung zu lassen, daß er die Ansprüche Preußens auf das ganze Sachsen nicht ferner unterstütze. So kam denn in Betreff der preußischen Entschädigungsfrage ein Ergebniß zu Stande, das wir mit Pertz' Worten zusammenfassen: „Indem also Oesterreich durch Aufgeben der Niederlande und Vorderösterreichs und durch Erwerbung Venedigs und Salzburgs sich aufs Vortheilhafteste abrundete, gab Preußen seinen von England, Oesterreich und Rußland verbürgten Anspruch auf Herstellung eines zusammenhängenden Gebietes auf und ließ sich in zwei, durch Hannover und Hessen von einander getrennte Hauptmassen umbilden; es erhielt dadurch eine Vertheidigungslinie von Memel bis Saarbrücken und neben Rußland und Oesterreich, nach Metternich's Absicht, auch Frankreich zum Nachbar; es verlor mit Ostfriesland seine unmittelbare Lage an der Nordsee, seine Erblande Lingen, Ansbach und Bayreuth; es verlor Hildesheim und Goslar und nahm dagegen außer dem Verbindungslande zwischen Ostpreußen und Schlesien mit Thorn, die größere Hälfte des Königreichs Sachsens mit 855,000 Einwohnern (die kleinere, aber reichere Hälfte mit den Städten Dresden und Leipzig behielt Friedrich August), ungefähr 1,100,000 Einwohner an beiden Seiten des Rheins bis zur Nahe und später durch Austausch Lauenburgs das schwedische Vorpommern."


Karl Wilhelm von Humboldt.

Es kann nicht geleugnet werden: die Ausgaben, die Oesterreich sich auferlegt, um die fremden Gäste zu vergnügen, hatten sich durch die neuen Erwerbungen, die ihm anheimfielen, reichlich bezahlt gemacht.

Wie aber ward es mit dem allgemeinen Wunsche, das deutsche Vaterland zu einem nach außen und innen starken Reichskörper erstehen zu sehen? Da die Habsburger das hohe Amt der Kaiserwürde, das sie Jahrhunderte hindurch bekleidet, nicht im Interesse Deutschlands, sondern allein im Interesse der österreichischen Hausmacht verwaltet hatten, waren Würde und Amt zur Scheinehre herabgesunken, deren Wesenlosigkeit den Kaiser Franz im Jahre 1806 bewogen hatte, die Kaiserwürde niederzulegen. In eine so nichtige Stellung aufs Neue einzutreten, trug er kein Verlangen, eben so wenig fühlte er Neigung und Beruf dazu, dem deutschen Volke ein wahrhafter Pfleger und Förderer seines ureigenen Lebens zu werden. Er nahm nur darauf Bedacht, zu verhindern, daß das Königshaus des Hohenzollernstammes nicht förmlich an die Spitze des Reiches berufen würde; und eben deshalb hatte man auch eifrig dafür gesorgt, daß die kleinen Fürsten, mochten sie sich auch noch so schwer gegen das deutsche Volk versündigt haben, mit möglichster Machtfülle ausgerüstet wurden.

Der Schwerpunkt des aus vielen Völkerschaften zusammengesetzten Oesterreich lag außerhalb Deutschlands; es hatte soeben wieder deutsches Land abgegeben, um sich italienisches

Land zuzueignen: war daher für dasselbe nicht ein nur loser Verband mit Deutschland, ein Verband, der ihm geringe Pflichten auferlegte, ihm aber die Möglichkeit ließ, Deutschland für seine Zwecke jederzeit zu benutzen, das Ersprießlichste? Oesterreich strebte deshalb danach, Deutschland zu einem „Bunde unabhängiger Staaten“ umzubilden, was ihm in der That auch gelang. Die deutschen Staaten, damals 39 an der Zahl, sollten fortan durch Gesandte in Frankfurt am Main vertreten sein. Diese Versammlung, deren Vorsitz Oesterreich zu führen hatte, erhielt den Namen „Bundestag“.

Abschluß des Kongresses. Noch bestanden in den großen Fragen die Gegensätze und Meinungsverschiedenheiten ungeschwächt fort; man berieth und verfügte nur über dief gegenseitig sich zuzusprechenden Seelenzahlen, über Einkünfte und Flächenraum der Gebiete: — der höheren, der geistigen Interessen der Völker aber, der Verbriefung der in der Stunde der Gefahr ihnen zugesicherten Rechte und Freiheiten, welche sie mit ihrem Herzblut sicher erkämpft zu haben glaubten, wurde nicht gedacht. Reichlich wurden Feldherren und Staatsmänner belohnt — die Völker gingen leer aus!

So rückte unter endlosen Verhandlungen der Frühling des Jahres 1815 heran, und noch immer harrten mancherlei wichtige Fragen ihrer Erledigung durch den Kongreß, als plötzlich ein Ereigniß eintrat, welches mit einem Schlage die Sachlage änderte.

Es war am 8. März. In den Gemächern der Kaiserin fand eine große Festlichkeit statt, bei der lebende Bilder aufgeführt wurden. Mehrere Bilder waren bereits von rauschendem Beifall der hohen und höchsten Gäste begrüßt worden. Aufs Neue rollt der Vorhang empor, und die Gäste sehen das Bild: Die Zusammenkunft des jugendlichen Maximilian von Oesterreich mit der Prinzessin Maria von Burgund. Wie bezaubert hängen die Blicke an den herrlichen Gestalten: — — da stört plötzlich ein dumpfes Geräusch die herrschende Stille; die Monarchen treten zusammen, ihre Mienen drücken Ernst und Staunen aus. Wenige Augenblicke noch, und durch die ganze Versammlung ist die Kunde gedrungen: „Napoleon hat Elba heimlich verlassen und ist, Heer und Volk zu den Waffen rufend, in Frankreich gelandet!“

So stellt eine ältere, aber freilich legendenhaft ausgeschmückte Erzählung das erste Bekanntwerden des wichtigen Ereignisses dar.

Aus dem folgenden Abschnitt werden wir ersehen, wie trotz aller Streitigkeiten und Meinungsverschiedenheiten, die der Wiener Kongreß theils neu hervorgerufen, theils verschärft hatte, die Fürsten Deutschlands, Englands und Rußlands darin wenigstens einig waren, daß diesem neuesten, verwegenen Schritte Napoleon's gegenüber nur Eines zu thun sei, daß die Ehre der betheiligten Mächte und die Sorge um den Frieden und die Ruhe Europa's ein einmüthiges, thatkräftiges Vorgehen erheische. „Der Kongreß ist gesprengt!“ soll Napoleon, als er den französischen Boden betrat, ausgerufen haben. That er diesen Ausruf, so täuschte er sich. Schien doch im Augenblick, als die Kunde von seiner Entweichung bekannt wurde, aller Hader vergessen. Die bisher lässig und fast nur als Nebensache betriebenen Kongreßverhandlungen wurden thunlichst beschleunigt, in aller Eile die verschiedenen Verträge über Gebietsabtretungen und Gebietserweiterungen ausgefertigt und unterzeichnet und so unter dem Impuls des Augenblicks in kurzer Zeit eine Menge Fragen erledigt, deren Erledigung auf dem bisherigen Wege vielleicht noch Monate in Anspruch genommen, vielleicht gar zu neuen Kriegen unter den Siegern selbst Anlaß gegeben hätte. Einmüthig sah Napoleon seine alten Gegner sich wieder gegenüber.



Das Ende der „hundert Tage".

Die hundert Tage und der Krieg von 1815.

Rückkehr Napoleon's nach Frankreich.

Hören wir den thatsächlichen Verlauf des Ereignisses der Rückkehr Napoleon's.

„Die erste Nachricht von der Entweichung Napoleon's von der Insel Elba", erzählt der österreichische Staatskanzler in seinen Memoiren, „erhielt ich auf folgende Weise: In der Nacht vom 6. zum 7. März hatte bei mir eine Sitzung der Bevollmächtigten der fünf Großmächte stattgefunden, und die Verhandlungen hatten sich bis gegen 3 Uhr Morgens hingezogen. Ich hatte meinem Kammerdiener verboten, meinen Schlaf zu stören, falls etwa noch in später Nachtstunde Kuriere ankommen sollten. Trotz meines Verbotes überbrachte mir dieser gegen 6 Uhr Morgens eine von einem Eilboten gebrachte Depesche Aber da ich kaum zwei Stunden geschlafen hatte, legte ich die Depesche uneröffnet auf meinen Nachttisch und versuchte wieder einzuschlafen. Indessen einmal in meiner Ruhe gestört, konnte ich den Schlaf nicht wiederfinden, und gegen 7½ Uhr entschloß ich mich, den Brief zu öffnen. Er enthielt nur die folgenden sechs Zeilen: „Der englische Geschäftsträger Campbell ist soeben hier (in Genua) angekommen, um sich zu erkundigen, ob man nicht Napoleon in Genua gesehen habe, da er von der Insel Elba verschwunden ist. Da das verneint wurde, segelte die englische Fregatte ohne Aufenthalt wieder ab."

„In einem Augenblicke war ich angekleidet, und noch vor acht Uhr war ich bei Sr. Majestät dem Kaiser von Oesterreich. Der Kaiser las obige Nachricht, dann sagte er zu mir: „Wenn Napoleon, wie es scheint, neue Abenteuer suchen will, so ist das seine Sache; die unserige ist es, der Welt die Ruhe zu sichern, welche er so lange Jahre gestört hat. Begeben

Sie sich unverzüglich zum Kaiser von Rußland und zum König von Preußen, sagen Sie Beiden, daß ich bereit bin, meiner Armee den Befehl zum Rückmarsch nach Frankreich zugehen zu lassen. Ich zweifle nicht, daß die beiden Herrscher derselben Ansicht sein werden, wie ich."

„Um 8¼ Uhr war ich beim Kaiser Alexander, der sich zu mir in demselben Sinne aussprach wie Kaiser Franz. Um 8½ Uhr gab mir König Friedrich Wilhelm III. die gleiche Erklärung ab. Um 9 Uhr war ich wieder zu Hause. Ich hatte bereits den Feldmarschall Fürsten von Schwarzenberg gebeten, sich zu mir zu begeben. Um 10 Uhr waren die Minister der vier Großmächte, meiner Einladung folgend, in meinem Kabinet versammelt, und zur selben Stunde eilten bereits Adjutanten nach allen Richtungen, um den auf dem Rückmarsch befindlichen Armeecorps den Befehl, Halt zu machen, zu überbringen. — So wurde binnen weniger als einer Stunde der Krieg beschlossen."

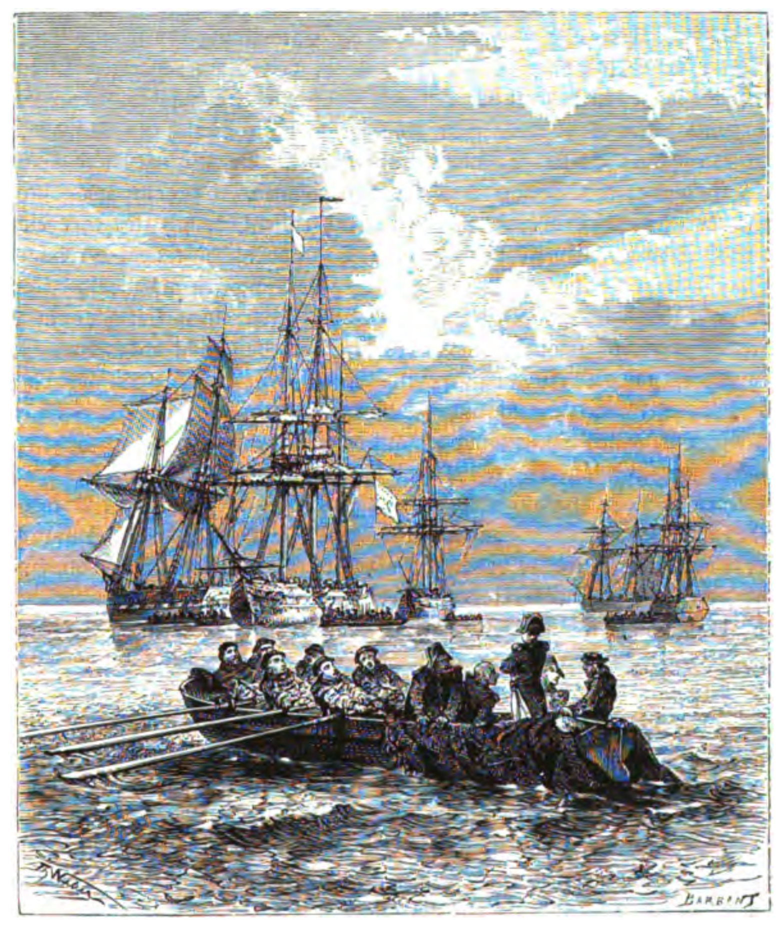
So weit Metternich. — Werfen wir nun einen Blick auf die Zustände, die sich während der Abwesenheit Napoleon's in Frankreich ausgebildet hatten, um zu erkennen, wie es möglich war, daß der erst kurze Zeit vorher unter den Verwünschungen des Landes entthronte Eroberer wie ein Triumphator in das Land zurückkehren konnte.

Mißliebigkeit der Bourbonen. Nicht allein die wetterwendische Menge, sondern auch ernsthafte Männer hatten den in Paris einziehenden Ludwig XVIII. freudig begrüßt. Die Glorie Napoleon's war den Franzosen schließlich zu theuer zu stehen gekommen; es hatte dieselbe nach und nach zu viel an Gut und Blut und an bürgerlicher Freiheit verzehrt; endlich war sie selbst unter den Schwertern der Feinde erloschen. Man war des jahrzehntlangen Jagens nach Ruhm satt geworden und sehnte sich nach Zuständen des Friedens und der Freiheit. Es würden, so hoffte man, die schweren Heimsuchungen, die über das alte Königshaus und das Volk gekommen seien, auf beiden Seiten nicht ohne segensreiche Nachwirkung bleiben: auf der einen Seite würde man die bürgerliche Freiheit zu sichern bereit sein, auf der andern würde man durch Verbindung der Freiheit mit der Ordnung eine neue segensreiche Zeit erblühen sehen dürfen! Die Lilien schienen wieder zu einem erhabenen Sinnbilde werden zu sollen.

Eitler Wahn! — Unter den zurückkehrenden Emigranten waren die absolutistischen Satzungen, deren engherzige Befolgung den Sturz des Königshauses herbeigeführt hatte, keineswegs vergessen. Den Rückkehrenden schwebte die alte absolute Machtvollkommenheit der Krone, die Bevorrechtung des Adels und der Geistlichkeit, die Unterwürfigkeit der Unterthanen. als das zu erstrebende Ideal vor. Schon des Königs erste That zeigte es, daß die Geschichte für ihn vergebens gepredigt hatte. Er nahm nicht die vom Senate ausgearbeitete Verfassung an, sondern verlieh dem Volke selbst eine Verfassung, um dadurch von vornherein zu bekunden, daß die Freiheit, unter der die Franzosen fortan leben sollten, nicht etwa auf natürlichem Rechte gegründet, sondern einzig und allein ein Ausfluß der königlichen Gnade sei, über deren Erweiterung oder Einschränkung die Krone zu bestimmen habe. Aber die Wohlfahrt des Landes hätte vielleicht auch unter einer aus derartigen Anschauungen hervorgegangenen Verfassung gedeihen können, wenn nicht mit jedem Tage mehr erkennbar geworden wäre, daß es dem Könige mit der von ihm verliehenen Verfassung gar nicht einmal Ernst, daß sie nur eine Maske sei, und daß daran gearbeitet werde, sie selbst schließlich zu beseitigen und zur nackten Selbstherrschaft zurückzukehren. Ludwig XVIII., der ruhig im Auslande geweilt, während die napoleonischen Heere Siege über Siege in allen Theilen Europa's erfochten, that, als ob er nie das Land verlassen habe; seine Regierung datirte ihre Erlasse aus dem „neunzehnten Jahre der Regierung des Königs", wie wenn der Imperator nie gelebt und seine Legionen siegreich nach fast allen Theilen Europa's geführt hätte.

Hätte der König es vermocht, klaren Blickes über den Parteien zu stehen und als ehrlicher Mann das beschworene Gesetz zu achten, so möchte das Volk nach den schweren Prüfungsjahren, die es durchlebt hatte, wol zu ihm gestanden haben. Aber er lieh in eitler Selbstverblendung sein Ohr nur gar zu gern der Rückschrittspartei, jenen Absolutisten, die nur deshalb

die Krone so hoch erhoben, weil sie durch die Erhöhung derselben wieder in den Besitz alter Vorrechte zu gelangen hofften, und hinter deren in frommen Worten gleißenden Rechtstheorien sich die Gier nach materiellen Gütern und nach Rache barg. So begann denn, den in der Verfassung ausgesprochenen Grundsätzen entgegen, das alte Mißregiment. Junge, verdienstlose Adelige wurden bewährten bürgerlichen Offizieren vorgezogen, Tausende der Letzteren auf halben Sold gesetzt. Krieg gegen Alles, was die Revolution geschaffen, ward das Losungswort der herrschenden Partei. Auch die alte Unduldsamkeit gegen die Protestanten hob wieder an und den Schauspielern versagte man das kirchliche Todtenamt.



Landung Napoleon's im Golf von Juan. Zeichnung von Th. Weber.

Gar Viele, die durch Kauf Güter oder Ländereien des Adels an sich gebracht hatten, sahen sich in ihrem Besitze bedroht. Von den Lasten, welche die Revolutionszeit dem Volke gebracht hatte, wurde ihm dagegen nichts abgenommen; die drückenden Steuern blieben, ebenso die Beschränkungen, die der Presse durch Napoleon auferlegt worden waren.

Der Groll gegen das neue Regiment regte sich am lautesten unter den alten Soldaten des Kaiserreichs. Tausende waren aus den übergebenen Festungen in den Schoß ihrer Familien zurückgekehrt, und nun sahen sie sich in ihrer Heimat von der neuen Regierung gleich Räubern mißachtet. Sie, die früher Napoleon's Triumphe getheilt hatten, waren von der Ueberzeugung durchdrungen, daß, wenn sie bei ihm gewesen wären, er heute noch an der Spitze Frankreichs stände. Man sprach in den Garnisonen vorzugsweise gern vom „Vater Veilchen“, der im Frühjahre wiederkehren werde, je deutlicher man wahrnahm,

daß der König nicht gewillt sei, sich auf sein Volk zu stützen; am unzweideutigsten ging dies daraus hervor, daß er sich wieder Schweizerregimenter als Garden werben ließ. Mehr und mehr erwies sich die Hoffnung redlicher Männer, es werde Ordnung und Freiheit zur Herrschaft gelangen, als ein Nebelbild. Schon fielen Vergleiche des Napoleonischen Regiments mit dem gegenwärtigen zu Gunsten des ersteren aus. Unter ihm hatte man neben dem auch jetzt herrschenden Schlechten wenigstens Eins gehabt: Ruhm und eine vorzügliche, rasch eingreifende Regierungsmaschinerie. Selbst die kühlsten Beobachter begannen das Herannahen einer Katastrophe zu prophezeien.

Napoleon hatte auf Elba ein den Weltereignissen scheinbar gänzlich abgewandtes Leben geführt, war aber dabei scharfen Blickes der Entwicklung der französischen Zustände gefolgt. Durch seine Anhänger in Kenntniß gesetzt von der veränderten Stimmung der Franzosen, sowie wohl unterrichtet von den endlosen Zänkereien auf dem Kongresse zu Wien, erschien ihm mit jedem Tage mehr seine Rückkehr nach Frankreich als Aufgabe, zu deren Lösung nur Entschlossenheit und Selbstvertrauen gehöre. Boten gingen und kamen, täglich wuchs seine Hoffnung, das Verlorene wieder zu gewinnen. Er hatte zwar für sich und seine Familie der Herrschaft über Frankreich feierlich entsagt, doch hatten ihm feierliche Zusagen und selbst Schwüre niemals viel gegolten. Das schlechte Regiment der Bourbonen, so meinte er, müsse seine Rückkehr in den Augen aller Vernünftigen als wohlgerechtfertigt erscheinen lassen. Ueberdies gab ihm Ludwig XVIII. selbst einen Vorwand in die Hand, indem er ihm das vertragsmäßig ihm zustehende Jahrgehalt nicht auszahlte.

Landung Napoleon's in Frankreich. Am 15. Februar 1815, während die mit seiner Bewachung betraute kleine englische Flotte sich nicht in der Nähe Elba's befand, schiffte er sich mit seinen Soldaten ein, entging den auf dem Meere kreuzenden englischen und französischen Fahrzeugen und landete am 1. März im Golf zu Juan an der Küste der Provence. Seinen Getreuen hatte er erst auf dem Meere gesagt, was es gelte; seine Anrede war von ihnen mit den feurigsten Zurufen beantwortet worden. Jetzt erließ er eine Ansprache an das Heer, in der er sich als Befreier des Landes vom schimpflichen Joche der Bourbonen ankündigte. „Reißt jene Farben nieder", heißt es in derselben, „welche die Nation verbannte, und die seit 25 Jahren allen Feinden Frankreichs zur Vereinigung dienten! Steckt die dreifarbige Kokarde auf! Ihr habt sie in jenen großen Tagen getragen!" Der Schluß lautete: „Der Sieg wird uns im Sturmschritt voraneilen, der Adler mit den Nationalfarben von Thurm zu Thurm fliegen und sich auf dem von Notredame niederlassen."

Das war es gewesen, was die Monarchen in Wien plötzlich aufgestört hatte. Das von Napoleon bei seiner Landung gesprochene Wort: „Der Kongreß ist aufgelöst", bewahrheitete sich indeß, wie bemerkt, nicht. Die Kunde von der Landung des Verwegenen bewirkte vielmehr, daß die Mächte allen Zwist und Streit fallen ließen und am 13. März eine Achtserklärung gegen Napoleon erließen, in welcher sie ihn als den „Feind und Störer der Ruhe der Welt, der sich der öffentlichen Ahndung überliefert habe", bezeichneten.

Inzwischen hatte sich der Vormarsch Napoleon's durch Frankreich zu einem förmlichen Triumphzuge gestaltet; je näher er der Hauptstadt kam, um so größer ward sein Anhang.

Ludwig hielt anfänglich das Unternehmen seines Gegners für ein thörichtes, ein verfehltes; er ertheilte dem Marschall Ney den Befehl, den napoleonischen Aufstand niederzuwerfen. Ney versprach, was sein Monarch wünschte, und betheuerte, für den König in den Tod gehen zu wollen. Beim Abschied von demselben küßte er dem Könige mit Inbrunst die Hand, vergoß Thränen, ließ sich von ihm eine halbe Million Francs auszahlen, um seine Schulden zu bezahlen, und versprach mit prahlerischen Worten, daß er den „Tiger" in einem eisernen Käfige nach Paris führen werde. Was Wunder, daß der Prinz von Artois und seine Anhänger sich in bester Stimmung befanden! Ihnen war auf dem Wege der Reaktion bisher noch viel zu wenig erreicht; nach Niederwerfung des Aufstandes, hofften sie, werde der König auch die übertriebensten Forderungen der absolutistischen Partei genehmigen.

Ney indeß, statt gegen Napoleon zu kämpfen, ging zu seinem alten Gebieter über. Als er diesem die Worte mittheilte, die zwischen ihm und Ludwig beim Abschiede gewechselt worden waren, fügte er lachend hinzu: „Ich habe innerlich recht gelacht über das dicke Schwein!“

Nun erst ward bei Hofe erkannt, vor welchem Abgrunde man stehe. Ludwig griff jetzt nach der Verfassung, die nun das Palladium abgeben sollte, das Königthum zu retten. Aber er hatte sie in den Tagen der Macht mißachtet, es half ihm auch nichts, daß er selbst in der Kammer erschien und die Deputirten in beweglichen Worten aufforderte, ihm treu beizustehen.

Napoleon in Paris. Die Stimmung der Pariser entschied sich für Napoleon. Bei der ersten Nachricht von seiner Landung hatten ihn die Zeitungen „Ungeheuer“, „Tiger“ u. s. w. genannt; in den folgenden Tagen war von „Bonaparte“, dann von „Napoleon“, jetzt vom „Kaiser“ die Rede. In der Nacht auf den 20. März begab sich der König auf die Flucht; am folgenden Tage hielt Napoleon unter den Freudenrufen der Bevölkerung seinen Einzug in Paris. Doch bejubelten die Pariser mehr den Fall Ludwig's als das Wiederaufsteigen des napoleonischen Sternes. — Napoleon trug jetzt plötzlich gleichfalls die größte Achtung vor den verfassungsmäßigen Rechten des Volkes zur Schau. „Wir hatten“, sagte er den Franzosen, „mehrere innere Einrichtungen verschoben, welche bestimmt waren, die Freiheit der Bürger zu sichern. Von nun an haben wir keinen andern Zweck mehr, als Frankreichs Wohlfahrt durch die Befestigung der öffentlichen Freiheit zu vermehren.“

War er während seiner kurzen Verbannung ein Anderer geworden? — Gewiß nicht! — Aber er war, ohne daß die Anwendung auch nur irgend einer Gewaltthat sich als nöthig erwiesen hätte, wieder in den Besitz der Macht gelangt, woraus deutlich hervorging, daß Frankreich die Bourbonen nicht wollte. So, hoffte er, werde auch der Kongreß in Wien die Sache auffassen und demgemäß eine friedliche Haltung gegen ihn annehmen. Schon von Lyon aus hatte er proklamirt, daß „sein Kaiserreich von nun ab der Friede sein werde.“ Jetzt flogen seine Kuriere wie Friedenstauben mit erneuten beruhigenden Verkündigungen den Grenzen zu. „Die Herstellung des Kaiserthrones“, schrieb er, „sei für das Glück Frankreichs nothwendig gewesen; er beabsichtige durch Aufrechthaltung desselben auch die Ruhe Europa's zu befestigen. Kriegsruhm zur Genüge habe der Reihe nach die Fahnen der verschiedenen Nationen verherrlicht; die schönste Bahn thue sich jetzt den Herrschern auf, und er sei der Erste, in dieselbe hinabzusteigen zum heiligen Wettkampfe um die Glückseligkeit der Völker.“ — — Worte! Worte! Worte! —

Hätte Napoleon in den höheren und niederen Beamtenkreisen, bei den Organen der Verwaltung, der Städte und Departements dasselbe hingebende Vertrauen genossen, wie es ihm von der Armee gezollt wurde, vielleicht wäre sein Versuch, wieder die Macht an sich zu reißen, von besserem Erfolge gekrönt gewesen.

„Es ist der unheilbare Fehler alles Despotismus“, sagte der französische Historiker Véron, „nur blinde Werkzeuge um sich zu dulden, jede individuelle Willensäußerung zu unterdrücken und in Denen, deren Dienste er bedarf, alle männliche selbstbewußte Entschiedenheit, alles persönliche Eingreifen zu vernichten; das namentlich war einer der Hauptfehler Napoleon's, seiner Regierungskunst und Politik. Die Leidenschaft, allein herrschen zu wollen und Jedem seinen Willen aufzuzwingen, ließ ihn oft die weisesten Entschlüsse vergessen; es kam nicht selten vor, daß er dem Erfolge eines Planes von untergeordneter Wichtigkeit den naheliegenden Erfolg der wichtigsten und geschicktesten Kombinationen zum Opfer brachte. Sein böser Genius befestigte immer mehr in ihm die Verachtung der Menschen; der Glaube, daß es genüge, ihnen Furcht einzuflößen oder ihre Begehrlichkeit anzuregen, um Alles durchzusetzen, was er beabsichtigte, im Verein mit dem bei ihm eingewurzelten Glauben, daß ihm nichts widerstehen könne, erklärt die Fehler seiner Regierung“ — und seinen Fall. — — —

Der Krieg in Italien und Belgien.

Da der von ihm angestimmte Sirenengesang die erwünschte Wirkung nicht hervorgebracht hatte, sah Napoleon sich genöthigt, es auf den Entscheid der Waffen ankommen zu lassen. Am 25. März wurde von Preußen, Rußland, Oesterreich und England beschlossen, ein Heer von 700,000 bis 800,000 Mann, nöthigenfalls selbst eine Million Streiter aufzubringen, und es sollten die kampffertigen Truppen unverzüglich an verschiedenen Stellen, am Ober- und Niederrhein, namentlich durch Belgien, in Frankreich einrücken.

Einen tüchtigen Kern für die sofort begonnene Neubildung eines Heeres boten Napoleon die kampfgeübten, während seines Aufenthaltes auf Elba aus der Kriegsgefangenschaft nach Frankreich zurückgekehrten Soldaten. Weiterhin bot eine Menge längst abgedankter Krieger ihrem alten Feldherrn freudig wieder ihren Arm an, junge Ehrgeizige führte die Ruhmesliebe unter die dreifarbige Fahne. Nationalgarden gingen bereitwillig als Besatzung in die Festungen. Mit gewohnter Kraft und Umsicht traf Napoleon seine Anordnungen, um alle Hülfsquellen Frankreichs zu seiner Vertheidigung flüssig zu machen und zu vereinigen. Anfang Juni meinte er hoffen zu dürfen, seinen Feinden demnächst schon eine Streitmacht von einer halben Million meist tüchtiger Krieger entgegenstellen zu können. — Es ist wahrscheinlich, daß Napoleon, der entgegen dem Rathe fast aller seiner Generäle, seinen Feinden angriffsweise entgegengehen und mit schnellen, unerwarteten Schlägen die einzelnen Heerestheile derselben vor ihrer Vereinigung zu zertrümmern suchen wollte, ursprünglich den Plan gefaßt hatte, auf seinem alten Wege über den Oberrhein in Deutschland einzudringen.

Joachim Murat, der König von Neapel, den die Verbündeten beim ersten Pariser Friedensschluß im Besitz des ihm von Napoleon übertragenen Landes gelassen hatten, sollte, aus Italien ihm entgegenziehend, sich mit ihm vereinigen und dadurch seine Armee soweit verstärken, daß er mit Aussicht auf Erfolg den Angriff unternehmen konnte. Aber durch den voreiligen Aufbruch seines Schwagers, dessen Heer am 2. und 3. Mai von den überlegenen Oesterreichern bei dem italienischen Orte Tolentino angegriffen und nahezu vernichtet wurde, sah Napoleon seinen Plan vereitelt. Allein fühlte er sich zum Angriff an dieser Stelle nicht stark genug, und so beschloß er, seine gesammte Streitmacht gegen Norden an der belgischen Grenze zusammenzuziehen und dort den Entscheidungskampf mit seinen Gegnern aufzunehmen. Da zur Besetzung der langen Grenze ansehnliche Truppentheile nöthig waren, blieben dem Kaiser für die an der belgischen Grenze gesammelte Armee, an deren Spitze er sich nun selbst stellen wollte, nur etwa 130,000 Mann mit 350 Kanonen; freilich meistens Kerntruppen, und dieselben standen unter Vertrauen erweckenden Führern, wie Ney, Soult, Grouchy, Kellermann, Reille, Gerard, Graf d'Erlon, Drouot, Pajol u. A.

In Berlin hatte die Nachricht von Napoleon's Rückkehr von Neuem den kriegerischen Enthusiasmus erregt. Der dreiundsiebzigjährige Blücher legte sofort den schlichten Civilrock ab, den er in letzter Zeit getragen, und als er sich zum ersten Mal wieder in Feldmarschallsuniform zeigte, drängte sich das Volk jubelnd zu ihm heran und rief: „Hurrah, nun geht's wieder vorwärts!“ „Ja Kinder“, erwiederte der Alte, „vorwärts, bis wir den H—n am Zipfel haben!“ Der letzte Feldzug hatte freilich des greisen Helden Gesundheit stark mitgenommen; aber jetzt, auf die Kunde von dem bevorstehenden neuen Waffengange, kehrte seine alte Rüstigkeit und Rührigkeit des Geistes und Körpers wieder zurück. Munter tummelte er sein Roß im Thiergarten und sprach mit gewohnter Zuversicht von einem baldigen neuen Einzug in Paris, der diesmal den Franzosen theurer zu stehen kommen solle. Abermals hatte die Partei, die, wie beim Beginn des Feldzuges von 1813, dem alten Marschall nicht wohl wollte, ihren Einfluß bei Hofe zur Geltung zu bringen versucht. Den greisen Kriegshelden wider seinen Willen zum Rücktritt zu zwingen, ging natürlich nicht wohl an, und so versuchte man es, ihn zu einem freiwilligen Verzicht auf die Oberleitung des preußischen Heeres im bevorstehenden Feldzuge zu bewegen.

Knesebeck wurde zu diesem Zwecke an ihn abgesandt. Dieser hob unter Anderem das Bedenken hervor, ob es für ihn wol rathsam erscheine, in einem so hohen Alter den erlangten Ruhm wieder aufs Spiel zu setzen. Da kam er aber schön an. Blücher unterbrach ihn kurz angebunden mit den Zornesworten: „Donnerwetter, was das für dummes Zeug ist!" und kehrte ihm den Rücken zu. — Wenige Tage später befand er sich mit Gneisenau und den meisten seiner alten Kriegsgefährten auf dem Wege nach Belgien. Die bewährtesten Heerführer der Verbündeten, auf welche Volk und Heer mit unerschütterlichem Vertrauen blickten, sollte Napoleon auf dem belgischen Kriegsschauplatze sich gegenüber sehen. Nur der alte York fehlte in ihren Reihen. Ein ungünstiges Geschick hielt ihn unthätig in Schlesien zurück.



Verfolgung der kaiserlichen Garde durch die preußische Reiterei. Zeichnung von A. Beck.

Neben dem unter Blücher's Oberbefehl stehenden und von erprobten Generälen, wie Zieten, Bülow, Thielmann, Pirch u. A., geführten niederrheinischen Heere wurde ein zweites aus Engländern, Holländern, Hannoveranern, Braunschweigern und Nassauern gebildetes Armeecorps, dem auch die englisch-deutsche Legion zugetheilt wurde, aufgestellt, und zum Oberbefehlshaber desselben der „Siegesherzog" Wellington ernannt, der während der Dauer des Wiener Kongresses als Vertreter Englands an den Verhandlungen theilgenommen hatte. Auch er wurde in der Führung des ihm anvertrauten Heerestheils von tüchtigen Unterfeldherren, von denen vor Allen der Herzog Wilhelm von Braunschweig, der Held von 1809, und die englischen Generäle Picton und Ponsonby zu nennen sind, unterstützt.

Die beiderseitigen Streitkräfte. Die Gesammtstärke der unter Blücher's Oberbefehl stehenden niederrheinischen Armee belief sich auf etwa 117,000 Mann mit 312 Geschützen, während Wellington Alles in Allem über 106,000 Mann mit 196 Geschützen verfügte.

Bei diesen beiden Heerestheilen, die in ihrer Gesammtstärke allein schon die Streitmacht, welche Napoleon aufzustellen vermochte, übertrafen, lag die Entscheidung des bevorstehenden Kampfes, die sie denn auch thatsächlich fast allein herbeigeführt haben.

Beim Eintreffen der Kunde von Napoleon's Rückkehr stand in Rheinpreußen der französischen Grenze entlang allerdings nur eine preußische Armee von 60,000 Mann

unter Kleist von Nollendorf, der 14,000 Sachsen unter Thielmann beigegeben waren, und in Belgien ein englisch-hannöversches Corps von 25,000 Mann unter dem Prinzen von Oranien, dem Sohne des neuen Königs der Niederlande. Napoleon hatte dagegen 150,000 Mann auf dem Kriegsfuße, welche Ludwig XVIII. zu dem englisch-österreichischen Bündniß gegen Preußen und Rußland mobil gemacht, und außerdem 40,000 Mann Ersatztruppen vorgefunden. Bei schnellem Vorgehen an dieser Stelle wäre er demnach wol in der Lage gewesen, einen entscheidenden Schlag zu wagen, aber er führte, einmal wegen seines oben erwähnten ursprünglichen Planes gegen Süddeutschland und sodann, weil er noch immer auf die alte Hydra der Zwietracht unter den Verbündeten rechnete, diesen entscheidenden Schlag nicht und ließ denselben damit Zeit, jene beiden gewaltigen Heere unter Blücher und Wellington in Belgien aufzustellen. Aber gegen diese vermochte Napoleon nun nicht einmal seine ganze Streitmacht ins Feld zu führen, denn weitere Heeresmassen der Verbündeten waren an der ganzen Rheinlinie in der Bildung oder im Anrücken begriffen. Das zwischen Lahn und Sieg sich formirende norddeutsche Bundescorps von 25,000 Mann war, wie erwähnt, dem Oberbefehl von Kleist unterstellt worden. Preußen stellte außerdem noch eine mächtige Reserve auf, so daß von seiner Bevölkerung $2^1/_2$ Prozent unter die Waffen gerufen wurden, nach zwei blutigen Feldzügen gewiß der beste Beweis für die Wehrkraft des Volkes. Man kann die Gesammtzahl der Krieger, welche Norddeutschland 1815 ins Feld stellte, auf 300,000 Mann schätzen. Oesterreich und die süddeutschen Staaten brachten 254,000 Mann auf; die russische Armee zählte 167,000 Mann, in Sardinien sammelten sich 50,000 Oesterreicher und Sardinier.

Napoleon machte inzwischen die größten Anstrengungen, seine Kriegsmacht zu verstärken; die Zahlen, die er selbst angegeben, sind jedoch nicht zuverlässig. Zwar waren allerorten in Frankreich neue Armeen in der Bildung begriffen, aber bei der zum Theil mangelhaften Ausrüstung und kriegerischen Ausbildung der jüngeren Soldateska war auf diese nicht viel zu rechnen. An wirklich kriegstüchtigen Truppen vermochte Napoleon gegen die von allen Seiten gegen ihn anrückenden Streitkräfte der Verbündeten, die sich zusammen auf ziemlich 700,000 Mann belaufen mochten, augenblicklich nur etwa 200,000 Mann zu verwenden. Von diesen wurden 70,000 in kleineren Beobachtungscorps längs der Grenze aufgestellt, die Hauptarmee, 130,000 Mann mit 344 Geschützen, nahm gegen Belgien Stellung.

Nachdem jede Aussicht auf Verständigung geschwunden war, mußte Napoleon's eifrigstes Bestreben dahin gehen, die rasche Niederwerfung der in Belgien gesammelten feindlichen Streitkräfte zu bewerkstelligen, ehe noch die Verbündeten ihre ganze gewaltige Heeresmacht gegen ihn zur Verwendung bringen konnten. Darin erblickte er die einzige Möglichkeit, die europäischen Mächte zum Abschluß eines seiner Sache einigermaßen günstigen Friedens zu nöthigen. — Blücher und Wellington, wiewol kampfgerüstet, ahnten nichts von den Absichten Napoleon's. Gneisenau hatte noch kurz vorher geschrieben: „Der Geist unserer Truppen ist vortrefflich. Wären die Nachbar-Armeen von einem gleichen Geiste beseelt, so würden wir bald wieder in Paris einziehen können. Ein bitterer Kongreßnachgeschmack ist wol vorherrschend, doch man muß sich bemühen, in die Zukunft zu blicken und die Vergangenheit zu vergessen." Napoleon hätte im Grunde weniger Ursache gehabt, gleich vertrauensvoll in die Zukunft zu schauen. Bei weniger Selbsttäuschung konnte er sich selbst sagen, wie geringe Aussichten sich ihm darböten, dem ausgesprochenen Willen der europäischen Mächte mit Erfolg widerstehen zu können, da deren Streitkräfte ihm um das Doppelte überlegen waren. Dazu kam weiterhin, daß die Begeisterung, mit der Napoleon bei seinem Erscheinen empfangen worden war, gar bald einer kühleren Stimmung Platz machte. Es war unschwer zu erkennen, daß er, wenn er aus dem bevorstehenden schweren Kampfe als Sieger hervorgehe, wieder in alter Weise schalten würde. Treffend sagte Lafayette: „Bei seiner Ankunft in Frankreich nannte er uns Bürger, halbwegs nach Paris Franzosen, zuletzt Unterthanen."

Napoleon's Schnelligkeit in allen seinen Bewegungen war bekannt, dennoch ließ sich der Herzog von Wellington nicht bestimmen, seine Soldaten nahe bei einander zu halten. Er war der Oberbefehlshaber, und so vermochte Niemand seinen Anordnungen zu widersprechen.

Mitte Juni langte, während die einzelnen Truppentheile des preußischen und des englisch-hannöverschen Heeres noch weit auseinander lagen, in Blücher's Hauptquartier die Nachricht an, daß Napoleon in Eilmärschen am 14. Juni die belgische Grenze überschritten habe. Schon am 15. Juni überraschten die Franzosen die preußischen Vortruppen unter Zieten bei Charleroi. Zieten mußte bald vor der Uebermacht zurückweichen. Blücher sandte Eilboten zu Wellington und ließ ihn von der Lage der Dinge in Kenntniß setzen, infolge dessen beide Feldherren am nächsten Tage eine Zusammenkunft hatten. Da Blücher von Wellington die bestimmte Zusage empfing, von ihm 20,000 Mann Hülfstruppen zu erhalten, beschloß er, eine Schlacht von Napoleon anzunehmen.



Nostiz schützt den gestürzten Feldherrn. Nach Camphausen.

Blücher bei Ligny. Blücher hatte, da das Bülow'sche Corps noch nicht eingetroffen war, den Franzosen nur 80,000 Mann entgegen zu stellen; den Mittelpunkt der preußischen Aufstellung bildete das Dorf Ligny. Um 3 Uhr Nachmittags eröffnete Napoleon seinen Angriff auf die Preußen. Am heftigsten ward auf dem rechten Flügel, auf dem das Dorf St. Amand lag, gestritten. Hier mußten die alten erprobten Soldaten Napoleon's vor jungen preußischen Truppen zurückweichen. Fünf Stunden lang ward auf beiden Seiten mit wahrhaft heldenmüthiger Anstrengung gerungen. Nachtheilig gestaltete sich die Lage der Dinge, als das von Wellington zugesagte und je länger je mehr sehnsüchtig erwartete Hülfscorps ausblieb. Zu dem Getöse des Kampfes, der jetzt auch um Ligny immer stärker ward, gesellte sich der Donner eines heftigen Gewitters. Abends halb neun Uhr führt Napoleon mit der Garde und der schweren Reiterei den Hauptstoß auf die Preußen aus, und es gelingt ihm, das Centrum ihrer Aufstellung zu durchbrechen. Die preußische Reiterei wirft sich

mit Todesmuth auf den Feind. Sie wird zurückgedrängt. Da sprengt Blücher herbei, setzt sich an die Spitze der Reiterei und führt sie noch einmal dem siegreich vordringenden Feinde entgegen. Dieser ist jedoch bereits in zu großem Vortheil; aus 40 Geschützen wird den Preußen Tod und Verderben entgegengeschleudert. Die preußische Reiterei wird geworfen, Blücher auf der Flucht mit fortgerissen. Sein Pferd erhält einen tödlichen Schuß und jagt mit ihm in wilden Sprüngen dahin. „Nostiz, nun bin ich verloren!" ruft er seinem Adjutanten zu; wenige Augenblicke darauf bricht sein Pferd todt zusammen und begräbt den General halb unter seiner Last. Graf Nostiz, der vom Pferde gesprungen ist, hält mit dem Degen in der Faust treue Wacht bei dem großen Feldherrn. Nahe sind die feindlichen Geschwader, der Boden bebt unter dem Hufschlag ihrer Rosse. Regungslos dem Unvermeidlichen ins Auge schauend, steht Nostiz, das Pistol gespannt — — die französischen Kürassiere stürmen hart an ihnen vorbei. Inzwischen hat sich die preußische Reiterei wieder gesammelt. Ein heftiger Angriff auf die französischen Kürassiere nöthigt diese zur Flucht, und wieder jagen dieselben dicht an Blücher vorüber. Nostiz ruft die nachfolgenden Preußen an. Einige Uhlanen sprengen herbei, Blücher wird unter dem todten Pferde hervorgezogen und auf das Pferd eines Unteroffiziers gehoben.

Es war die höchste Zeit. Denn schon stürmt der Feind mit verstärkter Macht aufs Neue daher; die Preußen müssen weichen, der Feind bleibt im Besitze des Schlachtfeldes. — Der Verlust der Preußen belief sich auf 12,000 Mann und 21 Kanonen. Ihr Muth war jedoch ungebrochen. Auch hatte Napoleon seinen Hauptzweck, die Heere Blücher's und Wellington's zu trennen, nicht erreicht; denn von Gneisenau war der Rückzug nicht auf Namur, sondern auf Wavre angeordnet worden, wo man den Engländern noch näher stand. Noch in der Nacht äußerte Blücher, der vom Sturze so stark zerschlagen und gequetscht war, daß er sich nur mit Mühe auf dem Pferde zu halten vermochte, scherzend zu Gneisenau: „Wir haben Schläge gekriegt, wir müssen es wieder ausbessern, ehe es weh thut." In dem Tagesbefehl vom 17. Juni sagte er den Truppen, daß der Verlust der Schlacht nur allein dem Ausbleiben der Unterstützung beizumessen sei, und schloß mit den Worten: „Ich werde euch wieder vorwärts gegen den Feind führen; wir werden ihn schlagen, denn wir müssen!"

Bei Quatrebras. Daß die Blücher zugesagte Unterstützung von Seiten der Engländer ausgeblieben war, hatte seinen Grund keineswegs in einer Versäumniß des englischen Oberbefehlshabers. Die Unterstützung war von Wellington zugesagt worden unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er nicht gleichzeitig selbst von den Franzosen angegriffen werde. Napoleon mochte sich indeß selbst sagen, daß die Engländer versuchen würden, dem bedrängten Blücher'schen Heere zu Hülfe zu eilen; um dies zu verhindern, hatte er am Tage vor der Schlacht bei Ligny den Marschall Ney mit einer Heeresabtheilung von 40,000 Mann jenen entgegengesandt, und während nun das französische Hauptheer unter Napoleon's persönlicher Leitung in erbittertem Kampfe Blücher gegenüberstand, fand gleichzeitig zwischen dem Ney'schen Corps und der englisch-niederländischen Armee ein Treffen bei Quatrebras statt. Ney stieß hier zunächst auf 8000 Mann Niederländer und Nassauer, die von dem Kronprinzen Wilhelm von Oranien befehligt wurden und gegen die er anfänglich im Vortheile war. Bald jedoch erhielten die Rückweichenden Verstärkungen, unter ihnen die Braunschweiger, geführt von ihrem tapferen Herzog Wilhelm, dem es bestimmt war, das erste hochbedeutende und vielbeklagte Opfer des kurzen Feldzuges zu werden. Den Braunschweigern, die einen überaus anstrengenden Marsch zu machen gehabt hatten, um in die Nähe des Schlachtfeldes zu kommen, mußte nothwendig bei dem Städtchen Jemappes eine kurze Ruhe gegönnt werden, ehe sie in den Kampf geführt werden konnten. Der Herzog schlummerte erschöpft eine Viertelstunde lang auf einer mit Rasen bekleideten Erhöhung des Bodens. Um zwei Uhr wurde der Befehl ertheilt, gegen Quatrebras vorzurücken, und eine Stunde später befanden sich die Braunschweiger auf dem eigentlichen Schlachtfelde. Sie bildeten vorerst die zweite Linie; weiter vorwärts standen belgische,

hannöversche und englische Truppen im Feuer. Da indessen Ney immer lebhafter andrängte, mußte bald auch das ganze Corps der Braunschweiger in die Schlachtreihe einrücken. Es bestand fast nur aus jüngeren, kriegsungewohnten Truppen, die — selbst ohne Geschütz — hier die Feuerprobe gegen alte Kerntruppen bestehen sollten! Eben waren die Engländer durch einen wüthenden Reiterangriff erschüttert worden; Ney's Lanciers hatten ein ganzes Bataillon Hochschotten überritten und niedergemacht. Mit Eintreffen der Schwarzen kam sofort wieder eine feste Haltung in die schwankende Gefechtslinie. Doch nun eröffneten die Franzosen gegen die aufmarschirenden Braunschweiger ein heftiges Granat- und Kartätschenfeuer und richteten damit große Verheerungen in ihren Reihen an. In ihrer ungedeckten Stellung erlitten die Braunschweiger, namentlich die Reiterei, schwere Verluste.



Heldentod des Herzogs von Braunschweig. Nach Camphausen.

Ein neues, vom Herzoge zur Unterstützung herbeigeholtes Reiterregiment vermochte eine Wendung des Kampfes gegenüber den vorrückenden beiden feindlichen Heeressäulen, deren jede etwa 3000 Mann zählte, nicht herbeizuführen: der Rückzug der Braunschweiger wurde unvermeidlich. Ein Theil ging auf der Landstraße, ein anderer links von derselben zurück; bei diesem letzteren befand sich der Herzog. Die Franzosen folgten hitzig, der Hagel ihrer Geschosse schlug vernichtend in die Reihen der Schwarzen; ein dichter Schwarm von Kürassieren sprengte mit donnerndem Hufschlag heran. Daß die jungen Soldaten, in deren Mitte Kugel auf Kugel einschlug, bei dem Anblick dieser Reiterwolke in Unordnung geriethen, kann ihnen nicht zum Vorwurf gereichen. Der Herzog, dessen Begleitung zurückgeblieben war, bemühte sich persönlich, die Ordnung wieder herzustellen, und gerieth dabei in das feindliche Feuer. Plötzlich sehen ihn seine Getreuen auf dem Rosse wanken — er stürzt, von einer Kugel tödlich getroffen, vom Pferde. Drei Soldaten heben ihn auf

und tragen ihn auf ihren Gewehren über die Straße hinter die Linie zurück. Jenseit der Straße ließen sie den Verwundeten nieder, nahmen ihm Schärpe und Säbel ab und legten ihn auf eine wollene Decke. Ein Wundarzt war nicht aufzufinden. Die halbgebrochenen Augen des Herzogs und die Todtenblässe, die sein Gesicht bereits bedeckte, ließen jedoch auch erkennen, daß von ärztlicher Hülfe nichts mehr zu erwarten sei. Noch einmal schlug der Held die Augen auf, erkannte die Umstehenden und bat um Wasser. Aber auch dieser letzte Wunsch des Sterbenden war nicht zu erfüllen, denn er vermochte den dargebotenen Trunk nicht zu sich zu nehmen. Zugleich drängten die Franzosen wieder nach, eine Granate fiel dicht neben dem Verwundeten nieder, und da das Zerspringen derselben jeden Augenblick zu befürchten war, hob man den Herzog noch einmal auf und trug ihn bis zu einer Häuserreihe an der Straße. In einer Hütte daselbst legte man ihn auf ein Strohlager; schon war der letzte Lebensfunke des edlen Fürsten im Erlöschen, der bald darauf ankommende Arzt fand ihn todt. — So fiel am Vorabend des neuen großen Entscheidungskampfes ein echt fürstlicher Held und wahrer Patriot.

Marschall Ney hatte nicht allein verhindern sollen, daß Blücher die versprochene Verstärkung erhielt, sondern er hatte, wenn das geschehen, die bei Ligny kämpfenden Preußen auch im Rücken angreifen sollen. Nur das Erstere konnte geschehen. Als es Wellington gelungen war, neue Streitkräfte heranzuziehen, hatte sich Ney genöthigt gesehen, in die Stellung zurückzugehen, die er am Morgen innegehabt.

Wellington bei Waterloo. Der englische Oberbefehlshaber traf nun seinerseits bei Waterloo Anordnungen zum Empfang des Feindes. Er gebot über 68,000 Mann, unter ihnen 24,000 Briten, die Uebrigen Deutsche und Niederländer. Ihn mit Uebermacht anzugreifen, war jetzt Napoleon's Absicht, zumal er meinte, daß die von ihm bei Ligny geschlagenen Preußen nicht sobald im Stande sein würden, wieder in den Kampf einzutreten.

Schon am 17. Juni Abends standen sich Napoleon und Wellington bei Waterloo gegenüber. Wellington hatte zu Blücher gesandt und ihn dringend auffordern lassen, ihm zwei Corps zu Hülfe zu senden; dieser antwortete: „Ich komme mit meiner ganzen Armee!"

Als Blücher sich in früher Morgenstunde des 18. Juni von seinem Lager erheben wollte, waren die Schmerzen, die er in der ganzen rechten Seite empfand, viel heftiger geworden. Nun rieth ihm sein Leibarzt, eine Einreibung vornehmen zu lassen, worauf er antwortete: „Ach was, erst noch schmieren! Ob ich heut balsamirt oder unbalsamirt in die andere Welt gehe, wird wol auf Eins herauskommen; geht es aber heut gut, so wollen wir uns bald alle in Paris waschen und baden!" Mit dem Besteigen des Pferdes waren die Schmerzen vergessen. Napoleon, der immer noch in dem Wahne lebte, Blücher's Heer befinde sich in voller Auflösung, hatte ihm ein Corps unter Grouchy zur Verfolgung nachgesandt. Diesem Marschall stellte Blücher ein schwaches Corps unter Thielmann entgegen; Letzterer sollte das Grouchy'sche Corps beschäftigen und zugleich den Abzug des Hauptheeres in der Richtung auf Wavre und Waterloo verdecken.

Der Regen goß in Strömen vom Himmel, der Boden war aufgeweicht, Gräben und Bäche flossen über, Fußvolk und Rosse sanken tief ein, die Räder der Kanonen oft bis zu den Achsen. Auf den Regen hinweisend, sagte Blücher: „Das ist unser Alliirter von der Katzbach; da sparen wir dem Könige wieder viel Pulver!" Der Marsch stockte unaufhörlich, es schien unmöglich, während des Tages noch bei Waterloo einzutreffen. Dabei kam ein Bote nach dem andern von Wellington mit dringlicher Mahnung, sich zu beeilen, da das Heer in vollem Kampfe stehe. Wenn auch unter steigender Mühsal, so ging es doch mit Gottes Hülfe dem freilich noch weit entfernten Ziele entgegen. — Als später dem klugen Metternich in einem Gespräche mit Stein die Bemerkung entschlüpfte, daß ein österreichisches Heer in ähnlicher Lage wenigstens sechs Wochen bedurft haben würde, um wieder in einen kampffertigen Zustand zu gelangen, erwiederte Stein: „Daran möge man erkennen, was die sittliche Kraft bedeute."



Hurrah, hurrah! die Preußen kommen. Zeichnung von L. Burger.

Schlacht bei Waterloo oder Belle-Alliance.

Inzwischen hatte das Ringen um Waterloo an Heftigkeit zugenommen. Napoleon, der dem 68,000 Mann starken Wellington'schen Heere um 4000 Mann überlegen war, wußte, was bei dem Kampfe auf dem Spiele stand; er strengte daher alle Kräfte an, den Sieg zu erringen. Wellington hatte beschlossen, nicht aus der Vertheidigung herauszugehen, bis Blücher komme. Schon aber waren seine Regimenter durch das entsetzliche Geschützfeuer des Feindes furchtbar gelichtet worden. Seine Krieger, von Kampfbegier erfüllt, verlangten zum Angriff gegen den Feind geführt zu werden. Der eiserne Feldherr hieß sie feststehen. „Laß uns auf sie! Wir wollen hinunter auf sie!" erscholl es aus den Reihen. „Noch nicht, meine Braven!" erwiederte Wellington kaltblütig. „Was würde man in England sagen, wenn wir geschlagen würden! Bald sollt ihr auf sie!"

Sturm auf Sturm ward abgeschlagen, die englischen Kolonnen standen wie Mauern von Eisen. Mit Staunen und Grimm sieht Napoleon von einer Anhöhe die heldenmüthige Vertheidigung. „Werden sie sich", fragt er den neben ihm haltenden Marschall Soult, „nicht bald wenden?" Soult, der die Briten in Spanien kennen gelernt hatte, erwiedert: „Ich fürchte, sie lassen sich eher zusammenhauen."

Wellington hatte sich seit halb 12 Uhr Mittags aufs Tapferste gewehrt, gegen Abend aber beinahe schon die Hoffnung aufgegeben, das Schlachtfeld siegreich behaupten zu können. Sein rechter Flügel unter Lord Hill sucht sich unter den größten Anstrengungen noch zu halten; die Mitte unter dem Prinzen von Oranien hat ungeheure Verluste zu beklagen; der linke Flügel, zu Anfang der Schlacht unter dem tapferen, aber ungestümen Picton, behauptet seine Stellung nur noch mit Mühe durch die tapfere Vertheidigung von La Haye.

Wellington's beste Generäle sind todt oder schwer verwundet. General Picton, der bei Quatrebras schwer verletzt worden, trotzdem aber an der Spitze seiner Kolonne geblieben war, war gleich zu Anfang der Schlacht durch den Kopf geschossen worden. General Sir William Ponsonby ward von einem polnischen Ulanen niedergestochen; dem Lord Uxbridge wurden von einer Kanonenkugel beide Beine weggerissen; der Prinz von Oranien, Lord Somerset, General Alten und noch viele andere hohe Offiziere befanden sich unter den Verwundeten.

Eben schickte sich Napoleon an, eine neue Sturmkolonne auf das englische Centrum zu formiren, als ein dunkler Streifen in einer Entfernung von einigen Stunden, am Walde zu Saint Lambert im Rücken seines rechten Flügels seine Blicke auf sich zog. Bald stellte es sich heraus, daß es eine Heeresmasse war.

Napoleon hielt die Heranziehenden für Grouchy's Corps, das von seiner Verfolgung auf Blücher zurückkehre. Nach kurzer Zeit ergab es sich, daß es Preußen seien: das Corps Bülow's, dem Blücher und Gneisenau die Richtung in den Rücken der Franzosen gegeben hatte. Napoleon wirft den Heranmarschirenden 10,000 Mann entgegen, um ihnen, wie zwei Tage zuvor dem Zuzug der Engländer bei Quatrebras, ein weiteres Vordringen unmöglich zu machen. Er rafft seine besten Kräfte zusammen und richtet nun — es ist gegen sechs Uhr, und die Zeit drängt zur Entscheidung — einen heftigen Gewaltstoß gegen Wellington's gelichtete Reihen.

Die Lage der englischen Armee war inzwischen höchst bedenklich geworden. Ganze Regimenter, wol 10,000 Mann, lagen bereits todt oder verwundet auf dem Schlachtfelde — nur noch etwa 40,000 Mann stehen unter den Waffen. Die tapfersten der britischen Führer beginnen zu zagen, der Feldherr sieht ruhigen Blickes nach seiner Uhr und sagt: „Es braucht vieler Stunden, ehe wir zusammengehauen werden, und so wird die Nacht doch kommen, wenn auch nicht Blücher." Hüben und drüben ist die Kraft fast erschöpft. Aber Napoleon ist im Vortheil — er hat noch frische Truppen, seine Garden, die er sich aufgespart für den letzten entscheidenden Stoß. Diese rücken nun auch vor; heißer und zerschmetternder folgt Angriff auf Angriff. Da ward endlich doch auch Wellington von einem unheimlichen Gefühle beschlichen. „Ich wollte", sagt er, „es käme die Nacht oder Blücher."

Die Preußen hatten währenddessen unter Aufwand der letzten Kräfte mit den sich stets erneuernden Hindernissen bei den grundlosen Wegen gerungen. Blücher, von der Sorge gepeinigt, er werde nicht zur rechten Zeit auf dem Schlachtfelde erscheinen können, sprengte unablässig von Kolonne zu Kolonne, von Trupp zu Trupp und rief den durch den grundlosen Schlamm der Waldpfade und Hohlwege sich mit unsäglicher Anstrengung hindurcharbeitenden Truppen sein „Vorwärts, Kinder, vorwärts!" zu. Wieder stockte der Zug. „Es geht nicht, Vater Blücher, es ist unmöglich!" wird dem Feldherrn auf seine Mahnung entgegnet. Da redet er in tiefster Bewegung der Seele und mit Kraft seine Krieger an: „Kinder, wir müssen vorwärts! Es heißt wol: es geht nicht — aber es muß gehen, ich hab' es versprochen, hört ihr wol? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll!" Endlich hatten die Preußen den schwierigen Engpaß von St. Lambert hinter sich, den Wald durchzogen, die Höhe erreicht: da lag die Ebene von Mont-Saint-Jean und das grausige Schlachtfeld gleich einem großen Gemälde vor ihnen ausgebreitet. „Es war ein Schauspiel, über die Maßen großartig. Von Hougoumont und seinem Gehölze stieg eine breite Flamme durch die dunklen Rauchmassen, die über dem Felde hingen, empor; unterhalb dieser Wolke sah man die Franzosen. Hier bemerkte man eine wogende Masse rother Federbüsche, dort erkannte man an dem Blitzen einer Stahlfläche, daß sich Kürassiere bewegten; 400 Geschütze spieen von beiden Seiten Feuer und Verderben; Kanonendonner und Geschrei waren wild durch einander gemischt — das Ganze sah aus wie ein arbeitender Vulkan."

Noch kurze Zeit, und Wellington konnte rufen: „Er kommt, der alte Blücher — er ist da!" Lebendig wird es auf der ganzen Breite des bewaldeten Bergrückens zur Rechten des Feindes, und aus den Reihen der Engländer ertönt der Freudenruf: „Hurrah, die Preußen kommen!"

Von den Terrassen des Abhanges feuern in Stufen über einander die preußischen Geschütze, zwischen ihnen steigen die Truppen brigadenweise, in geschlossener Ordnung, in die Ebene hinab, während oben aus der Höhe des Waldes sich fortgesetzt neue Massen entfalten.

In einem Halbmonde umgeben jetzt die Verbündeten den Feind. Hoch auf athmen Wellington und seine Tapfern. „Auf, ihr Garden, auf den Feind!“ ruft Wellington. Die Vierecke der Engländer entwickeln sich zu furchtbaren Linien, unter Trommelwirbel und Schmettern der Hörner stürmen die Engländer und die Preußen auf den Feind ein. Das rothe Ziegeldach von Belle Alliance giebt ohne Verabredung dem allgemeinen Sturm die Richtung. Unwiderstehlich ist der gemeinsame Angriff; die Truppen beider Heere ringen danach, es einander zuvorzuthun. Napoleon hatte seine unerschütterten Veteranen aufgeboten, um, wenn irgend möglich, dem eisernen Gegner den Sieg zu entreißen. Zwei Kolonnen der Kaisergarde, zehn Bataillone stark, stürzen zwischen Hougoumont und der Brüsseler Straße die Höhen hinauf. Ney selbst führt sie heran, zu Fuß an ihrer Spitze. Sie erreichen die Höhen, nicht achtend der Kartätschenlagen, die ihnen entgegengeworfen werden: aber oben werden sie von Wellington empfangen; die an der Erde liegenden englischen Linien erheben sich und geben ihre mörderischen Salven auf 50 Schritt — auch die Elite des französischen Heeres vermag das Verhängniß nicht abzuwenden. —

Der Tag ging zur Neige. Das Dorf Planchenoit sollte den etwaigen Rückzug der Franzosen sicher stellen. Um den Besitz dieses Ortes hatte sich unterdessen ein Kampf entsponnen, wie sich eines ähnlichen die ältesten Kriegsleute nicht zu erinnern wußten. Bei Möckern, Probstheida und Paris stritt man auch Brust gegen Brust, bei Großbeeren, an der Katzbach und bei Dennewitz ging man mit dem Bayonnet auf einander los und schlug darauf mit dem Kolben kräftig darein; aber man hatte doch zuletzt die Gnade des Siegers nicht gänzlich verschmäht. Bei Planchenoit dagegen wüthete ein Kampf schonungsloser Unerbittlichkeit und kalter Todesverachtung. Auch auf dieser Stätte errangen sich die preußischen Landwehren unvergänglichen Ruhm. Bereits geraume Zeit währte das hartnäckigste Würgen und Ringen, zuerst vor und um das Dorf, dann in den Gassen desselben. Unter wildem Kampfgeschrei verhallte der Schmerzensruf und das Todesröcheln der Gestürzten. Wer hier fiel, erhob sich so leicht nicht wieder; der Hintermann trat auf des Gefallenen Körper, und wenn er selbst niedersank, so schritten erbarmungslos die Nachrückenden in blinder Kampfeswuth auch über ihn hinweg — immer vorwärts — vorwärts! Doch der Feind setzt dieser löwenmüthigen Tapferkeit einen verdoppelten Widerstand entgegen. Als infolge dessen der Kampf einen Augenblick steht, stellt sich Oberstleutnant von Brandenstein an die Spitze der Seinen und führt sie unter dem Rufe: „Vorwärts, Wehrmänner! Rache für Ligny!“ wieder vor.

Jeder Fußbreit, den man im Dorfe gewinnt, muß mit Blut erkauft werden. Der Widerstand des Feindes wird noch heftiger, als die Garden, welche, etwa 12,000 Mann stark, vor und um Planchenoit fochten, die Vertheidigung dieses Ortes energisch unterstützen. Doch die Landwehren, obgleich mehrfach geworfen, verlangten dennoch unter stürmischem Schlachtruf, von Neuem gegen die Gassen des so hartnäckig vertheidigten Ortes geführt zu werden. Sie dringen von Neuem vor. Weder die Kartätschen der Feuerschlünde, noch die feindlichen Flintenkugeln vermögen die Angreifenden in ihrem Siegeslaufe zu hemmen. Alles vor sich niederwerfend, dringen sie über Haufen von Leichen und Verwundeten weg in allen Straßen des Ortes vor. — Zuletzt kämpfen die Vertheidiger nur noch in einzelnen Trupps. Auch diese erliegen den Streichen der Preußen bis auf ein Häuflein Wackerer, das sich, ihren Adler in der Mitte, todesmuthig durchschlägt und ins Freie rettet.

Nun galt's, das letzte Bollwerk des Feindes zu nehmen.

In dem fürchterlichen Ringen wurden jetzt die Waffen bald eine Last; man warf sie von sich, um mit Faust und Armen einander anzufallen. Der Kampf war zu einem Gemetzel, einem Würgen ausgeartet, wie die Geschichte kaum etwas Aehnliches kennt.

Inzwischen war die Nacht angebrochen, die Häuser ringsum standen in Flammen, noch immer aber wüthete der gräßliche, erbarmungslose Streit, bis endlich der letzte Mann der alten Garde in der Vertheidigung des letzten der auf Befehl Napoleon's bis zur Erkämpfung eines großen Sieges noch mit Trauerflor umhüllten Adlers todt niedersank.



Blücher und Wellington bei Belle-Alliance. Zeichnung von Ludwig Burger.

Flucht und Verfolgung der Franzosen. Auf allen Theilen des Schlachtfeldes hatte sich der Sieg den Verbündeten zugewendet; überall ertönt aus den Reihen der Franzosen der Schreckensruf: „Rette sich, wer kann!" Das feindliche Heer löst sich in ein wildes Gewirre ohne Halt und Zucht; sein Rückzug artet bald in wilde Flucht aus.

Es begann zu dunkeln, als die beiden Feldherren bei der Meierei Belle-Alliance sich trafen, wo sie, zu dem errungenen Erfolge sich beglückwünschend, einander die Hände schüttelten. „Ich werde", sagt Wellington, „heut Nacht in Bonaparte's gestrigem Quartier schlafen!" worauf Blücher erwiedert: „und ich ihn noch in dieser Nacht aus seinem heutigen vertreiben!"

Und der Heldengreis befahl, „den letzten Hauch von Mann und Pferd daran zu setzen, um den Feind nicht wieder zum Stehen kommen zu lassen!“ Die Preußen nahmen den Befehl zur Verfolgung mit Jubel auf. „Wie man siegt“, rief Gneisenau, „haben wir gezeigt; nun wollen wir auch zeigen, wie man verfolgen kann!“

Schon war die Nacht angebrochen, da stürmte eine verhältnißmäßig kleine Schar den flüchtigen Feinden nach. Blücher's Generalstabschef selbst leitete diese denkwürdige Kriegsthat, bei welcher sich von den Generälen namentlich Zieten hervorthat. Der helle Mondschein begünstigte die wilde Jagd, die jetzt anhob. Trommler werden zu Pferde gesetzt, selbst leerer, mit Artilleriepferden bespannter Gepäckwagen bedienen sich die ermüdeten Fußsoldaten, um schneller vorwärts zu kommen und dem Feinde unablässig auf den Fersen zu bleiben, ihn nirgends zum Stehen kommen zu lassen. Gewehre, Lanzen, Säbel, Tornister, Tschakos, Helme und Bärenmützen, die umher lagen, selbst ganze Batterien, die man zurückgelassen und deren Pferde man ausgespannt hatte, um sich ihrer auf der Flucht zu bedienen, zeigen den Verfolgern den Weg, den die Trümmer der geschlagenen Armee genommen haben. Hier und da hatten kleinere oder größere Abtheilungen der Franzosen, von Müdigkeit und Erschöpfung überwältigt und eine so schnelle und energische Verfolgung nicht befürchtend, den Versuch gemacht, ein Bivouak aufzuschlagen, um den ermatteten Gliedern eine kurze Ruhe zu gönnen und sich durch Speise und Trank nach den furchtbaren Anstrengungen des Tages zu erquicken. Vergebliches Beginnen! Kaum flammten die ersten Lagerfeuer empor, da ertönten in der Ferne die Hornsignale, der Trommelwirbel und das Siegesgeschrei der nachrückenden Preußen, und ohne an Widerstand zu denken, wurde unter Zurücklassung aller Lagergeräthe die Flucht weiter fortgesetzt. Ein zweiter, ein dritter Versuch wurde in gleicher Weise vereitelt; die preußischen Reiter und Infanteristen schienen in ihrem Siegesjubel heute keine Ermüdung zu kennen. Nicht eine französische Compagnie, nicht eine Schwadron blieb mehr beisammen, nur die wenigsten Krieger hielten noch ihre Waffen in den Händen, in wilder Verwirrung stoben die Reiter dahin, jeder für sich und nur auf die Sicherung des eigenen Lebens bedacht. Nur bei Jemappes, etwa eine Meile vom Schlachtfelde, wurde von einer größeren, aus allen Waffengattungen gemischten französischen Abtheilung noch einmal ein kurzer Widerstand versucht. Hinter einer schnell errichteten Barrikade aus umgestürzten Transportwagen wurde ein lebhaftes Feuer auf die Verfolger eröffnet, die sich dadurch einige Minuten zum Stillstand genöthigt sahen. Aber bald nahte eine Batterie reitender Artillerie, und einige wenige wohlgezielte Granatschüsse genügten, um auch an dieser Stelle den Feind zu zerstreuen. Unter lautem Hurrahrufen drangen die Preußen in das Städtchen ein, machten eine große Zahl von Gefangenen und erbeuteten zugleich den Kaiserwagen Napoleon's, den dieser bis hierher zur Flucht benutzt hatte. Auf den Ruf: „Die Preußen kommen!“ hatte er denselben in größter Eile unter Zurücklassung seines Mantels, seines Hutes und Fernglases, seines Degens und seiner Ordenssterne, die gleichfalls in die Hände der Verfolger fielen, verlassen, hatte sich auf ein Pferd geworfen und so seine Flucht fortgesetzt, während die Truppen, wie erwähnt, durch einen aussichtslosen Widerstand die verfolgenden Preußen kurze Zeit aufgehalten und ihren Kaiser dadurch einen Vorsprung hatten gewinnen lassen. Von den erbeuteten Trophäen behielt Blücher Napoleon's Wagen, seinen Hut, den Mantel und das Fernglas für sich, den Degen und die Ordenszeichen, darunter die Insignien des einst dem Bedränger Preußens verliehenen Schwarzen Adlerordens, dieselben Kleinodien, welche später dem unermüdlichen Gneisenau verliehen wurden, sandte er zugleich mit seinem Siegesbericht dem Könige nach Berlin. Mit dem Kaiserwagen waren auch mehrere Gepäckwagen des Kaisers, die reiche Schätze an Gold, Juwelen und kostbaren Geräthen enthielten, von den preußischen Füsilieren erbeutet worden, aber die wenigsten von diesen kannten den hohen Werth solcher Dinge; vieles wurde achtlos beiseite geworfen, vieles um geringes Geld an Andere verkauft. Weiter und weiter drangen die Verfolger; noch mehrere Stunden währte die wilde Jagd.

Mehr und mehr war das Häuflein Preußen, welches die elenden Trümmer der stolzen Armee des Kaisers vor sich her getrieben hatte, zusammengeschmolzen. Unter fortwährendem Hurrah und Trommelschlag stürmte es mitten unter den Feinden dahin, überall Schrecken verbreitend. Als der letzte Tambour nicht mehr weiter konnte, setzte man, in der übermüthigen Laune des Siegers, den Ermüdeten auf eines der aus Napoleon's Wagen gespannten Pferde. Die Verfolgung ward bis über Frasnes hinaus ohne Ruh und Rast fortgesetzt. Der Morgen dämmerte. Kein Feind war mehr zu sehen. Nach allen Windrichtungen hatte er sich zerstreut, in Wäldern und Dörfern sich verborgen, in Gräben und Gehölzen Schutz gesucht vor der wilden Jagd der siegestrunkenen Preußen. Jetzt schwieg der Schall der Flügelhörner und Trommeln, das Feuern aus Flinten und Kanonen. Man war über zwei Meilen weit dahingestürmt. Die Natur verlangte nun gebieterisch ihre Rechte. Es war am Frühmorgen des 19., als auch Gneisenau, gerade als die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne die Gegend um Frasnes vergoldeten, in dem an der Straße liegenden Gasthofe „Zum römischen Kaiser“ Halt machte und nach mehr als achtundvierzigstündigen Anstrengungen Ruhe suchte.

„Diese Verfolgung“, sagt Varnhagen, „welche die Zerstreuung der Armee Napoleon's vollendete, gehört zu dem Außerordentlichsten, was jemals Krieger einer Nation geleistet haben. Seit zwanzig Stunden waren die Preußen auf den beschwerlichsten Wegen, mit Hindernissen aller Art kämpfend, marschirt, hatten die blutigste und hartnäckigste aller Schlachten durchgefochten und gewonnen, waren endlich die Nacht hindurch dem Feinde unablässig auf den Fersen geblieben, sich keine Rast, ihm keine Ruhe, keinen Moment, sich zu sammeln, gönnend, ihn vor sich hertreibend, seine Auflösung, Zerstreuung und Versprengung vollendend. Die Armee war vernichtet, zerbrochen die Wehr, welche Frankreichs Grenzen schützen sollte; zerfallen war der Bau der Kriegsmacht Napoleon's, in eitlen Rauch jede Hoffnung aufgegangen; einige Reiter und ein paar Füsiliercompagnien hatten genügt, die Reste eines Heeres, das zu den schönsten gehörte, welche jemals die Erde getragen, zu jagen, wie der Wind fliehende Wolken.“

Noch in der Nacht erließ Blücher eine Proklamation an das Heer. Sie lautete:

„Brave Offiziere und Soldaten des Heeres am Niederrhein! Ihr habt große Dinge gethan, tapfere Waffengefährten! Zwei Schlachten habt ihr in drei Tagen geliefert; die erste war unglücklich; und dennoch ward euer Muth nicht gebeugt. Mit Mangel hattet ihr zu kämpfen, und ihr trugt ihn mit Ergebung. Ungebeugt durch ein widriges Geschick, tratet ihr mit Entschlossenheit vierundzwanzig Stunden nach einer verlorenen, blutigen Schlacht den Marsch zu einer neuen an, mit Zuversicht zu dem Herrn der Heerschaaren, mit Vertrauen zu euren Führern, mit Trotz gegen eure siegestrunkenen, eidbrüchigen Feinde, zu Hülfe den tapferen Briten, die mit unübertroffener Tapferkeit einen schweren Kampf fochten. Die Stunde der Entscheidung aber sollte schlagen und kund thun, wer ferner herrschen solle, ob jener ehrsüchtige Abenteurer oder friedliche Regierungen. Das Schicksal des Tages schwankte furchtbar, als ihr aus dem euch verbergenden Walde hervorbrachet, gerade in den Rücken des Feindes, mit dem Ernst der Entschlossenheit und dem Selbstvertrauen geprüfter Soldaten, um Rache zu nehmen für das vor achtundvierzig Stunden erlittene Unglück. Da donnertet ihr in des Feindes erschrockene Reihen hinein und schrittet auf der Bahn des Sieges unaufhaltsam fort. Der Feind in seiner Verzweiflung führte nun sein Geschütz und seine Massen gegen euch; aber euer Geschütz schleuderte den Tod in seine Reihen, und euer stetes Vorschreiten brachte ihn in Verwirrung, dann zum Weichen und endlich zur regellosesten Flucht. Einige hundert Geschütze mußte er euch überlassen, und seine Armee ist aufgelöst. Alle großen Feldherren haben von jeher gemeint, man könne mit einem geschlagenen Heere nicht sogleich wieder eine Schlacht liefern. Ihr habt den Ungrund dieser Meinung dargethan und gezeigt, daß tapfere, geprüfte Krieger wol überwunden werden können, daß aber ihr Muth nicht gebeugt werden kann.



Erbeutung des Wagens Napoleon's mit dem Krönungsmantel.

„Empfanget dafür meinen Dank, ihr unübertrefflichen Soldaten, ihr, meine hochachtbaren Waffengefährten; ihr habt euch einen großen Namen gemacht. Auf euch, ihr unerschütterlichen Säulen der preußischen Monarchie, ruht mit Sicherheit das Glück eures Königs und des Landes. Nie wird Preußen untergehen, wenn eure Söhne und Enkel euch gleichen."

In früher Morgenstunde des nächsten Tages schrieb Blücher an den General Knesebeck: „Mein Freund! Die schönste Schlacht ist geschlagen, der herrlichste Sieg erfochten. Ausführlicheres wird folgen. Ich denke, die Bonapartische Geschichte ist nun vorbei. Ich kann nicht mehr schreiben, denn ich zittere an allen Gliedern. Die Anstrengung war zu groß."

Napoleon hat sein Mißgeschick bei Waterloo dem Marschall Grouchy zuschieben wollen, weil dieser es nicht bemerkt habe, daß drei Armeecorps auf Waterloo marschirten, um dem Kaiser in den Rücken und in die Flanke zu fallen. Die Sache steht aber, wie erwiesen, durchaus anders. Hätte der Kaiser die preußische Armee nach der Schlacht von Ligny auf dem Fuße verfolgen lassen, hätte er nicht am 18. kostbare Stunden durch eine Paradeaufstellung verloren, wäre er endlich nicht dem Irrwahn verfallen, daß Blücher vernichtet der Maas zueile, so würde sich das Schlachtenglück wol ihm zugeneigt haben.

Die Verluste der Verbündeten in dieser Schlacht waren außerordentlich bedeutend. Von der preußischen Armee hatten 46½ Bataillone, 46 Escadrons und 15 Batterien am Kampfe theilgenommen und den Sieg mit 187 Offizieren und 6500 Mann an Todten und Verwundeten erkauft; bei weitem die meisten Opfer hatte das erbitterte Ringen Mann gegen Mann um den Besitz von Planchenoit gefordert. Wellington's Heer zählte einen Verlust von 800 Offizieren und 15,000 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten, wovon fast die Hälfte auf die britischen Truppen kam. Der Gesammtverlust der Preußen allein in den drei Tagen vom 16. bis 18. Juni wird auf 33,000 angegeben. Noch viel größer waren natürlich die Verluste des französischen Heeres, die mit 40,000 Mann nicht zu hoch geschätzt werden. Thatsächlich aber war die ganze französische Armee, die hier den Verbündeten gegenüber gestanden hatte, vernichtet. Wol nur wenige von Denen, welche bei Waterloo gekämpft hatten, haben jemals wieder Waffen getragen. Die geringen Reste des Heeres, die auf belgischem Boden noch zusammengehalten hatten, zerstreuten sich vollends, sobald sie die Sambre überschritten und Frankreich betreten hatten. Jeder eilte auf dem nächsten Wege in seine Heimat, die Berittenen sollen selbst ihre Pferde an die Landbewohner zu Spottpreisen verkauft haben. 350 Kanonen und über 800 Munitionswagen fielen in die Hände der Sieger; von seiner ganzen zahlreichen Artillerie brachte Napoleon nur 27 Geschütze über die französische Grenze. Auch der Stolz Napoleon's, die alte Kaisergarde, war zur Hälfte erlegen. Daß sie auf die Aufforderung, die Waffen zu strecken, mit dem dem General Cambronne in den Mund gelegten Ruf geantwortet habe: „Die alte Garde stirbt, sie ergiebt sich nicht!" hat sich als eine poetische Ausschmückung herausgestellt. — Auf die unerquickliche Streitfrage, ob den Engländern oder den Deutschen die größere Ehre des Sieges gebühre, wollen wir hier nicht eingehen. „Ohne Wellington's bewunderungswürdige Ausdauer", heißt es darüber bei einem namhaften Geschichtschreiber, „konnte das Blücher'sche Heer den Sieg nicht herbeiführen, und ohne Blücher's rechtzeitiges Eintreffen mußte Wellington unterliegen. Die Standbilder beider Helden sind mit wohlverdientem Lorber gekrönt. Unsere preußische Geschichte aber ist zu reich an Siegeskränzen, um über ein einzelnes Blatt aus denselben mit dem stammverwandten Volke zu hadern!"

Die Engländer nannten die Schlacht nach dem Dorfe „Waterloo", wo Wellington's Hauptquartier sich befunden, die Preußen nach der Meierei Belle-Alliance, wo ein anmuthiger Zufall nach errungenem Siege die beiden Oberfeldherren zuerst zusammengeführt hatte. Scherenberg, der poetische Verherrlicher dieses Kampfes, weiß beide Namen schön zu verbinden:

„Die Schlacht
Heißt Waterloo, der Sieg heißt Belle-Alliance,
Der Tag kann mehr als einen Namen tragen."



Von der Höhe des Brandenburger Thores.

Die Preußen zum zweiten Male in Paris.

Paris! Paris! so hieß die Losung der Preußen seit dem Tage von Waterloo. Dahin eilte auch der flüchtige Imperator, der erste Bote, welcher die Kunde von dem vernichtenden Schlage nach der Hauptstadt brachte. Er hatte seinem Bruder Jérôme die schwierige Aufgabe überlassen, die zersprengte Armee wieder zu sammeln.

So groß auch das hereingebrochene Unglück sein mochte, noch immer wäre eine Wendung zum Bessern denkbar gewesen; denn nicht die ganze französische Macht war zertrümmert. Napoleon hatte, wie wir gesehen haben, einen seiner tüchtigsten Marschälle, den erprobten Grouchy, gleich nach der Schlacht bei Ligny mit über 30,000 Mann zur Verfolgung der Preußen abgesendet. Da dieser aber anfänglich in der Richtung auf Namur marschirt war, hatte er hierdurch einige kostbare, nicht wieder einzubringende Stunden verloren. Als er seinen Irrthum eingesehen und sich endlich links gewandt hatte, ließ er sich weiterhin den ganzen Nachmittag des 18. vor Wavre durch das höchst zweckmäßig aufgestellte Corps des Generals Thielmann festhalten, der am Tage der Schlacht von Waterloo mit seinen 15,000 Mann dreizehn Angriffe der doppelt überlegenen Franzosen abschlug. Vergebens hatten mehrere der bewährtesten Heerführer Napoleon's Grouchy bestürmt, nicht zu säumen, sondern dem von Waterloo her erschallenden Kanonendonner nachzumarschiren. Es bedurfte eines direkten Befehls des Kaisers, um ihn zu veranlassen, Abends 7 Uhr den Uebergang über die Dyle zu erzwingen und auf den jenseitigen Höhen Stellung zu nehmen. Während nun Thielmann in der Nacht von dem entscheidenden Siege Blücher's und Wellington's Kenntniß erhielt und, dasselbe bei seinem Gegner voraussetzend, annahm, derselbe werde seinen Rückzug antreten, war Grouchy ohne alle Nachricht geblieben. In der Meinung, daß der Kaiser gesiegt habe und vielleicht schon vor Brüssel stehe, griff er am Morgen des 19. mit seiner zweifach überlegenen Macht die 15,000 Preußen an und zwang sie zu weichen. Erst jetzt erreichte ihn die Kunde von Napoleon's Niederlage und Flucht; er stand nun sofort vom weiteren Vorgehen ab, rettete glücklich sein Armeecorps durch einen meisterhaften Rückzug über Namur und marschirte von dort in der Richtung auf Paris weiter.

Ohne sichere Nachricht von dem glücklichen Entkommen des Marschalls hielt Napoleon die Sache Frankreichs für hoffnungsloser noch, als sie es war. Seine Kraft war gebrochen;

seine eifrigsten Diener ließen sich von dumpfer Verzweiflung überwältigen, nur Wenige noch hielten bei ihm aus. Einen Augenblick zwar gab er sich noch der Hoffnung hin, mit Hülfe des unerschütterten Corps von Grouchy sowie der Pariser Nationalgarde dem Feinde in der Hauptstadt wirksamen Widerstand entgegensetzen zu können. Aber seine ganze Haltung ließ erkennen, daß der letzte furchtbare Schlag ihn geistig gebrochen habe. Die wenigen Generäle, die noch in alter Treue und Hingebung zu Napoleon hielten, riethen ihm dringend, sich alsbald wieder an die Spitze des Heeres zu stellen und in diesem nicht nur den äußeren, sondern auch den inneren Feinden gegenüber seine Stärke zu suchen. Aber Napoleon wies solche Rathschläge von sich. „Ich habe keine Armee mehr", rief er aus, „und wenn ich eine solche hätte, wo sollte ich Waffen für dieselbe hernehmen?" — Nichts zeigt deutlicher die vollständige Gebrochenheit und Verzweiflung Napoleon's, als sein Entschluß, sich an die in den Tagen seines Glückes so oft mit Hohn und Mißachtung behandelten Vertreter des französischen Volkes um Hülfe und Beistand zu wenden. Durch seinen Bruder Lucian ließ er sie beschwören, ihm jetzt „Treue" zu erweisen, worauf Lafayette in folgenden Worten der allgemeinen Stimmung Ausdruck lieh: „Sie klagen uns an, wir handeln pflichtvergessen an der Ehre und an Napoleon! Haben Sie denn Alles vergessen, was wir für ihn gethan haben? Haben Sie vergessen, daß die Gebeine unserer Kinder, unserer Brüder, auf dem ganzen Erdboden von unserer Treue zeugen, im afrikanischen Sande, an den Ufern des Guadalquivir und Tajo, an der Weichsel und auf den russischen Eisfeldern? Seit wenig mehr als zehn Jahren sind drei Millionen Franzosen für einen Mann gestorben, der heute noch den Kampf mit ganz Europa bestehen will. Wir haben genug für ihn gethan. Es ist unsere Pflicht, das Vaterland zu retten."

Bei seiner tiefen Kenntniß der Menschen und namentlich des Charakters der Franzosen konnte sich der Kaiser selbst sagen, daß das neue große Unglück den Glauben an ihn gänzlich untergraben und ihm das Zutrauen des französischen Volkes und damit den letzten Anhalt vollends geraubt haben müsse. Er verzichtete denn auch auf einen aussichtslosen Widerstand gegen den ausgesprochenen Willen der französischen Volksvertreter, entsagte zum zweiten Male zu Gunsten seines Sohnes dem Throne von Frankreich und nahm auf Anordnung der eingesetzten provisorischen Regierung bis auf Weiteres seinen Aufenthalt in Malmaison. Alsbald verschwand der Titel „Kaiser" wieder aus den Pariser Zeitungen. Anfänglich wurde der Gestürzte einfach „Napoleon", dann „Napoleon Bonaparte", „Bonaparte", „Genius des Bösen", endlich „ein Unsinniger" genannt, „der durch sein letztes Unternehmen das Unglück Frankreichs verschuldet habe."

Unaufhaltsam hatten inzwischen die Preußen, die dem Heere Wellington's von Beginn an um zwei Tagemärsche voraus waren, ihren Zug auf Paris fortgesetzt.

Das preußische Heer hatte die letzten blutigen Kämpfe um den Besitz der feindlichen Hauptstadt — bei welchen unter vielen anderen wackeren Kämpfern auch York's tapferer Sohn den Heldentod starb — allein zu bestehen; denn als Blücher's Vortrab vor Paris erschien, war Wellington's Armee noch fünf bis zehn Meilen entfernt.

Dem englischen Feldherrn fehlte die rücksichtslose, unermüdlich vorwärts treibende Zornesglut, die Blücher und seine Umgebung beseelte, und zu verwundern war dies nicht. Wellington's Nationalstolz fühlte sich nicht gekränkt; England war in den langen Kämpfen nicht unterjocht und gedemüthigt worden, während Blücher und seine Getreuen noch den vollen Ingrimm von Jena und Lübeck her im Herzen trugen und keineswegs die siebenjährige Schmach des Vaterlandes vergessen hatten, welche ihrer Ansicht nach durch den ersten Pariser Frieden nicht zur Hälfte gerächt war. — Wäre Napoleon den Verfolgern damals in die Hände gefallen, so würde sein Leben im höchsten Grade gefährdet gewesen sein. Nach der im preußischen Hauptquartier vorherrschenden Meinung sollte man mit dem durch die europäischen Mächte Geächteten kurzen Prozeß machen, den Unruhstifter vor ein Kriegsgericht stellen und ihn standrechtlich erschießen. Mit Mühe brachte Wellington die

preußischen Heerführer von ihren Rachegedanken ab. Von ihrer Seite wies man immer wieder auf die Ströme Blutes hin, die der nimmer ruhende Ehrgeiz des Eroberers vergossen. Nur sein Tod, ward gesagt, könne der Menschheit den ersehnten Frieden verbürgen.

Am 30. Juni erhielt Blücher ein von Marschall Davoust unterzeichnetes Schreiben, in welchem dieser sich in hochfahrender Weise darüber ausließ, daß von Seiten der Verbündeten der Krieg fortgesetzt werde, obgleich doch Napoleon zu Gunsten seines Sohnes dem Throne entsagt habe. Blücher ließ sich dadurch nicht irre machen. In der Antwort, die er dem Marschall ertheilte, hieß es: „Es ist irrig, daß zwischen den verbündeten Mächten und Frankreich alle Ursachen zum Kriege aufgehört haben, weil Napoleon dem Throne entsagt hat; dieser hat nur bedingungsweise entsagt, nämlich zu Gunsten seines Sohnes, und der Beschluß der vereinigten Mächte schließt nicht allein ihn, sondern auch alle Mitglieder seiner Familie vom Throne aus." — „Wir verfolgen unsern Sieg, und Gott hat uns Mittel und Willen dazu verliehen. Sehen Sie zu, Herr Marschall, was Sie thun, und stürzen Sie nicht abermals eine Stadt ins Verderben, denn Sie wissen, was der erbitterte Soldat sich erlauben würde, wenn Ihre Hauptstadt mit Sturm genommen werden müßte! Wollen Sie die Verwünschungen von ganz Paris, ebenso wie die von Hamburg, auf sich laden?" — Dieser Brief wurde von dem wackeren Helden, ein bis dahin unerhörter Brauch, in deutscher Sprache abgesandt. Davoust, der in Paris etwa 60- bis 70,000 Mann zusammen hatte, sah ein, daß er unvermögend sein werde, die Stadt zu halten, zumal auch die Hauptheere der Verbündeten bereits in Frankreich einrückten. Paris war von Napoleon vor Beginn des Feldzuges auf der nördlichen Seite befestigt worden. Blücher ging mit seinen 60,000 Mann über die Seine und nahm im Rücken der Stadt Stellung, während das nachfolgende Heer Wellington's in die frühere Stellung der Preußen einrückte. Nun fanden auf Vorschlag Davoust's in St. Cloud Verhandlungen wegen der Kapitulation statt. Um den französischen Stolz zu demüthigen, ließ Blücher zunächst die mit der Verhandlung betrauten Abgeordneten von Paris in seinem Vorzimmer längere Zeit warten. Als sich nun, nachdem sie bei Blücher eingetreten waren, herausstellte, daß sie unter einander selbst wegen der aufzustellenden Forderungen uneinig waren, drohte er, daß, falls seine Forderungen nicht augenblicklich angenommen würden, er aus Paris ein zweites Moskau machen werde. Nun baten die Abgeordneten nur noch, die Stadt, wie es im vergangenen Jahre geschehen, mit Einquartierung zu verschonen, worauf Blücher erwiederte: „Die Franzosen haben in Berlin jahrelang ganz angenehm logirt; es soll kein Preuße, der mir bis hierher gefolgt ist, zurückkehren, ohne sagen zu können, daß die Pariser ihn gut bewirthet haben!" — Eine der Forderungen der Abgeordneten war es gewesen, die Museen zu schonen. Blücher hatte ihnen aber angekündigt: „sie müßten herausgeben, was sie geraubt; es solle diesmal nicht gehen, wie das vorige Mal." Die unerschütterliche Festigkeit Blücher's bewirkte, daß die Abgeordneten endlich in Alles willigten, was verlangt wurde.

Einzug in Paris. Am 7. Juli rückten die Preußen in Paris ein; Blücher ließ den Truppen einschärfen, „sämmtliche Franzosen mit Ernst und Kälte zu behandeln, übrigens sich nicht durch Uebermuth zu entehren."

Blücher hatte seine Truppen bei dem Einmarsch über die „Brücke von Jena" geführt und danach den Befehl ertheilt, dieselbe zu sprengen. Dies erregte große Bestürzung in Paris, und man wandte alle nur erdenklichen Mittel an, um den Feldmarschall von seinem Entschlusse abzubringen. Vergebens! Blücher war zu sehr empört darüber, daß die Franzosen das Unglück Preußens von 1806 auf eine solche Art verewigt hatten. Es ward mit den Sprengungsarbeiten begonnen. Talleyrand ließ dem Feldmarschall sagen: „daß das Zerstören dieses großen Kunstwerks heftige Unruhen und blutige Auftritte in Paris herbeiführen könnte", worauf ihm Blücher erwiederte: „er übe nur das Vergeltungsrecht, und wenn er, Talleyrand, es nicht glauben wolle, so solle er sich nur in der und der Stunde auf die Brücke stellen, dann würden zwei Kunstwerke ganz verschiedener Art — von Blücher

ward Talleyrand stets „das Ungeheuer" genannt — auf einmal ins Reich der Vergessenheit geschickt werden."

Der erste Sprengungsversuch mißlang. Ein zweiter Versuch ward durch die am 10. Juli erfolgte Ankunft der Monarchen von Preußen, Oesterreich und Rußland verhindert. Ebenso ward die von Blücher auf die Stadt Paris ausgeschriebene Kontribution von 100 Millionen Francs erlassen. Da schrieb Blücher an Friedrich Wilhelm: „Ich hatte von den 100 Millionen einen zweimonatlichen Sold für meine Truppen bestimmt. Da sie denselben nun nicht erhalten können, so wird die ganze Armee gern auf diesen Sold Verzicht leisten, weil sie ihn sonst aus dem preußischen Vaterlande beziehen und in Frankreich verzehren müßte, aber es nicht übers Herz bringen kann, die mühsam zusammengebrachten Steuern des armen Vaterlandes nach Frankreich zu ziehen, um dieses Land zu bereichern." — Dagegen gelang es ihm, seine Forderung wegen der Rückgabe der geraubten Kunstwerke aufrecht zu erhalten.

Mit den Monarchen waren die Diplomaten, mit ihrem Meister Metternich an der Spitze, gekommen, deren Einfluß sich augenblicklich fühlbar machte. Dies verdarb dem Feldmarschall seine frohe Laune vollends. Bei einem großen Gastmahl erhob er sich und sagte: „Na, jetzt will ich auch einmal was ausbringen: mögen die Federn der Diplomaten nicht wieder verderben, was durch die Schwerter der Heere mit so vieler Anstrengung gewonnen worden!" Zu Hardenberg äußerte er: „Euch Diplomaten sollte man nur einmal eine Stunde in ein etwas scharfes Plänklerfeuer stellen, damit ihr doch erführet, was es heißt, wenn der Soldat mit Blut und Leben eure Fehler wieder gut machen muß, die ihr so leichtsinnig begeht!"

Wenn nun auch durch die Dazwischenkunft der verbündeten Monarchen und ihrer Staatsmänner manche von Blücher angeordnete Maßregel rückgängig gemacht wurde, so hatte doch wenigstens eine derselben, die Blücher gleich nach seinem Einzuge in Paris mit Nachdruck ins Werk gesetzt hatte und die wir oben bereits bezeichneten, ihren Fortgang: in den Museen und Kunstkammern der Hauptstadt wurde unter Leitung kunstverständiger Männer, an denen es im Blücher'schen Heere nicht fehlte, gründlich aufgeräumt und das in den Jahren französischen Kriegsglückes Geraubte wohlverpackt in die Heimat zurückgesandt. Manches herrliche Kunstwerk, das heute die Zierde unserer deutschen Museen und Kirchen bildet, kam auf diese Weise wieder in unseren Besitz zurück.

Abführung Napoleon's nach St. Helena. Napoleon wollte nach Amerika gehen, aber schon hielten englische Schiffe den Hafen von Rochefort gesperrt. Da beschloß er, einen seiner alten Kunstgriffe anzuwenden, um auf gefahrlose Weise aus Frankreich hinweg zu kommen. Wie oft hatte er sich mit Ingrimm über „diese Engländer" ausgelassen; jetzt begab er sich aus freien Stücken auf das englische Kriegsschiff „Bellerophon", um nach England hinüberzugehen und die Gastfreundschaft des englischen Volkes, als „des großmüthigsten unter seinen Feinden", in Anspruch zu nehmen. Aber er war mit seinen trügerischen Künsten zu Ende. Auf Beschluß der Großmächte ward er den Engländern zur Bewachung anvertraut und von diesen nach St. Helena, einer Felseninsel im Atlantischen Ozean, in die Gefangenschaft geführt.

Die Verbannung Napoleon's nach dem unwirthbaren Eilande hat vielfach die moralische Mißbilligung abgeschwächt, die ein ernster Hinblick auf sein Leben in jedem edelgesinnten Menschen hervorruft. Hören wir darüber ein Wort des geistvollen Canning.

„Wir sind nicht gemeint", sagt derselbe, „in Abrede zu stellen, daß eine nicht zu rechtfertigende, weil unnöthige, Härte gegen Napoleon ausgeübt worden ist. Wir halten es nicht für sehr edelmüthig von der britischen Regierung, daß sie einen reizbaren Gefangenen dadurch peinigte, daß sie ihm einen Titel verweigerte, den er lange getragen hatte. Wir meinen, daß nicht nur Religion und Humanität, sondern Selbstachtung uns verbietet, einem gefallenen Feinde auch nur ein einziges unnöthiges Leid zuzufügen.



Nach St. Helena! Einschiffung Napoleon's auf dem Bellerophon. Zeichnung von E. Hillemacher.

„Aber wir würden uns in Wahrheit einer Schwäche schuldig machen, wenn das sittliche Urtheil und die sittlichen Gefühle, mit denen Napoleon's Laufbahn betrachtet werden muß, einer Sympathie mit den Leiden den Platz räumten, mit denen diese Laufbahn geschlossen wurde. Wir bewundern nichts mehr bei Napoleon, als die Unverschämtheit, mit der er den Schutz des Völkerrechts für sich in Anspruch nahm. Daß ein Mann, der diesem Rechte offen Hohn gesprochen hatte, dessen Schutz suchen konnte; daß der Unterdrücker der Welt die Sympathie derselben für sich in Anspruch nehmen und dieser Anspruch Vertheidiger finden konnte: diese Dinge müssen zu den außerordentlichen Begebenheiten dieser außerordentlichen Zeit gerechnet werden. Unsere Sympathien sind in diesem Punkte eigensüchtig und störrisch. Wollen wir sie nach jenem einsamen Eilande führen und sie auf das berühmte Schlachtopfer britischer Grausamkeit heften, so wollen sie dort nicht ausharren, sondern nehmen ihren Flug über das Mittelmeer nach Jaffa und über den Atlantischen Ozean nach dem Walle, wo der Herzog von Enghien erschossen wurde, und nach den Schlachtfeldern, wo Tausende auf seinen Machtspruch in ihrem Blute schwammen. Wollen wir uns bemühen, unsere Gedanken auf die Leiden unseres gequälten Helden zu richten, so drängen sich andere und schrecklichere Leiden heran, deren Urheber er war, und seine Klagen, wie laut und bitter auch immer, werden übertönt von den Seufzern und Verwünschungen, die an allen Orten, die er durchzog, in unser Ohr dringen. Wir haben keine Thräne für gefallene Größe, wenn diese Größe auf Verbrechen gegründet und durch Gewalt und Treulosigkeit geschaffen war. Wir überlassen dies dem verfeinerten Zeitalter, in dem wir leben, und wir thun dies in der Hoffnung, daß ein Zeitalter herannaht von weniger zartem Stoff, aber erhabenerer, strengerer Gesinnung und tieferem Mitgefühl mit dem ganzen menschlichen Geschlecht." — „Was war nun", fragt der dem edlen Canning an Geist und Gesinnung ebenbürtige Carlyle, „was war nun Napoleon's Wirksamkeit mit all dem Lärmen, den sie gemacht, gewesen? Ein Flammenschlag wie von weit umhergestreutem Pulver; ein Auflodern wie das einer dürren Heide. Eine Stunde lang scheint das ganze Weltall in Rauch und Flammen gehüllt zu sein; aber nur eine Stunde. Die Flamme erlischt; das Weltall mit seinen uralten Bergen und Strömen, seinen Sternen oben und seinem gütigen Erdboden unten, tritt wieder hervor." —

Wenden wir hiernach unsere Aufmerksamkeit wieder auf Dasjenige, was in Paris vor sich ging. — Geschah auch bei weitem nicht Alles, was Blücher den Franzosen auferlegt zu sehen wünschte, so wurden ihnen doch diesmal Demüthigungen mancherlei Art nicht erspart. Namentlich gab ihnen, nach dem Vorgange Blücher's, die Haltung der Preußen zu erkennen, wie sehr sie in der Achtung der Nationen Europa's gesunken waren. Preußen dagegen stand in voller Glorie vor den Augen der ganzen Welt da.

Die französischen Geschichtschreiber haben aus falschverstandenem Patriotismus die größte Zeit Deutschlands seit der Reformation ungerecht beurtheilt und im Allgemeinen ein strenges Urtheil über den Mann gefällt, welcher zu dem von Preußen ausgegangenen großen Umschwung den Grund gelegt oder den Anstoß gegeben hat. Sie sahen in Stein die vollkommene Personifikation eines aparten Patriotismus, und sie haben selten zu einer Würdigung des großen Staatsmannes das rechte Wort finden können. Aber es giebt selbst in unserem Nachbarlande, das sich in der Regel geberdet, als habe es alle patriotischen Regungen in Alleinpacht genommen, doch noch unabhängige und unbefangene Männer, welche tief empfundene Hochachtung, ja Bewunderung dem Andenken Stein's entgegenbringen, so der schon angeführte Véron*). Er sagt von Stein: derselbe habe mit gutem Rechte als Haupt jener energischen und intelligenten Partei gegolten, welche die Wiederaufrichtung ihres Vaterlandes sich als preiswürdige Aufgabe gestellt hatte. „Was mich betrifft", sagt er S. 141 u. ff. seines Werkes, „so kann ich nur wünschen, daß, wenn jemals Frankreich ähnliche Prüfungen auferlegt werden sollten, wie sie damals über Preußen gekommen waren,

*) Vergl. Véron, Histoire de Prusse depuis la mort de Frédéric II. etc. Paris 1880.

man unter seinen Söhnen recht viele Männer finden möchte, die sich von gleichem Eifer für des Vaterlandes Wohlfahrt und Größe beseelt zeigen. Stein war es, der in Deutschland das Signal zu diesem neuen und furchtbaren Kriege gegeben, wie ihn Napoleon bis dahin noch nicht kannte, einem Kriege nicht der Armeen, sondern der Völker, die sich im Namen der Unabhängigkeit und der Ehre gegen fremde Tyrannei und gegen fremden Uebermuth erhoben hatten."

„Dieser große Kampf Europa's gegen Frankreich ist", fährt Véron fort, „für uns so verhängnißvoll gewesen, daß es uns schwer fällt, ihn unparteiisch zu beurtheilen, und daß wir nicht umhin können, gegen Diejenigen eine gewisse Bitterkeit zu empfinden, welche uns für unseren militärischen Ruhm so schwer haben büßen lassen. Aber um Geschichte zu schreiben, muß man es verstehen, sich über diesen egoistischen Patriotismus zu erheben, der es nur gestatten will, an anderen Nationen diejenigen Tugenden zu begreifen und zu loben, die uns von Nutzen oder wenigstens nicht von Nachtheil sind. Die einzige Art, ihnen gerecht zu werden, besteht darin, uns zu fragen, welches unsere Eindrücke sein würden, wenn Frankreich in einer ähnlichen Lage, wie damals Preußen zu seinen Diensten einen eben so glühenden Patriotismus gefunden hätte, wie es der des Feiherrn von Stein gewesen ist." — Und S. 196 sagt Véron weiter: „Ringen wir uns deshalb von dem alten Groll los, und seien wir gerecht gegen solche Vaterlandsliebe und gegen solche Hingabe; ziehen wir aus dem großartigen Beispiel, das uns Preußen giebt, die Lehre, daß die Liebe zum Vaterlande, wie sie in den Herzen der Nationen unseres Zeitalters durch Vorrechte und Despotismus erstickt worden ist, sich nur an dem Feuer auf dem Altar der Freiheit und Gleichheit wieder entzündet."

Aber noch großartiger für einen Franzosen ist seine von jeder Nationaleitelkeit freie Selstverleugnung, wenn er, nachdem er mit blutendem Herzen „der Schmach gedacht, die der zweite Pariser Friede über Frankreich gebracht", S. 220 fortfährt: „Wenn der französische Patriotismus auch schmerzlich berührt wird von diesen Erinnerungen, so dürfen wir auch auf der andern Seite darüber nicht vergessen, daß es nach Allem nur Wiedervergeltung war für Das, was die französischen Heere lange Jahre hindurch fast alle Völker Europa's hatten erdulden lassen."

Von dem Tage, an welchem Napoleon die Insel Elba verlassen hatte, bis zu dem Augenblicke, da man ihn zum zweiten Male verbannte, waren gerade einhundert Tage verflossen, daher man diesen kurzen, aber ereignißvollen Abschnitt aus Frankreichs Geschichte „die Hundert Tage" nennt.

Mit Sehnsucht wurden die siegreichen Deutschen im Vaterlande erwartet. Muthigen Herzens hatten Tausende und aber Tausende ihre Söhne und Ernährer ausziehen sehen, um durch völlige Niederwerfung des alten Feindes einen dauernden Frieden zu erkämpfen. Nun das große Werk gelungen war, konnten Väter und Mütter, Brüder und Schwestern, Bräute und Frauen es kaum erwarten, die Sieger an ihr Herz zu drücken. Endlich kamen sie, die langersehnten tapferen Streiter. Mit grünen Reisern geschmückt und unter lustigem Hörnerklang zogen sie ein in die Heimat.

Das vornehmste Ehrenzeichen dieser schweren Zeit, das Eiserne Kreuz, hatte gar manch Junger, manch Alter verdient; eine Medaille, geprägt aus dem Erz eroberter feindlicher Kanonen, als Erinnerungszeichen, erhielten Alle. — Alles strömte den Siegern entgegen; endloser Jubel braust durch Stadt und Land. Auf freien Plätzen wird feierlicher Dankgottesdienst abgehalten, allüberall hört man aus tiefbewegtem Herzen singen: „Herr Gott, dich loben wir!" oder „Nun danket Alle Gott!"



Rückkehr unserer Tapferen. Zeichnung von A. Beck.

Der zweite Pariser Friede.

Der Feind war besiegt; aber es war der Nation noch ein höheres Ziel gesteckt worden als das, die Ketten der Fremdherrschaft zu brechen. Auf dem befreiten Boden sollte, wie die Kalischer Proklamation verheißen hatte, die „Wiedergeburt des ehrwürdigen Reiches“ erfolgen, es sollte ein „verjüngtes, lebenskräftiges, in Einheit gehaltenes Deutschland“ erstehen.

Diese Verheißung wurde nicht erfüllt; man bot dem Volke den Stein des Bundestages statt des nährenden Brotes einer deutschen, den Pulsschlag des nationalen Lebens regelnden Verfassung. — Nach einem Aufschwunge, der so ohne Gleichen dasteht, ein solcher Rückschlag; nach so unerhörten Opfern ein solcher Dank! — Die besten Männer wurden irre, unzufrieden; mahnende Worte erschollen allerwärts, vernarbte Wunden begannen wieder zu brennen. Kein Wunder, wenn in Einzelnen die Liebe zu Fürst und Vaterland in Groll umschlug, so daß die Staatspolizei, die sich eifrig bemühte, berechtigte nationale Wünsche zu dämpfen, endlich auch unberechtigte Wünsche und Bestrebungen zu denunziren hatte.

Bei Alledem blieben die Blicke der großen Masse des preußischen Volkes mit Vertrauen auf König Friedrich Wilhelm gerichtet. Wenn auch nicht ein geborener Kriegsheld, wenn auch mit schwerer Sorge und zögernd, so war er doch mitgegangen mit seinem Volke, und er hatte bei mehr als einer Gelegenheit in dem schweren Kriege sein Leben furchtlos in die Schanze geschlagen. Eine und die andere seiner Maßnahmen wurden zwar selbst von gemäßigt denkenden Männern als unzweckmäßig bezeichnet; Niemand jedoch zog seinen redlichen Willen, den Ernst seiner auf des Vaterlandes Wohl gerichteten Bestrebungen in Zweifel. Als Stein eines Tages von einer vertrauten Konferenz des Königs Friedrich Wilhelm und der beiden Kaiser Alexander und Franz heraustrat, sagte er zum Geheimen Legationsrath Eichhorn: „Sie wissen, wie viel ich auf Kaiser Alexander halte; aber Friedrich Wilhelm ist doch der Erste und der Beste von Allen; der ist ganz wahr, treu und ehrlich.“

In gleicher Weise äußerten sich vielfach die heldenmüthigen Führer des Befreiungskrieges, wie sehr sie auch gleich Stein mit den schließlichen Ergebnissen des Krieges unzufrieden waren.

Der Hauptfeind war die österreichische Rückschrittspartei, an deren Spitze Metternich stand. Dieser fürchtete, daß sich Dasjenige in der Stellung der Hohenzollern zu Deutschland in seiner letzten Konsequenz vollziehen werde, was seit der Zeit des Großen Kurfürsten in der preußischen Politik vorbereitet war: die Führerschaft Deutschlands. Friedrich Wilhelm, getragen von der Liebe und Treue seines todesmuthigen Volkes, und an der Spitze dieses Volkes volksfreundlich gesinnte Helden und Staatsmänner wie Blücher, Gneisenau, Stein, Humboldt und Andere — konnte es bei innigem Zusammenstehen zu einem andern Ergebniß kommen? — Metternich fand einen willkommenen Bundesgenossen in demjenigen kleinen Theile des preußischen Adels, der dem reformatorischen Wirken der Hohenzollern innerlich fern geblieben war und sich dem Throne nur nahe gedrängt hatte, um vermöge einer günstigen Stellung bei Hofe von seinen aus finsteren Zeiten stammenden Vorrechten zu retten, was irgend zu retten war. Gerade der letzte große Krieg hatte die treue Hingabe des Volkes an den Thron im glänzendsten Lichte gezeigt, und es schien für Preußen die Zeit gekommen, in der sich Königthum und Volksthum in innigster Weise durchdringen wollten. Da aber in der völligen Durchdringung derselben die letzten Privilegien der Feudalpartei hinzuschmelzen drohten, wie Schnee vor der Sonne hinschmilzt, so sah diese Partei auf die Thaten des Volkes, von denen man noch in fernsten Zeiten singen und sagen wird, mit Verdruß und Groll. Wie die Metternich'sche Politik deutsche Interessen nicht kannte und am Ende auch bei der Vielartigkeit des österreichischen Staatsganzen nicht ausschließlich verfolgen durfte, eben so wenig kannte die preußische Feudalpartei (trotz geräuschvoller Betheuerung des Gegentheils) preußische Interessen; dort galten nur dynastische, hier nur Standesinteressen. — Es konnte in der Folgezeit nicht fehlen, daß aus so unpatriotischen Anschauungen hüben und drüben unheilvolle Lehren und Bestrebungen hervorgingen. Beide Parteien waren gemeinsam bemüht, die böse Saat der Verdächtigung des Volkes in das Ohr des Königs zu senken. Der politische Jesuitismus begann seine „mitternächtigen Schwingen“ auszubreiten und im Vaterlande zum Unheil für Fürst und Volk zu wirken. Wahrlich, es gehörte nicht zu den geringsten unter den herben Prüfungen Friedrich Wilhelm's, daß jene beiden Parteien aufs Eifrigste bestrebt waren, ihn nicht zu der ungetrübten Freude über die Erhebung seines Volkes für Thron und Vaterland kommen zu lassen. Der „alte, böse Feind“ war in neuer Maske aufgetreten. Weder gelangte das preußische Volk zu dem Genusse der Rechte, die ihm verheißen worden, noch (und dies war zum Theil eine Folge davon) Preußen zu der Stellung in Deutschland, die ihm seiner ganzen Geschichte, vorzüglich aber seiner hochherzigen Erhebung wegen, gebührte. Der gewonnene Schatz sollte, wie einst der Nibelungenhort in den Rhein, in die Nacht des Vergessens gesenkt werden.

Die Heilige Allianz. Während die Monarchen noch über den zu schließenden Frieden verhandelten, fand Kaiser Alexander Muße, sich für einen Plan zu erwärmen, welcher in der Seele einer schwärmerischen Kurländerin, einer Frau von Krüdener, entstanden war. Dieses noch reizvolle Weib, das früher der Weltlust über Gebühr zugethan gewesen war, nunmehr aber einer übertriebenen Frömmelei huldigte, hatte den für mystisches Wesen empfänglichen Kaiser Alexander I. in ihre Kreise zu ziehen gewußt und ihn für den Gedanken gewonnen, daß er, der mächtigste der siegreichen Monarchen, zur Gründung eines Fürstenbundes berufen sei, welcher der Welt das Oelblatt dauernden Friedens darzureichen habe. Durch diesen Bund sollten fernerhin alle Streitigkeiten zwischen den Völkern Europa's einerseits, zwischen den Völkern und ihren Fürsten andererseits, gemäß den Forderungen des Christenthums, grundsätzlich auf friedlichem Wege geschlichtet werden.

Welche Aussicht für einen Alexander! Gelang das Werk, nun, so war ihm der Heiligenschein für alle Zeiten gesichert; gelang es nicht, so konnte es ihm nicht fehlen, sich für seine erhabenen Absichten hochgepriesen zu sehen. Er legte den schon in Bezug auf seinen Ursprung

höchst bedenklichen Plan, ohne dessen Herkunft zu verrathen, dem Könige Friedrich Wilhelm und dem Kaiser Franz vor, und siehe — beide Monarchen zeigten sich dem Vorschlage günstig.

Friedrich Wilhelm, von Hause aus ein Mann des Friedens, konnte einem Uebereinkommen nicht abgeneigt sein, das in Aussicht stellte, die Kriegsübel wenigstens zu verringern. — Die Urkunde des neuen Bündnisses, „Heilige Allianz“ genannt, ward von den drei Monarchen am 26. September 1815 zu Paris unterzeichnet, und bald traten ihr alle europäischen Fürsten, mit Ausnahme des Herrschers von England, des Papstes und des Sultans, bei.

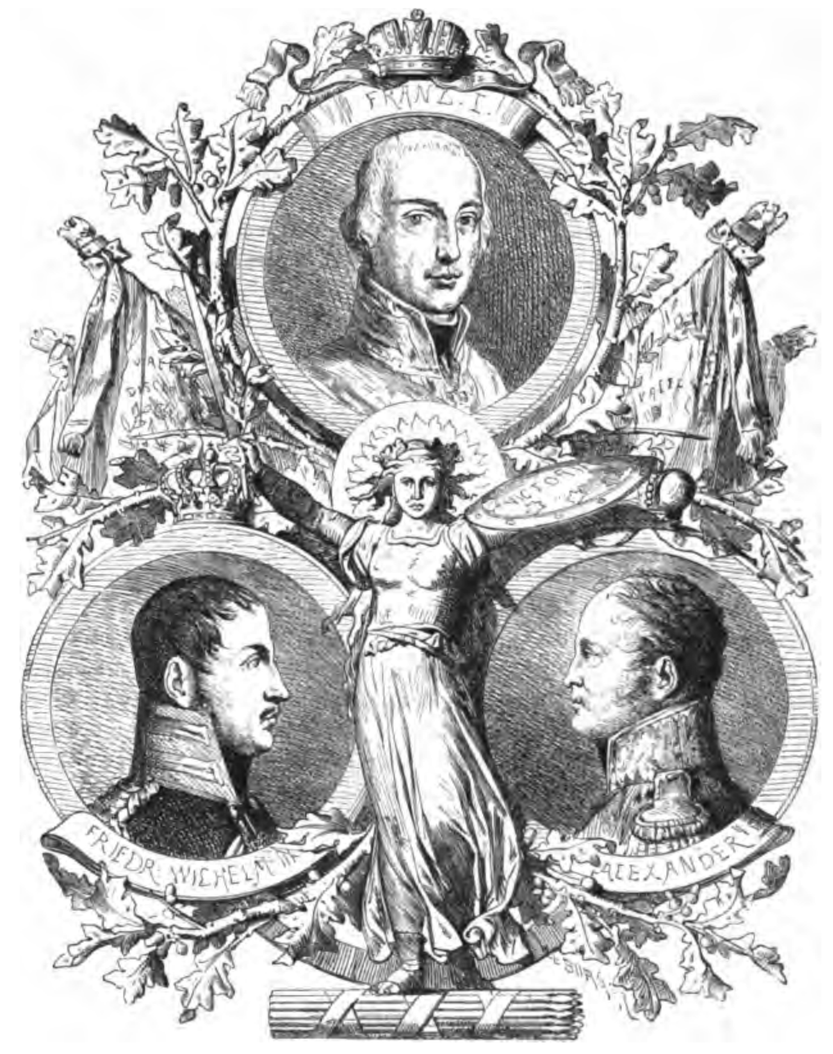
Papst Pius VII., von dem man zumeist gehofft hatte, er werde sich dem Bunde anschließen, ihm Segen und Weihe zuwenden, antwortete auf die an ihn gerichtete Einladung zum Beitritt: „neben der allerchristlichsten Kirche bedürfe es eines andern ‚Heiligen Bundes‘ nicht!“

Wie man auch über die „Heilige Allianz“ denken mag, so trug doch diese Vereinigung dazu bei, den europäischen Frieden auf lange hinaus zu befestigen; freilich hat sie andererseits die verderbliche Kongreß- und Einmischungspolitik möglich gemacht, die während so vieler Jahrzehnte gleich einem Alp auf der Entwicklung der Völker Europa's lastete und deren Gedeihen hemmte. — Ja, hätten es alle Theilnehmer mit der Sache so ernst gemeint — wir haben dafür das Urtheil eines Stein anzuführen — wie der tief religiöse, aller Ueberspanntheit abholde König Friedrich Wilhelm, wahrlich, es würde nicht Alles, aber doch Manches von dem Guten, was die Lobredner jenes Bündnisses in Posaunenstößen voraus verkündeten, erreicht worden sein. Jedoch gar bald schon bediente sich Arglist und Ränkesucht des Bundes als eines Mittels, in streitigen Fällen nach Gutdünken und gerade im Gegensatz zu den „Forderungen des Christenthums“ zu entscheiden. Sieht man von dem unter Anstrengungen und Windungen aller Art einige Jahrzehnte lang aufrecht erhaltenen Friedenszustand zwischen den betheiligten Staaten ab, so kam die „Heilige Allianz“ den einzelnen Völkern keinesfalls zu statten, und die so überschwenglich gefeierten Vortheile, die sie eine Zeit lang den Fürsten zu bieten schien, schlugen in der Folge in das Gegentheil um. — Sie brachte auch den Mächtigen auf die Dauer weder Befriedigung noch Vortheile.

Als die drei Monarchen jenen Bund schlossen, herrschte über das Maß Dessen, was dem französischen Volke als Buße für den wieder begonnenen Krieg aufzuerlegen sei, unter den Staatsmännern noch eine große Meinungsverschiedenheit. Der Schöpfer der Heiligen Allianz, Alexander, fühlte sich nun vor Allem berufen, dahin zu wirken, daß man mit den Franzosen, den Schützlingen der Frau von Krüdener, ja nicht zu hart ins Gericht gehe.

Die preußischen Staatsmänner hatten eindringlich gerathen, Frankreich diesmal seine Kriegslust ernstlich büßen zu lassen. Der General von Carlowitz forderte in einer Denkschrift, daß dem französischen Volke auferlegt werde, eine baare Kriegsentschädigung von 1000 Millionen Francs zu zahlen und eine beträchtliches Grenzgebiet abzutreten. Auch Hardenberg vertrat energisch die letztere Forderung. „Will man einen dauerhaften und sicheren Frieden“, sagte er in seiner dem Könige vorgelegten Denkschrift, „will Frankreich selbst einen solchen Frieden mit seinen Nachbarn — so muß es seinen Nachbarn die Vertheidigungslinie zurückgeben, die es ihnen genommen hat, an Deutschland das Elsaß und die Festungen der Niederlande, der Maas, Mosel und Saar. Dann erst wird Frankreich sich in seiner wahrhaften Vertheidigungslinie befinden, in den Vogesen und in seinen beiden Festungslinien von der Maas bis zum Meere, und dann allein wird Frankreich ruhig bleiben.“ Gefährlich sei der Irrthum, bemerkte Hardenberg weiter, zu glauben, man werde sich die Franzosen durch Schonung und Großmuth geneigt machen; nie würden sie vergessen, daß sie niedergeworfen worden. Man möge daher Das nehmen, wozu man das Recht und die Pflicht habe. — Andere Staatsmänner gingen noch weiter, indem sie die Abtretung von Lothringen bis zur Maas zur Sicherung Deutschlands für unerläßlich hielten. Lasse man die Franzosen wiederum leichten Kaufes davonkommen, so werde diese Nachsicht sie über kurz oder lang zu neuen Frevelthaten gegen Deutschland antreiben, und das deutsche Volk werde die gegenwärtige Unterlassungssünde früher oder später wieder mit Strömen Blutes zu sühnen haben.

Stein war auf dringende Aufforderungen von mehreren Seiten nach Paris gekommen, um an den Friedensverhandlungen theilzunehmen. Es ist unzweifelhaft, daß sein und Blücher's entschiedenes Auftreten auch Hardenberg bestimmte, auf den preußischerseits erhobenen Forderungen mit größerer Festigkeit zu beharren. Rußland und selbst England fürchteten jedoch das Erstarken Deutschlands und vor Allem Preußens. „Wir haben“, sagten die russischen Vertreter, „durchaus kein Interesse daran, Frankreich zu vernichten und andere Mächte dadurch in die Lage zu versetzen, ihre ganze Aufmerksamkeit und alle ihre Kräfte gegen Rußland zu richten.“ Die preußischen Staatsmänner hatten geahnt, daß es so kommen werde.



Die Gründer der Heiligen Allianz.

„Es ist klar“, schrieb Stein, „die Russen wollen, daß wir verwundbar bleiben.“ Und in gleichem Sinne that Hardenberg die Aeußerung: „Die russische Politik schmeichelt Frankreich, um Deutschland in steter Schwäche zu erhalten.“ Nachdem sich aus ähnlichen Beweggründen auch Oesterreich für das Nachgeben erklärt hatte, stand Preußen mit jenen Forderungen allein. Ueberstimmt und durch die Vergeblichkeit aller ihrer Bemühungen allmählich ermüdet, erlahmten seine Bevollmächtigten. Es kann ihnen kein Vorwurf daraus erwachsen, wenn sie, um nicht aufs Neue den Krieg herauf zu beschwören, schließlich nachzugeben beschlossen.

Im Gefolge der zum zweiten Male in Paris einziehenden Monarchen hatte sich auch Ludwig XVIII. befunden, dessen erneute Anerkennung als König von Frankreich von den Siegern gefordert und durchgesetzt wurde. Ludwig XVIII. hatte die Liebe und Zuneigung des französischen Volkes niemals besessen; seine zweimalige Zurückführung durch fremde Bajonnete war auch nicht dazu angethan, ihm dieselbe zu erwerben, und um dem Könige seine an sich schon dornenvolle und schwierige Stellung nicht noch schwieriger zu machen, wurden in dem Friedensvertrage manche Forderungen nicht erhoben, die wol Annahme gefunden haben würden. Die Buße, welche man dem übermüthigen, leichtfertigen und wetterwendischen Volke der Franzosen auferlegte, war demnach keine allzu schwere, wennschon Frankreich diesmal nicht ganz so glimpflich wegkam wie im Jahre 1814. Es wurden ihm im Allgemeinen die Grenzen vom Jahre 1789 zugesprochen; dagegen mußte es sich nicht nur verpflichten, eine baare Kriegsentschädigung zu zahlen und, wie bereits erwähnt, alle aus fremden Ländern geraubten Kunstschätze zurückzugeben, sondern auch in die Abtretung der Gebietstheile, in denen die Festungen Landau und Saarlouis liegen, willigen. Ferner ward ausbedungen, daß 18 französische Festungen noch fünf Jahre durch 150,000 Mann der Armeen der Verbündeten besetzt bleiben, und daß diese Truppen auf Kosten Frankreichs verpflegt und unterhalten werden sollten, was einer weiteren Kriegssteuer von jährlich 50 Millionen Francs gleichkam.

Gegen den Willen von Deutschlands Verbündeten, das Elsaß und Theile von Lothringen für unser Vaterland zurückzugewinnen, war eben nicht möglich; eben so wenig vermochten es die alleinstehenden preußischen Vertreter durchzusetzen, daß Preußen für seine außerordentlichen Leistungen in den Jahren des Krieges anderweitig genügend entschädigt wurde.

Im deutschen Volke war man mit solcher Nachsicht und Milde keineswegs einverstanden.

„Wie müssen die Franzosen unserer spotten“, schrieb Görres, „wenn sie sehen, daß die Deutschen, nachdem sie im Gefolge eines glänzenden Sieges, wie ihre Geschichte wenige aufbehalten, nichts als zwei befestigte Orte erlangt, noch dazu unter einander Denen Begehrlichkeit vorwerfen, die ein Mehreres gewollt! Welche Begriffe müssen sie von unserer Staatsweisheit erlangen, sehen sie also öffentlich Die gescholten, die allein die Ehre ihres Volkes gefühlt und für seine Sicherheit gesprochen haben!“ — Eine Hauptschuld daran, daß gegen Frankreich so glimpflich, ja verhältnißmäßig so günstig verfahren wurde, trug, wie gesagt, der Kaiser Alexander, der auch hier die Kunst, seine vielgerühmte Hochherzigkeit und seine freundschaftlichen Regungen in besten Einklang mit der Wahrnehmung seiner Interessen zu bringen, auf wahrhaft meisterliche Weise ausübte. Der Zar war es auch, der es durchsetzte, daß die Frankreich auferlegte Kriegskontribution auf 700 Millionen Francs — von denen ein Drittel zur Verstärkung der deutschen Grenzfestungen verwendet, der Rest unter die Verbündeten vertheilt werden sollte — ermäßigt ward. Er erntete dafür natürlich Preis, Lob und Dank der leicht zu begeisternden Franzosen. — Der österreichische Staatskanzler hatte Recht, wenn er dem Verhalten des Zaren gegenüber den Ausspruch that: „Rußland läßt stets leichter einen Bundesgenossen im Stich als seine Interessen.“ Freilich hätte Fürst Metternich dieses Wort auch auf die österreichische Politik anwenden können, denn Oesterreich unterstützte Rußland in seinen gegen Preußen gerichteten Bestrebungen, und letzteres zog, wie wir wissen, den Kürzeren.

Friedensschluß. Indessen wurde nach manchem Zwischenfalle und nach langem, unerquicklichem Hader, doch endlich eine Einigung aller Betheiligten erzielt, und am 20. Nov. 1815 der zweite Pariser Friede unterzeichnet.

Wie schmerzlich es auch war, daß das Verlangen der Vaterlandsfreunde nach Wiedererlangung der früheren Reichsgrenzen unbefriedigt blieb — dennoch vermochte ein deutscher Mann, der in der Staatskanzlei zu Wien beschäftigte Publizist Gentz, es über sich zu gewinnen, in einem Pamphlet die Mißachtung wohlberechtigter patriotischer Erwartungen für „gerecht und billig“ zu erklären. Ja, dieser religiöse und politische Apostat, der sich aus

einem Freidenker in einen übereifrigen Vertheidiger konservativer und reaktionärer Grundsätze umgewandelt hatte, verstieg sich zu der Behauptung: „es würde geheißen haben, alle Rechtsbegriffe zu zerstören, wenn man Frankreich genöthigt hätte, Elsaß und Lothringen an Deutschland abzutreten!“ —

Ordnung der deutschen Verhältnisse. Diesem letzten Akt des großen Befreiungskampfes — eine Verhöhnung der Opfer, die Preußen zur Wiederherstellung der Selbständigkeit Deutschlands gebracht — folgte ein noch verhängnißvollerer Abschluß. Er fand zu Wien statt, wo der von dem Fürsten Metternich geleitete Kongreß seine unterbrochenen Arbeiten an der politischen Neugestaltung Deutschlands wieder aufgenommen hatte. Preußen erlangte keineswegs den Umfang zurück, den es bei Beginn des Jahres 1806 bereits hatte. Durch den Wiener Kongreß wurden dem preußischen Staate seine früheren, im Gebiete der Elbe gelegenen Landestheile wieder zuerkannt; außerdem erhielt er etwa die Hälfte des Königreichs Sachsen, das Großherzogthum Posen sammt Danzig, Schwedisch-Pommern mit Rügen, in Westfalen eine Anzahl mediatisirter Fürstenthümer und Grafschaften nebst Wetzlar, das Großherzogthum Berg, den größten Theil des kurkölnischen und kurtrierischen Gebietes und andere kleinere Landestheile, so daß der Staat dadurch auf 5085 Quadratmeilen anwuchs und nach Oesterreich der größte Staat Deutschlands war, jedenfalls ansehnlich genug, um mit Oesterreich an die Spitze des deutschen Staatenbundes zu treten — jedoch eine rechte Abrundung, ein gesicherter Zusammenhang ward ihm vorenthalten. Allerdings hatte Preußen sein Ansehen als Militärstaat durch den Feldzug 1815 hinlänglich befestigt; hatte es doch in erster Reihe dazu beigetragen, die Macht Napoleon's zu brechen und den Frieden Europa's zu sichern.

Viel günstigere Erfolge hatten, trotz geringerer Anstrengungen und Leistungen in dem Kampfe um den Frieden und die Ruhe Europa's, die Bundesgenossen Preußens in dem in Wien zum Austrag gebrachten Kampfe der Interessen zu verzeichnen. Das Inselreich Großbritannien hatte zwar mit scheinbarer Großmuth auf eine Vergrößerung seines Gebietes auf dem europäischen Festlande verzichtet, aber was wollte das sagen gegenüber den zahlreichen und werthvollen außereuropäischen Kolonien und Besitzungen, die es im Laufe der Kriegsjahre den Holländern sowie den Franzosen und deren Vasallenstaaten entrissen und beim Friedensschluß nur zum kleinsten Theile herausgegeben hatte!

Rußland errang sich auf dem Wiener Kongreß die endgiltige Sicherung seines ausgedehnten polnischen Besitzes und die für das vor kurzem noch halb barbarische Zarenreich noch viel werthvollere Anerkennung eines weitgehenden Einflusses auf die politischen Verhältnisse Europa's. Oesterreich endlich hatte zwar auf den ohnehin nur lästigen und hemmenden Besitz Belgiens verzichtet, aber es war durch die Wiedergewinnung des Innviertels, Salzburgs und Tirols in Deutschland, wie Venetiens und der Lombardei in Italien, zu dem Besitze eines wohl arrondirten zusammenhängenden Gebietes, das die schönsten und fruchtbarsten Landstriche umfaßte, gelangt.

Das Deutschland vom Jahre 1815 sah demjenigen von 1792 kaum noch ähnlich. Es bildete kein Reich mehr. Lange stritt man hin und her, ob die Möglichkeit vorhanden sei, das Kaiserthum deutscher Nation wieder aufzurichten, oder ob der Zwang vorliege, es bei der Zerstückelung und Zertheilung, welche man vorgefunden, zu belassen. Alles sprach dafür, daß die Wiederaufrichtung der alten Reichsherrlichkeit nicht ausführbar sei. Diejenigen, deren Stimmen den Ausschlag gaben, wiesen darauf hin, wie wenig der Kaiser in den letzten Jahrhunderten gegolten, welche Macht dagegen die einzelnen Fürsten gewonnen hatten; sie gaben ferner zu bedenken, wie sich schwerlich hoffen lasse, daß die großen und kleinen Potentaten einwilligen würden, auch nur einen geringen Theil ihrer Rechte und ihrer Gewalt freiwillig an ein fürstliches Oberhaupt abzutreten. Deshalb beschloß man, die Selbständigkeit der einzelnen Staaten fortbestehen zu lassen, diese selbständigen Staaten und deren Potentaten aber zu einem Bunde zu vereinigen.

Die Schwierigkeit, deren verschiedenartige Wünsche und Forderungen in Einklang zu bringen, war groß. Schien sie doch selbst einem Stein, einem Wilhelm von Humboldt und anderen wohlgesinnten Männern schließlich fast unüberwindlich. So mußte das Erreichbare auf ein Minimum zusammenschrumpfen, was seinen Hauptgrund darin hatte, daß sich zu den maßlosen Ansprüchen kleiner und kleinster Potentaten die schon im Herbst des Jahres 1813 in Vertragsform gegebenen Zusagen Oesterreichs zu Gunsten der Könige von Bayern und Württemberg gesellten.

Der Deutsche Bund. So kam für Deutschland jenes unheilvolle Verfassungswerk zu Stande, welches unter dem Namen Bundestag, auch „Deutscher Bund", ein wenig rühmliches Andenken hinterließ, als es nach fünfzig Jahren zu Grabe getragen wurde. Wenig geachtet — zum Guten und Heilsamen zu machtlos, zum Schlimmen und Unheilvollen mächtig genug — schien der Bundestag fast nur zu dem Zwecke ersonnen worden zu sein, Preußen und alle gleichstrebenden Bundesglieder in ihrer Entwicklung zu hemmen und innerhalb des gesunden Organismus des preußischen Staatskörpers verderbliche Zersetzungen und Gäh rungen hervorzurufen. Solche traten denn auch bald nachher ein und wurden Ursache von Freiheitsverkümmerungen und den gehässigsten Verfolgungen.

Am 8. Juni 1815 wurde die Urkunde dieses Bundes, die sogenannte Bundesakte, unterzeichnet. Zum Deutschen Bunde gehörten: der Kaiser von Oesterreich, die Könige von Preußen, Bayern, Sachsen, Hannover und Württemberg, der Großherzog von Baden, der Kurfürst von Hessen-Kassel, der Großherzog von Hessen-Darmstadt, leider auch der König von Dänemark (als Herzog von Holstein und Lauenburg), der König der Niederlande (als Großherzog von Luxemburg), weiterhin der Herzog von Braunschweig, die Großherzöge von Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz sowie von Oldenburg, der Herzog von Nassau, der Großherzog von Sachsen-Weimar, die Herzöge von Sachsen-Gotha und Sachsen-Koburg, von Sachsen-Meiningen und Hildburghausen, die Herzöge von Anhalt, die Fürsten von Schwarzburg-Sondershausen und -Rudolstadt, von Hohenzollern, Liechtenstein, die Fürsten von Reuß und von Schaumburg, der Landgraf von Hessen-Homburg sowie die vier freien Städte: Frankfurt, Lübeck, Hamburg und Bremen. — Im Jahre 1825 sank die Zahl der Bundesmitglieder durch Vereinigung von Koburg und Gotha auf 38, im Jahre 1850 — durch das Aufgehen der beiden Hohenzollernstaaten in Preußen — auf 36, später auf 34, nachdem die Anhaltinischen Fürstenthümer an die eine überlebende Linie fielen.

Der Umfang dieses Staatenbundes betrug 12,000 Quadratmeilen, die Einwohnerzahl im Jahre 1815 etwa 30 Millionen. Dabei sind aber diejenigen Unterthanen des Kaisers von Oesterreich und des Königs von Preußen nicht eingerechnet, welche die zum Deutschen Bunde nicht gehörigen Lande dieser beiden Monarchen bewohnten, und die sich auf weitere 20 Millionen belaufen mochten.

Durch die Bundesurkunde blieb in der Hauptsache Folgendes bestimmt: Zweck des Bundes war Erhaltung der äußeren und inneren Sicherheit Deutschlands, der Unabhängigkeit und Unverletzlichkeit seiner Staaten. Die Besorgung der gemeinsamen Angelegenheiten lag dem Bundestage zu Frankfurt a. M. ob, zu welchem die größeren Staaten besondere, die kleineren gemeinschaftliche Abgeordnete sendeten, die unter Oesterreichs Vorsitz beriethen und Beschlüsse faßten. Bundesglieder durften einander unter keinerlei Vorwand bekriegen oder das Gesammtinteresse gefährden, sondern sie hatten ihre Streitigkeiten bei der Bundesversammlung anzubringen und sich der Entscheidung des Schiedsgerichts (Austrägalgerichts) zu unterwerfen. Gegen auswärtige Feinde sollten Alle für Einen, Einer für Alle stehen.

Zu dem Zwecke ward ein Bundesheer unterhalten, welches in Friedenszeiten etwas mehr als 300,000, in Kriegszeiten aber 450,000 Mann zählte. Dieses Heer bestand aus zehn Armeecorps. Das erste, zweite und dritte stellte der Kaiser von Oesterreich; das vierte, fünfte und sechste der König von Preußen; das siebente der König von Bayern; das achte wurde von Württemberg, Baden und Hessen-Darmstadt aufgestellt; das neunte von Sachsen.

Hessen-Kassel, Nassau und Luxemburg; das zehnte von Hannover, Braunschweig, Holstein, Mecklenburg, Oldenburg und den Hansestädten. Die kleineren deutschen Staaten sollten eine besondere Abtheilung, die Reservedivision, zusammenbringen, der die Besetzung der Bundesfestungen Luxemburg, Mainz und Landau während eines Krieges oblag. Den siebenten Theil des Bundesheeres bildete Reiterei, das ganze Heer war mit 1100 Stück Geschützen ausgerüstet.

Trotz so mancher Enttäuschungen blickten die Völker, die so treulich ihren Fürsten und Führern geholfen, zunächst noch mit rosigen Hoffnungen in die Zukunft. Wie sich das im Grunde von selbst verstand, waren auch den Deutschen alle diejenigen Rechte und Freiheiten verheißen worden, deren andere Völker — Franzosen, Spanier, Holländer rc. — sich erfreuten. Es sollten in verjüngter Gestalt die alten Landesvertretungen wieder ins Leben treten und von jeglicher größeren Gemeinde oder Provinz innerhalb gewisser regelmäßig wiederkehrender Termine Vertrauenspersonen zu Land- oder Reichstagen abgeordnet werden, um auf Grund der zu verleihenden Verfassung die Interessen und Rechte des Volkes wahrzunehmen und bei der Feststellung seiner Leistungen und Pflichten mitzuwirken. Diese landständischen Verfassungen sollten nicht anders als auf dem durch das Gesetz vorgeschriebenen Wege abgeändert werden dürfen. — Den Unterthanen der Bundesfürsten blieb es unverwehrt, von einem Staate nach dem andern zu ziehen, um wo und wie es ihnen eben am besten dünkte, ihren Lebensunterhalt zu verdienen; auch ward ihnen ungehinderte Ausübung ihrer Religion verbürgt. Wie die Religionsfreiheit sollte auch das Versammlungs- und Vereinsrecht sowie die Preßfreiheit gewährleistet sein. Weiterhin ward den Rheinlanden die vorläufige Erhaltung ihrer öffentlichen Rechtspflege, vornehmlich die Fortdauer der Geschworenengerichte, zugesichert. Indessen sollte auf Verbesserung und möglichste Einheit in der Gesetzgebung ernstlich hingearbeitet werden.

Ach, wäre nur die Hälfte von Dem in Erfüllung gegangen, was in den hoffnungsreichen Jahren von 1813 bis 1815 zugesagt und geglaubt wurde — unserer Nation wären vielleicht fünfzig Jahre wahrhafter Befriedigung und gedeihlicher Entwicklung zutheil geworden!

Eine neue Lehr- und Prüfungszeit begann. Die Jahre der Schmach wie die Jahre der Erhebung und Befreiung schärften dem Volke das Auge und weihten sein Herz, um Preußens Aufgabe aus seiner großen Vergangenheit zu erkennen. Es lernte während der Periode getäuschter Hoffnungen seine ihm angeborenen Eigenschaften erst recht würdigen, das Maß seiner Kräfte richtiger schätzen. Auch während der Jahre des Rückschritts und des Stillstands hielt das preußische Volk an der Ueberzeugung fest, daß nicht leicht ein Fürstengeschlecht zu finden sei, welches in Bezug auf treue Hingabe an das Wohl des Volkes mit seinem Königshause den Vergleich auszuhalten vermöge. Das Werden und Wachsen der preußischen Monarchie erschien ihm einem Wunderwerke vergleichbar, hervorgegangen aus einer Geistesarbeit ohne Gleichen, aus Thaten heldenmüthiger und hochherziger Fürsten, wie sie erhabener weder die Geschichte Roms noch die Griechenlands aufzuweisen hat. Es lernte auch die Glieder der heimischen Adelsgeschlechter ehren und achten, die mit voller Hingabe der reformatorischen Mission hervorragender Fürsten sich anschlossen und durch rühmliches Wirken im Felde und in der Verwaltung die Größe und Wohlfahrt des Landes mitbegründen halfen. Das Haus der Hohenzollern dagegen erkannte, daß sein Thron nicht auf den Sklavensinn einer rohen Menge sich stütze, nicht auf jene des Menschen unwürdige Treue, die sich des eigenen Urtheils begiebt, sondern auf den Fels der „Liebe des freien Mannes“ — eine unabweisbare und in ihrer vollen Anerkennung einen Quell des Segens in sich schließende Forderung des gegenwärtigen Zeitalters. Und in gleichem Maße, wie das Volk die Tüchtigkeit seines Herrscherhauses anerkennt, ist es seines eigenen Werthes sich bewußt und sieht in dem Kranze des Ruhmes, den die Geschichte den Hohenzollern reicht, seine eigenen Thaten verherrlicht. Nach Zeiten der äußersten Mißstimmung und höchsten Erregung fanden sich Beide im Hinblick auf den unverlierbaren Schatz gemeinsamer Erinnerungen immer wieder geeinigt.

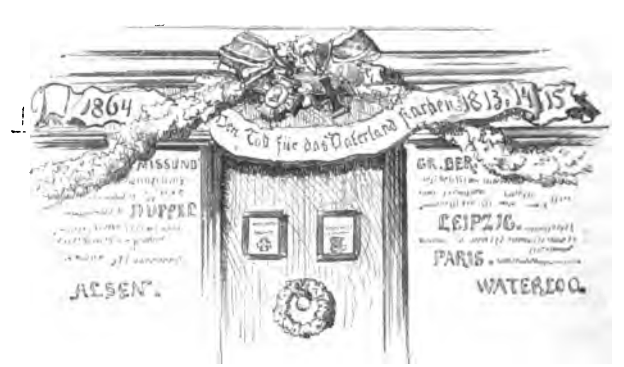
So festigte sich während des Kampfes mit stets neu auftauchenden Schwierigkeiten das Band, das Beide, den Fürsten und das Volk, umschlang; in Eintracht strebten sie weiter auf der ruhmvoll betretenen Bahn.

Im Verlaufe dieser Vorbereitungsperiode ist Preußens Aar allen innerhalb und außerhalb der Grenzen des Landes lebenden, wahrhaft deutsch gesinnten Männern das Symbol des sich im Lichte des Protestantismus verjüngenden Deutschlands geworden, und in diesem Sinne eröffnete sich schon vor Jahrzehnten dem süddeutschen Geschichtsforscher C. A. Mayer ein ahnungsvoller Blick in die Zukunft, als er schrieb: „Indem sich Preußen, gleich den Aesten eines Baumes, durch Deutschland verbreitet hat, soll es einerseits mit dem Salze, das ihm gegeben, unser gemeinsames Vaterland durchdringen, andererseits aber auch den deutschen Geist in seiner Mannichfaltigkeit in sich aufsaugen und das ausschließlich Preußische ausmerzen. Seit der Theilung Polens war ein Drittel Preußens polnisch geworden; nun aber hatte es so viel Slaventhum von sich gethan und so viel deutsches Land in sich aufgenommen, daß es der einzige wesentlich deutsche Großstaat geworden war. Der Wiener Kongreß hat es, ohne Zweifel wider seinen Willen, nicht übel mit Preußen gemacht: er hat es als einen Pfeiler durch Deutschland hindurch aufgerichtet, daß wir Anderen uns daran lehnen."

Unterdessen ist die Bundesverfassung unbedauert zu Grabe getragen worden, und nicht durch sie, sondern durch die Erretter im Jahre 1870 ist glorreich in Erfüllung gebracht worden, was die besten Männer aus jenen unvergessenen Tagen ersehnten und wofür so Viele ihr Leben eingesetzt. — Aber es ist doch keine Sache so schlimm, daß sich nicht auch etwas Gutes von ihr sagen ließe. Wie unbeliebt auch der „Deutsche Bund" gewesen ist, wir Deutsche haben unter dieser Verfassung eine schwere, aber doch nicht nutzlose Lehrzeit während fünfzig Friedensjahren bestanden. Während derselben ward — trotz aller Enttäuschungen für Fürst und Volk — ein neuer Schatz dem Vaterlande errungen. Wer wollte es noch wagen, die Thatsache zu verdunkeln, daß Preußen, nachdem es der Retter von Deutschlands Selbständigkeit gewesen, daß Preußens Fürst und Volk in schweren Kämpfen des Ruhmes der Väter sich allseitig werth und würdig bewiesen haben! Die in den schweren Zeiten von 1806 bis 1813 ausgestreute Saat hat in der Gegenwart ihre Früchte gezeitigt.

Um so mehr ist es die Pflicht des lebenden Geschlechtes, der Mahnung des Dichters sich zu erinnern:

„Vergiß der treuen Todten nicht und schmücke
Auch ihre Urnen mit dem Eichenkranz!"



Die Gedenktafeln in der Kirche.

Ende des zweiten Bandes.

Rückblick
auf die Entwicklung der preußischen Monarchie unter den Königen bis zum Ende der Freiheitskriege.

Der Große Kurfürst hatte dem brandenburg-preußischen Staate durch seine thatkräftige Regententhätigkeit nach innen und nach außen die Kraft und die Bedeutung eines selbstständigen Staates errungen; ihm folgte mit dem Willen und der Kraft, das Errungene nicht nur festzuhalten und zu erweitern, sondern auch äußerlich zur Anerkennung zu bringen, sein Sohn Friedrich

als **Kurfürst Friedrich III.** (1688—1701),
als **König Friedrich I.** (1701—1713).

1688. Kurfürst Friedrich III. erklärt bei seinem Regierungsantritt entgegen dem Testament des Großen Kurfürsten das ganze Land als sein alleiniges Erbe und sichert durch Verhandlungen und durch gütliche Einigung mit seinen Brüdern das Fortbestehen des brandenburg-preußischen Staates als eines Einheitsstaates.

Theilnahme des Kurfürsten am Reichskriege gegen Ludwig XIV. (Pfälzischer Erbfolgekrieg).

1689. Einnahme der Festungen Kaiserswerth, Mainz und Bonn durch die Brandenburger.

1697. Friede zu Ryswick. Das Reichsstift Quedlinburg, die Reichsstadt Nordhausen und das Amt Petersberg bei Halle gehen durch Kauf an Brandenburg über.

1698. Besetzung der im Vertrag von Wehlau dem Großen Kurfürsten verpfändeten Stadt Elbing; dieselbe fällt im J. 1702 endgiltig an Brandenburg.

1699. Unterhandlungen wegen der Erwerbung der Königskrone, die

1700 zum sog. Kronvertrag führen.

1701. Am 18. Januar Königskrönung des Kurfürsten, der sich fortan als König Friedrich I. nennt. Stiftung des schwarzen Adlerordens (Suum cuique).

Ausbruch des spanischen Erbfolgekrieges. Die preußischen Truppen nehmen rühmlich Theil an den Kämpfen

1704 bei Höchstädt,

1706 bei Turin,

1709 bei Malplaquet.

1707. Besitzergreifung der aus der oranischen Erbschaft ihm zustehenden Gebiete von Neufchatel und Valengin in der Schweiz durch Friedrich I. Die Herrschaft Tecklenburg und die Stadt Rheda gehen durch Kauf an Preußen über.

1713. Am 25. Februar Tod Friedrich's I.; ihm folgt in der Regierung sein Sohn

Friedrich Wilhelm I. (1713—1740).

Sparsames und strenges soldatisches Regiment des Königs. Einführung einer geordneten Verwaltung. Friede nach außen, aber beständige Fürsorge für die Erhöhung der Wehrkraft des Landes.

1713. Abschluß des spanischen Erbfolgekrieges durch den Frieden zu Utrecht. Preußen erlangt von Frankreich Anerkennung des Königstitels und des Besitzes von Neufchatel, dazu das bisher spanische Oberquartier von Geldern.

1715. Erzwungene Kriegserklärung des Königs an Karl XII. von Schweden. Einnahme Stralsunds und der Insel Rügen durch die Preußen und vollständige Verdrängung der Schweden aus Deutschland.

1720. Friede mit Schweden. Stettin nebst dem Gebiete zwischen Oder und Peene und den Inseln Usedom und Wollin werden an Preußen abgetreten.

1728. Traktat zu Berlin. Friedrich Wilhelm erkennt das vom Kaiser Karl VI. zu Gunsten seiner Tochter Maria Theresia erlassene Hausgesetz, die Pragmatische Sanktion, an, schließt ein Schutzbündniß mit dem Kaiser und erhält dafür die Zusage der Mitwirkung Oesterreichs bei der Geltendmachung seiner Erbansprüche auf Jülich und Berg.

1730. Schwere Zerwürfnisse zwischen dem Könige und dem Kronprinzen Friedrich. Fluchtversuch des Kronprinzen. Strenge Haft in Küstrin. Erst im folgenden Jahre

1731 erfolgt seine Aussöhnung mit dem Vater, und nach Berlin zurückgekehrt, vermählt er sich

1732 mit der Prinzessin Elisabeth von Braunschweig-Bevern.

Einwanderung der vertriebenen Salzburger in Preußen und Ansiedelung derselben in den östlichen Provinzen des Landes.

1740. Am 31. Mai Tod des Königs. Sein Sohn

Friedrich II. (1740—1786) übernimmt die Regierung. Der in demselben Jahre erfolgte Tod des Kaisers Karl VI. veranlaßt den König, zum Zweck der Geltendmachung der altbegründeten Ansprüche des brandenburgischen Hauses auf Schlesien, diese Provinz zu besetzen. Da gleichzeitige Verhandlungen in Wien keinen Erfolg haben, so beginnt

1740—1742 der erste Schlesische Krieg, der nach den Siegen der Preußen

1741 bei Mollwitz und

1742 bei Chotusitz durch den im Juli

1742 geschlossenen Frieden von Breslau beendigt wird. Ober- und Niederschlesien und die Grafschaft Glatz werden an Preußen abgetreten. Die drohende Haltung Oesterreichs nöthigt Friedrich II.

1744—1745 den zweiten Schlesischen Krieg zu führen. Die Oesterreicher werden in zwei Schlachten

1745 am 4. Juni bei Hohenfriedberg und am 30. September bei Soor besiegt, und bald darauf macht im Dezember des Jahres

1745 der Friede von Dresden, der die Bedingungen des Breslauer Friedens bestätigt, dem Kriege ein Ende. Erneute Umtriebe Oesterreichs gegen Preußen führen

1756—1763 den dritten Schlesischen (Siebenjährigen) Krieg herbei. Im Bunde mit Oesterreich steht fast das halbe Europa gegen Preußen unter den Waffen.

1756 im August Einfall Friedrich's in Sachsen; Dresden wird eingenommen und das sächsische Heer bei Pirna eingeschlossen. Sieg der Preußen über die Oesterreicher bei Lowositz am 1. Oktober. Kapitulation der eingeschlossenen Sachsen am 16. Oktober.

1757. Nachdem der Reichskrieg gegen Preußen erklärt ist, rücken die preußischen Truppen in Böhmen ein. Bereits am 6. Mai besiegt Friedrich die Oesterreicher bei Prag, erleidet aber am 18. Juni bei Kolin eine schwere Niederlage. Am 30. August Sieg der Russen über die Preußen bei Großjägerndorf. Das Kriegsjahr schließt mit den beiden großen Siegen der Preußen bei Roßbach am 5. Nov. über Franzosen und Reichsarmee und bei Leuthen am 5. Dezember über die Oesterreicher.

1758. Friedrich dringt nach Mähren vor. Vergebliche Belagerung von Olmütz. Vordringen der Russen im Osten und der Franzosen im Westen. Erstere werden am 25. August von Friedrich bei Zorndorf, letztere am 23. Juni bei Krefeld vom Herzog Ferdinand von Braunschweig entscheidend geschlagen. Dagegen erleidet Friedrich durch die Oesterreicher bei Hochkirch am 14. Okt. eine empfindliche Niederlage, behauptet indeß sowol Sachsen als Schlesien.

1759. Ein Unglücksjahr für die preußischen Waffen. Nur die Franzosen werden in der Schlacht bei Minden am 1. August geschlagen, dagegen erleiden auf dem östlichen Kriegsschauplatz die preußischen Truppen drei schwere Niederlagen bei Kay, am 23. Juli, bei Kunersdorf am 12. August und bei Maxen am 20. November.

1760. Nach der Niederlage eines preußischen Corps unter Fouqué bei Landshut am 23. Juni erringt Friedrich zwei glänzende Siege bei Liegnitz am 15. August über die Oesterreicher unter Laudon und bei Torgau am 3. November über eine österreichische Armee unter Daun.

1761. Friedrich bezieht ein befestigtes Lager bei Bunzelwitz. Die ihm gegenüberstehenden Russen und Oesterreicher wagen keinen Angriff, und das Jahr geht ohne einen entscheidenden Kampf vorüber. Doch wird die Festung Schweidnitz von den Oesterreichern und Kolberg von den Russen genommen.

1762. Nach dem am 5. Januar erfolgten Tode der Kaiserin Elisabeth von Rußland schließt ihr Nachfolger Peter III. mit Friedrich am 5. Mai den Frieden von Petersburg und führt dadurch im Augenblick der höchsten Gefahr einen Umschwung zu Gunsten Preußens herbei. Das dem Abschluß nahe Bündniß zwischen Rußland und Preußen kommt infolge der Entthronung Peter's III. nicht zu Stande; seine Nachfolgerin Katharina II. bricht die Unterhandlungen ab, doch hilft die unthätige Gegenwart der Russen den Sieg Friedrich's über die Oesterreicher bei Burkersdorf am 21. Juli herbeiführen. Mit dem Siege der Preußen über die Oesterreicher bei Freiberg am 29. Okt. erreichen die Feindseligkeiten infolge der allseitigen Erschöpfung ihr Ende.

1763. Friede zu Hubertusburg am 15. Februar. Die Bedingungen des Breslauer und des Dresdener Friedens werden endgiltig bestätigt. Schlesien ist fortan eine preußische Provinz.

Die letzten dreiundzwanzig Regierungsjahre des großen Königs sind im Wesentlichen friedliche und vor Allem der Hebung der Landeswohlfahrt gewidmet. Großartige und von seltenem Erfolge gekrönte Anstrengungen des Königs auf diesem Gebiet. Dazwischen fällt

1772 die erste Theilung Polens. Das polnische Preußen (Westpreußen mit Ausnahme von Danzig und Thorn) dazu der Netzedistrikt, kommen in preußischen Besitz.

Infolge der unberechtigten Ansprüche Österreichs auf Theile von Bayern nach dem Aussterben des bayerischen Herrscherhauses kommt es im Jahre

1778 zum bayerischen Erbfolgekriege. Die Preußen, mit den Sachsen verbündet, rücken in Böhmen ein, doch ehe noch eine entscheidende Schlacht geschlagen ist, kommt
1779 der Friede zu Teschen zu Stande. Oesterreich willigt in demselben in die künftige Vereinigung der Markgrafschaften Ansbach und Bayreuth mit der preußischen Monarchie. Dieselbe erfolgt im J. 1791.
1786. Am 17. August Tod des großen Königs. Da derselbe keine direkten Nachkommen hinterläßt, folgt ihm in der Regierung sein Neffe als

Friedrich Wilhelm II. (1786—1797).

Das wohlmeinende, aber fremdem Einfluß leicht zugängliche Regiment des Königs erweist sich als zu schwach, die Errungenschaften seines großen Vorgängers zu festigen und zu behaupten. Trotz mehrfacher Gebietserweiterungen ersichtlicher Niedergang des Staates.
1787. Unruhen in Holland veranlassen Friedrich Wilhelm, dem bedrängten Statthalter, seinem Schwager, ein preußisches Heer zu Hülfe zu senden, welches denselben, ohne ernstlichen Widerstand zu finden, in seine Residenz zurückführt und die Ruhe im Lande wiederherstellt. Ernstlicher sind die Verwicklungen, in welche Preußen im Jahre
1789 der Ausbruch der französischen Revolution hineinzieht. Friedrich Wilhelm schließt sich dem Kriegszuge an, welchen Oesterreich zum Schutze der französischen Königsfamilie unternimmt, und im August
1792 überschreitet ein preußisches Heer die französische Grenze. Ungünstiger Verlauf des Feldzuges; nutzlose Kanonade von Valmy am 19. September. Rückzug über den Rhein.
1793. Theilnahme Preußens am großen Koalitionskriege gegen die französische Republik. Unglücklicher Verlauf des Krieges. Rücktritt Preußens von der Koalition und
1795 Friede zu Basel zwischen Frankreich und Preußen. Letzteres tritt seine linksrheinischen Besitzungen an die französische Republik ab und erhält dafür die anfänglich geheim gehaltene Zusicherung anderweitiger Entschädigung in Deutschland. Inzwischen war im Jahre
1793 die zweite Theilung Polens erfolgt, durch welche Preußen in den Besitz von Danzig und Thorn und Großpolens gelangte. Aufstand der Polen. Ein preußisches Heer rückt
1794 in das Land ein, schlägt eine polnische Armee unter Kosciuszko, nimmt Krakau ein und belagert vergeblich Warschau. Nach der gänzlichen Niederwerfung der Polen durch Rußland erfolgt
1795 die dritte und letzte Theilung Polens. Der preußische Antheil umfaßt das Land bis zur Weichsel, außerdem das Gebiet zwischen Weichsel, Bug und Niemen (Neuostpreußen) und einen Theil von Krakau, zusammen 2700 □M. mit $2\frac{1}{2}$ Millionen Bewohnern.
1797. Am 16. November Tod des Königs. Sein Sohn und Nachfolger ist

Friedrich Wilhelm III. (1797—1840).

Friedenspolitik des Königs; strenge Neutralität Preußens während des zweiten Koalitionskrieges gegen die französische Republik. Die nach dem unglücklichen Verlaufe desselben zusammengetretene Reichsdeputation spricht Preußen im Jahre
1803 durch den Reichsdeputations-Hauptschluß für seine verlorenen linksrheinischen Besitzungen überreichliche Entschädigungen zu. Die Hochstifter Paderborn und Hildesheim, Theile von Thüringen und die Münster'schen Abteien Herford, Quedlinburg, Elten, Essen, Verden und Goslar kommen in preußischen Besitz.
1806. Das drohende und anmaßende Verhalten Napoleon's nach der im J. 1805 erfolgten Niederwerfung Oesterreichs führt zum Kriege zwischen Frankreich und Preußen. Ueber alle Erwartung ungünstiger Verlauf desselben. Schwere Niederlage der Preußen in der Doppelschlacht von Jena und Auerstädt am 14. Oktober. Schmachvolle Uebergabe der meisten preußischen Festungen. Rückzug nach der russischen Grenze. Nach erfolgter Vereinigung der Russen und Preußen wird
1807 am 7. und 8. Februar die unentschiedene Schlacht bei Preußisch-Eylau geschlagen. Ihr folgt am 14. Juni die schwere Niederlage der Preußen und Russen bei Friedberg, und diese führt
1807 am 7. Juli den Frieden von Tilsit herbei. Schmachvolle Bedingungen für Preußen; der Staat verliert nahezu die Hälfte seines Gebiets, seine Westgrenze ist die Elbe.
1807—1812. Allmähliche Wiederaufrichtung Preußens durch zeitgemäße Reformen und Heranziehung des ganzen Volkes zum Waffendienst.
1812. Erzwungene Betheiligung Preußens am Feldzuge Napoleon's gegen Rußland. Das gänzliche Scheitern desselben und die völlige Vernichtung der Großen Armee veranlassen den General York, den Befehlshaber des preußischen Corps, auf eigene Verantwortung
1812 am 30. Dez. den Neutralitätsvertrag von Tauroggen mit den Russen abzuschließen.
1813. Am 28. Februar Bündniß zu Kalisch zwischen Preußen und Rußland. Aufruf

des Königs: „An mein Volk"; Kriegserklärung an Frankreich. Nach mehreren kleineren Gefechten die beiden unentschiedenen Schlachten bei Großgörschen am 2. Mai und bei Bautzen am 21. Mai; darauf Waffenstillstand zu Poischwitz am 4. Juni. Während desselben Beitritt Oesterreichs zum russisch-preußischen Bündniß. Wiederbeginn des Kampfes am 10. August. Siege der Verbündeten bei Großbeeren am 23. August und an der Katzbach am 26. August. Das verbündete Hauptheer wird am 26. und 27. Aug. bei Dresden geschlagen, doch wendet der Sieg bei Kulm am 30. Aug. die drohende Gefahr der Einschließung und Vernichtung von ihm ab. Nach dem Siege bei Dennewitz am 6. Sept. allseitiges Vorrücken der Verbündeten gegen Napoleon, der sich auf Leipzig zurückzieht und dort in der großen Völkerschlacht am 16., 18. und 19. Okt. entscheidend geschlagen wird. Rückzug der Franzosen über den Rhein.

1814. Blücher überschreitet den Rhein am 1. Jan., gleichzeitig auch die Hauptarmee. Die Verbündeten sind siegreich in der ersten größeren Schlacht bei La Rothière am 1. Februar, doch folgen diesem Siege die Niederlagen bei Montmirail am 16. Febr., bei Nangis am 17. und bei Montéreau am 18. Febr. Durch die siegreichen Schlachten bei Bar sur Aube am 25. Febr., bei Laon am 10. und 11. März und bei Arcis-sur-Aube am 20. und 21. März wetzen die Verbündeten die erlittenen Scharten wieder aus. Der Sieg bei la Fère Champenoise am 25. März öffnet ihnen den Weg nach Paris, in das sie nach der am 30. März erfolgten Erstürmung des Montmartre am 31. März ihren Einzug halten. Absetzung Napoleon's. Der erste Pariser Friede vom 30. Mai gewährt Frankreich außerordentlich günstige Bedingungen. Die Neuregelung der deutschen Verhältnisse sucht der vom 1. Nov. 1814 bis 25. Mai

1815 tagende Wiener Kongreß herbeizuführen. Ungenügende Entschädigung Preußens, dessen Gebiet an Umfang hinter dem von 1805 zurückbleibt. Es verliert einen Theil seiner früheren polnischen Besitzungen, außerdem Lauenburg, Ostfriesland, Ansbach und Bayreuth, und erhält als Entschädigung Vorpommern nebst Rügen, ein ansehnliches Gebiet am Niederrhein und die größere Hälfte des Königreichs Sachsen. Inzwischen ist

1815 am 1. März die Rückkehr Napoleon's nach Frankreich erfolgt, und der Krieg gegen ihn beginnt von Neuem. Der Schauplatz desselben ist hauptsächlich Belgien. In der ersten Schlacht bei Ligny am 16. Juni wird Blücher geschlagen, doch unterliegt an demselben Tage ein französisches Heer unter Ney bei Quatrebras.

1815. Am 18. Juni Entscheidungsschlacht bei Waterloo und Belle-Alliance. Großer Sieg der Preußen und Engländer; Vernichtung des französischen Heeres. Marsch der Verbündeten auf Paris, Siegeseinzug daselbst am 7. Juli. Napoleon nach St. Helena verbannt.

1815. Am 26. Sept. Stiftung des Friedensbundes der heiligen Allianz. Zweiter Friede zu Paris am 20. Nov. Strengere Behandlung Frankreichs. Bestätigung der Beschlüsse des Wiener Kongresses. Deutschland geht als ein machtloser Staatenbund aus den Kämpfen der großen Jahre hervor.

Zum Schluß möge hier eine kurze vergleichende Uebersicht über die Größenverhältnisse des preußischen Staaten in den Hauptperioden seiner Entwicklung ihre Stelle finden.

	Größe		Einwohnerzahl	
Unter Friedrich I.	2055	□Meilen	1,730,000	Bewohner
„ Friedrich Wilhelm I.	2275	„	2,240,000	„
„ Friedrich II.	3500	„	5,380,000	„
„ Friedrich Wilhelm II.	5552	„	9,000,000	„
Nach dem Reichsdeputationshauptschluß i. J. 1803	5700	„	10,000,000	„
„ „ Frieden von Tilsit im Jahre 1807 .	2900	„	5,000,000	„
„ „ zweiten Pariser Frieden im J. 1815	5096	„	10,000,000	„



